

Ausgewählte

Deutsche Dichtungen

für

Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

von

Karl L. Leimbach,

Lic. theol., Dr. phil., Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar.

Dritter Band.

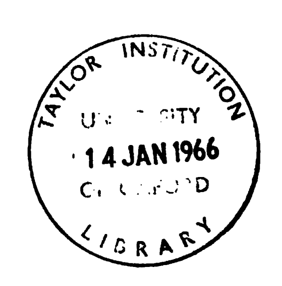
Dritte verbesserte Auflage.



Kassel, 1885.

Verlag von Theodor Kay,

Königl. Hof- Kunst- und Buchhändler.



Vorwort
zur dritten Auflage des 3. Bandes.

Schon längst erwartete der Herr Verleger die Veranstaltung dieser neuen Auflage des 3. Bandes, da die vorige vergriffen war. Aber erst jetzt ist es mir möglich, neben anderen beruflichen und schriftstellerischen Arbeiten diesen Band in neuer, inhaltlich nicht sehr veränderter, aber doch durch zahlreiche Nachträge und Berichtigungen verbesserter, Auflage herauszugeben.

Verändert ist besonders die frühere Orthographie in die amtliche Rechtschreibung, und nachgetragen sind namentlich die Litteratur-Nachweise, letztere besonders genau infolge der treuen Unterstützung des Herrn Buchhändlers Ludwig Koch in Goslar, dem ich, wie auch Herrn Cand. phil. Goethe hierselbst für die Mitwirkung bei der Korrektur der Druckbogen dieser Auflage herzlich danke.

Einen nicht minder herzlichen Dank sende ich bei dieser Gelegenheit an alle die vielen Freunde meiner Erläuterungen, welche sich in den letzten zwei Jahren veranlaßt gefühlt haben, mir brieflich ihren Dank für mein Werk auszusprechen, und denen ich vielfach nicht einmal habe danken können, weil alle bei mir eingehende Briefe zu beantworten schlechterdings über meine Kräfte hinausgeht. Ich sende allen den fernen und nahen, bekannten und unbekannten Gönnern einen herzlichen Gegengruß an dieser Stelle und bitte um Verzeihung, wenn mehr von mir erwartet wurde und nicht geleistet werden konnte.

Noch teile ich mit, daß von dem vierten Bande die erste Hälfte, welche Schillers Gedichte behandelt, in dritter, um 22 Erläuterungen Schillerscher Gedichte vermehrter, Auflage noch vor dem 15. Dezember erscheinen wird, während die Ausgabe der Schlußabteilung des 4. Bandes in 3. Auflage dem neuen Jahre vorbehalten bleiben muß.

Das gesamte Erläuterungswerk, welches in vier Bänden den Bedürfnissen der Schule zu genügen sucht, hat inzwischen eine der ungeteiltesten Anerkennung sich erfreuende Erweiterung durch mein Werk: „Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart“ (Kassel, Theodor Kay. 1884) erfahren. Dasselbe, welches genaue Biographien, Charakteristiken und Proben aus den Werken der Dichter seit Göthes Tod giebt, ist bis zur 3. (Schluß-) Lieferung des 2. Bandes vorgeschritten, deren Erscheinen noch in diesem Jahre gehofft werden kann, und es wurden in demselben bislang schon 150 Dichter gründlich bezüglich aller ihrer poetischen Dichtungen besprochen, sowie über 800 Gedichte als Proben unverkürzt mitgeteilt. Auch dieses Supplementwerk, welches in seiner Art das erste und bislang ohne Konkurrenz ist, ist alphabetisch geordnet und behandelt im Bd. 1. und 2. (Lief. 1—6 à 10 Bogen) die Dichter der Buchstaben A—G.

Möchte es mir beschieden sein, das ganze Werk, an welches ich keinen geringen Teil meiner Muße und Kraft gewandt habe, zu vollenden und mit demselben der Mitwelt einen zuverlässigen Führer durch die weitgeästete Litteratur der Gegenwart darzubieten.

Goslar, am 2. November 1884.

Der Verfasser.

Heinrich Heine.

(Schluß*).

Biographie des Dichters.

Heine wurde am 13. Dez. 1799 in Düsseldorf als Sohn des jüdischen Kaufmannes Samson Heine und dessen Ehefrau Betty, geb. von Geldern, geboren und erhielt den Rufnamen Harry.**) Sein Geburtshaus in der Bolkerstraße ist abgerissen und ein neues an seine Stelle gebaut worden, welches seit dem 31. Jan. 1867 die marmorne Gedenktafel trägt: Geburtshaus von Heinrich Heine.

Heine wuchs in der traurigsten Zeit Deutschlands heran. Die Throne am Rhein zerbrachen, die französischen Revolutionsheere überschwemmten das ganze Land, und namentlich Napoleon gestaltete alle Verhältnisse in Heines Vaterland und Vaterstadt um. Vater und Sohn aber waren enthusiastische Bewunderer Napoleons.

Im Jahre 1815 brachte ihn der Vater in ein Bankierhaus zu Frankfurt a./M., aber er hielt es in diesem nur 14 Tage aus und trieb sich dann noch fast zwei Monate in der Stadt umher. Dann kehrte er nach Hause zurück. Dort muß er (genaue Nachrichten fehlen) bis zum Jahre 1818 geblieben sein; dann gründete Harry Heine in Hamburg ein Kommissionsgeschäft, welches aber nach einem Jahre wieder liquidiert wurde. Dieser geschäftliche Mißerfolg und eine heiße Jugendliebe, welche sich später als durchaus hoffnungslos erwies, haben Heine die Erinnerung an Hamburg verbittert. Doch gab der reiche Hamburger Oheim Salomon dem „dummen Jungen“ die Mittel zu einem dreijährigen Universitäts-

*) Vgl. Erläut. Bd. II³, S. 313—333.

**) Der Geburtstag ist nicht ohne des Dichters Schuld in Dunkel gehüllt worden. Er behauptet in den „Reisebildern“, am 1. Jan. 1800 geboren zu sein, nur um den Witz anfügen zu können, daß er „einer der ersten Männer seines Jahrhunderts“ sei. Sonst verlegte er mehrfach seine Geburt ins Jahr 1797. Auch behaupten mehrere Biographen und Jugendfreunde, daß Heine 1797, spätestens 1798 geb. sei. Der Taufschein Heines und die Kirchenbücher zu Heiligenstadt geben den 13. Dec. 1799 an, wie schon Heine zugesteht und Strodtmann neuerdings ermittelt hat. An diesem Datum müssen wir, da die Düsseldorfer Geburtslisten und Beschneidungsprotokolle jener Zeit verbrannt sind, festhalten. — Die Familie von (nicht van) Geldern war adelig, aber jüdisch, und zwar durch einen Herzog von Jülich-Cleve-Berg geadelt (was in der Zeitschrift: „Der Israelit“, von Dr. Lehmann herausgegeben, 1875, Nr. 24 noch bezweifelt wurde); Heines Mutter war die Tochter eines Düsseldorfer Arztes.

studium. Nach halbjähriger Vorbereitung auf diesen neuen Beruf zog er im Herbst 1819 nach Bonn, um Rechtswissenschaft zu studieren. Allein dies Brotstudium zog ihn nicht an. Dagegen besuchte er fleißig Vorlesungen über Geschichte und deutsche Litteratur. Daneben beschäftigte er sich noch eifriger mit poetischen Versuchen. Im Herbste 1820 siedelte er nach Göttingen über. Bereits am 23. Jan. 1821 wurde er wegen eines Duelles mit dem consilium abeundi auf ein halbes Jahr belegt. Heine zog nach Berlin, wo er längere Zeit in den litterarischen Cirkeln der Rahel, der Gemahlin Varnhagens von Ense, und anderer Celebritäten verkehrte, mit hegelscher Philosophie sich beschäftigte, in anderen Kreisen toller genialer Geister Orgien feierte, an den Bestrebungen zahlreicher Juden zur Reform des Judentums eifrig Anteil nahm, um dann nach Lüneburg, wohin seine Eltern inzwischen, von Salomon Heine unterstützt, gezogen waren, sich zu begeben und dort sich zu langweilen. Eine Reise nach Hamburg brachte ihm nur Aufregung und Mißverständnisse; es folgte eine Badekur in Cuxhafen, dann ein Zerwürfnis mit seinem Oheim über Geldangelegenheiten, dann eine neue Aussöhnung, eine Reise nach England, Vorbereitung auf das juristische Examen in Lüneburg, bis er im Jan. 1824 nach Göttingen zurückkehrte, wo er seine Studien zu beenden gedachte. Im Jahre 1825 trat er zur evangelischen Kirche über; in Heiligenstadt unweit Göttingen fand seine Taufe am 28. Juni statt, und zwar in aller Stille, aber ohne jegliche innere Neigung; Heine empfieng die Vornamen Christian Johann Heinrich, und seitdem nennt ihn die Mitwelt Heinrich Heine, obwohl er stets diesen Namen zu schreiben vermieden und sich nur H. Heine unterzeichnet hat. Daß er später seine Taufe fortwährend verspottet und von sich mit Vorliebe gesagt hat, daß er sich getauft habe, daß er seine Taufe auch seinen nächsten Bekannten gegenüber verheimlichte, sei nur nebenbei erwähnt. Den 20. Juli wurde er zum Dr. juris in Göttingen promoviert, nachdem er notdürftig das juristische Examen am 3. Mai bestanden hatte.

Sein Übertritt zum Christentum, in der Hoffnung auf äußere Vorteile, Anstellung im Statsdienst rc. geschehen, brachte ihm keinen Nutzen, er ward kein Christ, er fand nicht, was er gehofft, Juden und Christen verachteten ihn, und er bereute bald, daß „er sich getauft hatte.“

Eine neue Badereise nach Norderney brachte ihm große Erfrischung und vorübergehend Erlösung von seinen nervösen Kopfschmerzen, welche ihn schon seit Jahren gefoltert hatten; zu dem prosaischen Berufe des Anwaltes fehlte ihm die Neigung. Dazu wurde ihm Hamburg von seinen eigenen Verwandten und den Tempel-Juden verleidet, welchen er freilich durch sein zügelloses Leben genug Anstoß bereitete. Er lernte noch seinen späteren Verleger, Julius Campe, kennen, jenen thatkräftigen Verbreiter jungdeutscher, gewöhnlich von den deutschen Regierungen verbotener Litteratur. Von jetzt ab ist der ruhe- und friedlose Geist noch flüchtiger, bald in England, bald in Hamburg, Berlin und München,

bald auf einer italienischen Reise oder sonstwo; seit 1831 finden wir ihn in Paris, wo er seitdem seinen bleibenden Aufenthalt genommen hat. Im Jahre 1835 verhängte der Bundestag, durch Hubers, Grabaus und besonders Wolfgang Menzels Kritik veranlaßt, über vier Schriftsteller, zur Koterie des „jungen Deutschlands“ gehörig, ein Verbot ihrer Schriften; es waren dies Heines damalige Gesinnungsgenossen: Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt und Karl Gutzkow.*) Dieses Verbot wurde auch bald auf Heines Schriften ausgedehnt, da Heine als das Haupt des jungen Deutschlands angesehen werden mußte.

Heine hat von Paris aus in deutsche Zeitschriften, besonders die Augsb. Allg. Zeit., Beiträge geliefert und darin die französische Regierung oft heftigst angegriffen und verhöhnt; dann aber sich von derselben Regierung, welche er in Deutschland besudelt hatte, 13 Jahre hindurch ein Jahrgehalt von 4000 Franks auszahlen lassen, um in Frankreich sein Vaterland, Deutschland, lächerlich zu machen und durch seine deutschen Schriften den Samen der Revolution in Deutschland immer weiter zu säen und zugleich, um aufzuhören, Frankreich selbst zu schaden. So hoch taxierte Guizot, der französische Minister, Heines — Schweigen über das Julikönigtum.

Grade um der religiösen, nicht um der sozialen Seite willen, schloß sich Heine offen und ganz dem auf dem reinen Pantheismus auferbauten und die nackte Fleischesemancipation predigenden System des Grafen St. Simon an.

Dann ließ er in französischer Sprache einen Teil seiner bisherigen Schriften erscheinen und schrieb selbst über Deutschland und die neueste deutsche Litteratur, über Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland und deutsche Volkssagen französische Abhandlungen.

Seit dem Jahre 1835 war er mit Mathilde Crescence Mirat, einem Mädchen von schöner Gestalt, lebhaftem, drolligem Wesen, verbunden, obgleich er erst im J. 1841 diese freie Ehe durch des Priesters Wort weihen ließ. Von jener Zeit an kann man sogar von einem glücklichen und ehrbaren häuslichen Leben Heines reden. Die Frau Heines war eine sehr gutmütige, bigott fromme, ihren Mann nur als Menschen herzlichst liebende Person. Von dessen poetischer Bedeutung, von seinem Geistesreichtum hatte sie keine Erkenntnis, sie hat Heines deutsche Schriften nicht lesen, nicht einmal Deutsch lernen können. Aber in gesunden und kranken Tagen hat sie aufs treueste ihren Mann gepflegt.

Sein Oheim Salomon Heine, welcher dem Dichter, seitdem dieser in Paris weilte, eine Jahresrente von 4000—4800 Franken ausgezahlt hatte, starb im J. 1845, und der Erbe Karl Heine verweigerte die Fortzahlung jener Rente. Die nun folgenden Gemütsaffektionen zogen dem

---

*) Von diesen haben Mundt und Laube bald in charakterlosester Weise ihren früheren Standpunkt abgeleugnet und ihre Freunde im Stich gelassen.

Dichter einen Schlagfluß im J. 1845 zu, durch welchen sein linkes Auge völlig geschlossen, das rechte soweit gelähmt wurde, daß das Lid freiwillig sich nicht mehr heben wollte. Der Lähmungsdruck dehnte sich bis zur Brust aus. Zunge, Gaumen, später die Finger und der rechte Fuß wurden lahm, und Heine immer mehr ein Bild des Jammers. Eingestandenermaßen trugen zu seinem schweren Körperleiden auch Heines frühere Ausschweifungen erheblich bei.

Doch ertrug er seine Leiden in der „Matratzengruft" mit großer Resignation. Im Febr. 1847 fand eine Aussöhnung mit Karl Heine statt, aber die Gesundheit wollte sich nicht mehr kräftigen. Zwar zahlte der reiche Hamburger Bankier die Jahresrente und außerordentliche Zuschüsse zur Deckung der ärztlichen Kosten, aber die Not und das Siechtum des Dichters nahmen immer mehr zu, die Nerven- und Rückenmarkskrankheit zerstörte langsam aber stetig seinen Körper. Täglicher Opiumgebrauch verschaffte kaum ihm Ruhe. Die Blindheit wuchs, die Beine zehrten ab, der Rücken krümmte sich, die häufigen Krämpfe des Rückgrats zermarterten ihn schrecklich. Dabei war sein Geist noch fast ungeschwächt, und seine Produktion dauerte fort.

In diesen Leidenstagen hat Heine sich auch zu der Annahme eines persönlichen Gottes zurückgefunden. Aber von einer Buße, von einem einzigen Worte der Reue über seine Sünde war keine Rede. Er kann über den lebendigen Gott noch dieselben Witze machen wie früher; sein Herz hat sich nicht verändert, nur sein Denken hat ihn zu anderen als den früheren Schlüssen geführt, und ein allgemeines religiöses Gefühl ist zeitweilig über ihn gekommen; ein bestimmtes christliches, oder gar konfessionelles Gepräge trägt das nie, was er als seine Religion bezeichnet, es ist höchstens eine Sehnsucht.

Endlich, am 17. Febr. 1856, Morgens 4 Uhr hauchte Heine seinen Geist aus. Eines seiner letzten Worte war: „Gott wird mir verzeihen: das ist sein Handwerk."

Seinem Wunsche gemäß wurden Heines Gebeine (am 20. Febr. um 11 Uhr) auf dem Friedhofe der Verbannten am Fuße des Montmartre beigesetzt; aus demselben Grunde unterblieb auch jegliche religiöse Feierlichkeit und Grabrede. Etwa 100 Begleiter, zumeist Deutsche, umstanden schweigend die Gruft.

Heine war ein außerordentlicher begabter Dichter, aber ein Mensch ohne Charakter, ohne Glauben, ohne Zucht. In religiöser Beziehung ist er nicht nur selbst bis zum krassesten Atheismus fortgeschritten, sondern er hat auch mit seinem Spotte das Heiligste nicht verschont, sondern mit wahrer Lust besudelt. Die Kirche und Jesus Christus, Jehovah und die Ewigkeit sind ihm nur Objekte des glattesten, aber darum doch schamlosesten Witzes. Seine politische Stellung ist in gleicher Weise negierend, zerstörend, obgleich er es vermochte, zu derselben französischen Regierung, die er im Auslande verhöhnt, seine Zuflucht zu nehmen, der preußischen Regierung, welche er

bisher mit Kot beworfen, mit Bittgesuchen und Phrasen voller Heuchelei und Lüge zu nahen, und sich für einen eifrigen Freund der monarchischen Verfassung auszugeben, während er gleichzeitig anderwärts den Republikaner spielte. In sittlicher Beziehung war er in Theorie und Praxis ein Verfechter der Fleischesemancipation, ein Prophet des Saint-Simonismus. Je näher ihm Gesinnungsverwandte getreten waren, um so furchtbarere, gemeinere Anfälle, öffentliche Angriffe und Verunglimpfungen mußten sie von ihm erleben.

Seine Gaben standen nur im Dienste seiner Eitelkeit, er hielt sich für den Heros, welcher eine neue Zeit hervorgebracht, für einen Gott unter den Dichtern; seine Person war das Maß, welches kein Sterblicher erreichen konnte; aber das Volk, für welches er schrieb, war der Gott, dem er diente, dem er seine seltene Gabe des Witzes weihte, dem er alles Edle, Reine, Heilige auf dem Altar des Spottes opferte. Um dieses Ruhmes willen, keines einzigen Glaubensartikels, gab er die Wahrheit preis, die Freunde, die Wohlthäter, um des jämmerlichen Beifalls willen wurde aus dem kecken ein frecher, frivoler, lästerlicher Spötter, und so stieg Heine selbst immer tiefer in den Kot hinab, wo man ihn völlig verstand und würdigte. Das Lob, welches seine ersten lyrischen Gedichte und die ersten Reisebilder erweckten, hat ihn verleitet, die dort noch wenig hervortretende kritische Seite für das Wesentliche, Beste zu halten und seine ganze Kraft des Witzes fortan zu gebrauchen, um zu zersetzen, um zu zerstören; dabei war er ein in sich selbst zerspaltener, zerrissener Mensch, der Geist des Lichtes unterlag immer häufiger dem Geiste der Finsternis, und vielen seiner Gedichte ist diese Zerrissenheit aufgeprägt: sie zeigen am Schlusse einen so unerwarteten Stimmungsumschlag, daß die bisher hervorgerufene ergreifende Wirkung völlig zerstört wird. Der Dichter liebt es, nicht nur Große und Großes außer sich, sondern auch seine Leser und sich selbst zu persiflieren, und in den Dichtungen der Weihe die gemeinste Entweihung, der Freude den Spott, dem erhabensten Gefühl den niedrigsten Hohn, der Erquickung das Gift, der Wahrheit die Lüge beizumischen. Sein Witz zerschneidet, zerreibt, zerfrißt alle Wahrheit, alles Hohe und Reine. Ja nicht selten führt er den Leser in eine so reine liebliche Sphäre und und Stimmung nur darum hinein, um ihn nachher mit einer um so größeren Flut von Gemeinheit zu übergießen und aus dem Himmel der Andacht in den höllischen Abgrund seiner Lästerungen hinabzuziehen oder doch schauen zu lassen.

Wir schlossen den vorigen Band mit dem schönen „Frieden“ betitelten Gedichte, einem ergreifenden Hymnus auf Christum. Aber wir gaben dasselbe nicht vollständig; der dort weggebliebene Schluß heißt:

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Was gäbst du drum,
Geliebtester!
Der du in Kopf und Lenden so schwach
Und im Glauben so stark bist,
Und die Dreifaltigkeit ehrest in Einfalt

Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küssest,
Und dich hinaufgefrömmelt hast
Zum Hofrat und dann zum Justizrat
Und endlich zum Rate bei der Regierung.
Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Geliebtester,
Du trügst es höheren Ortes zu Markt,
Dein weiches blinzelndes Antlitz
Verschwämme ganz in Andacht und Demut,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit Dir aufs Knie,
Und ihr Auge, selig strahlend,
Verhieße dir eine Gehaltszulage
Von hundert Thalern preußisch Courant,
Und du stammeltest händefaltend:
Gelobt sei Jesus Christ!*)

Der Kommentar dieser Lästerung ist in dem Obengesagten enthalten.

Und doch hat der Dichter ein volles Lob zu erwarten, auch von uns. Gar manche seiner Dichtungen, sowohl der eigentlichen, zartgefühlten, lieblichen, zauberhaft wirkenden Lieder (insbesondere der frühesten Liebeslieder), in denen mit den einfachsten Mitteln sich die eigensten Anschauungen und Gefühle ausgesprochen finden, in denen ein zartes, fast kindliches, der Natur- und Märchenwelt, der Liebe und Lust ganz aufgeschlossenes Gemüt ausstrahlt, als auch der Hymnen und Balladen, sind von solchen Mißklängen, welche er später hervorzubringen sucht, noch frei, und in solchen Dichtungen, wo sich oft hinter der leichtesten, einfachsten, den Volksliedern abgelauschten Form die sorgsamste Feile verbirgt, oder die Produkte dichterischer Phantasie wie eitel Musik klingen und dazu die lebensvollsten, farbenreichsten Bilder (besonders des Meeres) trotz dem größten Maler uns vor die Seele zaubern, ist er neu, groß, bewunderns- und liebenswert.

Später, als seine unglückliche Liebe und seine ungezügelte Eitelkeit ihn verbitterten und vergifteten, als das Vaterland dem Ruhelosen und Anspruchsvollen keine Stellung darbot, die ihn ganz befriedigte, als Hochmut und Neid, Wollust und Lüge ihn immer mehr selbst zerrissen, wie Dolch und Tod in seinem Herzen wühlten, da ward und blieb er der Mann, den wir oben kennen lernten und den wir noch mehr bedauern müssen, als wir ihn verachten können.

Fichte sprach im Jahre 1805 (17. Vorlesung über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters): „Leichtsinn und Frivolität — und zwar je höher sie steigen, desto mehr — sind untrügliche Kennzeichen, daß im Inneren des Herzens etwas ist, das nagt, und welchem man gern entfliehen möchte; und sie sind gerade dadurch unverwerfliche Beweise, daß die edlere Natur noch nicht ganz ausgestorben ist. Wer es vermag, einen tieferen Blick in solche Gemüter zu

*) Vgl. Sämtl. Werke. Hamburg, Hoffmann u. Campe 1876. 15. Bd. S. 239.

werfen, dem geht der schmerzliche Jammer auf über ihren Zustand und über die unaufhörliche Lüge, in der sie sich befinden, indem sie alle anderen glauben machen wollen, daß sie höchst glücklich und vergnügt sind, und von ihnen wieder die Bestätigung erwarten, ohne doch bei sich selbst jemals Glauben zu finden, und zugleich mit einem wehmütigen Lächeln über ihr Bestreben, schlimmer zu scheinen, als sie wirklich sind."

Die Worte kennzeichnen Heine, sie erklären auch seine Lästerungen, sie erfüllen unsere Seele mit Mitleid mit dem reichbegabten, schuldbeladenen und so unglücklichen Heinrich Heine.

Heinrich Heines Werke.

Gedichte. Berlin. 1822.
Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo. (Enth.: William Ratcliff. — Almansor.) Das. 1823.
Buch der Lieder. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1827. 8. Aufl. 1851. — Illustriert von Thumann. 1. u. 2. Aufl.. 1883. Leipzig, Titze. 25 ℳ.
Reisebilder. 4 Teile. Hamburg 1826 ff. 2. Aufl. 1830—34. 1. u. 2. Teil. 3. Aufl. 1840. 1844. 4. Aufl. 1850 und öfter.
Beiträge zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland. Teile. Paris, 1833.
Französische Zustände. Hamburg, 1833.
Der Salon. 4 Bde. Ebd. 1834—40.
Die romantische Schule. Ebd. 1836.
Der Denunziant (gegen Wolfgang Menzel gerichtetes Pamphlet). 1837. Ebd.
Cervantes' Don Quixote de la Mancha, mit dem Leben des Dichters nach Viardot und einer Einleitung. Mit 800 eingedruckten Holzschnitten und Vignetten nach Tony Johannot. 2 Bde. Stuttgart, 1837—38.
Shakespeares Mädchen und Frauen, mit Erläuterungen. (45 Porträts in Stahlstichen und 14½ Bogen Text.) Paris und Leipzig, 1839.
Der Schwabenspiegel. (Im Jahrbuch der Litteratur.) Hamburg, 1839.
Über L. Börne. Hamburg 1840.
Neue Gedichte. (Enth. Deutschland. Ein Wintermärchen.) Hamburg, 1844.
Atta Troll. Ein Sommernachtstraum. Das. 1847. (Zuerst abgedruckt in Ztg. für die eleg. Welt.) Politisches Glaubensbekenntnis, oder: Epistel an Deutschland, geschrieben in Paris im Oktober 1832. Leipzig 1848.
Romanzero. Hamburg 1851.
Doktor Faust. Ein Tanzpoem nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst. Das. 1851.
Vermischte Schriften. 3 Bde. 1854. Hamburg. — Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine 1869. Ebd.
H. Heines sämtliche Werke. 1861—66. Hamburg. 21 Bände. Besorgt von Dr. A. Strodtmann.
H. Heines Werke. Billigere Ausgabe 1875 ff. Hamburg, Hoffmann und Campe. — 2. Aufl. 50 Lieff. à 20 ₰. 1885. Ebd.
H. Heines Werke. Illustr. Prachtausgabe, herausgegeben von Heinrich Laube. Wien, Leipz., Prag, Verlag v. S. Bensinger, erscheint soeben in ca. 90 Lieff. à 50 ₰. Supplementband. Bes. von E. Engel. Hamburg 1884, Hoffmann u. C. 4 ℳ

Über Heinrich Heine.

Stephani, Heine und ein Blick in unsere Zeit. Halle 1834.
Rousseau, Zur Würdigung H. Heines. (Kunststudien, S. 242.) München, Fleischmann. 1834.

Ludwig Wihl, H. Heine in Paris. (Telegraph für Deutschland 1838. Nr. 22.)
G. Pfizer, Heines Schriften und Tendenz. (Deutsche Vierteljahrsschrift. 1838. I. Heft)
Arnold Ruge, Heinr. Heine und seine Zeit. (Hallesche Jahrbücher. 1838.)
Eduard Wedekind, Heinr. Heine. (In der hannov. Zeitschrift „die Posaune" 1839. Nr. 63—67.)
L. Börne, Über Heinrich Heine. Frankfurt a. M. 1840.
A. Boden, Heinr. Heine über L. Börne. Zur Charakteristik Heines. Mainz 1841.
A. Rodnagel, Deutsche Dichter der Gegenwart. 1842. Darmstadt. 2. Heft.
Fanny Lewald, Erinnerungen aus dem Jahre 1848. I., S. 104 208.
Alfred Meißner, Heinr. Heine. Erinnerungen. Hamburg, Hoffmann und C. 1856. 4,50 M
Adolf Stahr, Zwei Monate in Paris. II. Bd. S. 234 ff.
Friedr. Steinmann, H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm. Prag und Leipzig, J. L. Kober. 1857.
Schmidt-Weißenfels, Über Heinr. Heine. Nebst einem Anhange: Ältere, bisher nicht wieder abgedruckte Dichtungen von Heinrich Heine. Berlin 1857, Heymann.
Ludolf Wienbarg, Erinnerungen an Heinr. Heine in Hamburg (vgl. Hamburger Wochenschrift: der Compaß. Nr. 37. 13. Sept. 1857.)
Rud. Gottschall, H. Heines Entwickelungsgang nach neuen Quellen. (Unsere Zeit, neue Folge, 4. Jahrg. Heft V, S. 337.)
Gottfr. Becker, Heinr. Heine; eine biographisch-litterarische Skizze. Philadelphia, 1861. John Weik & Co.
Heinrich Rohlfs, Erinnerungen an Heinr. Heine. (Gartenlaube 1862, S. 448.)
Dr. Herm. Schiff, Heinr. Heine und der Neuisraelitismus. Briefe an Adolf Strodtmann. Hamburg, Richter. 1866.
Maximil. Heine, Erinnerungen an Heinrich Heine. (Gartenlaube 1866. S. 75.)
" " Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Berlin, 1868. Dümmler. 4 M
Heinr. Laube, Erinnerungen an Heine. Gartenlaube 1868, S. 27.
Levin Schücking, Erinnerungen an H. Heine. (Salon Bd. III, Heft 5. S. 549.)
Adolf Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. 2 Bde. Berlin, Dunker 1867. 1869. 3. Aufl. 2 Bde. 1884 6 M
Barthel-Röpe, Nationallitteratur der Neuzeit. 9. Aufl. 1879. Gütersloh. S. 334 ff. 359 ff.
Gaedcke, Hugo, Aus Heinr. Heines Dichterwerkstatt. Eine Studie. Hoffmann und Campe. 1875. Hamburg. 80 ₰
Karpeles, G. Heinr. Heine. Biograph. Skizzen. Berlin 1869. Hausfreund-Exped. 1,50 M
Sintenis, F., H. Heine. Ein Vortrag. Dorpat 1877. Schnakenburg 80 ₰
Zianitzka, K. Th. Heinrich Heine, der Liederdichter. Ein romant. Lebensbild. 6 Bd. Leipzig, 1864. Kollmann. 12 M

Johann Gottfried von Herder.

1. Die wiedergefundenen Söhne. 1803.

[Joh. Gottfried von Herders sämtliche Werke IV. S. 80. Stuttgart 1827. Cotta.]

1. Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang. —

2. Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst;
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet er, wer zu ihm floh.

3. Aber ihn verfolgt' das Schicksal,
Armut und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armut
Still entgehn!“ sprach Placidus.
„Auf, laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach sein Weib) und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!“

4. Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder; —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen,)
Dulde dich; du findest sie.“

5. Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre, Wandrer, bei mir ein,
(Sprach der Landmann) du bist traurig;
Auf! und fasse neuen Mut!
Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, siegt.“

6. Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen,)
Dulde dich; du findest sie.“

7. So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr,
(Sprach der Kaiser) suchet ihn!“
Und man sucht ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

8. Zweene seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht;
An der Narbe, die dem Feldherrn,
Statt der Schätze, statt der Lorbeern
Einzig blieb als Ehrenmal.

9. Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

10. Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor:
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia!

11. Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte —
Komm' und schau! — erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren;
Meine Söhne mir statt deiner,
Deiner wert erzog ich sie.

12. Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Totentraume,
Rüstet' ich die Jünglinge:
„Zieht, verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werbet,
Werbet eures Vaters wert!“

13. Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia!“

14. Was die Schickung schickt, ertrage,
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen:
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sankt Eustachius.

1. **Dichtgattung**. Über die Legende vgl. Erl. Bd. II³, S. 224. Herder, der Erneuerer der ernsten Legende, hat sich in einem noch heute sehr lesenswerten Aufsatz, welcher seine Legenden (in der Gesamtausgabe des Jahres 1827. Bd. 6) einleitet, über den Wert der Legende ausgesprochen. Er rechtfertigt dort die Legende gegen den Vorwurf der Unwahrheit, indem er, die historische Wahrheit preisgebend, die moralische und poetische Wahrheit nachweist, er stellt den Zweck der Legenden ins rechte Licht und zeigt schließlich, daß die Legenden, d. h. Sagen der Griechen und Römer ganz und gar nicht verdienten, den christlichen Sagen vorgezogen zu werden.

2. **Form**: Ungereimte, unregelmäßig abwechselnde katalektische und akatalektische, vierfüßige, trochäische Verse.

Unter einem Trochäus versteht man einen Versfuß, welcher durch Verbindung einer schweren (langen) Silbe mit einer nachfolgenden leichten (kurzen) gebildet wird. (Man bezeichnet dies mit — ◡.) Ein vierfüßiger trochäischer Vers hat also folgende Form:

— ◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡
Was die | Schickung | schickt, er- | trage.

Ein solcher Vers ist zugleich ein vollständiger vierfüßiger trochäischer Vers und wird in der Verslehre (Metrik) „akatalektisch“ (d. h. vollständig) genannt. Es kann dem trochäischen auch die letzte kurze Silbe fehlen; dann heißt der Vers katalektisch (d. i. unvollständig). Solche katalektische Verse kommen in unserem Gedichte öfter vor, vgl. gleich die zweite Reihe (Vers 2):

— ◡ | — ◡ | — ◡ | —
Wer aus- | harret, | wird ge- | krönt.

Der Dichter läßt absichtlich, ohne sich jedoch an eine bestimmte Ordnung zu binden, vollständige und unvollständige Verse mit einander abwechseln, da er hierdurch nicht allein der Gefahr eines eintönigen, obendrein weichen Rhythmus ausweicht, sondern auch Ruhepunkte für den Vortragenden und Hörenden schafft, welche nur wohlthätig wirken.

Diesem Gedichte fehlt der Reim, wie den meisten Gedichten Herders. Doch ist der Reim keineswegs das Kennzeichen der Poesie; denn die hebräische, griechische und römische Poesie kannten den Reim gar nicht, der erst in der mittelalterlichen lateinischen, meist kirchlichen Poesie sich entwickelte, und dann in der deutschen nach und nach sich Eingang verschaffte, in der neueren deutschen poetischen Litteratur aber keineswegs ausschließliche Geltung erlangt hat und diese nie erlangen wird.

3. **Erläuterungen**.

Str. 1. Herder liebt es, den Grundgedanken in seinen Legenden am Anfange auszusprechen, am Schlusse verstärkend zu wiederholen. So hier:

Was die Schickung schickt, ertrage,
Wer ausharret, wird gekrönt.

Die letzte Strophe beginnt mit denselben Worten, an welche die christ-

liche Umwandlung des Namens angeschlossen wird, von welcher wir später reden werden.

Der eigentliche Anfang der Legende:*) „Der Tapfere“ lautet:

> Ein edler Held ist, der fürs Vaterland,
> Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
> Der edelste, der für die Menschheit kämpft.

Der „gerettete Jüngling“ von Herder beginnt:

> Eine schöne Menschenseele finden
> Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist
> Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
> Sie, die schon verloren war, zu retten.

Schickung ist nicht das blinde Schicksal, welches die heidnischen Griechen und Römer annahmen und als Möra (Fatum) sogar den Göttern überordneten, sondern mit Vorsehung Gottes gleichbedeutend, welche, um den Menschen zu prüfen, in den Staub erniedrigt und den Erprobten wieder hoch zu Ehren setzt.

Eine Steigerung findet sich Str. 1, V. 5—7.

> Tapfer ist der Löwensieger,
> Tapfer ist der Weltbezwinger,
> Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Herder liebt diese poetische Figur der Steigerung in seinen Legenden; vgl. die obengenannten Anfänge der Gedichte: Der Tapfere und der gerettete Jüngling. Während sich aber in diesen beiden Beispielen die drei Formen der Steigerung auch im Adjektivum (edler, edlerer, edelste, — schön**) schöner, schönste) als Grundform (Positiv), Höherform (Komparativ) und höchste Form (Superlativ) ausgedrückt finden, sehen wir in unserer ersten Strophe zweimal den Positiv, einmal den Komparativ angewandt. Dennoch ergiebt die Erwägung der drei ausgesprochenen Urteile, daß wir einen Positiv, einen Komparativ und einen Superlativ anzunehmen haben, wenngleich die Form sich nicht so deutlich entwickelt hat. — Man nennt diese Figur der Steigerung gewöhnlich Klimax (Leiter) und stellt sie der abwärts führenden Leiter (Antiklimax) entgegen. Eine aufsteigende Klimax würde auch sein: „Verbannung, Kerker. Tod“; eine absteigende: „auf dem Throne, im Palast, in der Hütte.“***)

Str. 3. „Aber ihn verfolgt das Schicksal, Armut und der Bösen Neid!“

Während Armut und Neid die Familie des Placidus wirklich verfolgen, ist die Verfolgung durch das Schicksal eine scheinbare, wie sich aus den Worten, die Herder Str. 5 dem Landmanne in den Mund legt, ergiebt: Wen das Schicksal drückt, den liebt es.

---

*) Von der überlangen Einleitung sehen wir gern ab.

**) Nur ist hier „schön“ von Gewinn losgelöst und mit Menschen verbunden; übrigens ist völlig klar, daß wir hier drei Stufen einer Leiter vor uns haben.

***) Andere Beispiele dieser wirkungsvollen poetischen Figur sollen später erwähnt werden.

„Laß uns dem Fleiße dienen.“ Bisher hatte Placidus nur dem Kaiser gedient, sonst geherrscht, befohlen, jetzt will er mit fleißiger Hände Arbeit sein Brot erwerben, und auch sein Weib will ihn darin treu unterstützen. Fleiß, d. i. der fleißigen Hände Arbeit, soll das Banner sein, unter welchem ich fortan mit dir zu streiten gedenke, unterstützt von unsern guten, tapfern Kindern.

Str. 6. V. 1—4. Die Geduld ist eine bittre Frucht für den Geschmack, heilsam in der Wirkung. Während Placidus in des Landmanns Garten mancherlei Bäume pflegt, hat er selbst in seinem Herzen eines Baumes zu warten, und diese Pflege ist weit schwerer, als jene.

In Str. 4 ist der Mut des Placidus noch kräftig, deshalb wird der Busen hochbeherzt genannt, in Str. 6 erscheint derselbe zwar noch nicht gebrochen, wohl aber in Folge großer Bedrängnis tief gebeugt. Die Kraft des Widerstandes nimmt ab, wie ja auch der stärkste Kämpfer in langem Streite ermattet, erlahmt, zusammensinkt. Das ist trefflich durch den Wechsel des Attributs angedeutet. (Dulde dich = gedulde dich.)

Str. 7. „wilder Krieg“ = ein in besonderem Grade dem Reiche gefahrdrohender Krieg. — „Prüfzeit“ = Prüfungszeit.

Str. 9.

Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.

Vgl. Schillers Ballade: Graf Eberhard:

Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm
Und um ihn her das Grab. (Erl. Bd. IV², S. 16.)

Placidus nahm den Palmzweig, das Zeichen des Friedens, weil sein trauervolles Herz sich des „fröhlichen“ („munteren“ Schillers: Ring des Polykrates) Lorbeers doch nicht freuen konnte.

Str. 10. Zween = die früher ausschließlich gebrauchte männliche Form des Zahlworts (zween, zwo, zwei). Zweene ist eine ungewöhnliche Form.

Str. 12. Post = Nachricht. Totentraum: Fälschlicher Weise bildete ich mir ein, daß du tot seist, wie ein Träumender dergleichen glaubt und unter schmerzlichster Erregung den Totgeglaubten betrauert.

Str. 14. Hymnen = hier im Sinne von christlichen, für den gottesdienstlichen Gesang bestimmten Liedern. — Nicht zu übersehen sind die Namen dieser Legende: Placidus = der Stillgesinnte, Eugenia = die mit Seelenadel geborene Frau.

4. **Inhalt:** Der edle Feldherr Placidus, von Armut gedrückt und von Neidern verfolgt, zieht mit Weib und zwei Knaben in die Einsamkeit. Unterwegs trennt den Gatten eine Räuberschar von den Seinen, welche jener zur Beute werden, und Placidus sucht die Seinen lange vergebens. Ein frommer Landmann, der ihn aufgenommen und getröstet hatte, wird sein Brotherr, und er leistet ihm unerkannt Gärtnerdienste. Nach vielen Jahren bricht ein Krieg aus, und der unvergleichliche Feldherr wird jetzt vom Kaiser sehr vermißt, im ganzen Lande gesucht, an

der Stirnnarbe erkannt, in die alten Ehren und Güter wiedereingesetzt und darf neue Siege erfechten. Bei dem Triumphzuge findet er Weib und die Kinder, die schmerzlich ersehnten, bisher vergeblich gesuchten, wieder; die von der Mutter den Räubern abgejagten Söhne waren unerkannt mit dem Vater ins Feld und von dem Vater bekränzt aus dem Felde heimgezogen.

5. **Grundgedanke:** In Str. 1 und 14 ausgesprochen: Wer die Trübsal still und mit selbstverleugnender Ergebung erträgt, schaut Freude und Ehre am Ende derselben.

6. **Disposition:**

A. Einleitung. Str. 1 (Grundgedanke).
B. Das Beispiel des stillen Dulders. Str. 2—13.
  1. Die vormalige glänzende Lebensstellung: Str. 2.
  2. Die traurige Wendung im Schicksal des Placidus: Str. 3—6.
    a. Armut und Neider: Str. 3.
    b. Trennung der Familie: Str. 4, 1—3.
    c. Das vergebliche Suchen: Str. 4, 4—7,
    d. Knechtesdienst, doch nicht ohne Trost: Str. 5. 6.
  3. Die fröhliche Wendung des Schicksals: Str. 7—13.
    a. Der Feldherr wird vermißt, gesucht, gefunden: Str. 7. 8.
    b. Er wird neu geehrt und erficht neue Siege: Str. 9.
    c. Er findet Weib und Söhne wieder am Tage des Triumphs: Str. 10—12
    d. Er findet seine Söhne als Helden wieder: Str. 13.
C. Schluß: Wiederholung des in Str. 1 ausgesprochenen Grundgedankens und Andeutung des Übertritts des Placidus zum Christentum. Str. 14.

7. **Besondere Schönheiten des Gedichtes:**

1. Reichtum an sentenziösen Sätzen (Sentenzen*) Vgl. Str. 1 ganz;

Str. 5, 5—7. Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, siegt. (Vgl. Hebr. 12, 6.)

2. Refrainartige Schlüsse.

In Str. 1 und 14 haben wir auch denselben Anfang, eine Art Anaphora (s. u. unter Wiederholung). Ganz ähnliche Schlüsse aber finden sich:

a. Str. 4 und 6, wo drei Zeilen mit der wirkungsvollen Änderung eines Wortes (vgl. oben) wiederholt werden.

b. Str. 10 und 13 finden sich ebenfalls dieselben drei Zeilen als Anfang und als Schluß der Rede des Weibes Eugenia. Die Änderungen sind nur leise und doch sehr schön. In Str. 10, 5 steht „hier", in Str. 13,

*) „Sentenz ist ein Urteil oder inhaltsschwerer Gedanke, den der Ausdruck als allgemein anerkannte und bewährte Wahrheit bezeichnet." Kleinpaul, Poetik I. 166.

5 „jetzt". Jenes Wort stellte die unerkannten Söhne dem Vater vor die Augen, das jetzt deutet auf das Vorausgehende, aus welchem der Vater erkannt hat, welchen Schatz er in seinen wohlgeratenen Söhnen wiedergefunden habe. Str. 10, 7 lesen wir: „Mich, dein Weib E." In Str. 13, 7 steht einfach: „Und dein Weib E." Dort hat das Mich hinweisende Bedeutung, da es des Hinweises bedurfte, weil nach der langjährigen Trennung Placidus sein Weib kaum wiedererkannt hätte, ohne auf es erst aufmerksam gemacht worden zu sein. Am Schluß der Rede aber schließt sich das edle Weib einfach und bescheiden an die Söhne an, und in dem Wegfall des „Mich", des auf die eigne Person zurückweisenden Fürworts, spricht sich die echte, edle Bescheidenheit und Weiblichkeit deutlich genug aus.

Einen Refrain durften wir aber beide Fälle der Wiederholung deshalb nicht nennen, weil man unter Refrain einen oder mehrere Verse versteht, welche am Ende jeder Strophe eines Gedichtes wiederkehren, entweder dazu dienend, den Hauptgedanken eines Gedichtes (die Pointe) hervorzuheben, oder dem Chor einen leicht einprägbaren Teil des singbaren Liedes zuzuweisen.*)

3. Klimax (Steigerung). Vgl. außer Str. 1 (S. oben) noch Str. 10. (13).

Vater, nimm hier deine Kinder,
Feldherr, sie hier deine Söhne.

und Str. 13:
Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen zuerkannt.

Nicht nur Kränze, wie sie der heimkehrende Krieger sich windet oder winden läßt, seine Freude zu versinnbildlichen, sondern Lorbeerkränze, Symbole der hervorragenden Tapferkeit, tragen die Söhne; und was diese besonders wertvoll gemacht, ist der Umstand, daß der Vater und Feldherr die Krieger bekränzt hat, ohne sie als seine Söhne erkannt zu haben.

4. Wiederholung. Wir finden hier vier verschiedene Arten der Wiederholung (von obenangeführten gleichlautenden Versen am Anfange oder Schlusse verschiedener Strophen abgesehen), und zwar:

a. Die Anaphora (repetitio) d. i. die Wiederholung eines oder mehrerer Wörter am Anfange eines Satzes, oder am Anfange verschiedener, aufeinander folgender Sätze:

Str. 1. Tapfer, tapfer, tapferer.
Str. 2. Wie er einst — wie er einst.
Str. 8. An der Narb' ihn im Gesicht;
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmal.

Vgl. auch Str. 12, 6—7. Werdet.

*) Über den Refrain vgl. Erl. Bd. I³, S. 26. 93.

b. Wiederholung am Ende des vorhergehenden und am Anfange des nachfolgenden Satzes: Anadiplosis (reduplicatio).

Str. 3. Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armut und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armut
Still entgehn!" sprach Placidus.
Str. 2. Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet er, wer zu ihm floh.
Str. 13. Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze, dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt. (Str. 11, 6—7).

Die wiederholten Begriffe in Str. 3, 2—3 und Str. 13, 3—4 finden sich außerdem in umgekehrter Ordnung. Man nannte diese Art der Wiederholung früher Epanodos (reditus) = Rückkehr oder Chiasmus von dem griechischen Chi oder X.

a b
×
b a

1. (a) Armut und der Bösen Neid (b).
„Laß dem Neid (b) uns und der Armut (a) ꝛc.
2. unerkannt (a) den Söhnen (b), nicht als Söhnen (b) zuerkannt (a).

c. Die Wiederholung derselben Worte am Schluß verschiedener Sätze (Epiphora, reversio):

Str. 11, 4. Komm und schau'! — erzog ich sie.
— —
7. Deiner wert erzog ich sie.

d. Parallelismus d. i. die Wiederaufnahme desselben Wortes in zwei verschiedenen Gedanken, oder desselben Gedankens mit anderen Worten. Die ganze hebräische Poesie ruht auf diesem Gesetze des Parallelismus, namentlich der letzteren Art desselben, ohne jedoch einer völligen Tautologie*) zu verfallen, da sie dem Gedanken immer eine neue erweiternde oder beschränkende, erläuternde oder begründende Wendung giebt. Solche parallele Satzglieder finden wir häufig in unserm Gedichte, z. B.:

Str. 1. Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Str. 2. Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Str. 2. 5. Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet ꝛc.
(Vgl. außerdem Str. 5, 5. 6. 7; 9, 3. 4. 6. 7. ꝛc.)

*) d. h. einer leeren Wiederholung.

Hier mögen zur Vergleichung einige Beispiele der hebräischen Poesie aus Delitzsch' Psalmenübersetzung sich anreihen.

Ps. 1, 1: O wohl dem Manne, welcher nicht wandelt in der Gottlosen Rat,
Und auf der Sünder Weg nicht hintritt,
Und in der Spötter Gesellschaft sich nicht setzt,
2: Sondern an Jahawas Gesetze hat er seine Lust,
Und in dess' Gesetze forscht er tags und nachts.

Ps. 2, 1. Warum toben Völker,
Und Nationen brüten eitles?!
2: Auflehnen sich Könige der Erde,
Und Gewalthaber ratschlagen zusammen
Wider Jahawah und seinen Christus.
3: „Auf! sprengen laßt uns diese ihre Bande,
Und werfen hinweg von uns ihre Seile!"

Ps. 29, 4: Gedröhn Jahawah's hallet kraftvoll,
Gedröhn Jahawah's hallet prächtig.
5: Gedröhn Jahawah's zerbricht Cedern,
Zerbrochen hat Jahawah die Libanon-Cedern.
6: Und macht sie aufhüpfen gleich einem Kalbe,
Libanon und Sirjon wie ein Antilopen-Junges.

8. Die **Charakteristik** des Placidus und seines Weibes (zugleich innerer Gedankengang des Gedichtes):

Nur das Bild des Placidus, welches Herder in seiner Bearbeitung der Legende gezeichnet hat, soll im nachfolgenden näher besprochen werden. Mag der Schleier, welchen die Sage um diese Feldherrngestalt gehüllt hat, noch so dicht sein, — ja undurchdringlich in bezug auf den historischen Kern, — klar und lichtvoll ist des Dichters Bild, und des Meisters würdig, der das Werk geschaffen hat.

Ein Feldherr war Placidus, und ein ruhmgekrönter, an dessen Fahnen sich der Sieg mit seltener Beharrlichkeit geheftet hatte; seinem Kaiser — es ist gestattet, an einen der heidnischen römischen Kaiser des zweiten Jahrhunderts zu denken — hatte er außerordentliche Dienste geleistet, ja in einer gefahrvollen Lage war er der Retter von einem mächtigen Feinde des Kaisers gewesen. Doch nicht nur militärische Tüchtigkeit kennzeichnet diesen Helden; darin hat er viele Vorgänger und Nachfolger gehabt, und mancher große Feldherr und König, dessen Ruhm weltbekannt, dessen Thaten unvergeßliche sind, muß doch diesem Manne nachstehn. Denn die Gefahr, welche alle Großen bedroht, die Klippe, an der so viele Hochgestiegene scheitern, hat ihn nicht zu Falle gebracht. Mitten in seinem Ruhm und Glanze ist er innerlich klein geblieben, Hochmut hat ihn nicht ergriffen, wie ein böser Wurm die schönen Lebensfrüchte des hochverdienten Mannes zernagend. Er bleibt derselbe edle, tugendhafte, bescheidene, stillgesinnte Mann auch in einer ganz veränderten Lebensstellung. Er bleibt der Armen Helfer, der Verfolgten Berater und Freund.

Das Glück hat Placidus nicht geschadet, — aber wird er der andern Gefahr der Großen ebenso ausweichen? Wenn das Unglück plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommt, wird er das ertragen können? Diese Probe, die so mancher nicht bestanden hat, ist ihm nicht erspart geblieben. Und wie schwer und lange hat ihn das Schicksal heimgesucht! Verarmung trifft ihn plötzlich, nachdem sein Haus eine Zeitlang Glanz und Reichtum gesehen und vorher gewiß den Mangel nicht gekannt hat. Und zugleich gelingt es den Neidern des großen Mannes, wie Wespen eine edle Frucht, so die Verdienste des Feldherrn zu zerstören, ihm das Vertrauen seines Kaisers zu entziehen, ja dessen dankbare Zuneigung in Mißtrauen und Undank zu verwandeln. Placidus wird gestürzt.

Was hat eine gestürzte Größe von den meisten zu erwarten? Rasch wendet sich der Haufe der Schmeichler und Augendiener ab, schnell verkehrt sich die vorhinnige gute Meinung in ihr Gegenteil. Und wo der edle, ungerecht verfolgte Mann auch anklopfen mag, er findet meistens verschlossene Thüren. Wie mancher wird in solcher Lage ein Raub der Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung, wie mancher sinkt in solcher Lage von dem Tugendpfad auf die Abwege des Lasters, Verbrechens, oder wird wenigstens zum bitteren Menschenfeind.

Nicht so Placidus! Undank und unschuldige Verfolgung, Verkennung und unerwartete Armut thun sehr weh, aber der hochherzige Mann weiß sich auch in diese Lebenslage zu finden. Er appelliert nicht an das Mitleid, sondern spricht zu Weib und Kindern:

> Laß dem Neid uns und der Armut
> Still entgehn!

Und mit ihm eines Sinnes ist sein edles Weib. Keine Vorwürfe kommen aus ihrem Munde, oder liegen unausgesprochen in ihrem Blicke. Nein, sie will ihres treuen Mannes würdig sein und ermuntert und tröstet mit die Knaben, die wohlerzogenen.

Placidus ist noch reich genug. Eine köstliche Perle hat er in seinem Weibe, und zwei Schätze von unmeßbarem Werte sind seine hoffnungsvollen Kinder. Reicher Trost in seinem Unglücke ist ihm geblieben, und er eignet den Trost sich an und greift fröhlich zum Wanderstabe. An einen Ort will er ziehen, da man ihn nicht kennt, dort will er dienen, arbeiten in eignem Schweiße und in andrer Dienst und so sein Leben fristen.

Doch die Vorsehung legt ihm noch eine schwere Prüfung auf. Räuber trennen Vater, Mutter und Kinder. Von allen seinen Schätzen ist dem Vater nichts mehr geblieben. Das war der furchtbarste Schlag, der den Vater treffen konnte; daß er ihn ertrug, stempelt ihn zum rechten Helden. Er erlag nicht, sondern richtete sich an dem Gedanken auf, daß die Vorsehung ihn nicht für immer zum Leiden bestimmt haben könne, sondern nur zeitweilig prüfen und seine Selbstverleugnung stählen wolle. Es bleibt ihm die Hoffnung und das Gottvertrauen, und an beide sich klammernd bleibt er fest auch in diesem neuen Unglück.

Zuerst sucht er seine Verlorenen wiederzufinden. Allein das will nicht gelingen, und schweren Herzens muß er sich endlich entschließen, von dem erfolglosen Suchen abzustehen, und muß es Gott überlassen, ihn, wenn es Ihm gefällt, den Seinen, oder diese ihm wieder zuzuführen.

Placidus nimmt Gärtnerdienste bei einem Landmanne, der ihn nicht kennt, bei dem er aber sich wohlfühlt, da dessen begrüßende Worte ihn mächtig getröstet und ihm die Gewißheit verschafft haben, daß in dem Busen des Landmannes ein gleich gottergebenes, frommes Herz schlage.

Jahre vergehen, und sind die Schicksalsschläge auch zu Ende, die lange Zeit der Trennung von Weib und Kind, über deren Schicksal er keine Kunde, sondern von dem er nur trübe Vermutungen, schreckliche Phantasiebilder haben kann, kann eine solche Wunde nicht heilen, sondern nur die Schmerzen derselben mehren. Auch die größte Seelenkraft, welche durch die härtesten Schläge nicht gebrochen, nur gebeugt werden konnte, wird durch jahrelange Last, welche sie, ohne daß der Hoffnung neue Nahrung zugeführt wird, tragen muß, endlich aufgezehrt und aufgerieben. Auch das Herz des edlen Placidus leidet viel, täglich mehr unter der Qual der Anfechtung — es kommt in tiefe Bedrängnis, aber unter geht die Hoffnung doch nicht.

„Dulde dich, du findest sie." So spricht das Herz sich selbst noch Trost zu, auch als alle menschliche Aussicht geschwunden schien, daß je die Hoffnungen des Schwergeprüften sich verwirklichen würden.

Da, als die Not am größten ist, kommt die Hilfe. Der Wendepunkt des Lebens ist da, ehe Placidus es ahnt. Ein schwerer Krieg ist entbrannt. Man bedarf des Helden. Der Kaiser vermißt seinen früheren, unvergleichlichen Feldherrn. Von der Unschuld dieses Dieners, von dem Unrecht, das der Kaiser an ihm begangen, als er ihn ins Elend stieß, hat letzterer auch erfahren. Doch Placidus muß noch leben. Es ist zwar viel wieder gut zu machen, aber glücklicher weise dies noch möglich.

Boten werden in alle Lande gesandt, den edlen Placidus zu suchen. Und man findet ihn. Das Zeichen seiner früheren Tapferkeit, die Narbe an der Stirne, wird zum Erkennungszeichen für die suchenden treuen Diener. Der edle Feldherr folgt. Sein Herz kannte keine Rache, nur Vergeben und Treue. Placidus wird wieder in Amt und Ehren gesetzt, sein früherer Glanz ist hergestellt. Wieder folgt der Sieg seinen Spuren, die Feinde werden schnell und völlig niedergeworfen. Dieser Ruhm überstrahlt den Glanz aller früheren Waffenthaten. Aber für Placidus war es nur die Treue, die ihn seine Pflicht thun ließ, nicht Ehrsucht. Sein Herz verschmäht den Lohn, der ihm dargeboten wird, den Lorbeer, mit dem der Fürst das Haupt des Helden und Dulders bekränzen will, sein stilles Herz sehnt sich nach Frieden, sein trauerndes Herz sehnt sich zu Weib und Kind.

Doch der Festzug, der Triumphzug der heimkehrenden Sieger, kann nicht unterbleiben, und ihm entzieht sich auch Placidus nicht. Aber was den siegreichen Feldherrn sonst schmückt, das zu tragen lehnt er ab, er wählt die Palme, das Sinnbild des Friedens, das seinem Innern am meisten entspricht

Das Zeichen der Freude und des Sieges, den Lorbeer, weist er ab, aber an dem Triumphzuge steht ihm die höchste Freude bevor: er findet sein Weib und seine Kinder wieder. Seine Söhne haben bereits unter seinen Augen gekämpft, Wunder der Tapferkeit verrichtet, ohne sich ihrem Vater zu erkennen zu geben; er hat ihnen eigenhändig den Lorbeerkranz gereicht; sein überglückliches Weib aber stellt sie und sich nach dem Triumph ihm dar, es hat ihm die gleiche treue Liebe bewahrt, es hat in den langen Unglückstagen mit der gleichen Hoffnung auf die Liebe und Vorsehung Gottes sich aufrecht erhalten und kann zwei, ihres Vaters vollkommen werte, von ihr erzogene Söhne dem Vater zurückgeben. Die ganze Familie, vor allem der treffliche Vater, hat die Anfechtung bestanden, hat die Schickung ertragen, hat ausgeharrt und gesiegt.

Die letzte Freude des Vaters über seine wiedergefundenen Söhne und sein neugeschenktes Weib ist zugleich das Ende des langen Kampfes der Selbstverleugnung, ist schöner als Lorbeer, ist der schönste Siegeskranz, welcher den Feldherrn ziert, dem der größte Kampf gelungen war, sein Herz zu zwingen.

Wer denkt nicht an des Ordensmeisters Worte an den Ritter in Schillers Kampf mit dem Drachen?

Dir ist der härtre Kampf gelungen;
Nimm dieses Kreuz; es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen.

Noch einen Schritt hat Placidus gethan — er ist mit seinem Hause in die christliche Kirche eingetreten. Der Namenswechsel war die Folge dieses Eintritts. Die Legende Herders läßt uns ahnen, wo Placidus seinen Heiland gefunden haben mag; die Trostrede des Landmanns ist mehr als heidnische Philosophie, sie entstammt dem Kreise christlicher Offenbarung (Hebr. 12, 6). Hier hat Placidus den Herrn, sein Vorbild im Dulden und Kreuztragen, kennen gelernt, und an ihm hat sich Placidus aufgerichtet in trüben Stunden. In den Stunden des Ruhms und der Ehre vergißt er den Dank nicht, er übergiebt sich ihm durch das Taufbekenntnis und Taufgelübde. Und so haben wir die Wahrheit des Wortes: „Wer ausharrt, wird gekrönt“ an diesem Lebenslaufe glänzend bestätigt gefunden und auch die Wahrheit des anderen Spruches, in welchem Herder den Grundgedanken seiner Legende gipfeln läßt:

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

9. Die Legende. Herder hat den Stoff zu diesem Gedichte der altchristlichen Legende entlehnt. Da dieselbe von den meisten Auslegern nur sehr kurz berührt wird, ja sogar manchen Erklärern nicht näher bekannt gewesen zu sein scheint (vgl. H. Goldhagen, Legende; Dietlein, die Poesie in der Volksschule)*), so halte ich es für gut, aus der Historia

*) Auch Löhe's Martyrologium, Piepers Kalender, A. Stolz Legende enthalten dieselbe nicht.

lombardica Jacobi de Voragine p. CLVI die Legende, natürlich in deutscher, übrigens möglichst genauer Übersetzung mitzuteilen:

Eustachius hieß vordem Placidus. Er war ein Feldherr des Kaisers Trajan und voller Werke der Barmherzigkeit, aber dem Götzendienst ergeben. Er hatte aber ein Weib, heidnischen Glaubens wie er, und barmherzig wie er. Zwei Söhne hat er erzeugt, welche er seinem Stande gemäß prächtig erziehen ließ. Und weil er reich war an Werken der Barmherzigkeit, war er wert (meruit), auf den Weg der Wahrheit geführt zu werden. Als er einst auf der Jagd war, stieß er auf ein Rudel Hirsche, unter welchen er einen Hirsch, prächtiger und größer, als die übrigen waren, gewahrte. Dieser entfernte sich von den andern und sprang in einen unzugänglichen Wald. Während aber die andern Krieger sich mit den übrigen Hirschen beschäftigten, verfolgte Pl. diesen mit allem Eifer und suchte ihn zu erlegen. Als er den Hirsch mit allen Kräften verfolgte, kletterte dieser zuletzt über einen hohen Felsen, und Placidus überlegt, nahegekommen, wie er ihn erlegen könnte. Da sah er zwischen den Hörnern die Gestalt des heiligen Kreuzes, heller als die Sonne leuchtend, und das Bild Jesu Christi, welcher durch den Mund des Hirsches, wie einst durch den Esel Balaams, also zu ihm sprach: „O, Placidus, warum verfolgst du mich? Ich bin dir in diesem Tiere gnädig erschienen. Ich bin Christus, welchem du, ohne mich zu kennen, dienst. Deine Almosen sind aufgestiegen vor mein Angesicht, und deshalb bin ich gekommen, um durch diesen Hirsch, den du zu jagen suchtest, dich selbst zu erjagen.“ Andere sagen jedoch, daß das Bild Christi, welches zwischen dem Geweih des Hirsches erschien, diese Worte gesagt habe. Als Placidus diese Worte hörte, fiel er, von sehr großer Furcht ergriffen, vom Pferde auf die Erde. Erst nach einer Stunde kam er zum Bewußtsein, stand von der Erde auf und sprach: „Erkläre mir, was du sagst, und ich werde an dich glauben“. Christus sprach: „Ich, o Placidus, bin Christus, der Himmel und Erde geschaffen hat, der das Licht hat entstehen lassen und von der Finsternis es schied, der die Zeiten und Tage und Jahre einsetzte, der den Menschen aus einem Erdenkloß bildete, welcher um des Heiles des menschlichen Geschlechts willen auf Erden im Fleische erschienen, gekreuzigt, begraben und am dritten Tage auferstanden ist“.

Als dies Placidus hörte, fiel er wieder auf die Erde und sagte: „Ich glaube, Herr, daß du es bist, der alles geschaffen hat und der die Irrenden bekehrt“. Und der Herr sprach zu ihm: „Wenn du glaubst, gehe zum Bischof der Stadt und lasse dich taufen“. Placidus: „Willst du Herr, daß ich eben dasselbe meinem Weibe und meinen Kindern mitteile, damit auch sie an dich glauben?“ Der Herr darauf: „Verkündige es ihnen, damit sie gleicherweise mit dir (durch die Taufe) gereinigt werden. Du aber komm am morgigen Tage wieder hierher, damit ich dir abermals erscheine und das Zukünftige genauer mitteile“. Als er nun heimgekommen war und im Bette dieses seinem Weibe berichtet hatte, rief sein Weib aus: „Mein Herr, auch ich habe ihn in verwichener Nacht gesehen, und er sprach zu mir: „Morgen wirst du, dein Mann und deine Söhne zu mir kommen. Und nun habe ich erkannt, daß es Jesus Christus selbst ist“. Sie gingen daher um Mitternacht zum römischen Bischofe, welcher sie mit großen Freuden taufte. Er nannte den Placidus Eustachius, sein Weib Theospita*) und seine Söhne Agapitus (!) und Theospitus (!)

Frühmorgens ging Eustachius auf die Jagd aus. Als er nahe an den Ort gekommen war, zerstreute er die Soldaten unter dem Vorwande, daß sie dem Wilde nachspüren sollten. Als er zur Stelle kam, schaute er das frühere Gesicht wieder und fiel auf sein Angesicht mit den Worten: „Ich flehe zu dir, Herr, daß du mir offenbarest, was du deinem Knechte versprochen hast“. Der Herr antwortete: „Glücklich bist du, Eustachius, daß du die Taufe meiner Gnade empfangen hast. Bald hast du den Teufel

*) Offenbar, da auch H. Goldhagen richtig den Namen citiert, ein nicht vereinzelt dastehender Fall von durch Ignoranz hervorgerufenem Konsonantentausch statt Theopista = die an Gott gläubig ist. Als Druckfehler ist dies nicht anzusehen. Cf. Roensch, Itala und Vulgata, und besonders Corssen, Aussprache, Vokalismus und Betonung Bd. 1.

überwunden, bald hast du den, welcher dich getäuscht hatte, unter die Füße getreten, bald wird deine Treue sichtbar werden. Denn der Teufel rüstet sich gegen dich mit Wut, deshalb, weil du ihn verlassen hast. Du mußt darum vieles tragen, damit du die Krone des Sieges empfangest, du mußt vieles erdulden, damit du von der hohen Eitelkeit der Welt erniedrigt und wiederum in dem geistlichen Reichtum erhöhet werdest. Werde darum nicht schwach und schaue nicht zurück auf den früheren Ruhm, da du in Versuchungen dich als einen zweiten Hiob erweisen mußt. Aber wenn du erniedrigt sein wirst, werde ich zu dir kommen und in deinen früheren Ruhm dich wieder einsetzen. Sage nun, ob du bald die Versuchungen auf dich nehmen willst, oder erst am Ende deines Lebens?" Eustachius sagte ihm: „Mein Herr, wenn es so geschehen muß, so lasse bald die Versuchungen über uns kommen, aber gib die Tugend der Geduld." Der Herr darauf: „Sei getrost, denn meine Gnade wird eure Seele bewahren." Und so fuhr der Herr zum Himmel auf, Eustachius aber kehrte heim und verkündete dies seinem Weibe.

Wenige Tage nachher befiel eine pestartige Krankheit alle Knechte und Mägde des Hauses und raffte sie alle hinweg. Dann nach einiger Zeit gingen alle Pferde und alles sonstige Vieh plötzlich zu Grunde. Einige Ruchlose aber, welche die Vernichtung sahen, brachen bei Nacht in das Haus und trugen alles davon, was sie fanden, und beraubten das Haus alles Goldes und Silbers und anderer Schätze. Er selbst aber entfloh mit seinem Weibe und seinen Söhnen unter Dankgebeten von allem entblößt, und sie flohen, der Beschämung zu entgehen, nach Egypten. Sein ganzes Besitztum aber wurde durch den Raub der Ruchlosen vernichtet. Der König und der ganze Senat trugen um den tapferen Feldherrn viel Leid und besonders deshalb, weil sie keine Spur von ihm finden konnten. Als jene nun ihre Reise fortsetzten, kamen sie zum Meere, und als sie ein Schiff fanden, bestiegen sie es, um auf demselben zu fahren (super eum navigare ceperunt!) Da aber der Schiffsherr das Weib des Eustachius sah, welches sehr schön war, wünschte er sehr, dasselbe zu besitzen. Als sie aber hinübergefahren waren, forderte er das Fährgeld von ihnen. Da sie nun nichts hatten zu bezahlen, hieß er die Gattin statt des Fährgeldes zurückbehalten, da er sie mit sich zu führen vorhatte. Als dies Eustachius erfahren hatte, wollte er es auf keinen Fall zugeben. Nachdem er ihm lange widersprochen, winkte der Schiffsherr seinen Schiffern, daß sie ihn ins Meer stürzen sollten, damit er so dessen Weib besitzen könnte. Als dies Eustachius erfuhr, ließ er trauernd sein Weib in ihren Händen zurück, und mit seinen beiden unmündigen Söhnen ging er seufzend weiter und sagte: „Wehe mir und euch, daß eure Mutter einem fremden Gatten übergeben ist." Und als er an einen Fluß kam, wagte er es nicht, wegen des hohen Wasserstandes mit seinen beiden Söhnen den Fluß zu durchschreiten, vielmehr ließ er einen zurück am Ufer und trug den andern hinüber. Drüben angekommen, setzte er den einen Sohn, welchen er hinübergetragen, auf die Erde nieder und beeilte sich den andern zu holen. Als er in des Stromes Mitte angelangt war, kam eilend ein Wolf hervor, raubte den einen eben niedergesetzten Sohn und trug ihn in den Wald. Eustachius gab diesen auf und beeilte sich zum andern Ufer zu kommen, aber ehe er ankam, raubte ein Löwe den andern und trug ihn davon. Da er ihn nicht verfolgen konnte, so fing er, in der Mitte des Flusses stehend, an zu klagen, die Haare auszuraufen, und würde sich ins Wasser gestürzt haben, wenn ihn nicht die göttliche Vorsehung aufrecht erhalten hätte. Die Hirten aber, als sie den Löwen sahen, wie er einen lebendigen Knaben forttrug, verfolgten ihn mit ihren Hunden. Durch Gottes Gnade aber warf der Löwe den Knaben unverletzt nieder und entwich. Außerdem schrieen einige Landleuten hinter dem Wolf her und befreiten den Knaben aus seinem Rachen, ohne daß derselbe beschädigt war. Beide aber, Hirten und Landleute stammten aus einem Orte und zogen die Kinder groß. Von dem allem jedoch wußte Eustachius nichts, sondern weinend und klagend ging er weiter und sprach: „Wehe mir, der ich einst wie ein Baum grünte und nun plötzlich aller Blätter beraubt bin; wehe mir, der ich von einer Menge von Kriegern gewöhnlich umgeben war und jetzt allein übrig geblieben bin und nicht einmal meine Söhne bei mir haben darf. Ich gedenke, Herr, daß du mir gesagt, ich müsse wie Hiob versucht werden. Aber siehe, ich sehe, daß mir noch etwas mehr widerfährt. Obgleich nämlich jener von allen Besitztümern entblößt war, blieb ihm doch noch eine Miststätte,

auf welche er sich setzen konnte. Mir ist auch diese nicht geblieben. Jener hatte Freunde, welche Mitleid mit ihm fühlten, ich habe mitleidlose Tiere, welche meine Söhne mir geraubt haben; jenem blieb sein Weib, mir ists von der Seite gerissen. Gieb Ruhe mir in meinen Anfechtungen und lege ein Schloß vor meinen Mund, damit nicht mein Herz abweiche zu den Worten der Lästerung und ich von deinem Angesicht verworfen werde." Mit diesen Worten gelangte er unter Thränen in ein Dorf und verdingte sich dort und hütete 15 Jahre die Äcker jener Leute. Seine Söhne aber wurden in einem anderen Orte erzogen und wußten nicht einmal, daß sie Brüder waren. Der Herr bewahrte aber das Weib des Eustachius, und jener Fremde erkannte sie nicht, sondern starb, sie unentehrt zurücklassend.

Der römische Kaiser aber und das Volk wurden von Feinden hart bedrängt. Da erinnerte jener sich des Placidus, welcher gegen eben jene Feinde einst wacker und öfters gestritten hatte. Er bedauerte sehr diesen plötzlichen Schicksalswechsel, sandte viele Soldaten in aller Welt Ende und versprach allen, welche ihn finden würden, großen Reichtum und Ehrenstellen. Zwei seiner Krieger, welche ehemals dem Placidus gedient hatten, kamen in jenen Ort, in welchem er lebte. Placidus erkannte dieselben, als er vom Felde kam und sie beim Herankommen betrachtete, sofort wieder. Er gedachte an seine frühere Stellung und ward bekümmert und sprach: „Herr, wie ich jene, welche einst bei mir gewesen sind, gegen alles Erwarten wiedergesehen habe, so verleihe, daß ich einst auch mein Weib wiedersehen könne. Denn von meinen Kindern weiß ich, daß wilde Tiere sie zerrissen haben." Und es kam eine Stimme zu ihm und sprach: Fasse Mut, Eustachius, du wirst deine hohe Ehrenstelle wieder erlangen und Weib und Kinder wiederbekommen. Als er den Soldaten entgegen ging, erkannten diese ihn keineswegs, und, nachdem sie ihn gegrüßt hatten, fragten sie ihn, ob er nicht einen Fremden Namens Placidus mit seinem Weibe und zwei Söhnen kenne (cognosceret!). Er aber sagte, er kenne sie nicht. Doch übernachteten sie auf seine Einladung in seinem Hause, und Eustachius bediente sie. Als er aber seine vorige Lage überdachte, konnte er sich der Thränen nicht erwehren. Er ging jedoch hinaus und wusch sein Angesicht, kehrte zurück und diente ihnen. Jene nun, als sie ihn betrachteten, sprachen unter einander: Wie ähnlich ist doch dieser Mensch dem Manne, welchen wir suchen. Und der andere sprach: Die Ähnlichkeit ist sehr groß. Wir wollen nachsehen, ob er auch die Narbe am Kopfe hat, welche er im Kriege davontrug. Wenn er diese auch hat, dann ist ers. Und sie sahen nach und sahen die Narbe und erkannten sofort, daß er der Gesuchte sei. Da sprangen sie auf und küßten ihn (!) und fragten ihn nach Weib und Kind. Er sagte, die Söhne seien tot, das Weib in Gefangenschaft. Die Nachbarn liefen zusammen, wie zu einem Schauspiel. Die beiden Soldaten priesen seine Tapferkeit und seinen Ruhm. Darauf richteten sie den Befehl des Kaisers an ihn aus und bekleideten ihn mit den köstlichsten Gewändern. Nach 15 Tagen trafen sie beim Kaiser ein. Als der seine Ankunft erfuhr, lief er ihm entgegen, und als er ihn sah, eilte er auf ihn zu, ihn zu küssen. Placidus erzählte auch alles der Reihe nach, was geschehen war. Sogleich wird er zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt und gedrängt, sein früheres Amt anzutreten. Als dieser seine Soldaten gezählt und befunden hatte, daß es nur wenige gegen sehr viele Feinde seien, ließ er in allen Städten und Dörfern Rekruten ausheben. Es geschah aber, daß jenes Dorf (terra!), in welchem seine Söhne erzogen waren, zur Stellung von zwei Rekruten verpflichtet wurde. Alle Einwohner jenes Ortes aber hoben jene beiden Jünglinge als vor den übrigen geeignete für den Feldherrn aus. Als er aber die edlen und wohlgesitteten Jünglinge sah und sie sein Wohlgefallen fanden, ordnete er an, daß sie zu seinen Tischgenossen gehören sollten. Und so ging er auf den Kriegsschauplatz ab, unterwarf die Feinde, und ließ sein Heer drei Tage an dem Orte, wo sich sein Weib als eine arme Wirtin aufhielt, Rast halten. Jene Jünglinge wurden in der Herberge ihrer Mutter durch Gottes Fügung einquartiert, ohne jedoch zu wissen, daß es ihre Mutter sei. Und so saßen sie am Mittag und erzählten sich wechselweise aus ihrer Jugendzeit. Ihre Mutter aber saß ihnen gegenüber und hörte ihren Gesprächen immer aufmerksam zu. Es sprach der ältere zum jüngeren: „Ich weiß aus meiner Jugendzeit weiter nichts, als daß mein Vater ein Feldherr war und meine Mutter sehr schön. Sie hatten aber zwei Söhne, außer mir noch einen jün-

geren, der auch sehr schön war. Und sie nahmen uns auf und verließen bei der Nacht ihr Haus. Als wir aber aus dem Schiffe stiegen, ist unsere Mutter, ich weiß nicht weshalb, in dem Schiffe zurückgeblieben. Der Vater aber trug uns beide unter Thränen und ging weiter. Und als er an einen Fluß kam, trug er meinen jüngeren Bruder hinüber, und ließ mich diesseits zurück. Als er aber zurückkam, mich zu holen, kam ein Wolf und raubte jenes Kind, und ehe er nahe an mich herankam, sprang ein Löwe aus dem Dickicht und schleppte mich in den Wald. Hirten haben mich aber aus dem Rachen des Löwen befreit; so bin ich an jenem Orte groß geworden, wie du auch selbst weißt; über das Schicksal meines Vaters und Bruders habe ich aber nichts erfahren können. Als dies der jüngere hörte, fing er an zu weinen und sprach: „Wahrlich, wie ich da höre, bin ich ja dein Bruder. Denn auch die, welche mich groß zogen, sagten mir, daß sie mich einem Wolfe entrissen hätten.*)“ Sie stürzten auf einander los, küßten sich und weinten. Als die Mutter beider Jünglinge Erzählung und den Ausgang derselben vernommen, dachte sie lange darüber nach, ob es wohl ihre Söhne seien. Am folgenden Tage ging sie zum Feldherrn und fragte ihn also: „Ich bitte dich, o Herr, daß du mich in mein Vaterland bringen lassest; denn ich bin aus römischem Gebiete und hier fremd.“ Als sie dieses sagte, bemerkte sie die besonderen Kennzeichen ihres Mannes. Als sie ihn aber erkannte, konnte sie sich nicht halten, sondern fiel ihm zu Füßen und sprach: „Ich bitte dich, Herr, daß du mir dein früheres Leben mitteilest. Denn ich glaube, daß du Placidus sei'st, der Feldherr, welcher mit seinem anderen Namen Eustachius heißt. Diesen Placidus hat der Heiland bekehrt. Er hat die und die (!) Versuchung ertragen, und ihm bin ich, sein Weib, auf dem Meere entrissen worden. Doch bin ich von aller Schändung bewahrt worden. Er hatte auch zwei Söhne, den Agapitus und den Theospitus.“ Als Eustachius dies hörte, betrachtete er sie auch genau und erkannte seine Gattin wieder. Vor Freuden weinend, küßte er sie und pries Gott, welcher die Betrübten tröstet. Dann sprach zu ihm sein Weib: „Herr, wo sind unsere Söhne?“ Er sprach: „Sie sind von wilden Tieren geraubt.“ Und er teilte ihr mit, wie er sie verloren habe. Jene: „Gott sei gepriesen! Ich glaube nämlich, daß, wie Gott uns verliehen hat, daß wir uns wiederfanden, er uns auch unsere Söhne wiederfinden lassen wird.“ Jener: „Ich sagte dir ja, daß sie von wilden Tieren geraubt sind.“ Darauf sein Weib: „Gestern saß ich daheim und hörte zwei Jünglinge, welche so und so (sic et sic) ihre Kindheitsgeschichte erzählten, und ich glaube fest, daß sie unsere Söhne sind. Frage sie darum**), und sie werden es dir sagen.“ Und Eustachius ließ sie kommen und sich ihre Jugendgeschichte erzählen. Da erkannte er, daß es seine Söhne waren. Und auch ihre Mutter fiel ihnen um den Hals, und sie weinten laut. Und dann küßten die Eltern sie noch inniger. Das ganze Heer freute sich sehr, ebensosehr über dies Wiederfinden, als über die Niederlage der Barbaren.

Als er nun heimkehrte, traf sichs, daß Trajanus bereits gestorben und Adrianus, ein noch lasterhafterer Mensch, sein Nachfolger geworden***) war. Dieser nahm den Feldherrn um des Sieges und der Wiederauffindung seines Weibes und seiner Söhne willen prächtig auf und bereitete ein großes Gastmahl. Am andern Tage aber begab er sich zu einem Götzentempel, um wegen des Sieges über die Barbaren zu opfern. Da aber der Kaiser sah, daß Eustachius weder um des Sieges willen, noch um der wiedergefundenen Seinigen willen opfern wollte, ermahnte er ihn zu opfern. Eustachius antwortete: „Ich verehre Christum als Gott und opfere ihm allein.“ Da ließ der Kaiser zornentbrannt ihn mit Weib und Söhnen auf den Kampfplatz bringen und einen wilden Löwen auf sie loslassen. Als aber der Löwe herbeigesprungen war, beugte er sein Haupt, wie wenn er sie anbeten wollte und zog gesenkten Hauptes zurück. Da befahl der Kaiser den ehernen Stier zu heizen und sie lebendig in denselben zu werfen. Die Heiligen beteten

*) Quoniam de lupo eruimus te. Quoniam ist also hier nur Zeichen der direkten Rede, wie oft das griechische ὅτι.

**) Interroga ab iis!

***) et successisse ei peiorem in sceleribus adrianum. Mit der Geschichte stimmt dieser Zusatz und das nun Folgende sehr schlecht.

und befahlen sich dem Herrn, ließen sich in den Ofen werfen und gaben ihr Leben in des Herrn Hand zurück.

Am dritten Tage wurden sie im Beisein des Kaisers aus dem Stiere gezogen, und man fand sie so unversehrt, daß nicht einmal die Haare oder sonst etwas von der Feuersglut versengt war. Die Christen aber trugen ihre Leichname fort und begruben sie an einem [nachmals] sehr berühmt gewordenen (celeberrimo) Orte und erbauten daselbst eine Kapelle. Sie haben gelitten unter Adrian, welcher sie um 120 n. Chr. gefangen nahm, am 1. November oder, wie einige wollen, am 20. September.

Diese Übersetzung habe ich nach der Historia Lombardica Jacobi de Voragine und zwar aus der Straßburger Ausgabe des Jahres 1483 angefertigt. Das Exemplar befindet sich in der Lutherbibliothek der Pfarrkirche zu Schmalkalden und ist trefflich erhalten. Die Namen Agapitus und Theospitus müssen ohne Zweifel Agapetus und Theopistus heißen (cf. Theopista statt Theospita), und wundert es mich nur, daß sich noch in einer anderen Form der erstere Name entstellt findet. In Chr. v. Schmid (Verf. der Ostereier), welcher obige Legende zu einem 205 SS. langen Buche ausgesponnen hat, (Eustachius, Ges. Erzählungen 14. Bdch.), findet sich Theopistus richtig, aber Agapius. Doch ist mir Schmids Quelle nicht bekannt. Er nennt auch den vor der Taufe geführten Namen der Gattin (Trajana). Goldhagen nennt statt Trajana die Gattin Tatiana, Herder bekanntlich, um des Metrums willen, wie es scheint, Eugenia.

10. **Die Vergleichung der Legende** in der Hist. Lombardica mit dem Gedicht Herders ergiebt ja viele große Ähnlichkeiten, aber doch zugleich eine sehr merkliche Veränderung, nicht bloß eine Verkürzung, sondern eine, wie sich nicht leugnen läßt, äußerst geschickte dichterische Umbildung. Schon eine Vergleichung mit der unter 8 gegebenen Charakteristik des Placidus wird ersichtlich machen, wo die Motive oft eine wesentliche Veränderung erfahren haben. Und ich stehe nicht an, die Änderungen fast durchgängig für sehr glücklich zu erklären. Höchstens konnte die Bekehrung des Placidus mehr in den Vordergrund gestellt werden, und dann wäre das vieldeutige, farblose „Schicksal“ dem prüfenden Heilande Christo gewichen.

11. **Schriftliche Aufgaben:**

Themata zur Auswahl: 1. Die wiedergefundenen Söhne (Erzählung im Anschluß an das Gedicht). 2. Eustachius' Bekehrung. 3. Eustachius' Lebensschicksale von der Taufe bis zur Wiedervereinigung der Familie. 4. Der Märtyrertod des hl. Eustachius (2—4 auf Grundlage der prosaischen Legende). 5. Disposition des Gedichtes. 6. Innerer Gedankengang des Gedichtes. 7. Charakterbild des Placidus und seines Weibes. 8. Wie hat Herder in den wiedergefundenen Söhnen die alte Legende benutzt und verändert? 9. Welche biblische Stoffe sind in die alte Legende Eustachius eingewoben? 10. Vergleichung dieses Gedichtes mit Blondels Lied von J. Gabr. Seidl. (Vgl. Erl. Bd. IV.)

[Litterarisches: *Götzinger I, S. 499. — *Reuter, S. 118. — *Gude.. III, S. 328. — *Kurz III, S. 141.]

2. Der gerettete Jüngling.

[Herders sämtl. Werke. Bd. VI, S. 11. Stuttgart 1827, Cotta.]

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.
Sankt Johannes*), aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.
In der Menge sah er einen schönen
10. Jüngling: fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.
„Diesen Jüngling", sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."
Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
20. Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.
Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.
Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihrem Bischof
30. War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist — mit Thränen sag' ich es — ein Räuber."
„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?" —
„Auf dem Berge dort!"
— „Ich muß ihn sehen."
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er).

*) Der Evangelist Johannes.

40. „Führet“, sprach er, „mich zu eurem Führer.“
Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling,
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. — „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
50. Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“
Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte, statt der Antwort,
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.
Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
60. Mit einander. In den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele. —
Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt,
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

1. Erläuterungen:

V. 1—4. Diese in Form einer Steigerung (Klimax) auftretende Sentenz wurde bereits S. 11 angezogen.

Patmos,*) eine kleine Insel im griechischen Archipelagus (das heutige Palmosa), war der Verbannungsort des Evangelisten und Apostels Johannes, welcher sich nach dem Tode Pauli besonders der Pflege der kleinasiatischen christlichen Gemeinden angenommen hatte („seiner Heerden Hirt“). Wächter = Episcopi (Aufseher) oder Bischöfe.

„Auf ihr Innerstes aufmerksam“ = welche auf die Bedürfnisse der Seelen aufmerken und für jene sorgen sollten.

V. 12. „Feuerseele“ = eine Seele voll Feuer und Leben.

V. 15. 16. „Hierüber zeuge mir und dir vor Christo die Gemeine“ = die Gemeinde soll es vor uns bezeugen, daß ich dir diese Seele auf deine Seele gebunden habe.

V. 21. „Netz“ = ein Fallstrick und Veranlassung zum Verderben.

---

*) Luther nannte die Wartburg sein Patmos (= Verbannungsort).

V. 22. Schmeicheleien sagten ihm, daß er des Fleißes der Arbeit nicht bedürfe, da er alles durch seine Begabung ersetze. Und so wurde er müßig, und Müßiggang war der Anfang des Lasters auch bei ihm.

V. 24. „Reiz des fröhlichen Betruges" = „des Betrugs beim Spiele" (Lüben).

V. 30. Er ist gestorben — Gott abgestorben = er ist gottlos. Gottlosigkeit ist der Tod, der Tod der Seele.

V. 44. 45. Ich habe meinem Heiland das Versprechen abgelegt, dich zu einem treuen Jünger machen zu wollen, und bin ihn darum Rechenschaft schuldig („muß für dich antworten").

V. 57. Läuterte = reinigte sein Herz mit süßer Flamme. Auch die göttliche Liebe ist ein Feuer, welches nicht bloß brennt und wärmt, sondern auch reinigt von den unheiligen Schlacken und Trieben des Herzens.

V. 60. „Goß sich ganz Johannes schöne Seele" = „die liebevolle Gesinnung, die Gottinnigkeit des heiligen Johannes teilte sich der Seele des Jünglings mit" (Reuter).

2. **Grundgedanke:** Eine Seele finden, fesseln und retten kann nur ein Herz, wie das St. Johannis, das selbst voll Glaube, Zutrauen, Festigkeit, Liebe und Wahrheit ist. —

3. **Form:** 5füßige, akatalektische und katalektische trochäische Verse.

4. **Grundlage der Legende:**

Eusebius erzählt in seiner Kirchengeschichte, III., c. 22 mit Berufung auf seinen Gewährsmann Clemens Alexandrinus diese Legende, etwas ausführlicher freilich, als Herder, aber eigentlich kaum abweichend:*)

„Als Johannes nach dem Tode des Tyrannen (Domitian, gest. 96 n. Chr.) von der Insel Patmos nach Ephesus zurückgekehrt war, begab er sich auch, auf dringendes Bitten hin, in die benachbarten Gegenden, teils um Bischöfe einzusetzen, teils um ganze Gemeinden zu gründen, teils um Geistliche aus denen, welche der heil. Geist als tauglich bezeichnen würde, durch das Los auszuwählen. Als er so auch in eine nicht weit abgelegene Stadt gekommen war, deren Namen sogar einige mitteilen, und außer anderen Obliegenheiten die Brüder gestärkt hatte, so sah er, während der, welcher soeben zum Bischof über alle eingesetzt war, ihn anblickte, einen Jüngling von starkem Körper, angenehmem Gesichtsausdruck und feurigem Geiste und sprach: „Diesen empfehle ich dir auf das allerdringendste; deß' seien Zeugen Christus und die Gemeinde." Als dieser den Auftrag annahm und Sorgfalt versprach, wiederholte er dieselben Worte der Empfehlung dringender. Dann kehrte er selbst nach Ephesus zurück. Der Älteste aber nahm den Jüngling zu sich, der ihm übergeben war, zog ihn zu Hause auf, hielt ihn streng

*) Die Uebersetzung ist von mir selbst vorgenommen aus Euseb. III. c. 22. Daraus erklären sich manche Verschiedenheiten von der Mitteilung bei Lüben und Nacke.

und pflegte seiner und unterwies ihn auch. Zuletzt erreichte derselbe einen so hohen Grad von Fleiß und Gehorsam, daß er ihm die Taufe zuteil werden ließ, die Versiegelung des Herrn. Diesem Jüngling aber, da er zu frühe etwas weniger streng gehalten wurde, schlossen sich Altersgenossen, müßige, wohllebende, an schlechte Streiche gewöhnte Leute zu seinem Verderben an. Sie ziehen ihn zunächst zu üppigen Gelagen, dann auch nehmen sie ihn mit zu Diebstahl und Rupfen.*) Dann fordern sie, daß er auch an einem größeren Verbrechen sich beteilige. Jener hatte sich allmählich an die Laster gewöhnt, und als ein reichbegabter Mensch stürzt er, wie ein Roß mit verhärtetem Maule, mit aller Kraft, nachdem es den rechten Weg verlassen und den Zaum durchbissen hat, weiter in den Abgrund sprengt, so auch immer tiefer. Nachdem er schließlich an der ewigen Seligkeit verzweifelt war, setzt er sich nichts Geringes mehr vor, sondern, weil er doch einmal verloren sei, so denkt er an größere Verbrechen, indem er es verschmäht, einem anderen in Schandthaten gleich zu stehen. So sammelt er denn Spießgesellen um sich, gründet eine Räuberbande, wird ihr grausamster Hauptmann, der vor keiner Mordthat zurückschreckt, und der Bande wildestes Glied. Es kam inzwischen die Zeit, daß man um einer notwendigen Ursache willen den Johannes wieder in die Stadt berief. Nachdem dieser die Angelegenheit, deren Ordnung seine Anwesenheit gefordert hatte, besorgt hatte, sprach er: „Wohlan, o Bischof, gib mir das Anvertraute wieder, welches ich und Christus dir, vor dem Angesichte deiner Gemeinde anvertraut haben.“ Der Bischof staunte zuerst, glaubte, es werde ihm eine Schlinge gelegt, durch eine nicht erhaltene Geldsumme, und konnte den Worten nicht Glauben schenken, welche sich auf Dinge bezogen, die er nicht besaß; zugleich aber konnte er auch nicht Johannes Lügen strafen. Als aber Johannes sagte: „Den Jüngling und die Bruderseele fordere ich wieder,“ da senkte er den Blick, seufzte, brach in Thränen aus und sprach: „„Der ist gestorben.““ Johannes sprach: „Auf welche Weise und durch welchen Tod?“ „„Er ist Gott gestorben, er ist schlecht, verworfen, mit einem Worte, ein Räuber geworden. Und jetzt hat er gegen die Gemeinde kämpfend jenen Berg mit einer Räuberschar besetzt.““ Der Apostel zerriß sein Kleid und schlug sich unter großem Wehklagen an sein Haupt und sprach: „Ich habe einen schönen Wächter für diese Seele zurückgelassen. Doch gebt mir ein Pferd und einen Wegweiser!“ Als er das Roß erhalten, eilte er, so rasch er konnte, aus der Gemeindeversammlung, Angekommen an dem bezeichneten Orte, wird er von den auf Wache stehenden Räubern ergriffen, und er flieht nicht, wehrt sich nicht, sondern ruft nur laut: „Ich kam grade deshalb hierher. Führt mich zu euerm Hauptmann.“ Der wartete inzwischen auf ihn, nachdem er sich bewaffnet hatte. Als er aber den Herannahenden erkannte, daß es nämlich Johannes sei, verging er vor Scham und wandte sich zur Flucht. Johannes aber verfolgt den Fliehenden, so rasch er konnte, seines Alters vergessend und ruft: „Warum, mein Sohn, flieh'st du deinen Vater?

---

*) Es ist an falsches Spiel und Bauernfängerei zu denken (ad suppilandum).

den waffenlosen und altersschwachen? Hab' Erbarmen mit mir, o Sohn, fürchte dich nicht, du hast noch immer Hoffnung selig zu werden. Ich muß um deiner Seele willen Christo Rechenschaft ablegen; wenn's nötig ist, will ich für dich sterben, wie auch Christus für uns. Mein Leben will ich für dich hingeben. Habe Vertrauen zu mir! Christus schickt mich zu dir!" Als jener diese Worte hörte, blieb er stehen, aber gesenkten Blickes; dann warf er seine Waffen weg, fieng an zu zittern und weinte bitterlich. Darauf umfaßte er die Kniee des herantretenden Greises, antwortete, so gut er vor Thränen konnte, und ward durch seine Reuethränen abermals getauft, während die rechte Hand verhüllt war. Der Apostel aber, nachdem er eidlich versprochen, daß er von dem Heiland für jenen Verzeihung erlangen werde, und dann ein Gebet gesprochen hatte, dann niedergekniet war und auch jene rechte Hand gleichsam als eine durch die Reue abermals gereinigte geküßt hatte, führte ihn zur Gemeinde zurück. Und nachdem er in unausgesetzten Gebeten für ihn Gott angerufen, auch in langem Fasten mit ihm gewetteifert und seinen Geist durch mannigfache Unterredungen gemildert und befestigt hatte, ließ er nicht ab, bis er ihn, wie man sagt, der Gemeinde wieder zugeführt und so ein großes Beispiel der wahren Reue, eine Probe der Wiedergeburt und ein leuchtendes Siegeszeichen einer sichtbaren Auferstehung geliefert hatte."

Die Grundlage und die Herder'sche Bearbeitung sind insofern verschieden, als jene breiter, redseliger, diese knapper, voller ist, als jene dieses Ereignis als ein Beispiel hinstellt, daß auch der größte Sünder noch Vergebung finden könne, diese dagegen in demselben ein Beispiel von der überwindenden Kraft des Glaubens und der Liebe zeigen will. Endlich hat Herder den Schluß modifiziert. Nach Herder hat Johannes nicht nur eine Seele gerettet, sondern sich für seine letzten Lebensjahre einen treuesten Freund und Begleiter, einen Erben seines liebevollen Geistes in dem Geretteten erworben.

5. Ein Urteil über den **Wert der Legenden** überhaupt siehe bei Vilmar, Deutsche Nationallitteratur 10. Aufl. S. 167—169. Einige Sätze seien hier mitgeteilt: „Es sind reine, anmutige Bilder stiller Szenen, aus einem liebenden, dem lieben Heiligen ganz hingegebenen treuen Sinne geflossen. Wenn es aber Ziel und Wesen aller Poesie ist, sich von einem Gegenstande ganz erfüllen und liebend durchdringen zu lassen, wenn einfache Darstellung unerlogener, wahrhafter, warmer Empfindungen zu ihren schönsten Zierden gehört, wenn die gläubige Richtung des stillen frommen Herzens auf das Unsichtbare und Ewige der Boden ist, auf welchem zu allen Zeiten die lieblichsten Dichterblumen sproßten, so werden auch diese Poesieen in ihrer liebevollen Herzlichkeit, ihrer stillen Milde und ihrem frommen Sinne einer freundlichen Anerkennung nicht entbehren dürfen."

6. Schriftliche Aufgaben:

1. Der gerettete Jüngling. (Erzählung.) — 2. Clemens' und Her-

ders Darstellung, in ihren Unterschieden gewürdigt. — 3. Vergleichung der Legende mit G. Schwabs: Johannes Kant.

7. **Zur Vergleichung:**

Johannes Kant.

(Von Gust. Schwab.)

[Gedichte. Neue Auswahl 1838. Tübingen, S. 247.]

Den kategorischen Imperativus[1]) fand,
Das weiß ein jedes Kind,[2]) Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
5 Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und wenige wissen's, wie die Sache bewandt.
Derselb' ein Doktor Theologiä war,
In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz[3]),
10 So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz,
Ein rein Gemüt, ein innerer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets deuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien, in sein altes Vaterland.
15 Er schloß die Bücher in'n Schrein, bestellt' sein Haus[4]),
Den Seckel nahm er und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
Der Doktor durch der polnischen Wälder Nacht,
Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter Schein,
20 Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
In's Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, so ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Tier in finstrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
25 Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott,[5])
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht ins Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
30 Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Er weiß nicht, wie ihm geschieht, er steigt vom Roß,
Und eh' sie's fordern, teilt er sein Gut dem Troß,
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin bei'm Groschen manch blanker Thaler war,
35 Vom Halse löst er ab die güldne Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett[6]);
Den Ring vom Finger, und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch[7]) er mit Silberbeschläg und Niet;[8])
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
40 Der arm' erschrockene Mann, er sieht es kaum;
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes bar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust,
Und schüttelt ihn mit derber Räuberlust.
45 „Gabst du auch alles?" brüllts um ihn und murrt,

„Trägst nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?
Die Todesangst schwört aus dem Doktor: „Nein!"
Und aber „Nein!" Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
50 Er eilt, als wär' er zu Roß noch, ohne Halt[9]).
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorderen Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,[10])
55 Wo eingenäht, verborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Manne es werden recht sanft und leicht,
Mit all dem Gold er die Heimat wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hilfe vom Schrecken ruhn,
60 Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun.
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
„Leug nicht! Leug nicht! Du hast gelogen, Kant!"
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt',
65 Vergessen war der Heimat selige Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von ferne der unglücksel'ge Platz,
70 Die Räuber teilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei,
Und wie sie lagern im Gras und tauschen[11]), tritt
In ihre Mitte der Kant mit heftigem Schritt.
75 Er stellt demütig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
80 Darüber des Mondenscheins blinkende Welle rollt;
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich[12]) vor euch verleugnet, nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf;
85 Und ihre Lippen finden doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge taut.[13])
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ[14])
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du sollt —
90 Du sollst nicht stehlen!" und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sich all auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott ist hie.
Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
95 Ein dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann, er hat's geküßt,
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinst;
Ja, mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
100 Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.

Er scheidet, er teilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich log!"
105 Doch als er kam zum finstern Walde hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,[15])
Da stand der Morgenhimmel in roter Glut,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Mut.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf der Erd!"[16])
110 So betet der Kant, und gibt die Sporen dem Pferd.

Erläuterungen zu Johannes Kant.

[1]) Kategorischer Imperativ Kants. Immanuel Kant wurde am 22. April 1774 in Königsberg i. Pr. geboren und starb als Professor der Philosophie daselbst am 12. Febr. 1804. Epochemachend waren seine „Kritik der reinen Vernunft" (1781) und die „Kritik der praktischen Vernunft" (1788). In der Sphäre des Willens wird die Vernunft zu einer praktischen. Der Wille aber ist Kant wesentlich „das Vermögen, nach der Vorstellung von Gesetzen zu handeln." Er unterschied zwei Arten von „praktischen Grundsätzen, welche eine allgemeine Bestimmung des Willens enthalten," nämlich 1) die Maximen, welche nur für den Menschen Giltigkeit haben, welcher dieselben sich aufstellt, also eine subjektive, beschränkte, und 2) die Imperative, welche objektive und allgemeine Giltigkeit haben. Letztere zerlegt er wieder in die hypothetischen, welche nur unter gewissen Bedingungen gelten, und die kategorischen, welche unbedingt fordern, wie gehandelt werden solle. Diese nennt er denn auch die eigentlichen Gesetze des Willens. Der wichtigste kategorische Imperativ ist der der Sittlichkeit, der Pflicht.

[2]) „weiß jedes Kind" = ein etwas stark übertreibender Ausdruck. (Hyperbel).

[3]) Krakau hat seit 1364 eine Universität. Unter dem Lehrersitz ist der Katheder eines Professors zu verstehen.

[4]) sein Haus bestellen heißt für den Fall des Todes seine privaten Angelegenheiten ordnen und namentlich seinen letzten Willen aufzeichnen.

[5]) Der Trott = Trab, ein Laufen mit kurzen Schritten. (vgl. ital. trotto, franz. trot. trotte.)

[6]) Barett wird die schirmlose, bald runde bald eckige Kopfbedeckung genannt, welche die Geistlichen oder Doktoren tragen oder trugen.

[7]) Meßbuch (Missale) ist das Buch, in welchem sich außer der Anweisung zur Verwaltung des Opfers (der Messe) noch die verschiedenen wechselnden Bestandteile der katholischen Meßliturgie, die Eingangssprüche, Kollekten, Perikopen &c., nach dem Kirchenjahre, Kalender &c. geordnet, zusammengestellt finden.

[8]) Das Niet ist nicht Schloß oder Haken, wie Lüben meint, sondern der an beiden Enden breitgeschlagene oder umgebogene Stift oder Nagel (vgl. niet- oder nagelfest, niet- oder nagellos).

[9]) „ohne Halt" = ohne Halt zu machen, rastlos.

[10]) Wulst ist von wellen, Schwulst von schwellen abzuleiten. Beide sollen hier eine Anschwellung, Verdickung im Kleide, hervorgerufen durch das Einnähen des Geldes, bedeuten.

[11]) tauschen = sie tauschen ihre Beutestücke aus, jenachdem dieser für sich begehrt, was der andere gern entbehrt.

[12]) „böslich." Aus bösem Herzen war das nun keineswegs geschehen, sondern aus Schwachheit und Übereilung: dennoch nennt das zarte Gewissen Kants die Verleugnung des Sparpfennigs böslich, weil sie wenigstens etwas Böses, Unrechtes war.

[13]) Bislang jeder edlen Empfindung, jeder Rührung entwöhnt, wird das Auge jetzt der Zeuge der tiefen Seelenrührung.

[14]) Konstruiere: Plötzlich regte sich der Imperativ (das sittliche Gebot) in ihnen, in dem bleiernen Schlummer, den er (der Imperativ) bisher geschlafen hatte.

[15]) Da waren die peinigenden Vorwürfe verschwunden und der Friede Gottes im Herzen wieder eingekehrt.

[16]) Kant kann wieder vertrauensvoll sich Gottes Führung überlassen; er kann auch das Gebet um Bekehrung der Räuber mit diesen Worten abschließen.

[Litterarisches: *Büttner, Sprachunterr. in der Oberkl. der Volksch: S. 100. — *Gude III, S. 328. — *Reuter, S. 119. — *Kurz S. 140. 315.]

---

3. Der Tapfere.*)

[Herders sämtl. Werke 1827, Bd VI, S. 34.]

Ein edler Held ist, der für's Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.
Ein Hohepriester trug er ihr Geschick
In seinem Herzen und der Wahrheit Schild
Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Üppigkeit,
Des Irrtums und der Schmeicheleien Feind,
Und fällt, der höchsten Majestät getreu,
10. Dem redlichen Gewissen, das ihm sagt:
Er suchte nicht, und floh nicht seinen Tod.
„Was tötet ihr die Glieder?“ rief die Wut
Des Heidenpöbels: „Sucht und würgt das Haupt!“
Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler.**) Sorgsam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Glut“ (so sprach der kranke Greis)
Und wachte mit besonderer Freude auf.
20. „Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen.“ — Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden, er nahm sie freundlich auf.
„Bereitet,“ sprach er, „diesen Müden noch
Ein Gastmahl — ich bereite mich indes
Zur Reise auch.“ Er ging und betete;
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:

---

*) Um 21 Zeilen ist das Gedicht am Anfange verkürzt.

**) Polykarp, Bischof zu Smyrna, ein im Christentum weitberühmter Lehrer, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts im höchsten Alter den Märtyrertod litt.

30. „Sei tapfer, Polykarp!" — Der Konsul sieht
Den heitern, schönen, ruhigsanften Greis
Verwundernd. „Schone," sprach er, „deines Alters
Und opfre hier entsagend deinem Gott!" —
„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that?" — „Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?" — „Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, sei's,
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."

40. Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater: Feuer! Feuer her!"
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wut
Ward er ergriffen. „Freunde" sprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht! wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Mut verleihn!"
Und legte still den Mantel ab und band
Die Sohlen seiner Füße los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn

50. Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank, es floß sein Blut, die Flamm' erlosch,
Und eine weiße Taube flog empor.
Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier dir, dem Sterbenden, die Brust
Durchbohren? dem Gestorbenen das Aug'

60. Ein Rab aushacken? aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf.
Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Mut.

1. Erläuterungen:

Polykarpus, der langjährige Bischof der Gemeinde zu Smyrna in Kleinasien, war ein Schüler des Apostels Johannes und starb, entweder 86 Jahre alt oder nach einem noch längeren Leben, aber 86 Jahre nach Empfang der Taufe. Er wird den apostolischen Vätern zugezählt; wir besitzen unter seinem Namen noch eine Schrift, einen Brief an die Philipper. Das Todesjahr, welches man später um 168 n. Chr. ansetzte, wird neuerdings von einigen Gelehrten in die Mitte der fünfziger Jahre des 2. Jahrhunderts gesetzt.

V. 15. „Johannes Bild und Schüler“. Polykarp war nicht nur eine Johannesnatur, sondern hatte sich zu einer solchen unter der Leitung des Johannes erst recht entwickelt. Man hat ihn auch wohl für den „geretteten Jüngling“ gehalten, in welchen sich Johannis Seele eingegossen habe.

V. 21. Polykarp preist durch seinen Tod den Christengott, der ihm Kraft gibt, auch das Schwerste, den Tod, für ihn zu erleiden, und ihm nach zeitlichen Leiden ewige Freuden verheißt.

V. 28. Der „Konsul“ ist der damalige Prokonsul und Statthalter der Provinz Asia, Statius Quadratus.

V. 37. Die Antwort des Polykarp enthält eine Anspielung auf ein Wort des Kirchenvaters Ignatius von Antiochien, mit welchem dieser seinen bevorstehenden Märtyrertod beurteilte.

V. 41. Er ist der Christen Vater = der, den alle Christen wie einen Vater verehren; fällt er ab oder ist er tot, so ist der Christengemeinde die größte Stütze entzogen.

V. 43—45. Polykarp hält seinen Tod für eine Auszeichnung, welcher er sich nicht entziehen will. So ist's auch nicht nötig, daß man ihn an einen Pfahl binde; er hofft ohnehin festzubleiben.

V. 47. „Die losgebundenen Sohlen“ = Sandalen.

2. Die Legende findet sich sehr ausführlich in den Acta martyrum erzählt. Noch ist das Schreiben der Gemeinde Smyrna über ihres Vaters Martyrium, gerichtet an die Schwestergemeinden, vorhanden, und von diesem ist das von Eusebius IV, 15 (nicht wie Lüben a. a. O., S. 62 sagt, VI, 14) Erzählte ein Auszug. Ich teile das Wichtigste hier mit: Der Heidenpöbel rief, nachdem eine Reihe von Christen mutig den Märtyrertod erlitten hatten: Töte die Gottlosen, man suche nach Polykarp! Es war aber einer aus Phrygien gebürtig, Namens Quintus, welcher kürzlich aus seinem Vaterlande hierher gekommen war, als er die wilden Tiere gesehen hatte, von Angst erschüttert worden. Dieser hatte erst andere bewogen, sich freiwillig vor dem Gerichtsstuhl des Richters zu stellen. Nunmehr bewog ihn der Prokonsul, nachdem er ihn durch Schmeichelworte überredet hatte, abzuschwören und zu opfern. Wir, o Brüder, loben solche nicht, die freiwillig hervortreten und sich selbst verraten, da des Evangeliums Vorschrift anders lautet. Der bewundernswerte Polykarp aber ließ sich anfangs auf keine Weise bewegen, als er von jenen Vorgängen hörte, sondern beschloß in der Stadt auszuharren. Mehrere jedoch beredeten ihn zu entweichen, und er begab sich auf ein kleines Landgut unweit der Stadt. Dort verweilte er mit wenigen Begleitern, tags und nachts mit Gebeten für alle Menschen und alle Christengemeinden auf Erden beschäftigt. Am dritten Tage aber vor seiner Gefangennahme ward ihm während des Gebets eine göttliche Erscheinung zu teil. Er sah nämlich, daß sein Kopfkissen von Feuer verzehrt ward. Bald wandte er sich zu seinen Begleitern und sprach prophetischen Geistes: „Ich soll lebendig verbrannt werden.“ Die, welche ihn suchten, erfuhren von

zwei kleinen Sklaven, welche sie folterten, seinen geheimen Aufenthaltsort. Gegen Abend trafen die Häscher ein, und obgleich Polykarp auch jetzt noch leicht hätte fliehen können, so weigerte er sich doch und sprach: Des Herrn Wille geschehe. Er stand vom Essen auf und redete mit ihnen Da sich alle über sein Alter und seine Standhaftigkeit wunderten, sprachen einige von ihnen: Warum wird so großer Eifer angewandt, um einen solchen Greisen zu fangen? Jener aber ließ ihnen Speise und Trank vorsetzen und erbat sich zum freien, ungehinderten Gebete noch eine Stunde aus, und er betete voll der Gnade Gottes, so daß er selbst nach zwei Stunden nicht schweigen konnte und alle Hörer von Bewunderung hingerissen wurden und viele bereuten, solchen gleichsam göttlichen Greisen zu haschen gekommen zu sein. Man setzte ihn darauf auf einen Esel und brachte ihn in die Stadt. Es war gerade der große Sabbath. Es begegnete ihm der Irenarch (Polizeidirektor) Herodes und dessen Vater Niketes. Diese nahmen ihn in ihren Wagen, suchten ihn zu überreden und sprachen: Was ist denn Übeles dabei zu sagen, Herr Kaiser! und zu opfern und sich das Leben zu erhalten? Jener aber antwortete anfänglich nicht; da sie aber ihn drängten, sprach er: „Ich werde nicht so handeln, wie ihr mir ratet.“ Nun hörten sie auf ihn zu überreden, redeten schreckliche Worte, stießen ihn vom Wagen, daß er das Schienbein brach. Trotzdem schritt er mutig und rasch, als wäre ihm nichts Übeles wiederfahren, weiter und ward so zum Richtplatze gebracht. Dort war ein unsäglicher Tumult, daß niemand sein Wort hören konnte. Dem Polykarp aber geschah eine Stimme: „Sei tapfer und handle männlich, Polykarp!“ Niemand sah den Sprecher, aber die Worte hörten auch einige Christen. Der Prokonsul fragte ihn, ob er Polykarp sei. Er bejahte diese Frage. Der Prokonsul ermahnte ihn zu verleugnen und sprach: „Schone dein Alter!“ und „Schwöre bei dem Glücke des Kaisers, nimm Vernunft an, sage: Nieder mit den Gottlosen“. Da schaute Polykarp mit ernstem und feierlichem Blick auf die ganze Menge des ruchlosen Pöbels, streckte seine Hand gegen sie aus, seufzte, schaute gen Himmel und sprach: „Weg mit den Gottlosen!“ Der Prokonsul drängte und sprach: „Schwöre, und ich lasse dich los, schmähe Christum,“ worauf Polykarp antwortete: „Sechsundachtzig Jahre habe ich ihm gedient, und er hat mir nie Leides gethan, wie kann ich schmähen meinen König, der mich erlöset hat?“ Der Konsul nochmals: „Schwöre bei dem Genius Cäsars!“ Polykarp: „Wenn du thörichterweise forderst, daß ich beim Glücke des Kaisers schwöre, wie du es nennst, gibst aber vor, nicht zu wissen, wer ich sei, so höre es öffentlich, ich bin Christ. Willst du aber die christliche Religion kennen lernen, so bestimme einen Tag, und du sollst sie kennen lernen.“ Der Konsul sprach: „Überrede das Volk!“ Polykarp: „Dich habe ich der Rede und Verantwortung gewürdigt, denn wir sind gelehrt worden, den von Gott gesetzten Fürsten und Obrigkeiten die geziemende Ehre zu geben. Jene aber halte ich nicht für würdig, daß

ich mich vor ihnen verantworte." Der Prokonsul drohte mit seinen wilden Tieren, falls er keine Vernunft annehme. „Lasse sie kommen," antwortete Polykarp, „wir nennen nicht Vernunft annehmen, wenn wir vom besseren zum schlimmeren Zustande übergehen. Es ist aber gut, daß ich vom Üblen zum Guten übergehe." Der Konsul drohte mit dem Scheiterhaufen. Polykarp sprach: „Du drohst mit einem Feuer, welches eine Stunde lang brennt und bald ausgelöscht wird. Denn du kennst nicht das zukünftige Feuer des Gerichts und der ewigen Verdammnis, welches den Gottlosen bereitet wird. Doch warum zögerst du? Bringe herbei, was dir beliebt." Unter diesen Worten wurde er mit Zuversicht und Freude, und sein Antlitz ward mit Gnade erfüllt, so daß alle Umstehenden und der Konsul sogar erstaunte. Gleichwohl ließ er durch seinen Herold ausrufen: „Polykarp hat bekannt, daß er ein Christ sei." Da rief die ganze Menge der Heiden und Juden Smyrnas zornig und laut: „Er ist Asiens Lehrer, der Christen Vater, der Vernichter unserer Götter, der viele lehrt nicht zu opfern und die Götter anzubeten." Man schrie und forderte, daß Polykarp den Löwen vorgeworfen würde. Aber dies Verlangen wurde nicht erfüllt, da Philippus, der Asiarch, bereits die übliche Zahl der öffentlichen Schau- und Gladiatorenspiele abgehalten hatte. Da verlangte man, daß Polykarp verbrannt werde. Man schleppte Holz und Reisig herbei, besonders eifrig die Juden. Man zog dem Polykarp die Kleider aus und nötigte ihn die Sohlen loszubinden und wollte ihn annageln. Er aber sagte: „Lasset mich so; denn der mir vergönnt, das Feuer zu erleiden, der wird mir auch Kraft geben, unbeweglich auf dem Scheiterhaufen zu bleiben, ohne daß es eures Annagelns bedarf." Nun band man wenigstens seine Hände auf den Rücken, und so stand er da und betete, wie ein rechtes Opferlamm, pries Gott, daß er ihn dieses Tages und dieser Stunde gewürdigt habe, so daß er an dem Leidenskelche Christi teil erhalte mit den anderen Märtyrern. Der Scheiterhaufen wurde angezündet, und nun trug sich das Wunderbare zu, daß das Feuer die Gestalt eines Gewölbes annahm, wie ein Segel, welches vom Winde gefüllt und ausgehöhlt wird, und den Leib des Märtyrers umgab. Dieser schien kein verbranntes Fleisch zu sein, sondern gleichsam ein gebackenes Brot, oder Gold und Silber, welches im Tiegel hell glühet. Man glaubte nur den Geruch von Weihrauch oder anderem kostbaren Gewürz zu riechen. Schließlich, da der Leib des Märtyrers vom Feuer nicht verzehrt wurde, trat ein Henker herzu und stieß den Dolch bis an das Heft in den Leib. Da ging eine Taube hervor und zugleich ein solcher Blutstrahl, daß er das Feuer auslöschte, so daß die ganze Menge verwundert den Unterschied zwischen Gottlosen und Auserwählten erkannte.

3. **Der Grundgedanke** dieser schönen Dichtung kann in Übereinstimmung mit der Legende in den Worten ausgedrückt werden: Der edelste Held ist doch der, dessen ganzes Leben ein Kämpfen im Dienste

Gottes war und dessen Tod ein Zeugnis von der welt- und todüberwindenden Kraft des göttlichen Evangeliums ist.

[Litterarisches: *Kurz III, S. 140.]

---

4. Der Schiffbruch.

[Herders sämmtliche Werke. Bd. 6, S. 86. Stuttgart 1827.]
[Der Text des Gedichtes wurde bereits früher mitgeteilt. Vgl. Erl. Bd. I³, S. 45.]

Zum Verständnisse.

Dieses Gedicht steht am Schluß der Herderschen Legenden. Inhaltlich fügt es sich diesen sehr wohl an, da in jenen, wie in diesem, irgend eine hervorragende Christentugend uns zum Vorbilde vorgestellt wird. Der altchristlichen Vergangenheit gehört freilich diese Erzählung nicht an, sondern einer der Gegenwart näheren Zeit. Aber gerade diese Wahrnehmung, daß Edelmut und Pflichttreue nicht nur in früheren Zeiten sich finden ließen, sondern auch jetzt noch vorkommen, macht uns die Dichtung recht wertvoll. Es ist doch etwas Außerordentliches um einen Mann, welcher sich leicht retten kann, aber nicht will, weil er hoffen darf, etlichen Sterbenden in der Stunde des Todes ein rechter Tröster sein und sie mit Gottes Wort und Sakrament, mit Gebet und glaubensmutigem Vorbilde durch des Todes Schrecken hindurch geleiten und die für die Ewigkeit recht Bereiteten in die Ewigkeit hinüberführen zu können, und der dies alles als etwas Selbstverständliches, als seine Pflicht ansieht und ausübt. Die Heiden rühmten die Geistesgröße eines Cato, welcher im Zorne über den Niedergang der vaterländischen Freiheit den Tod suchte und fand; wie unendlich höher steht diese Hirtentreue eines Mannes, der mit den Kranken und Sterbenden untergeht, nachdem er die laute Verzweiflung in stille Ergebung verwandelt, nachdem er die Beute des zeitlichen Todes für das ewige Leben gerettet hat!

[Litterarisches: *Kurz, III, S, 140.]

---

5. Erlkönigs Tochter.

[Der Text ist bereits früher mitgeteilt. Vgl. Erl. Bd. II³, S. 168. ff.]
[Stimmen der Völker in Liedern. Herders gesammelte Werke 1828. Stutgartt. 8. Bdch. S. 155.]

Zum Verständnisse.

Die Elfen sind ein Produkt der Phantasie der nordischen Völker. Besonders häufig und tiefeingewurzelt ist der Glaube an diese Art der Geisterwelt in den skandinavischen Halbinseln und Inseln. Die Elfen oder Elben leben in großer Gemeinschaft, wie die Menschen, sie bilden,

wie diese ein Reich, sie haben einen König, feiern mit Aufzügen, Tänzen und Gelagen ihre Hochzeiten, wie die Menschen. Ihre Gestalt ist wunderbar schön, ihr Gesang bezaubert die Menschen, deren Auge und Ohr für diese Dinge geöffnet ist. Gewöhnlich ist dies eine Auszeichnung der Sonntagskinder.

Sehr merkwürdig ist die allgemein verbreitete Vorstellung, daß die Elfen eine ganz besondere Sehnsucht nach den Menschen haben, daß sie nach einer Vereinigung mit einem Menschen verlangen und durch dieselbe gleichfalls der Erlösung und Seligkeit teilhaftig zu werden hoffen sollen. Man hat sich diesen wunderbaren Zug der Elfen zu den Menschen so erklären zu können geglaubt, daß die Liebe der zum Christentum bekehrten Heiden zu ihren ohne Kenntnis Christi verstorbenen Verwandten aus den Seelen der letzteren diese Elfen gebildet und ihnen jene Sehnsucht nach Erlösung und Seligkeit angedichtet habe, welche in so manchem Liede nachmals zum Ausdruck gebracht worden ist.

Andererseits hat irgend ein trauriges Ereignis, wie der geheimnisvolle und plötzliche Tod des Ritters Oluf an seinem Hochzeitstage, die Phantasie auf jene Geisterwelt hingelenkt, und in großer sachlicher Übereinstimmung bei eben so großer formeller Verschiedenheit findet sich jenes unglückliche Ereignis, welches sicherlich einen historischen Kern hat, auf die Weigerung Olufs zurückgeführt, mit einem Elfenweibe zu tanzen. Solche Weigerung strafen die Elfen entweder mit dem Tode, oder mit siebenjährigem Siechtume. Andrerseits hat das Eindringen ins Elfenreich und das Eingehen einer Elfenehe eine sieben- oder hundertjährige Fernhaltung von der Menschen Vaterland und Familienkreis zur Folge.

Sonst ist noch der Erwähnung wert, daß die Tänze der Elben nicht nur abends im Mondenscheine stattfinden, also zu einer Zeit, wo die Phantasie eines einsamen Wanderers doppelt leicht getäuscht wird, sondern auch auf besonderen Wiesenplätzen, welche an ihrem helleren Grün kenntlich sein sollen. (Vergl. Str. 2, 1.)

Hier büßt ein unglücklicher Mann seine Treue zur Braut mit dem Tode. Fröhlich ist er ausgeritten, zur Hochzeit einzuladen, welche folgenden Tages stattfinden wird, krank kommt er heim, — am Hochzeitstage ist er tot. Statt des gehofften Jubels Wehklagen, in der Jugend Kraft und in der Hoffnung Fülle ist er plötzlich dahingerafft, und nicht nur sein Herz ist gebrochen, sondern auch das Herz der armen Mutter und das der armen Braut, der er die Treue bis zum Tode hielt. Wie kam das alles? Das Schreckliche und Unbegreifliche läßt sich nach der Meinung der Leidtragenden nur erklären durch die Annahme, daß Oluf den Zorn der Elben auf sich geladen haben müsse, etwa die Liebe einer Elbenjungfrau oder gar der Königstochter nicht erwidert habe und nun ein Opfer seiner Treue geworden sei. Diese Annahme wurde fortan das Feststehende, der Ausgangspunkt, und nunmehr schuf an verschiedenen Orten die dichterische Phantasie des Volkes sich verschiedene Fabeln

für die Grundidee. Hier weist Oluf ein einfaches Elfenweib, dort eine Elfenkönigstochter, anderwärts gar eine ganze Familie des Elfenkönigs ab. So erklären sich auch die sonstigen, leicht erkennbaren Unterschiede der verschiedenen Elfenlieder. Grund und Folge sind überall dieselben, die Weigerung des Tanzes mit den Elfen wird durch den plötzlichen Tod Olufs von den eifersüchtigen Elfen, deren Liebe sich in Haß verwandelt, gestraft; — aber sonst wird der Hergang sehr verschieden erzählt.

[Litterarisches: *Grube, Ästh. Vortr. I, S. 1. ff.]

---

6. Das Kind der Sorge.

[Herders sämtl. Werke 1827. Bd. 3. S. 15. Stuttgart, Cotta.]

1. Einst saß am murmelnder Strome
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

2. „Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Beleb's, ich bitte dich, Gott."

3. „Wohlan denn! lebe! — Es lebet!
Und mein sei dieses Geschöpf!"
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!

4. Mein Finger hat es gebildet."
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

5. „Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind."
„Wohlan," sprach Jupiter, „wartet,
Dort kommt ein Entscheider, Saturn."

6. Saturn sprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geschick,
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist,

7. Du, Tellus, seine Gebeine:
Denn mehr gehört dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

8. Duwirst, so lang es nur atmet,
Es nie verlassen dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab."

9. Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf.
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

1. Quelle des Gedichtes:

Den Stoff zu dieser Allegorie verdankt Herder einem römischen, zur Zeit des Augustus lebenden Schriftsteller, Julius Hyginus dessen Erzählung also lautet:

„Als die Sorge an einem Flusse vorüber ging, sah sie dort feuchten Thon liegen; sinnend erhob sie ihn und begann daraus einen Menschen zu bilden. Während sie bedenkt, was sie gemacht, kommt Jupiter zu ihr. Die Sorge bittet ihn, jenen zu beleben; Jupiter bewilligt es ihr gern. Als sie jenem aber ihren Namen geben wollte, hielt Jupiter sie ab, indem er sagte, sie müsse ihm seinen Namen geben. Da die Sorge und Jupiter über den

Namen stritten, erhob sich auch Tellus und sagte, er müsse ihren Namen erhalten, da sie den Stoff zu seinem Körper geboten. Zum Schiedsrichter nahmen sie den Saturnus, und Saturnus entschied so: „Du, Jupiter, weil du den Geist gegeben hast, nimm nach seinem Tode den Geist; du, Tellus, weil du den Körper geboten, den Körper; die Sorge besitze ihn während seines Lebens, da sie ihn zuerst gebildet hat. Aber da Streit über seinen Namen entstanden ist, so wird er Mensch (homo) genannt, weil er aus der Erde (ex humo) gemacht ist."

2. Dichtgattung.

Die höchste Stufe der Metapher*) ist die Personifikation. Es werden dann einem Gegenstande, der an sich von Menschlichem nichts an sich hat, menschliche Empfindungen, Absichten und Thätigkeiten zugeschoben. Man unterscheidet aber drei verschiedene Arten von Personifikationen:

1) die metaphorische Personifikation; diese ist nichts anderes, als eine vollständig ausgeführte Metapher, durch welche irgend einem sinnlichen oder abstrakten Wesen nicht nur eine ihm an sich fremde, einem anderen Wesen eigentümliche, sondern geradezu eine menschliche, persönliche Eigenschaft oder Thätigkeit beigelegt wird. Wenn ich von der Rebe sage, daß sie zum Fenster emporklimme, so lege ich ihr die Thätigkeit des Kletterns bei. Das ist keine Personifikation, sondern eine Metapher, da die Eichhörnchen und Katzen auch klimmen und klettern können. Sagt aber Möricke von der Nacht:

Bedächtig stieg die Nacht an's Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die gold'ne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn rc.,

so hat er die Nacht personifiziert; denn bedächtig emporsteigend, träumend lehnend und schauen — ist etwas spezifisch Menschliches und Persönliches Am wirkungsvollsten wird diese Art der Personifikation in dem Falle, wenn der personifizierte Gegenstand gar redend eingeführt wird, wie in Linggs: der schwarze Tod:

Erzittre Welt, ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest
Mein Blick ist Fieber, feuerfest,
Und schwarz ist mein Gewande.
Ich komme von Egyptenland
In roten Nebelschleiern,
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüstenbrand
Und Gift aus Dracheneiern rc.

2) Eine zweite Art der Personifikation ist die allegorische, gewöhnlich Allegorie genannt, durch welche abstrakte Begriffe, Eigenschaften, Tugenden und Laster in Personen verwandelt werden. Solche Allegorien finden wir besonders häufig in der Skulptur und Malerei (z. B. in Wis-

*) Von dieser wird anderwärts geredet werden; vgl. Lenau: Die drei Indianer.

licenus' vier Jahreszeiten). An sich kann nun irgend eine menschliche Gestalt nicht ausreichen, jenen Begriff auszudrücken. Die Attribute, welche der Künstler dem Bilde zufügt, machen dem Beschauer erst klar, was das Bild darstellen, bedeuten solle. Das Bild der Gerechtigkeit ist eine Jungfrau, welche eine Wage in der Hand hält und deren Auge eine Binde deckt. Die Poesie darf die Gebilde ihrer Phantasie nicht etwa nach diesen Attributen beschreiben, sonst würde sie trocken und armselig werden; vielmehr müssen die Allegorien Leben haben, und aus ihren Handlungen, nicht aus der Beschreibung der Attribute, muß uns das personifizierte Abstraktum kenntlich werden, wie in Geibels Cito mors ruit (Vgl. Erl. Bd. I², S. 263.):

Der schnellste Reiter ist der Tod,
Er überreitet das Morgenrot,
Des Wetters rasches Blitzen;
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Senne schwirrt, der Pfeil erklirrt
Und muß im Herze sitzen rc.

Solcherart ist denn auch die Allegorie: Das Kind der Sorge von Herder. Die Sorge, eine weibliche Gestalt, eine Göttin, sitzt und sinnt, träumt, formt und redet. Charakteristisch für die darzustellende Sorge ist wohl nur das träumende Sinnen, das Geistesabwesendsein, das Grübeln, aber die andern Thätigkeiten sind noch nötig, um die Figur zu beleben und klar hervortreten zu lassen.

3) Die mythologische Personifikation verwandelt sinnliche Gegenstände oder menschliche Ideen in himmlische Wesen. Die Phantasie belebt die Bäume, Berge, Flüsse mit Gottheiten, sie formt und erfindet die Götter und der Götter Geburt, Leben und Leiden. So schildert Schiller diese höchste Art der Personifikation und wendet sie zugleich an in den „Göttern Griechenlands:"

Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantal's Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomela's Schmerz aus diesem Hain.

Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere —
Ach! umsonst den schönen Freund!

Das obige Gedicht gehört zu den Allegorien, wie schon vorhin bemerkt worden ist.

3. Erläuterungen:

Str. 1. Die Sorge sitzt am Strom, wie schon Hyginus die Sorge an einem Flusse den Thon finden läßt. Hierzu macht Götzinger die Anmerkung: „Nach alten Sagen ist der Mensch nicht aus Erde allein, sondern aus befeuchteter Erde geschaffen." Lüben gibt folgende Erklärung zu derselben

Stelle: „Nach allen Sagen ist der Mensch nicht aus Erde allein, sondern aus befruchteter Erde geschaffen.“ Fatale Schreibfehler!

im Traum der Gedanken“ = ihr Geist ist, wie im Traume, abwesend und achtet nicht auf das Gebilde des Fingers.

„ein leimernes Bild“ = eine aus Thon gebildete Figur.

Str. 2. 3. Zeus wird der Beleber des irdischen Bildes genannt, weil des Menschen Seele auch nach dieser Sage als vom Himmel stammend und zum Himmel zurückkehrend bezeichnet werden soll.

Str. 4. Tellus (= die Erde) erhebt auch Anspruch auf den Besitz des Menschen, da von ihr der Stoff dargeboten worden sei.

Str. 5. Saturn ist nicht hier als der Vorfahr Jupiters anzusehen, sondern als die Personifikation der Zeit. Während wir sagen: „Die Zeit wird's lehren!“ sagt Herder: Saturn mag Schiedsrichter sein. Die Entscheidung der Zeit ist zugleich die Stimme des Schicksals (Vgl. Str. 9.)

Str. 6—7. Der Körper gehört der Erde nicht mehr; denn nur der Stoff des Körpers ist irdisch; die Seele gehört Gott, der sie dem Stoffe eingehaucht oder doch verliehen hat und nach der Trennung vom Leibe, also im Tode, zurückfordern kann. Als eigentliche Mutter, Bildnerin dieses eigentümlichen Gebildes ist nur die Sorge anzusehen, und darum soll sie dasselbe, solange es lebt, besitzen.

Str. 9. Die Namengebung ist auch hier angedeutet, vgl. des Hyginus' Allegorie. Nur ließ sich das Wortspiel (homo — ex humo) nicht im Deutschen nachbilden. Hyginus scheint die feuchte Erde (vgl. Thon am Wasser), also die beiden Bestandteile des menschlichen Leibes (Erde und Wasser) mit homo bezeichnen zu wollen und nicht nur an humus, sondern auch an humor und humeo gedacht zu haben.

4. Schriftliche Aufgaben: Vergleichung dieses Gedichtes mit Herders: Das menschliche Herz. — 2. In wiefern kann der Mensch ein Kind der Sorge genannt werden?

5. Zur Vergleichung:

Das menschliche Herz.

[Von Johann Gottfried von Herder.]

[Herders Werke. I. Abt. Bd. 3., S. 224. Cotta 1827. Stuttgart.]

1. In ein Gewebe wanden
 Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
 Ein armes Menschenherz;
Du armes Herz, gewebet
 Aus Lust und Traurigkeit,
Weißt Du, was Dich belebet?
 Ist's Freude, ist es Leid?

2. Die Göttin selbst der Liebe[1])
 Sah es bedauernd an:
„O zweifelhafte Triebe,
 Die dieses Herz gewann!
In Wünschen nur und Sehnen
 Wohnt seine Seligkeit,
Und selbst der Freude Thränen
 Verkündigen ihm Leid.[2])“

[1]) Selbst Aphrodite, die Göttin der Liebe. — [2]) In Unerfülltem besteht seine Freude, während der Freude über den Besitz das Leid als Erinnerung an die überstan-

3. Schnell trat ihr holder Knabe[3])
Hinzu mit seinem Pfeil:
Auf, meine beste Gabe
Sie werde ihm zu teil!
Ein unbezwinglich Streben
Sei Liebe Dir, o Herz,
Und Liebe sei dein Leben,
Und Freude sei Dein Schmerz[4]).

[Litterarisches: *Götzinger I, S. 462. — Düntzer, Herders Gedichte S. 18. — *Kurz III, 132. — Eckardt im prakt. Schulmann XX, S. 50. — *Heinze, Anleit. z. Disponieren S. 235.]

---

7. Das Flüchtigste.

[Herders sämmtl. Werke. Bd. 3. S. 18. 1827. Stuttgart, Cotta.]

1. Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.

2. Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht,
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silbertau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

3. Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

4. Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Glut,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen —
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

5. Selbst die Blüte deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

6. Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfen uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

7. Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfen Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Inhaltsangabe:

Unter allen gefiederten Sängern singt am schönsten die Nachtigall, aber sie singt auch am kürzesten, und überhaupt, je schöner eine Lebensfreude ist, desto rascher und eher vergeht sie. (Str. 1.) Unter allen Stunden (Horen) des Tages ist die Morgenstunde, unter allen Jahreszeiten der Lenz am schönsten, beide entfliehen am schnellsten; die Morgenröte und die gleichzeitig geborene Rose, der Blumen Königin, erbleichen fast gleich schnell. (Str. 2.) Die schönsten Triebe des Herzens, Mitleid

---

denen schweren Tage oder als Bewußtsein des unverdienten Glückes, als Scham und Furcht 2c. sich zugesellt. — [3]) Amor oder Eros. — [4]) Die neueren Ausgaben haben zahlreiche Varianten, nämlich Str. 1. 4. „Daraus ein M." — Str 2, 3. Liebe. — Str. 3, 1. Mitleidig trat ihr Knabe. S. 3. bessre Gabe. V. 4. Sie werde Dir zu teil! V. 5, 8. Dein unbezwinglich Streben Sei Liebe Dir, o Herz, Und Deiner Freude Leben Und Süßigkeit Dein Schmerz. Auch die Interpunktion ist mehrfach geändert.

und Liebe, vergehen am raschesten. (Str. 3—4.) Nicht minder flüchtig sind die höchsten Leistungen in Poesie und Kunst. (Str. 5.) Während Götter ein Meer von Freuden haben, wird den Menschen nur tropfenweise die Freude geschenkt und immer nur unter eine Reihe von Leiden, leeren Hoffnungen, falschen Freuden gemischt. (Str. 6.) Aber wenn dann der Tropfen der Freude deine Lippen und Zunge berührt, wenn du diesen Tropfen der Seligkeit schmeckst, dann hast du einen Vorschmack der ewigen Freude gehabt. Kannst du den Genuß nur einen Augenblick haben, so benutze wenigstens diesen Augenblick, damit du rein und ganz den Seligkeitstropfen ausschmeckest. (Str. 7.)

[Litterarisches: *Kurz III, S. 30.]

Biographie des Dichters.

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren. Sein Vater Gottfried trieb anfänglich das Tuchmacherhandwerk und wurde dann Glöckner und letzter Elementarlehrer. Er war ein treuer Lehrer und ein frommer Christ. Herders Mutter war eine nicht unbegabte, fleißige und fromme Hausfrau und liebreiche Mutter. Der Sohn Gottfried lernte früh Bibel und Gesangbuch kennen; sein religiöser Sinn, seine Vorliebe für Gesang und Poesie, namentlich auch für das Kirchenlied und die hebräische Poesie, erwachte und erstarkte zeitig. Von großem Wissensdurste beseelt, las er, so viel und so vieles er konnte, oft heimlich, auf dem Gipfel eines Baumes sitzend wo er sich, um nicht herabzufallen, mit Riemen an einen Ast festzubinden pflegte. Von dem braven, aber pedantischen Rektor Grimm empfing er Unterricht in den alten Sprachen, von dem frommen Prediger Willamovius Vorbereitungsunterricht auf die Konfirmation. Der Tod des letztgenannten Predigers, eine Thränenfistel, welche eine lange andauerndes lästiges Augenleiden hervorrief, die Armut der Eltern und die dunkle Zukunft bedrückten ihn sehr und riefen den Hang zur Schwermut schon in dem eben konfirmierten Knaben hervor.

Die Eltern Herders dachten, ihr Sohn solle ein Handwerk lernen und wurden darin von dem Diakonus Trescho bestärkt, welcher zwar selbst ein fleißiger Schriftsteller war, aber den Geist des Jünglings doch nicht recht erkannte und ihn als Abschreiber seiner Schriften und Famulus vorübergehend verwenden wollte, bis sich seine Gesundheit zur Erlernung eines Handwerkes kräftig genug erweisen würde. Herder schrieb ab und quälte sich in der demütigenden Stellung des Handlangers eines sonst verdienstvollen, aber gerade Herder gegenüber zunächst blinden und harten Mannes. Seine Schlafstelle war in der Bibliothek Treschos oder in einer Kammer neben derselben, So hatte dieser traurige Aufenthalt in Treschos Hause zunächst den Nutzen, daß Herder bei Nacht seine Studien fortsetzte, bis ihm dies untersagt oder eingeschränkt werden

mußte, da Herder mehrere Male während des Lesens eingeschlafen war, ohne vorher das Licht gelöscht zu haben. Im Jahre 1762 war Herder kühn genug, einem Manuskript, welches er für Trescho abgeschrieben und an den Buchhändler Kanter in Königsberg zu senden hatte, ein eigenes Gedicht: „An Cyrus“ beizulegen, dessen Veröffentlichung, von Kanter baldigst veranlaßt, dem unbekannten Dichter manchen Beifall eintrug. Dennoch dachte Trescho nicht daran, dem begabten, strebsamen Jünglinge zu helfen. Da traf es sich, daß ein mit seinem Regiment aus dem siebenjährigen Kriege heimkehrender Regimentschirurg, Schwarzerloh, die Bekanntschaft des Pfarrers Trescho machte, auch dessen augenkranken und sonst so tüchtigen Famulus kennen lernte und für diesen zu sorgen versprach. Herder verließ Mohrungen im Sommer 1762. Er sollte weder die Vaterstadt noch die Eltern wiedersehen. Schwarzerloh, in seinen Anerbietungen nicht gerade uneigennützig, nahm ihn mit nach Königsberg, mußte sich aber bald überzeugen, daß Herder zu nichts weniger, als zu einem Chirurgen taugte, da er bereits bei der ersten Sektion in Ohnmacht fiel, und ließ ihn in Königsberg zurück. Herder, obwohl ohne alle Mittel, wollte doch die Universität nicht wieder verlassen und ward durch seinen Freund Emmerich zum theologischen Dekan geführt, vor dem er eine sehr gute Prüfung ablegte, worauf er in der theologischen Fakultät inskribiert wurde. Einige Geschenke verschaffte ihm sein Schulfreund; andere Unterstützungen, ein Beneficium und eine Anstellung als Lehrer am Collegium Fridericianum boten dem jungen Manne die Möglichkeit eines sorgenfreien Studiums. Sehr gern hörte er den Prof. Kant, dessen Name übrigens damals noch nicht so gefeiert war und dessen Philosophie ihn auch damals schon weit weniger anzog, als seine mathematischen und astronomischen Vorlesungen. Auch J. G. Hamann, den berühmten „Magus des Nordens“, lernte er näher kennen und schätzen; ihm verdankt Herder auch seine Anstellung an der Domschule zu Riga, wo er Ende Nov. 1764 eintraf. Dort wirkte er mit großem Segen als Lehrer und als Prediger. Schon im J. 1767 suchte man ihn nach Petersburg zu ziehen und wollte ihm das Inspektorat der St. Petersschule übertragen. Allein er lehnte diesen Ruf ab. Die Teilnahme der Rigaer, namentlich des Magistrates, welcher, um Herder zu halten, eine neue Predigerstelle gründete, veranlaßte ihn zu bleiben. Gleichzeitig war Herder als Schriftsteller vor ein größeres Publikum getreten. Er veröffentlichte, auf Winkelmanns und Lessings Schultern stehend, die Fragmente zur deutschen Litteratur (1767), in welchen er den aus Lessings Schriften bekannten Prof. Klotz nicht eben glimpflich behandelte. Gerade diese Fehde mit Klotz brachte ihm viel Verdruß. Er schrieb noch gegen Klotz seine kritischen Wälder, aber in einem Tone, der in Riga vielfach mißbilligt wurde. Der gereizte Herder gab seinem Mißmute nach, legte seine Stelle in Riga nieder und begab sich auf die Wanderschaft. Er wollte Frankreich, Holland, England, Deutschland und wo möglich,

auch Italien durchreisen und dann, an Kenntnissen bereichert, in seinem Urteile geklärt, nach Riga zurückkehren und daselbst ein Erziehungs-Institut einrichten.

Nur ungern entließ ihn der Rat aus seinen Ämtern; mit Thränen verabschiedeten sich seine Freunde und Schüler von ihm. Viele bewahrten ihm zeitlebens ein dankbares Andenken und erneuerten noch viele Jahre später ihre Freundschaft durch Besuche in Weimar.

Mit seinem Freunde Gustav Berens schiffte Herder sich nach Nantes in Frankreich ein. Die Seereise mußte ihn sehr anregen. Nach längerem Aufenthalte in Nantes wanderte er nach Paris, wo er mit den damals gefeierten Encyklopädisten (Didérot, D'Alembert) bekannt wurde und viel verkehrte. Da überraschte ihn der Antrag, der Instruktor und Reiseprediger des Prinzen Peter Fried. Wilhelm von Holstein zu Eutin auf dessen dreijähriger Reise durch Europa zu werden. Herder nahm diese Stelle nicht ohne Bedenken an, ging aber dann über Brüssel und Antwerpen nach Amsterdam, zuletzt zu Schiffe. Nicht ohne Lebensgefahr vollendete er den letzten Teil seiner Reise. Sein Schiff strandete und sank; die Reisenden wurden nur mit Mühe in Fischerboten gerettet. Bald reiste Herder über Friedland nach Hamburg und Kiel. Überall lernte er unterwegs die größten Männer seiner Zeit, in Hamburg auch Lessing, Reimarus und Götze, in Wandsbeck den liebenswürdigen M. Claudius kennen. Im Frühjahre brach er mit dem Prinzen auf. Er reiste über Hamburg, Hannover und Göttingen nach Kassel, demnächst über Darmstadt, wo er seine spätere Gemahlin Maria Karoline Flachsland kennen lernte, Karlsruhe bis Straßburg. Schon in Darmstadt erreichte ihn eine zweite sehr ehrenvolle Berufung nach Bückeburg. Der Graf wünschte ihn dort als Hofprediger und Konsistorialrat anzustellen. Mancherlei Mißhelligkeiten Herders mit dem Oberhofmeister des Prinzen und sein verschlimmertes Augenleiden bestimmten ihn, in Straßburg sich von dem Prinzen zu trennen, ein Schritt, welcher beiden gleich schwer wurde. In Straßburg machte Herder auch Göthes Bekanntschaft und wirkte auf Göthe, Jung Stilling u. A. außerordentlich anregend und klärend ein. Sein Augenleiden machte eine Operation notwendig, welche der berühmte Prof. Lobstein in Straßburg ausführte, welche aber völlig mißlang. Noch ein volles Halbjahr mußte Herder in trauriger Abgeschiedenheit in Straßburg verbringen. In dieser Zeit war Göthe sein täglicher, lieber Besuch.

In die Zeit des Straßburger Aufenthalts fällt größtenteils Herders gekrönte Preisschrift: Über Ursprung der Sprache, ferner die Schrift: Von deutscher Art und Kunst.

Im Mai 1771 traf er in Bückeburg ein. Allein nicht völlig fand er es dort seinen Erwartungen gemäß. Die beiden Charaktere zogen sich nicht besonders an. Dazu wünschte der Graf einen Mann, der sich vorwiegend der deutschen Litteratur hingebe und in gelehrten Unterhal-

tungen mit dem Grafen seine Zeit verbringe, und Herder hielt seine geistlichen Amtspflichten für näher liegend und wichtiger. Das Verhältnis besserte sich erst, als Herder mit der geistreichen, zarten, frommen Gräfin in einen Briefwechsel trat. Der Graf las den Briefwechsel und kam Herder jetzt mit größerer Innigkeit entgegen.

Eine Reihe von Kantaten, welche Herder in jenen Jahren dichtete und des Grafen Kapellmeister J. Chr. Fr. Bach in Musik setzte, sind Zeichen der großen Vorliebe Herders für Musik. Außerdem erschien der erste Band von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes. Andere bedeutendere Werke wurden dort weiter vorbereitet, während zur Vollendung der Aufenthalt in Bückeburg nicht geeignet war. Seine Empfindlichkeit und der Widerwille gegen jede litterarische Fehde waren auch an dieser Zurückhaltung und scheinbaren Unproduktivität schuld.

Am 2. Mai 1773 hatte er sich mit seiner Braut in Darmstadt vermählt zu einem überaus glücklichen Lebensbunde. Im Jahre 1775 konnte Herder in die Superintendentur des Ländchens aufrücken. Allein seine Wünsche waren auf die akademische Laufbahn gerichtet. Als er jedoch mit Göttingen bereits dieses Wunsches wegen in Unterhandlung stand und wegen der angezweifelten Rechtgläubigkeit nur noch zuvor einem Kolloquium sich unterziehen sollte, wogegen sich sein Stolz lange Zeit sträubte, gelangte ein Ruf von Weimar an ihn, den Göthe vermittelt hatte. Man trug ihm die Stelle des Oberhofpredigers, Generalsuperintendenten, Oberkonsistoriralrates und Ephorus aller Schulen des Landes an.

Neue Bekanntschaften waren inzwischen mit Heyne in Göttingen, Gleim in Halberstadt und Lavater gemacht worden.

Kurz zuvor ehe Herder Bückeburg verließ, war seine treffliche Gönnerin und Schülerin, die Gräfin Maria, gestorben.

Am 2. Okt. 1776 traf Herder in Weimar ein; seine Antrittspredigt fand ungeteilten Beifall. Allein bald kam ein Leberleiden über ihn, welches den Grund zu der späteren sehr großen Reizbarkeit Herders legte. Ins Bad Pyrmont gesandt, besuchte er — kurz vor dessen Tode — seinen Bückeburger Grafen noch einmal und nahm dann für diese Erde von ihm Abschied.

Herder trat dem Hofe zu Weimar bald recht nahe, zugleich auch Göthe, Knebel, Seckendorf, und nahm besonders an den litterarischen Zirkeln der verwittweten Herzogin Amalie teil. Auch folgten eine große Reihe seiner hervorragenderen Werke in ununterbrochener Reihe.

Im Frühjahr 1783 besuchte Herder noch einmal seine alten Freunde, Gleim in Halberstadt und Claudius in Wandsbeck, und lernte zugleich auch Klopstock kennen.

Obgleich schon damals hochgefeiert und in fast glänzenden Verhältnissen, blieb er doch seinen Verwandten in Mohrungen in inniger Liebe zugethan, riet und half, wo und wie er konnte.

Am 6. August 1784 machte er mit dem Freiherrn Friedrich von

Dalberg eine Reise nach Italien, welche für ihn selbst außerordentlich anregend wirken sollte, auch ihn körperlich und geistig erfrischte. Der Briefwechsel zwischen Herder und seiner Gattin ersetzt uns die Reisebeschreibung. Auch seinen sechs Kindern schreibt er in recht liebevollem, väterlichem Geiste. Schließlich zog ihn das Heimweh mächtig zurück. Einen Ruf nach Göttingen als Professor der Theologie lehnte Herder in jener Zeit, dem Rate seiner Weimarer Freunde entsprechend, ab. Diesen Schritt scheint Herder später oft und sehr bedauert zu haben.

Zurückgekehrt nach Weimar wurde er zwar bald in Amtsehren erhöht und in den Amtspflichten erleichtert, aber es folgte eine langwierige Krankheit, welche seine Verstimmung nicht wenig mehrte. Dazu kamen auch Angriffe, selbst eines Kant, auf welche er in mehreren Schriften, namentlich in der Metakritik und Kalligone, nicht ohne Heftigkeit zu antworten unternahm.

Erst in den letzten Jahren seines Lebens nahm er die Bearbeitung des Cid und der Legenden vor.

Im J. 1801 erhob ihn der Kurfürst von Baiern in den Adelstand.

Immer wieder trat das Augenleiden seinen rastlosen Studien hemmend entgegen. Zu neuen Badereisen nötigte auch eine Gallenkrankheit, und doch brachte ihm nichts Genesung. Nach längerem, schwerem Leiden starb er am 18. Dec. 1803. In der Stadtkirche zu Weimar liegen seine sterblichen Reste.

Herder war ein Mann von unerschütterlichem Sinne für das Recht und sagte die Wahrheit, wo und wie es ihm passend erschien. Unbiegsamkeit und Unfügsamkeit erwarben ihm viele Feinde, wie er andererseits durch seine hochgradige Ehrliebe, verbunden mit nervöser Reizbarkeit, sich und andern das Leben verbittert hat. Er konnte sich nie genug thun, und dies, sowie der Mangel an Anerkennung, auch wohl die Hemmnisse, welche sein geistliches Amt ihm gerade in Weimar bereitete, verbitterten ihm das Leben und verdüsterten insonderheit seine späteren Lebenstage. Er verletzte zu oft, leidenschaftlich und glühendeifrig wie er war, und stieß auch früher innige Freunde von sich ab, so daß er sich selbst immer mehr vereinsamte und schließlich nur in seinem Familienkreise sich wohl fühlte, da aber auch einen reichen Quell reinen Glückes fand. An Ruhm und Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt; doch war er der Ansicht, daß sein Leben ein verfehltes gewesen sei, daß er ein akademischer Lehrer hätte werden sollen.

Seine Bedeutung aber für die Mit- und Nachwelt ist eine außerordentliche. Herder kann als der geistige Vater unseres Jahrhunderts bezeichnet werden. Als Theolog, Philosoph und Kritiker ist er von außerordentlicher Einwirkung auf die Zeitgenossen gewesen, und wir stehen noch unter dem Bereiche seiner Wirksamkeit, wenn gleich wir dies oft nicht ahnen mögen. Auch auf die deutsche Litteratur war er von großem Einflusse, nicht sowohl durch eigene großartige Schöpfungen, deren

wir verhältnismäßig nur wenige haben, als vielmehr durch Übertragung fremder Dichtungen in unsere Muttersprache (griechische Sinnsprüche, Gedichte des Römers Horaz, Cid nach einer französischen Prosaübersetzung spanischer Romanzen über den berühmten Nationalhelden Cid), durch seine in zahlreichen Schriften niedergelegte Würdigung poetischer Werke und Dichter (der hebräischen Poesie, Homers, Shakespeares, Ossians, der deutschen Volkslieder), durch seine Stimmen der Völker in Liedern, eine merkwürdige Liedersammlung aus allen Zungen, und endlich durch seine Ehrenrettung und Neubearbeitung der vielgeschmähten Legenden.

Schriften Herders.*)

Über die neueste deutsche Litteratur. Drei Fragmente. (Riga) 1766—67. — Kritische Wälder. Riga 1767—69. 3 St. — Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Preisschrift. Berlin 1772. — Brutus, ein Drama zur Musik. O. O. 1774. — Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. (Riga) 1774. — Älteste Urkunde des Menschengeschlechts. 4 Teile. Riga 1774—76. — Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten des Morgenlandes, nebst 44 alten Minneliedern. Leipzig 1778. — Volkslieder aus dem Englischen, Schottischen, Spanischen, Lithauischen ꝛc. Leipzig 1778—79. 2 Tle. — 2. Ausg. (von Joh. Falk.) 1825. — Briefe, das Studium der Theologie betr. 2 Teile. 1780. Weimar. — 2. Aufl. 1785—86. — 3. Aufl. 1817. — Vom Geiste der hebräischen Poesie. Dessau 1782—83. 3. Aufl. (von K. Justi) 1825. Leipzig. — Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1784—91. 4. Tle. Riga. 2. Aufl. (v. H. Luden) Leipzig 1813. 4. Aufl. 1841. — Zerstreute Blätter. 6 Sammlungen. 1785—91. Gotha. — Gott; einige Gespräche. Gotha 1787. 2. Aufl. 1800. — Briefe zur Beförderung der Humanität. Riga 1793—96. 8 Sammlungen. — Christliche Schriften. 5 Sammlungen. Ebd. 1794—99. — Terpsichore 1795—96. 3 Tle. Lübeck. — N. A. 1811. Leipzig. — Verstand und Erfahrung; eine Metakritik der reinen Vernunft. Leipzig 1799. 2 Tle. — Kalligone. Leipzig 1800. 3 Tle. — Adrastea 1801—1804. 6 Bde (6. Bd. unvollendet.) — Der Cid, nach spanischen Romanzen besungen. (Hsg. v. Joh. v. Müller) Tübingen 1805. —

Sammelwerke und spätere Einzelausgaben, Briefe.

Sämtliche Werke. 45 Bde. 8° Stuttgart 1805—20. — 2. Aufl. 60 Bde. 12°. Ebd. 1827 ff. — 3. Aufl. Ebd. 1852—54. 40 Bde. (14 Tlr.) 8°. —

Herders Werke (in Hempels d. Nat.-Litteratur.) Nach den besten Quellen revidierte Ausgabe. Hsg. und mit Anm. begleitet von H. Düntzer und Dr. Wollheim da Fonseka. Nebst Biogr. des Dichters von H. Düntzer. 24 Tle. in 12 Bdn. Berlin, Hempel, 1869—1879. 36 M. (Die Hauptwerke sind auch einzeln käuflich.)

Herders sämtliche Werke, hsg. von Bernh. Suphan. 32 Bde. Berlin, Weidmann à 4 M. Bd. 1. 2. 1877. Bd. 3. 4. 10. 1878. Bd. 11. 1879. 12. 19. 22. Bd. 1880 — 20. 21. 27. Bd. 1881. — 17. 26. Bd. 1882. — 6. Bd. 1883. — 18. Bd. 1884 (Noch unvollendet.)

Cid, nach span. Romanzen. Illustriert durch 70 Holzschnitte von E. Neureuther. Stuttgart. 2. Aufl. 1843 — 2. Aufl. 1854 (ohne Randzeichnungen) Ebd. 1²/₃ Thlr. — 3. Aufl. 1861. — Mit Randzeichnungen: 3. Aufl. Stuttgart 1859. 3 Tlr. 24 Gr. 4. Aufl. 1877. 7 M. — Berlin, Grote, 1869. 1.20 M. — Leipzig, Dyk 1869. 30 Pfg. — Stuttgart, Cotta. 1869. 50 Pfg. — Leipzig, Brockhaus (Hsg. v. J. Schmidt) 1868. 1 M. — Schulausg. mit Anm. von Prof. Dr. Schäfer. Stuttgart, Cotta 1874. 1875. 1,20 M. —.

Reise nach Italien. Briefwechsel mit seiner Gattin v. Aug. 1788 bis Jun. 1789. Hsg. von Düntzer und von Herder (Sohn). Gießen, 1859. Ricker. 2 Tlr.

---

*) Alle kleineren Aufsätze, Abänderungen und Einzeldrucke findet man in Heinr. Döring, Herders Leben S. 315 ff. Hier fehlt zum Abdruck jenes Verzeichnisses der Raum.

Ideen zur Geschichte der Menschheit. Leipzig, Brockhaus. (Besorgt von J. Schmidt) 1869. 3 Bde. 20 Sgr.

Legenden und morgenländische Sagen. 16 Bde. Berlin 1870. Gerstmann. 1,20 Mark.

Herder, Lichtstrahlen aus seinen Werken. Von H. Keferstein. Leipzig, 1867. Brockhaus 1 Thlr.

Herders ausgewählte Dichtungen. Schulausgabe mit Anm. von Professor Dr. J. W. Schäfer. Stuttgart, Cotta. 1 M. 1874.

Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlasse. Herausg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. 3 Bde, Leipz. 1861. Dyk. 6 Thlr.

Aus Herders Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Göthe ꝛc. Hsg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. 3 Bde. Frankfurt 1856. Meidinger S. und Co. 6 Thlr.

Herders Briefwechsel mit seiner Braut. Hsg. von Düntzer und F. G. von Herder. Ebd. 1858. 2 Thlr.

Herders Cid. Schulausg. 1880. Elberfeld, Loll. 30 Pf. u. 60 Pf.

Herders Gedichte, Legenden und prosaische Dichtungen. Leipzig, Mathes 1880. 50 Pf.

Stimmen der Völker ꝛc. Leipzig, Reclam, 1880. 60 Pf.

Ausgewählte Werke. Hsg. v. Stern. Ebd. 1881. 4,50 Mk.

Denkmal Joh. Winckelmanns. Ungekrönte Preisschrift aus d. J. 1778. Hsg. v. Alb. Duncker. Kassel, Kay. 1882. 2,50 Mk.

Schriften über Herder.

Erinnerungen aus dem Leben Herders, von Mar. Kar. Herder. Hsg. durch Joh. Georg Müller. 3 Tle. Stuttgart 1830.

Herderiana. Hamburg 1811.

Herders Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel, verbunden mit den hierher gehörigen Mitteilungen aus seinem ungedruckten Nachlasse, und mit den nötigen Belegen aus seinen und seiner Zeitgenossen Schriften. Hsg. von seinem Sohne Dr. Emil Gottfr. v. Herder, kgl. bayr. Reg.-R. Erlangen 1846—47. 6 Bde. (Reicht nur bis Anfang Mai 1773.)

Charakteristik Herders von Danz und Gruber. Leipzig 1805.

L. v. Baczko: Nachtrag zu der Lebensbeschreibung des Konsistorialpräsidenten von Herder. (Beitr. z. Kunde Preußens. Königsberg 1821, Bd. 4. Hft. 3. S. 161—183). —

Joh. Gottfried v. Herders Leben von Heinr. Döring 1823. 2. verm. Ausgabe. Weimar 1829. W. Hoffmann.

Haym, Herder nach seinem Leben und Wirken dargestellt. 1. Bd. 1. Hlfte. Berlin, Gärtner. 1877. 6. M. 2. Hlfte. 1880. 9 Mk.

[Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter. IV. Bd. S. 11—42.]

Julian Schmidt und Karoline Michaelis, Herders Cid. Mit Einl. und Anmerkungen. Leipzig 1868. 1,20 M.

Ferdinand Schmidt, Herder als Knabe und Jüngling. Für Alt und Jung erzählt. Berlin. 1 M.

Mönnich, Herders Cid und die spanischen Cidromanzen. Tübingen 1854. 1/2 Thlr.

Niemeyer, E., Über Herders Cid. Monographie zur Würdigung und Erläuterung des Gedichtes. Crefeld 1857. 10 Sgr.

Düntzer, Herders Cid erläutert. Wenigen-Jena, 1860. 4 Sgr.

" , Herders Legenden erläutert. Ebd. 1860. 4 Sgr.

Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle. Leipzig 1867. 12 Sgr.

Müller, Aus dem Herderschen Hause. Aufzeichnungen, Hsg. v. Baechtold. Berlin, Weidemann. 1881. 2,50 Mk.

Die Herder-Litteratur in Deutschland. Katalog sämtlicher in Deutschland erschienener Werke Herders, aller bezügl. Erläuterungsschriften ꝛc. von 1769—1851. Kassel 1852. (Sondershausen, Neuse.) 50 Pfge.

Friedrich Hölderlin.

8. Rückkehr in die Heimat. 1801.

[Gedichte. Leipzig. Reclam. S. 46.]

1. Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihr's wieder?

2. Du stiller Ort! in Träumen erschienst du fern,
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du, mein Haus, und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

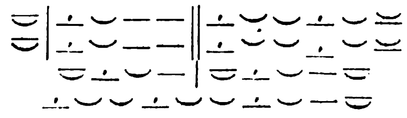
3. Wie lang ist's, o wie lange! des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück,
Doch du, mein Vaterland, du Heilig-
Duldendes, siehe du bist geblieben!

4. Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freun, erziehst du, Teures! die Deinen auch,
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne,
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

5. Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Gibt der Geläuterte dir sich lieber.

6. Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder.

1. **Die Form.** Diese Dichtung ist in der sogenannten alcäischen Strophe abgefaßt, deren Schema ist:



Es besteht diese den Griechen und Römern abgelernte Strophe in V. 1. u. 2. aus dem sog. alcäischen elfsilbigen (versus Alcaicus hendecasyllabus), in V. 3 aus dem alcäischen neunsilbigen V. (v. A. enneasyllabus) und in V. 4 aus dem alcäischen zehnsilbigen Verse (v. A. decasyllabus).

Der Hendecasyllabus (V. 1. 2.) besteht aus einer Vorschlagssilbe (Anakrusis = ⏓), welcher eine trochäische Dipodie (zwei Trochäen), deren

letzte Silbe lang ist (also ein Spondäus statt des Trochäus) und dann eine logaödische*) Vershälfte folgt, aus einem Daktylus und einer katalektischen trochäischen Dipodie bestehend. Nach der trochäischen Dipodie, also nach der fünften Silbe muß eine Diärese eintreten, d. h. es muß das Wortende mit dem Versfußende zusammenfallen**).

Der Enneasyllabus (V. 3.) ist ein jambischer Dimeter (4 Jamben) mit einer überschüssigen Silbe (Kürze) am Schlusse: Dimeter jambicus hypercatalectus.

Der Decasyllabus gehört wieder zu den logaödischen Versen; er besteht aus zwei Daktylen und zwei Trochäen.

2. Erläuterungen. Str. 1, 1. „Boten Italiens" = die von Italien ausgesandten, ausgegangenen Südwinde — V. 2. Der geliebte Heimatstrom ist der Neckar, welcher nicht nur an der Geburtsstadt Lauffen, sondern auch an Nürtingen, der zweiten Heimat des Dichters, vorbeifließt.

3. Zum Verständnisse. Das Gedicht ist wohl im Spätherbste 1800 entstanden. Der Dichter kehrte zu jener Zeit aus dem Hause seines treuen, aufopfernden Freundes Sinclair zu Homburg v. d. H. in das Haus seiner Mutter zurück. Manche halten das Jahr 1801 für das Jahr der Entstehung, und man müßte dann an Hölderlins dritte Rückkehr in die Heimat denken, nach Niederlegung der Hauslehrerstelle zu Hauptwil bei Konstanz. Das halte ich schon darum für unwahrscheinlich, da der Dichter die warmen Lüfte der Heimat angenehm empfindet und als Boten Italiens bezeichnet, woraus ersichtlich ist, daß er von Norden her heimkehrt.

Der Dichter begrüßt Luft und Strom, Berge und Hügel, Nürtingen und das Haus der Mutter, nebst dem Hügel, wo alles ihn an seine Jugendspiele erinnert, wieder. (Str. 1. 2.) Lange ist's her, daß er seine Heimat nicht gesehen hat. Seitdem hat er viel erlebt. Seine unbefangene Kindheit („des Kindes Ruh"), seine hoffnungsreiche Jugend ist dahin, und keine Hoffnung hat sich erfüllt, seine Liebe***) und das in dieser zeitweilig wurzelnde Glück ist verloren, auch jeder Lebensplan ist vernichtet. Geblieben ist ihm nur das Vaterland, auch unglücklich, auch duldend. (Str. 3) Aber das Vaterland trägt seine Leiden mit heiliger Geduld, und es fordert von seinen Kindern, daß sie mit ihm tragen seine Leiden und mit ihm genießen seine Freuden; es erzieht seine Kinder zu solcher Teilnahme und weckt in den Herzen derer, welche in der Fremde anderen und verkehrten Zielen nachjagen („schweifen und irren"), die Sehnsucht, das Heimweh; es ruft die Ungetreuen zur Treue zurück.

*) Logaödisch nennt man diejenigen zusammengesetzten Verse, in welchen vom daktylischen Rhythmus auf den trochäischen übergegangen wird.

**) Die Diärese ist von Hölderlin bisweilen unbeachtet gelassen.

***) Vgl. unten Hölderlins Biographie.

(Str. 4.) Und der Jüngling, in dessen Busen die selbstsüchtigen, heißen Flammen gelöscht sind, der verzichten und entsagen gelernt hat gegenüber dem, was das Schicksal ihm verweigert hat, verweigern muß, kehrt besser, kommt geläutert in die Heimat zurück. (Str. 5.) Der Dichter will sich lösen von den schwärmerischen Hoffnungen der Jugend, lösen zugleich von dem (dornichten) Rosenpfade seiner Liebe, lösen endlich von dem Suchen und Irren in der Fremde, und ganz dem Heimatlande angehören, von dem er freundliche Aufnahme und Segen für das nun beginnende Leben erbittet. (Str. 6.)

---

9. Der Tod für's Vaterland.

[Gedichte. Leipzig, Reclam. S. 29.]

1. Du kommst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms, doch sichrer

2. Kömmt über sie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten schlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Kniee der Ehrelosen.

3. O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben lieb' ich nicht, doch
Lieb' ich zu fallen am Opferhügel

4. Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland — und bald ist's geschehn! Zu euch
Ihr Teuern! komm' ich, die mich lieben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter!

5. Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freudlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ist's hier unten.

1. **Form:** Alcäische Strophe. S. das vor. Gedicht.

2. **Abfassungszeit.** Die Ode*) erschien zuerst in Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer für 1800 und mag somit um das Jahr 1799 gedichtet sein. Zu jener Zeit hatte sich der Herzog Friedr. II. Wilh. Karl von Württemberg der 2. Koalition gegen Frankreich angeschlossen und mit englischen Hülfsquellen den Krieg gegen Frankreich begonnen. Aber schon im Jahre 1800 drang Moreau in Württemberg ein, besetzte es ganz, so daß der Herzog nach Erlangen entfliehen mußte. Das Kriegsglück hatte sich ganz anders gezeigt, als der Dichter es gewünscht und vorausgesagt hatte.

---

*) Vgl. Erl. II³, S. 239.

3. **Zum Verständnisse.** Die Jünglinge sind die für ihr Vaterland streitenden Krieger, welche die Würger (die Ehrelosen, also die für eine ungerechte Sache kämpfenden Feinde), trotzdem diese kampfgeübt und kräftig sind, mit Begeisterung angreifen und, durch das Gefühl ihrer gerechten Sache mit wunderbarer Kraft ausgerüstet, besiegen, indem sie zugleich durch ihre, heiße Vaterlandsliebe ausströmenden, Lieder ihre eignen Kräfte mehren, der Feinde Kraft lähmen. (Str. 1. 2.) Gern kämpfte auch Hölderlin mit in den Reihen der Vaterlandsverteidiger; ungern würde er sterben eines gewöhnlichen Todes, auch im Tode und durch den Tod möchte er noch nützen; sehr lieb wäre aber ihm der Tod für's Vaterland. Dann würde er zu denen kommen, welchen er solche Liebe zum Vaterland und solchen Opfermut im Leben und Sterben allein verdanke. (Str. 3. 4.) Er meint, die altgriechischen Sänger und Helden, nach denen sich sein Herz so oft gesehnt, denen er als seinen Vorbildern so lange nachgestrebt habe, würden dann ihn, den geringen Barbaren, den deutschen Fremdling, doch freundlich willkommen heißen, und brüderlich müsse der Verkehr mit jenen großen Männern sich gestalten. (Str. 5.)

[Litterarisches: Götzinger II, S. 396. — Kurz III, S. 402.]

---

10. Der Wanderer.

[Gedichte. Reclam, Leipzig. S. 84.]

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt.
Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der quellende Wald hier
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom,
Keiner Herde verging am plätschernden Brunnen der Mittag,
10 Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirtliches Dach.
Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
Ängstlich und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur in der Wüste,
Wasser bewahrte mir treulich das fromme Kameel;
Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt,
Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.
Auch den Eispol hab' ich besucht, wie ein starrendes Chaos
20 Türmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.

Tot in der Hülle von Schnee schlief hier das gefesselte Leben,
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und im Regen und Tau sprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Witwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
30 Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strahle des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen glühen und Wein sprudelt im kärglichen Nord.
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimat.
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
40 Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indes, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder Blüte
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
50 Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf,
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmann's,
60 Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Übergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,

Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Ästen,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimatliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!
70. Zärtlichpflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
Lockend röten sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade rötest Du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;
Feuer trink' ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
80 Schläfrig lässest Du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Mildere Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

1. Dichtgattung und Form. Über die Elegie vgl. Erl. Bd. I³, S. 183; über das Distichon Erl. Bd. II³, S. 247.

2. Erläuterungen:

V. 2. Olymp hat hier und in V. 23 die Bedeutung von Himmel, der Ausdruck erscheint an dieser Stelle in Verbindung mit den afrikanischen Wüsten nicht passend. — V. 9. Man sah keine Herde, welche, während der Mittagsglut lagernd, sich am plätschernden Brunnen erquickte. — V. 11. Götzinger denkt hier an den Vogel Strauß. — V. 24. Pygmalion, der Sage nach nicht nur König von Cypern, sondern auch ein berühmter Bildhauer, hatte einst ein reizendes Mädchen aus Elfenbein gebildet und war von seinem eigenen Kunstwerke so entzückt, daß er das leblose Gebild heiß liebte, leidenschaftlich betrachtete, umarmte und küßte und endlich die Venus anflehte, dem Bilde Leben zu geben. Die Göttin der Liebe erhörte dieses Flehen, und Pygmalion fühlte unter seinen Liebkosungen das kalte, leblose Bild warm, weich, lebendig werden. — V. 45. Aurora (Eos), die Göttin der Morgenröte und Schwester des Sonnengottes (Helios), welche ihrem Bruder täglich voranschreitet und das Thor des Ostens mit ihren Rosenfingern aufthut. Ihr Gemahl Tithonos war ein Bruder Laomedons, des trojanischen Königs. Auf Bitten der Gemahlin, welche den Tithonos zärtlich liebte, gab Zeus ihm ewiges Leben; aber Aurora hatte vergessen, zugleich um ewige Jugend zu bitten. So wurde denn Tithon ein altes, schwaches, verschrumpftes, runzelichtes Männlein, dessen sich Aurora schämte und endlich dadurch entäußerte, daß sie ihn in eine dürre, langbeinige, zirpende Heuschrecke verwandelte.

3. **Gedankengang** und **Idee** der Dichtung: Hölderlin will zeigen, daß der Wanderer, wenn er auch die fremdesten Zonen durchreist habe, doch schließlich seine angenehmste Empfindung nicht in der Fremde, sondern beim Wiedersehen der Heimat habe. Der Wanderer ist in den Tropenländern gewesen, aber die dürren Ebenen Afrikas, das kahle, von Wäldern nicht geschmückte Gebirge, der Mangel des Schattens und der Quellen, der Kühle und Erquickung, der Mangel an Bäumen und freundlich einladenden Häusern, die Sanglosigkeit der Vögel stimmen ihn trübe, lassen ihn doppelt einsam erscheinen, sein Wandern ist dem der Störche ähnlich, ängstlich und eilend. Wohl hat er Speise und Trank, aber, was er entbehrt, ist ein Hain voll gefiederter Sänger, ist eine Gegend voll der Spuren des Lebens, voll der Farben und Töne; er findet die Heimat nicht. Großartiger, feuriger ist die Natur, aber daheim war sie schöner, lieblicher, freudenreicher. (V. 1—18.) Und am Eispol ist er gewesen, hat die Eisgebirge und die Schneegefilde und die Natur in ihrem Todesschlafe, in ihrer Unfruchtbarkeit, ohne Liebe, ohne Leben gesehen. Ob sie dereinst doch zum Leben dort gelangen werde, vom Sonnenblicke des Himmels erwärmt und zu später Fülle der Früchte geführt, ob dort einst noch Rosen blühen und Trauben glühen werden? Der Dichter wünscht es sicher, ja er wagt es zu hoffen. (V. 19—37.) Aber die Heimat ist doch am schönsten. Da ist alles schön: die milde Luft, die friedlichen Bäume, das belebende Grün, die weinumrankten Hügel, das schwellende Gras, das reiche Obst, die Berge und Ströme, die Burgen und Hütten an den Hängen der Berge, die Hirsche am Waldesrand, die Falken in blauer Luft, das liebliche Thal, das traute Dörfschen; die lange entbehrten Töne, sonst vielleicht unangenehm, sind jetzt in den Ohren des Wanderers liebliche Musik, so das Klappern der Mühle, das Knarren der Räder, das Hämmern der Sense, das Rufen der Landleute, welche ihre Stiere mit eintönigem Laute lenken; anderes, wie der Gesang der Mutter, welche ihren Sohn in Schlaf wiegt, noch lieblicher. Und näher gekommen dem Vaterhause sieht er alles unverändert, den See, die Ulme, das alte Hofthor, den Zaun, den wilden Holunder, das Haus und den Garten; die Pflanzen erkennt er sämtlich wieder, die unter der sorgsamsten Pflege des Vaters mit ihm aufwuchsen, Pfirsich, Weinstock, Kirschbaum; und der Pfad ist noch da, welcher aus dem Garten in den anstoßenden Wald hinein, oder an den murmelnden Bach hinabführt, und dieselbe schöne, alles verklärende, wärmende, umspielende Heimatsonne. Sie giebt dem Gealterten neue Lebenskräfte, sie gewährt dem Gereifteren ein friedliches, frohes Heim an der Stätte, wo er einst seine Jugendfreuden genossen und seine Jugendspiele gespielt hat, wo alles in der Jugend Erlebte lebendig und ein Quell neuen fröhlichen Lebens wird. (V. 38—84.)

4. **Zur Würdigung.** Das Gedicht erschien in den Horen Schillers 1797, nachdem über dasselbe Göthes Meinung von Schiller eingeholt

worden war. Der interessante Briefwechsel verrät, daß Göthe zunächst an den beiden Kontrasten Anstoß nahm, an der Sandwüste und dem Eispol, welche der Dichter allerdings beide nicht gesehen und rein erfunden, aber schlecht beschrieben hat. Man fühlt es dem Dichter an, daß ihm sinnliche und innere Anschauung dieser Gegenden fehlen, er negiert nur die Eigenschaften, welche die Heimat hat, er kann nicht die Fremde in ihren charakteristischen Schönheiten malen. Daß der Dichter in der Sahara die Sänger des deutschen Waldes vermißt, das ist schon ziemlich überflüssig; daß er aber an die Beschreibung der Eiswelt, seine geologischen Kenntnisse und Hypothesen zu verwerten, die Hoffnung anknüpft, es werde dereinst die dort noch so unfruchtbare, im Todesschlafe ruhende Natur zu Leben und Liebe, zum Knospen, Blüten- und Früchtetragen erwachen, darin findet Götzinger mit Recht etwas Kindisches. Zudem kommt durch diesen sonderbaren Gegensatz der schiefe Gedanke an den Tag, als liebe Hölderlin sein Vaterland deshalb, weil es dort nicht so heiß wie in Afrika, noch so kalt, wie am Nordpol sei, sondern weil es eben in der gemäßigten Zone, weil es am Rhein oder Neckar, weil es im schönen Deutschland, weil es in einem fruchtbaren Striche des Schwabenlandes liege. Mit Recht haben darum die meisten Anthologien die ersten 37 Verse der Dichtung weggelassen, und sie beginnen die Dichtung: Endlich kehr ich etc. Dann hat alles Sinn und Schick. Man liebt nicht sein Vaterland nur darum, weil es so viele Vorzüge hat den Saharen und Eismeeren gegenüber, sondern, weil es das Vaterland ist, weil die Heimat in dem Herzen die alte gute Zeit, die Jugend, zurückruft, weil alles, Bach und Steg, Pfad und Laube, Baum und Busch, Berg und Burg, Haus und Hof, alles — alte, liebe Bekannte sind, lieb um der Freude, die man da erlebt, lieb auch um des Leides willen, welches man dort getragen hat.

Dieser Teil der Dichtung ist denn auch fast durchaus schön. Es geht ja auch uns das Herz auf, je näher wir der Heimat kommen; und der Dichter schildert sehr schön, wie das Herz vorwärts strebt, mit neuer Kraft die Glieder ausrüstend. Das ist Leben, was der Dichter hier uns entrollt, das ist volle, wenn auch innere, Anschauung; und hier redet auch ein Dichter. Jeder andere empfindet auch Freude über all das Geschaute und Gehörte und spricht dieselbe aus, aber der Dichter bringt Leben in alles das, worüber wir nur lebendig werden. Jetzt werden die Bäume zu Wärterinnen, die Aeste zu Armen, das Schaukeln zum Wiegen; die Berge baden sich, wie einst die munteren Buben, im Strome; die Vesten und Hütten klettern an den Bergen hinauf, wie einst die Enkelkinder am kinderfrohen Großvater emporgeklettert sind. So wie das Dörfchen behaglich und vergnügt über die Wiese sich ausstreckt, so that es einst der Knabe auf der Wiese. Der Heimkehrende sieht eine Mutter ihr Kind in den Schlaf singen und wiegen, und die Sonne thut auch dazu, daß das Söhnlein bald einschlafe;

der Wanderer aber denkt an seine Mutter, welche ihm auch einst so gesungen hat. Die Pflanzen, die der Vater gepflanzt und gepflegt hat, sind jetzt fruchttragende Bäume geworden, der Wanderer denkt an seine Erziehung, an seines Vaters sorgsame Pflege und an die Frucht seines eigenen Lebens. Und außer diesen lieblichen Schilderungen, die zugleich ebensoviele Allegorien sind, noch welche Menge von Metaphern: die geschäftige Mühle, das gefesselte Rad, die lispelnden Äste, die gefälligen Trauben, die lockenden Kirschen, die sich selbst zum Pflücken reichenden Zweige, der schmeichelnde Pfad, die spielende Sonne ꝛc.! Es bleibt genug an der Dichtung zu loben, selbst wenn wir den Tadel noch schärfer faßten, als wir oben gethan haben.

5. Schriftliche Aufgaben: 1. Rückkehr in die Heimat. (Schilderung.) — 2. Vergleichung dieser Elegie mit Schillers: Spaziergang.*)

[Litterarisches: *Götzinger II, S. 389. — *Kurz III, S. 402.]

Biographie des Dichters.

Johann Christian **Friedrich Hölderlin** wurde am 29. März 1770 zu Lauffen in Schwaben geboren, verlor aber schon 2 Jahre alt seinen Vater und zog mit der Mutter und seinem Stiefvater, dem Kammerrat Gock, nach Nürtingen 1779. Mutter und Großmutter zogen die vier verwaisten Kinder groß. Friedrich besuchte die dortige Lateinschule, gleichzeitig mit dem späteren berühmten Philosophen Schelling, und die theologischen Vorschulen in Denkendorf und Maulbrunn und studierte seit 1788 in Tübingen Theologie. Hier schloß er sich an Hegel und später wieder an Schelling an. Schon 1789 promovierten die beiden Erstgenannten als Doktoren der Philosophie. Auch mit einigen älteren schwäbischen Dichtern schloß er innige Freundschaft, trieb Musik, Poesie und nahm sich in der Poesie besonders Matthisson und Schiller, seinen großen Landsmann, zu Vorbildern.

Schiller verschaffte ihm auch eine Erzieherstelle bei dem Freiherrn von Kalb in Waltershausen; doch hatte er an seinem Pfleglinge wenig Freude, weshalb er im J. 1795 seine Stelle aufgab und nach Jena kam und dort weiter studierte, bis die Not wieder bei ihm anklopfte nnd er, in seinen Hoffnungen auf eine Stellung in Sachsen getäuscht, nach Hause, schon schwermütig, zurückkehren mußte. Sein Studienfreund, Regierungsrat **Sinclair** in Homburg v. d. H., verschaffte ihm 1796 eine angenehme Hauslehrerstelle in Frankfurt a./M. beim Banquier Gontard. Allein dort faßte er zu der Mutter seiner drei Zöglinge eine leidenschaftliche Liebe, welche nicht unerwiedert blieb und seiner Seele

*) Hölderlin hat übrigens bewußt oder unbewußt auch einiges aus Schillers Räubern entlehnt und in dieser Dichtung verwertet, vgl. Räuber Akt III, Sc. 2 und besonders Akt IV, 1.

Gleichgewicht völlig zerstörte. Er hat die Geliebte als „Diotima“ besungen. Weder die Freunde in Homburg und Frankfurt, oder die in Jena, noch die politischen Ereignisse konnten ihn hinreichend ablenken. Er gab 1798 seine Stelle auf und zog zu seinem Freunde Sinclair nach Homburg, wo er bis 1800 weilte. Ohne Lebensmut, an Geist und Körper ein gebrochener Mann, kehrte er in das mütterliche Haus zu Nürtingen zurück, trat nochmals im Dec. 1800 eine Stelle zu Hauptwil bei Konstanz an, gab aber auch diese Stelle im April 1801 wieder auf und ward dann von der Not abermals heimgesucht. Da fand er eine Hofmeisterstelle bei dem Hamburgischen Konsul in Bordeaux und erholte sich dort anfangs körperlich. Aber das Seelenleiden brach wieder aus. Man nimmt an, daß er in Bordeaux die Schreckensnachricht von dem Tode seiner „Diotima“ erhalten habe, welche am 22. Juni von einer in ihrer Familie 'ausgebrochenen Kinderkrankheit dahingerafft worden war. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, hatte er die Stelle niedergelegt und war in der glühenden Hitze des Juli durch ganz Frankreich gewandert. Er traf bei seiner Mutter ein, welche zu Tode erschrocken in das Auge eines Wahnsinnigen schaute. Alle Liebe und Pflege der Mutter und seines Freundes Sinclair hatten nur vorübergehenden Erfolg. Der Wahnsinn brach immer wieder aus, und man mußte den Kranken zur Pflege der braven Tischlerfamilie Zimmer zu Tübingen übergeben. Dann aber trat die Tobsucht nur selten auf, der Unglückliche war körperlich fast immer gesund, erschien heiter und schrieb, dichtete, spielte Flöte und Klavier, wie er schon seit der Universitätszeit gern gethan hatte, schnupfte und rauchte, trank mit den vielen teilnehmenden Besuchern ein Glas Bier und war für jedes Zeichen der Anerkennung sichtlich dankbar. Sein Scheinleben beschloß er erst am 7. Juni 1843.

Hölderlin besaß einen zarten Organismus, welchen anhaltende Studien, häufige Entbehrungen schädigten und dann sein ungemeßner Ehrgeiz und jene unglückliche Leidenschaft, welche er mit den rechten sittlichen Mächten nicht zu zügeln und zu besiegen vermochte, zerstörten. So gieng uns dies reiche Talent verloren, als es kaum so viel hervorgebracht hatte, um sich den großen Dichterfürsten bemerklich zu machen, und um die Zeitgenossen mit Teilnahme für das traurige Ende des Dichters zu erfüllen.

Seine Gedichte, zumeist in antiken Versmaßen abgefaßt, zeigen große Formgewandtheit, wenn auch noch nicht Formvollendung. Beides, die Odenmaße und das elegische Versmaß, behandelte er leicht. Sein Gedankenkreis war nicht groß: Freundschaft, Vaterland, Liebe und Preis des klassischen Altertums, der hellenischen Welt sind die Hauptgedanken, die in allen seinen Gedichten wiederkehren.

Seine Dichtungen durchzieht ein sanfter, trüber, melancholischer Hauch. Man fühlt es denselben an, daß der Verfasser krank, geistig gedrückt war. Sein Roman Hyperion ist ein Werk, in welchem Hölderlin seinen eigenen Lebenslauf mit all seinen Täuschungen abbildet.

Schriften des Dichters.

Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Tübingen 1797—1799. 2 Bde. — Neue Aufl. 8. 1822. Ebd. 1 Thlr.

Sophokles Trauerspiele (Oedipus und Antigone) übersetzt. Frankfurt 1804. 2 Teile.

Gedichte. Hsg. von Uhland und G. Schwab. Stuttgart. 1826. — 2. Aufl. Nebst Lebensumständen des Dichters und Bildnis 16°. Stuttgart, Cotta. 1843. 1⅔ Thlr. — 4. Aufl. 1878. Stuttgart 2,50 M.

Sämtliche Werke, hsg. von Christ. Th. Schwab. Bd. I. Gedichte und Hyperion. Bd. II. Nachlaß und Biographie. Stuttgart. 1846. 3 Thlr.

Ausgewählte Werke, hsg. v. Chr. Th. Schwab. Cotta, Stuttgart. 1874. 24 Gr.

Gedichte. Reclam, Leipzig 1874. 20 Pfg.

Hyperion. Ebd. 1874. 40 Pfg.

Friedrich Hölderlin, Lebensbild und Proben seiner Dichtungen. Kassel, Balde. 1852. 10. Sgr. (Ein Nachdruck!)

Über Hölderlin.

Jung, Alexander: Friedr. Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart. Stuttgart 1848.

Ludwig Heinr. Christoph Hölty.

11. Das Landleben. Um 1775.

[Originalausgabe von Fr. Graf zu Stolberg und Joh. Heinr. Voß. Hamburg, 1783 S. 8.]

Flumina amem siluasque inglorius.
Verg.

1. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baumes, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

2. Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabenen kniet.

3. Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frührot
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

4. Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin.

Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospen-
zweig;

5. Ruht im wehenden Gras, wann
sich die Kühl ergießt,
Oder strömet den Quell über die
Blumen aus;
Trinkt den Atem der Blüte,
Trinkt die Milde der Abendluft.

6. Sein bestrohetes Dach, wo sich
das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket
ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

7. Und der spielende Trupp schwirret
zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm
auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

8. Einsam wandelt er oft Sterbe-
gedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, setzet
sich auf ein Grab
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Totenkranz;

9. Und das steinerne Mal unter
dem Fliederbusch,
Wo ein lieblicher Spruch freudig zu
sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.

10. Wunderseliger Mann, welcher
der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren
ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

1. **Textgestalt:** **Str. 4., V. 4** „Der allherrlichen Sonne" (Hölty, Halmsche Ausg.). — **Str. 9, V. 3.** Wo ein Tod rc. (Halmsche Ausg.)

2. **Form des Gedichts.** Diese Ode ist in einer der sog. asklepiadeischen Strophen gedichtet, und zwar in der 4. oder 3., je nachdem man die stete Wiederholung des kleineren asklepiadeischen Verses als erste asklepiadeische Strophe rechnet oder nicht. Das Schema dieser Strophe ist:

× ⏑ | ´ ◡ ◡ ´ || ´ ◡ ◡ ´ | ◡ ⏓
× ⏑ | ´ ◡ ◡ ´ || ´ ◡ ◡ ´ | ◡ ⏓
× ⏑ | ´ ◡ ◡ ´ ⏑
× ⏑ | ´ ◡ ◡ ´ | ◡ ⏓

V. 1 und 2 dieser Strophe nennt man den kleineren asklepiadeischen Vers (Versus asclepiadeus minor), derselbe besteht aus einer trochäischen oder spondäischen, also zweisilbigen Basis (die beiden ersten Silben), zwei Choriamben, d. h. je einer Verbindung eines Trochäus oder Choreus (— ◡) mit einem Jambus (◡ —) zu der Form: ´ ◡ ◡ ´, in welchem Falle die erste Länge den Haupt-, die zweite einen Nebenton hat, und einem jambischen Schlusse. Die letzte Silbe kann lang oder kurz sein (anceps). [Man kann diesen Vers auch ansehen als aus einer trochäischen Basis, einem Choriambus und zwei Daktylen (— ◡ ◡ — ◡ ⏓) bestehend.]

V. 3 nennt man Versus Pherecrateus; derselbe kann als ein Vers aus trochäischer Basis und einem hyperkatalektischen Choriambus (— ◡ ◡ — ◡)

bestehend, angesehen, oder auch in einen Trochäus und einen katalektischen daktylischen Dimeter (Dimeter dactylicus in dissyllabum) zerlegt werden.

V. 4 heißt Versus Glyconeus und besteht aus der Basis, einem Choriambus und einem Jambus (⏑ —). Der letzte Vers kommt in der 2. und 3. (bezw. 1. und 2.) asklepiadeischen Strophe noch vor.

Die erste asklepiadeische Strophe*) hat nämlich folgende Gestalt:

× ⏓ | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏓
(viermal wiederholt.)

Die zweite**): × ⏓ | –́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ ⏓
× ⏓ | –́ ⏑ ⏑ –́ | –́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ ⏓

Die dritte***): × ⏓ | –́ ⏑ ⏑ –́ | –́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ ⏓
× ⏓ | –́ ⏑ ⏑ –́ | –́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ ⏓
× ⏓ | –́ ⏑ ⏑ –́ | –́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ ⏓
× ⏓ | –́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑́ ⏓

3. **Erläuterungen: Str. 1, 1.** Wunderseliger = wunderbar, zum Verwundern, außerordentlich selig. — Des Baumes Säuseln, des Baches Rauschen (Geräusch), des Kiesels Blinken sind eine Predigt der Weisheit Gottes und seiner Tugend d. h. Vollkommenheit. Diese Naturgegenstände werden als Prediger personificiert.

Str. 3, 1 Seine (die ihm bekannt und lieb gewordene) Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn, d. h. sie wiegt ihn in Schlummer.

Str. 5, 2. 3. „strömet den Quell aus" = dichterische Wendung statt: begießt; „trinkt den Atem der Blüte" = nimmt der Blumen Duft in sich auf.

4. **Gedankengang:** Der Dichter preist jeden Mann selig, welcher sich aus dem Getriebe des Stadtlebens auf das Land zurückzog, dorthin, wo alles, Bäume und Bäche und Kiesel, Gottes vollkommene Weisheit bezeuge, wo jedes schattige Gesträuch ein Tempel, jeder Rasen ein Altar des höchsten Gottes sei, und dem Menschen Gottes Nähe größer erscheine, spürbarer sei†). (Str. 1.—2.) Die Nachtigall wiegt ihn mit ihrem herrlichen

---

*) Man nennt dieselbe auch wohl das kleinere asklepiadeische System und zählt dann die zweite als erste, die dritte als zweite Strophe rc.

**) In umgekehrter Folge der Verse hat Hölty nach dem Vorbilde Ovids und Klopstocks (Od. I, S 3. Der Lehrling der Griechen) dies Versmaß angewandt in der Ode: Die Schale der Vergessenheit. (Höltys Gedichte 1783. S. 125.) An Miller (S. 121).

***) Vgl. Klopstocks Ode: Friedrich der Fünfte (Od. I, S. 85.)
Welchen König der Gott über die Könige
Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
Sah vom hohen Olymp, dieser wird Menschenfreund
Sein, und Vater des Vaterlands!

†) So auch M. Claudius, Der glückliche Bauer:
O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand,

Liebe in Schlummer, die Strahlen des Frührots und die Töne der Nachtigall wecken ihn wieder. Und ein Sonnenaufgang in der Morgenflur ist zu schön, als daß nicht der Mensch zur Bewunderung Gottes hingerissen würde durch alles, was er sieht, das Große (die allherrliche Sonne) und das Kleine (Wurm und Knospe). Nicht minder schön ist der Abend, das Lagern im Grase, das Begießen der Blumen, der süße Blütenduft, die milde Luft. (Str. 3—5.) Die einfache Wohnung und der Verkehr mit dem zahmen Taubenvolk gewährt viel mehr und reinere Freude, als die glänzenden Feste der Stadt („Goldsaal“) und ihre größeren Bequemlichkeiten („Polster“). (Str. 6—7.) Auch mit dem Tode kann der Mensch sich leichter vertraut machen, er sieht die Totenkränze und denkt an die Überwinderkrone, er erbaut sich an den tröstlichen, erhebenden Bibelsprüchen, an den bildlichen Symbolen der Vergänglichkeit (der Tod mit Sense) und des Friedens (Palmen tragender Engel). (Str. 8—9.) Ja es ist ein Segen des Himmels über den Menschen bei seiner Geburt ausgegossen, dem es bestimmt ist, daß er die Stadt verlassen und auf dem Lande leben solle. (Str. 10.)

5. Disposition:

Thema: Das Landleben ist dem Leben in der Stadt vorzuziehen. (Str. 1., 1.)

Begründung: 1) Das religiöse Leben wird häufiger und unmittelbarer angeregt. (Str. 1, 2—Str. 2, 4.)

2) Die Freuden des Landlebens sind schöner, reiner, einfacher, als die Genüsse in der Stadt, z. B.
   a. Der Sonnenaufgang und die Freuden des Morgens; (Str. 3. 4.)
   b. der Abend und seine Ruhe und Erquickung (Str. 5.);
   c. der Aufenthalt in der einfachen ländlichen Wohnung, unter dem gezähmten Taubenvolke. (Str. 6. 7.)

3) Auch an den Tod und die Ewigkeit wird man häufiger erinnert und besser auf beides vorbereitet. (Str. 8. 9.)

Schluß. Wiederholung des Grundgedankens in verstärkter Form. (Str. 10.)

Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand;
Und siehts vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt.

(Vgl. W. V., S. 97. Leimbach, Erl. I³, S. 160.)

6. **Zur Würdigung:** Das Gedicht ist ganz aus des Dichters innerster Seele herausgeflossen. Denn Hölty ist ein ganz besonderer Freund des Landlebens. Er strebte nicht noch großen Rollen und vornehmen Stellungen im Glanze der Städte, sein Herz zog ihn in die friedliche, beschauliche Stille eines Dorfes, zu den Freuden, welche nicht eine raffinierte Kunst oder eine strotzende Börse, sondern die unverdorbene Natur mit den Sängern und Sonnenstrahlen, der Abendkühle, dem Blumenduft und dem gurrenden Taubenvolke hervorbringt. Hölty sagt selbst: „Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zur süßen melancholischen Schwärmerei in Gedichten.“ Zwei Jahre vor seinem Tode schreibt er: „Mein Hang zum Landleben ist so groß, daß ich es schwerlich über das Herz bringen würde, alle meine Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir mein Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meiner Hütte ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche. Freunde brauche ich nicht zu wünschen, diese habe ich schon. Ich werde ihre Briefe und Werke an meiner Quelle, in meinem Walde lesen und mich der seligen Tage erinnern, da ich ihres Umgangs genoß.*)“ Ein Jahr vor seinem Tode ist diese Ode geschrieben, zu einer Zeit, in welcher bereits der Tod von ferne sich angemeldet hatte. Denn seit dem Herbste 1774 hustete Hölty Blut. Das Gefühl der Nähe seines Todes hat er darum nie verloren, es mäßigt seine Heiterkeit, mischt sich in seine fröhlichen Lieder und drückt allen seinen Oden und Liedern den Stempel der Elegie auf, wovon auch dieses Gedicht am Schlusse ebenso deutlich als ungezwungen Zeugnis ablegt.

[Litterarisches: *Gößinger I, S. 215. — *Gude I, S. 72. — *Kurz III, S. 174.]

---

12. Der Tod. 1772.

[Originalausgabe der Gedichte. 1783. Hamburg. S. 89.]

1. Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

2. Dann beschatte mich, o Ruh, mit linden
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

3. Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mit die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh
Mir mit deiner Palme zu!

4. Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies' entgegen,

---

*) Vgl. Voß: Lebensbeschreibung. S. XVI.

Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;

5. Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich stehn!

6. Wohnt ich doch, von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in eurem Freudenhimmel,
Teure Seelen! Kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

1. **Erläuterungen:** **Str.** 1, 3: „Welche Kronen auf der Wage hat." Der Ausdruck erscheint nicht besonders glücklich; der Dichter weiß, daß die Todesstunde für jeden die Entscheidung, das Gericht bringt („Wage"), aber er fürchtet die Entscheidung nicht, sondern hofft auf einen seligen Abschied („seligste der Stunden") und auf den Empfang der Krone des ewigen Lebens. Das alles hofft er freilich nicht durch sich, wohl aber durch das Blut des Gottmenschen zu erlangen.

Str. 2. Die Sterbestunde, so wünscht der Dichter, möge eine sanfte, trostreiche sein. Die Ruhe, d. h. der Seelenfriede, jene Frucht der Sündenvergebung, personifiziert der Dichter und stellt sie als Schutzgeist gegenüber den ebenfalls personifizierten und als Geister aufgefaßten Sünden, von welchen er in jener Stunde nicht umlagert und erschreckt werden möchte, da er die Vergebung derselben früher gefunden hat.

Str. 3. „Du, mein Engel". Hölty verallgemeinert vielleicht, wie auch die römische Kirche thut, das in Bezug auf die Kinder gesagte Heilandswort: „Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel" und nimmt an, daß jeder Mensch, einen Schutzengel habe. Möglich ists auch, daß der Dichter an das andere Wort über die Engel denkt, daß sie ausgesandt werden zum Dienst um derer willen, die die Seligkeit ererben sollen (Ebr. 1, 14); dann wäre sein Engel eben der Engel, welchen Gott zum Heimholen der Seele des Dichters senden würde. — „helle" = hellglänzende. Die Palmen sind wie auch die Kronen Symbole seliger Empfindungen; jene des Friedens, diese des Sieges.

Str. 4. „Auf tausend Sonnenwegen." Die Vorstellung Höltys, daß die Seelen nach ihrem Abschiede in das Engelparadies geführt würden und daß dieses örtlich tausend Sonnenwege von der Erde entfernt liege, d. h. also etwa 20000 Millionen Meilen weit, ist dichterischer, weil etwas anschaulich, als richtig. Die Seelen oder Geister führen keine an Raum und Zeit gebundene Existenz, sie leben in einer höheren Lebensordnung.

„Wo die Gute, welche mich gebar". Höltys Mutter Elisabeth Juliana, geb. Gössel, eine Tochter des Prokurators Gössel in Celle, seit 1748 mit Höltys Vater vermählt, war bereits im J. 1757 an der Schwindsucht gestorben.

Str. 5. Von den Kindern erster und zweiter Ehe des Vaters waren schon mehrere gestorben. Nur zwei leibliche Schwestern Höltys lebten noch

im J. 1782. — „In die Lauten singen“ = unter Begleitung von Lauten (Harfen) singen.

2. **Gedankengang.** Die Sterbegedanken sind dem Dichter an sich nichts Fremdes, nur in solcher unmittelbaren Weise hat er sonst nie über seinen eigenen Tod nachgedacht. Er fürchtet den Tod nicht; denn er glaubt an die versöhnende Kraft des Blutes und Todes Christi (Str. 1), an die Seligkeit, in welche die Gläubigen eingeführt werden (Str. 2), und er hofft, daß seine Sünden, die ihm Gott vergeben hat, in der Todesstunde ihn nicht beunruhigen werden (Str. 3.), daß er vielmehr als Überwinder aus Engelshänden die Krone des Sieges und Lebens empfangen, von seinem Engel in das Vorgefühl der Seligkeit eingeführt und mit den früher vollendeten Angehörigen, der Mutter und den Geschwistern, wieder vereinigt werde (Str. 4. 5.). Dieser Gedanke, welch' einen seligen Tausch er machen werde, wenn er dieser Erde Valet sagen und im Himmel mit allen Seligen vereint vor dem Throne dessen knieen werde, welcher die Menschheit mit Gott versöhnt hat, läßt ihn sogar wünschen, daß die Sterbestunde bald kommen möge. (Str. 6.)

[Litterarisches: *Reuter, S. 130. — *Kurz III, S. 173.]

Biographie des Dichters

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, Sohn eines Pfarrers zu Mariensee bei Hannover, wurde daselbst am 21. Dez. 1748 geboren und war als Knabe von besonderer Schönheit, bis ihn im neunten Jahre seines Lebens die Blattern entstellten und ihm sogar das Augenlicht auf zwei Jahre entzogen. Zu derselben Zeit starb auch seine heißgeliebte Mutter an der Schwindsucht. Fortan hatte der Knabe die frühere Munterkeit verloren, und eine sanfte, mit Wehmut vermischte Heiterkeit bildete jetzt einen hervorragenden Charakterzug. Sein Fleiß und Wissensdurst war außerordentlich. Er gönnte sich nicht einmal nachts Ruhe, lernte bei selbstverfertigten Lampen und weckte sich durch einen um den Arm gebundenen Bindfaden, an welchem ein Stein befestigt war, am frühen Morgen auf. Von seinem gelehrten Vater bis zum sechzehnten Lebensjahre in allen wichtigeren Unterrichtsfächern gründlich unterwiesen, bezog er das Gymnasium zu Celle, wo er noch drei Jahre sich weiter ausbildete. Erst 1769 gieng er nach Göttingen, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Hölty trieb sein Berufsstudium fleißig, erweiterte aber außerdem seine Kenntnisse in den Klassikern und trieb auch Italienisch mit Eifer. Seit 1771 lernte er nach und nach die Mitglieder des sogenannten Hainbundes kennen, d. h. außer Bürger, welcher dem Bunde nur nahe stand, nicht angehörte, Miller, Voß, Boie, Hahn, Leisewitz, Cramer und den Grafen Friedrich Stolberg, und war ein hervorragendes, ja vielleicht das talentvollste Mitglied dieses Bundes, welcher die von

Klopstock hochgehaltenen Ideale der Freundschaft, des Vaterlandes, der Liebe und der Religion zur Grundlage und zum Ziele seiner Bestrebungen machte und überhaupt die von Klopstock gewiesenen Bahnen mit großem Eifer weiter verfolgte.

Im Herbste 1774 zeigten sich die ersten Blutauswürfe als Symptome einer bedenklichen Lungenkrankheit, und im Mai 1775 begab er sich kurz nach dem Tode seines Vaters (vgl. Elegie am Grabe meines Vaters, Erl. Bd. I², S. 127.) nach Mariensee, um seinen kranken Körper pflegen zu lassen. Ja er zog sogar im Herbste desselben Jahres nach Hannover, um unter des Arztes Zimmermann Aufsicht „eine kleine Nachkur zu brauchen.“ Diese Nachkur dauerte ein Jahr, während welcher Zeit er noch dichtete, Übersetzungen aus fremden Schriften veranstaltete und sich damit einen kärglichen Unterhalt erwarb, und endete am 1. September 1776 mit — dem Tode. Seine Grabstätte sucht man vergeblich.

Hölty hat die sentimentale Elegie in der deutschen Litteratur begründet. Sanfte Schwermut liegt über allen seinen Liedern, auch denen, welche zum Lebensgenusse auffordern. Innigkeit und Wahrheit sind neben der Zartheit und Weichheit die hervorragendsten Eigenschaften seines Wesens und seiner Gedichte. In der Formgewandtheit überragte er Klopstock, dessen Nachfolger er namentlich in der Ode gewesen ist. Daß die Zahl seiner Dichtungen nicht groß, die Zahl der Motive gering ist, das dürfen wir an einem Dichter, welcher im jugendlichen Alter auf die Nähe des Todes vorbereitet wird und sich selbst bereitet, um dann wie eine früh erblühte Blume frühe zu verwelken, nicht tadeln. Am liebsten pries er das Landleben und die Liebe, letztere in süßer, melancholischer Stimmung. Die Nachwelt hat ihn nicht vergessen. sie freut sich noch der Lieder: Wer wollte sich mit Grillen plagen —, Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen, — Üb' immer Treu und Redlichkeit 2c. und verehrt in Hölty einen edlen, eifrigen, begabten Dichterjüngling und einen liebenswerten und frommen, bescheidenen und gemütvollen Menschen.

Werke des Dichters.

Die Kenner. Eine Wochenschrift von Towe. Aus dem Englischen. Leipzig 1775.

Hurds moralische und politische Dialogen. Aus dem Engl. 2. Tle. Leipzig 1775.

Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke. Aus dem Engl. I. Bd. 1776. Leipzig.

Sämtliche hinterlassene Gedichte. Herausgeg. von Geißler dem Jüngeren. Halle 1782. 2. Aufl. 1800.*)

Gedichte, besorgt durch seine Freunde Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg und Johann Heinrich Voß. Hamburg, Bohn 1783.**) — 2. Aufl. 1795. — 3. (von Voß

*) Nach Voß enthält diese unberufene Ausgabe mehreres, was der Dichter selbst verworfen hatte, und wirklich unechte, von Hölty nicht herrührende Gedichte.

**) Auch diese Ausgabe ist insofern nicht authentisch, weil Voß die Gedichte seines verstorbenen Freundes willkürlich erweitert und verändert hat, ein Verfahren, welches Voß

besorgte) Aufl. 1804. — 4. Aufl. 1814. — Neue Ausgabe. Königsberg, 1833. — Neueste Ausg. 1847.

Höltys Gedichte. Erste vollständige Ausgabe mit biographischen Nachrichten von F. Voigts. 2. Aufl. 1858. Hannover, Meyer. 1⅓ Thlr.

Gedichte. Herausgegeben von K. Halm. 8°. Leipzig 1869. Brockhaus 1½ Thlr.*) — Kleinere Ausgabe. Ebd 1870. 1 M.

Gedichte. Reclam 1873. Leipzig 20 ₰.

Über Hölty.

Hölty. Roman von Fr. Voigts. Hannover 1844.

„ Dramatisches Gedicht. Augsburg 1854. (von Jenisch und St.) 8 Sgr.

Außerdem vgl. die Einleitungen von Voß, Voigts, Halm.

Rueter, Herm., L. Chr. H. Hölty, sein Leben und Dichten dargestellt. Guben, Berger. 1883. 1,50 M.

Heinrich August Hoffmann von Fallersleben.

13. Abendlied.

[Gedichte. 6. Aufl. Hannover, Rümpler. 1864. S. 244.]

1. Abend wird es wieder:
Über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.

2. Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.

3. Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh,
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

4. So in deinem Streben
Bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh.

Der Abend bringt Freuden und Ruhe für Wald und Feld. Nur der Bach, welcher über den Felsen herabrauscht, hat keine Ruhe, er muß immer weiter eilen; für ihn tönt keine Vesperglocke. Das Menschenherz gleicht dem Flusse, es bleibt unruhig, auch wenn die Welt zur Ruhe gekommen ist und die Hände müde in den Schoß fallen, bis Gott das Herz stillet und ihm Ruhe verleiht.

---

mit den Worten zu erklären und zu rechtfertigen sucht: „Wir haben seinen Nachlaß so besorgt, wie unser redlicher Freund, wenn wir früher gestorben wären, den unsrigen besorgt hätte."

*) Diese Ausgabe ist auf grund der handschriftlichen Sammlung der Gedichte Höltys veranstaltet, welche sich im Nachlasse von J. H. Voß befand, bietet also einen authentischen Text.

Wir denken hierbei wohl an das Wort Augustins: „Du hast uns zu dir geschaffen, und unser Herz bleibt unruhig, bis es ruhet in Dir.“ Das ist die Ruhe des mit Gott versöhnten Menschenherzens.

Mit der „wahren Abendruhe,“ welche Gott nur geben kann, scheint Hoffmann aber auch an die Ruhe an unserm Lebens-Feierabend zu denken, und dann ist seine Meinung: Völlig ruhig wird das Menschenherz erst, wenn Gott ruft: „Es ist genug! Komm wieder, Menschenkind!“ Das ist die Ruhe des in Gott entschlafenen Herzens.

Endlich gewinnt dieses Lied noch eine ganz besondere Bedeutung für uns, wenn wir des Dichters Lebenslauf kennen. Nicht nur war sein Leben lange Zeit ein Wanderleben, das Leben eines fahrenden Sängers, sondern es war mehr als das: Der Dichter war Jahrzehnte hindurch ein von allen möglichen Polizeiorganen in Städten und Dörfern geplagter und ausgewiesener, gejagter und gehetzter Sänger. Aber die Ruhelosigkeit, die Heimatlosigkeit des Dichters war eine Folge der Unruhe seines Herzens, des rastlosen und leidenschaftlichen Strebens nach an sich edlen Gütern. Somit könnte der Dichter auch in diesem Abendliede Gott um Frieden des eigenen Herzens und um einen stillen Feierabend gebeten haben, wie er ihm nachmals im Kloster Corvey geworden ist.

Das Lied ist von Christ. H. Rink komponiert worden.

---

14. Der müde Wand'rer.

[Gedichte. 6. Auflage. S. 251.]

1. Schon sank die Sonne nieder,
Es ist geworden spat:
Ein Wandrer wie ein Schatten
Zieht hin am Felsenpfad.

2. Er denkt an seine Heimat,
An seine Jugendzeit;
Die Jugend ist verschwunden,
Die Heimat ist so weit.

3. Da hört er fernher Glocken,
Als riefen sie ihm zu:
O bringt dem müden Wandrer,
O bringet mir auch Ruh!

4. Da schwindelt's ihm, er stürzet
Vom Pfade jäh herab.
Tief unten in den Schluchten,
Da findet er sein Grab.

5. Die Abendglocken schweigen;
Nur leise rauscht der Bach
Hinab die dunklen Schluchten,
Hinab mit Weh und Ach.

Mit dem vorigen Liede hat dieses Gedicht viel Verwandtes. Auch hier sehen wir eine Abendlandschaft, hören Abendglocken in der weiten Ferne und einen leise rauschenden Bach in der fernen Tiefe. Aber alles dies ist nur der notwendige Hinter- und Untergrund für den Stoff, welchen der Dichter poetisch gestalten soll. Daß ein Wanderer auf einem Felsenpfade einen Fehltritt thut und in die Tiefe stürzt und zerschellt — das ist schon häufig vorgekommen, und der prosaische Berichterstatter

wird seinem trockenen Berichte höchstens noch ein „leider", „bedauernswerter Unglücksfall" zc. hinzufügen. Der Dichter, der selbst lange Zeit ruhelos wanderte, weiß das Ereignis zu deuten: In später Abendzeit, als es längst dämmerte, schleicht ein müder Wandrer den Felsenpfad entlang. Er weiß nicht, daß sein Lebensabend schon angebrochen ist, aber unwillkürlich denkt er an sein entschwundenes Leben: Das Glück der Jugend und der Heimat ist verloren, und er irrt alt und wandernsmüde in der Fremde umher. Jetzt hört er fernen Klang der Abendglocken und wünscht auch sich Feierabend. Was er wünscht, widerfährt ihm. Ein plötzlicher Schwindel befällt ihn, er gleitet von dem Felsenpfade ab und stürzt besinnungslos hinab in — sein Grab. Die Abendglocken begleiten mit ihren ernsten Tönen „einen Wandrer auf dem letzten Wege". Die Glocken schweigen, nur der Bach, welcher in der Tiefe rauscht, läßt sein leises Klagelied erschallen. — Der müde Wanderer hat — Feierabend, zwar unerwartet, doch nicht unbereitet.

---

15. Das Lied der Deutschen.

[Gedichte. 6. Aufl. S. 338.]

1. Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

2. Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

3. Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

Der Dichter spricht in diesem schönen Liede, welches nach der von Jos. Haydn komponierten Weise der östreichischen Nationalhymne („Gott erhalte Franz den Kaiser") gesungen wird, seine Liebe zum deutschen Vaterland in ergreifender Weise aus. Es gibt kein schöneres Land, als Deutschland — nur muß es geeint sein, und der Bruderzwist in Bruderliebe sich verwandeln. (Str. 1.) — Nur müssen deutsche Frauen und deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang das alte Lob sich bewahren. Die deutschen Frauen, Mütter und Hausfrauen, sind es, welche das deutsche Familienleben ehedem so schön gestalteten und damit den Männern ihr Haus und ihren Herd, ihre Heimat so lieb und wert machten; deutsche Treue hat das Lob der Männer begründet, auf

deren Wort man sich ehedem verlassen konnte, sowohl im Handel und Wandel, als im Amte und Dienste; die Treue hat Fürsten und Unterthanen so fest zusammengeschlossen und ist der Quell ihrer Thaten, ihres Ruhmes geworden. Deutscher Wein hat die äußere, deutscher Sang die innere Begeisterung für edle Thaten erweckt. Und diese unsere deutschen Vorzüge sollen auch ferner anerkannt werden von den Ausländern. (Str. 2.) — Drei Dinge aber sind es, welche das Glück des deutschen Vaterlandes allein begründen und sichern: Einigkeit, Recht und Freiheit. Diese Güter für das Vaterland zu erlangen und zu erhalten, muß aller Deutschen gemeinsame Aufgabe sein, also ein großes Reich, in welchem Gerechtigkeit herrscht und Freiheit die Kraft der Unterthanen ist.*) (Str. 3.)

---

16. Mein Lieben.

[Gedichte. 6. Aufl. S. 339.]

1. Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

2. Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn,
Und, soll es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit.

3. Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
So lang ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.
Ich suchte nichts als dich allein,
Als deiner Liebe wert zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Der Dichter besingt in einfach-herzlicher Weise seine Vaterlandsliebe. Das deutsche Vaterland kann er so wenig vergessen, obgleich er in der Fremde ist und sein muß, als die Juden in der Gefangenschaft zu Babylon das konnten, welche an den Wassern saßen und sangen: „Vergäße ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen." (Ps. 137, 5.) Die Welt vermag es, ihr Liebstes und Bestes bald zu vergessen, der Dichter kann es nicht. Das Vaterland ist seine Braut, an der sein Herz

---

*) Man darf, ja man muß hier an das Programm der besonnenen „Liberalen" denken, welche in jener Zeit vor der Revolution des J. 1848 ein großes deutsches Reich, eine Verfassung (Recht) und Preßfreiheit (Abschaffung der Censur) forderten; andere Freiheiten hat die neue Ära zwar auch noch verlangt und erlangt; aber nicht die schrankenlose Freiheit, die Gesetzlosigkeit verdient den Namen der Freiheit, sondern das Gebundensein aller Kreise an das Gesetz und sodann die Freiheit des Wortes, durch welche der Unterthan berechtigte Klage in angemessener Form höheren Ortes oder öffentlich auszusprechen berechtigt wird.

mit aller Liebe hängt (Str. 1.), deren es allezeit gedenkt, mit welchem es Freuden und Leiden fühlt und trägt, für welches der Dichter kämpfen und sterben könnte. (St. 2.) Diese Liebe wird lebenslang dauern, diese Liebe allein ihn erfüllen, und seine einzige Lebensaufgabe wird sein, dieser Liebe würdig zu sein und zu bleiben. (Str. 3.)

Als der zwanzigjährige Hoffmann in Kassel 1818 Jakob Grimm kennen lernte und ihm von seinen Plänen sprach, nach vollendeten Studien nach Italien und Griechenland zu reisen und dort seine klassischen Studien fortzusetzen, erwiderte ihm Jakob Grimm: „Liegt Ihnen denn Ihr Vaterland nicht näher?" Diese Worte machten auf Hoffmann einen so starken Eindruck, daß er sich fortan nur dem Studium der deutschen Sprache, Litteratur und Kultur widmete: Deutschland war seine Braut geworden.

---

17. Heimat 1839.

[Gedichte. 6. Aufl. S. 346.]

1. Kein schöner Land als Heimat,
Und meine Heimat nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies' und Flur!

2. Jetzt hab' ich keine Heimat,
Dem Vogel gleich im Wald,
Und werd' in lauter Hoffen
Und Sehnen traurig alt.

3. Mit Liedern möcht' ich bannen
Zu mir mein Vaterland,
Wie einen schönen Garten
Bebau'n mit eigner Hand;

4. Und zwischen Laub und Blüten
Und Früchten mich ergehn,
Und ruhig nach den Bergen
Der blauen Ferne sehn.

5. Kein schlimmer Land als Fremde,
Und meine Fremde nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies' und Flur!

Das Lied ist ein Zeichen der heißen Sehnsucht nach dem Vaterlande, als er sich in Frankreich auf einer Studienreise befand. Es giebt kein schöneres Land als die Heimat, und scheint auch ein andres Land größere Vorzüge zu haben, kann man auch die Vorzüge seiner Heimat nicht definieren, das Herz fühlt sie: der Baum blüht anders, die Wiese und Flur ist anders. Das, was die Heimat hat und was der Fremde fehlt, kommt nur dem zum Gefühl, welcher die Heimat vermißt und in der Fremde sich unglücklich fühlt.

---

18. Des frommen Landsknechts Morgenlied.

[Gedichte. 6. Aufl. S. 384.]

1. Ich bin kein Reiter, noch Edelmann,
Ich bin ein armer Knecht.
Daß ich mein Brot verdienen kann,
Das ist mir eben recht.
In Not
In Tod
Ist Gott mein Herr und Schutz,
Mein Helm und Wehr.

Was brauch' ich mehr?
Dem Feinde Trutz!
Gott Preis und Ehr!

2. Zwar lieber trieb' ich Ochs und Kuh
Zur grünen Weide hin,
Und lieber wäre Rast und Ruh
Mein Lohn und mein Gewinn,
Als Krieg
Und Sieg,
Und reiche Beut' und Sold.
Doch hilft kein Leid
Und Widerstreit.
Wenn's Gott gewollt,
Ist's rechte Zeit.

3. Die Blümlein blühn und fallen ab,
Wenn noch der Frühling währt:
So findet auch der Knab' sein Grab,
Der eben führt das Schwert.
Es fällt
Der Held
Dem Feigen gleich und stirbt.
Wer redlich ficht
Nach Recht und Pflicht,
Hier Lob erwirbt
Und stirbt dort nicht.

Zum Verständnisse. Hoffmann von Fallersleben hat 24 „Lieder der Landsknechte unter Georg und Caspar von Frundsberg" gedichtet und als besondere Sammlung herausgegeben. Es sind die Nachdichtungen jener alten Landsknechtlieder des 16. Jahrhunderts; von einigen derselben sagt Vilmar (Volkslied, S. 81.), daß sie „weit entfernt, Nachahmungen zu sein, den Namen trefflicher Nachdichtungen, im strengsten und edelsten Sinne, verdienen." Kaiser Maximilian hat die Landsknechte ins Heer eingeführt. Der Name bedeutet: „die Knechte des Landes", nicht etwa Lanzknechte; denn nur die Reiter trugen in jener Zeit Lanzen, während die Landsknechte Spieße und Hellebarten, später auch zum Teil Schießgewehre mit sich führten. Übrigens bedeutet das Wort Knecht auch nicht den Unfreien, sondern den jungen Mann, den Haussohn. Sie nannten sich selbst fromm, gebrauchten aber dieses Beiwort nicht in dem heutigen Sinne (tiefreligiös), sondern nur in der Bedeutung von förderlich, dem Zwecke entsprechend, treu zur Fahne sich haltend, tapfer.*) Wir erkennen also in den späteren „tapperen Landsoldaten" die „frommen Landsknechte" wieder.

Das Lied giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß der Landsknecht zwar seine volle Schuldigkeit thut, wo sie verlangt wird, aber doch nicht aus purer Liebhaberei am Morden und Plündern das Kriegshandwerk erwählt hat, sondern um eben sein Brod zu haben. Er würde viel lieber Ochs und Kuh auf die Weide treiben, wenn er es nur könnte. Doch murrt und klagt er nicht, sondern nimmt jeden neuen Tag als Geschenk Gottes dankbar hin. Der Frühling sieht schon viele Blumen verwelken; so müssen auch viele Jünglinge (Knaben), die eben noch in voller Kraft standen, ins Grab sinken. In der Schlacht fallen Feige und Tapfere; aber der redliche Kämpfer hat vor dem Feigen das Lob auf Erden und den Lohn der Treue im Himmel voraus.

*) Luther selbst gebraucht fromm noch nie im Sinne von gläubig, sondern vielmehr für: „nach dem Gesetze lebend," ja oft im Gegensatze zum Glauben. (Vgl. Vilmar, Volkslied S. 74.)

19. Schlacht von Pavia.

[Gedichte. 6. Auflage. S. 388.]

1. Das Fähnlein auf! die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer;
Ihr Landsknecht', drum verkauft es teuer —
So war des Frundsberg erst Gebot.

2. Da sah man Spieß und Schwerter blitzen,
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

3. Das war kein Tag wie alle Tage,
Das war ein roter, heil'ger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande
Vor deutschem Mut mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

4. Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren wert.
Du hast dein Völklein wohl geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet!
Da! Alter, nimm das Königsschwert!

Von den Landsknechten wurde im 16. Jahrhundert kein Ereignis mehr besungen, als die Schlacht von Pavia. Bedeutete doch diese Schlacht am 25. Februar 1525 einen Sieg der deutschen Landsknechte über die bisher für unüberwindlich gehaltenen und mit ihrer Überlegenheit sich brüstenden Schweizer, und zwar einen vollständigen Sieg. Die Schlacht ereignete sich in dem ersten Kriege Karls V. gegen Franz I. von Frankreich; der letztere hatte bereits selbst Mailand erobert und belagerte gerade Pavia, als ein vom Kaiser in Deutschland geworbenes und unter den Befehl des ebenso tapfern als tüchtigen Feldherrn Georg von Frundsberg*) gestelltes Heer von 15000 Landsknechten zum Entsatze anrückte. Die Schlacht kostete dem französischen König Sieg und Freiheit; doch hat er selbst die größte Tapferkeit bewiesen und focht noch wie ein Löwe, als ob er allein die Schlacht gewinnen wollte, obgleich er an Hand, Stirn und Arm verwundet war, so daß er mit Recht an seine Mutter schreiben konnte: „Madame, alles ist verloren, nur die Ehre nicht!" Über diesen Sieg der deutschen Landsknechte besitzen wir noch zwei Lieder, eins von Hans von Wirzburg, einem uns sonst unbekannten Sänger und Kampfgenossen, welches wir um seiner Länge willen hier nicht abdrucken können,**) und ein kürzeres, welches wir zunächst hier folgen lassen.

Die Schlacht von Pavia.

[Uhland, deutsche Volksl. I, Nr. 187, S. 514.]

1. Herr Görg von Fronsperg
Herr Görg von Fronsperg
der hat die Schlacht vor Pavia gewunnen :,: [1])
gewunnen hat er die Schlacht vor Pavia in einem Tiergart,
in neunthalb Stunden gewunnen Land und Leut.

*) Es ist dies derselbe Ritter, welcher Martin Luther auf dem Reichstage zu Worms so freundlich angeredet und ermutigt hatte.

**) Vgl. Soltau, Volksl. I, S. 287—293. — V. Liliencron, hist. Volksl. III, 436. — Vilmar, Volksl. S. 38—42. — Um zwei, allerdings derbe, aber charakteristische Strophen verkürzt im Lesebuch von Schauenburg und Hoche I, S. 175—178.

2. Der König auß Frankreich
der König auß Frankreich,
Der hat die Schlacht vor Pavia verloren:,:
verloren hat er die Schlacht vor Pavia in eim Tiergart,
in neunthalb Stunden verlor er Land und Leut.

3. Nun grüß dich Gott, du Königstöchterlein im ganzen Frankenreich²)!:,:
eurem Vater hab ich abgewunnen in neunthalb Stunden Land und Leut:
ich habs gewagt, frisch unverzagt,
ich habs gewagt, frisch unverzagt,
eurem Vater hab ich abgewunnen in neunthalb Stunden Land und Leut.

4. Im Blute mußten wir gan,
im Blute mußten wir gan
biß über biß über die Schuh:
barmherziger Gott, erkenne die Not!
barmherziger Gott, erkenne die Not!
wir müßen sonst verderben also.³)

5. Lermen, lermen, lermen
lermen lermen lermen⁴)
thät uns die Trummel und die Pfeife sprechen;:,:
her her her, ihr frommen deutschen Landsknecht gut!⁵)
laßt uns in die Schlachtordnung stahn
laßt uns in die Schlachtordnung stahn,
biß daß die Hauptleut sprechen: jetzt wollen wirs greifen an!

6. Reiter zum Pferd,
Sattel und Zaum!
der Feind ist vorhanden.:,:
„Es geht wohl gegen die Sommerzeit,
Daß mancher Knecht zum Felde leit;
ich will euch tapfer lohnen
mit lauter Doppelkronen;
gute Postparten⁶) will ich euch geben,
weil ihr mir habt beschützt mein Land und Leut,
Dazu mein junges Leben.“⁷)

[1]) Das Zeichen soll andeuten, daß diese Zeile von den Singenden wiederholt wurde. — [2]) Das Königstöchterlein ist nicht eine historische, sondern eine fingirte Person. Vilmar denkt an eine der in jener Zeit vielfach umlaufenden Erzählungen von einer Königstochter in Frankreich, entweder die aus dem Gedichte Bühelers, einer Umkleidung des alten Gedichtes von Mai und Beaflor, oder an die Erzählung von Albertus Magnus und der Königstochter (vgl. Görres, alte Volks- und Meisterlieder S. 195.) — [3]) Man beachte diesen Wechsel im Rhythmus und im Ton der Dichtung, in welcher bisher die übermütigste Freude herrschte und nun eine ernste Erinnerung an die heiße, ernste, opferreiche Schlacht hindurchbricht. — [4]) Lermen (vom ital. all arme, franz. allarme = ad arma, zu den Waffen! abgeleitet) bedeutet den Ruf zu den Waffen, welcher durch das Rühren der Trommel bewirkt wurde. „Einen Lermen aufschlagen“ hieß soviel als: die Trommel rühren. Unser Lärm ist also ein Fremdwort. — [5]) Her her her! ist der hergebrachte Anruf an die Landsknechte (Appell), während „dran dran dran!“ beim Sturm gerufen wurde. — [6]) Wahrscheinlich eine Verunstaltung des Wortes „Passporten (passeporte) = Abschiedszeugnis, Führungsattest. — [7]) Diese Worte müssen wir uns dem Kaiser Karl V. in den Mund gelegt denken. (Vgl. Vilmar, Volkslied S. 46.)

Das Lied von Hoffmann verdient vollkommen, wie noch manches andere aus derselben Landsknechtsliedersammlung, das Lob Vilmars: „Halten wir diese Lieder neben diese vorher aufgeführten alten Lieder, so sollte man kaum glauben, daß dieselben volle dreihundert Jahre später gedichtet sind, als jene; so ganz ist der volle, reine und kräftige Duft jener alten Poesie in den neuen Dichter übergeströmt; unbedenklich werden wir sie zu den besten Produkten unserer modernen Dichtung rechnen, jedenfalls zu denen, welche den echten Volkston, ohne Zögern und Umsichschauen, mit einem Schlage getroffen haben — so, wie es in einer größeren Zahl von Liedern keinem andern gelungen ist.“

Der Erklärung bedürftig ist eigentlich nicht viel: „das Leben ist gar wohlfeil heuer“ deutet auf die große Zahl der Fehden und die häufige und

heiße Blutarbeit jener Jahrzehnte" und damit auf die geringe Hoffnung für den Einzelnen hin, sein Leben nach dem Ende der Kriege heimzubringen. Um so teurer sollen es die Landsknechte verkaufen, d. h. um so mehr Feindesleben sollen sie als Zahlung für ihr eignes Leben hinnehmen. Die beiden Vergleiche in Str. 2. sind deshalb so recht gelungen, weil das Volk in den Vergleichen genügsamer ist, als der Gelehrte. Die Spieße und Schwerter blitzen, wie die Sternlein in der blauen Nacht blitzen. Nur das rasche Erglänzen, Blinken ist beiden Begriffen gemeinsam. — Das Blut springt, der Regenbogen springt nicht; Blutstrahlen und Regenbogen sind sich nur ähnlich in der Bogengestalt, bezw. darin, daß sie beide farbige Bogen sind. — In Str. 3. wird angespielt auf den Gebrauch der Deutschen, die Fest- und Heiligentage im Kalender rot anzumalen. Dieser Tag verdient rot geschrieben zu werden, nicht nur, weil an ihm viel Blut floß, sondern weil er ein deutscher Festtag ist, an welchem der Übermut der Ausländer (der Franzosen und Schweizer) gebrochen wurde, und weil er als Ehrentag der deutschen Waffen vom deutschen Volke heilig gehalten zu werden verdient. — Völklein oder Volk nannte der Hauptmann seine Schar geworbener Landsknechte. — Frundsberg hat das Königsschwert, eine vom Könige dargebotene Auszeichnung, wohl verdient. Hat doch der wackere Held nicht nur in 20 Feldschlachten, sondern in vielen Belagerungen und Gefechten gestanden bis zu seinem am 20. Aug. 1528 erfolgten Tode, und zwar stets für des Kaisers Sache gekämpft und dazu durch seine Uneigennützigkeit, Milde, Ritterlichkeit und Treue zwar nicht den vollen Dank seines Kaisers, wohl aber den Preis seiner Soldaten erworben, welche ihn mit dem Beinamen „Vater der Landsknechte" ehrten. Auch sein Sohn Kaspar von F. († 1536) erwarb sich in Italien und im Krieg gegen die Türken großen Ruhm.

[Litterarisches: *Vilmar, a. a. O.]

Biographie des Dichters.

Am 2. April 1798 zu Fallersleben, östlich von Hannover, als der Sohn des Bürgermeisters und Kaufmanns H. daselbst, welcher auch in der westfälischen Zeit Kantonmaire war, geboren, studierte der auf den Gymnasien zu Helmstedt und Braunschweig vorgebildete Heinrich August Hoffmann in Göttingen und Bonn von 1816—1821, anfangs Theologie, dann deutsche Litteratur (Philosophie und Geschichte). Seine Bedeutung auf diesem Gebiete ist eine außerordentliche; neben den ersten

Namen J. und W. Grimm, Uhland, Simrock verdient auch sein Name genannt zu werden. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien machte der junge Gelehrte eine Studienreise nach Leyden, wo er die Bibliotheken durchforschte. Dann privatisierte er eine zeitlang in Berlin, wurde im J. 1823 zu Breslau Custos der Bibliothek, 1830 außerordentlicher und 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur. In jener Zeit schon machte er wiederholt Reisen nach Oesterreich, Dänemark, Holland, Belgien, der Schweiz, stets um wissenschaftlicher Zwecke willen. Mannigfache wertvolle Funde in Prag und Wien, Valenciennes („Ludwigslied“ 1837) sind ihm auf diesen Reisen gelungen. Sein Vaterland war ihm stets ein Gegenstand heißester Liebe, und rührend schildert er seine Sehnsucht nach demselben, als er in der Fremde, namentlich in Frankreich, war; aber seine „Braut“ hatte doch ihre zahlreichen Schwächen, und Hoffmann lernte diese auf seinen zahlreichen Reisen im In- und Auslande genau genug kennen. Er war mit den damaligen politischen Verhältnissen durchaus unzufrieden, und als eine zwar harmlose, aber doch auch humoristisch-satirische Natur brachte er nicht nur eine große Anzahl epigrammatischer Dichtungen von großer Schärfe und Mannigfaltigkeit hervor, sondern er hatte auch den Mut, dieses poetische Stachelschwein aller Censur zum Trotze den Regierungen in den Schoß zu legen. *Unpolitische Lieder* nannte er diese durchaus politischen Lieder; *unpolitisch* war nur die Herausgabe der beiden bei Hoffmann und Campe 1840 und 1841 erschienenen Sammlungen, von denen die erste Offb. 10, 9. 10, die zweite Apg. 4,30 als Motto trug. Den Schluß der 2. Sammlung bildet das Wort Ulrichs von Hutten: „Hiermit ich scheid: Will mengen daß die Karten, Bin unverzagt, Ich hab's gewagt Und will des Ends erwarten.“

Das Ende vom unpolitischen Liede war, daß Hoffmann am 20. Dec. 1842 seiner Professur ohne alle Pension entsetzt wurde, und daß er nicht nur ohne Amt war, so daß er von seiner Schriftstellerei leben mußte, sondern auch von Ort zu Ort ausgewiesen und polizeilich sonst gemaßregelt wurde, bis er in Mecklenburg sich 1845 Heimatsrecht erwarb. Er reiste fortan, ein neuer *fahrender Sänger*, von Freund zu Freund, möglichst die verdächtigen Orte vermeidend, in welchen er mit der Polizei unangenehme Erfahrungen gemacht hatte. Auf seiner Landkarte waren solche Orte besonders angestrichen worden. Das Jahr 1848 brachte ihm die Rehabilitation, er bezog fortan das gesetzliche Wartegeld als Pension. Übrigens stand er jetzt auf Seite der besonnenen Patrioten; er baute keine Barrikaden, wie Herwegh. Im Jahre 1849 heiratete er seine Nichte Ida zum Berge, lebte in Bingerbrück, Neuwied und Weimar, bis er 1860 vom Herzog von Ratibor zum Bibliothekar in Corvey a./Wes. bestellt wurde. Dort starb er am 19. Jan. 1874 nach nur zwölftägiger Krankheit.

Hoffmanns von Fallersleben*) gelehrte Thätigkeit, seine Verdienste um die deutsche Litteratur zu schildern, müssen wir uns versagen. Es genügt, auf seine Geschichte des deutschen Kirchenliedes hingewiesen zu haben, sowie auf die Herausgabe der deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts und die Sammlung deutscher Volkslieder. Als Dichter scheint er eine Doppelnatur zu haben, eine satirische und eine kindliche. Aber nur in den unpolitischen Liedern zeigt sich jene Gabe der Satire völlig ausgebildet, und diese Seite des kindlichen Gemüts besonders in den Kinderliedern. Dazwischen liegt das ganze große Gebiet der übrigen Dichtungen, in welchen der schelmische Humor ebenso als die kindliche Harmlosigkeit, die beiden Seiten des lebendigen, aber zugleich grundehrlichen, edlen, gütigen Dichterherzen, zu erkennen, meist jedoch in glücklicher Ehe innig verbunden sind. Ohne große Tiefe aber, stets in ihrer Einfachheit, Wärme und Herzlichkeit ansprechend ist die Lyrik Hoffmanns (denn Hoffmanns Gabe ist nur die lyrische Poesie) und hat dabei oft große Anklänge an das oder Verwandtschaft mit dem Volkslied erreicht, sowohl in der Einfachheit der Gedanken, als in der Popularität des Ausdrucks und in der Sangbarkeit der Strophen. Er war selbst nicht musikalisch gebildet, hat aber doch zu vielen seiner Lieder die Melodien angegeben, wie sie ihm in der Seele erklungen sind, und hat häufig seine Lieder auf seinen Wanderungen in Freundeskreisen selbst gesungen, so daß er im vollsten Sinne des Wortes der fahrende Sänger unsers Jahrhunderts heißen kann, da er nicht bloß dichtete, sondern auch komponierte und sang. Auch wer seinen Standpunkt nicht überall teilen kann, muß die ehrliche, treue Seele Hoffmanns lieb gewinnen und behalten. —

Schriften Hoffmanns.

1. **Gedichte:** Lieder und Romanzen. Köln 1821. 11¼ Sgr. — Alemannische Lieder. Fallersleben 1826. Nebst Worterklärung und einer alemannischen Grammatik. 5. im Wiesenthale verbesserte und vermehrte Aufl. Mannheim, 1843. 17½ Sgr. — Gedichte. Breslau, 1827. — Neue Sammlung. 2 Tle. 1834. Leipzig. Vermehrt 1843. — Dritte Sammlung. Breslau 1837. — Jägerlieder. Breslau 1828.

---

*) Er sagt selbst, weshalb er diesen Namen sich beilegte, in dem Gedichte Von.

Von.

[Unpolitische Lieder. 1. Bdch. 2. Aufl. 1840. Hamburg, Hoffm. u. Campe. S. 34.]

> **Auf die Präpositiones In, Von, Zu nehmen sie groß Acht, als ob ihrer Ehren und Wohlfart ein großes daran gelegen.**
> **Matthias Quad von Kinkelbach, Teutscher Nation Herrlichkeit 1609. Seite 27**

An meine Heimat dacht ich eben,
Da schrieb ich mich von Fallersleben
Ich schrieb's und dachte nie dabei
An Staatscensur und Polizei.

So schrieben sich viel Biederleute
Nach ihrem Ort und thun's noch heute,
Und keiner dachte je daran,
Durch von würd' er ein Edelmann.

– Immergrün. Ebd. 1828. — Buch der Liebe 1836 Ebd. — Unpolitische Lieder. 1. Teil (1. u. 2. Aufl. 1840). 2. Teil 1841. Hamburg. — Deutsche Lieder aus der Schweiz. Zürich und Winterthur 1843. 2. Aufl. 1845. — 50 neue Kinderlieder. Mannheim 1845. — 2. Ausg. 1866. Heidelberg. Bassermann $1/2$ Tlr. — Deutsche Gassenlieder. Zürich 1843. 2. Aufl. 1845. — Deutsche Salonlieder. Zürich 1844. – Diavolini. 2. Aufl. Darmstadt 1847. — Hoffmannsche Tropfen. Zürich 1844. – Maitrank. Paris 1844. — Vierzig Kinderlieder. Leipzig 1847. — Heimatklänge. 2. Aufl. Mainz 1851. Wirth u. Co. 5 Sgr. — Hundert Schullieder mit Volkweisen hsg. von L. Erk. Leipzig 1848. Engelmann. N. Aufl. 1862. 5 Sgr. — Deutsches Volksgesangbuch. Leipzig 1848. — Das Parlament zu Schnappel. Bingerbrück 1850 (Düsseldorf, Scheller.) 15 Sgr. — Liebeslieder. Mainz, Wirth u. Co. 1851. 16 Sgr. — Kinderwelt in Liedern. 1853. Mainz. Ebd. 12 Sgr. — Soldatenlieder. 16° Mainz, Wirth u. Co. 30 Pfg. 1851. — Rheinleben, Ebd. 8°. 40 Pfg. — Lieder aus Weimar. Hannover, Rümpler. 2. Aufl. 1855. 10 Sgr. — 3. Aufl. Ebd. 1857. $1/2$ Thlr. — Gedichte. 4. Aufl. 1853. 5. Aufl. 1854. 7. Aufl. 1870. Hannover, Rümpler. $2^1/_4$ Thlr. 8. Aufl. Berlin, Lipperheide 1874. $1^1/_3$ Thlr. — Deutschland über alles! Leipzig 1859. Voigt u. G. 5 Sgr — Lieder der Landsknechte unter Georg und Caspar von Frundsberg. 16°. Ebd. 1868. $7^1/_2$ Sgr. — Fränzchens Lieder. Lübeck, Dittmer. 1859. $1/2$ Thlr. — Die vier Jahreszeiten. Berlin 1860. Enslin $1/2$ Thlr. 2. Ausg. 1864. 9 Sgr. — Gedichte. Auswahl. Hannover, Rümpler 1862. 1 Thlr. — 44 Kinderlieder mit Klavierbegl. Hsg. von C. E. Pax. Leipzig, Engelmann 1862. $1/2$ Thlr. — 43 Kinderlieder. Mit Klavierbegl. quer 4. Kassel, Freyschmidt. 1865. 15 Sgr. — 6 Lieder f. Schleswig-Holstein 1864 Ebd. 1 Sgr. — Rheinleben. 24 Lieder mit Singweisen von H. M. Schletterer. Neuwied, Heuser. 1865. 4°. 12 Sgr. — Schleswig-Holstein. 10 Lieder. Kassel, Freyschmidt 1865. 2 Sgr. — 50 Kinderlieder nach Orig. und bekannten Weisen mit Klavierbegl. von E. Richter. Stuttgart 1843. 1862 Nitschke. 3. Aufl. Illustr. Ausg. 1871. $1^1/_2$ Thlr. 3. Aufl. ohne Illustr. 1874. 1 Thlr. -- 50 Kinderlieder. Händke, Hamburg. 1862. 1866. $1/2$ Thlr. — Streiflichter. Berlin, Lipperheide 1871. 1,75 M. (polit. Lieder). — Vaterlandslieder mit ein- und mehrst. Weisen und Klavierbegl. von Kapellmeister H. M. Schletterer. Hamburg, Niemeyer 1871. 1,80 M. --

2. **Sammlungen und Forschungen:**

Bonner Bruchstücke von Otfried. Bonn 1821.
Bruchstücke aus Tristan und Isolde. Breslau 1823.
Althochdeutsche Glossen. Breslau 1826.
Willirams Übersetzung und Auslegung des Hohen Liedes. Ebd 1827.
Fundgruben für Geschichte, deutsche Sprache und Litteratur. Ebd. 1830.—37. 2 Tle.
Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausg. von 1498. Ebd. 1834.
Sumerlaten, mittelhochdeutsche Glossen aus den Handschr. der Hofbibl. zu Wien. Wien. 1834.
Fragmenta theotisca. Ebd. 1834. 2. Aufl. 1841.
Monumenta Elnonensia. Gent 1837. 2. Aufl. 1845.
Horae belgicae. 2 Tle. Breslau, Hannover und Berlin 1830—62.
Altdeutsche Blätter. In Verbindung mit M. Haupt. 1835—40. Leipzig, 2 Bde.
Joh. Chr. Günther. Breslau 1832.
Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck. Ebd. 1833.
Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luthers Zeit. Breslau 1832. 1854 (Hannover). $2^3/_4$ Thlr. 3. Ausg. 1861. $2^2/_3$ Thlr.
Michael Vehe's Gesangbüchlein vom J. 1537. Hannover 1853.
Breslauer Namenbüchlein. Breslau 1843.
Hannoversches Namenbüchlein. Hannover, 1852. Rümpler 10 Sgr.
Braunschweiger Namenbüchlein. Braunschweig, Wagner 1866. 10 Sgr.

Kasseler Namenbüchlein. Kassel, Freyschmidt 1863. 10 Sgr.
Die deutsche Philologie im Grundriß. Breslau 1836.
Verzeichnis der altdeutschen Handschriften in der Hofbibl. zu Wien. 1841 Leipzig.
Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte. Leipzig 1844. 2 Tle.
Monatshefte von und für Schlesien. Breslau 1829.
Schlesische Volkslieder mit Melodien. Leipzig 1842.
Politische Gedichte aus Deutschlands Vorzeit. Ebd. 1843.
Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrh. Ebd. 1844. 2. Aufl. 1860. Engelmann, 2 Thlr.
Unsere volkstümlichen Lieder. Leipzig, Engelmann 1859. 2. Aufl. – 3. Aufl. 1869. 1¼ Thlr.
Martin Opitz von Boberfeld. Ebd. 1858. 60 Pfg.
Ruda, Poln. Volkslieder der Oberschlesier. Kassel, Freyschmidt, 1865. 12 Sgr.
Findlinge. Zur Gesch. der deutschen Sprache u. Dichtung. Leipzig, Engelmann. 4 Hefte à 24 Sgr. 1859, 60.
In dulci jubilo. Nun singet und seid froh. Beitrag z. Geschichte der deutschen Poesie 1854. Hannover. 24 Sgr.
Unser Weinhaus. Weinlieder und Sprüche. Auf Wunsch des Dichters herausgeg. von G. Dresden, E. Arnolds Kunstverlag. 1875. 1 M.
Gaudeamus igitur. Eine Studie. Nebst einem Handschreiben und carmen an denselben von G. Schwetschke. Halle, Schwetschke 1872. 40 Pfg.
Henneke Knecht. Ein altes niederdeutsches Volkslied. Hsg. mit der alten lat. Übersetzung und Anm. 4. Berlin, Lipperheide. 20 Pfg. 1872.
Briefe an Ferd. Wolf von H. v. F. und Mor. Haupt. Wien, Gerolds Sohn. 1874. 1,40 M.

Über Hoffmann von F.

Mein Leben (Autobiographie.) 6 Bde. Hannover, Rümpler. 1860. 10½ Thlr.
Hoffmann von Fallersleben. (In: Moderne Klassiker.) Kassel, Balde. 1854. 5 Sgr. (Nachdruck!)
J. M. Wagner, Hoffmann von Fallersleben. 1818—1868. Wien, 1869. Nachtrag. Dresden, 1870. 1,40 M. Schönfelds Verlag.
Briefe von Hoffmann v. Fallersleben und Moritz Haupt an Ferd. Wolf. 1874. Wien, Gerolds Sohn 1,40 M.

Justinus Kerner.

20. Der reichste Fürst.

[Die Dichtungen von Justinus Kerner. Neue vollst. Ausg. in einem Bd. 1834. Cotta, Stuttgart. S. 33.]

Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten einst zu Worms im Kaisersaal.
„Herrlich", sprach der Fürst von Sachsen, „ist mein Land und seine Macht:
Silber hegen seine Berge wohl in manchem tiefen Schacht."
5 „Seht mein Land in üpp'ger Fülle", sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Gold'ne Saaten in den Thälern, auf den Bergen edlen Wein!"
„Große Städte, reiche Klöster," Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euren wohl nicht steht an Schätzen nach."
Eberhard der mit dem Barte, Württembergs geliebter Herr,
10 Sprach: „Mein Land hat kleine Städte, trägt nicht Berge silberschwer;
Doch ein Kleinod hält's verborgen: — Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen jedem Unterthan in Schoß."
Und es rief der Herr von Sachsen, der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der reichste, euer Land trägt Edelstein!"

1. **Historisches.** Graf Eberhard im Bart, geb. 1445, Sohn des Grafen Ludwig und seiner trefflichen Gemahlin Mathilde, ward schon im 11. Jahre Regent seines Landes. Anfangs war er ein wilder, unbändiger Jüngling, unternahm aber 1468 eine Pilgerfahrt nach dem heil. Lande und kehrte von dort durchaus verändert zurück. Fortan ward er ein sehr weiser, kräftiger, liebevoller und von seinen Unterthanen innigst geliebter Regent. Ja die Württemberger sagten von ihm: „Wäre unser Herrgott nicht, so wäre niemand billiger als unser Graf." Er ward auch ein Pfleger der Künste und Wissenschaften und gründete 1477 die Universität Tübingen. Auch war er ein treuer Reichsfürst und des Kaisers Maximilian zuverlässiger und einsichtsvoller Ratgeber. Letzterer lohnte seine treuen Dienste durch Erhebung des Grafen zu der Würde eines Herzogs. Diese Erhebung fand statt am 21. Juli 1495 auf dem Reichstage zu Worms. Zugleich wurde dem neuen Herzog des heiligen römischen Reiches Sturmfahne zuerteilt. — Die im Gedichte Kerners verherrlichte Begebenheit soll sich eben zu jener Zeit in Worms zugetragen haben und wird zwar nicht von dem Chronisten Nauclerus, dem früheren Lehrer Eberhards, wohl aber in Luthers Tischreden (Frankf. a./M.

*) Das Gedicht erschien zuerst im Morgenblatt 1818. Nr. 124.

1854. V, 326.) und in Melanchthons Leben von Camerarius (Leipzig 1566.) berichtet. Auch Julius Zinkgreff erzählt die Anekdote in seinen: Teutsche Apophthegmata, unterläßt aber nicht hinzuzufügen, daß dieser Zug auch von andern dem Herzog (soll heißen Graf) Ulrich (IX) von Wirtemberg, oder gar dem Herzog Stephanus von Baiern zugeschrieben werde. Auch Ulrich IX († 1480) führte einen ehrenden Beinamen; er hieß der Vielgeliebte.

2. **Der Gedankengang** ist durchaus deutlich: Die Vorzüge, welche die drei anderen Fürsten an ihren Ländern hervorheben, sind äußerlicher Art, wenn gleich ein Fortschritt wahrzunehmen ist, von dem unterirdischen, unorganischen Reichtume Sachsens zu den, von den Bergen und Thälern erzeugten, organischen Produkten des Weines und Getreides bis zu den Gebilden der Menschenhand, den großen Städten und reichen Klöstern, den Sitzen der Industrie und Wissenschaft und des Reichtums. Alle diese Fürsten sehen den Wert ihrer Länder nur in dem Reichtume des Bergbaues, des Acker- und Weinbaues, oder in den bereits seit langer Zeit zusammengesparten Schätzen. Einer schlägt diese äußeren Vorzüge nicht so hoch an, als die treue Liebe seiner Unterthanen zu ihm, dem Fürsten. Diese ist aller Kleinode eines Herrschers höchstes.

3. **Zur Vergleichung.**

Denselben Stoff haben auch andere Dichter bearbeitet. So der schwäbische Dichter K. Grüneisen (Lieder 1823.), dessen ausführlicheres und farbiger koloriertes Gedicht: Eberhard im Bart von Götzinger II, S. 530. Reuter S. 389. abgedruckt worden ist; ferner A. Grün und W. Zimmermann (Gedichte 1832.) Auch das letztere ist das Gedicht eines schwäbischen Dichters. Es lautet:

Graf Eberhard im Bart.*)

1. Zu Aachen saßen die Fürsten
Beim Mahle froh geschart,
Und rühmten ihre Lande,
Ein jeder nach seiner Art;

2. Der Markgraf seine Quellen,
Der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben
Mit Gold und Edelstein.

*) Ein sehr beachtenswertes Urteil fällt über beide Gedichte H. Kurz: „Wenn auch die letzte Strophe etwas matt ist, namentlich wohl deshalb, weil der darin ausgesprochene Gedanke nicht dramatisch lebendig genug hervortritt, so ist dagegen die Ausführung der des Kernerschen Gedichtes weit vorzuziehen. Der Mittelpunkt ist offenbar die Rede des Württembergers; Zimmermann hat dies dadurch mit Geschick hervortreten lassen, daß er die Reden der anderen Fürsten nur erzählend in der größten Kürze berichtet, die des Grafen Eberhard dagegen zu größerem Umfang erweitert. Dies konnte er freilich nur dadurch erreichen, daß er den allgemeinen Gedanken an einer Thatsache veranschaulichte. Aber eben dadurch hat dies ganze Gedicht auch mehr episches Leben gewonnen, nicht zu erwähnen, daß der allgemeine Gedanke hiedurch auch in lebendiger Wahrheit und wirkungsvoller erscheint. Was bei Kerner nur Glaube, Überzeugung ist, das ist bei Zimmermann Erfahrung, Thatsache. Vortrefflich ist ferner bei diesem letzten die Erfindung, daß der Graf von der Liebe der Seinen träumt; er muß sie wirklich besitzen und verdient, daß das Bewußtsein derselben ihn selbst in seinen Träumen beglückt. Noch schöner aber ist es, daß sich der Traum auch erwahrt (bewahrheitet); die Thräne, die ihm im

3. Graf Eberhard saß schweigend:
„Nun, Württemberg, sagt an,
Was man von eurem Lande
Wohl Köstlichs preisen kann?"

4. „„Von köstlichen Brunnen und Weinen,""
Graf Eberhard begann,
„„Von Gold und Edelsteinen
Ich nicht viel rühmen kann.

5. Doch war ich einst verirret
Im dicksten Wald allein,
Und unterm Sternenhimmel
Schlief ich ermattet ein.

6. Da war es mir im Traume,
Als ob ich gestorben wär',
Es brannten die Trauerlampen
In der Totengruft umher.

7. Und Männer standen und Frauen
Tief trauernd um meine Bahr,
Und weinten stille Thränen,
Daß ich gestorben war.

8. Da fiel auf's Herz mir nieder
Ein Tropfen heiß und groß,
Und ich erwacht' und ruhte
In eines Bauern Schoß.

9. Vom Holzhau wollt' er gehen
Spät abends heimatwärts,
Und mein Nachtlager wurde
Ein Württembergisch Herz.""

10. Die Fürsten saßen und horchten
Verwundert des Grafen Mähr,
Und ließen höchlich leben
Des Württembergers Ehr.

[Litterarisches: *Götzinger II, S. 528. — *Gude IV, S. 175 ff. — *Kriebitzsch, Musterstücke S. 45. — *Kurz III, S. 424. — *Reuter S. 388. — Hiecke in Viehoffs Archiv. I, 3. S. 34. — Hiecke, der deutsche Unterr. S. 167—171. — *Heinze, Anleit. S. 39.]

21. Der tote Müller.

[Ebd. S. 11.]

1. Die Sterne über'm Thale stehn
Das Mühlrad nur man höret.
Zum kranken Müller muß ich gehn,
Er hat den Freund begehret.

2. Ich steig' hinab den Felsenstein,
Es donnert dumpf die Mühle,
Und eine Glocke tönt darein:
„Die Arbeit ist am Ziele!"

3. In Müllers Kammer tret' ich nun:
Starr liegt des Greisen Hülle,
Es stockt sein Herz, die Pulse ruh'n,
Und draußen auch wird's stille.

4. Die treuen Lieben weinen sehr,
Still bleibt sein Herz und kühle;
Die Wasser fließen wohl daher,
Still aber steht die Mühle.

Justinus Kerner liebt die düsteren Stoffe, er ist mit dem Gedanken an den Tod vertraut und spricht die Empfindungen gern aus, welche die Nähe des Toten hervorruft. Diesmal schildert er den Wechsel, welchen der Tod des Müllers herbeiführt. Spät am Abend, als die Sterne bereits über das Thal heraufgezogen sind, geht der Dichter durch das Thal einer einsamen Mühle zu, wo ihm ein treuer Freund tot krank liegt, der den Dichter noch zu schauen gewünscht hat. Nähergekommen hört der Letztere die Mühle noch dumpf donnern, aber zugleich hört er das Läuten der Glocke, welches anzeigt, daß die Arbeit beendet ist. Aber während sonst die Glocke ruft, wenn das aufgeschüttete Korn

[illegible] auf das Herz fiel, sie wurde wirklich von einem Getreuen geweint, der den geliebten [illegible] während seines Schlafes bewachte. So ist Zimmermanns Gedicht, obgleich nicht viel [illegible], als das von Kerner, doch bedeutend inhaltreicher und von weitaus größerer Wirkung.

zu Ende gemahlen ist, so sagt sie heute dem Nahenden, daß die gesamte Lebensarbeit des Müllers zu Ende ist. Der Dichter tritt in die Kammer des Müllers und findet einen Toten. Sein Leben ist entflohn, und der entseelte Leib liegt still und starr. Aber auch draußen wirds stille; mit dem Herzen des Müllers steht auch die Mühle still. Drinnen fließen die Thränen der Angehörigen, draußen fließen die Wasser weiter, aber die Thränen wecken den Toten nicht auf, und die Mühle feiert, nachdem ihr Herr den letzten Feierabend erreicht hat.

---

22. Der Wanderer in der Sägemühle.

[Ebd. S. 258.]

1. Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

4. „Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein.

5. Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh!"

6. Vier Bretter sah' ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

1. **Gedankengang.** Der Dichter saß unten in einem kleinen Thal in der Mühle und sah unverwandten Auges dem Getriebe der Räder zu. Es gewährt ihm eine angenehme Empfindung, die gleichmäßige Bewegung der Räder und das unablässig herabströmende Wasser zu beobachten. Die Gleichmäßigkeit der Bewegungen und der Töne hat für den Dichter etwas Einschläferndes, und halb wachend, halb träumend verfolgt das Auge die glänzende Säge, welche einen Tannenbaum langsam zerschneidet. Dem Sinnenden aber scheint die Tanne ein lebendiges Wesen zu sein, dessen Herz durch die Säge zum Tode verwundet wird, und die Töne der durch alle Fasern bebenden Tanne kamen ihm wie ein Trauer- oder Sterbegesang vor. Aber die sterbende Tanne singt nicht nur von ihrem Ende, sondern sie verkündet dem Wanderer, daß sie um seinetwillen jetzt sterben müsse. Nach nur noch kurzer Zeit würde dies Holz sein Sarg, sein Wohnhaus für eine lange Ruhe werden. In diesem Augenblicke fallen vier Bretter herab, und der Wanderer sieht sie sich zu seinem Sarge zusammenschließen; unwillkürlich will er an die Tanne noch eine Frage richten; da ist das Rad stille, und die Töne der Säge sind verstummt, und auf die unausgesprochene Frage: Wann wird meine Todesstunde kommen? kommt keine Antwort.

2. **Zur Würdigung.** Der Dichter hat es verstanden, mit nur wenig sprachlichen Mitteln uns in diese ganze Situation hineinzuführen, das „dort unten“ nötigt uns, irgend eine uns bekannte, in einem stillen Thalgrund liegende Mühle als die Mühle zu denken, wo der Dichter gesessen und geträumt, geschaut und gelauscht hat und durch eine sterbende Tanne an seinen Tod sich hat erinnern lassen. Die Wahl der Wörter ist eine durchaus gelungene, nicht minder glücklich der Rhythmus der Verse, an welchen sich die bekannte Melodie wunderbar anschmiegt. Die Wiederholung: und sah (in Str. 1) bewirkt, was sie soll, nämlich die Nachahmung der gleichmäßigen Bewegungen und Töne zu sein, welche den Dichter erst so angenehm beschäftigten, dann aber in ernstes Sinnen und Todesgedanken versenken. Ebenso ist das du bist's in Str. 4 und 5 von eindringlicher Wirkung für den, der sich nichts weniger vermutete, als daß diese Tanne für ihn, zu seinem Sarge zerschnitten werde. Auch die lange Ruhe steht in schönem Gegensatze zur kurzen Wanderung (Str. 5.). Sein Herz wird schwer, da dem Wandrer die Last der Bretter und der Worte aufs Herz gefallen ist, er kann nicht reden, sein Mund könnte höchstens lallen, und auch das Lallen kommt nicht über die Lippen: so liegt es auf der Zunge und dem Herzen, wie ein Alp. Das Rad schweigt, und schweigend geht der Wandrer den Berg hinan, Todesweh im Herzen.

[Litteratur: *Gude IV, S. 165. — *Kriebitzsch, Musterstücke, S. 186. — *Reuter, S. 387.]

---

23. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

[Ebd. S. 124.]

1. Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

2. Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Ärzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?“

3. Und die Meister sprechen: „Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!“

4. „Auf nach Speier! auf nach Speier!“
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

5. Blast die Hörner, bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all';
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

6. Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!“

7. Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

8. Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Äste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.

9. Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in lauter Klage.

10. Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien;
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust in Maien.

11. Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegen wallen.

12. In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

13. „Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht,
Um die mitternächt'ge Stunde.

14. Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

15. Glocken dürfens nicht verkünden
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

16. Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

1. Erläuterungen:

Str. 1. Stark am Geist, am Leibe schwach = Kontrast in Form des Chiasmus.

Str. 2. Die Meister sind im Mittelalter die Gelehrten, Weisen. (Meister ist aus magister entstanden), wenn sie in irgend einer Disciplin einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatten.

ohne Zagen: Rudolf fürchtet den Tod nicht, wie seiner Zeit Ludwig XIV. Wann aus dem zerbrochnen Leibe 2c. = eine Umschreibung περίφρασις, Periphrasis). Todesfurcht war es bei Rudolf nicht, welche das Wort Tod oder Sterben vermeiden wollte, vielmehr seine Glaubensfestigkeit, welche den Tod einen Heimgang zu Gott nannte. Diese Umschreibung ist oft ein Notbehelf der Dichter, oft dichterischer Schmuck;

Beispiele: Die Sonne ruht in ihrem Scheitelpunkt
Und sendet Pfeil' auf Pfeile glühend nieder.*)

= Es war Mittag. — Oft umschreiben Komiker das, was zu sagen sie sich scheuen, z. B.: „Überhaupt ist den Mägden eine Gesprächigkeit von der Art derjenigen, durch welche das Kapitol gerettet wurde, sehr eigen." (Lichtenberg: 1. Forts. des orbis pictus.)

Der aber, s' ist doch wunderlich,
Die Herrn vermögen auch sich selbst nicht zuurieren,
Gieng schnell hinüber in das beff're Land,
Wo er viel seiner Patienten fand,
Die vor ihm durch ihn mußten abmarschieren —
In Prosa sei's gesagt: Es starb der Medicus 2c.
(Castelli, Leibarzt des Fürsten.)

Str. 4. Im Dome zu Speier lagen zu Rudolfs Zeiten bereits der Kaiser Konrad II., Heinrich III., IV., V., Konrad III. und Philipp von Schwaben begraben.

*) E. v. Schenk: Die Krone von Cypern 2, 1.

Str. 7. Kapellan oder Kaplan war früher ein Geistlicher, welcher in einer Kapelle sein Amt verrichtete, während der Pfarrherr in einer großen Kirche amtierte. Später erhielt es die Bedeutung Hilfsgeistlicher, Diakonus und wird so noch jetzt, selbst hie und da in protestantischen Gegenden, gebraucht.

Str. 9. „bange Sage“ = bange machende, wie unser „traurige Nachricht“ eine Trauer erweckende Nachricht ist. Hier ist die Nachricht gemeint, daß das Ende des Königs nahe sei und dieser noch im Sterben Speier zu erreichen suche.

Bild = Angesicht.

Str. 10. in Maien, d. h. in die Maien, die im Mai grünenden Buchen und Birken.

Str. 11. Auf das Vordringen der Vokale **o** und **u** ist zu achten.

wallen = edlerer Ausdruck statt wandern. (Im Schmalkaldischen: auf die Walls gehen = Wanderschaft.) **weinend** — **wallen** = Allitteration.

Str. 12. Der alte Kaiserpalast in Speier, der Retscher, in welchem 29 Reichstage gehalten worden sind, liegt jetzt in Trümmern.

rasch: Er nimmt seine letzte Kraft zusammen, um festen Schrittes den Saal bis zum Kaiserstuhl zu durchschreiten.

Str. 13. Der Vokal ei (**reichet** — **heil'gen** — **Leib** — **bleichen**) malt das Feierliche.

„verjüngt sich“ = verschönt und verklärt sich. Dies tritt öfters in den letzten Augenblicken solcher Sterbenden ein, welche eines seligen Abschieds gewiß sind.

Str. 15. „dürfens nicht“ = brauchens nicht, habens nicht nötig.

„bieten“ = zum Leichenbegängnis einladen.

Str. 16. „unzähligen Gewimmels“ = absoluter Genetiv der Schilderung, bei Dichtern häufig, in prosaischer Schilderung nicht selten.

V. 3. 4. Chiasmus. Der Dom (a) des Helden Leib (b), seinen Geist (b) der Dom des Himmels (a).

2. Die Quelle des Dichters und die Geschichte: Nicht erst in Speier, sondern schon auf dem Schiffe unweit Germersheim ist Kaiser Rudolf verschieden; aber allerdings ist die Leiche von dem bairischen Städtchen Germersheim bis nach Speier geführt worden und dort zur Ruhe gebettet. Doch ist die Quelle, aus welcher Kerner schöpfte, schon recht alt, fast gleichzeitig: Ottokar von Horneck (um 1300) berichtet über Rudolfs Ende etwa so:

„Wohl ein Jahr lang hielten die geschickten Aerzte mit ihrer Kunst den König empor; aber als er wieder an den Rhein kam, da war er immer schwächer geworden, und während seines Aufenthalts in Germersheim vom 23. Juni bis zum 15. Juli stellten sich immer deutlichere Vorboten seines nahen Todes ein. Die Ärzte suchten es den Räten des Königs beizubringen, daß derselbe nicht mehr lange leben würde. Eben saß der König am Schachbrett, als einer der Letzteren vor ihn trat. „Darf ich reden?“ fragte er den König. „Rede, was dir zu Mut!“ sprach der-

selbe. „So mög' sich Gott erbarmen," begann jener, „daß ich so traurige Kunde Euch bringen muß. Aber wollt nicht verzagen, lieber Herr, daß ich Euch sagen muß: Ihr müßt Eurem Leben ein gut Ende setzen; denn Eure Ärzte haben mich gemahnt, Euch kund zu thun, daß Ihr nicht mehr lange leben möget; es müßt' Euch, sagen sie, groß Heil geschehen, wenn Ihr noch lebet bis zum fünften Tage." Da sah der König Rudolf freundlich den an, der das mißliche Wort gesprochen hatte, und rief: „Wohlauf, so ist unseres Bleibens nicht mehr dahier. Gen Speier will ich zu dieser Frist zu den Andern hin; dort sind noch mehr meiner Vorfahren, die auch Könige waren. Zu denen will ich reiten, dieweil ich lebe, so daß mich Niemand dahin führen darf." Alsdann beurlaubte er sich von den Seinigen zu Germersheim; aber alle klagten, Mann und Weib, als der König von dannen scheiden wollte, da er nicht sollte fürder wiederkehren. Auf saß er, mit hinwegzureiten; an jedweder Seiten ritt ein Pfaffe, die sprachen ihm vor und erwiesen ihn des Guten. Wer krank war am Gemüte, dem schwand seine Krankheit, so ihm das Glück zu teil wurde, daß ihn der König anblickte, eh' er starb. Darum begannen alle, die seine Tugend erkannten, in jenen Stunden zu eilen an die Straßen, an denen er vorüber ritt, daß er sie sah und sie ihn. Als er nun nach Speier kam, so sah' man ihn pflegen alles dessen, was der Seele nutz ist; was man ihm vorlas, das ihm nützlich wäre zu thun, das that er, eh' er starb. Darnach empfing er Gottes Leichnam, wie es sich geziemte, und nun ging es an ein Scheiden zwischen Leib und Seele. Groß war der Jammer und die Klage in der Stadt, als die Kunde von des Königs Tode unter die Bewohner kam. Darum, als die Herren sich anschickten, daß man die Leiche edel und wert zur Erde bestattete, durfte man niemanden einladen, dem Leichenbegängnis beizuwohnen. Die bei Rheins Gestaden allenthalben saßen, sie kamen alle dar, als die Geistlichen begannen, was sich zu thun geziemt, wenn man ein solch Begräbnis feiert. Man trug den König zu Grabe und bestattete ihn da, wo er, so lange er noch lebte, bezeichnet hatte, daß er begraben liegen wollte." (Vgl. D. H. F. Schönhut, Gesch. Rudolfs von Habsburg 1844 II., S. 215.)

3. **Grundgedanke:** So stirbt ein König, der Gott fürchtete und sein Volk im Herzen trug; so trauert ein treues Volk um seinen geschiedenen Fürsten.

4. **Disposition:** Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

I. Der Kaiser empfängt die Kunde des nahen Todes. Str. 1—3.

1. Auf der Burg zu Germersheim: Str. 1, a.
2. Bei dem Schachspiel: Str. 1, b.
3. Auf das eigne Befragen der Leibärzte: Str. 2. 3, a.
4. Er endet das Schachspiel, ohne Todesfurcht zu zeigen: Str. 3, b.

II. Der Kaiser rüstet sich zur letzten Reise: Str. 4—6.

1. Er verkündet das Ziel und den Zweck der Reise: Str. 4.

2. Er befiehlt Hörnerschall und Herbeiführung des Schlachtrosses: Str. 5, a.
3. Er treibt die zaudernden Diener zur Eile an: Str. 5, b.
4. Er richtet ein Abschiedswort an sein treues Schlachtroß: Str. 6.

III. Des Kaisers Ritt zum Grabe: Str. 7—11.
1. Sein Abschied von den weinenden Dienern: Str. 7, a.
2. Seine Begleiter: Str. 7, b.
3. Die trauernde Natur: Str. 8.
4. Die trauernden Unterthanen: Str. 9.
5. Das selige Antlitz des Sterbenden und dessen gottselige Unterhaltung: Str. 10.
6. Entgegen klingen die Glocken des Speierdomes und
7. Entgegen kommen die weinenden Einwohner der Kaiserstadt: Str. 11.

IV. Die Sterbestunde eines frommen Kaisers: Str. 12—14.
1. Der Kaiser durchschreitet den Kaisersaal und setzt sich auf den Kaiserstuhl nieder: Str. 12, a.
2. Der Kaiser betet für sein Volk: Str. 12, b.
3. Er begehrt und empfängt das heilige Nachtmahl: Str. 13, a.
4. Die Sterbensseligkeit lagert auf dem Angesicht: Str. 13, b.
5. Überirdisches Licht erleuchtet den Saal um Mitternacht: Str. 14. a.
6. Die selige Seele ist entfloh'n, die Hülle zeigt den Abglanz der Himmelsherrlichkeit: Str. 14, b.

V. Todeskunde und letzte Ehre, dem geliebten Herrscher erwiesen: Str. 15. 16.
1. Es hätte der Trauerglocken und Trauerboten nicht bedurft;
2. Die Herzen fühlten ohne das den erlittenen Verlust: Str. 15.
3. In unabsehbarer Menge wohnt das weither gekommene Volk dem Trauergottesdienste und der Beisetzung des Leichnams an: Str. 16, a.
4. Sein Leib wird in dem Dome beigesetzt. — Die Seele ruht in Gott: Str. 16, b.

Biographie des Dichters.

Justinus Andreas Christian Kerner ist am 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg in Württemberg, in der „weiten, soldatenvollen und menschenleeren" Stadt geboren und verlebte dort die ersten Jugendjahre, über welche er in eingehender, packender und gemütvoller, oft humoristischer Weise in seinem Buche: „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804" (Braunschweig 1849) berichtet.

Schon vor der Konfirmation ward er einem Tischler in die Lehre gegeben, und seine Hauptbeschäftigung war die, am Verfertigen von

Särgen zu helfen. Dann sollte er Conditor werden, und doch hatte er dazu noch weniger Neigung. Darum erwählte er lieber, wenn auch ohne innere Neigung, die Kaufmannschaft. Aber die Lehrlingszeit in einer Tuchfabrik brachte ihm keine andere Arbeit, als das Zuschneiden von Säcken und Einpacken von Tuchballen. Was wunders, daß sein Geist in jener Zeit mechanischer Arbeit der Hände in dem Reiche der Poesie weilte! Außer der Poesie liebte Kerner noch besonders die Naturwissenschaften und hing dem Studium beider in allen Freistunden nach, bis sich sein väterlicher Freund, der Dichter Philipp Conz, seiner erbarmte und es durchsetzte, daß Kerner zur Universität Tübingen ziehen und akademische Studien beginnen durfte. Dort traf er mit den späteren schwäbischen Dichtern Uhland, Mayer, Schwab zusammen und schloß einen innigen Freundschaftsbund. Er entschloß sich in Folge eines originellen Traumes zum Studium der Medizin (Vgl. Gude IV, S. 166. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten III, S. 87 ff., Mayer, Ludw. Uhland und seine Zeitgenossen, S. 180 ff.), begab sich, nachdem er seine Studien beendet hatte und zum Dr. der Medizin promoviert war, auf Reisen, war dann als Arzt an mehreren Orten thätig, veröffentlichte seine erste Sammlung von Gedichten 1812, heiratete im Febr. 1813 seine „Rickele" Friederike Ehmann, eine Pfarrerstochter aus Ruith bei Stuttgart, baute sich im Jahre 1819 unter der „Weibertreue" zu Weinsberg ein liebliches Häuschen, ließ sich fortan dort als Oberamtsarzt nieder und blieb daselbst bis an seinen Tod. Sein Haus war der Sammelpunkt fast aller Poeten Deutschlands und zugleich das Asyl der Somnambulen und Geisterseherinnen. Namentlich hat hier die berühmte „Seherin von Prevorst" bis zu ihrem Tode gewohnt, und der Dichter hat deren Offenbarungen in dem gleichnamigen Buche (1829, 4. Aufl. 1846 Stuttgart) veröffentlicht. Mit den Geistern, seligen und unseligen, stand Kerner in einem steten Verkehr, empfing ihren Besuch und verkehrte mit ihnen höchst gemüthlich im schwäbischen Dialekt. Daß Kerner nicht absichtlich habe täuschen wollen und können, das ist unzweifelhaft (vergl. David Fr. Strauß über Kerner, Ges. Schriften I, 1876. Bonn S. 119—173); Kerner glaubte an die Realität dessen, was er in diesem Gebiete, der Nachtseite des Lebens, entdeckt und erfahren zu haben meinte. Obwohl derartigen Studien von frühe an zugethan und eigentlich seinem ganzen Lebensgange nach frühe auf den Tod und die Ewigkeitswelt hingeführt, war er doch keineswegs eine finstere Natur; er war daneben voller unschuldiger Liebhabereien, ein guter Zeichner, ein Virtuos auf der Maultrommel, ein vorurteilsloser, umsichtiger Arzt, ein heiterer, ja mitunter ausgelassener, körperlich kerniger, geistig durchaus gesunder Mann.

In seinen späteren Jahren befiel ihn ein Augenleiden, welches ihn 1851 zur Niederlegung seiner ärztlichen Praxis nötigte. Seine treue Lebensgefährtin verlor er 1854, fortan siechte er immer weiter, erblindete

fast ganz, litt viel an Gichtschmerzen, blieb aber bis an seinen Tod (am 22. Febr. 1862) noch geistig rege.

Der Schmerz ist der Grundton fast aller seiner lyrischen Gedichte, das Unbefriedigtsein mit dem Diesseits, das ihm wesentlich Sterben und Tod ist, das Sehnsuchtsgefühl nach dem Jenseits, wo ihm das wahre Leben erst aufgeht. So spricht er es selbst aus in seinem Gedichte:

Poesie.

[Lyrische Gedichte. 5. Aufl. 1854. S. 5.]

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das rechte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchzieht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durch's gebrochne Herz.

Darin liegt Kerners Eigentümlichkeit; denn daß er heitere, lebensfrohe Lieder singt, wie: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!", das ist die Ausnahme, während seine Neigung und Gabe auf dem Gebiete des Ernstes, der Ewigkeitsgedanken liegt und die Sehnsucht nach dem oberen Vaterlande der Grundton ist, die Variationen freilich oft durchaus krankhaft, melancholisch, die poetisch gestalteten Stoffe schauerlich und grausig sind. Und doch brach der Dichterhumor nicht selten hervor, und wir haben eine, allerdings kleinere, Anzahl recht schalkhafter Lieder und Erzählungen. (Vgl. u. a. Reiseschatten 1811. Heidelberg).

Schriften des Dichters.

Reiseschatten. Von dem Schattenspieler Lux. (Anonym.) Heidelberg, 1811.

Poetischer Almanach für 1812. (Später u. d. T. Romantische Dichtungen von Fouqué, Hebel, Kerner, Schwab u. A. Karlsruhe, 1817.)

Deutscher Dichterwald. Hrsg. Tübingen. 1813.

Das Wildbad im Kgr. Württemberg. Nebst Nachrichten über die Heilquellen Liebenzell und Teinach und das Kloster Hirschau. Ebd. 1813. 4. Aufl. 1839. 14 Sgr.

Das Fettgift. Stuttg. und Tübingen 1822. 1 Thlr. 16 Sgr.

Geschichte zweier Somnambulen. Karlsruhe. 1824.

Gedichte. Stuttg. und Tübingen 1826. — **Dichtungen.** 2. Aufl. Ebd. 1834. 2 Thlr. — 3. Aufl. 2 Bde. 1841. 2 Thlr. 8 Sgr. Cotta.

Die Seherin von Prevorst. 2 Bde. Ebd. 1829. 3. Aufl. 1838. 4. Aufl. 1846. 2 Thlr. 15 Sgr. Cotta. Auch ins Schwedische übersetzt.

Blätter aus Prevorst, mit Eschenmayer herausgegeben. 12 Samml. Karlsruhe 1831—39.

Geschichte Besessener neuerer Zeit, Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen. Ebd. 1834. — 2. Aufl. 1835. 18 Sgr. Tübingen, Osiander.

Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins rc. Stuttgart 1836. 9 Sgr.

Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur. Ebendaselbst. 1836. Cotta. 1 Thlr.

Der Bärenhäuter in Salzbade, ein Schattenspiel (zuerst in Lenaus Frühlingsalmanach 1835) Stuttg. 1837. Scheible u. Co. 8 Sgr.

Magikon. Forts. der Blätter aus Prevorst) 3 Bde. 1839—42, Ebd.

Die Bestürmung der württ. Stadt Weinsberg im J. 1525. Neue Aufl. 8° Heilbronn 1848, Landherr. 5 Sgr.

Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. Braunschweig, 1849.

Lyrische Gedichte. 4. Aufl. 1848. Stuttgart. (Min.-Ausg.) 2 Thlr. 20 Sgr. — 5. Aufl. Ebd. 1854. 2⅔ Thlr.

Die somnambulen Tische. Stuttg. 1853. Ebner u. S. 9 Sgr.

Der letzte Blütenstrauß. Stuttg. und Tüb. 1852. 1 Thlr. 6 Sgr.

Winterblüten. Stuttg. 1859. 1 Thlr.

Dichtungen 1879. 3 Bde. à 40 Pf. Stuttgart, Cotta.

Ausgew. poetische Werke. 1878. 1879. Ebd. 3,50 M.

Über den Dichter.

Vgl. die in der Biographie angegebenen Quellen.

Justinus Kerner. Kassel. Balde. 50 Pf. (Wertlos.)

Marie Niethammer, geb. Kerner: Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus nach Briefen u. eignen Erinnerungen. Stuttgart, Cotta. 4 M. 1877.

Gottfried Kinkel.

24. Ein geistlich Abendlied.

[5. Aufl. Stuttgart, Cotta. 1857. S. 274.]

1. Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Thale senket
Sich Finsternis mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

2. Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Tosen ist vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzenschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
Hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

3. Und hast du heut gefehlet,
O schaue nicht zurück;
Empfinde dich beseelet
Von freier Gnade Glück,
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

4. Nun stehn im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät:
In gleichem festem Gleise
Der goldne Wagen geht.

Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Wirf deine Schmerzen und deine Sorgen vom Herzen ab und auf den Herrn! Das ist der Zuruf des frommen Dichters an sein Herz. Ein frommer Dichter aber war Kinkel noch, als er diese melodisch klingenden, innig gefühlten, den Frieden in der Natur und in dem gottversöhnten Menschenherzen abspiegelnden Verse niederschrieb. Wohl der Seele, welche zur Betrachtung der Abendstille in der Natur und Menschenwelt und zur stillen Einkehr in sich selbst gelangen kann; noch glücklicher die Seele, welche sich dann lösen kann von den beunruhigenden Gedanken an das den Tag über Erlebte, welche ihr Leid im Vertrauen auf Gott zu überwinden, ihre Sünden in die stets größere Gnade ihres Heilandes, dessen Hirtentreue kein Ende hat, einzutauchen und selbst auf den dunkelsten Lebenswegen gehend ihr Vertrauen auf den Herrn festzuhalten vermag, der ebenso sicher, als er die Bahnen der Sterne in der und durch die Nacht lenkt, auch deine Lebenswege durch die Nacht zum Lichte hinleitet.*)

Dem Dichter, damals Religionslehrer und Prediger zu Bonn, bzw. Köln, waren diese Worte Ausdruck der Erfahrungen seines Herzens. Jetzt freilich, wo der unglückliche Dichter in den Pantheismus versunken ist, der weder Gebet noch Vorsehung bestehen läßt, ist er doppelt zu bedauern, wenn er im Spiegel dieses Gedichtes sieht, wie sich sein Herz verändert hat.

25. Sonntagsstille.

[5. Aufl. Stuttgart, Cotta. 1857. S. 299.]

1. Laß sinken mich in dein Erbarmen,
O Herr, so mild noch im Gericht!
Verstießest du doch uns, die Armen,
Ganz aus dem Paradiese nicht.
Wohl galt's die Jugendheimat meiden
Und sich mit Knechtesarbeit mühn,
Doch ließest du in bangen Leiden
Am Sabbath uns noch Eden blühn.

2. Wie in des ersten Tages Glanze,
Geboren aus dem Schoß des Nichts,
Die Erde hold im Jugendkranze
Sich sonnte in dem Strahl des Lichts:
Wie sie dein Auge da beglückte,
Und alles war vollkommen gut,
So schön, daß es dich selbst entzückte —
Denn ach, noch floß nicht Abels Blut;

3. So haftete von jener Wonne
Ein Abglanz noch auf diesem Tag.
Stillfriedlich in der Abendsonne
Liegt noch die Flur, wie dort sie lag.
Der Berge altergrauer Rücken
Borgt von dem Abendsonnengold

*) „Nun hört man aller Orten der Engel Füße gehn" = Es ist so still geworden, daß man nur noch leise Geräusche, ganz sanftes Säuseln des Windes hört und spürt. Der gläubige Dichter hört aus diesem Geräusche die Tritte der Engel heraus, welche, da die Nacht eingebrochen ist, zu den Betten der Menschen eilen, um das Amt der Wächter aufzunehmen.

Ein trunken Rot, um sich zu schmücken
Mit Jugendblüte frisch und hold.

4. Der Friede Gottes waltet! Heute
Hörst du den Schmerzlaut nicht des Tiers
Nicht flieht das bange Wild die Meute,
Es fiel das Joch vom Hals des Stiers.
Die Vöglein leis und feiernd schlagen,
So seltsam spielt der Abendwind,
Als wollt' er ein Geheimnis sagen
Von ew'ger Huld dem Gotteskind.

5. Und wie Natur in frommer Feier
Geschloss'nen Auges betend steht,
So von dem Erdenstaube freier
Ruht auch die Seele im Gebet.
Ein Frieden ist in sie ergossen,
Sie hält von Schuld und Gram sich rein;
Die Zukunft ist ihr weit erschlossen
Und liegt in morgenrotem Schein.

6. Ich weiß, noch wird ein Sabbath kommen,
Nach dem des Glaubens Sehnsucht ringt,
Nach dem in Demut schaun die Frommen,
Der ganz uns Eden wieder bringt.
Wenn erst der letzte aller Heiden
Als Bruder an das Herz uns fällt,
Wenn wir die letzte Garbe schneiden,
Dann ist vollbracht das Werk der Welt!

7. Noch eine Ruhe soll dir werden,
O Volk des Herrn! Sie ist nicht fern,
Denn schon erglänzt auf weiter Erden
Das Kreuz als ew'ger Morgenstern.
Getrost, getrost! bald ist verronnen
Der Weltenwoche Sturmeslauf:
Im Osten graut mit hellern Sonnen
Der Weltensabbath schon herauf!

1. **Erläuterungen:**

Str. 1, 5. Die Jugendheimat ist eben der Garten in Eden, das Paradies, in dem die Menschheit in ihrer Jugend weilte. — V. 6. Der Fluch der Sünde ist eben die Knechtes- d. i. die beschwerliche Arbeit.

2. **Grundgedanke und Gedankengang.** Der Sabbath ist ein Nachklang und Rest paradiesischer Freude und ein Vorklang und ein Angeld der seligen Ruhe der Kinder Gottes in der Ewigkeit. Der Dichter beginnt sein Lied mit einem Preise der Barmherzigkeit Gottes, welcher auch im Gerichte noch seine Milde bewiesen habe, indem er der in Sünde gefallenen Menschheit neben dem Fluche der Sünde, der beschwerlichen Wochenarbeit, in dem Sabbath einen Nachklang paradiesischer Ruhe gelassen habe. (Str. 1.) Des Schöpfungssabbathes Gottes und der seligen Ruhe Gottes an diesem Tage Abglanz ist der jetzige Sonntag und dessen Friede und Stille. (Str. 2. 3.) Der Friede Gottes waltet auch in der Natur, und die in Folge der Sünde der Menschheit dem Fluche mit unterworfene Kreatur nimmt beglückt an diesem Frieden teil; heute ist das Seufzen der Tierwelt verstummt und ihr ängstliches Harren nach Erlösung in seligen Frieden umgewandelt. Auch die Tiere scheinen im Sabbath den Rest des verlorenen Edens zu fühlen. (Str. 4.)

Die gläubige Seele aber fühlt sich freier vom irdischen und sündigen Wesen (Erdenstaube) am Sabbath; sie schwingt sich leichter aufwärts im Gebete, Frieden und die Gefühle der Sündenvergebung und des in Gott Geborgenseins erfüllen sie ganz, und sie empfängt etwas von dem Prophetenauge, welchem sich die Zukunft aufschließt. (Str. 5.) Noch eine Ruhe ist vorhanden dem Volke Gottes (Ebr. 4, 9). Dann wird das ganze Paradies uns wiedergegeben werden. Dies wird aber dann eintreten, wenn der letzte

aller Heiden bekehrt, (Röm. 11, 25.) wenn die letzte Garbe der Himmelreichs-ernte geschnitten sein wird (Matth. 9, 37. 38.) Das Werk der Welt ist noch nicht vollbracht, es ist noch Weltenwochenarbeit vorhanden. (Str. 6.) Aber der Weltensabbath ist nicht mehr fern, das Kreuz erglänzt schon fast in allen Landen als das Siegespanier. Noch läuft das Wort vom Kreuze weiter, die Welt zu erobern, aber der Sturmeslauf der Boten des Evangeliums ist fast beendet; das Morgenrot des Weltensabbaths graut schon im Osten herauf. (Str. 7.)

---

26. Scipio.

[Gedichte. 5. Aufl. 1857. Stuttgart, Cotta. S. 7.]

1. Schau dort den Mann! Er kommt gegangen,
Die Toga lässig umgehangen;
Das ist der große Scipio,
Dem sich Karthago gab verloren,
Vor dem von Roms geborstnen Thoren
Des Barkas grauser Enkel floh.

2. Es ist der Weg zum Kapitole,
Den er mit ruhmbeschwingter Sohle
Als Triumphator einst erstieg.
Er geht mit ernster Römersitte
Auch heut hinauf in festem Schritte,
Als führt' er eine Schar zum Sieg.

3. Und dennoch dürft' er heute zagen!
Mag jedes Haupt er überragen,
Die Mißgunst haßt sein großes Thun.
Er ist verklagt als Landverräter,
Und vor dem Hof der greisen Väter
Erhebt die Klage der Tribun:

4. Wir haben Gold dir reich gesendet:
Es ward auf diesen Krieg verschwendet
Des Volkes Schweiß und letzte Kraft.
Dir haben wir uns überlassen,
Du hast verstreut des Silbers Massen:
Wohlan, so gib uns Rechenschaft!

5. Stolz gibst du reiche Pracht zu schauen:
[illegible]gs an den Bergen, auf den Auen
[illegible] Öl und Korn und Wein dir reif.
Wer mag dem Zweifel da gebieten?
Und drum im Namen der Quiriten
Verklag' ich dich auf Unterschleif!

6. Da hebt sich Scipio vom Sitze,
Es bleiben seines Auges Blitze
Mitleidig auf dem Kläger ruhn.
Aufschlägt er eine Bücherrolle,
Und mild, als wüßt' er nichts von Grolle,
Beginnt er seine Rede nun:

7. Leicht wär's, ihr Väter, mir zu rechten!
Ich schrieb im Feld in heißen Nächten
Dies Rechnungsbuch mit eigner Hand.
Von meinem Quästor untersiegelt,
Des Lippe jetzt der Tod verriegelt,
Ist's meiner Ehre gültig Pfand.

8. Und weil mich die Erinn'rung freute,
So hielt ich's aufbewahrt bis heute:
Nun aber, dünkt mich, ist's genug.
Zu fragen nach Beweis und Pfande,
Es wäre mir und euch zur Schande —
Dies meine Antwort: kommt zum Spruch!

9. Er schweigt und reißt das Buch in Fetzen
Und wirft es zu des Hofs Entsetzen
Aufs Kohlenbecken Stück für Stück.
Dann schürt bedachtsam er die Flammen,
Bis es zu Asche fiel zusammen,
Und geht zu seinem Sitz zurück.

10. Still wird's — dann jauchzt es in der Runde:
Frei, frei von Schuld! aus jedem Munde;
Der Kläger bebt in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt sich der Held, und geht die Stufen
Hinab so ruhig, wie er kam.

1. **Geschichtliches.** Neider und Argwöhnische, welche dem Geschlechte der Scipionen ihren Ruhm mißgönnten oder von ihrer Vorliebe für griechische Bildung Gefahr für den Staat besorgten, hatten dem verdienstvollen Geschlecht der Scipionen schon manchen Angriff bereitet, auch den Lucius Scipio, Bruder des in unserm Gedichte gefeierten Publius, in Armut und Unehre gestürzt, aber sie hatten doch nicht gewagt, den Publius Cornelius Scipio Afrikanus Major selbst anzugreifen. Endlich geschah auch das, und zwar zunächst im Senate. „Er sollte über die von König Antiochus erhobenen Kontributionen und die gemachte Beute Rechenschaft ablegen. Scipio faßte das als schroffe Feindseligkeit auf und verfuhr mit charakteristischem Stolze. Er zerriß vor dem Senate seine Rechnungsbücher, und erklärte, „es sei eine Unwürdigkeit, den wegen dreitausend Talenten zur Rechenschaft zu ziehen, welcher deren funfzehntausend in den Schatz gebracht habe." Damit hatte es diesmal allerdings sein Bewenden. Aber im Jahre 184 erhob ein Tribun vor dem Volke eine ähnliche Anklage. Scipio verwirrte jedoch seine Gegner durch eine unerwartete Wendung. Als der erste Tag mit Reden vor Gericht, wo er blos seine ruhmwürdigen Thaten in Erinnerung brachte, hingegangen war, erschien er am folgenden Tage mit einem Siegerkranze geschmückt und sprach: „An diesem Tage, ihr Tribunen und Quiriten, habe ich über Hannibal in Afrika einen herrlichen Sieg erfochten; heute sei kein Streit! Ich eile nach dem Kapitol, um den Göttern zu danken, daß sie mir Geist und Kraft gegeben haben, an diesem Tage sowohl, als auch sonst oft, die Sache der Republik würdig zu führen. Wem unter euch dies gefällt, ihr Quiriten, der folge mir und bitte die Götter, daß sie euch Männer zu Führern geben, die mir gleichen." Und so ging er, von allem Volke begleitet, auf das Kapitol und in alle Tempel der Stadt, und ließ die Tribunen allein und verlassen zurück. Dergestalt hatte Scipio allerdings die Angriffe abgeschlagen. Allein seine Stellung in Rom war doch erschüttert; er fühlte wohl, wenn auch mit tiefstem Schmerz und Zorn, daß seine Zeit vorüber sei. So zog er es denn vor, die Stadt zu verlassen, und sich auf sein Landgut Liternum zu begeben, wo er im Jahre 183 starb." (Beckers Weltgeschichte. 2. Aufl. III. S. 146.) [Vgl. Livius, 35, c. 10; 37, 1. 34 ff. 56.]

2. **Erläuterungen.**

Str. 1, 2. Toga = das unten halbrunde, ärmellose Oberkleid der Römer, welches um den linken Arm gewunden, über die Schulter geworfen, unter dem rechten Arm hervorgezogen, in Falten schräg über die Brust gelegt und so über die linke Schulter geschlagen wurde, daß der untere Teil des

Kleides Leib und Beine bedeckte. Das Unterkleid hieß Tunika. Die Toga der Männer war weiß, die der Knaben und Magistratspersonen mit Purpurstreifen verbrämt (toga praetexta), die der Kaiser purpurn. — „lässig" = nachlässig, ohne besondere Sorgfalt.

V. 5. 6. ist etwas kühn oder nicht völlig deutlich ausgedrückt. Thatsächlich sah sich Hannibal, der Enkel des Hamilkar Barkas, jener furchtbarste (grause) Feind der Römer, welcher mit seinem Heere ganz Italien durchzog und oftmals Rom bedrohte, welches zu längerem Widerstande vermutlich unfähig gewesen sein würde, sodaß seine Thore von dem Dichter fast als geborsten bezeichnet werden konnten, durch die Landung Scipios in Nordafrika und Karthagos Bedrohtsein durch diesen genötigt, Rom und Italien eilig zu verlassen und den heimatlichen Boden gegen Scipio zu verteidigen. (Vgl. Erl. II[2], S. 46. ff.)

Str. 2, 1. Das Kapitol ist der Jupitertempel auf dem kapitolinischen Hügel, ein von Tarquinius Priskus erbautes, nicht prächtiges Gebäude, in welchem drei Gottheiten, Jupiter, Juno, Minerva ihre Bildsäulen hatten und verehrt wurden. Auch eine Reihe anderer Tempel lagen auf dem „Burgberge" der Stadt.

V. 4. „mit ernster Römersitte" = ernst, gravitätisch, wie es die Sitte der Römer war.

Str. 3, 5. „Hof der greisen Väter" = der Senat, welcher in irgend einem Tempel zu tagen pflegte.

V. 6. Der Tribun = ein Volkstribun.

Str. 4. Gemeint ist der Krieg der Römer gegen den König Antiochus von Syrien (190 v. Chr.), in welchem Lucius Scipio Feldherr, dessen Bruder, der weitaus tüchtigere Publius, Legat (Unterfeldherr) und doch die Seele des Feldzugs war.

Str. 6, 2. 3. Sehr kühn ist die Wendung: „Es bleiben seines Auges Blitze mitleidig auf dem Kläger ruhn." Seine Augen, will der Dichter sagen, versenden erst Blitze des Zornes, dann aber zeigen die Blicke nur Verachtung, indem sie auf den dreisten Ankläger geheftet werden.

Str. 7, V. 1. Konstruiere: Leicht wäre es mir, zu rechten = mich zu verantworten. — Väter wurden die Senatoren stets in der Sitzung angeredet. — V. 4. ff. Jeden Konsul begleitete in die Provinz ein Quästor, welcher die gesamte finanzielle Seite der Verwaltung für Provinz und Heer hatte, die genaueste Rechnung ablegen und nach Rom die Überschüsse abliefern mußte.

Str. 9, 2. Der Hof = die zur Sitzung vereinigten Senatoren. Vgl. Str. 3, 5.

Str 10, 3. Der Kläger bebt in banger Scham" = er schämt sich nicht nur, daß seine Anklage zu einem Triumphe des Angeklagten geführt hat, sondern er zittert vor Wut über seine Ohnmacht und des Gegners Gewalt über die Herzen. Wußte er doch, daß mit der Freisprechung des Scipio diese Sache für Scipio für immer erledigt war, mußte er doch auch fürchten, daß der unschuldig Angeklagte eine Gegenklage wegen Ehrenkränkung anstellen werde.

3. **Die Aufgabe** des Gedichtes ist, den Stolz der Römer und vor allem des großen Scipio darzustellen, welcher nicht verschmäht, auf seine Verdienste um den Staat hinzuweisen, wohl aber es unter seiner Würde hält, auf die Anklagen einer niedrigen Seele ein Wort der Rechtfertigung zu antworten, ja sogar die Beweismittel seiner Unschuld vernichtet, und von der Einsicht und Dankbarkeit des Senats ein Urteil fordert, welches, falls es Scipios Schuld bejaht hätte, nicht nur auf Scipio, sondern auch auf Roms Geschichte einen unaustilglichen Schandfleck gebracht hätte. Scipio ist zu groß für eine solche kleinliche Anklage, er verschmäht es sich zu rechtfertigen und siegt durch den Stolz, welcher den Gegner verachtet. So stellt Kinkel den Scipio dar, und dieses Gedicht zeigt uns den Dichter auf einem anderen Gebiete, wo er seine reichsten Lorbeeren gepflückt hat, auf dem Gebiete der epischen Dichtung. Eine Gestalt, wie diese des Scipio, müssen wir gradezu ein plastisches Kunstwerk nennen.

---

27. Petrus.

Domine quo uadis?
Uenio iterum crucifigi.

1. Weil verstockt der Jude Simon Roma's Götter hat geschmähet,
Weil verbotnen Bund er stiftet, Zwietracht in die Geister säet,
Weil er einen Missethäter aller Reiche König glaubt:
Geb' ich morgen preis dem Volke an dem Kreuz sein frevelnd Haupt.

2. Kaiser Nero hat's gesprochen. Petrus kniet zu Nacht im Kerker;
Betend wächst des Greises Glaube, Himmelssehnsucht regt sich stärker;
Morgen wird das Wort erfüllet, das der Herr prophetisch sprach:
Fremde Hand wird einst dich gürten, Simon, folge dann mir nach.

3. Da — welch leis vorsichtig Klopfen? Durch die Riegel ächzt die Feile,
Und die alte Pforte weichet vor dem eingeklemmten Beile —
Wird's zu lange dem Tyrannen? sendet er die Schlächter schon?
Nein, es spricht ein kühnes Wagstück seinem tollen Wüten Hohn.

4. Freunde sind's! Die Christen lagen im Gebet an heil'ger Stätte,
Daß den alten treuen Diener noch einmal der Herr errette,
Doch umsonst Gebet und Zähre! Diesmal, ach, kein Engel naht —
Da beschließen Drei der Kühnsten frisch auf eigne Hand die That.

5. Stark wohl sind die Römerkrieger, Wache haltend vor den Thüren,
Stärker doch der Wein von Chios, den die Dreie mit sich führen.
Mächtig sind des Kerkers Riegel, doch dem Eifer allzu schwach —
Schau, mit stolzverklärten Blicken stehn die Drei schon im Gemach.

6. Rettung, Rettung, alter Vater! Stärker als der Tod ist Treue,
Unsrer Lieb' und Christi Kirche ist dein Haupt geschenkt aufs Neue!
Hier nur droht der Tod dir; auf denn, gürte deine Lenden, flieh,
Schiffe stets bereit zur Abfahrt triffst du in Puteoli.

7. Alter Jünger, kannst du wanken, — den der Herr den Felsen nannte,
Der so eben in der Sehnsucht heil'gen Liebesflammen brannte?
Ja, er gibt sich hin den Freunden, überrascht und halb im Traum;
Frei schon auf dem Forum steht er, und er selber glaubt es kaum.

8. Eilends zu der Pforte lenken nun die Vier die leisen Schritte —
Unterm Thore kurzer Abschied, Bruderkuß nach Christensitte;
Jene kehren zu den Ihren, Frohes kündend, schnell im Lauf,
Diesen nimmt die Nacht beschirmend in den weiten Mantel auf.

9. Auf der Gräberstraße zieht er: wegeweisend stehn die Sterne;
Nero's goldnes Haus verdämmert schon in nächtlich blauer Ferne —
Aber hat die tiefe Mittnacht solcher leisen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein andrer auf dem schmalen Weg daher.

10. Und es graust dem Alten: seitwärts biegt er aus mit schwankem Fuße,
Schnell vorüber an dem Fremden schmiegt er sich mit flücht'gem Gruße —
Grüßend schaut ihm Der ins Antlitz, daß der Sternglanz auf ihn fällt —
Petrus, wie doch starrst du seltsam? sprich, was deine Flucht verhält?

11. Auf des Mannes hoher Stirne glänzen blut'gen Schweißes Tropfen,
Wohl nicht von des Weges Mühe mag so bang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das schöne Antlitz — Petrus, kennst du die Gestalt?
Schon einmal vor deinen Augen ist sie also hingewallt.

12. Grüßend neigt er sich zum Jünger, seiner Augen helle Sonnen
Sind von eines stillen Grames Regenwolken mild umronnen;
Fest nun ruhn sie auf dem Flüchtling — Petrus, kennst den Blick du nicht?
Schon einmal rief er dich Schwachen wieder zur vergeßnen Pflicht.

13. Ja, das ist der Herr! So stand er vor dem ungerechten Heiden,
So blieb still und klar sein Antlitz mitten in den wilden Leiden,
Und der Jünger sinkt zur Erde, doch das Herz läßt ihm nicht Ruh,
Und er ruft: Mein Herr und Heiland, rede, wohin gehest du?

14. Und der Heiland spricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falsch und Wahrheit sichtet:
Meine Kirche steht verödet, meine Treuen sind verirrt —
Zu der Stadt ist meine Straße, wo man neu mich kreuzgen wird.

15. Und der Herr verschwand: doch eil'ger, als er erst den Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, denn des Meisters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! Über Hellas graut es schon;
Nero's goldnes Haus erglänzet bald als goldner Sonnenthron.

16. Und die Sonne, die jetzt Freuden ausgießt über allen Landen,
Trifft die Christen laut noch jubelnd, den Apostel doch in Banden.
Lauter weinend sah sie jene, als sie wieder sank zuthal,
Doch ein seligsterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

1. Erläuterungen:

Str. 1, V. 2. „Weil verbotnen Bund er stiftet." Das Christentum wurde unter die geheimen Verbindungen (Hetairien) gerechnet, welche namentlich von Kaiser Trajan und dessen Nachfolgern mit den strengsten Strafen belegt wurden. Für die Christenverfolgungen des 2. Jahrhunderts nach Christo bildete eben dieses Gesetz über die geheimen Verbindungen die Rechtsgrundlage.

„Zwietracht in die Geister säet." Das war eine landläufige Anklage, die schon wider Paulus erhoben wurde nach Apg. 16, 20 und 17, 6.

Str. 2, 3. 4. Vgl. Johannes 21, 18. **Str. 4.** vgl. die Rettung durch den Engel aus dem Kerker des Herodes. Apg. 12, 4 ff.

Str. 5, 2. Chios, eine Insel im ägäischen Meere, südlich von Lesbos; noch jetzt ist diese Insel überaus fruchtbar, und das Klima so mild, daß die Türken die Insel „das Paradies des Archipels" nennen. Der Wein von Chios wurde mit besonderer Sorgfalt bearbeitet und ist süß und feurig; alter Wein von Chios kommt an Kraft und Geschmack dem Malaga nahe oder gleich. Chios stritt mit um die Ehre, das Vaterland des Homer zu sein; jedenfalls hat Chios eine große Anzahl von Dichtern und Gelehrten hervorgebracht, und die Einwohner der Insel waren nicht nur als Handelsleute, sondern auch als Freunde von Kunst und Wissenschaft und wegen ihrer Gabe im Erzählen berühmt. (Sprichw.: „Wo ein Chier ist, kommt ein Chor nicht zu Worte.")

Str. 6, 4. Puteoli, eine alte Stadt am heutigen Golf von Neapel (puteolanischen Meerbusen) mit vortrefflichem Hafen. Namentlich war hier der Stapelplatz für den alexandrinischen und spanischen Handel. Hier war z. B. Paulus nach Apg. 28, 13 gelandet worden. Denselben Weg, welchen Paulus von dort nach Rom geführt wurde, über Appifer und Trestabernä, sollte jetzt Petrus von Rom aus zurücklegen.

Str. 8, 1. — **9,** 2. Der Dichter denkt offenbar an die porta Capena im Süden der Stadt, von welchem Thore die beiden Straßen Via Appia und Via Latina ausgingen. Die erstere konnte auch die Gräberstraße heißen, da viele Gräber, darunter die der Scipionen, dort vorhanden waren und noch jetzt in Trümmern zu sehen sind. Im S. O. des palatinischen Berges lagen die Paläste des Augustus, Tiberius, Nero, ziemlich weithin sichtbar.

Str. 9, 3. Mittnacht ähnlich wie Mittwoch gebildet. V. 3. u. 4. Der Binnenreim Wandrer — andrer ist nicht ohne Absicht angewandt.

Str. 10, 4. „verhält" = aufhält, hemmt.

Str. 12, 1. Der ungerechte Heide ist Pilatus.

2. Dichtgattung: Legende. S. Erl. III³, S. 10. und II³, S. 224.

3. Form. 8füßige trochäische Verse (V. 1. 2. vollständige, mit klingendem Ausgange, V. 3. 4. katalektische, mit stumpfem Reim).

4. Geschichtliches: Die Sage wird in der Legenda aurea Jacobi a Voragine († 1298) [Neue Ausg. ed. Dr. Graesse ed. II. Lips. 1840.] p. 374 erzählt. Bäßler bietet folgende Bearbeitung der Quelle (Altchristliche Geschichten und Sagen 1864 p. 90.):

Als unser Herr nach seiner Auferstehung sich den Jüngern offenbarte am galiläischen See und Petrum, den Tiefgefallenen, wieder aufnahm, zu weiden seine Schafe, weissagte er ihm, mit welchem Tode er einst Gott preisen würde: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: da du jünger warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst.“ (Joh. 21, 18.)

Es war nun die Zeit vorhanden, da solches sich erfüllen sollte. Petrus war in mehr als dreißigjährigem Dienste seines Herrn ergraut. Der Geist des Herrn hatte ihn nach Rom geführt, als der Kaiser Nero mit der grausamsten aller Verfolgungen den Glauben der jungen Christengemeinde auf die Probe stellte. Da ließ der greise Hirte von den Bitten der Gläubigen sich bewegen, aus der prophetenmörderischen Stadt zu fliehen; die Schwachheit des Fleisches ließ ihn das warnungsvolle Wort vergessen: „Ein Mietling aber siehet den Wolf kommen und verläßt die Schafe und fliehet.“ (Joh. 10, 12.)

Schon hat er glücklich das Thor durchschritten, da sieht er den Herrn, ihm entgegenkommend. Der Jünger staunt und fragt: „Herr, wohin gehst du?“ Der Herr antwortet: „Nach Rom, um noch einmal gekreuzigt zu werden.“ — „Noch einmal gekreuzigt?“ – „Jawohl.“ — „Wohlan Herr,“ antwortete ihm der Jünger entschlossen; „so will ich umkehren, auf daß ich mit dir gekreuzigt werde.“ Und da er das gesagt, entschwindet der Herr gen Himmel.

Der Jünger sah ihm mit Thränen der Reue nach, bitterlich weinend, wie vormals an der Pforte des Hohenpriesters. Und als er sich ausgeweint hatte, kehrte er um. Ohne Widerstreben ließ er sich willig von den Schergen des Kaisers, die ihn suchten, greifen und binden und litt am Kreuz den Tod, mit welchem er Gott preisen sollte.

5. **Zur Würdigung.** Schon die Vergleichung mit der Quelle, bzw. der Bearbeitung der Legende, läßt die großen Vorzüge dieser Dichtung, welche ein Muster einer Legende genannt zu werden verdient, erkennen. Eine ganze Reihe von Zügen, wie die Verkündigung der öffentlichen Hinrichtung durch Neros Edikt, die Sterbensfreudigkeit und die Bereitung des Petrus auf den Tod, das Gebet der Gemeinde um Rettung ihres Hirten, die kühne Rettung, das Geleit durch die Straßen der Stadt bis ans Thor, die Rückkehr ins Gefängnis, sind von dem Dichter glücklich erfunden und sehr passend eingefügt worden. Auffallend bleibt nur das Eine, daß Petrus von den drei Rettern nur bis zum Thor geleitet und dann gänzlich allein gelassen wird. Allein diesen Zug hat nicht Kinkel erfunden. Die Legende hatte ihn schon, und das Gesicht des Herrn konnte nicht so ergreifend geschildert werden, wenn Petrus Begleiter gehabt hätte. Sonst aber ist die Sprache so schön, die Darstellung so anschaulich, so lebendig, der Ton so ernst und erbaulich, daß wir diese Legende für eine Perle unserer Litteratur und besonders für eine der schönsten Gaben dieses Dichters erklären müssen.

Biographie des Dichters.

Gottfried Kinkel ist am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn, als der Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren. Sein Vater, ein orthodox reformierter Pfarrer, aber liebevoller Vater, war 60 Jahr alt, als der Sohn geboren wurde. Gottfried wurde sehr streng erzogen, ohne allen Verkehr mit Altersgenossen. Er sprach mit 10 Jahren schon fließend Latein. Seine Mutter, Maria Kinkel, geb. Bekmann, leitete die Erziehung fast ausschließlich. Sie war eine Pietistin, voller Werke der Barmherzigkeit. Den alten Kantor dortselbst pflegte sie drei Tage und Nächte im Todeskampf, sie hielt einen Sommer hindurch zu gunsten der Familie des Lehrers die Schule allein, bewirkte auch den Neubau der Schule. Sie war überhaupt von einer unerschütterlichen Wahrheitsliebe und unbeugsamer Willens- und Arbeitskraft, auch großer Pünktlichkeit. Schnell aufbrausend, sehr energisch war sie in ihrem Wesen. Auch später während ihres Aufenhaltes in Bonn besuchte sie mit obrigkeitlicher Erlaubnis das Frauengefängnis in Begleitung ihrer Tochter Johanna; auch versammelte sie die ärmsten Volksschüler Bonns zweimal wöchentlich bei sich zu Spiel und Unterweisung bis zwei Tage vor ihrem Tode. Der Vater gab dem talentvollen Knaben, dessen eigentliche Begabung nur die Mutter ahnte, einen vorzüglichen Unterricht, so daß Kinkel schon mit 16 Jahren ein vortreffliches Abiturientenexamen ablegte. Gottfried sowohl, als seine ältere Schwester Johanna wurden im übrigen sehr einseitig erzogen. Kein poetisches Werk, kein Drama, keine Novelle wurde im Pfarrhause geduldet. Tanzen und Theaterbesuch war noch für den Studenten durchaus verpönt.

Kinkel studierte in Bonn und Berlin Theologie und habilitierte sich 1835 als Privatdozent der Theologie. Im Jahre 1837 machte er eine Reise nach Italien, sowohl aus Gesundheitsrücksichten, als in der Absicht, Kunststudien zu treiben. Zurückgekehrt wurde er Religionslehrer am Gymnasium zu Bonn und Hülfsprediger zu Köln. Poetische Studien hatten ihn schon längere Zeit beschäftigt. Frühzeitig hatte er sich mit Sophie Bögehold, der Freundin seiner Schwester, verlobt; da lernte er Johanna Mockel (geb. 8. Juli 1810 in Bonn, streng katholisch und sehr musikalisch) kennen, welche sich auf Wunsch ihrer Eltern mit dem Musikalienhändler Mathieux vermählt hatte, aber von diesem getrennt in Bonn als Musiklehrerin lebte. Sie war 5 Jahre älter als Kinkel, aber wegen ihres Geistesreichtums in allen Salons hochgeschätzt, dabei todunglücklich, da die Ehe der Katholikin als Sakrament galt und sie andererseits an den Dogmen der katholischen Kirche irre zu werden begann. Obgleich weder schön noch jugendlich, war sie doch Kinkel sehr wert geworden wegen der gemeinsamen Kunstbestrebungen und, nachdem sie im Mai 1840 zum Protestantismus übergetreten und im Sept. 1840 von Kinkel, der mit ihr in einem Kahne fuhr, welcher infolge Zusammenstoßes mit einem Schiffe kenterte, aus den Fluten des Rheines gerettet worden war, wurde

das Verhältnis mit Sophie freundlich gelöst, und Kinkel schloß im Jahre 1843 die Ehe mit Johanna Mockel. Emanuel Geibel wurde Brautzeuge. Im Jahre 1847 wurde Kinkel außerordentlicher Professor mit einem sehr zahlreichen Zuhörerkreis. Johanna Kinkel gründete den Gesangverein in Bonn, in welchem die Händel'schen Chöre, Chopin, Mendelsohn ꝛc. eingeführt wurden. Johanna verstand es, die dichterische Thätigkeit ihres Mannes anzuregen und den aufgeregten Geist des Dichters zu beruhigen.

Aber der bisher ernstreligiöse Prediger und Religionslehrer gab durch seine Ehe und seinen Umschwung in den religiösen Anschauungen so viel Anstoß, daß er seine beiden Ämter aufzugeben sich genöthigt sah, schließlich der Theologie den Rücken kehrte und Professor der Kunstgeschichte in Bonn wurde. Bald ließ er sich auch verleiten, auf das politische Gebiet hinüberzutreten und mit großer Leidenschaft an dem Revolutionswerke im Jahre 1848 teil zu nehmen. Ja er gesellte sich, mit der Waffe in der Hand, unter die badischen Empörer und kämpfte gegen seine eigenen Landsleute, die preußischen Soldaten. Letztere nahmen ihn gefangen, und er wurde vom Kriegsgericht zu Rastatt zum Tode verurteilt. Die Strafe wurde aber nicht vollzogen, vielmehr in lebenslängliche Gefängnisstrafe verwandelt. Der Verurteilte wurde über Berlin, Naugardt nach Spandau gebracht und teilte hier das Los der gemeinsten Gefangenen, er mußte Wolle spinnen; jede Beschäftigung mit geistigen Arbeiten wurde ihm untersagt. Berichte über sein trauriges Schicksal erweckten dem unglücklichen Dichter viel Teilnahme und einen Befreier. Im Nov. 1850 gelang die Befreiung dem Studenten Karl Schurz, der jetzt in den Vereinigten Staaten ein hervorragendes Amt bekleidet, und Kinkel entkam nach England. Seine Familie reiste ihm nach. Aber nur mit großen Sorgen und Entbehrungen konnte Kinkel durch Privatunterricht (in Elementarfächern!), Vorträge und Schriften sich und seine Familie vor dem äußersten Mangel schützen. Im Jahre 1858 verlor der Dichter seine Gemahlin durch einen unglücklichen Sturz aus dem Fenster, welches sie in einem heftigen Anfalle eines Herzkrampfes geöffnet hatte, um frische Luft zu schöpfen, oder durch Selbstmord. (Die Sache ist nicht hinreichend aufgeklärt; doch ist die erste, mildere, Deutung wahrscheinlicher.) Im Jahre 1860 heiratete Kinkel zum zweiten Male und gründete sich am Züricher See eine angenehme Häuslichkeit. Seit 1866 war er in Zürich als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum thätig. Hier starb er am 14. Nov. 1882. —

Kinkel hätte als Dichter, namentlich auf dem epischen Gebiete, und als Gelehrter weit mehr leisten können, als er wirklich geleistet hat und als wir nach seinen Erstlingsgaben von ihm zu erwarten berechtigt waren. Seine Gaben sind ohne allen Zweifel recht hohe, aber er hat seine Berufssphäre überschritten, und in seinen politischen Kämpfen und Leidenschaften ist der Born der Poesie nahezu versiegt; nicht durch sein Schicksal ist er zerbrochen worden, er ward es durch den vorausgehenden, kirchlichen und politischen

Gesinnungswechsel, welcher ihm die Ruhe und den Frieden des Herzens, welcher der weichen Seele ihre festen Pole und Anker raubte.

Als Lyriker und Epiker hat er zwar nicht durchaus Formvollendetes, Originelles, doch aber in hohem Grade Anerkennenswertes geleistet. Und namentlich gilt dies Lob von seinen balladenähnlichen Erzählungen und seinem Kunstepos: „Otto der Schütz", in welchem allerdings eine von den alten Volksepen spezifisch verschiedene farben- und bilderreiche Darstellung, sowie Ton, Sprache und Stimmung die Subjektivität des Dichters erkennen lassen. Immerhin aber wird die leichte, lebendige, anschauliche, duftige und gesunde Darstellung des mittelalterlichen Minnelebens unbefangenen Lesern stets einen reinen und hohen Genuß bereiten. Dies Epos ist eine Dichtung, welche Kinkel „im Rausche seiner neuen Liebe zu seiner Gattin in der kurzen Frist dreier Monate vollendete" und durch welche er im Bonner „Maikäferverein" den ersten Preis errang und am 29. Juni 1841 unter lautem Beifall aus Johannas eigner Hand empfing. Die eigene Liebe seines Herzens hat er in seine Dichtung ausgeströmt, dazu eine Menge eigner Erlebnisse in seinen mittelalterlichen Stoff eingekleidet; daraus erklärt sich, daß das Gedicht, an welches der Dichter die ganze Kraft seiner dichterischen Gabe und seines Herzens gewandt hat, so rasch und so gut gediehen ist. Der Schluß des Epos giebt uns darüber deutlich Aufschluß:

Es sang ein Mann des Rheins dies Lied,
Dem Minne Lust und Leid beschied.
Ihm war das Lied ein Leidvertreib;
Er minnet selbst ein hohes Weib;
Des eignen Herzens süße Sorgen
Hat er in schmuckem Reim verborgen.
Die Hehre, die dies Lied nicht nennt,
Er weiß, daß sie den Klang erkennt,
Den voll und klar aus Mannesbrust
Heraufrief ihrer Küsse Lust.
So spiegle denn in Otto's Glück
Die eigne Zukunft sich zurück,
Und lehr' uns diese Mär fortan:
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.

Ja sein Schicksal hat sich Kinkel selbst geschaffen, leider nicht ein solches, wie wir es ihm gewünscht hätten, und wie er es sich geträumt haben mag, als er diese Verse im Überschwang seiner Liebe niederschrieb.

Werke des Dichters.

Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben. Bonn 1846. $1^1/_2$ Thlr. mit 18 Stahlstichen $2^1/_2$ Thlr.

Gedichte. 8°. Stuttgart 1843, Cotta $1^1/_3$ Thlr. 2. Aufl. 1850 3. Aufl. 1851. $2^3/_4$ Thlr. 4. Aufl. 1852. 5. Aufl. 1857. 6. Aufl. 1857. 1 Thlr 6 Sgr. 7. Aufl. 1872 $1^1/_5$ Thlr.

Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern von Anfang unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. 1845. Bonn, Henry und Cohen. $5^1/_3$ Thlr.

Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in 12 Abenteuern. Stuttgart 1846.

Cotta. $1/2$ Thlr. 2.—8. Aufl. 2849—51. 9. Aufl. 1852. $1/3$ Thl. 17. Aufl. 1855. 26 Sgr. 23. Aufl. 1859. 20 Sgr. 43. Aufl. 1873. 1 Thlr. (jetzt über 70 Aufl.)

Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi, nebst Anhang einiger Festpredigten. Köln 1842, Eisen $1^1/_3$ Thlr.

Der Führer durchs Ahrthal. Bonn 1849, Habicht $1/5$ Thlr. 2. Aufl. 1854.

Handwerk errette dich! Bonn 1848. Sulzbach. $1/2$ Thlr.

Rede vor den Geschworenen zu Köln am 2. Mai 1850. 1.—4. authent. Ausg. Köln 1850. Eisens Sort $2^1/_2$ Sgr.

Verteidigungsrede vor dem preußischen Kriegsgericht zu Rastatt am 4. Aug. 1849. Berlin 1850, Löwenherz. $1^1/_2$ Sgr.

Kinkel, Gottfr. und Johanna K., Erzählungen 1849. 2 Thlr. Stuttgart, Cotta. 2. Aufl. 1851. — 3. Aufl. 1883. 6 Mk.

Nimrod, Trauerspiel. Hannover 1857, Rümpler. $1^1/_3$ Thlr.

Beschreibung der Burg Kyburg (von Pfau und K.). Zürich 1870, Höhr. 1 Thlr. 2 Sgr.

Gedichte. 2. Sammlung. Stuttgart 1868. 2 Thlr.

Vorspiel zur Theateraufführung der Züricher Polytechniker u. Studenten zum Besten der Notleidenden in Ostpreußen. Zürich 1868, Orell, F. u. Co. 30 Pf.

Die Gypsabgüsse der archäol. Sammlungen im Polytechn. zu Zürich. Zürich, Schabelitz 1871. 24 Sgr.

Euripides und die bildende Kunst. Leipzig 1871. Teubner $2/3$ Thlr.

Der Grobschmied von Antwerpen in 7 Historien. Stuttgart, Cotta. 1872. — 3. Aufl. Ebd. 2 Mk. 1880.

Mosaik zur Kunstgeschichte. Berlin 1876. Oppenheim. 9 Mk.

Tanagra. Idyll aus Griechenland. 1. u. 2. Aufl. Braunschweig, Westermann. 4 Mk. 1883.

Kleinere Reden und Vorträge: Festrede bei der Schillerfeier im Krystallpalast (London 1860. 1 Mk.) — Festrede auf Ferd. Freiligrath zu Leipzig am 6. Juli 1867. (Leipzig 1869. Reclam. 1 Mk.) — Polens Auferstehung, die Stärke Deutschlands. Wien 1868. (Leipzig, Fues. 1 Mk. Ins Französ. übersetzt. Zürich 1868, Schultheß. 1 Mk.) — Friedr. Rückert, Festrede. (Zürich 1857. Meyer u. Z. 60 Pf. — Die Malerei der Gegenwart. (Basel 1871. Schweighauser. 80 Pf.) — Peter Paul Rubens. Vortrag. (1874. Ebd. 80. Pf.) — Für die Feuerbestattung. Vortrag zu Dresden. 7. Juni 1876. (Berlin 1877. Staude 30 Pf.)

Über den Dichter.

Gottfried Kinkel, Wahrheit ohne Dichtung. Biograph. Skizzenbuch. Von A. Strodtmann. Hamburg 1850. 2 Bde.

Kinkels Lebensgeschichte bis zur Errettung aus dem Gefängnisse zu Spandau. Hamburg 1851. (Altona, Verlagsbüreau.) $1/2$ Thlr.

Ewald Christian von Kleist.

28. Arist.

[Text und Erläuterung dieser Dichtung finden sich Erl. II³, S. 115 ff.]

---

29. Irin.

[Sämtl. Werke I. 4. Aufl. Berlin, 1778. Chr. Fr. Voß. S. 78.]
An Herrn Geßner, den Verf. der prosaischen Idyllen.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
5 Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Flut und Himmel schien
Im Feur zu glühen.

O! wie schön
Ist itzt die Gegend! sagt' entzückt
10 Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt' er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den roten Widerschein
15 Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rote Furchen in die Flut,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
20 Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O! was für Anmut haucht anitzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
25 Wie schön ist alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt' Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Lebelang,
30 Wenn du dabei rechtschaffen bist;
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
35 Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O! bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
40 Und gib von deinem Vorrat gern
Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam.
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
45 Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.
Ehr', Überfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Teil.
50 Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir

Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
55 So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen, unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
60 Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
65 Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Flut herab.
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
70 Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund; und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei ins Meer
75 Die Flügel schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt in stiller Flut
80 Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit roten Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See,
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meers
85 Tanzt' auf der Flut im Sonnenschein!
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — Itzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
90. So schön, als Tag und Morgen sein. — —
O Sohn sei fromm und tugendhaft;
So wirst du glücklich sein, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön.

Der Knabe schmiegt sich an den Arm
95 Irins, und sprach: Nein, Vater! nein,
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost.
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — — Indessen hatten sie
100 Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimat wieder zu. —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
105 Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heilger Schauer überfiel
Ihn, wann ihm seines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
110 Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

1. **Erläuterungen**: V. 3. Reusen sind nicht „eine Art Netze" (Reuter), sondern eine Art Körbe, aus Binsen oder Weiden locker, so daß das Wasser durchfließen kann, geflochten, von länglich runder Gestalt, mit einer oder

mehreren trichterförmigen Kammern, aus welchen die Fische den Ausweg nicht zurückfinden. Die Reusen werden besonders an solchen Orten mit Köder versehen versenkt, an welchen man mit Netzen nichts ausrichten kann.

V. 15. Der Schwan schifft (Metapher) und hat somit auch Segel (den Fittich), welche er aufspannen kann.

V. 19. Die Beweglichkeit des Espenlaubes ist sprichwörtlich: „Er zittert wie Espenlaub." Die Furcht ruft bei Menschen solches unwillkürliches Zittern aller Muskeln und Glieder hervor. Darum leitet der Dichter das Zittern der Espe auch von der Furcht ab und spricht von einem furchtsamen Laube der Espe. (Personifikation.)

V. 21. Auch die Saat wird hier mit Prädikaten des Meeres versehen (Metapher); sie bildet große grüne Wellen und scheint fortzufließen. Auch das Rauschen der Saatfelder ist dem Rauschen der Meereswellen nicht unähnlich. Für einen Fischer aber ist es sehr natürlich, daß er alle Naturgegenstände mit dem Meere in Verbindung bringt, an ihnen Eigenschaften des Meeres nachweist, auf sie solche Prädikate überträgt.

V. 31. 32. Der Sinn dieser Stelle ist: Nur den Rechtschaffenen macht der Anblick der Natur fröhlich, sündige Leidenschaften im Menschen lassen dagegen die Gefühle der sanften Schönheit der Natur nicht aufkommen.

V. 37. empfahn ist die altertümliche, nicht die kontrahierte Form von empfangen, wie Reuter meint. Mhd. enphâhen. Die hier ausgesprochene Anschauung entspricht mehr der damals üblichen rationalistischen Denkweise, als dem evangelischen Glauben.

V. 44. vgl. Matth. 8, 23 ff.

V. 48. Tand = ursprünglich leeres Geschwätz, Possen, dann wertloser Gegenstand.

V. 49. „unser Teil" = ist das einzig wertvolle Gut, und dies besitzen beide, Vater und Sohn.

V. 52—54. Umschreibung für: obgleich ich bereits über achtzig Jahre alt bin.

V. 74—76. Diese Stelle ist außerordentlich anschaulich; die Metapher (das Eintauchen des Flügels des Sturmwindes in das Meer und das Abschütteln des Wassers in den Kahn) wird verstärkt durch die Übertreibung, daß das hereingeschüttelte oder abgeschüttelte Wasser eine See gewesen sei.

V. 80. Der Stör ist eine Fischgattung im atlantischen Ocean und in den südrussischen Meeren von 2—6 m. Länge; von ihm wird der Caviar gewonnen; auch wird sein Fleisch sehr geschätzt. Der gemeine Stör (Acipenser Sturio L.) ist oberseitig bräunlich, nicht gerade blau. Seine Behausung scheint ein Glashaus zu sein oder doch ein Glasdach zu besitzen. Selbstredend wird der Wasserspiegel so genannt.

V. 83. „Viel Volks": Nicht sowohl an die Wasservögel (Reuter), als vielmehr an die springenden Fische zu denken.

V. 89. 90. Morgen, Tag und Abend des Lebens (Metapher) hier für die Jugend, das Mannes- und das Greisenalter gesetzt.

V. 100. „Die Nacht stieg aus der See", wie die Sonne sich ins

Meer nach V. 6. eingetaucht hatte. Die sehr schöne Personifikation deutet an, daß das landschaftliche Bild sich durchaus verändert hat.

2. Disposition:

1. Einleitung. Die Ausfahrt Irins und seines Sohnes zu den nahen Inseln, um Reusen auszulegen· (V. 1—8.)
2. Veranlassung der Belehrung Irins. Der Sohn preist die Schönheiten der Natur, welche von der Glut der Abendsonne gerötet und von dem Säuseln des Abendwindes bewegt ist, und meint, daß die Natur doch den Menschen froh und glücklich mache. (V. 8—26).
3. Die Belehrung Irins. (V. 27—93.)
   a, Irin bestätigt den vom Sohne zuletzt ausgesprochenen Gedanken, nachdem er denselben durch den andern ergänzt hat, daß nur der Rechtschaffene in der Naturbetrachtung glücklich sei. (V· 27—49.)
   b, Irins eigene Erfahrung während eines achtzigjährigen Lebens bestätigt diesen eben ausgesprochenen Satz. Sein Leben war ein freudevolles, ja wesentlich ein nur freudiges. Leiden, wie der Tod des Sohnes, Gefahren auf dem Meere konnten nur vorübergehend auf die Seele einwirken, und aus den Leiden sproßte Trost und Erquickung zwiefach hervor. (V. 50—90.)
   c, Irin ermahnt nochmals seinen Sohn, fromm zu sein; dann werde er glücklich sein, dann werde ihm die Natur stets schön erscheinen. (V. 91—93.)
4. Antwort des Sohnes, ein Ausspruch innigster Liebe, und Heimkehr. (V. 94—102.)
5. Irins Tod. Nachhaltiger, segensreicher Einfluß dieser letzten väterlichen Belehrung. (V. 103—111.)

3. Dichtgattung. Über die Idylle vgl. Voß: Der siebzigste Geburtstag. (Erl. Bd. IV².)

[Litterarisches. *Gude I, S. 34. — *Reuter, S. 99.]

Biographie des Dichters.

Ewald Christian von Kleist, am 5. März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren, besuchte 2 Jahre die Jesuitenschule zu Kron in Groß-Polen, dann das Gymnasium zu Danzig seit 1729 und studierte seit 1731 auf der Universität Königsberg die Rechte, Philosophie und Mathematik. Nach vollendeten Studien ging er, weil Aussicht auf eine baldige Anstellung nicht vorhanden war, zu Verwandten nach Dänemark, welche ihm zuredeten, in dänische Kriegsdienste zu treten. Diese Dienste verließ er 1740 nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. und trat dann in Potsdam in preußische Kriegsdienste über. Sein geringes Vermögen

brachte ihn in bedrängte Lage, das Verhalten seiner Kameraden war ein geradezu rohes. Doch machte er jetzt die Bekanntschaft Gleims, welche zu einer innigen Freundschaft sich vertiefte. Nachdem er dem böhmischen Feldzug im J. 1744 und 45 beigewohnt hatte, beschäftigte er sich in Potsdam wieder mit der Wissenschaft und der Poesie, lernte Ramler und bei einem längeren Aufenthalt in der Schweiz, wohin der Stabskapitän Kleist als Werbeoffizier gesandt worden war, auch Bodmer, Wieland und Breitinger kennen. Das Jahr 1756 brachte ihm die Beförderung zum Oberstwachtmeister und die Marschordre. In Leipzig lernte der Dichter und Kriegsmann noch Lessing und Weiße kennen und nahm dann an den Kämpfen des 7jährigen Krieges einen rühmlichen Anteil. Nach der Schlacht bei Roßbach vertraute ihm der König die Leitung des großen Lazareths in Leipzig an. In der Schlacht bei Kunersdorf (12. Aug. 1759) stürmte er an der Spitze seines Bataillons die feindlichen Batterien. Schon hatte er 12 starke Kontusionen und eine Verwundung der beiden ersten Finger der rechten Hand erhalten. Er aber stürmte weiter, den Degen mit der Linken fassend. Da erhielt er einen neuen Schuß in den linken Arm. Nun faßte er den Degen wieder mit der zerschossenen Rechten. Dreißig Schritt vor der letzten Batterie streckte ihn eine Kartätschenkugel nieder. Sein rechtes Bein war zerschmettert. Er fiel vom Pferde, und rief seinen Leuten zu: „Kinder, verlaßt euren König nicht!“ Drei Soldaten trugen ihn hinter die Front. Der Feldscher, welcher ihn verband, ward von einer Kugel tödlich getroffen. Kosacken zogen dem Ärmsten alles, was er an und auf sich hatte, aus und warfen ihn in einen Sumpf. Am Abend zogen ihn einige russische Husaren aufs Trockene, bedeckten ihn mit einem Mantel und Hut, und ein mitleidiger Husar schenkte ihm sogar ein Achtgroschenstück; dazu gab man ihm Brot und Wasser. Am folgenden Morgen beraubten ihn die erbarmungslosen Kosacken wiederum der neuen, armseligen Hülle. Erst am Mittag konnte er sich einem russischen Offizier zu erkennen geben; und dieser sorgte dafür, daß er sofort nach Frankfurt a. O. gebracht wurde.

Professor Nicolai pflegte ihn in seinem Hause aufs sorgsamste. Nach 11 Tagen trennten sich jedoch die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader. Am 24. August 1859 starb der Held in Folge der eingetretenen Verblutung. Unter großen militärischen Ehren ward Kleists Hülle am 26. Aug. bestattet. Russen (denn die Stadt war in Feindes Gewalt) veranstalteten die Leichenfeier. Ein russischer Stabsoffizier legte seinen eigenen Degen auf den Sarg des edlen Mannes.

Ewald Christ. von Kleists Dichtertalent ist — von einzelnen Versen aus der Jugendzeit abgesehen — erst durch Gleim geweckt worden, und gefördert durch die Konflikte, in welche seine Armut, die Untreue seiner Braut, sowie die halb aus Not erwählte soldatische Laufbahn die Seele brachten. Die Lebensumstände machten Kleist ernst, wehmütig; aber sie konnten den

kräftigen, energischen Geist nicht brechen. Er fand nur fortan Ersatz in der Poesie für das, was er entbehrte. Diese ward ihm Freund und schaffte ihm Freunde, als die, für ernstere Studien unempfänglichen, Kameraden ihn abstießen, sie ward sein Trost gegen die erste und ward seine zweite Liebe, sein Reisebegleiter, der ihn die Mühseligkeiten der Feldzüge leichter überwinden ließ.

Der Dichter hat sich besonders durch sein episches Gedicht: der Frühling berühmt gemacht. (Vgl. über die Form Schlegels Hexameter, Erl. Bd. IV.) Wahrheit zeichnet alle seine Gedichte aus, sowohl die episch-lyrischen (Elegien u. a.), als die reinen Lieder, Oden, Hymnen.

„Sein Ausdruck ist stets glücklich gewählt und den dargestellten Empfindungen angemessen, voll Kraft und Würde in den Oden und Hymnen, lieblich, mild und heiter in dem leichteren Lied.“ (H. Kurz, Litteraturgesch. II, S. 517.)

Er war ein selbständiger und zugleich ein überaus liebenswürdiger Dichter, den, wer ihn kennen lernte, schätzte, ja innig liebte. Sein früher, tragischer Tod erfüllte namentlich auch Lessing mit dem größten Schmerze.

Werke des Dichters.

Der Frühling. Berlin 1749. Neue Aufl. 1750.
Gedichte. Berlin 1756.
Neue Gedichte. Ebd. 1758.
Cissides und Paches, in drei Gesängen. Ebd. 1759.
Sämtliche Werke. Berlin. 1760. — 4. Aufl. 1778. 2 Bde. (Mit Ramlers Korrekturen.) — Ausg. von Körte 1803. 2 Bde. Berlin. — 4. Aufl. 1849. (Neue Orig.-Ausg.) 25 Sgr. — 5. Aufl. 1853. 12 Sgr.
Sämtl. Werke. Reclam jun. Leipzig 20 Pf.
Werke. Hsg. und m. Anm. begleitet von Dr. Aug. Sauer. Berlin, Hempel. 3 Bde. 1880—83. 7,50 Mk.
Werke. Ebd. Berlin, 1884. 2. Mk.
Briefe. Hsg. von Sauer. 2 Tle. Ebd. 1884. 3 Mk.

Über den Dichter.

Körte, Kleists Leben in dessen Ausg. der Werke Kleists.
Ramler, Vorw. zur 4. Ausg. der Werke Kleists.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

30. Die frühen Gräber.

[Klopstocks Oden. Hamburg 1798. I. Bd. S. 223.]

1. Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kommt.

3. Ihr Edleren, ach es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
Wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht.

1. **Abfassung der Ode.***) Im Jahre 1764 entstand dieses Gedicht zu Kopenhagen. Seine treugeliebte Gattin (Meta, Cidli) hatte Klopstock bereits 1758 verloren; seine beiden Freunde Schlegel und mit ihnen manchen Jugendfreund deckte schon die kühle Erde. Sie alle, vor Allen aber seine treue Meta, teilte mit Klopstock die Liebe zur Natur. — Von Reinhardt und Neumann besitzen wir eine Komposition dieser Ode.

2. **Inhaltsangabe und Gedankengang:** Der Dichter geht allein in einer schönen Sommernacht und begrüßt den Mond mit seinem Silberglanze, den schönen Gefährten und stets lautlosen Begleiter der Nacht. Für den Dichter ist er ein doppelt willkommener Anblick. Seine Gedanken und seine Stimmung sind derart, daß zu ihnen der Mond vortrefflich paßt. Aber der Mond — so scheint es — flieht den Umgang, die Zwiesprache mit dem Dichter. Er hat sich hinter Wolken versteckt. Doch nein! Er bleibt — ein Gewölk nur zog an ihm vorüber und stellte ihn für Augenblicke zurück. (Str. 1.) — Vor das Dichterauge tritt, wie das wallende Gewölk vor den Mond, ein anderes, die Sommernacht für Augenblicke verdunkelndes, Naturbild — der Maimorgen. Dieser Anblick ist noch schöner, als derjenige, den eine Sommernacht gewährt. Jene führt unwillkürlich die Stimmung des Ernstes und der Wehmut herbei, dieser weckt die Gefühle der Hoffnung des neuen Lebens. Der Maimorgen ist jugendlich wie ein Jüngling; aus seinen Locken schüttelt er die lichthellen Tauperlen, welche die Nacht geweint, sein Antlitz leuchtet, wie das rote Gold. Mit ihm erwacht, was tot schien in der Natur. Deswegen zieht ihn Klopstock der Nacht vor. Diese erzeugt die Wehmut,

*) Über die Ode im Allgemeinen vgl. Leimbach, Deutsche Dichtungen III³, S. 118 und Erl. II³, S. 239.

die **Kirchhofstimmung**; das bleiche Mondlicht weckt die Totengestalten auch nur für die Phantasie, als Vergangene! Der Maimorgen, **welcher** die Blätter und Blüten aus der Grabesnacht weckt, ruft unsere entschlafenen Lieben wach für unsere Hoffnung als Zukünftige (Str. 2.). So erinnern denn beide, Sommernacht und Frühlingsmorgen, der bleiche Mond und die rosige Morgenröte an die Entschlafenen, die **früher** gereiften und darum eher abgerufenen und „edleren“ Seelen — deren irdische Hülle das Grab birgt und deren Leichensteine das „ernste“, das mittrauernde Moos bedeckt. Ihr habt manche glückliche Stunde mir bereitet, als ich mit euch Sommernächte durchwandelte, Maimorgen begrüßte. Nun bin ich allein; und doch nicht ganz; ihr begleitet mich, wenn ich einsam die Sommernacht durchwandle, und wenn ich den Maimorgen begrüße; dort zaubert mir meiner Gedanken Freund, der Mond, euer Bild vor die Seele, und ich gedenke euer in stiller Wehmut — hier weckt der zwiefache Lebenswecker, der Maimorgen, die Hoffnung mir auf eure Auferstehung. (Str. 3.) —

3. Form: Klopstock hat viele künstliche Odenmaße den lateinischen Dichtern, besonders einem Horaz, entlehnt, aber auch nicht wenige neu zusammengesetzt; zu diesen letzteren gehört auch das Schema unseres Gedichtes:

V. 1. ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
2. — ◡ — ◡ ◡ — ◡ —
3. ◡ ◡ — | — ◡ — | — ◡ — ◡ —
4. — ◡ ◡ | — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ —

V. 1. können wir in einen Jambus (◡ —) und zwei Anapäste (◡ ◡ —) zerlegen; V. 2 beginnt mit einem Trochäus (— ◡), an welchen sich ein Daktylus (— ◡ ◡) und dann 2 Trochäen (— ◡ —) anschließen, deren letzter seine Kürze eingebüßt hat; V. 3 beginnt mit einem Anapäst; an diesen schließt sich an ein Amphimacer*), auf welchen ein unvollständiger dreifüßiger Trochäus folgt. Den 4. Vers könnten wir als einen verkürzten Pentameter ansehen, welchem die drei letzten Silben (◡ ◡ —) abgeschnitten sind. Allerdings eine sonderbare Mischung der verschiedensten Versfüße!

4. Schriftliche Aufgaben: Vergleichung mit a, Göthes Lied: An den Mond!**) und mit b, Matthias Claudius: Abendlied;***) endlich c, mit Klopstocks Ode: Die Sommernacht.†)

5. Zur Vergleichung:



Die Sommernacht.

(Von Friedrich Gottlieb Klopstock.)
[Klopstocks Oden 1798. Leipzig, Göschen. I, S. 234.]

1 Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche

*) Amphimacer nennt man einen dreisilbigen Versfuß, in welchem zwei lange Silben eine kurze umschließen.

**) Vgl. Erl. II³, S. 211.

***) Vgl Erl. I³, S. 154.

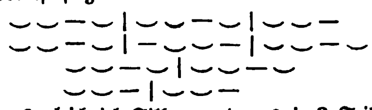
†) Aufmerksam machen möchte ich auch auf zwei ausgeführte Themata Gudes:

Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen[2]) wehn;

2 So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten[3]), und ich seh' in dem Walde
Nun es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her[4]).

3 Ich genoß einst, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur![5])

[1]) Das Gedicht entstand 1766 zu Kopenhagen.
[2]) Vetterlein denkt hier an kühle Alleen, Götzinger aber mit Recht an kühle Lüfte, wie sie der Nacht eigen sind.
[3]) Pluralform, welche Freunde und Freundinnen einschließt.
[4]) Seit den Dichter jene Gedanken umschatten, hört der Naturgenuß auf.
[5]) Die Form der Ode ist folgende:



V. 1 u. 2. bestehen aus gleichviel Silben und aus je 8 Teilen, V. 1. hat zweimal den dritten Päon (◡◡—◡) und einen Anapäst. Dieser Anapäst ist im V. 2 von zwei Versfüßen umschlossen, welche als dritter Päon oder Didymäus bezeichnet werden. V. 3 hat zwei Didymäen, V. 4 zwei Anapäste.

[Litterarisches: Lehmann, Progr. d. Gymn. zu Marienwerder. 1843. — Vetterlein, Klopstocks Oden und Elegien. 3 Bde. Leipzig, Lehnhold. 1833. I. S. 223. — Gruber, Klopstocks Oden. 2 Bde. Leipzig, Göschen 1831. II, S. 224. — *Gude II, S. 247. — *Götzinger II, S. 63. — *Gruppe III, S. 88.]

---

31. Dem Erlöser. 1750.

[Ebd. S. 102.]

1. Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn! wer bin ich
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

2. Vom Staube Staub! doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen!
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert!

3. Auch du wirst einmal mehr wie Verwesung sein,
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

Eine Kahnfahrt bei Mondscheine; Bilder der Nacht und des Todes bei verschiedenen Dichtern, besonders Nic. Lenau. (Postillon, Posthorn, Waldlieder VI.)

4. Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir schlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
Als er sich jetzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß, und ein Leben dastand!

5. O Feld vom Aufgang bis, wo sie untergeht,
Der Sonnen letzte, heiliger Toter voll,
Wann seh ich dich? wann weint mein Auge
Unter den tausendmaltausend Thränen?

6. Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,
Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich aufersteh!
Allein sie säumen, und ich bin noch
Diesseit am Grabe! O helle Stunde,

7. Der Ruh Gespielin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo die Unsterblichkeit
Dies Leben reift, noch nie besuchter
Acker für ewige Saat, wo bist du?

8. Laß mich dort hingehn, daß ich die Stätte seh!
Mit hingesenktem trunkenem Blick sie seh!
Der Ernte Blumen drüber streue,
Unter Blumen mich leg', und sterbe!

9. Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du, die süße Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünschen, kämst; wer gliche
Dem, der alsdann mit dem Tode ränge?

10. Dann mischt' ich kühner unter den Throngesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger,
Den meine Seele liebt, den Besten
Aller Gebornen, den Sohn des Vaters!

11. Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist,
Das Lied von dir, ich triumphierend
Über das Grab den erhabenen Weg geh!

12. O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest, zeige die Wege mir,
Die du da gingst, worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

13. Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht,
Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest:
Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn.

14. Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

15. Zeig' mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinen erhabensten
Gedanken lehr' ihn Hoheit, führ' ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

16. Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind,
Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nehme!
Flammen in's Herz der Erlösten ströme!

1. **Die Dichtgattung:** Das vorige und dieses Gedicht gehören beide der rein lyrischen Poesie an, und zwar ist jenes eine Ode (freilich mit mehr elegischer Stimmung), dieses eine Hymne (ein Hymnus).

Die Ode besingt die höchsten Ideale menschlichen Daseins (z. B. Vaterland, Freiheit, Tugend, Liebe, Freundschaft 2c.) in „begeistertem Aufschwunge dichterischer Empfindung"*). Somit unterscheidet sich die Ode von dem einfachen Liede nicht im Stoffe, sondern in der Stimmung (bei der Ode ist eine leidenschaftlichere Erregung, eine erhabenere Empfindung, als bei dem Liede), in der Komposition (kühne Übergänge, Sprünge, „lyrische Unordnung" verraten die Ekstase der dichterischen Empfindung), im sprachlichen Ausdruck (kühne Bilder und überraschende neugebildete Wörter [Neologismen], künstlicher Periodenbau [Inversion, Anakoluthie], schwungvollere Sprache), und im Rhythmus (künstliche antike oder moderne Strophenbildung, welche den Reim verschmäht).

Die Hymne ist eine besondere Art der Ode; sie ist nur inhaltlich, nicht in der Form von der Ode verschieden: Der Gegenstand des Hymnus, des Lobpreises ist die Gottheit selbst. —

Eine weitere Abart der Ode ist die Dithyrambe, in welcher die Begeisterung den höchsten Grad angenommen hat, die Phantasie gewissermaßen berauscht erscheint, der Dichter ausgelassen, ja wahnsinnig wie eine Bacchantin sich geberdet, die Worte wie ein aufgeregter Waldstrom das Bett überspringen, den Damm zerbrechen. Solche Lieder kamen bei den Griechen als Bacchuslieder vor, — wir besitzen einige Nachahmungen deutscher Dichter (Voß: Dithyrambus; Schiller: An die Freude; Dithyrambe; Göthe: Wanderers Sturmlied), welche sich aber nicht blos auf den Taumel der Weinseligkeit oder die Seligkeit des Weintaumels beschränken, sondern auch auf andere Genüsse sich ausdehnen, in welchen der Mensch oft in ausgelassener Freude jubelt und schwelgt, und so lange toset und tobet und taumelt, bis er — zu Lallen und Fallen übergeht.

Die größten Odendichter unseres Volkes sind Klopstock und Platen.

*) Schuster, Poetik, 1874. S. 49.

2. **Die Form:** Diese Strophe heißt nach ihrem Erfinder, dem griechischen Dichter Alkäos, die alcäische.

Genaueres über die Strophe vgl. oben (Hölderlins Rückkehr in die Heimat, Erl. III[3], S. 52. 53.).

Diejenigen Silben, welche in dem auf S. 52 abgedruckten Schema ⏑̄ bezeichnet sind, dürfen lang und kurz sein.

3. **Erläuterungen:**

Str. 1. Der Seraph stammelt, nämlich: dein hohes Lob (V. 3.): Auch die Sprache der höchstgestellten Engel ist nur ein Stammeln, erweist sich unzureichend, das hohe Lob des Gottessohnes würdig zu besingen. Im einfachen Liede nennen wir unser menschliches Lob Gottes auf Erden ein Stammeln und hoffen, eine würdigere Sprache im Himmel zu finden zum Lobe Gottes —:

> Ich, der hier nur stammeln kann,
> Bete einst dich würd'ger an.

Der Odendichter findet keines Geschöpfes Sprache ausreichend zum würdigen Lobe des Gottessohnes. — Die Unendlichkeit, d. h. die unendlich große Weltschöpfung bebt nach, läßt dem Stammeln des Seraphims dessen Echo nachtönen. — O Sohn! = Du eingeborner Sohn Gottes; — Wer bin ich? Wenn das Lob der höchsten Engel nur ein Stammeln ist, darf ich armer, schwacher, niedriger Mensch mich an das Lob des Erlösers wagen? Ists nicht eine Anmaßung, ein unberufenes Zudrängen zu einem Werke, dem ich doch ganz und gar nicht gewachsen bin? —

Str. 2. Auf die am Schluß der 1. Str. aufgeworfene Frage antwortet der Dichter: Staub vom Staube! (bin ich). -- Doch wohnt &c. Der unsterbliche Geist, welcher in dem verweslichen Leibe („in den Verwesungen") wohnt, ist von hoher Abkunft; denn er ist göttlichen Geschlechts, Hauch aus Gottes Munde. — Und denkt Gedanken [ergänze: so erhabener Art], daß &c. Entzückung ist die höchste Freude, aber sie ist mit Schauer vermischt und wird durch Schauer geheiligt. Unsere Freude in dem HErrn ist eine Freude mit Zittern.

Str. 3, 1. Wie steht oft bei Klopstock statt als oder denn. — Der Leib wird Schatten der Seele genannt, weil er das Abbild der Seele ist, nicht, wie Gößinger angibt und Kehrein annimmt, weil er das Seelenleben verdunkele. Als Schatten der Seele ist der Leib mehr denn bloße Verwesung. Der Leib ist ferner eine Hütte der Seele (vgl. 2. Cor. 5, 1. 4. 2. Petr. 1, 14.). V. 3. 4: Wenn jetzt schon in den Nerven des Leibes (Str. 2, 3. 4.) deiner Seele Gedanken Entzückung und Schauer wiederklingen lassen, — welche hohen, mit Schauer vermischten Freuden werden des Leibes warten an dem Orte und Tage seiner Auferstehung!

Von dieserartigen Trunkenheiten redet auch David im Ps. 36, 9: Sie werden trunken von den Gütern deines Hauses, und du tränkest sie mit Wollust als mit einem Strom.

Vgl.: „Petrarcha und Laura“ von Klopstock:
Auf die Hügel der Ruh, wo's vor Entzückungen
Taumelnd schwebt um mein trunkenes Haupt.

Str. 4. Der Leben = ein ungewöhnlicher Genetiv der Mehrzahl von das Leben. Das Feld ist ein Schauplatz für die Leben — vgl. Str. 2, 2, wo wir statt der Verwesung auch die Mehrzahl als Form der Erhabenheit fanden.

Schlummerten = werden geschlummert haben. Schlummer und Schlaf ist für den Christen der Tod, aus welchem Gottes Stimme uns wecken wird. —

Adams Enkel = jeder einzelne Nachkomme und die gläubige Nachkommenschaft Adams, die in Christo entschlafene Menschheit — wird, was sein Vater war = d. h. ein Leben (vgl. V. 4.), nicht, wie Kehrein hier erklärt, unschuldig und unsterblich; denn von der gesamten Menschheit, wie Kehrein das Wort Enkel erklärt, kann letzteres am Auferstehungstage nicht prädiziert werden. Jene Worte „was sein Vater war“ sind eine Umschreibung. — Der Schöpfung Armen = „der schaffenden Kraft Gottes.“ Die Dichter lieben es, die Person unpersönlich zu machen, das Konkretum zu einem Abstraktum, gleichwohl aber die Prädikate der Person bei dem Abstraktum beizubehalten. Vgl. Lenaus drei Indianer:

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter.

Hier steht Himmel statt des persönlichen Gottes, dort Schöpfung statt des Schöpfers.

„Also ward der Mensch eine lebendige Seele“ — diese Worte im Schöpfungsberichte stellt der Dichter in Str. 4, 3. 4 dar: Unter Jauchzen reißt sich der Mensch los, der Leib dem Erdenstaube, die Seele Gotte, und das selbständige Leben steht da.

Str. 5. Das Auferstehungsfeld ist unsre ganze Erde — am jüngsten Tage, wo die Sonne zum letzten Male auf- und untergeht, weil sie für die neue Erde nach Offb. Joh. 21, 23 entbehrlich ist. — Konstruiere: Wann seh' ich dich, du Feld, welches voll heiliger Toten ist vom Anfang bis zum Untergang der letzten der Sonnen? — Wann seh' ich dich = Gegenwartsform ist statt der der Zukunft gesetzt. — Wann weint mein Auge unter den tausendmaltausend [Augen seine Freuden-] Thränen?

Str. 6. Der Dichter sehnt die Auferstehung mit heißer Inbrunst herbei, möge der Schlaf nun noch einige Stunden oder Jahrhunderte dauern. Er rechnet sich in diesem Augenblicke bereits zu den Schlummernden, seine entzückte Seele vergißt, daß sie noch im Leibe wallt, diesseit des Grabes. Der Dichter erkennt an dem Säumen der Stunde des Erwachens, daß er noch nicht schlummert — denn im Schlummer gibts kein Zeitmaß, da sind Stunden und Jahrhunderte gleich.

O helle Stunde! Der gewöhnlichen Auffassung, welche die Todesstunde eine dunkle, schwarze nennt, gegenüber wird dieselbe hier und auch sonst hell genannt, weil sie nicht gefürchtet, sondern ersehnt ist, aus der Nacht zum Lichte führt; vgl.:

O schöner Tag und noch viel schönre Stund,
Wann wirst du kommen schier,
Da ich mit Lust und hohem Freudenmund
Die Seele geb' von mir
In Gottes treue Hände 2c.

Str. 7. Der Tod ist nur ein Gespiele der Ruhe und des Schlafes. — Wo bist du, du Ort, wo mein Leib als Saat für die Ewigkeit schlummern, wo das Leben der Unsterblichkeit entgegenreifen soll? Vgl. Klopstocks Grabschrift für seine Gattin Meta:

Saat, von Gott gesät,
Am Tag der Garben zu reifen.

Str. 8. Das Bestreuen der Gräber mit Blumen ist allgemeine Sitte in Dänemark. In „Rothschilds Gräber“ sagt der Dichter: „Streue Blumen umher! Der Frühling ist wieder gekommen! Wiedergekommen, ehr' ihn! Blüte bekränzte sein Grab! Daniens schöne Sitte, die selbst dem ruhenden Landmann freudighoffend das Grab jährlich mit Blumen bedeckt, Sei du festlicher jetzt, und streu um des Königs Gebeine, Auferstehung im Sinn, Kränze des Frühlings umher“.

Str. 9. Zu sterben ist ein Wunsch von großer Aussicht (der Dichter hat den bloßen Genetiv der Eigenschaft gebraucht), aber nur bei Glücklichen findet sich dieser Wunsch, und nur für Glückliche ist diese Aussicht vorhanden. Glücklich sind nur die der Erlösung in Christo gewissen Seelen, „die, welche die Hoffnung der Unsterblichkeit und Auferstehung glücklich macht“ (Klopstock).

Str. 10. Throngesang = den Gesang der Engel vor Gottes Thron. sänge = besänge.

Str. 11. Doch er kommt von den Gedanken an's Sterben um deswillen zurück, weil er gern am erreichten Ziel sterben will: Er wünscht erst seinen Messias vollenden zu können.

Str. 12. Gewaltiger — als die der Schriftgelehrten und Pharisäer (Matth. 7, 29.). — Zeige die Wege deiner Kraft und Erhabenheit, worauf = d. i. auf welche die Seher, die Apostel, mit Wonne aufmerksam gemacht haben.

Str. 13. Die Ferne läßt allerdings vieles dunkel — daher sie eine „Nacht“ genannt wird.

Str. 14. Klopstock unterscheidet die irdische Ewigkeit und Unsterblichkeit, den Ruhm der Nachwelt, von der wahren, himmlischen Ewigkeit. Die irdische Palme gilt ihm wenig, die himmlische, aus welcher Gott den Überwindern ihren unvergänglichen, unverwelklichen Kranz windet, alles. Diese himmlische Palme wird auch in der Rechten getragen (Str. 14, 4.).

Str. 15. 16. „Die Palme wehet“ nämlich für mich. Lehre meinen erhabensten Gedanken Hoheit, d. h. führe ihn über sich hinaus zu deiner Erhabenheit, gieße ihm Wahrheiten unvergänglicher Gattung ein. (Gib mir deinen heiligen Geist und Kraft aus der Höhe, Liebesflamme, entzündet am Gottesaltare zu heißester Liebe gegen den, der mich zuerst geliebt hat.) —

4. Entstehung und Zweck des Hymnus: Schon auf der Schule

hatte sich Klopstock mit der Idee getragen, ein großes Epos zu verfassen. Durch eine Vision glaubte er sich auf die Dichtung des Messias hingewiesen. Von diesem großen religiösen Epos hatte er bereits drei Gesänge in Prosa niedergeschrieben, welche er in Leipzig in Hexameter umarbeitete und 1748 in den „Bremer Beiträgen" veröffentlichte. Mit großer Begeisterung und Bewunderung ward dieser Anfang von vielen aufgenommen, und ein Minister Friedrichs V., Königs von Dänemark, nämlich Graf von Bernstorff, zog den jungen Dichter nach Kopenhagen, gab ihm ein Jahrgehalt, damit er in unabhängiger Muße sein Epos vollenden könne. Mitten in der Arbeit aber überkam wohl den Dichter das Gefühl, daß er einen über seine menschliche Kraft hinausreichenden Stoff gewählt, daß er sich verstiegen habe und noch lange nicht im stande sei, den Stoff in würdiger Weise zu behandeln. Diesem Gefühle des Zweifels, ob er recht gethan, und der Ohnmacht gibt der Dichter in diesem Hymnus Ausdruck.

5. **Gedankengang:** Das Lob des Erlösers ist selbst im Munde der höchsten Engelwesen ein unvollkommenes — darf ich es da wagen, des Erlösers Lob zu singen, ich Staubgeborener? (Str. 1.) Aber ich besitze auch einen Geist, der göttlichen Ursprungs, der dem Erlöser verwandt ist (Str. 2.), und selbst mein Leib ist nicht nur sterblich, er hat auch einen unverweslichen Keim in sich (Str. 3) und wird einst auferstehen und leben (Str. 4.). Wann werde ich das Totenfeld lebendig werden sehen? (Str. 5.) Möchte diese Stunde der Auferstehung jetzt schon da sein und die Stunde des Schlafes zu Ende gehen! Doch lebt der Dichter noch, der sich schon im Grabe wähnte (Str. 6.). So komme wenigstens, du Todesstunde; ich fürchte dich nicht. (Str. 7.) Mein Grab würde ich mit fröhlichen Gedanken begrüßen, mit bunten Blumen bestreuen (Str. 8.). — Ich fürchte den Tod nicht, ich ersehne ihn, weil er mich zu Jesu führt. (Str. 9.) Droben träte ich unter den Reigen der Sänger und priese den, den meine Seele unaussprechlich liebt, den Sohn des Vaters (Str. 10.). Doch will ich nicht jetzt schon sterben, da ich meine irdische Aufgabe noch nicht gelöst habe. Lasse mich erst mein Lied vollenden zu Deinem Preis (Str. 11.). Unterstütze mich darin, du Meister, von Gott gekommen. (Str. 12.) Laß ein Licht von oben auf meine Pfade fallen (Str. 13.). Mein Geist sehnt sich, Dir, nicht den Menschen zu gefallen, er dürstet nach der Palme der Seligkeit. (Str. 14.) Führe mich nach dem Siegespreise und erhebe du mich im Fluge meiner Gedanken, du erhabenste Majestät (Str. 15.). Laß meinen Preis Deiner Herrlichkeit einen Nachhall, ein Echo der himmlischen Hymnen auf Erden werden. (Str. 16.)

[Litterarisches: Vetterlein I, S. 254. — Gruber I, S. 102. — Weickert, Programm von Luckau 1840. — *Götzinger II, S. 75. — *Kehrein, S. 413. — *Reuter, S. 110.]

32. Der Zürchersee.

[Klopstocks Oden. I. Bd. S. 83. Leipzig, Göschen. 1798.]

1. Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

2. Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in rötendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft.

3. Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

4. Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt:
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.

5. Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh,
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verriet es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

6. „Hallers Doris", die sang, selber des Liedes wert,
Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge sangen,
Und empfanden, wie Hagedorn.

7. Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest du, Freude!
Volles Maßes auf uns herab!

8. Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

9. Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

10. Ach du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner, und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

11. Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beßre sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der tauenden Ros' umkränzt;

12. Wenn er dringt bis ins Herz, und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

13. Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen wert!

14. Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin

Sohn und Tochter noch sein; mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

15. Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beim Himmel! nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen wert!

16. Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

17. Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

18. Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;

19. O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

1. **Form.** Über die dritte, bzw. vierte asklepiadeische Strophe vgl. Erl. III³, S. 63.

2. **Erläuterungen. Str.** 1. Schön muß mit Pracht verbunden werden; freilich ist dieser Satz etwas sonderbar, und mag sich dadurch Götzinger früher bewogen gesehen haben, schön als Adverb mit verstreut zu verbinden. — „Das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt“: Ähnlich ist die Stelle eines Briefes Klopstocks über den Rheinfall bei Schaffhausen: „Welch ein großer Gedanke der Schöpfung ist dieser Rheinfall! Ich kann itzt davon weiter nichts sagen: ich muß diesen großen Gedanken sehen und hören“. — Der Sinn dieser ersten Strophe ist folgender: Die Natur mit ihrer Pracht und Mannigfaltigkeit ist schön, aber ein frohes Menschenantlitz, welches sich in die Wunder der Natur denkend versenkt, ist noch schöner. Einen ähnlichen Gedanken spricht auch Hagedorn aus:

> Wie lieblich ist des heitern Himmels Wonne,
> Der reine Mond, der hellen Sterne Heer,
> Aurorens Licht, der Glanz der güldnen Sonne,
> Und doch ergötzt ein schön Gesicht noch mehr.

Götzinger macht mit Recht darauf aufmerksam, daß diese Ode zwei Eingänge habe, nämlich Str. 1 als ersten und sodann Str. 2 und 3 als zweiten Eingang. Ich möchte darum diese Str. 1 mehr als ein Motto ansehen, welches der Dichter seiner Ode vorgesetzt hat und in welchem er aussprechen wollte, daß seine Gabe nicht sei, die Schönheiten der Natur plastisch zu gestalten, sondern daß er vorziehe, im Reiche der Reflexionen zu weilen, daß seine Gedanken zu den Menschen gezogen werden, welche gern über die Schöpfungsgedanken nachdenken. Eine solche Seele war die 17jährige Schinz,

welche nachmals des Antistes Heß (von welchem wir ein s. Z. geschätztes Leben Jesu besitzen) Gemahlin wurde, damals an der Fahrt über den Zürchersee teilnahm und mit Klopstock ernste, religiöse Gespräche während der Fahrt pflog.

Str. 2. 3. Diese Strophen müssen folgendermaßen konstruiert werden: Süße Freude, komme entweder von den Traubengestaden des schimmernden Sees her, oder, falls du schon wieder zum Himmel aufgeflogen sein solltest, so komm in rötendem Strahle auf dem Flügel der Abendluft, und lehre das Lied so jugendlich heiter sein, wie du selbst bist, so lebhaft und begeistert, wie das Jauchzen des Jünglings, und zugleich so sanft, wie die Geliebte des Dichters, Fanny ist. (Über Fanny vgl. die Biographie des Dichters.)

Der Dichter ruft die Freude zum Beistande an, welche er während der Fahrt empfunden hat, und doch zweifelt er, ob er diese von ihm persönlich gedachte Freude von den traubenreichen Gestaden des Sees herbeirufen könne, oder vom Himmel wieder herabrufen müsse, da sie sicher nur kurze Zeit auf Erden weile.

Str. 4. Mit dieser Strophe beginnt Klopstocks Schilderung der Fahrt, welche von Hirzel zu Ehren Klopstocks veranstaltet war und am 20. Juli 1750 von 18 Personen, 9 Männern und 9 Damen, Morgens um 5 Uhr von Zürich aus unternommen wurde. — Uto = der Ütli- oder Huetliberg bei Zürich. Der Dichter personifiziert auch hier, wie sich aus dem Weglassen des Artikels ergibt. — Mit dem Zusatz „freie“ will Klopstock die Züricher, bzw. die Schweizer auszeichnen; er sollte sich bald überzeugen, daß man um ihrer Freiheit willen die Züricher nicht zu beneiden Ursache habe. (Vgl. Klopstocks Brief an Gleim vom 8. Okt. 1750.) — Gebirge ist hier kein ganz glücklicher Ausdruck statt Hügel oder Berg.

Str. 5. Hirzel hat selbst die Fahrt in einem Briefe an E. v. Kleist am 4. Aug. j. J. ausführlich beschrieben. Darin heißt es: „Ein vorhergegangenes Donnerwetter hatte die allzuschwüle Luft gereinigt und die brennende Hitze dieser Jahreszeit gemildert. Sanft blasende Weste folgten uns nach, trieben unser Schiff sachte fort und heiterten den Himmel, der anfangs noch mit leichtem Gewölk bezogen war, vollends auf, so daß wir bald die Natur im hellsten Sonnenglanze prangen sahen.“ — Die schneebedeckten Alpen erscheinen silbern. Die Stimmung der Gesellschaft wurde animierter, man wurde nach und nach mit einander vertrauter.

Str. 6. „Hallers Doris“ ist Akkusativ und Objekt, und es ist zu konstruieren: Die Daphne, die selbst wert gewesen wäre, besungen zu werden (die Gattin) Hirzels, welchen Kleist ebenso innig wie Gleimen liebt, sang die Doris von Haller, d. h. ein Lied, durch welches Haller seiner späteren Gattin Mariane seine Liebe gesteht. Hirzels Daphne, d. h. Johanna Maria Hirzel, geb. Ziegler, war während der Fahrt eigentlich Klopstocks Begleiterin; allein er wandte bald seine Aufmerksamkeit dem obenerwähnten Fräulein Schinz zu und fand sich wohl veranlaßt, durch diese spätere Aufmerksamkeit seine früheren Verstöße wieder gut zu machen. Übrigens gefiel jener Gesang der Frau Hirzel Klopstock so gut, daß er die Sängerin auf der Rückfahrt um Wiederholung des Gesanges bat und dann selbst die Sängerin durch

seinen Gesang unterstützte. — Die Konstruktion ist recht schwerfällig; durch das: „die sang“ tritt „Hallers Doris“ noch stärker als durch die Voranstellung hervor, und es wird noch schwerer, die rechte Konstruktion zu entdecken. — Der Attributivsatz „den — liebt“ schließt sich auch nicht gut an „Hirzels Daphne“ an. — Hirzel hatte Kleist in Potsdam 1747 kennen und schätzen gelernt; die Freundschaft Kleists und Gleims aber ist schon früher erwähnt. (Vgl. Kleists Biographie, Erl. III[3], S. 112). — „wie Hagedorn.“ Hirzel erzählt, daß Klopstock selbst während der Fahrt mehrere Stellen aus seiner Messiade verlesen habe, das Glück der Bewohner auf der Milchstraße und den Bericht des Stammvaters der dort wohnenden Menschen über das traurige Los der gefallenen Brüder auf der Erde (5. Gesang), die Stelle von Lazarus und Cidli (4. Ges.) und endlich die Schilderung des Abbadona (Ges. 5, V. 486 ff). Diese Vorlesung hatte eine ernste Stimmung hervorgerufen, so daß Klopstock selbst, um jene zu verscheuchen, einiges von Hagedorn sang, dem Sänger leichter, lebensfroher Lieder. In dieser Strophe hat Klopstock somit alle Koryphäen des Dichterhimmels zusammengebracht: Haller, Kleist, Gleim, Hagedorn.

Str. 7. Die Au ist eine Halbinsel, dem Dorfe Meilen gegenüber liegend; dorthin kam man erst Nachmittags. Der Dichter übergeht in seinem reproduzierenden Berichte der Fahrt eine ganze Menge Einzelheiten, so das Anlanden an dem Landgute des Reisegenossen Keller, wo das Frühstück eingenommen wurde, den Aufenthalt in dem schönen Dorfe Meilen, wo man Mittagsrast hielt und während der Tafel auch Fannys Gesundheit ausbrachte. Er zeigt durch dies rasche Hinweggehen über den größeren Teil der Fahrt, daß er sein Unvermögen, die Naturschönheiten und das Reizende der Fahrt würdig hervorzuheben, wohl erkannte. Der Aufforderung an ihn, welche ein Mädchen während der Fahrt mit den Worten ausgesprochen hatte: „Wer wird uns die Schönheit der glänzenden Wasserfläche und dieser reizenden Landschaft würdig schildern?“ konnte Klopstock nicht genügen. Was er bietet, ist nur die Schilderung oder besser die Darstellung seiner Gedanken über den Genuß des Umgangs mit Freunden.

Str. 8. Ursprüngliche Lesart war: „Dich, Dich empfanden wir“, eine Form, welche Viehoff und Götzinger vorziehen, ohne zu bedenken, daß das Metrum die jetzige Form fordert. Denn das Metrum hat für die letzten 6 Silben folgende Gestalt:

–́ ◡ ◡ –́ ◡ –́

Das erste dich kam in den Hochton, das zweite aber, welches doch noch emphatischer klingen sollte, war tonlos geblieben; darum hat der Dichter offenbar die Stellung geändert und — gebessert.

V. 2—4 sollen folgenden Gedanken aussprechen: Ja, du warest es selbst, deren Schwester die Menschlichkeit ist, welche mit dir, der unschuldigen, sich verbindet (spielt), die sich in vollem Maße über uns ergoß, also die unschuldige Freude, welche der Umgang mit Menschen, der Freundeskreis, hervorbringt.

Str. 9 u. 10 beginnen den Hauptteil des Gedichtes. Der Dichter will die Freundschaft als die Bringerin der höchsten Freude feiern und fängt mit der Grundform der Freude an, eine Steigerung zwischen den Freuden des Lenzes, des Weines, des Nachruhms und der höchsten, der Freude der Freundschaft, versuchend.

Str. 10. „Ach, du machst das Gefühl siegend". Der Sinn dieser sonderbaren, äußerst abstrakten, nimmermehr poetischen Worte ist der: Du (o Lenz) verstärkst die Gefühle der Liebe, so daß sie nicht nur deutlicher zu Tage treten, sondern auch den Bann des Schweigens durchbrechen und durch den Mund, den der Lenz mit zauberischer Gewalt öffnet, ausgesprochen werden und den Sieg über das ersehnte Herz erringen.

Str. 11. 12. Auch der Wein ist etwas Schönes, wenn er mäßig, wie es Sokrates empfahl, genossen wird, und sein Genuß nicht Zweck ist, was derselbe dem Trinker ist, der deshalb die edlen Wirkungen des Weingenusses nicht kennt oder, wie Klopstock hier ungewöhnlich sagt, verkennt, sondern das Mittel, sanftere Empfindungen, edlere Gedanken weckt, den Mut für edle Entschlüsse belebt, also auf Gefühl, Verstand und Willen veredelnd einwirkt und die Verachtung dessen lehrt, was des Weisen unwürdig heißen muß.

Str. 13—15. Auch die Freude, welche der Ruhm dem Herzen erweckt, ist etwas Süßes, und der Gedanke, daß man auch in der Nachwelt nicht vergessen sein werde, ist so großer Freude voll, daß man für alle aufgewandte Mühe sich reich belohnt weiß („ist des Schweißes der Edlen wert").

Str. 14. „bei der Urenkelin Sohn" ist allerdings mehr scherzhaft, wie Viehoff gefühlt hat, als erhebend.

„vom Grabe her" = aus dem Grabe.

genennet (übrigens schlechte Form statt genannt) und gerufen sind nicht als Infinitive das Passivums (vgl. Gößinger) sondern als Participia anzusehen, und zwar, wie Viehoff richtig nachweist, als Participia des Präsens Passivi, aufzulösen durch indem = indem man genannt wird.

Str. 16, 2. „wissen ein Freund zu sein" heißt nicht: verstehen, ein Freund zu sein, die Pflichten eines Freundes zu üben wissen, sondern „in dem Arme des Freundes" (liegend) das Bewußtsein zu haben, daß man ein Freund ist. Daß man einen Freund hat, weiß man, weil man ja den Freund umarmt, aber in der Umarmung des Freundes fühlt man zugleich, daß man ein Freund ist, geliebt wird. Und dies Bewußtsein des Geliebtwerdens ist Seligkeit auf Erden. — „Nicht unwürdig der Ewigkeit", ist abhängig von Leben, nicht von einem zu ergänzenden man, wie Viehoff vorzieht.

Str. 17—19. Der Dichter denkt nicht nur an die fernen Freunde, wie Gößinger meint, sondern auch an sie. Hier möchte er Hütten der Freundschaft aufrichten, nur wünscht er sich zu den lieben gegenwärtigen noch die alten treuen Freunde hinzu. Eine Unart gegen die gegenwärtigen Freunde finde ich in der Stelle nicht ausgesprochen, sondern nur den Wunsch, hier sich niederlassen, hier immer wohnen zu können; allerdings ist dieser

Wunsch an die Bedingung geknüpft, daß es ihm möglich sein könne, seine deutschen Freunde auch hieherzuziehen. Fromm heißt der Wunsch hier nicht, weil er vergeblich ist (pium desiderium), wie Götzinger auslegt, sondern, weil er ganz seinem innigen, seligen Freundschaftsgefühle entspricht, dessen Wesen die Pietät ist. — Tempe ist das reizende Thal des Flusses Peneus in Thessalien, Elysium ist die griechische Bezeichnung für den Aufenthaltsort der Seligen.

3. **Zur Würdigung.** Ein sehr ungünstiges Urteil fällt Gruppe, der freilich darin irrt, daß er III, S. 87 sagt: „Im Zürichersee behandelt Kl. sein Lieblingsthema, den Wert der Dichterunsterblichkeit.“ Wir haben oben gesehen, daß der Preis der Freundschaft die Spitze und Aufgabe der Dichtung ist. Aber hören wir, was Gruppe weiter unten (S. 90) sagt: „An den schönsten und dankbarsten Anschauungen geht er vorbei, aber er hat durchaus keine Zeit, er gönnt weder sich noch uns die geringste Rast. Kaum hat er das Wort vom „schimmernden See“ hingeworfen, so ist das nächste: „Oder flohest du schon wieder vom Himmel auf?“ Er spricht nur eben vom „rötenden Strahle“ und dem „Flügel der Abendluft“, aber sogleich heißt es: „Komm, und lehre“. — Im selben Augenblick, wo sich uns „der silbernen Alpen Höh entwölkt“, ist er auch schon wieder bei der Jünglinge Herz, das sich beredter verrät. Die Au nimmt in die Arme des Walds (?), aber er läßt uns hier keine Ruhe finden, sondern treibt uns fort zu der Göttin der Freude, von da zum Lenz, zur Flur, zu den Herzen der Jünglinge und Mädchen, zur blühenden Brust, aber gleich wieder zum Wein, zu Empfindungen, zu Gedanken, zum sokratischen Becher, zur tauenden Rose, zu Entschließungen, zum Säufer, zum Weisen, zum Ruhm, zur Unsterblichkeit, zum Schweiß der Edlen:“ Das ist eine vielfach übertreibende und ungerechte Darstellung, in welcher sich auch noch dies und jenes Mißverständnis Gruppes einschleicht. So ist es für uns keines Fragezeichens bedürftig und vollkommen verständig, daß Klopstock sagt: „Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden kühlen Arme des Walds.“ Wir verweisen nur auf unsere Erläuterung der 7. Str. Und wenn wir Klopstocks Gedankengang nachgehen wollen, so werden wir finden, daß er in Str. 7. die Freude besingt, welche auf den Kreis der Freunde und Freundinnen volles Maßes herabkam, und daß er dieser Freude nichts Gleiches weiß, weder den Lenz und dessen Freuden (St. 9. 10.), noch die Freuden des Weines (Str. 11. 12.), noch die Freuden, welche der Ruhm hervorbringt. (Str. 13. 14.) So kann er abschließend diese Freude der Freundschaft am höchsten stellen. (Str. 15 ff.) — Nunmehr finden wir auch, daß Klopstocks Ode im Eingange (vgl. Str. 2. 3.) nichts anderes vorbereitet hat, als diesen Genuß freundschaftlichen Zusammenseins. Natur und Wetter, Unterhaltung und Gesang haben die Herzen empfindender und beredter gemacht, sie haben die fröhliche und vertraute Stimmung hervorgebracht, welche Klopstock in diesem Gesange als der Freuden höchste besingen will. Und doch ist soviel auch Gruppe gegenüber zuzugeben,

daß diese ganze Ode nichts von der Freude Klopstocks über die Fahrt auf dem schönen See und nichts von den herrlichen Naturgenüssen des Tages überhaupt zeigt, daß der Dichter nicht wiedergibt, was er von der Natur geschaut hat, sondern nur, was er im Umgange mit Männern und Frauen an Freuden genossen hat. Noch mehr, Klopstock lehnt es selbst in Str. 1 ab, Naturgenüsse zu beschreiben, er ist dazu mehr oder weniger unfähig. Andererseits sind es freilich auch nicht Gefühle, welche hier in Oden ausströmen, sondern Gedanken, welche in Strophen und Systeme gebannt werden. Es ist nicht sowohl ein Dichter, als ein Rhetor, welchem wir zu folgen gezwungen werden. Soweit müssen wir Gruppe Recht geben.

[Litterarisches: *Kurz III, S. 44. — Klopstocks Brief in Kl. Schmidt: Klopstock und seine Freunde. Halberstadt 1810. Bd. I, S. 103. — Vetterlein I, S. 225. — *Viehoff, ausgw. Stücke II, S. 1—16. — Gruber I, S. 83. — Gude I, S. 44. — Wernecke, S. 117. — Rochholz, S. 297. — Herling II. S. 372. — *Gruppe III, S. 88. — *Götzinger I, S. 163.]

---

33. An Ebert.

[Ebd. Bd. I, S. 33.]

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
 Tief in die Melancholey!
Ach du redest umsonst, vordem gewaltiges Kelchglas,
 Heitre Gedanken mir zu!
Weggehn muß ich, und weinen! vielleicht, daß die lindernde Thräne
 Meinen Gram mir verweint.
Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
 Weis' als Gesellinnen zu.
Wäret ihr nicht, und könnte der Mensch sein Leiden nicht weinen;
10 Ach; wie ertrüg' er es da!
Weggehen muß ich, und weinen! Mein schwermutsvoller Gedanke
 Bebt noch gewaltig in mir.
Ebert! sind sie nun alle dahin! Deckt unsere Freunde
 Alle die heilige Gruft;
Und sind wir, zween Einsame, — dann von allen noch übrig!
 Ebert! verstummst du nicht hier?
Sieht dein Auge nicht trüb' um sich her, nicht starr ohne Seele?
 So erstarb auch mein Blick!
So erbebt' ich, als mich von allen Gedanken der bängste
20 Donnernd das erstemal traf!
Wie du einen Wanderer, der, zueilend der Gattin,
 Und dem gebildeten Sohn,
Und der blühenden Tochter, nach ihrer Umarmung schon hinweint,
 Du den, Donner, ereilst,
Tötend ihn fassest, und ihm das Gebein zu fallendem Staube

Wachst, triumphierend alsdann
Wieder die hohe Wolke durchwandelst; so traf der Gedanke
Meinen erschütterten Geist,
Daß mein Auge sich dunkel verlor, und das bebende Knie mir
30 Kraftlos zittert', und sank.
Ach, in schweigender Nacht, ging mir die Totenerscheinung,
Unsre Freunde vorbei!
Ach, in schweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber,
Und der Unsterblichen Schar!
Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giseke lächelt!
Wenn, von der Radikin fern,
Unser redlicher Cramer verwest! wenn Gärtner, wenn Rabner
Nicht sokratisch mehr spricht!
Wenn in des edelmütigen Gellert harmonischem Leben
40 Jede Saite verstummt!
Wenn, nun über der Gruft, der freie gesellige Rothe
Freudegenossen sich wählt!
Wenn der erfindende Schlegel aus einer längeren Verbannung
Keinem Freunde mehr schreibt!
Wenn in meines geliebtesten Schmidts Umarmung mein Auge
Nicht mehr Zärtlichkeit weint!
Wenn sich unser Vater zur Ruh, sich Hagedorn hinlegt;
Ebert, was sind wir alsdann,
Wir Geweihten des Schmerzes, die hier ein trüberes Schicksal
50 Länger, als alle sie ließ?
Stirbt dann auch einer von uns, (mich reißt mein banger Gedanke
Immer nächtlicher fort!)
Stirbt dann auch einer von uns, und bleibt nur einer noch übrig;
Bin der eine dann ich;
Hat mich dann auch die schon geliebt, die künftig mich liebet,
Ruht auch sie in der Gruft;
Bin dann ich der Einsame, bin allein auf der Erde:
Wirst du, ewiger Geist,
Seele, zur Freundschaft erschaffen, du dann die leeren Tage
60 Sehn, und fühlend noch sein?
Oder wirst du betäubt zu Nächten sie wähnen und schlummern,
Und gedankenlos ruhn?
Aber du könntest ja auch erwachen, dein Elend zu fühlen,
Leidender, ewiger Geist.
Rufe, wenn du erwachst, das Bild von dem Grabe der Freunde,
Das nur rufe zurück!
O ihr Gräber der Toten! ihr Gräber meiner Entschlafnen!
Warum liegt ihr zerstreut?
Warum lieget ihr nicht in blühenden Thalen beisammen?
70 Oder in Hainen vereint?

Leitet den sterbenden Greis! Ich will mit wankendem Fuße
　Gehn, auf jegliches Grab
Eine Cypresse pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
　Für die Enkel erziehn,
Oft in der Nacht auf biegsamem Wipfel die himmlische Bildung
　Meiner Unsterblichen sehn,
Zitternd gen Himmel erheben mein Haupt, und weinen, und sterben!
　Senket den Toten dann ein
Bei dem Grabe, bei dem er starb! nimm dann, o Verwesung!
80 　Meine Thränen, und mich!
Finstrer Gedanke, laß ab! in die Seele zu donnern!
　Wie die Ewigkeit ernst,
Furchtbar, wie das Gericht, laß ab! die verstummende Seele
　Faßt dich, Gedanke nicht mehr!

1. **Entstehung.** Diese Ode ist eine der ältesten; sie entstand schon 1748 und vermutlich noch in Leipzig, wo Kl. in dem „litterarischen Vereine“ die meisten jener Freunde fand, welche in dem Gedichte erwähnt waren.

2. **Form.** Diese Elegie (vgl. über die Dichtgattung Erl. I³, S. 183.) ist im ersten archilochischen Metrum gedichtet, welches folgende Form hat:

–́ ◡◡ | –́ ◡◡ | –́ ◡◡ | –́ ◡◡ | –́ ◡ ◡ | –́ ◡
–́ ◡ ◡ | –́ ◡ ◡ | –

d. h. der erste Vers dieses zweizeiligen Metrums ist ein Hexameter (vgl. Schlegels Hexameter, Erl. Bd. IV.), der zweite, der sog. kleinere archilochische Vers, ist ein halber Pentameter (vgl. Erl. II³, S. 246.)

3. **Erläuterungen.** Ebert, Joh. Arnold, an welchen die Elegie gerichtet ist, ist am 8. Febr. 1723 zu Hamburg geboren und war mit Hagedorn näher bekannt. Seit 1743 studierte er in Leipzig Theologie, wurde aber 1753 Professor in Braunschweig, später Kanonikus und Hofrat und † den 19. März 1795. Besonderes Lob verdient seine Übersetzung der Skolien aus dem Griechischen.

V. 19. ff. ist eine ziemlich unverständliche Wortfolge. Der Gedanke ist: Ich erbebte so furchtbar und erstarb so plötzlich, wie ein Wandrer, welcher, auf dem Heimwege zu Gattin und Kindern begriffen, vom Blitzstrahl getroffen zusammenbricht.

V. 22. Der „gebildete Sohn“ = der wohl erzogene.

V. 31. „Die Totenerscheinung“. Viele Personen, namentlich in Schottland, sollen den traurigen Vorzug haben, einige Tage vor dem Tode einer im Dorfe lebenden Person deren Geistererscheinung bei Nacht zu sehen; die Gestalt des dem Tode Geweihten bricht irgendwo unter den Anzeichen der Todesart zusammen und verschwindet.

V. 34. „die Schar der Unsterblichen“ d. h. der seligen Geister. Vielleicht glaubt Klopstock auch jedem dieser dichtenden Freunde den Lorbeer der Unsterblichkeit zusprechen zu sollen.

V. 35. Nikolaus Dietrich Giseke (eig. Köszechi) war am 2. April 1724

zu Günz in Ungarn geboren, und mit seiner Mutter nach dem frühen Verluste des Vaters nach Hamburg gezogen, wo sich die Dichter Brockes und Hagedorn seiner freundschaftlich annahmen. Seit 1745 studierte er in Leipzig Theologie. Er wurde 1754 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1764 Superintendent in Sondershausen und starb dort 1765 am 23. Febr. Gärtner hat seine, größtenteils in den Bremer Beiträgen zerstreuten lyrischen, epischen und didaktischen Gedichte gesammelt und als „poetische Werke" (Braunschweig 1767) herausgegeben.

V. 36. Radikin = die Verlobte Cramers (Radik).

V. 37. Johannes Andreas Cramer ist am 29. Jan. 1723 zu Jöhstädt im sächsischen Erzgebirge geboren, ward auf der Fürstenschule zu Grimma für die Hochschule vorgebildet und studierte seit 1742 in Leipzig Theologie, ward dann 1748 Prediger zu Kröllwitz bei Magdeburg, 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg und Gieseckes Vorgänger; im J. 1754 ward er auf Klopstocks Empfehlung hin deutscher Hofprediger in Kopenhagen und 1765 noch Prof. der Theologie daselbst. In den Sturz Struensees mit verwickelt, legt er 1771 seine Ämter nieder und wird Superintendent zu Lübeck, ja 1774 erster Professor der Theologie und Prokanzler zu Kiel. 1784 wird er sogar Kanzler und Kurator der Universität, um welche er sich durch Stiftung des homiletischen Seminars und Bereicherung der Bibliothek sehr verdient gemacht hat. Auch das erste Schullehrerseminar für Schleswig-Holstein ist seine Gründung. Er war ein fruchtbarer Dichter rationalistisch angehauchter geistlicher Lieder und Herausgeber des neuen schleswig-holsteinschen Gesangbuches. Er starb am 12. Juni 1788. „Sämtliche Gedichte" erschienen Dessau 1782 in 3 Bdn., diesen folgten noch die „hinterlassenen Gedichte." Die modernen Gesangbücher haben von ihm eine große Fülle von Liedern aufgenommen.

Karl Christian Gärtner ist am 24. Nov. 1712 zu Freiberg im sächsischen Erzgebirge geboren und war mit Gellert und Ramler zusammen auf der Fürstenschule zu Meißen; in Leipzig war er anfangs ein Anhänger Gottscheds, fiel dann aber von ihm ab und trat den Männern bei, welche um die „bremischen Beiträge" sich einten; ja er ward der Herausgeber der „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes." (Bremen, 1745—48. 4 Bde.) Um 1745 ging er als Hauslehrer nach Braunschweig, ward aber dann 1747 Professor am Carolinum daselbst und 1780 Hofrat. Er † 14. Febr. 1791 (nicht, wie Kurz angiebt, 1747).

Seine „Reden" (1761 Braunschweig), Schäfer- und Lustspiele sind vergessen. Seine Produktivität war überhaupt nicht so bedeutend, als der Einfluß, den seine, des ältern Genossen, Kritik auf die jungen Freunde ausübte.

Gottlieb Wilhelm Rabener (Rabner ist um des Metrums willen verkürzte Form) wurde am 17. Sept. 1714 zu Wachau bei Leipzig geb., besuchte ebenfalls die Landesschule zu Meißen und schloß dort schon einen innigen Freundschaftsbund mit Gellert und Gärtner; in Leipzig erwählte er die juristische Laufbahn seit 1734. Schon 1741 ist er Steuerrevisor des Leipziger Kreises. Obwohl er zu vielen Reisen durch seinen Beruf genötigt war, fand er doch

zu schriftstellerischer Thätigkeit noch Zeit und Muße. Namentlich unterstützte er die Bremer Beiträge reichlich. Im J. 1753 ward er Obersteuersekretär in Leipzig. Seine Manuskripte gingen während eines Bombardements (1760) mit dem größten Teil seiner Habe zu Grunde. 1763 ward er Steuerrat. Er † 22. März 1771 zu Dresden. Rabener war ein seiner Zeit außerordentlich beliebter Schriftsteller. Seine Satiren haben zwar einen sehr harmlosen, zahmen Witz, aber auf die mittleren Schichten des Volkes hat er durch klare, reine, humorvolle Darstellung außerordentlich günstig eingewirkt, ähnlich wie Gellert auf einem anderen Gebiete gethan hat, dessen poetische Gabe wir auch nicht zu hoch anschlagen dürfen. Seine Satiren (4 Bde. 1751—55. Leipzig) erlebten in 25 Jahren 11 Auflagen. (10. Aufl. 1771. Leipzig. Dyk.) Die „sämtlichen Schriften“ erschienen 1777 in 6 Bdn. (Neueste Ausg. Stuttg. 1840. 4 Bde.)

V 39. Über Gellert vgl. Erl. II[3], S. 118.

V. 41. Von Heinr. Gottlieb Rothe wissen wir nur, daß er auch als Archivar in Dresden wegen seiner Liebenswürdigkeit und Geselligkeit sehr beliebt war. „Nun über der Gruft“ = zur Zeit noch unter den Lebenden weilend. Im folgenden Verse ist ein Witzbold Olde, später Arzt in Hamburg, und dessen Geliebte, die Sch.., jetzt ausgemerzt, während sie in älteren Lesarten citiert waren.

V. 43. Zweifelhaft ist, wie die Bezeichnung: „der erfindende Schlegel“ zu deuten sei. Cramer, der Zeit- und Vereinsgenosse Klopstocks, bezieht diesen Ausdruck auf Johann Adolf Schlegel, der am 17. Sept. 1721 zu Meißen geboren war und in Leipzig Theologie studiert hatte, dann später (1751) Diakonus und Lehrer in Pforta, 1754 Pastor und Professor in Zerbst und 1759 Pastor in Hannover geworden und als Konsistorialrat und Superintendent daselbst (seit 1775) am 16. Sept. 1793 gestorben ist. Dieser, der Vater von August Wilhelm und Friedrich von Schlegel, war auch als Dichter, besonders geistlicher Lieder, und als Mitarbeiter der Bremer Beiträge thätig. Vetterlein berichtet weiter: Er hatte nach seinem Abgange von der Akademie eine Hauslehrerstelle zu Strehla angenommen, von wo er an die Mitglieder der Dichtergesellschaft in Leipzig fleißig zu schreiben pflegte. Das nannten sie sein Exil, seine Verbannung. Kurz will dagegen lieber an Johann Elias Schlegel denken, einen älteren Bruder des Ebengenannten, geb. 28. Jan. 1718 zu Meißen, Schüler der Klosterschule Pforta, welcher in Leipzig die Rechte studierte, mit Gottsched bekannt wurde, einige Dramen, teilweise schon auf Schulpforta, verfaßte („Hermann“, „der Triumph der guten Frauen“), welchen Mendelsohn und Lessing Lob zollen, übrigens seit 1743 als Privatsekretär des sächsischen Gesandten in Kopenhagen (also im Auslande) weilte und am 13. August 1749 als Professor der Ritterakademie zu Soröe †. Auf diesen glaubt Kurz das Epitheton „der erfindende“ eher beziehen zu können, weil eben dieser Schlegel ein dramatischer Dichter gewesen sei. Allein die dichterische Seite hebt Klopstock nie hervor, sondern nur die rein menschliche, charakteristische Seite des Freundes, und darum haben wir wenig Grund an die, Fabeln für Dramen erfindende, Thätigkeit und Kunst des

Johann Elias Schlegel zu denken. Endlich, obgleich auch Elias dem Leipziger Dichterkreise angehört, muß ich doch mich deshalb für Adolf entscheiden, da Klopstock erst 1739 ins Kloster Pforta und 1746 in den Leipziger Kreis eintritt, also mit Elias schwerlich noch persönlich bekannt geworden sein kann, während er sicher mit Adolf in steter Berührung bleiben konnte.

V. 45. Auch Schmidt (Konr. Arnold), geb. 23. Febr. 1716 in Lüneburg, studierte in Kiel, Göttingen und Leipzig Theologie, ward an letztgenanntem Orte mit Gärtner, Gellert und den übrigen Freunden bekannt, erlangte im J. 1760 eine theologische Professur zu Braunschweig und † daselbst 11. Nov. 1789. Auch er war ein geistlicher Liederdichter im Geschmacke Gellerts, Adolf Schlegels und Cramers.

V. 47. Friedrich von Hagedorn nimmt allerdings zu den bisher Genannten die Stellung eines Vaters ein. Er ist schon am 23. April 1708 in Hamburg geboren und hat nach vortrefflicher Erziehung und Ausbildung seit 1726 in Jena drei Jahre hindurch Jura studiert, dann als Privatsekretär bei dem dänischen Gesandten Freih. von Söhlenthal in London seit 1729 gearbeitet, bis ihn unglückliche häusliche Verhältnisse nach Hamburg riefen, wo er Sekretair einer Handelsgesellschaft zu werden sich entschloß, um für seine Geschwister sorgen zu können. Er lebte seinem Beruf und den Musen bis zum 28. Okt. 1754.

Obgleich nicht von hervorragendem Talente, so hat er doch in der leichteren Lyrik und in der Fabel den Späteren die Wege zur Natur und Wahrheit gewiesen. (Seine poetischen Werke erschienen mit Lebensbeschreibung, Charakteristik und Auszügen seines Briefwechsels von J. J. Eschenburg. Hamburg 1800. 5 Tle. Neueste wohlfeile Ausgabe. Ebd. 1825.)

4. Gedankengang. Vom Weine geht der Dichter in trüber Stimmung hinweg und weint. Ein schwermütiger Gedanke hat ihn erfaßt. Und welcher? Klopstock setzt den Fall, daß alle seine Freunde außer Ebert sterben, daß nur Klopstock und Ebert noch leben, daß dann auch Ebert vor Klopstock in den Tod gehen werde und ebenso Klopstocks zukünftige Gattin, wie soll das Klopstock ertragen? Was wird er dann thun? Er will von Grab zu Grab als Greis pilgern und Cypressen pflanzen und weinen und sterben. Und bei dem Grabe, bei dem er gestorben sein würde, will er dann begraben sein. —

5. Zur Würdigung. Es liegt etwas unbegreiflich Unnatürliches in dieser Art von elegischer Stimmung. Daß jemand vom Weine zum Weinen übergeht, mag vorkommen, aber daß sich jemand in heiterer Umgebung von dem trüben Gedanken an den zukünftigen Tod gegenwärtiger Freunde und der zukünftigen Geliebten beherrschen läßt und in solche schauerliche Schwermut sich hineinphilosophiert, daß es dem Denkenden vorkommt, als könne Ewigkeit und Gericht nicht furchtbarer die Seele zerdonnern, als dieser Gedanke: Das ist krankhafte Empfindelei, das ist sonderbar und lächerlich. Empfindungen des Schmerzes über zukünftige, nicht etwa nahe bevorstehende, sondern nur als möglich gedachte Ereignisse und Thränen über irgend welche, in der Zukunft mögliche

Verluste, über eine später vielleicht eintretende Einsamkeit erinnern doch zu sehr an die Thränen, welche das dumme Katherlieschen weinte, als es im Keller Bier zapfen sollte und über sich die Kreuzhacke sah, und nun philosophierte, wie es gehen könne, wenn sie heiratete und Kinder bekäme, und die Kinder groß würden und eins in den Keller geschickt würde, um Bier zu zapfen, und die Kreuzhacke herabfiele und das Kind träfe und tötete.

Klopstock vermag freilich auch die künftige Geliebte anzusingen und ihr alle die Empfindungen der Liebe vorzulegen, welche der Dichter hat, ohne zuvor eine solche Geliebte zu haben. Dort gedachte Schmerzen — beweint; hier gedachte Liebe — besungen! Das sind keine wahren Gefühle, sondern Gefühlseinbildungen, wobei man es merkt, daß die Gefühle von der Anstrengung herrühren, zu welcher der Verstand gezwungen wird, um eine Geliebte oder einen Schmerz zu schaffen. Der Dichter quält und martert seinen Verstand denkend und redet sich dann ein, daß sein Herz von Gefühlen zermartert und zerdonnert sei! Sentimentalität nennen wir auch diese Art der unechten Empfindung. Allerdings dürfen wir diese Empfindelei nicht nur bei Klopstock suchen und tadeln, er teilte dieselbe mit seinen Zeitgenossen. Auch Ebert zwang sich selbst zu tief melancholischen Stimmungen, indem er den Schreibtisch mit Totenköpfen deckte.

Beachtenswert ist aber, daß diese Elegie, im Jahre 1748 an Ebert gerichtet, insofern sich inhaltlich genau erfüllt hat, als alle seine Freunde vor Ebert und Klopstock gestorben sind, dann Ebert verschied und zuletzt Klopstock, welcher auch seine „künftige Geliebte" Margaretha Moller seit 1758 durch den Tod verloren hatte, noch übrig blieb, um erst am 14. März 1803 hochbetagt, als der letzte aller Freunde des Dichterkreises zu sterben.

6. **Zur Vergleichung** teile ich noch eine Elegie Höltys mit, welche in offenbarem Zusammenhange mit diesem Gedichte, ja in einer wirklichen Abhängigkeit von der Klopstockschen Dichtung steht.

An Miller[1]. 1773.

[Gedichte. Ausg. v. Voß. 1782. S. 126.]

Miller, denk ich des Tags, welcher uns scheiden wird,
Faßt der Donnergedanke mich;[2])
Dann bewölkt sich mein Blick, starret zur Erd' hinab,
Schaut nur Bilder der Traurigkeit.
Ernst mit finsterer Stirn, wandelt die Stunde her,
Die mich fernet von meinem Freund.
Wandelt ernster, und schnell fliegt der gezuckte Dolch

[1]) Martin Miller, geb. 3. Dec. 1750 in Ulm, studierte mit Hölty in Göttingen Theologie und ward Mitbegründer des Hainbundes. Er zeigt eine Hölty verwandte weiche, sentimentale Natur im Lied wie im Roman. Gestorben ist er am 21. Juni 1814 als Dekan und geistlicher Rat zu Ulm. — [2]) Über die Form vgl. Leimbach, Deutsche Dicht. Bd. III³, S. 64. **)

In mein blutendes Herz hinab.
Eh dem Baume das Laub rötlich und gelb entweht,
10 Kommt der finstere Scheidetag,
Stürmt die Freunde hinweg, zucket und stürzt den Dolch
In mein blutendes Herz hinab.
Wann nun wieder den Baum schattendes Grün umrauscht,
Irr' ich einsam von Strauch zu Strauch:
Vor des Einsamen Blick schließen sich Blumen zu,
Und die rieselnde Quelle weint,
Und vom Nachtigallbusch tönet mir Seufzerlaut.
Ach die Seelen der Abende[3]),
Die uns Freunden entflohn, sammeln sich dann um mich,
20 Schön und lächelnd wie Seraphim,
Und die Bilder der Ruh, welche die Frühlingsnacht
Auf uns Glückliche niedergoß;
Deines trauten Gesprächs werd' ich und Freundesblicks
Dann begehren; und ach umsonst!
Deines Tugendgesangs[4]), welcher mich himmelan
Oft geflügelt; und ach umsonst![5])
In den Lauben des Mais, funkelt[6]) der Abendstern
Durch die Blüten, der oft belauscht
Unsrer Herzen Erguß, werd' ich dich spähn, den Arm
30 Nach dir strecken; und ach umsonst!
Nicht der flammende[7]) Wunsch, nicht der bethränte Blick
Bringt dich wieder in meinen Arm;
Und mein Klagegesang ruft der Vergangenheit,
Bis mich hüllet die Rasengruft.[8])
Und die hüllet mich bald! Lispelt das Rebengrün,
Wo du horchest der Nachtigall,
Zittert eine Gestalt, dämmernd in mildem Glanz,
Leises Fluges vor dir vorbei,
Winkt und lächelt dir zu: Miller, es ist dein Freund!
40 Durch die Blumen des Gartenbeets
Weht der Schatten dahin: Ahndung durchbebt dein Herz,
Und du schauerst vom Rasen auf,
Wandelst näher, und brichst, freudiger Wehmut voll,
Dir die Blume, die, wankend noch
Von des fliehenden Freunds Schimmergewand', im Tau
Seiner rinnenden Zähre glänzt.

[Litterarisches: *Kurz III, S. 52. 173. — Vetterlein I, S. 140. — Gruber I, S. 33. — Werneke S. 93.]

---

[3]) Vgl. oben die „Geister meiner Sünden" Erl. III[3], S. 66. 67. Die Seelen der Abende sind die Erinnerungen. — [4]) Miller dichtete viele ernstreligiöse Lieder. — [5]) Die Wiederholungen fanden wir auch mit Absicht angewandt, und zwar in der Form der Epiphora, d. h. am Schlusse der Sätze, in Klopstocks: Der Zürchersee; dort lesen wir wiederholt: „ist des Schweißes der Edeln wert." — [6]) Ist aufzulösen: „Wann der Abendstern — — funkelt. — [7]) Wir sprechen auch wohl von einem feurigen Sehnen. — [8]) Bis hierhin hat der Dichter nur den Schmerz der Trennung und die Sehnsucht der Getrennten nach einander geschildert, ohne daß an den Tod, so, daß nur an den Abschied zweier Freunde, von denen der eine ins Vaterland heimkehrt, zu denken ist. Eine Elegie auf eine nahe Scheidestunde ist diese Dichtung, und darum herrscht zwar eine weiche, melancholische Stimmung in derselben, wie sie Höltys Wesen entspricht, aber doch keine krankhafte, noch weniger eine unnatürliche, gesuchte, erkünstelte Schwermut, wie bei Klopstock.

Biographie des Dichters.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren. Mehrere schöne Jahre verlebte er an den Ufern der Saale in Friedeburg, wohin sein Vater zeitweilig versetzt war. Seit 1737 war Klopstock wieder in Quedlinburg, besuchte das Gymnasium daselbst und seit 1739 die berühmte Schulpforte bei Naumburg, von wo er 1745 zur Universität Jena in der Absicht abgieng, Theologie zu studieren. Dort bearbeitete er einstweilen einen Teil des Messias in Prosa, da er sich über das Versmaß noch nicht schlüssig machen konnte. In Jena gefiel es ihm übrigens nicht besonders. Er sehnte sich nach gleichgestimmtem Umgang und zog 1746 nach Leipzig, wo er eine Reihe von jungen Gelehrten in dem litterarischen Verein, in welchen er eintrat, schätzen lernte, unter ihnen einen Gärtner, Giseke, Ebert, Gellert, Schlegel, Zachariä, Schwabe ꝛc. Diese Freunde veranlaßten ihn zur Herausgabe der ersten drei Gesänge des Messias — und er erregte allgemeine Aufmerksamkeit in Deutschland, ja noch weiter hinaus. Nur Gottsched und sein Anhang tadelten den jungen Dichter; die Schweizer, Bodmer ꝛc. lobten ihn um so rückhaltloser. Eine Hauslehrer-Stelle in Langensalza (1748) führte ihn in eine unerwiederte Liebe zu einer Cousine, in welcher Liebe er sich fast verzehrte; Lebensfrische und Kraft gab ihm erst eine Reise in die Schweiz, zu welcher ihn Bodmer veranlaßt hatte, 1750 wieder. 1751 berief ihn der obenerwähnte Graf Bernstorff nach Kopenhagen mit 400 Thlr. Jahrgehalt. Unterwegs lernte er seine spätere Frau, die heißgeliebte Margaretha (Meta) Moller kennen. 1754 führte er diese heim, verlebte mit ihr die glücklichste Zeit seines Lebens, mußte sie aber schon nach vier Jahren sterben sehen. In Ottensen ist sie begraben. Mit dem weltberühmten Liede „Auferstehn“ richtete sich Klopstock in seinem Schmerze auf.

1774 berief ihn der Markgraf Friedrich von Baden nach Karlsruhe; dort fand er viele Auszeichnung, aber keine Heimat. Schon nach 2 Jahren zog er, übrigens von dem badischen Fürsten mit Titel und lebenslänglicher Pension beschenkt, als badischer Hofrat nach Hamburg, wo er ein arbeitsames Stillleben in der Nähe des Grabes seiner lieben Meta führte.

Als die französische Revolution anbrach, versprach sich der edle Geist anfangs sehr Großes und Gutes von derselben: er besang sie in Oden; man ernannte ihn zum französischen Bürger, wie auch Schiller. — Die Greuel, welche folgten, zeigten dem Idealisten und Enthusiasten seine Täuschung, Klopstock verbrannte im heiligen Zorn seine Freiheitsoden und dichtete ernste Strafgesänge.

Am 14. März 1803 starb der edle Dichter. Auf sein Leichenbegängnis werden wir weiter unten zurückkommen (vgl. Rückert, die Gräber zu Ottensen).

Klopstock muß neben Lessing als der große Bahnbrecher der Blüteperiode unserer Litteratur anerkannt werden. Er hat die Perücken und Zöpfe des Grammatikers und Verskünstlers Gottsched abgeschafft; — er hat das deutsche Volk mit seinen großen Gedanken: Religiosität, Vaterlandsliebe, Freundschaft in eine ganz neue, höhere Welt versetzt, zahlreichen Dichtern ihre Richtung gegeben; zahllose Menschen verdanken ihm eine mächtige segensreiche Einwirkung auf ihr inneres Leben. Seine Odenmaße, seine Hexameter — antiken Ursprungs — erwiesen sich als neu, als lebenskräftig, als umbildende und veredelnde Pfropfreiser, welche zur Freude der Nachwelt in den Sprachbaum eingesetzt wurden. Seine Hoheit, seine Kraft und sein Ernst machten ihn zum Mittelpunkte in der Litteratur, schafften ihm Bewunderer, Nachahmer und echte Jünger die Menge, und vielen der Jüngeren ist er ein edles Vorbild und ein guter Wegweiser geworden.

Er suchte früh nach dem Ruhme dichterischer Unsterblichkeit, und zwar in einem Epos; seine persönliche Herzensstellung führte ihn zu einem religiösen Epos; und da Miltons verlorenes Paradies auch in Deutschland entzückte, so wandte er sich zur lichten Kehrseite des Sündenfalls, zur Erlösung — zum Messias. Erst 1773 ward letzterer vollendet. Es ist übrigens der Messias kein Epos geworden; — es bringt das Gedicht Empfindungen statt der Handlung, es ist lyrisch, überschwenglich, zum Teil erbaulich — aber zum großen Teil auch erkünstelt und langweilig, so daß schon Lessing sagen konnte:

Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Bewunderer fand das Gedicht viele, Leser wenige. Auch über seine Oden darf man kein allzu günstiges Urteil abgeben. Es sind schöne Themata, welche er mit reinem, edlem, für alles Erhabene schwärmendem Geiste zu bearbeiten unternimmt, aber es fehlt die Anschauung, das lyrische Gefühl; es treten uns mehr Reflexionen des Verstandes, als Ergüsse des Gemütes entgegen. Außerdem hat er leider später seine Oden durch Versetzung mit germanischer und nordischer Mythologie unverständlich und ungenießbar gemacht. — Seine Dramen mit biblischen Stoffen sind mißlungen; ein Dramatiker war Klopstock am wenigsten. Seit 1766 wird seine Dichtung eine vorwiegend vaterländische. Die alten Skalden und Barden sollten wieder aufleben, der ursprüngliche Naturzustand sollte wieder hergestellt werden. So beglückte er die Welt mit seinen deutschtümelnden Bardieten, einer neuen Dichtungsart. — Seit 1775 ist er der die Weltereignisse und Weltgrößen betrachtende und wägende Geist. Der Göttinger Hainbund verehrt ihn abgöttisch. Von Schrullen und Einseitigkeiten war er nicht frei; wegen der elegischen Grundstimmung, wegen der Sentimentalität, die er nicht überwinden konnte, hat er eine eigentliche feste Ausprägung des Charakters nicht

gewonnen. Aber: „hadern wir nicht mit dem Morgenstern, daß er keine Sonne geworden. Sein Grab zu Ottensen unter der Linde, wo er an der Seite seiner Meta ruht, wird für jeden Deutschen, der den Mut hat, zugleich ganz ein Deutscher und ein Christ zu sein, für alle Zeiten eine ehrwürdige Stätte bleiben".*)

Werke des Dichters.

Der Messias. (1749—73) Gesang 1—3. (Bremer Beiträge.) Halle 1749. 4 Bde. 1773. Halle. - 2. Aufl. Kopenhagen. 1755—68. 3 Bde. (auf Königl. dänische Kosten ohne Schlußband.) - 3. Aufl. Rechtmäßige Ausg. letzter Hand. Altona 1780, 2 Bde. 1. und 2. Abdruck. (Übersetzt ins Französische, Englische, Italienische, Schwedische, Holländische, teilweise ins Lateinische und Griechische.) Die Preise schwanken zwischen 15 und 26½ Thlr.

Oden und Elegien. Darmstadt 1771. (Veranlaßt von der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, Unechtes enthaltend.) In 34 Ex. gedruckte Auflage.

Oden. Ausg. des Dichters. 1771. Hamburg. 2. Aufl. 1787. Leipzig. — Nachlese zu diesen Oden, ges. von Reg.-R. K. G. von Zangen. Wetzlar. 1779.

Geistliche Lieder. 1. Tl. Kopenhagen und Leipzig 1758. 2. Tl. 1769. Ebd. — Neue Ausg. Ebd. 1786. 2 Tle. Pelt. 1 Thlr.

Schauspiele. Der Tod Adams. Kopenhagen und Leipzig 1757 — 5. Aufl. Leipz. 1804. — Salomo, Trauerspiel. 1764. Magdeburg. — Hermanns-Schlacht. Bardiet. Hamburg 1769. Neue Aufl. 1784. — Hermann und die Fürsten. Bardiet. 1784. Hamburg. — Hermanns Tod. Bardiet. 1787 Ebd. — David. Ebd. 1772.

Drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs. Berlin 1753. Maurers V. 8 Ggr.

Die deutsche Gelehrtenrepublik. 1. Tl. 1774. Leipzig, Cnobloch. 16 Ggr.

Über die deutsche Rechtschreibung. 1778. Leipzig, Weygand. 4 Ggr.

Über Sprache und Dichtkunst. Fragmente. Ebd. 1779—80. 3 Tle. 1 Thlr. 8 Gr.

Grammatische Gespräche. Altona 1794. Fr. Perthes in Hbg. und Sommer in Lpz. 1 Thlr.

Werke, 12 Bde. Leipz., Göschen 1798—1810. — Sämtliche Werke. 18 Bde. Ebd. 1823—30.

Die Preise schwanken zwischen 3 Thlr. 12 Ggr. und 54 Thlr. 16 Ggr. je nach Format, Papier und Ausstattung.

Sämtl. Werke. 1839—40. 1 Bd. Leipzig, Göschen. 4 Thlr. 12 Ggr.

Quindecim carmina latinis metris reddere tentauit textumque uernaculum adiecit Alb. Knapp. Accessit Adpendicula. 8° Tubingae 1828. Laupp. 9 Ggr.

Epigramme. Gesammelt und erläutert von C. F. R. Vetterlein. Leipzig 1830. Lehnhold. 6 Ggr.

Oden. Mit Anm. u. Biogr. des Dichters von J. G. Gruber. 2 Bde. Leipzig 1831. Göschen. 3 Thlr. 8 Ggr.

Oden und Elegieen mit erklär. Anm. und e. Einleitung von d. Leben und den Schriften des Dichters. Von C. F. R. Vetterlein. 3 Bde. 1827—28. Leipzig, Lehnhold. 3 Thlr. 24 Sgr. Wohlfeile Ausg. 1833. 2 Thlr.

Sämtliche Werke. Ebd. 1839. 3 Thlr. (9 Bde.) — 10 Bde. 1844. 3 Thlr. 10 Sgr.

S. W. ergänzt in 3 Bdn. durch Briefwechsel, lebensgesch. rc. Beitr. von Herm. Schmidlin. 1839—40. Stuttgart, Scheible u. Co. 1 Thlr. 12 Sgr.

Der Messias. 3 Bde. 1839. Leipz. 16°. Göschen. 1 Thlr. 18 Sgr.

---

*) Vilmar, Geschichte d. deutschen Nationallitteratur 1864. S. 417.

Oden und Epigramme. 2 Tle. 16°. Ebd. 1839. 1 Thlr. 4 Sgr. — Ebd. 1880. Matthes 1 Bde. 50 Pf. — Ebd. Reclam 1880. 1 Mk.

Ausgew. Oden zum Schulgebrauch erklärt von Ludw. Ettmüller. Zürich, 1836. Orell u. Co. 12 Sgr.

Supplemente der Ausg. von Göschen 1839. 2 Bde. 1845. Leipz. Ebd. 20 Sgr.

Ausgew. Werke. 6 Bde. Stuttgart 1869. Göschen. 1 Thlr.

Oden. (Bibl. der deutsch. Nationallitter. des 18. u. 19. Jahrh.) Leipzig, Brockhaus. (Hsg. von Heinr. Düntzer.) 1868. 10 Sgr.

Ausgew. Oden und Elegien. Hsg. von Werneke. Soest 1866, Nasse. 1 Thlr. 10 Sgr.

Oden in Ausw. Schulausg. m. Anm. von A. L. Back. Stuttgart, Göschen. 1874. 8 Sgr.

Der Messias. Stuttgart, Göschen. 1875. 2,60 Mk.

Werke. Hsg. von A. L. Back. Stuttgart, Göschen. 1. Tl. Poet. Schriften. 6 Bde. 8 Mk. 1876.

Oden. Mit erklär. Anm. von Back. Ebd. 2 Bde. 3,30 Mk. 1876. — Schulausg. 1882. Ebd. 80 Pf.

Hermansschlacht. Leipzig, Brockhaus 1876. 10 Sgr.

Düntzer, Klopstocks Oden erläut. Leipzig, Wartig. 1878. 6 Mk. — 2. Aufl. Lpz. 1881. Brackhaus. Mk. 1,20.

Poetische Werke. Nach den besten Quellen rev. Ausg. Hsg. u. mit Anm. begleitet von Rob. Boxberger. 3 Bde. Berlin, Hempel. 9 Mk.

Messias, 1—3. Ges., hsg. von B. Seuffert. Heilbronn 1883, Henninger 90 Pf.

" Im Auszuge bearb. von M. Ehrenhauß. Wittenberg 1884, Wunschmann. Mk. 1,60.

Werke. Bd. 1. 2. (Deutsche Nationallitt. von Kürschner.) Stuttgart. 1884. Spemann. Mk. 7.

Über den Dichter.

Strauß, D. F., Klopstocks Jugendgeschichte und Klopstock und der Markgraf Karl Friedr. von Baden. 4 Mk. 1878.

Cramer, K. F., Klopstock, Er und über ihn. 6 Bde. 1780—93. Hamburg, Dessau Leipzig und Altona. 5½ Thlr.

Klamer Schmidt, Briefwechsel Kl. und seiner Freunde. 2 Tle. Halberstadt, Brüggemann 1810. 2 Thlr. 12 Ggr.

Thieß, J. O., Klopstock, wie er seit einem halben Jahrhundert als Dichter auf die Nation und als Schriftsteller auf die Litteratur gewirkt hat. Altona, 1805. 1 Thlr.

Morgenstern, Klopstock als vaterländ. Dichter. Leipzig und Dorpat, 1814. ¾ Thlr.

Döring, H., Klopstocks Leben. Weimar 1825. ⅔ Thlr.

v. Meyer, F. J. L., Klopstocks Gedächtnisfeier 1803. Hamburg. ½ Thlr.

Sachse, J. F., Klopstock und sein Verdienst. Hamburg 1803. — Klopstocks Totenfeier. Ebd. 1804. ¼ Thlr.

Gruber, J. G., Klopstocks Leben 1831. Leipzig, Göschen. ¾ Thlr.

Pfeiffer, Freim., Göthe und Klopstock. Leipzig 1842. 1 Thlr.

Mörikofer, J. C., Klopstock in Zürich. 1750—51. Zürich 1851. ½ Thlr.

Herrigs Archiv. XIV. Bd. 1853. (Charakteristik Klopstocks)

Brunier, Klopstock und Meta. Hamburg 1860. 1⅓ Thlr.

Breier, Klopstock. Vorlesung. Lübeck 1861. 6 Sgr.

Bosse, Vorarbeiten zu einer kritischen Ausg. von Klopstocks Oden. Progr. d. Hauptschule in Cöthen. 1866 und 1867.

Gruppe, Leben u. Werke deutscher Dichter. Bd. 3. S. 1—117. Leipzig, Brandstetter. 1872.

Albert Knapp.

34. Die Einladung.

[Christliche Gedichte. Bd. III, S. 386. Basel, Neukirch 1834.]

Ein frommer Landmann in der Kirche saß;
Den Text der Pfarrer aus Johanne las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: Kindlein, habt ihr nichts zu essen?
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmut da gesessen,
Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!
So fragest du? o wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast,
10. Und halt an meinem armen Tische Rast.
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb!“ —

Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruh'n, —
„Frau, hebt er an, nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit es kräftig, fege Flur und Haus,
20. Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß!
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirten hast!
Putz' unsre Kinderleiu, mach alles rein, —
Der werte Gast will wohl empfangen sein.“

Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? Wie heißt der liebe Mann?“ —
Die Mutter frägt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?“ —
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht, —
30. Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall,
Zum lieben Gotteshause ziehn' sie all, —
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert — ach so möcht ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!“

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett,
40. Sie deckt den Tisch, bereitet alles nett,
Trägt auf — und denkt beim zwölften Glockenschlag:
Wo doch der Gast so lange bleiben mag!

Es schlägt auf Eins; da wird's ihr endlich bang:
„Sprich lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein, die Kinder steh'n
So hungrig da, — und noch ist nichts zu seh'n.
Wie heißet denn der Herr? ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast! —"

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
50. „Seid nur getrost, er kommt nun bald herein!"
D'rauf wendet er zum Himmel das Gesicht.
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast,
Und segne uns, was du bescheeret hast!" —

Da klopft es an der Thüre; . . seht, ein Greis
Blickt matt herein, — die Locken silberweiß!
„Gesegn' euch's Gott! erbarmt euch meiner Not!
„Um Christi willen nur ein Stücklein Brod!
„Schon lange bin ich hungrig umgeirrt, —
60. „Vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird!"
Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm, labe dich, du kommst noch nicht zu spät."
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

Und: „Mutter, sieh' doch! seht ihr Kinderlein,
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein!
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
70. Er einem nicht am Haus vorüber geht.
O Kinder, seht! in diesem Ärmsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ!"

Der Grundgedanke dieser lieblichen Erzählung ist in den Schlußworten enthalten:

„Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
Er einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht! in diesem Ärmsten ist
Heut' unser Gast der Heiland Jesus Christ!"

Der Heiland kommt, falls die Einladung ernst gemeint ist, nicht persönlich, aber doch in einem seiner Brüder auf Erden. Was wir aber einem unter seinen geringsten Brüdern gethan haben, das haben wir Ihm gethan (Matth. 25, 40.) Noch hungert der Heiland in vielen seiner Gläubigen, noch heute richtet er an Groß und Klein die Frage (Joh. 21, 5.): Kinder, habt ihr nichts zu essen? — Habt ihr ihn schon gespeist (Matth. 25, 35.)? — Ihr betet das Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“; habt ihr verstanden, daß dies Gebet eine Aufforderung an Jesum ist, einen seiner hungrigen Brüder euch als Gast zu senden? Habt ihr solche Gäste schon gespeist, gerne erquickt, um Christi willen bewirtet? Habt ihr in ihnen Christum selbst gesehen, willkommen geheißen, geehrt und gesättigt?

Zur Vergleichung ziehe man hier heran: Der Gast von Leop. Schefer. (S. Leimbach, Deutsche Dicht. II³, S. 226—229.)

---

35. Xerxes.

[Christliche Gedichte. Bd. III, S. 255. Basel, Neukirch 1834.]

An des Hellespontos Ufern stand des Perserkönigs Heer,
Zahllos, mit gewalt'gen Wellen rauschend wie das hohe Meer.

Zehentausend faßt' auf einmal Xerxes' weiter Mauerkreis, —
Krieger maß er, wie der Landmann Körner misset scheffelweis.

Hundert siebzigmal gefüllet ward das ungeheure Rund;
Alle diese Kämpfer ziehen wider den Hellenenbund.

Rächen will der große Herrscher seine Schmach bei Marathon;
„Nimm, Themistokles, nun, ruft er, für Miltiades den Lohn!

5. „Laßt zum zweitenmale schauen, ob euch noch ein Sieg gelingt,
„Wenn ein Heer von sechzig Völkern über Meeresbrücken dringt!

„Seht, geruhig schläft die Brandung! meine Ketten zähmten sie!
„Prachtvoll mit erhob'nen Flaggen ankert meine Flotte hie!

„Mein ist alles! Dieser Scepter, Myriaden regt er auf; —
„Schiffe, schwellet eure Segel! Heere, fördert euren Lauf!

Also ruft der Perserkönig stolz, mit trunknem Siegsgelüst,
Stehend unter den Satrapen auf dem glänzenden Gerüst.

Und die Banner schwellen brausend; goldgezäumte Rosse zieh'n,
Tosend wallen ehr'ne Scharen ob' den Meereswellen hin,

10. Sieben Nächt' und sieben Tage dauert der gewalt'ge Zug,
Unerschöpflich wogt's hinüber, erst am achten ist's genug.

Und versunken in den Anblick, wird des Königs Auge feucht; —
Sank die Brücke? flog vom Himmel unglücksschwang're Wetterleucht'?

Nein! des Morgenlandes Fürsten drückt der Todesbann der Zeit: —
„Eine Bundesgenossin fehlt mir, — eine nur: — Unsterblichkeit! —

„Ruhig schaust du, blauer Himmel, über Menschenalter her, —
„Ewigjunge Wellen rollst du in die Ferne, schönes Meer!

„Aber ach in hundert Jahren, wo wird dieser Waffenschein,
„Und wo werden diese Rosse, diese Felsenleiber sein?

15\. „Wallt hinüber, stürm'sche Haufen! heute bebt das Erdenrund, —
„Bald mit eurem toten König schlafet ihr im stillen Grund!

1. Erläuterungen.

Str. 1. „An des Hellespontos Ufern“, vgl. Erl. IV[2], S. 125. Im Frühjahre 480 v. Ch. hatte Xerxes, der Perserkönig, mit einem ungeheuren Heere und einer Flotte, wie sie die Welt bisher nicht gesehen hatte und seitdem nicht wieder geschaut hat, den dritten Krieg gegen Griechenland begonnen; er zog mit dem Landheere von Lydien nach dem Hellesponte; bei Abydos hatte sich auch die Flotte zusammengefunden. Zwei Schiffbrücken waren über das Meer geschlagen, auf der nördlichen zogen die Truppen, auf der südlichen der Troß nach Europa hinüber.

Str. 2. 3. In Doriskos, in Thracien, also nach dem Übergange über den Hellespontos, wurden die Truppen in der Weise gezählt, daß 10000 Mann auf einem Raume dicht zusammengestellt und -gedrängt und mit einem Zaune umgeben wurden. Dieser Raum wurde nach einander 170 mal gefüllt, wie Herodot berichtet, sodaß damit sich eine Zahl von 1,700000 M. ergiebt. Aber Herodot meint, diese Zahl begreife nur das Fußvolk in sich, und er rechnet mit Reitern, Schiffsvolk, Sklaven und Marketendern die enorme und unglaubliche Zahl von 5,283000 Mann heraus. Diodor nimmt im Ganzen nur 2 Mill. Menschen an, und es ist auch wahrscheinlich, daß alle Soldaten und Matrosen zusammen jene erste Zahl erfüllten.

Str. 4. Die Schlacht bei Marathon ward 490 von Miltiades, dem athenienfischen Feldherrn, gegen die persischen Feldherrn Datis und Artaphernes gewonnen, und damit erreichte der zweite Perserkrieg ein für die Perser sehr unglückliches Ende. Inzwischen war in Persien Xerxes auf Darius gefolgt, in Athen aber, der Stadt, gegen welche der Perserzug zunächst gerichtet war, lenkte nach dem Tode des Miltiades und der Verbannung des Aristides der kluge Themistokles die Geschicke seiner Mitbürger.

Str. 5. Etwas Übertreibung kann in dieser Zahl sechzig gefunden werden. Es waren 47 Völker. Besonders auffallend waren die prachtliebenden Perser, die Inder, „mit Kleidern, die vom Baume gemacht sind“, bewaffnet mit Bogen und Pfeilen von Rohr, die östlichen Äthiopier, deren Kopfputz Stirnhäute von Pferden mit Ohren und Mähnen, deren Schutzwehr

Kranichhäute waren. Mit spitzem Turban und Hosen erschienen die Saken, die Bogen, Dolch und Streitaxt mit sich führten. Mit Löwenfellen bekleidet und mit Bogen von 4 Ellen Länge gerüstet kamen die westlichen Äthiopier oder auch mit Speeren, an deren Ende angespitzte Antilopenhörner saßen.

Übrigens ist die Wortfolge nicht glücklich in V. 1 dieser Str. Man erwartet: „Laßt schauen, ob euch zum zweitenmale" 2c.

Str. 6. Der eitle König hatte, als die früheren Schiffbrücken infolge eines Sturmes zerstört waren, befohlen, daß den Baumeistern die Köpfe abgeschlagen und dem Meere 300 Geißelhiebe verabreicht werden sollten*). Zugleich wurden Ketten ins Meer versenkt, um dasselbe zu zähmen, ja Henker mußten das Wasser mit glühenden Eisen brandmarken!

Str. 7. Myriaden. Das griechische Wort *μυριοι* kann 10000 und Unzählige bedeuten. In diesem Doppelsinne ist hier auch Myrias, eine Menge von 10000 oder eine unzählbare Schar, gemeint.

Str. 8. Der Perserkönig hielt auf der Ebene Trojas ein Manöver seiner Landtruppen ab, während die Flotte ein Scheingefecht zur See ausführte. Während dieses großartigen Schauspiels stand Xerxes auf einem marmornen Altane, welchen die Einwohner von Abydos ihm gebaut hatten („glänzendes Gerüst").

Satrapen heißen die Statthalter des Perserreiches; solcher folgten zugleich viele als Unterfeldherrn des Heeres dem Xerxes nach.

Str. 11. Der Stimmungswechsel vollzog sich eigentlich während jenes Manövers, nicht während des Zuges über die Meerenge oder nach demselben. Xerxes fing plötzlich an zu weinen. Da fragte ihn sein Oheim Artabanos: „O Herr, wie thust du doch so ganz entgegengesetzte Dinge gleich nach einander? Xerxes antwortete: „Fürwahr, es jammerte mich, als ich bedachte, wie kurz das Menschenleben ist; denn von allen diesen Leuten wird über hundert Jahre keiner mehr am Leben sein."

2. Grundgedanke. Die größte Macht eines irdischen Fürsten ist flüchtig und darum in ihrem innersten Wesen nichtig. In der Vergänglichkeit irdischer Macht liegt die Ohnmacht der letzteren.

3. Form. Strophen von je 2, aus acht Trochäen bestehenden, Versen; der letzte Trochäus ist unvollständig; dadurch wird der (gepaarte) Reim stumpf. (Quadrimeter trochaicus catalecticus.) Dieser Vers unterscheidet sich von dem, in welchem Freiligrath's Löwenritt (vgl. Erl. I³. S. 217.) gedichtet ist, nur durch das Fehlen der letzten Kürze. Beide, die vollständigen und unvollständigen achtfüßigen trochäischen Verse, fanden wir oben in Kinkels Petrus. (Erl. III³, S. 102.)

---

*) Bei dieser Züchtigung mußten die Männer sprechen: „O du bitteres Wasser, der Herr legt dir diese Strafen auf, weil du ihn beleidigt, da er dir doch nichts zu Leide gethan. Und der König Xerxes wird doch über dich gehen, du magst wollen oder nicht. Von Rechtswegen aber opfert dir kein Mensch, weil du ein trüglicher und salziger Strom bist."

36. Die Donnerlegion.

[Ebd. III, S. 262.]

1. Gegen Markomannenfürsten stritt der Kaiser Mark Aurel,
Doch im unbekannten Lande gingen seine Züge fehl.
Dürstend steh'n die Legionen, matt, vom Sonnenbrand versengt,
Sehen sich in Felsenschluchten unerbittlich eingezwängt.

2. Rauscht's nicht an den Bergen nieder? liegt kein Heer im Hinterhalt,
Das sich unversehns erhebet mit vernichtender Gewalt?
Wehe, wenn der Schlachtendonner durch die rauhen Klüfte brüllt,
Eh' der Römer sich erquicket, eh' die Sonne sich verhüllt!

3. Fruchtlos schimmern hier die Adler den Kohorten stolz voran,
Und der Lanzen blanker Rechen bricht durch Klippen keine Bahn.
Schwankend auf des Kaisers Stirne thront die Weisheit, kalt und still,
Die im Leide nicht erliegen, und in Trauer lächeln will.

4. Denn den Weisen auch betrübet ein entwundner Lorbeerkranz,
Besser doch, als Todeswolken, ist der Sonne heller Glanz.
Und verschmähen würde nimmer deines Herzens Menschlichkeit
Einen Retter, der vom Himmel siegreich führte diesen Streit! —

5. Aber and're Bundesgenossen steh'n in dieser Felsenbucht;
Oft schon hast du sie verachtet, oft schon wurden sie verflucht.
Ehre sie, betrog'ner Herrscher, halte solche Kämpfer wert!
Wenn das ird'sche Schwert versaget, führen sie des Himmels Schwert!

6. Siehe, dort mit baren Häuptern kniet die zwölfte Legion,
Sendet brünstige Gebete himmelwärts zu Gottes Sohn. —
Horch! schon donnert's in der Ferne! doch erhebet sich kein Feind, —
Nein, es ist des Himmels Hülfe, die den Betenden erscheint. —

7. Regengüsse stürzen nieder, — Jeder trinkt aus Helm und Schild;
Also wird den müden Streitern wundersam der Durst gestillt;
Und indes sie freudig trinken, wirft der Wettersturm so dicht
Feuerstrahlen, Schlossenwirbel in der Heiden Angesicht.

8. Schnell hervor mit hohen Adlern dringt im Donnerhall das Heer, —
Keinem ist der Fuß noch müde, keinem wird die Lanze schwer; —
Und die Markomannen zittern, und die Quaden sind im Lauf,
Und die Legion der Christen stürmt den Siegenden vorauf.

9. Frage nicht, wie nahm's der Kaiser? — längst verklang der Stoa Ton
In den Stürmen der Äonen, — aber ewig lebt der Sohn,
Der noch heut aus Wetterwolken über Legionen blitzt
Und, die kleine Herde schirmend, über Cherubinen sitzt! —

1. Geschichtliches. Im Jahre 174 n. Chr. unternahm Markus Aurelius, der römische Kaiser (161—180 n. Chr.), persönlich einen Feldzug gegen die Markomannen und Quaden und geriet mit seinem Heere in die größte Not. Die brennende Sonne schien seinen Soldaten ins Gesicht, der heftigste Durst quälte, und zugleich bedrohte sie ein Angriff der Feinde. In dieser verzweifelten Lage fiel die 12. Legion, welcher aus lauter Christen bestand, auf die Kniee. Nach ihrem Gebete brachte ein starker Regen den römischen Soldaten Erquickung, ein Gewitter aber Schrecken unter den Feinden hervor. Die Römer siegten, und der Kaiser gab der Legion zum Andenken an diese Begebenheit den Namen legio fulminea oder fulminatrix (Donnerlegion). Seitdem hörte Mark Aurel auf die Christen zu verfolgen. — So ungefähr lautet die Sage, wie sie bei den Christen schon im Anfang des dritten Jahrhunderts gang und gäbe war (Tertull. Apolog. c. 5.; ad Scapul. c. 4.; Euseb. V, 5). Der Apologet Claudius Apollinaris berief sich in einer Apologie an den Kaiser selbst auf dieses Ereignis als auf ein Zeichen der Macht des Christentums; Tertullian giebt außerdem an, daß Mark Aurel selbst (an den Senat) von dieser wunderbaren Errettung geschrieben habe.

An vorstehender Darstellung ist einiges der Berichtigung dringend bedürftig. Es ist nicht richtig, daß die zwölfte Legion erst seit jener Zeit die Donnerlegion heißt, vielmehr führte sie schon unter Kaiser Augustus diesen Namen (cf. Dio Cass. LV, c. 23.). Sodann ist es sehr unwahrscheinlich, daß die ganze 12. Legion aus Christen bestand. Weiterhin erwähnen die heidnischen Schriftsteller die Not und wunderbare Hilfe zwar auch, aber sie rechnen ihren Göttern ausdrücklich, bezw. den Künsten eines egyptischen Goeten (Zauberers), zu, was die Christen als eine Frucht ihres Gebetes zum Christengotte ansahen. (Dio Cass. LXXI, § 8.) Auch der Kaiser schrieb Hilfe und Sieg dem Jupiter zu. Übrigens hat nachweislich Mark Aurel seine Verfolgungen der Christen seitdem keineswegs völlig eingestellt. Noch drei Jahre später floß das Blut der Christen in Gallien (Lyon und Vienne) in Strömen. Gleichwohl darf die Thatsache als feststehend angesehen werden. Bilder, auf welchen der Kaiser betend und die Soldaten, den Regen in Helmen auffangend, dargestellt sind, Münzen, auf welchen Jupiter den Blitz auf die Barbaren niederschleudert, bestätigen das Faktum, wenn auch nicht die Auslegung, welche von diesem Ereignisse in der Christen Mund lebte und der Überzeugung der Christen durchaus entsprach.

Es kann als zweifellos angesehen werden, daß Soldaten der 12. Legion, welche Christen waren, zum Christengotte betreten und die folgenden Ereignisse, Regen, Unwetter und Sieg, aus innerster Überzeugung ihrem Gebete zuschrieben, auch, in den Winterquartieren lagernd, dem obengenannten Claudius Apollinaris als Glaubenserfahrung mitteilten und diesen zu der Äußerung veranlaßten, nun verdiene die zwölfte Legion zwiefach und wahrhaft ihren schönen Beinamen: Donnerlegion. Was

aber die Kirchenschriftsteller sonst noch erzählen, ist wohl Mißverständnis und Übertreibung.

2. Form. Vgl. das vorige Gedicht.

3. Erläuterungen. Str. 1. Die Markomannen (d. h. die an der Grenze wohnenden Mannen) gehörten zum Suevenbunde, wohnten anfänglich südlich vom Main, verlegten dann ihre Wohnsitze weiter nach S. und versuchten wiederholt ins römische Reich durch Pannonien oder (durch Tyrol) sogar in Oberitalien einzufallen. Der Kaiser, welcher sein Reich bedroht sah, bekriegte sie seit 169 und erlangte erst 174 den im Gedichte erzählten größeren Vorteil über die Markomannen und über die mit ihnen verbündeten Quaden, welche das heutige Mähren bewohnten.

Str. 3. Als Feldzeichen kam der Adler schon bei den Persern vor; die Adler der römischen Legionen (eine Cohorte ist der zehnte Teil einer Legion, etwa 600 Mann stark) waren anfänglich von Holz, dann von Silber mit vergoldetem Blitzstrahl, seit Cäsar golden; sie breiteten die Flügel aus. Auf langen Lanzen trug man sie den Legionen voraus, und die Soldaten verehrten in ihnen nicht nur ein Kleinod, ein Heiligtum, sondern fast die Gottheit selbst. In neuerer Zeit hat Napoleon I. (seit 1804) Adler an die Stelle der Fahnen treten lassen.

Der Kaiser war ein Philosoph („auf seiner Stirne thront die Weisheit") und zwar ein Stoiker, d. h. ein Anhänger Zenos, welcher in einer Säulenhalle (Stoa) seine Lehre um 300 v. Chr. in Athen vortrug. Die sittliche Gesinnung sollte von den äußerlichen Handlungen unabhängig sein: das war ein stoischer Grundsatz; Ruhe unter allen Umständen, in Leid wie in Freude, dort Resignation, hier ruhige Überlegung und Mäßigung, war den Stoikern eigentümlich und auch dem Kaiser eigen.

Str. 5. „Betrog'ner Herrscher": Du bist betrogen oder betrügst dich selbst, wenn du fortfährst, deine Meinung als unbedingte Autorität anzusehen und dagegen die Wahrheit in der Christenlehre zu verachten und zu verfolgen.

„halte solche Kämpfer wert". Soldaten, welche den Göttern nicht opfern, dem Kaiser nicht Weihrauch streuen wollten, weil sie Christen geworden waren, wurden nicht selten hingerichtet. Die römischen Kaiser beraubten sich damit selbst ihrer besten Unterthanen und Streiter.

Str. 9. Wie nahm's der Kaiser? Diese Frage ist untergeordneten Wertes, ob der Kaiser dem Christengotte (wie Tertullian) oder dem Jupiter (wie Diocassius sagt) den Sieg zugeschrieben habe. Wir wissen, wer geholfen hat. Wir haben keine römischen Kaiser, keine Stoiker, keine heidnischen Römer mehr, — die Ohnmacht, die Nichtigkeit der römischen Götter liegt am Tage, aber die Macht und die schützende Hand des zur Rechten Gottes erhöhten Sohnes spüren gläubige Herzen noch heute; denn die Kirchen und Altäre Christi stehen noch, und von Christo beseligte Herzen leben noch und preisen in Christo den Retter in Not, den Lenker der Schlachten, der Kirche, der Welt.

4. Der Grundgedanke ist in Str. 9 zu finden. Wie würden wir ihn aussprechen?

37. Napoleon am Niemen.

[Christliche Gedichte. Bd. 3. S. 403.]

1 Er zog in gebietrischer Heldengestalt,
Zu beugen den Herrscher der Reußen,
Rechts hob, ihm verbündet, sich Österreich bald,
Links droben die murrenden Preußen,
Und mitten die fränkische Heeresgewalt, —
Ein Meer mit eröffneten Schleußen.

2 Sonst fragten auch Heiden den Himmel zuvor
Um Zeichen zum frohen Gelingen;
Die Augurn, sie opferten, schauten empor,
Und forschten nach heimlichen Dingen;
Und christliche Streiter oft sah man im Chor
Hinknieen, flehen und singen. —

3 Der Kaiser, — Er hat es gewollt und gesagt!
Was will er vom Himmel erlangen!
Gelungen ist, was er von Anfang gewagt,
Nur Sieg an den Adlern gehangen; —
Doch soll er, der niemals nach Zeichen gefragt,
Heut ungefragt eines empfangen. —

4 An Niemens Gestade, da rauschet die Flut,
Und Brücken sind nimmer zu schauen.
Das kann nichts verhindern, das schwächt nicht den Mut, —
Schon werden die Balken gehauen;
Doch zögerts zu lange der kriegrischen Glut, —
Napoleon wölbet die Brauen:

5 „Wer findet die Furt? wer bringet voran?“ —
Schnell heben sich glänzende Reiter:
„„Wir finden die Furt! bald ist es gethan!““
Und hinein in die Strömung so heiter! . . .
Sie schwimmen geschart in der schäumenden Bahn,
Hinunter, und weiter — und weiter.

6 Dumpf schnauben die Ross', — in die Höhe gestreckt
Durchwühlt's mit dem Arme die Wogen; . .
Nun sinkt es, — Doch halb schon von Wellen bedeckt, —
Kommt sterbender Ruf noch geflogen:
„Hoch lebe der Kaiser!“ — die Hand noch gereckt, —
Und nun in die Tiefe gezogen! —

7 Dahin ist das stolze Geschwader, dahin! —
Ein Schauer durchläuft die Kolonnen;
Der Kaiser, — wie stille! — sie schauen auf ihn; —

„Ja, furchtbar wir heute begonnen!" —
Nun raget die Brücke, — die Reisigen zieh'n, —
Und schnell ist der Schrecken verronnen.

8 Nach dränget Geschütz und unendlicher Troß, —
Der Kaiser geruhig von vornen, —
Hinüber nun zieht er auf stampfendem Roß, —
Jetzt gilt es, zum Sprunge zu spornen;
Da springt es — und stürzt mit erschütterndem Stoß,
Und wirft ihn auf blutige Dornen. —

9 Der Mächt'ge, wie liegt er schon heute gestürzt!
Bevor er den Feind noch gefunden!
Wie wunderlich wird ihm der Eingang verwürzt!
Was drängt sich in wenige Stunden!
Doch ängstlicher wird noch die Freude verkürzt, —
Ein schauriger Kranz ihm gewunden.

10 Aus donnerndem Sturmgewölk flechten den Kranz
Dem Sieger die Lüfte von Westen;
Sie schleudern das Wetter in heulendem Tanz
Entgegen den trotzigen Gästen;
Der Himmel umwölbt sich mit blitzendem Glanz,
Und ladet zu Moskowa's Festen!

11 Da flutet's herunter, als gösse der Belt
Sein Wasserhorn über die Horden;
Der Sturm vergewaltiget Zelt um Gezelt,
Und brauset: willkommen im Norden!
Und bald ist, von Hagel und Regen geschwellt,
Das Lager zum Strome geworden. —

12 Wie steh'n die Geschwader betroffen umher,
Und blicken in's finstre Getümmel!
Schon lacht es und spottet's und trotzet's nicht mehr, —
Bleich steigt schon der Sorgen Gewimmel.
Und sprich! — wo Napoleon? — Huldiget er
Dem Herrn, der da redet vom Himmel? —

13 Dort seht ihn! den Hut auf das Auge gedrückt;
Stumm sprengt er auf schnaubendem Pferde
Am Ufer hinunter, von Blitzen umzückt, —
Ihm folget kein Waffengefährte.
Er schweiget; — noch hat er nicht aufwärts geblickt, —
Und unter ihm schauert die Erde.

14 Den Ewigen höret der Trotzige nicht;
Nie hat er den Warner vernommen.
Drum muß ihm das letzte, das schwerste Gericht
Aufs Haupt, auf das eherne, kommen.
Auch dieses verschmäht er, — bis endlich sein Licht
Auf Helena's Felsen verglommen.

Zum Verständnisse.

Es war im Juni 1812, als Napoleon sein Heer zwischen Weichsel und Niemen geordnet hatte, und nun den Niemen zu überschreiten sich anschickte. Den rechten Flügel bildeten die Österreicher, 40000 Mann stark und von Schwarzenberg geführt, nebst Franzosen und Sachsen. Im Norden (droben) bildeten die widerwillig folgenden (murrenden) Preußen (20000 Mann unter York) den linken Flügel. In der Mitte stand das 300000 Mann starke Hauptheer, welches zwar hauptsächlich aus Deutschen. namentlich Rheinbundstruppen, bestand, in dem jedoch die Deutschen meist unter dem Namen „Franzosen“ versteckt waren, so daß sie selbst „sich nicht erkannten“ und ihre große Anzahl nicht durchschauten. Die „Schleusen“ waren diesem „Meere“ gegenüber insofern geöffnet, da Barklay de Tolly, der russische Feldherr, dem Heere Napoleons keinen Widerstand entgegensetzen konnte. (Str. 1.) — Selbst die Heiden begannen ein wichtiges Werk, namentlich einen Kriegszug, nicht ohne Gebet, nicht ohne ein günstiges Himmelszeichen zu erbitten und zu erwarten; es wurde von den Priestern geopfert und dann von den vogelschaukundigen Priestern (Auguren) nach Zeichen gesucht, durch welche die Götter den unbekannten Willen offenbaren könnten; christliche Heere haben ehedem in gemeinsamer Andacht, in Gebet und Gesang, den Sieg in der Schlacht zuvor erfleht, wie Gustav Adolf und seine Schweden. (Str. 2.) — Dieser Kaiser thut nichts von alledem. Mit dem Himmel steht er in ganz und gar keiner Beziehung. Er ist gottlos. Er ist selbst Gott auf Erden. Wer kann ihm widerstehen, wenn er auch wollte? Ist ihm nicht alles gelungen bisher, was er anfieng? Haben seine Adler (S. Erl. III³, S. 148) nicht stets gesiegt? Er bedarf des himmlischen Bundesgenossen nicht. Aber, wenn er auch kein Zeichen des Himmels erbittet, so empfängt er doch ein solches. (Str. 3.)

Als der Übergang über den Niemen stattfinden soll, fehlts an Brücken, und es dauert der Ungeduld des Kaisers zu lange, bis jene geschlagen sind. Da ruft er Freiwillige aus der Reiterei hervor, welche eine Furt suchen sollen. Diese heben sich, d. h. sie reiten hervor und reiten heiter in die Flut hinein, aber die Wogen nehmen die schwimmenden Rosse mit, weiter und immer weiter, bis endlich die kraftlosen Rosse untersinken und in ihren Untergang ihre Reiter mit sich ziehen, die vor wenigen Minuten, vom Ehrgeiz getrieben, Ruhm zu suchen, auszogen und nun den Tod finden, aber doch noch sterbend ihre Anhäng-

lichkeit an den von ihnen bewunderten Gott der Erde zu erkennen geben. „Hoch lebe der Kaiser!" das ist der Sterbenden letzter Ruf. Der Menge grauset's, der Kaiser steht still und stumm. Es ist eine unheimliche Pause, bis die Brücke vollendet ist und in dem Getöse und Getriebe des über die Brücke ziehenden Heeres der erste Schrecken vergessen wird. (Str. 4—7.)

Aber ein zweites Zeichen übler Vorbedeutung wird dem Kaiser zu teil. Diesmal trifft es seine eigene Person. Beim Übergang über die Brücke und, schon am andern Ufer angekommen, spornt der Kaiser sein Roß, um mit einem glänzenden Sprung den feindlichen Boden zu berühren. Aber das Roß scheut und wirft den hohen Reiter nicht nur ab, sondern in ein Dorngestrüpp! (Str. 8.) Aber auch das ist nicht das letzte ungünstige Vorzeichen. Ein furchtbares Ungewitter erhebt sich, wolkenbruchartiger Regen, schauriger Sturm überfällt das Heer; das Lager ist zum Strome geworden. (Str. 9—11.)

Ist nun etwa Napoleon gebeugt, gebrochen? Erkennt er die Gewalt an, die über ihm thront? Nein, er sprengt das Ufer entlang trotz Blitz und Sturm, einsam — aber trotzig; zum Himmel schaut er nicht auf, zum Beten entblößt er sein Haupt, öffnet er seinen Mund nicht. (Str. 12. 13.)

Er läßt sich nicht warnen durch himmlische Zeichen; das hat er nie gethan; der aber, welcher sich nicht warnen läßt, zieht das Gericht auf sich hernieder. So kam es über Napoleon, und, wie sein Glanz nach und nach gestiegen war, so erbleicht jetzt sein Stern immer mehr; auf Helenas Felseneiland ist er schließlich untergegangen. (Str. 14.)

---

38. Ein alter Bergmann.

[Ebd. III. S. 428.]

Gerufen ward ich einst zu einem Greis,
Zu einem Bergmann. Elend fand ich ihn.
Die Wangen hohl, die Locken grau und weiß,
Das Auge sinkend bis zum Tode hin;
Doch kräftig noch die Stimme, die so voll
Einst mit dem ersten Hahnenschrei, wenn er
Zur Grube gieng, und herzlich noch vorher
Sein Morgenlied anstimmte, weit erscholl.
Ich sah ihn an; — ein alter Felsenmann
10. Mit strengen Zügen, der nicht schmeicheln kann! —
Er sprach unaufgerufen eine Beicht',
Die Arm' ausbreitend, und im Donnerton,
Daß mir's erschütternd, unerhört gedäucht.
So manche Sündenbeichte hört' ich schon,
Doch keine hat so mächtig mich bewegt; —
Sie war ein Blitz, der durch die Felsen schlägt.

Und als ich ihm gereicht das Abendmahl,
Und noch erstaunt an seinem Bette stand,
Entströmte seinem Aug' ein heller Strahl;
20. Voll Kraft und Liebe faßt' er meine Hand:
„Nun setze dich, und ich erzähle dir,
Was Gott gethan in dieser Welt an mir!“ —

„Mit Luther teil' ich eine Vaterstadt;
Doch riß das Leben frühe mich hinaus;
Ein Bergmann ward ich, ward auch ein Soldat,
Des Himmels blaue Decke war mein Haus,
Und in die Schachten vieler Länder fuhr
Ich gottbeschirmt hinab am schwanken Seil,
Grub hundert Adern Erzes auf die Spur,
30. Und hatte d'ran nur den geringsten Teil. —

„In Preußen hab' ich unterm großen Fritz
Als Grenadier durchfochten manche Schlacht;
Ich weiß zu sagen vom Kanonenblitz
Und wie es durch die Regimenter kracht,
Wenn nun der Feind im Laufe schnell sich kehrt
Und Batterien vor die Fronte fährt. —
Der Friede kam; nach Blut begehrt' ich nicht,
Und suchte wiederum mein Grubenlicht. —
Nun gieng's umher durch Östreich, Ungarland, —
40. Durch Serbien, die ferne Walachei,
Auch Schweden, England wurde mir bekannt;
Ich grüßte die Kroaten, zog am Strand
Des Oceans zur schönen Lombardei.
Dann durch's Tyrol, durch Abendländer hin,
Sah Frankreich's Süden und Bretagne's Grün,
Und hämmerte mit unverdroß'nem Drang
Tief in Estremadura's reichem Gang. —
Da rief zum zweiten Mal Trommetenton
Zur Fahne mich; ich sah Napoleon;
50. Er schiffte mit uns nach Egyptens Strand,
Bald kamen Mameluken angerannt,
Und an den Pyramiden gieng es heiß
Im Sande her, um stolzen Siegespreis,
Dort lud ich die Kanone, Schlag auf Schlag,
Auch für die Sieger war's ein herber Tag;
Doch härter noch bei Akkons Türmen fern,
Als sieglos mit des Heers verdorrtem Kern
Der Mann des Krieges gegen Britten lag.
Er wollte siegen, und ihm galt's gering,
60. Wenn lechzend Mann und Roß zu Grunde gieng.

„Also durchwandert hab' ich Land und Meer;
Und schau' ich nun von diesem Bett umher,
So ist's, als hätt' ich angefangen kaum,
Und aller Jahre Leiden, Lust und Glück
Erscheint mir als ein armer Augenblick,
Ein kurzer Wirbel, ein verwehter Traum.
O hätt' ich Gott und meinen Jesum nicht,
Den höchsten Freund, den Fels der Ewigkeit:
Mein Leben wär ein schreckliches Gedicht,
70. Ein Todesschatten meine Pilgerzeit.
Doch hat er mich erkaufet, und Sein Blut
Ist meine Kraft, darin die Seele ruht.
O mein Erlöser, ich umfasse Dich!
Nach Dir nur, Herr, nach Dir verlanget mich!" —

So sprach der Bergmann; seine Stimme scholl
In heißer Inbrunst noch so stark und voll;
Und doch war er mit Elend überdeckt,
Auf hartes Lager ärmlich hingestreckt,
Ein Mann der Schmerzen, hager, bleich und wund, —
80. Oft netzt' ich ihm den ausgedörrten Mund.
Doch würdig, stets als alter Grenadier,
In unbewußter Haltung lag er hier;
Schwieg eine Weile betend; hob sich dann
Mit ausgestreckten Armen hoch hinan;
„O mein Erbarmer! ich umfasse Dich!
Nach Dir nur, Herr, nach Dir verlanget mich!"

Des Todes harrt' er freudig mit Geduld,
Ein Grenadier, — gestützt auf Christi Huld,
Bereit, zu folgen himmlischem Panier, —
90. Und immer seufzt er: mich verlangt nach Dir!"
Mit Thränen sah ich in sein Aug' hinein,
Erblickt' ihn schon in sel'gen Heeresreih'n. —
Zuletzt ward's bittrer, schmerzenreicher stets,
Und mächtiger die Flamme des Gebets; —
Er lag erblassend, — seine Lippen stumm, —
Da wandte sich das edle Haupt noch um,
Und noch ein Seufzer, als der Geist entwich:
„Nach Dir nur, Herr, nach Dir verlanget mich!"

Zum Verständnisse. Der Dichter, zugleich ein Prediger, ward einst zu einem Sterbenden gerufen, welcher das heil. Nachtmahl als Zehrung für den letzten Weg begehrte. Er spricht unaufgefordert seine Beichte, mit eigenen Worten, aus dem Herzen heraus, daß der junge Prediger davon tiefbewegt, ja erschüttert wird. Nach dem Empfange des hl. Abend-

mals bittet er den Seelsorger zu bleiben und erzählt ihm aus seinem Leben. Es ist ein außerordentlich bewegtes gewesen. Er stammt aus Wittenberg, wie Luther, und ward, wie Luthers Vater, ein Bergmann, dann auch ein Soldat, welcher schon unter dem alten Fritz die Schlachten des siebenjährigen Krieges mitgeschlagen hat und gern nach dem Frieden den Beruf des Friedens, das Grubenlicht und die Bergmannsarbeit, aufsuchte. Nun reiste er durch eine große Menge von Ländern, suchte und fand überall Arbeit, zuletzt in Estremadura (ein Land, welches jetzt teilweise zu Portugal, teilweise zu Spanien gehört und an Metallen reich ist), bis ihn Napoleon zur Fahne rief und mit sich auf seine Expedition nach Egypten nahm (im J. 1798). Am 21. Juli 1798 focht er mit in der Schlacht bei den Pyramiden, gegen die Mameluken, Sklaven aus Kaukasien, welche zu jener Zeit die Herrschaft über Egypten an sich gerissen hatten und durch ihre geschickte Reiterei den Franzosen vielen Schaden zufügten. Doch unterlagen sie vorübergehend in den offenen Feldschlachten, so auch in der Pyramidenschlacht, welche ihnen 3000 Mann an Toten und Schwerverwundeten kostete. Bald mußte Napoleon, um seine Erfolge in Egypten zu sichern, nach Palästina und Syrien ziehen, dessen Pascha den türkischen Großsultan eifrig gegen Napoleon unterstützte. Der bisher siegreiche Feldherr vermochte St. Jean d'Acre (Akkon) trotz aller Anstrengung nicht zu erobern. Die Stadt ward von den Britten (Engländern) wirksam unterstützt und namentlich durch den Commodore Sidney Smith so tapfer verteidigt, daß ein achtmaliges Stürmen des französischen Heeres vergeblich war. Außerdem wütete die Pest im französischen Lager. Mit sehr geringen Truppenresten zog Napoleon nach Egypten zurück.

Das alles hat der alte Bergmann erlebt, und doch haben im Augenblicke des Todes alle diese Erinnerungen keinen Wert, höchstens den eines wüsten Traumes, eines schrecklichen Gedichtes, eines Schattens, den der Tod vorauswirft.

Was seinem Leben allein Wert verleiht, ist der Glaube an Christi Tod, an die Kraft des Blutes unseres Erlösers. Der Tod war schmerzenreich, schwer, bitter, aber der Sterbende hat eine Kraft, durch welche auch Todesschmerzen ertragen und erträglich werden, das Gebet: O mein Erlöser, ich umfasse Dich! Nach Dir nur, Herr, nach Dir verlanget mich!

Der Glaube an Christum ist der einzige Schatz, den der Krieger erbeutet, der Bergmann erworben hat, und in der Kraft dieses Schatzes überwindet derselbe ein Leben voll Streit und Unruhe, ein Sterben in Armut und Schmerzen.

Des Dichters Leben.

Am 25. Juli 1798 ist Albert Knapp in Tübingen als der Sohn eines Oberamtmanns geboren. Bald wurden die Eltern nach Alpirsbach und später nach Rottweil versetzt. Erst, nachdem Knapp das theologische

„Also durchwandert hab' ich Land und Meer;
Und schau' ich nun von diesem Bett umher,
So ist's, als hätt' ich angefangen kaum,
Und aller Jahre Leiden, Lust und Glück
Erscheint mir als ein armer Augenblick,
Ein kurzer Wirbel, ein verwehter Traum.
O hätt' ich Gott und meinen Jesum nicht,
Den höchsten Freund, den Fels der Ewigkeit:
Mein Leben wär ein schreckliches Gedicht,
70. Ein Todesschatten meine Pilgerzeit.
Doch hat er mich erkaufet, und Sein Blut
Ist meine Kraft, darin die Seele ruht.
O mein Erlöser, ich umfasse Dich!
Nach Dir nur, Herr, nach Dir verlanget mich!" —

So sprach der Bergmann; seine Stimme scholl
In heißer Inbrunst noch so stark und voll;
Und doch war er mit Elend überdeckt,
Auf hartes Lager ärmlich hingestreckt,
Ein Mann der Schmerzen, hager, bleich und wund, —
80. Oft netzt' ich ihm den ausgedörrten Mund.
Doch würdig, stets als alter Grenadier,
In unbewußter Haltung lag er hier;
Schwieg eine Weile betend; hob sich dann
Mit ausgestreckten Armen hoch hinan;
„O mein Erbarmer! ich umfasse Dich!
Nach Dir nur, Herr, nach Dir verlanget mich!"

Des Todes harrt' er freudig mit Geduld,
Ein Grenadier, — gestützt auf Christi Huld,
Bereit, zu folgen himmlischem Panier, —
90. Und immer seufzt er: mich verlangt nach Dir!"
Mit Thränen sah ich in sein Aug' hinein,
Erblickt' ihn schon in sel'gen Heeresreih'n. —
Zuletzt ward's bittrer, schmerzenreicher stets,
Und mächtiger die Flamme des Gebets; —
Er lag erblassend, — seine Lippen stumm, —
Da wandte sich das edle Haupt noch um,
Und noch ein Seufzer, als der Geist entwich:
„Nach Dir nur, Herr, nach Dir verlanget mich!"

Zum Verständnisse. Der Dichter, zugleich ein Prediger, ward einst zu einem Sterbenden gerufen, welcher das heil. Nachtmahl als Zehrung für den letzten Weg begehrte. Er spricht unaufgefordert seine Beichte, mit eigenen Worten, aus dem Herzen heraus, daß der junge Prediger davon tiefbewegt, ja erschüttert wird. Nach dem Empfange des hl. Abend=

mals bittet er den Seelsorger zu bleiben und erzählt ihm aus seinem Leben. Es ist ein außerordentlich bewegtes gewesen. Er stammt aus Wittenberg, wie Luther, und ward, wie Luthers Vater, ein Bergmann, dann auch ein Soldat, welcher schon unter dem alten Fritz die Schlachten des siebenjährigen Krieges mitgeschlagen hat und gern nach dem Frieden den Beruf des Friedens, das Grubenlicht und die Bergmannsarbeit, aufsuchte. Nun reiste er durch eine große Menge von Ländern, suchte und fand überall Arbeit, zuletzt in Estremadura (ein Land, welches jetzt teilweise zu Portugal, teilweise zu Spanien gehört und an Metallen reich ist), bis ihn Napoleon zur Fahne rief und mit sich auf seine Expedition nach Egypten nahm (im J. 1798). Am 21. Juli 1798 focht er mit in der Schlacht bei den Pyramiden, gegen die Mameluken, Sklaven aus Kaukasien, welche zu jener Zeit die Herrschaft über Egypten an sich gerissen hatten und durch ihre geschickte Reiterei den Franzosen vielen Schaden zufügten. Doch unterlagen sie vorübergehend in den offenen Feldschlachten, so auch in der Pyramidenschlacht, welche ihnen 3000 Mann an Toten und Schwerverwundeten kostete. Bald mußte Napoleon, um seine Erfolge in Egypten zu sichern, nach Palästina und Syrien ziehen, dessen Pascha den türkischen Großsultan eifrig gegen Napoleon unterstützte. Der bisher siegreiche Feldherr vermochte St. Jean d'Acre (Akkon) trotz aller Anstrengung nicht zu erobern. Die Stadt ward von den Britten (Engländern) wirksam unterstützt und namentlich durch den Commodore Sidney Smith so tapfer verteidigt, daß ein achtmaliges Stürmen des französischen Heeres vergeblich war. Außerdem wütete die Pest im französischen Lager. Mit sehr geringen Truppenresten zog Napoleon nach Egypten zurück.

Das alles hat der alte Bergmann erlebt, und *doch haben im Augenblicke des Todes alle diese Erinnerungen keinen Wert, höchstens den* eines wüsten Traumes, eines schrecklichen Gedichtes, *eines Schattens, den der Tod vorauswirft.*

Was seinem Leben allein Wert verleiht, ist der Glaube an Christi Tod, an die Kraft des Blutes unseres Erlösers. Der Tod war schmerzenreich, schwer, bitter, aber der Sterbende hat eine Kraft, durch welche auch Todesschmerzen ertragen und erträglich werden, das Gebet: O mein Erlöser, ich umfasse Dich! Nach Dir nur, Herr, nach Dir verlanget mich!

Der Glaube an Christum ist der *einzige Schatz*, den der Krieger erbeutet, der Bergmann erworben hat, und in der Kraft dieses Schatzes überwindet derselbe ein Leben voll Streit und Unruhe, ein Sterben in Armut und Schmerzen.

Des Dichters Leben.

Am 25. Juli 1798 ist **Albert Knapp** in Tübingen als der Sohn eines Oberamtmanns geboren. Bald wurden die Eltern nach Alpirsbach und später nach Rottweil versetzt. Erst, nachdem Knapp das theolo-

Theodor Körner.

39. Aufruf.

[Th. Körners sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Streckfuß. Berlin, Nicolai. 1866. S. 17.]

1 Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

2 Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

3 Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leyer still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

4 Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

5 So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Louise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug
Und all ihr deutschen, freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

6 Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht, und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

1 **Erläuterungen:** Am 17. März d. J. 1813 hatte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen seinen „Aufruf an mein Volk" erlassen und zugleich das Aufgebot der Landwehr und des Landsturmes.

Der Aufruf lautet:

„So wenig für mein treues Volk, als für das Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt; klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu verschaffen und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand schwindet. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen: erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der,

wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

Aus der Stimmung, welche dieser königliche Aufruf erzeugte, ist der „Aufruf“ des Dichters hervorgewachsen.

Str. 1. „Die Flammenzeichen rauchen“. Es ist eine alte Sitte der Völker, daß sie durch Feuersignale sich gegenseitig Kunde gaben, wenn es galt, zu gemeinsamem raschen Handeln sich zu vereinigen. Diese Feuersignale fehlen auch uns nicht; es ist die große Reihe in Brand gesetzter Städte und Dörfer, welche, vom Brande Moskaus an bis zum letzten Brande eines unbekannten Dörfleins den Weg der rückwärts ziehenden Feinde kennzeichnen, uns aber vor allem zeigen, daß die Feinde zurückziehen, in trostloser Flucht, von Gottes Arm geschlagen.

„Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht“. Sonst sehen wir auch wohl ein Licht im Norden erglänzen (das Nordlicht), aber das Licht, welches wir jetzt schauen, ist schöner, herzerfreuender, es ist das Licht der Freiheit. Im fernen Rußland ging zuerst das Licht der Freiheit auf, von dort kam es näher, entzündet und geschürt durch die patriotischen Männer Stein, Arndt, Dohna, Dörnberg u. A., welche in Rußland für die allgemeine Sache der Freiheit unablässig thätig gewesen waren, dann aber auch durch den General York, welcher bereits am 30. Dez. 1812 mit seinen Preußen sich von Napoleon losgesagt und mit dem russischen General Diebitsch einen Neutralitätsvertrag in eine Mühle bei Tauroggen abgeschlossen hatte.

Stahl = Schwert. (Synekdoche.)

„Ihr Schnitter, zaudert nicht!“ Jetzt oder nie läßt sich ein Erfolg hoffen, aber auch nur dann, wenn jeder, dem Gott zum Schneiden der Saat gesunde Arme gegeben, schnell herzukommt. Durch Zaudern wird der Feind gestärkt und der günstige Augenblick des Sieges vielleicht für lange Zeit hinausgeschoben.

„Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!“ Wenn alle Mittel zur Erlangung oder Erhaltung der höchsten Güter vergeblich versucht sind, so müssen wir zu den Waffen greifen, um durch diese unser Recht zu erkämpfen. Der Sieg, durch welchen die einen ihre Güter zurückerobern, ist durch den Tod anderer erkauft. Und gar mancher muß den Opfertod

suchen, damit andere leben. Wir denken gleich in der folgenden Zeile an Arnold von Winkelrieds Opfertod bei Sempach. Er schuf sterbend „der Freiheit eine Gasse."

„Den Speer" statt „die Speere" (Synekdoche).

„Wasch die Erde — rein" = Deutschlands Schmach kann nur mit Blut wieder abgewaschen werden.

Str. 2. „Es ist kein Krieg, von dem (nur) die Kronen wissen", das heißt ein solcher, welcher nur im Interesse der Fürsten (Kronen = Fürsten = Synekdoche) liegt, aber für das Volk nur als Last, als Unglück verflucht wird, sondern ein Krieg, an welchem auch das Volk mit ganzer Kraft der Seele mitkämpft, mit aller Begeisterung sein Leben wagt, weil es die höchsten, heiligsten Güter durch diesen Krieg wieder zu erwerben hoffen darf. Ein Kreuzzug ist dieser Krieg, für den das eiserne Kreuz: „Mit Gott für König und Vaterland" eigens gestiftet worden war, ein heiliger Krieg ist's, weil er durchaus gerecht ist und gegen einen gottlosen Frevler und fremden Tyrannen unternommen wird, der Deutschlands heiligste Güter zerstört und zertreten hat: Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen und — die Freiheit. Alle jene Güter gewinnen wir wieder, wenn wir dieses zurückgewinnen.

„Das Winseln deiner Greise" = das Stöhnen und Jammern der Greise, welche von der Fremdherrschaft mißhandelt werden, ruft euch zum Kampfe auf. Diese Zeile und die folgenden erinnern nicht undeutlich an die Scenen in Wilh. Tell, in welchen Schiller die Mißhandlung der Greise und die Schändung der Frauen und Jungfrauen erzählt; ähnliche Klagen schrieen ja auch thatsächlich in jenen Jahren tiefster Knechtschaft gen Himmel.

„Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut": Wir denken hierbei an den unglücklichen Buchhändler Palm, sowie an die Offiziere und Gemeinen des Schillschen Freikorps, welche der herzlose Tyrann zu Braunschweig und Wesel erschießen ließ, aber auch an die vielen Tausende deutscher Söhne, welche der ländergierige und ehrgeizige Napoleon in zahlreichen Kriegen und zahllosen Schlachten hinmordete.

Str. 3. Bauer und Künstler, Dichter und Handwerker, Hoch und Niedrig werden aufgefordert, dem Rufe des Königs („vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen") ungesäumt zu folgen. Es soll ein großer Altar und Tempel gebaut werden, ganz Deutschland soll mithelfen, und deutscher Helden Blut soll dieses Tempels Grundstein befestigen.

Str. 4. Der Dichter gibt den Thränen der Mädchen, welche Bruder oder Bräutigam scheiden sehen müssen, und der Weiber, denen der Gatte und Ernährer hinwegzieht, die Auslegung, als weinten jene nicht über ihren Verlust, sondern über ihre körperliche Schwäche und Unfähigkeit, an dem großen Werke der Befreiung mithelfen zu können. Ihnen weist der Dichter ihre besondere Arbeit zu: Gebet und Pflege der Verwundeten. Ihr könnt den Streitenden den Sieg erbeten, den Verwundeten die Schmerzen lindern helfen.

Str. 5. Und was soll der Inhalt der Gebete sein? Daß die alte Kraft erwache, welche den Unterdrückten den Sieg verlieh, die Kraft der alten Deutschen, welche Varus und die römischen Unterdrücker niederschlug, die Kraft des Heinrich und Otto, welche den östlichen Eindringlingen sich entgegenwarfen und dieselben entweder vernichteten oder in wilde Flucht jagten, die Kraft der edlen Männer, welche gegen die Türkenheeresfluten sich anstemmten (Zriny, Stahremberg, Sobiesky 1683.) und ihnen den Sieg und die Freiheit abrangen.

„Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache". Das preußische Königshaus, für welches hier der sächsische Dichter redet, hatte im Laufe der letzten Jahre zwei edle Glieder verloren, die treffliche Königin Louise, welche am 19. Juli 1810 an gebrochenem Herzen gestorben war, und den Prinzen Ludwig Ferdinand, welcher am 18. Nov. 1772 geb. war und am 10. Okt. 1806 in dem Treffen bei Saalfeld*), als er den Vortrab der Truppen gegen die Franzosen führte, Sieg und Leben verloren hatte. An diesen Ludwig Ferdinand denkt Gude, ich glaube jedoch, mit Unrecht. Denn dieser Prinz Ludwig Friedrich Christian hieß deshalb Louis Ferdinand, weil er der Sohn des Prinzen Ferdinand, des Bruders des großen Fritz, war. Gewöhnlich wurde der Prinz: Prinz Louis genannt. Er war ein persönlich tapferer, sonst aber excentrischer und sinnlicher Mensch, der im J. 1792 an dem Rheinfeldzuge teilgenommen und an der Spitze des Regiments die Verschanzungen von Zahlbach mit großer Bravour gestürmt, später aber verschiedentliche Rügen des Königs und zuletzt Festungsstrafe in Magdeburg sich zugezogen hatte. Die Schlacht von Saalfeld verlor er, weil er gegen die höheren Befehle mit seinen 8000 Mann ein doppelt so starkes Korps Franzosen angriff; den Tod fand er, weil er Schande und Strafe nicht übernehmen wollte. Als „Märtyrer" der heil. deutschen Sache erscheint er mir nicht, und den Namen Ferdinand führte er nicht. Ich denke lieber an den unglücklichen, aber kerndeutschen Feldherrn und regierenden Herzog von Braunschweig Karl Wilhelm Ferdinand, welcher die Schlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Okt. 1806 verlor und selbst schwer verwundet (an beiden Augen geblendet) wurde und an seiner Wunde nach traurigem Umherirren in Ottensen bei Altona am 10. Nov. 1806 starb. (Vgl. Rückerts drei Gräber zu Ottensen in diesem Bande.) Diesem Manne, dessen Gebeine nicht einmal in heimischer Erde ruhen durften, war in der Person seines Sohnes Friedrich Wilhelm bereits ein tapferer Rächer erwachsen.

Str. 6. Der Dichter sieht den Sieg voraus, welcher der gerechten Sache von Gott nicht versagt werden wird, während andrerseits die Macht der Hölle, welche sich in den aus den unsittlichsten Motiven kämpfenden Feinden manifestiert, der Macht des Himmels nicht widerstehen kann, er sieht auch die aus dem Mute der Deutschen emporquellende Kraft und Todesverachtung voraus, und er sieht endlich im Geiste die Opfer niederstürzen, welche

*) Gude läßt irrtümlich den Prinzen bei Auerstedt fallen.

dieser Kampf kosten wird, er sieht auch sich unter den Opfern und erbittet von dem geeinten, befreiten, glücklichen Deutschland einen Eichenkranz*) für sich und alle treuen Toten als Schmuck für ihr Grab.**)

2. Würdigung der Dichtung. Man hat Körner sonst mit Recht zum Vorwurfe gemacht, daß er, ein treuer Nachfolger Schillers, auch dessen Pathos sich angeeignet und es nicht immer vermieden habe, hohle Worte zu machen. Von diesem Gedicht läßt sich das nicht behaupten. Es ist dies Gedicht um so mehr eine That, da der Dichter selbst seine hier ausgesprochenen Worte zu Thaten werden ließ. Er hat die Leier still stehen lassen, er hat das Schwert ergriffen und als echter Lützowscher Jäger sein Leben an die Befreiung des Vaterlandes gesetzt. Seinen Dichterlorbeer, sein Amt und seine Braut in Wien zurücklassend, gieng er in den Kampf, aus dem er nicht heimkehren sollte. Und was er hier ausspricht, das hat er empfunden, und darum hat dies Gedicht, welches vor allen Dingen von Gott die Hilfe, den Sieg erwartet, erbittet und erbeten lehrt, eine zündende Wirkung gehabt, ähnlich dem königlichen Aufrufe, und eine erhebende Wirkung behalten. In der Wahrheit ruht Kraft. — Auch die Form und Ausführung dieses Gedichtes verdienen alle Anerkennung. Die Reime sind kräftig, die dreimalige Wiederholung des ersten Reimes (Reimbild abaabcdcd) und der ebenso glückliche Wechsel zwischen stumpfen und klingenden Reimen, die edle, erhabene Sprache, der schöne Gedankenfortschritt, der Ernst der Stimmung, das beredte Feuer der Jugend, des Zornes über die Demütigung und Mißhandlung, der Begeisterung für schöne und hohe Aufgaben — alles wirkte zusammen, um ein treffliches Gedicht entstehen zu lassen.

[Litterarisches: *Kurz. S. 406. — *Gude IV, S. 70.]

---

40. Schwertlied.

(Wenige Stunden vor dem Tode des Verfassers gedichtet.)

[Sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Streckfuß. Berlin, Nicolai 1866. S. 37.]

1 Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah!***)

2 „Mich trägt ein wackrer Reiter,
„Drum blink' ich auch so heiter,
„Bin freien Mannes Wehr;
„Das freut dem Schwerte sehr."
Hurrah!

---

*) Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen. Diese beiden koordinierten Sätze stehen in logischer Verbindung mit einander: Dein Herz schlägt hoch, wie deine Eichen hoch wachsen. Die hochgewachsenen Eichen sind das Symbol deutscher Kraft.

**) Urne ist statt des Grabes gesetzt (Metonymie).

***) Bei dem „Hurrah!" wird mit den Schwertern geklirrt.

3 Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Als eine liebe Braut.
Hurrah!

4 „Dir hab' ich's ja ergeben,
Mein lichtes Eisenleben.
„Ach wären wir getraut!
„Wann holst du deine Braut.
Hurrah!

5 Zur Brautnachts-Morgenröte
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

6 „O seliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
Du Bräut'gam hole mich,
„Mein Kränzchen bleibt für dich!"
Hurrah!

7 Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurrah!

8 „Wohl klirr' ich in der Scheide;
„Ich sehne mich zum Streite,
„Recht wild und schlachtenfroh.
„Drum, Reiter, klirr' ich so."
Hurrah!

9 Bleib' doch im engen Stübchen,
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein.
Hurrah!

10 „Laß mich nicht lange warten!
„O süßer Liebesgarten,
„Voll Röslein blutigrot,
„Und aufgeblühtem Tod."
Hurrah!

11 So komm' denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus.
Hurrah!

12 „Ach herrlich ist's im Freien,
„Im rüst'gen Hochzeitreihen!
„Wie glänzt im Sonnenstrahl
„So bräutlich hell der Stahl!"
Hurrah!

13 Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm!
Hurrah!

14 Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurrah!

15 Drum drück't den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

16 Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

1. **Geschichtliches:** „Am 20. August 1813 langte das Lützowsche Corps unweit Schwerin an; die Franzosen, welche in Schwerin lagen, hatten auf der Straße nach Gadebusch hin ihre Vorposten aufgestellt. Einen Streifzug zu unternehmen, brach Lützow am 25. August von Warsum mit seiner Reiterei und einem Zuge von hundert Kosacken, welche

der Graf Theodor Hardenberg führte, auf. Um 3 Uhr Morgens (am 26. Aug.) marschierte man nach dem Gute Lützow, nahe der Straße von Schwerin nach Gadebusch. Auf tiefgelegenem, von Tannen und Birken geschützten Terrain wurde Halt gemacht. Bei der Rast in diesem Gehölze entstand Körners letztes Gedicht: „Das Schwertlied“, „welches er mit Bleistift in seine Brieftasche schrieb, wo man es nach seinem Tode fand.“ Gerade hatte er es einem Freunde vorgelesen, als der Befehl zum Angriff gegeben wurde. Dies Lied war Körners Schwanengesang. Eine Feile hat es nicht erfahren, die Schwächen der Form zu übersehen, nötigt die Rücksicht auf die Geschichte des Liedes, sie zu verbessern, verbietet die Pietät gegen den edlen Dichter, dessen Vermächtnis wir hier vor uns haben.

2. **Inhaltsangabe:** Der Dichter betrachtet sich sein Schwert, sein liebes Schwert, und tauscht mit ihm Liebesblick und -Wort, als wenn es nicht ein toter Stahl, sondern ein lebendes Wesen wäre, mit welchem sich ein Liebesverhältnis innigster Art anknüpfen ließe und angeknüpft habe. „Warum blickst du so heiter und freundlich?“ fragt der Reiter sein Schwert (Str. 1.), und dies antwortet: Weil mich ein wackerer Reitersmann trägt und ich eines freien Mannes Wehr sein darf, deshalb bin ich so fröhlich gestimmt. (Str. 2.) Der Reiter spricht dem Schwerte nicht nur sein Wohlgefallen, sondern nunmehr auch seine Liebe aus, die er nur der Liebe zur Braut vergleichen mag. (Str. 3.) Das Schwert: Mein ganzes Leben gehört dir! Laß mich deine Braut sein und deine Gattin werden! Wann wird das geschehen? (Str. 4.)

Der Reiter: Trompetenton erklingt zum Morgenrot am Tag vor unserer Brautnacht, unser Hochzeitsfest wird von Kanonendonner begleitet sein. (Str. 5.)

Das Schwert: Auf diese Vereinigung freue, nach ihr sehne ich mich; mein ganzer Ruhm soll dir, nur dir gehören. (Str. 6.)

Der Reiter: Worüber klingst du denn so hell, so wild, so schlachtenfroh? (Str. 7.)

Das Schwert: Die Nähe des Streites, der mir die Hochzeitsfreuden bringt, macht mich so fröhlich. (Str. 8.)

Der Reiter: Eilt dirs denn gar so sehr? Gedulde dich im engen Kämmerlein noch ein wenig; die Hochzeit wird bald genug sein! (Str. 9.)

Das Schwert: Meine Sehnsucht ist zu groß nach dir, und meine Hoffnung auf Rosenkränze der Todeswunde. (Str. 10.)

Der Reiter: Nun, so komm denn heraus aus deiner Kammer; es soll zum Vaterhause und zur Vermählung gehen! (Str. 11.)

Das Schwert: drückt seine Freude über die Befreiung aus der Scheide aus, für sie ist das Befreitwerden das Freien, und ihre Freude vermehrt sich, da sie den stattlichen Zug von Reitern erblickt, welche ihr Bräutchen in den Arm nehmen und großen Hochzeitsreigen bilden. (Str. 11.)

Der **Reiter** aber fordert alle seine Kameraden auf, das Liebchen in den Arm zu nehmen und zwar offen in die Rechte, an welche Gott stets die Braut den Bräutigam antraue, und fährt fort: Drückt fest an eure Lippen den bräutlichen Mund der Eisenbraut und gelobt ihr treue Liebe bis zum Tod. Fluch allen, welche ihre Braut verlassen! (Str. 13—15.) Und nun, so schließt er, laßt unsere Bräute ihren frohen Brautgesang, ihr Hochzeitslied anstimmen. Der Hochzeitstag ist da! Hurrah! (Str. 16.)

3. Grundgedanke. Reiter und Schwert sind Brautleute, ihre Vermählung geschieht im Augenblicke, da der Kampf beginnt; der Kampf ist die Hochzeit; Todeswunden sind die Hochzeitskränze und -Freuden; wohl dem, der im Leben und Tode seine Braut, sein Weib nicht im Stiche läßt! Wehe dem Ehebrecher, der sein Schwert wegwirft!

[Litterarisches *Kurz III, S. 416. — *Gude III, S. 255. — Pröhle, Kriegslieder des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Altona 1823. S. 22.]

Biographie des Dichters.

Am 23. Sept. 1791 wurde Karl **Theodor Körner** zu Dresden geboren. Er ist der Sohn des treuen und aufopfernden Freundes Schillers, des Appellationsgerichtsrats Körner, daselbst. In der frühesten Kindheit war Theodor kränklich, und sein körperlicher Zustand verbot jegliche Anstrengung des Geistes. Je mehr aber sein Körper erstarkte, um so herrlicher entfalteten sich die Gaben des Geistes. Besonders interessierte sich der heranwachsende Knabe für Geschichte, Naturkunde und Mathematik, während er gegen die französische Sprache stets heftigen Widerwillen zeigte. Der Jüngling übte mit Eifer und Ausdauer die Kräfte seines Körpers und erlangte bald im Tanzen, Schwimmen, Reiten und Fechten gleich große Gewandtheit. Auch besaß er hübsche Talente für Musik und Malerei. Endlich übte er sich auch schon frühe, von Schiller und Göthe, welche nicht nur des Hauses Lieblingsdichter, sondern auch Freunde waren, mächtig angeregt, mit Erfolg in der Dichtkunst. Der Vater sandte den 17jährigen Jüngling auf die Bergakademie zu Freiberg, wo er seit dem Sommer 1808 studierte und bei Lehrern und Schülern gleich große Liebe fand. Während dieser Zeit gelangte Körner zu einer für sein Alter hohen sittlichen Reife, ja sein Geist wandte sich eifrig religiösen Studien und Dichtungen zu. In den Ferien erweiterte er auf größeren Reisen seine beruflichen Kenntnisse ebenso sehr, als er sich an Lebenserfahrungen bereicherte. Im J. 1810 war er mit einer Gedichtsammlung „**Knospen**“ öffentlich aufgetreten. Nachdem er in Leipzig ein Semester geweilt hatte, wollte er seine Studien in Berlin fortsetzen. Allein eine Krankheit nötigte ihn bald, in das Vaterhaus zurückzukehren, und sein Vater sandte den Genesenen nach Wien, weil er sich von dem Umgange mit seinem Freunde, dem preußischen Minister Wilh. v Humboldt, sowie mit dem Dichter und Kritiker Fr. v. Schlegel

besondere Anregung und Förderung versprach. Dort verfaßte Körner eine ganze Reihe kleiner Trauer- und Lustspiele, bezw. Opern, welche in Wien bald aufgeführt und von dortigen und auswärtigen Kritikern mit großem Beifalle aufgenommen wurden. Die Verlobung mit einer liebenswerten Wienerin vollendete das Glück, welches der junge mit Ruhm gekrönte Dichter in Wien genoß, der außerdem noch mit 21 Jahren zum Hoftheaterdichter ernannt worden war und damit ein hinlängliches Einkommen erhalten hate. Da riß ihn aus den glücklichsten Lebensverhältnissen der Aufruf des preußischen Königs an sein Volk heraus. Obgleich er Sachse war, trieb ihn doch seine Liebe zum deutschen Vaterlande und sein Haß gegen den welschen Eroberer auf den Kriegsschauplatz. Seine Eltern mochten den edlen Entschluß ihres wackeren Sohnes nicht tadeln. Sie brachten ihn der großen Sache des Vaterlandes zum Opfer. Körner trat in das Lützowsche Freikorps ein. Die Einsegnung desselben durch den Pfarrer Peters machte auf den jungen Mann, der die Leier mit dem Schwerte vertauscht hatte, einen tiefen Eindruck. Seine dichterische Gabe verwandte er fortan zur Abfassung kriegerischer Gesänge. Am 24. April erwählten ihn seine Kameraden zum Lieutenant. Die Freischar des Majors von Lützow siegte am 12. Mai in einem Gefechte bei Dannenberg. Körner wurde einige Tage später auf seinen eigenen Wunsch den Lützowschen Reitern zugesellt und des Majors persönlicher Adjutant. Als die kriegführenden Armeen nach der Schlacht von Lützen einen Waffenstillstand schlossen, ward Lützow, welcher im Rücken der feindlichen Armee operierte, von den Feinden bei Kitzen unweit Leipzig überfallen und konnte sich nur nach Verlust eines Teiles seines Korps auf das rechte Elbufer retten. Körner selbst ward schwer verwundet, doch rettete er sich in ein dichtes Gehölz, wo ihn die Kräfte verließen. Zum Glück fanden ihn zwei deutschgesinnte Bauern und pflegten ihn in dem Dorfe Groß-Zschocher, wo er mitten unter den Feinden unentdeckt blieb und, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, von Leipziger Freunden nach Leipzig abgeholt wurde, wo ihm tüchtiger ärztlicher Beistand bald die Genesung brachte. Nachdem er sich bis nach Karlsbad durch die feindlichen Truppen glücklich hindurchgeschlagen und dort seine Gesundheit völlig wieder hergestellt hatte, langte er, seinen Weg durch Schlesien nehmend, in Berlin, kurz vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten, an. Bald erreichte er das Lützowsche Freikorps wieder, welches im Mecklenburgischen gegen den von Hamburg aus vorrückenden Marschall Davoust zu kämpfen hatte. Dort fand er in einem kleinem Gefechte, durch welches eine Munitions- und Proviantkolonne der Feinde aufgehoben wurde, am 26. August den Tod. Ein Schuß eines Lehrers aus dem Rheinlande, welcher auf französischer Seite fechten mußte, verletzte die Leber und den Rückgrat. Der Todwunde verlor Sprache und Bewußtsein. Umsonst bemühten sich Körners Freunde und ein geschickter Wundarzt um ihn, schon nach wenigen Minuten hatte er vollendet. Mit ihm wurde ein tapferer Offizier, Graf Hardenberg, und ein Lützowscher Jäger am

Der Reiter aber fordert alle seine Kameraden auf, das Liebchen in den Arm zu nehmen und zwar offen in die Rechte, an welche Gott stets die Braut den Bräutigam antraue, und fährt fort: Drückt fest an eure Lippen den bräutlichen Mund der Eisenbraut und gelobt ihr treue Liebe bis zum Tod. Fluch allen, welche ihre Braut verlassen! (Str. 13—15.) Und nun, so schließt er, laßt unsere Bräute ihren frohen Brautgesang, ihr Hochzeitslied anstimmen. Der Hochzeitstag ist da! Hurrah! (Str. 16.)

3. Grundgedanke. Reiter und Schwert sind Brautleute, ihre Vermählung geschieht im Augenblicke, da der Kampf beginnt; der Kampf ist die Hochzeit; Todeswunden sind die Hochzeitskränze und -Freuden; wohl dem, der im Leben und Tode seine Braut, sein Weib nicht im Stiche läßt! Wehe dem Ehebrecher, der sein Schwert wegwirft!

[Litterarisches *Kurz III, S. 416. — *Gude III, S. 255. — Pröhle, Kriegslieder des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Altona 1823. S. 22.]

Biographie des Dichters.

Am 23. Sept. 1791 wurde Karl Theodor Körner zu Dresden geboren. Er ist der Sohn des treuen und aufopfernden Freundes Schillers, des Appellationsgerichtsrats Körner, daselbst. In der frühesten Kindheit war Theodor kränklich, und sein körperlicher Zustand verbot jegliche Anstrengung des Geistes. Je mehr aber sein Körper erstarkte, um so herrlicher entfalteten sich die Gaben des Geistes. Besonders interessierte sich der heranwachsende Knabe für Geschichte, Naturkunde und Mathematik, während er gegen die französische Sprache stets heftigen Widerwillen zeigte. Der Jüngling übte mit Eifer und Ausdauer die Kräfte seines Körpers und erlangte bald im Tanzen, Schwimmen, Reiten und Fechten gleich große Gewandtheit. Auch besaß er hübsche Talente für Musik und Malerei. Endlich übte er sich auch schon frühe, von Schiller und Göthe, welche nicht nur des Hauses Lieblingsdichter, sondern auch Freunde waren, mächtig angeregt, mit Erfolg in der Dichtkunst. Der Vater sandte den 17jährigen Jüngling auf die Bergakademie zu Freiberg, wo er seit dem Sommer 1808 studierte und bei Lehrern und Schülern gleich große Liebe fand. Während dieser Zeit gelangte Körner zu einer für sein Alter hohen sittlichen Reife, ja sein Geist wandte sich eifrig religiösen Studien und Dichtungen zu. In den Ferien erweiterte er auf größeren Reisen seine beruflichen Kenntnisse ebenso sehr, als er sich an Lebenserfahrungen bereicherte. Im J. 1810 war er mit einer Gedichtsammlung „Knospen“ öffentlich aufgetreten. Nachdem er in Leipzig ein Semester geweilt hatte, wollte er seine Studien in Berlin fortsetzen. Allein eine Krankheit nötigte ihn bald, in das Vaterhaus zurückzukehren, und sein Vater sandte den Genesenen nach Wien, weil er sich von dem Umgange mit seinem Freunde, dem preußischen Minister Wilh. v Humboldt, sowie mit dem Dichter und Kritiker Fr. v. Schlegel

besondere Anregung und Förderung versprach. Dort verfaßte Körner eine ganze Reihe kleiner Trauer= und Lustspiele, bezw. Opern, welche in Wien bald aufgeführt und von dortigen und auswärtigen Kritikern mit großem Beifalle aufgenommen wurden. Die Verlobung mit einer liebenswerten Wienerin vollendete das Glück, welches der junge mit Ruhm gekrönte Dichter in Wien genoß, der außerdem noch mit 21 Jahren zum Hoftheaterdichter ernannt worden war und damit ein hinlängliches Einkommen erhalten hate. Da riß ihn aus den glücklichsten Lebensverhältnissen der Aufruf des preußischen Königs an sein Volk heraus. Obgleich er Sachse war, trieb ihn doch seine Liebe zum deutschen Vaterlande und sein Haß gegen den welschen Eroberer auf den Kriegsschauplatz. Seine Eltern mochten den edlen Entschluß ihres wackeren Sohnes nicht tadeln. Sie brachten ihn der großen Sache des Vaterlandes zum Opfer. Körner trat in das Lützowsche Freikorps ein. Die Einsegnung desselben durch den Pfarrer Peters machte auf den jungen Mann, der die Leier mit dem Schwerte vertauscht hatte, einen tiefen Eindruck. Seine dichterische Gabe verwandte er fortan zur Abfassung kriegerischer Gesänge. Am 24. April erwählten ihn seine Kameraden zum Lieutenant. Die Freischar des Majors von Lützow siegte am 12. Mai in einem Gefechte bei Dannenberg. Körner wurde einige Tage später auf seinen eigenen Wunsch den Lützowschen Reitern zugesellt und des Majors persönlicher Adjutant. Als die kriegführenden Armeen nach der Schlacht von Lützen einen Waffenstillstand schlossen, ward Lützow, welcher im Rücken der feindlichen Armee operierte, von den Feinden bei Kitzen unweit Leipzig überfallen und konnte sich nur nach Verlust eines Teiles seines Korps auf das rechte Elbufer retten. Körner selbst ward schwer verwundet, doch rettete er sich in ein dichtes Gehölz, wo ihn die Kräfte verließen. Zum Glück fanden ihn zwei deutschgesinnte Bauern und pflegten ihn in dem Dorfe Groß=Zschocher, wo er mitten unter den Feinden unentdeckt blieb und, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, von Leipziger Freunden nach Leipzig abgeholt wurde, wo ihm tüchtiger ärztlicher Beistand bald die Genesung brachte. Nachdem er sich bis nach Karlsbad durch die feindlichen Truppen glücklich hindurchgeschlagen und dort seine Gesundheit völlig wieder hergestellt hatte, langte er, seinen Weg durch Schlesien nehmend, in Berlin, kurz vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten, an. Bald erreichte er das Lützowsche Freikorps wieder, welches im Mecklenburgischen gegen den von Hamburg aus vorrückenden Marschall Davoust zu kämpfen hatte. Dort fand er in einem kleinem Gefechte, durch welches eine Munitions= und Proviantkolonne der Feinde aufgehoben wurde, am 26. August den Tod. Ein Schuß eines Lehrers aus dem Rheinlande, welcher auf französischer Seite fechten mußte, verletzte die Leber und den Rückgrat. Der Todwunde verlor Sprache und Bewußtsein. Umsonst bemühten sich Körners Freunde und ein geschickter Wundarzt um ihn, schon nach wenigen Minuten hatte er vollendet. Mit ihm wurde ein tapferer Offizier, Graf Hardenberg, und ein Lützowscher Jäger am

28. August bestattet. Eine Eiche nahe am Wege von Lübelow nach Dreikrug, unweit des Dorfes Wöbbelin, beschattet sein Grab. Seine Freunde sangen, während der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, Körners Gebet: „Vater ich rufe dich!“ und dann mit von Rührung oft erstickter Stimme „Lützow's wilde verwegene Jagd.“ Jetzt beschattet die Körner-Eiche zwei Gräber. Neben Theodor Körner ist die am 15. März 1815 am Nervenfieber verschiedene Schwester Emma begraben, deren letzter Wunsch gewesen war, neben ihrem Bruder im Tode zu ruhen. Am 26. August 1879 wurde an dem Orte, wo Körner fiel, die Büste des Freiheitssängers und -Helden enthüllt. Der Ortspastor Daneel hielt die eigentliche Weiherede; Dr. Peschel schloß mit einer poetischen Ansprache.

Theodor Körner ist seiner Zeit nicht nur wegen seiner lyrischen Dichtungen, sondern auch wegen seiner Dramen hochgefeiert worden. Allein die letzteren haben, obgleich sie durchaus bühnengerecht sind, keinen besonders hohen Wert. Der Dichter steht in den Lustspielen auf dem Stadpunkte Kotzebue's, in den Tragödien zeigt er sich als einen Nachahmer Schillers. Reifere und originelle Dichtungen durften von dem für dramatische Poesie augenscheinlich besonders begabten Dichter erwartet werden, wenn nicht der Tod das vielversprechende Talent eher vernichtet hätte, als es zur vollen Kraft sich entwickeln konnte.

Bleibenden Wert haben dagegen eine Reihe von patriotischen Liedern, in welchen sich ebenso sehr freudige Begeisterung, innige Liebe zum Vaterlande, als ein festes Gottvertrauen ausspricht. Solche Lieder, wie die oben besprochenen, sowie das Gebet vor der Schlacht: „Vater, ich rufe dich!“ ferner: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein.“ „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,“ und andere haben der gerechten deutschen Sache noch Siege erfechten helfen, als des wackren Streiters Leib längst in kühler Erde gebettet war. Körner war in seinem kurzen Leben ein vom Glücke begünstigter Jüngling, der Stolz seiner Eltern, heiß geliebt von seinen Freunden; für die deutsche Nation starb er zu frühe, und doch konnte er keinen schönern Tod finden, als den, der ihm geworden ist. Sein Heldentod ersetzt manche Frucht seines Geistes, und es erfüllt sich Uhland's Wort auch an ihm:

Wohl wieget eines viele Thaten auf:
Das ist für seines Vaterlandes Not
Der Heldentod.

Alle wahren Deutschen hangen in treuer Liebe an diesem früh vollendeten Dichter; sie übersehen seine Schwächen, sie rühmen seine Liebe zum Vaterlande und seinen Heldenmut, sie stellen ihn den heranwachsenden Geschlechtern als leuchtendes Vorbild hin und — pflegen dankbar sein Grab.

Schriften des Dichters.

Gedichte. 12. Frankfurt. Körner 8 Sgr. — [Hempelsche Ausg. Mit Biogr. von Förster. 1879. 1½ M. Berlin.]

Knospen. 8. Leipzig, Göschen. 12 Gr. — Potsdam, Vogler. 1831. 10 Sgr.

Leyer und Schwert. 5. Aufl. Berlin, Nicolai. 16 Ggr. 7. Aufl. 1834. 12 Ggr. 8. Aufl. 1848. $^{2}/_{3}$ Thlr. 9. Ausg. 1858. $^{2}/_{3}$ Thlr. — 1867. 5 Sgr. — Hempelsche Ausg. Berlin 1879. 80 Pfg.

Poetischer Nachlaß. 2 Bde. 6. Aufl. 12° Leipzig, Hartknoch 2 Tlr. 7. Aufl. 1829, ebd.

Nachlaß oder dessen Gefühle in poetischen Ausdrücken. Leipzig, Baumgärtner. 8 Ggr.

Sämtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von Karl Streckfuß. (Mit Biographie von Tiedge). Originalausg. in 1 Bde. 2. Aufl. Berlin, Nicolai 1834. 1835. 3. Thlr. 12 Ggr. — 3. Aufl. 1837. 38. 4. Aufl. 1847. $2^{5}/_{6}$ Thlr. — 5. Ausg. 1855. 1 Thlr. 18 Sgr. 6. Ausg. 1861. $1^{1}/_{3}$ Thlr. — 7. A. 1863. — 8. Aufl. 1866—1871.

Dasselbe in vier Bänden. Ebd. 1838. $3^{1}/_{2}$ Thlr. 2. Ausg. 1842. 16°. 2 Thlr. 20 Sgr. — 3 Ausg. 1847. $2^{5}/_{6}$ Thlr. — 4. A. 1862. $1^{1}/_{3}$ Thlr. — 5. Ausg. 1867. 6. A. 1871.

Werke in vollständigster Sammlung, nebst Briefen von und an Körner, sowie biographischen und litterarischen Beilagen von Adolf Wolf. 4 Thlr. Mit dem Bildnisse des Dichters und einem Faksimile seiner Handschrift. Berlin, G. Mertens. 1858. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Theodor Körner. Dresden, Meinhold u. S. 2 Sgr. 1863.

„Sein Leben, sein Tod im Gefecht bei Rosenberg und sein Grab bei Wöbbelin, Schwerin, 1863. Oertzen u. Co. 6 Sgr.

Werke. Vollständigste Ausgabe mit mehreren bisher ungedruckten Gedichten und Briefen. 4 Thlr. Nebst einer Biographie des Dichters von Friedr. Förster. Berlin, Hempel. O. J. (1868.) — 2. Ausg. 1879. 3 Mk. 50 Pf.

Sämtliche Werke. 2 Bde. 4 Aufl. 16° 1869. Berlin, Grote 10 Sgr. — 8° 2 Bde. 1870. 12 Sgr.

Sämtliche Werke. Reclam. 1869. Leipzig 10 Sgr.

Illustr. Ausg. 2 Bde. Mit Zeichnungen von L. Burger, W. Friedrich u. A. in Holz geschn. (Einl. von E. Hermann). Berlin 1872, Grote. $1^{1}/_{6}$ Thlr.

Cyklus in 8 Blättern nach den Original-Cartons v. Prof. Marterstеig. Mit e. Biogr. Th. Körners u. 10. Sonetten v. Herm. Lingg. sowie 8 Liedern a. „Leyer u. Schwert". München, Bruckmann 1871. $7^{1}/_{2}$ Thlr.

Leyer und Schwert. Leipzig 1880. Matthes. 50 Pfg. — Elberfeld 1981. Loll, 20 Pfg. — Illustr. Ausg. 2. Aufl. Berlin 1883, Nicolais Verlag geb. 15 Mk.

Der Nachtwächter. Leipzig. 1881. Goldhausen 20 Pfg.

Sämtl. Werke in 4 Bdn., mit Einl. v. Herm. Fischer. Stuttgart 1882/83. Cotta. 4 Mk. (Bibl. der Weltlitteratur.)

Sämtl. Werke. Hsg. von Hrch. Laube. Illustr. Prachtausg. Wien 1882—84. Benzinger (35 Lfg. à 50 Pfg.). —

Werke. 2 Bde. Elberfeld. 1884. Lolls Nachf. 3 Mk. geb.

August Kopisch.

41. Der Trompeter.

[Allerlei Geister. Berlin. Duncker, 2. Aufl. 1852.]

1. Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
Kaum halt' ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad, der hat ihn geblasen in der Schlacht,
Auch schönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt in der grimmigsten Not
Erscholl er ihm vom Munde, bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahle, ein Mann von echter Art;
Gedenk ich seiner, rinnt mir die Thräne in den Bart.
Herr Wirt, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
Soll meinem Freunde zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein

2. Wir hatten musiziert in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
Doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
Ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen wie der Wind so jach;
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand.
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
Und rief: „Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!"

3. Drauf setzt er die Trompet' an den Mund und schwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde klang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmut,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als gieng's mit Vater Blücher nach Paris hinein.
Da donnerte das Eis, die Scholle, sie zerbrach,
Und wurde eine bange, bange Stille danach;
Das Eis vergieng im Strom und der Strom in dem Meer,
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

1. **Charakteristik des Trompeters:** Eine kernige Natur tritt uns in dem Trompeter entgegen, dessen Preis aus dem Munde des mit ihm bis zum Tode treu verbundenen Freundes so warm ertönt.

Manche Schlacht hat der Trompeter mitgemacht, zwar nicht kämpfend, aber, wenn er der Vordersten einer, kampfesmutig, siegsgewiß seine Trompete an den Mund führte und mit Kraft und Feuer die Kriegs- und Siegesmärsche blies, so entflammte er alle Hörer zu voller Begeisterung, so ließ er die Müden ihre Müdigkeit vergessen, und die Bedenklichen wurden mutig, und so schlug er durch seinen Mannesmut und der Trompete Ton mehr Feinde nieder, als wenn er „statt des Schalles“ das Schwert geschwungen hätte.

Aber nicht nur im Schlachtendonner zeigt sich sein Mut, der jeder Gefahr spottete, sondern auch sonst wo es galt, etwas zu wagen. Das Eis erkrachte schon, als die beiden Kriegskameraden es betraten: allein dem Mutigen gehört die Welt; und so treten sie nicht behutsam zurück, sondern gehen unverwandt vorwärts; die fröhliche Stimmung, in welche ihr Musizieren in der Frühlingsnacht sie versetzt hatte, verläßt sich auch jetzt nicht; mit Scherzen und Lachen geht es vorwärts, — bald sind sie am Ziele, da — erdonnert, biegt, bricht das Eis — und eine Eisscholle trägt ihn fort, unrettbar, während sein Freund mit einem Sprung den Sand erreicht und gerettet ist.

Und jetzt, in der unentrinnbaren Todesgefahr steht er da. Sein Grab sieht er unter sich. das nasse und kalte; niemand kann ihm helfen; der Strom, die Elbe ist zu groß; Menschen und Kähne sind nicht in der Nähe; er steht auf einem Brette über dem Grabe, und das Brett ist nicht nur morsch, sondern es ist eine Eisscholle, kleiner, immer kleiner werdend; — bald, bald ist diese so klein, daß sie den nicht mehr tragen kann, den sie jetzt dahin führt, und dann wird er niederstürzen, ins kalte Wasser, ins Flutengrab, in den Tod. Es ist etwas anderes, im Schlachtgewühl Mut zu zeigen, denn man vergißt die Gefahr, man wird erregt, zur Rache, zum Kampfe entflammt, das Leben ist dann kein großes Gut mehr, weil es ein zu unsicheres geworden ist; — aber allein! da festzustehen, der Todesgefahr ins Auge zu sehen, dabei nicht zu zittern und zu jammern, das ist etwas ganz anderes, das ist zwiefacher Heldenmut! Und nun hören wir den Trompeter, fast scherzend, wie wenn es zum Reigen gienge, rufen: „Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt.“ Und nicht nur das, sondern er führt die Trompete, seine treuste Reisebegleiterin, Kriegsgefährtin und Freundin, die Verkünderin seiner Stimmungen und Gefühle, an den Mund und bläst klar und rein, mit vollem Mut und Kraft, ohne Bangen und Beben, — er bläst einen Siegesmarsch und unter den letzten Klängen des Siegesmarsches haucht er seine Seele aus. Auch im Kampfe mit dem Tod blies er den Siegesmarsch!

Endlich aber sei noch gedacht des innigen Freundschaftsbundes, welcher den Trompeter und seinen noch jetzt ihn beweinenden und lebenslang ihn feiernden Freund umschlossen haben muß. So hat gewiß der Trompeter noch andere Tugenden gehabt, um derentwillen er dem Freunde so wert war; — ja er muß ein ganzer Mann gewesen sein, dem sein

Freund einen solchen rührenden Nachruf weihen kann, daß wir ihn nicht lesen oder hören können, ohne tief ergriffen zu werden.

2. Schriftliche Aufgaben:

1. Des Trompeters Ende. (Erzählung.) — 2. Der Trompeter (Charakterbild). — 3. Vergleichung des Gedichtes mit Mosens: Trompeter an der Katzbach in diesem Bande. — 4. Vergleichung des Trompeters von Kopisch mit Freiligraths: Die Trompete von Vionville (Bd. I³, S. 268.).

---

42. Old Mütterchen.

O schöner Wintersonnenschein,
Du lockst in's Freie Groß und Klein!
Old Mütterchen läßt man im Haus allein!
Old Mütterchen zählt an hundert Jahr';
Doch war in die Ferne ihr Blick noch klar.
Ihr Ruhebett war so gestellt,
Daß schauen sie konnt' in Gottes Welt:
Und — wie sie so durch's Fenster sah
In die Husumer Bucht, was sah sie da?
10. Die Ufer waren von Schnee so weiß,
Die See stand fest als blankes Eis,
Und über das weitgefrorne Meer
Jagt' alles auf Schlittschuh'n hin und her;
Ein jeder schwingt sich auf seine Weise,
Die ganze Stadt schien auf dem Eise.
Es war ein Gewimmel und ein Gelauf,
Man stellte Zelte und Buden auf;
Auch fuhren auf Schlitten die Knaben und Frauen,
Die waren geputzt wie zum Feste zu schauen.
20. Das muntre Volk im jubelnden Reigen
Bedünkt old Mütterchen gar eigen;
Wo neulich noch schlugen und rollten die Wogen,
Ward wie mit Flügeln auf Spiegeln geflogen,
Wo sonst nur schwammen Schiff und Fische,
Stellte man heute Bänke nnd Tische,
Man schmauste und trank und sang und sprang,
Es wurde keinem die Weile lang.
Da dacht' in ihrer Einsamkeit
Old Mütterchen längst vergangner Zeit,
30. Wo sie die gleiche Lust erfahren,
Eh' sie gelangt zu zitternden Jahren,
Wie mancher junge schmucke Gesell
Sie einst gefahren im Schlitten schnell.
Sie dacht' auch des Gatten und ihrer Knaben,

Die ungestümes Meer begraben,
Wie heimgegangen all' ihre Lieben
Und sie zuletzt so einsam blieben.
Da seufzte sie: Gott vergisset mein
Und läßt mich hier ganz seelenallein,
40. Ich muß hier als ganz unnütz sein,
Den Fremden schaff' ich nur Beschwerden,
Was soll ich noch fürder auf dieser Erden?
Doch wie Old Mütterchen das spricht,
Straft sie ihr Herz: o sündige nicht:
Der Ratschluß Gottes ist verborgen,
Laß ihn allein bestimmen und sorgen.
In solchen und anderen Gedanken
Blickt weiter sie auf das Schwingen und Schwanken,
Und spricht zu sich selber: Thun doch heute,
50. Als wär' Meer Land, die tollen Leute;
Ist wohl so gesichert die weite Fläche,
Daß hie und da das Eis nicht breche?
Und wie sie dem nachsinnt, nicht lange,
Pocht ihr Herz in der Brust so bange,
Als könne solch ein Unglück geschehn,
Als solle sie bald Entsetzliches sehn.
Da erblickt sie über dem bunten Gewimmel
In fernster Ferne ein Wölkchen am Himmel,
Ein weißes, und spricht: Das deutet Sturm,
60. Und niemand läutet doch heute vom Turm.
Kommt Sturm mit der springenden Flut im Bunde,
Zerbricht er das ganze Eis in der Runde,
Und alle die fröhlichen seligen Leute
Versinken in Schollen und Schäumen heute.
Ich will doch rufen, daß einer warnet,
Eh' alle des Todes Netz umgarnet.
Sie ruft: ist keiner der hören will?
Sie ruft; doch alles ist todtenstill.
Es ist wohl niemand, niemand im Haus.
70. Da müht sie sich aus dem Bett heraus
Und kriecht zum Fenster auf Händen und Füßen,
Da muß der Frost es fest verschließen,
Das Volk darf auf dem Eise nicht bleiben!
Sie hat keine Rast, sie zerschlägt die Scheiben,
Sie ruft hinaus — sie winkt — sie schreit —
Zu schwach, zu matt! ach, alle sind weit!
Herr Gott, was fang' vor Leid ich an,
Wenn ich das Volk nicht warnen kann;
Die Wolke wird größer, o bange Pein,

80. Sie werden Alle verloren sein;
Ich kenne das Sturmgewölke genau
Als leiderfahrene Schiffersfrau.
Allmächtiger Gott! o Herre mein!
Laß hören doch mein schwaches Schrei'n.
Denn zögert das Warnen noch wenig Minuten,
Versenkt sie alle das Rollen der Fluten.
Da hört sie ein Knabe; doch lacht er und läuft,
Weil, was sie ruft, er nicht begreift. —
„Ach alle, alle eilen zur Freude,
90. Und wissen nicht, wie bald zum Leide!
Wie rett' ich, wie helf' ich, Gott, gib Licht!
Ich bin zu schwach, ich treffe das nicht."
Da zuckt ein Gedanke ihr durch den Sinn,
Sie müht sich kriechend zum Herde hin,
Und faßt einen Brand und entzündet das Stroh
Im Bett: Das brennet lichterloh.
Sie rief: „So schaff' ich ein Feuerzeichen,
Bald wird der Brand das Dach erreichen."
Indem der Qualm das Zimmer füllt,
100. Ergreift sie den Mantel und flieht verhüllt;
Doch kann sie vor Alter nicht schnell von der Stelle,
Nur langsam erreicht sie des Hauses Schwelle.
Da schlägt die Lohe zum Dache hinaus.
„Leb wohl, geliebtes Vaterhaus.
Und kann ich nur das Volk erretten,
Mag Gott mich selbst im Himmel betten."
Doch gibt der Herr, der alles schafft,
Den schwachen Gliedern fürder Kraft,
Sie erreicht die Straße und ruht am Stein,
110. Da gewahren von weitem die Leute den Schein
Und sagen: Dort muß ein Feuer sein!
Und rennen herzu. Old Mütterchen schreit:
„Laßt das! Mit dem Feuer hat's gute Zeit.
Ich lockt' Euch mit dem Feuer herbei,
Daß ihr vernähmet, was ich schrei.
Laßt brennen mein Haus und eilet zum Turm,
Seht dorten die Wolke und läutet Sturm,
Daß alles Volk zum Lande kehr',
Eh' Sturm erregt das wilde Meer!"
120. Da schauen die Leute die Wolke erschreckt
Und sagen: Die Frau hat Gott erweckt!
Und rennen in Eile hin zum Turm
Und läuten aus Leibeskräften Sturm.
Der Qualm, das Läuten ruft alle herbei,

Man eilt zum Strande mit bangem Geschrei,
Und alles ruft: „Geschwind, geschwind!“
Da floh das Husumer Volk vor dem Wind.
Sie gaben die Zelte, die Buden preis,
Denn fernher kam das Meer schon weiß,
130. Hoch über dem jagenden flüchtigen Volke
Verbreitet sich fliegend des Sturmes Wolke.
Die Husumer zeigten jenen Tag,
Was man auf Schlittschuh'n fliegen mag:
Der ganze Schwarm wie weggeblasen,
Dicht, dicht dahinter des Sturmes Rasen.
Hei! wie es die leichten Buden, die Zelte
Hinwarf und zerspellt in die Well' hinschnellte,
Sturmvögel kamen mit Schreien geflogen,
Der ganze Himmel schwarz umzogen,
140. Darunter im Sturm der Springflut Wogen.
Man hörte sie schon bis her zum Strande,
Und als der letzte Mann am Lande,
Hob wie aufatmend das Meer in der Bucht
Weithin mit Gedonner des Eises Wucht.
Wie von springenden Rossen ein wildes Heer,
Sprang Brandung Sturz auf Sturz daher,
Und wogte zu Trümmern den Spiegel, der eben
Noch trug des Volkes fröhliches Schweben,
Zerbrach ihn und türmte und rollte im Lauf
150. Ein Gebirg von Schollen am Ufer herauf.
Und wieder stürzt es zurück in's Gebraus,
Und wieder warf es das Meer heraus.
So tobte der Sturm die ganze Nacht
Und schwieg erst, als Gott Tag gemacht,
Und als die Sonne stieg empor,
Da sammelte sich das Volk zum Chor,
Und sangen Lieder und priesen Gott,
Der sie errettet aus solcher Not.

Old Mütterchens Haus war niedergebrannt;
160. Doch als ihre That ward stadtbekannt,
Da sah man das ganze Volk hinkommen,
Wo gute Leute sie aufgenommen.
Der Bettler, der Bürgermeister nicht minder,
Sie nannten sich alle Old Mütterchens Kinder.
War ohne sie doch alles verloren,
Sie hatte sie alle neu geboren,
D'rum wollt' ihr jeder in's Auge blicken,
Sie laben und herzen und süß erquicken,

Und brachten ihr für ihre Habe
170. Viel Tausend neue edle Gabe.
Old Mütterchen aber in Freudenthränen
Sprach: „Niemand soll aus der Welt sich sehnen,
Und sei er noch so hoch betagt
Und siech und matt! Wer weiß, wer sagt,
Wozu der droben
Ihn aufgehoben?
Laßt uns den Herren des Himmels loben!“

1. Der Grundgedanke ist in den letzten sechs Zeilen des Gedichtes ausgesprochen: Auch wer sich noch so einsam und überflüssig auf der Welt vorkommt, soll sich doch nicht aus der Welt sehnen; Gott kann durch ihn noch auf Erden Segen stiften wollen.

2. Erläuterungen. V. 15. „die ganze Stadt“ = alle Einwohner der Stadt (Metonymie.) Vgl. Schillers Kraniche des Ibykus: „Ganz Griechenland ergreift der Schmerz.“

V. 26. Eine sehr hübsche Polysyndese, durch welche das Neben- und Durcheinander der ihrem Vergnügen nachgehenden und völlig unbesorgten Husumer wirksam veranschaulicht wird.

V. 31. „zitternde Jahre“. Dieser Ausdruck erinnert an den „wandernden Stab“, den tanzenden Thee. Nicht die Jahre zittern, sondern die Personen, welche ein so hohes Lebensalter erreichen. Es wird hier die Wirkung statt der Ursache gesetzt. bzw. als Attribut der Ursache beigefügt. Ein bleicher Tod ist der Tod, welcher bleich macht, eine schwindelnde Höhe ist eine Höhe, welche den Schwindel erregt, zitternde Jahre sind ein so hohes Lebensalter, welches dem Körper die Kraft entzieht, so daß er zittern muß.

V. 82. „als leiderfahrene Schiffersfrau“. Sie hat Mann und Söhne in den Stürmen untergehen sehen müssen, und kennt darum die Gefahren des Meeres aus eigenster, traurigster Erfahrung.

V. 116. „was ich schrei“ = was ich bisher wiederholt gerufen habe, ohne von Euch gehört worden zu sein.

3. Zur Würdigung. Die Sprache ist kunstlos, aber der ganze Ton der poetischen Erzählung durchaus angemessen. Es entspricht auch die langsam fortschreitende Darstellung dem Trippeln und schwerfälligen Denken und Handeln des alten Mütterchens vollkommen. Auch hat der Dichter sehr hübsch die Gedanken geordnet, erst das ruhige klare Wetter und das fröhliche Treiben der Husumer auf der gefrornen See, dann das einsame, zurückgebliebene Mütterchen in ihren Betrachtungen und Rückerinnerungen, in ihrem Gefühle, daß Gott sie vergessen habe, da sie andern nur zur Last liegen müsse, nichts mehr nützen könne, darauf die Strafe dieser Gedanken durch die Stimme des Gewissens geschildert, um dann das Emporsteigen der ersten bangen Ahnung und dann das der unglückverheißenden Wolke zu malen, die Angst und Not des Weibes, wel-

ches gern warnen und helfen möchte, aber nicht gehört, oder, wenn gehört, nicht beachtet wird, in sehr schöner Steigerung vorzuführen, bis die Alte endlich ein Lichtstrahl durchzuckt und sie, um die Husumer zu retten, ihr Vaterhaus vernichtet. Die nun kommenden Scenen in ihrer raschen Folge, das Herbeilaufen eines Teiles der Bewohner nach dem Anblicke des Feuers, das Sturmläuten, die eilige Heimkehr, die Sturm- und Springflut, das Zerbersten des Eises und die tobende Brandung, endlich der Dank, von Hoch und Niedrig dem alten Mütterchen ausgesprochen, „die sie alle neugeboren hat“ und schließlich die Anerkennung des Husumer Old Mütterchens, daß man auch in der höchsten Ohnmacht und im höchsten Alter den Mitmenschen noch nützen könne, sind zwar einfach, aber darum doch außerordentlich wirksam vom Dichter dargestellt.

Biographie des Dichters.

August Kopisch, am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren, besuchte das Gymnasium der Vaterstadt bis zur Prima, wandte sich dann dem Studium der Malerei zu, machte in Dresden, Prag und Wien bis 1818 Studien, reiste in das Land der Kunst und der Sehnsucht für alle Künstler, nach Italien, verbrachte, in Rom und Neapel besonders lange verweilend, fünf Jahre in diesem wunderbaren Lande, entdeckte, ein vortrefflicher Schwimmer, auf der Insel Capri die berühmte, von ihm selbst trefflich beschriebene und später modellierte blaue Grotte, ward mit Platen bekannt und innig befreundet, und pflegte in Italien nicht nur die Malerei, für die er ein schönes Talent besaß, sondern auch die Poesie, für welche er nicht minder reich begabt war. Einzelne seiner Gedichte, z. B. Noah und eben der Trompeter, für welche sich treffliche Komponisten (wie Reissiger) fanden, wurden bald weit verbreitet und gern gesungen. Der König Friedr. Wilhelm IV. von Preußen, dessen Führer in Neapel und Umgegend Kopisch früher gewesen war, gab ihm Jahrgeld, Wohnung in königlichen Gebäuden und den Professortitel (1844). In dem Auftrage seines königlichen Gönners schrieb er eine Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam. — Erst zwei Jahre glücklich verheiratet, starb er ganz unerwartet an einem Schlagflusse, von dessen Eintritt die Seinen keine Ahnung hatten, in der Nacht des 6. Februar 1853.

Kopisch ist ein origineller, phantasiereicher, von Humor und Witz übersprudelnder Geist: seine Frische im Ausdruck und sein schelmischer Zug gewinnen ihm überall Freunde, bei Alt und Jung. Auch als Übersetzer hat Kopisch sich einen Namen gemacht, besonders durch die Übersetzung der göttlichen Komödie von Dante. —

Werke des Dichters.

Allerlei Geister. Märchenlieder, Sagen und Schwänke. 1. Ausg. 1848. 1 Thlr 6. Sgr. — 2. Aufl. 1852. 1 Thlr. Berlin, Duncker.

Beschreibung und Erklärung des Denkmals Friedrichs II. in Berlin. Berlin, Ernst u. Korn. 1851. 5 Sgr.

Die Königlichen Schlösser und Gärten zu Potsdam. Berlin 1854. Ebd. 3 Thlr.

Gesammelte Werke. 5 Bde. Berlin 1856. Weidmann. 2⅔ Thlr.

Nikolaus Lenau.

43. Die drei Indianer.

[Gedichte. Berlin, Hempel. S. 105.]

1. Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Übertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruten
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

2. Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

3. Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wildre Blitze,
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tief empörtem Herzen:

4. „Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst Bettler unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!“

5. „Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

6. Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von des Ufers Weiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

7. Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven, sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen,
Singend schon, dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

1. **Abfassungszeit:** Um 1832. Die Ballade ist also eine Frucht der nordamerikanischen Reise des Dichters. (Vgl. unten Biographie.)

2. **Grundgedanke:** Im Herzen der heidnischen Indianer kann den eindringenden Europäern (Weißen) gegenüber nur Haß, tödlicher Haß aufkommen. Die Ohnmacht der absterbenden Indianer gegenüber der Übermacht der Fremden sieht die Rettung nur im Tod; der Mut der Verzweiflung und die Glut des Hasses suchen denselben auf.

3. **Disposition und Gedankengang:**

Str. 1. Schilderung der Umgebung, welche mit dem Herzenszustand der drei Indianer nur zu sehr harmoniert. (Wüst draußen, wüst drinnen.)

Str. 2. Die drei Indianer in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrer Beziehung zu einander.

Str. 3. Der greise Vater betrachtet seine beiden, einer trostlosen Zukunft entgegengehenden, Söhne, und ein furchtbarer Entschluß steigt in seiner Seele auf.

Str. 4. 5. Des Vaters Rede:
Fluch den Weißen und allen und allem, was sie unterstützt hat und noch unterstützt in dem Vernichtungskampf gegen uns. Sie wachsen, wir gehen unter.
Gegen sie kennen Indianer nur *eine* Empfindung: *Haß*: vor ihnen nur *eine* Rettung: *Tod*.

Str. 6. Den Worten des Vaters entspricht die That
a. Sie schneiden den Kahn los.
b. Sie arbeiten sich bis zur Stromesmitte vor.
c. Sie werfen die Ruder weg.
d. Sie umarmen sich gegenseitig.
e. Sie stimmen ihr Sterbelied an.

Str. 7. Mitten im Toben des Gewitters, vom Donner umdröhnt, von Blitzen umleuchtet, von Möven umflattert, fahren die drei Männer unter Gesang dem Niagarafalle, ihrem Grabe, zu. Mit ihrem Sturz in die Tiefe schließt das Gedicht.

4. **Erläuterungen.**

Da dieses Gedicht an Metaphern überreich ist, so benutzen wir diese Gelegenheit, einiges über die verschiedenen Arten der Metapher vorzutragen; über den Unterschied zwischen Gleichnis und Metapher vgl. Zimmermanns *König Enzios Tod* im 4. Bde. Es gibt im Ganzen zwei Arten von Übertragungen (Metaphern):

1. vollständig ausgeführte Metaphern (Allegorien). Dann sind ganze Sätze, ganze Gedankenreihen von einer Metapher umspannt; ein Gegenstand wird in verschiedenen Eigenschaften und Wirkungen in einem fortgesetzten Bilde ausgemalt:

Ein *Tropfen Haß*, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segens*trank* zum *Gift*. (Schiller.)

Ich entfloh ihr und sang, und der bewegte Hain
Und die Hügel umher hörten mein flötend Lied.
Und des Baches Gespräche
Sprachen leiser am Ufer hin. (Klopstock.)

2. unvollständig ausgeführte Metaphern, in welchen nur ein einziger Teil eines Satzes einer anderen Sphäre angehört:

Hat die Erde sich verjüngt? (Schiller.)
Die Rebe auf zum Fenster klomm. (Lenau.)
Verschwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge. (Göthe.)

Die Gegenstände, welche mit einander vertauscht werden, bedingen auch wieder verschiedene Arten von Metaphern:

1. An die Stelle des Geistigen (Abstrakten) tritt das Konkrete (Sinnliche): Vgl. oben: Ein Tropfen Haß, der Becher der Freude.

2. Ein Sinnliches tritt an die Stelle eines andern Sinnlichen; nur wird dann meist das Höherorganisierte mit dem Niedrigerstehenden vertauscht:

Die Rebe auf zum Fenster klomm.

Das Klimmen ist eine Thätigkeit, welche in der Tierwelt häufig vorkommt, bei dem Eichhorn und manchem Klettervogel u. s. w., aber von einer Rebe eben nur in übertragenem Sinne gesagt werden kann, indem man die Thätigkeit einer Pflanze, das Wachsen durch die viel anschaulichere des Kletterns und Klimmens eines Tieres ersetzt.

3. Wenn man an die Stelle des Sinnlichen ein Geistiges rückt, den Gegenständen der vernunftlosen Natur menschliche Thätigkeiten, Empfindungen, Absichten, also etwas der Sphäre des Menschengeistes Angehöriges unterlegt, so entsteht die schönste Art der Metaphern, die Personifikation oder Prosopopöie. Es werden dann vernunft-, ja leblose Gegenstände zu Personen erhoben. Oft sind ganze Gedichte eine schön durchgeführte Personifikation, z. B. Georg Christian Dieffenbachs*) **Jung Stürmchen**:

Herr Sturm hat gar ein lustig Kind,
Das kann schon wacker laufen:
Das junge Stürmchen thät man Wind
Vor langer Zeit schon taufen.

Jung Stürmchen ist ein starker Knab,
Pausbackig sonder gleichen,
Springt lustig immer auf und ab,
Mag gern auf Berge steigen.

Da geht ihm denn der Atem aus,
Drum muß er schnaufen, blasen, —
Ihr hörts ja selbst aus eurem Haus,
Wie's schnauft in allen Straßen.

---

*) Geb. am 4. Dec. 1822 zu Schlitz im Großherzogtum Hessen, lebt daselbst als Oberpfarrer. Das Lied ist seinen Kinderliedern entnommen.

Der Wind ist gar ein wilder Fant,
Kann nichts in Frieden lassen,
Und kommt er auf- und abgerannt,
So muß er immer spaßen.

Dem springt er auf den Buckel dort,
Reißt ihm den Hut herunter,
Und dreht ihn flink und rollt ihn fort,
Und pfeift dazu ganz munter.

Und wenn der Mann mit großer Hast
Dem Hute nach will laufen,
Gar schnell er ihn am Rocke faßt,
Als wollt' er ihn zerraufen.

Dem fährt er lustig in den Schopf,
Frisiert mit bloßen Händen;
Bald rupft er hier, bald da den Tropf,
Da hilft kein Drehn und Wenden!

Dann packt er gar, der schlimme Wicht,
Voll Sand die beiden Hände,
Wirft ihn den Leuten ins Gesicht,
Und läuft davon behende.

Bald springt er hin, der wilde Knab,
Und reißt mit lust'gem Blasen
Die Wäsche flugs vom Seil herab
Und wirft sie auf den Rasen.

Jung Stürmchen treibt es gar nicht fein,
Möcht' immer lustig spassen,
Darum, wer nicht geneckt will sein,
Der bleibe von den Gassen!

Ähnliche Personifikationen sind: „Der Winter" von Matthias Claudius; „Einkehr" von Uhland (Bei einem Wirthe wundermild), der „Herbst" von Ph. E. Nathusius.

Über die Personifikation vgl. oben Erl. III³, S. 41. ff.

Sehen wir nun die Tropen unserer Ballade genauer an.

Str. 1. Der Himmel zürnt mächtig im Gewitter.

Das Gewitter wird oft als die Stimme des zürnenden Gottes bezeichnet, z. B. auch in den Psalmen: hier wird an die Stelle des persönlichen Gottes der unpersönliche „Himmel" gesetzt, gleichwohl letzterer durch das Prädikat zürnt personificiert. Wie man nun sonst von einem ohnmächtigen Zorne redet, wenn derselbe nicht in Thaten sich Nachdruck zu verschaffen versteht, so spricht der Dichter hier von einem mächtigen Zürnen, da es keineswegs ein unkräftiges ist; man vgl. die Wirkung oder begleitende Handlung, ausgesprochen in: Schmettert manche Rieseneich' in Splitter. Riesen-

eiche ist übrigens nicht nur ein poetisches Kompositum,*) sondern bedeutet eine Eiche wie ein Riese; ursprünglich haben wir also ein Gleichnis hier vor uns, welches aber sehr eng zusammengezogen ist. In dieser Form bildet übrigens das Gleichnis den Übergang zur Metapher. Letztere würden wir haben, falls wir statt obiger Worte etwa läsen:

Des Waldes Riesen schmettert er in Splitter.

Die folgende Zeile bringt uns schon wieder eine Metapher:

Übertönt des Niagara Stimme.

Das Getöse des Niagarafalles wird Stimme genannt, obgleich nach dem gemeinen Sprachgebrauch nur Menschen, höchstens, und selbst da wohl nur uneigentlich, Tieren „Stimmen“ beigelegt werden.

„Und mit seiner Blitze Flammenruten peitscht er schneller die beschäumten Fluten, daß sie stürzen mit empörtem Grimme.“

Der Dichter läßt uns die zahlreichen Blitze als eine aus Flammen gebildete Rute auffassen, mit welcher der Himmel die Fluten peitscht, um sie zu größerer Eile anzutreiben. Obgleich diese vor Wut schäumen und emporstürzen, wie Sklaven, welche wutentbrant sich gegen die strafende Herrenhand empören, auflehnen wollen: ihre Rachegedanken sind ohnmächtig, sie müssen weiter, müssen folgen, ob sie wollen oder nicht. — Alle diese Gedanken vermag der Dichter durch jene Allegorie in drei kurzen Zeilen auszusprechen! Wir bewundern aber zugleich die Phantasie des Dichters, welcher die Wahrnehmung, daß bei zunehmendem Gewitter und Regen die Wasser des Stromes an Menge und Schnelligkeit zunehmen, in diese hochpoetische Schilderung voll glänzender Metaphern kleiden kann, und aus dieser Schilderung schließen wir weiterhin auf den Unterschied zwischen einem Gewitter, wie wir es erleben und beobachten, und einem solchen, welches die Urwälder Amerikas je und dann heimsucht. Diesem Unterschiede ist etwa der zwischen nackter prosaischer Beschreibung und dieser poetischen Schilderung zu vergleichen.

Str. 2. „Strand“ hat hier die Bedeutung eines hohen Flußufers, an welches die Wogen mit lautem Getöse anschlagen, während der gewöhnliche Sprachgebrauch uns auf ein seichtes Meeresufer hinweist, wo die Schiffe leicht stranden, d. i. auffahren können.

lauschen: genau zuhören, wie wenn es ihnen eine angenehme Musik wäre.

wilde Wogenbrand: Alliteration. Über den Brand der Wogen vgl. Erl. IV², S. 37.

„des Waldes banges Sterbgestöhne.“ Die einzelnen zerschmetterten Bäume werden nicht etwa blos stöhnenden sterbenden Menschen verglichen (Vergleich), sondern das Krachen der umstürzenden Bäume wird gradezu ein banges Sterbgestöhne genannt (Metapher).

„Aufrecht überragend seine Jahre.“ Er ist aufrecht, ungebeugt, wie man es von Greisen in seinen Jahren, in seinem Alter nicht mehr erwartet. Er überragt an Kraft seine Altersgenossen.

Str. 3. „Sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet.“ Dieser Vers

*) cf. des Sängers Fluch von Uhland im 4. Bde. der Erl.

enthält wieder eine Metapher. Man spricht von einem trüben, finsteren Auge, Blick 2c. auch sonst, aber immer in metaphorischem Sinne. Der Blick verfinstert sich aus Zorn, verdunkelt sich bei der Trauer. Hier stellt der Dichter dar, wie aus dem Innern des alten Indianers ein furchtbareres Gewitter hervorbricht, als das ist, welches ihn in der Natur umgibt. Wolken des Unmuts lagern auf seiner Stirne, beschatten und verdunkeln sein Auge, aus dem nur hin und wieder der wilde Blitz des Hasses hervorschießt; die Worte, aus dem tiefempörten Herzen gesprochen, sind dem Donnergrollen zu vergleichen. — Die ganze Strophe ist eine Allegorie und zwar verbunden und in ihrer Wirkung erhöht durch die Vergleichung mit dem Gewitter in der Natur.

Allerdings ist diese Vergleichung derart, daß man die Ungleichung für größer halten könnte. Eine solche über das Maß der Wirklichkeit hinausgehende Darstellung einer Vorstellung nennt man Übertreibung (Hyperbel). Die Idee des Hasses wird hier auf Kosten der Wahrheit allzu energisch ausgeprägt im Drange der Leidenschaft, welche den Dichter ansteckt, der sie an andern zu schildern im Begriffe ist.

Str. 4. „letzte Spuren" = bis zu den äußersten, von uns am weitesten entfernten und zeitlich noch so weit in der fernsten Zukunft liegenden Zeichen ihrer dauernden oder vorübergehenden Anwesenheit.

Bettler: Vgl. die Geschichte der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, dessen erste Begleiter vorwiegend eine Verbrecherkolonie waren, sowie die Thatsache, daß im Anfange nach der Entdeckung dieses Erdteils weitaus die meisten Einwanderer bettelarme, moralisch verkommene, geldhungrige Menschen waren. Wenn der Greis in seinem Hasse ungerecht ist und alles Bettler nennt, was eingewandert ist, so ist diese Übertreibung eben eine Folge seines blinden Hasses, welchen der Dichter trefflich zur Erscheinung bringt.

„Hundert Flüche jedem Felsenriffe". Diese Steigerung ist nicht begründet in einer größerer Verschuldung des Felsenriffes, sondern erklärt sich nur aus der Steigerung des Hasses.

Der Grund des tödlichen Hasses gegen die Weißen, d. h. gegen die eingewanderten Europäer, ist nicht ausdrücklich erwähnt, außer in den Worten: „Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen, als im Herzen tödlich bittres Hassen." Daraus geht hervor, welche Grausamkeit und Nichtswürdigkeit der Eingewanderten die früher so arglosen, so freundlichen Eingeborenen verfolgt hat. Thatsache ist, daß die Weißen jene Eingeborenen gefangen und als Sklaven benutzt haben, bis in den Personen, aber nicht in der Sache ein Wechsel eintrat durch die von Las Casas eingeführte Negersklaverei; daß ferner die Weißen den Rothäuten ihr Besitztum mit Gewalt und List entrissen, sie immer weiter nach dem Westen zurückgedrängt, durch Verrat und Überfälle gelichtet, zum Kampf unter einander und damit zur Selbstaufreibung geführt, Feuerwasser (Branntwein) und Feuerwaffen ihnen mitgeteilt, dagegen den wenigen Boten des Friedens und Überbringern besserer, geistlicher Güter nicht nur die Wirksamkeit erschwert, sondern auch durch schlechtes Beispiel und Zerstörung der bereits aufgegangenen Saat fast völlig unmöglich gemacht haben.

Str. 5. = „gift'ge Pfeile“ ist keine Metapher, wie „fliegen“ sondern ein Vergleich, in Form der Apposition, also ein verkürzter Vergleich. Den Pfeilen gleichen die Schiffe in der Schnelligkeit und Verderblichkeit.

„Räuberbrut“ = die Nachkommen jener ersten Ansiedler.

„Bitter“ verstärkt oft den Begriff eines eine unangenehme Eigenschaft oder Empfindung aussprechenden Wortes, zu dem es gesetzt wird, z. B. bitterböse, bitterkalt. Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Bittere Thränen. — Tödlich ist jeder Haß, also besonders der bittere. Dies Beiwort hat dadurch noch einen neuen, tieferen Sinn, wenn der Haß des Hassenden Herz verzehrt und tötet. — „Kommt, — kommt“: Anaphora.

Str. 6. schneiden; sie schneiden den Kahn los, statt ihn loszubinden, weil sie keine Zeit verlieren wollen und der Strick, welcher den Kahn an die Weiden befestigt hatte, nunmehr für sie wertlos geworden war.

„weithin“ ist gesagt, damit die Rettungsmöglichkeit auch für den Fall der spätern Reue gänzlich abgeschnitten sei.

Stimmen an ihr Sterbelied = Allitteration.

Str. 7. flattern = Metapher. Todesnachen = der Nachen, welcher sie in den Tod fahren sollte (vgl. Sterbebett); umtaumeln = wie Betrunkene; der Flug der Möven ist ein schwerfälliger, unsicher scheinender. Sturmesmunter: die Möven sind die Sturmesboten und scheinen in dem Sturme recht in ihrem Elemente zu sein.

„zugeschossen“: Je näher sie dem Katarakt kommen, desto stärker ist die Strömung, desto schneller die Todesfahrt. Katarakt = Wasserfall (des Niagara).

5. **Form:**

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Schöne fünffüßige, trochäische Verse mit weiblichem Reime.

Der trochäische Rythmus nötigt uns in Str. 1. Niagāra — ◡ — ◡ zu lesen, welche Betonung nicht die gewöhnliche ist, da das **a** der dritten Silbe sonst kurz und wie ô ausgesprochen wird.

6. **Nachträge.** 1. Zur Erläuterung dieses Gedichtes dürfte wesentlich auch eine gute Schilderung oder Beschreibung des großartigen, ja einzigartigen Wasserfalles des Niagarastromes beitragen. Jede größere Erdkunde bringt darüber ein ausreichendes Material.

Einige Notizen aber mögen doch hier folgen:

Der Niagara ist der Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und Ontariosee, die Grenze zwischen dem brittischen Canada und dem nordamerikanischen Staat Newyork bildend, 7 Meilen lang, während seines Laufes ¼—½ Stunde breit. In der zweiten Hälfte dieses Laufes bildet der Strom den weltberühmten Wasserfall (Katarakt), unweit des zu Newyork gehörigen Dörfchens Manchester. Oberhalb des Falles wird der Strom durch eine Insel (Ziegen- oder Irisinsel), welche 925′ breit ist, in zwei ungleiche Arme geschieden. Der östliche, amerikanische oder Fort Shlosher Fall, ist 1069′ breit und in der Mitte 153′ hoch, der westliche, größere, gewöhnlich Hufeisenfall (Horseshoefall) genannt, 1842′ breit und 144′ hoch. Die Menge des herabstürzenden Wassers ist ungeheuer; man hat sie auf 100 Millionen Tonnen oder 42000000 Kubikfuß pro Stunde angeschlagen. „Aus der Tiefe der von 230—280′ hohen Felsenwänden eingefaßten Kluft, in welche das Wasser stürzt, steigen weiße Schaum- und Wolkenmassen empor,

die meilenweit gesehen werden, und das Tosen der Fälle ist zuweilen 8 Meilen weit hörbar. Der Niagara hat übrigens 51′ Gefälle auf der letzten Achtelmeile unmittelbar vor dem Falle“ („kommen schon dem Falle zugeschossen.“) —

2. Wichtiger aber noch dürfte sein eine ausführlichere Darstellung der Greuel, welcher sich Europäer in allen vier Weltteilen schuldig gemacht haben. Die Greuel gegen die Rothäute sind bereits angedeutet, am meisten haben wohl die Europäer ihren Namen stinkend gemacht durch die Zerstörung der Missionsstation Gnadenhütten am 8. März 1782.

An den Ufern des Muskingumflusses im nordamerikanischen Freistat Ohio hatten im Jahre 1772 christliche Indianer, unter Leitung des bekannten Herrnhuter Missionars David Zeisberger, die Station Gnadenhütten gegründet. Die junge Gemeinde von mehreren Hundert Seelen entwickelte sich aufs lieblichste. Mitten im Dorfe erhob sich eine Kirche mit Turm und Glocke; eine Knaben- und Mädchenschule von je drei Klassen gewährte den nötigen Unterricht; die Indianer bebauten das Feld fleißig; die Weiber verfertigten Körbe, Besen und dergleichen, und bei aller Arbeit wurden die Missionare unterstützt von tüchtigen Nationalhelfern.

Da brachen die Unruhen des nordamerikanischen Befreiungskriegs auch über Gnadenhütten herein. Obgleich die Missionare ausdrücklich ihre Gemeinden von jeder Parteinahme am Kriege fern hielten, wurde dennoch Gnadenhütten an einem Sonntagmorgen verwüstet und zerstört, die Missionare und ihre Nationalgehülfen gefangen genommen und die christlichen Indianer genötigt, mit Zurücklassung ihrer ganzen Welschkornernte und einem Verluste von etwa 12000 Thalern nach Nordwesten zu ziehen an den Sanduskyfluß, der in den Eriesee mündet. Hier aber fanden die Armen nach vierwöchentlichem, mühseligen Umherirren nur eine unfruchtbare Wildnis, in der sie bei der vorgerückten Jahreszeit kaum Winterhütten aufrichten konnten und an allem Mangel litten. Daher brach im März 1782 eine Anzahl gläubiger Indianer, geführt von 5 Nationalgehülfen, auf nach dem Muskingum, um von den verlassenen Wohnsitzen noch einiges Getreide zu holen. —

Es war der 8. März 1782. Bereits war eine ansehnliche Menge Getreide gesammelt; man schickte sich schon an zum Heimgange: da naht plötzlich ein Streifcorps von 160 Amerikanern, die stets der Missionssache feind gewesen waren. Die christlichen Indianer als friedliche Leute fürchteten nichts Arges und überlieferten auch arglos ihre Waffen. Da wurden sie plötzlich umzingelt, als Gefangene erklärt und aufgefordert, sich zum Tode zu bereiten. Die Unglücklichen ergaben sich, wie es Christen gebührt, in Gottes Willen; sie baten einander um Verzeihung für alle etwa gethanen Beleidigungen, knieeten auf dem Felde nieder zu inbrünstigem Gebet, und erwarteten so den Todesstreich. Lange zögerten die Krieger; mit der Mordkeule auf sie zurennend, schauderten sie immer wieder zurück vor dem ehrwürdigen Häuflein. Endlich ergriff ein Unmensch einen Hammer, schlug 14 der Unglücklichen nach einander den Schädel ein und reichte den Hammer einem andern mit den Worten: „mein Arm fehlt mir, mache du fort: ich glaube die Sache gut gemacht zu haben.“ —

An dem Tage wurden alle 96 christliche Indianer (64 Erwachsene und 32 Kinder) grausam abgeschlachtet; nur zwei Jünglingen gelang es, zu entrinnen und den schaudervollen Vorgang zu berichten.

„Seit diesem Ereignis aber glich diese ganze Indianermission einem Baume, dem zur Zeit der schönsten Blüte die Hauptwurzeln abgeschnitten sind.“*)

3. Die Greuel, welche Weiße gegen die armen Neger begangen haben, sind nicht zu zählen, und die Verbrechen der Europäer gegen diese, gegen die Einwohner von Ostindien (Ostindische Compagnie) und China (Opiumhandel), sind ähnlich, scham- und schaudererregend, und, damit dem Einspruch begegnet werde, daß die Civilisation der Europäer jetzt ver-

*) Bunte Bilder zu den Blättern für Mission I., 2.

gleichen unmöglich mache, sei noch ein Seitenstück aus neuester Zeit**) mitgeteilt, um die Wahrheit des paulinischen Wortes zu bestätigen: „Euret-halben wird der Name Gottes gelästert unter den Heiden". (Röm, 2, 24.)

„Auf den Inseln der Südsee, namentlich den Fidschiinseln, und in Australien sind zahlreiche Ansiedlungen weißer Menschen entstanden, die dort Baumwolle und allerlei tropische Produkte bauen. Es ist ein gewinnreiches Geschäft, das noch gewinnreicher sein könnte, wenn es nicht so sehr an Arbeitskräften mangelte. Wie gern würden jene weißen Pflanzer, zum Teil aus dem Abschaum der Menschheit bestehend, dort die Sklaverei einführen, wenn es nur ginge! Doch man sucht die Gesetze zu umgehen, und der moderne „Kulihandel," die Einführung farbiger, freier Leute aus Asien, ist kaum besser als der schändliche Sklavenhandel. „Arbeiter um jeden Preis!" rufen die weißen Pflanzer in der Südsee, und sie gehen auf den Menschenraub, wofür man den technischen Ausdruck „Kidnapping" gebraucht. Ein Schiff wird ausgerüstet, es fährt nach einer Insel der Südsee und sucht dort gegen Lohn Arbeiter zu engagieren; — folgen die unglücklichen Eingeborenen nicht freiwillig, so werden sie einfach geraubt. Ein besonders charakteristischer Fall dieser Art ereignete sich im letzten Sommer, wie wir aus einer zu Sydney in Australien am 19. August 1872 abgehaltenen Gerichtsverhandlung ersehen, in welcher Joseph Armstrong, Capitän der engl. Brigg „Karl", des Menschenraubs und des Mordes angeklagt war. Der „Karl" war von den Fidschiinseln ausgelaufen, mit der Erlaubnis des englischen Consuls, sich „Arbeitskräfte zu werben." Er segelte nach der zu den neuen Hebriden gehörigen Insel Malikolo, wo die schwarzen Eingeborenen, um Handel zu treiben, in ihren Canoes herankamen; man eröffnete sofort ein Gewehrfeuer auf dieselben, worauf sie ins Wasser sprangen und 12 von einem Bote des „Karl" aufgefischt und in das Zwischendeck eingesperrt wurden. So hatte man den ersten Menschenfang gemacht. Die Brigg segelte nun nach den Salomonsinseln, wo bei der Insel Santa Ana gleichfalls die Schwarzen arglos in ihren Kähnen herankamen, um gegen die Produkte ihres Eilandes europäische Waren einzutauschen. Als die Canoes neben dem „Karl" lagen, warf man von dessen Bord schwere, an Leinen befestigte Eisenstücke in dieselben, so daß sie sanken. Die schwimmenden Eingeborenen, wiederum zwölf, fischte man auf und steckte sie zu der übrigen Menschenbeute. An der Insel Isabella wiederholte sich dasselbe ruchlose Schauspiel, und diesmal wanderten zehn Eingeborene in den finsteren Raum, in welchem bereits 24 andere schmachteten. Nachdem bei Florida noch zehn Menschen „gekidnappt" waren, fieng man auf dieselbe schändliche Weise deren 80 bei der Insel Bofgainville. Alle früheren hatten sich klagend, aber ruhig in ihr herbes Schicksal ergeben, sie waren fortgerissen aus dem Kreise der Weiber und Kinder, die jammernd und wehklagend vom Ufer aus die scheußliche That der Weißen mitangesehen hatten. Die Männer von Bofgainville aber waren nicht so harmlos, wie ihre übrigen Leidensgefährten. Als der Abend herankam, versuchten sie die Wände ihres Kerkers zu sprengen; sie stürmten mit vereinter Kraft gegen die Luken, und als diese nicht brachen, begannen sie Feuer zu machen, um sich und das Schiff zu verbrennen. Es war eine fürchterliche Scene. Unten im Zwischendeck die wütende und tobenden Schwarzen, schreiend und gestikulierend, in ihrer unverständlichen Sprache Verwünschungen gegen ihre Peiniger und Räuber ausstoßend. Kaltblütig, bis an die Zähne mit Revolvern, Flinten und Säbeln bewaffnet, standen diese oben an Bord; als aber die Schwarzen Feuer anlegten, begann das Gemetzel. Die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen feuerten die Scheusale durch die Luken in den wirren Knäuel der waffenlosen Schwarzen in den Schiffsraum hinab. Salve auf Salve ward hinabgeschickt, — dumpfes Stöhnen, lautes Geheul von unten deutete darauf hin, daß die Kugeln unter den mehr als hundert Eingeborenen ihre Opfer forderten. „Die Weißen dürsteten nach Blut gleich wilden Bestien", sagte der Schiffsarzt Mourray vor Gericht aus, der die schändliche That zur Anzeige brachte. — Als der Morgen heranbrach und die Sonne ihre ersten Strahlen über die weite Fläche des Oceans sandte, als sie die Gipfel der friedlichen, im Schmucke tropischer Vegetation glän-

**) Daheim 1872, 21. Dec. 1872 Nr. 12.

zenden Berge der Eilande vergoldete, auf denen die schwarzen Naturkinder harmlos dahingelebt, — da war es still geworden im unteren Raume des Schiffes. Man stieg hinab. Da lagen in ihrem Blute nicht weniger als siebenzig tote und verwundete Eingeborene, die man auf Deck schaffte. Aber die Summe der Scheußlichkeiten war noch nicht voll; denn alle toten und noch lebenden wurden nun über Bord geworfen, den Fischen zur Speise. Dann wusch man die Blutspuren fort und ging auf's neue Menschen rauben. Und abermals wurden weit über hundert gefangen und schließlich auf die Plantagen der Fidschiinseln gebracht. So mordet und raubt der weiße Mensch seinen Mitmenschen heute in der Südsee, so geht es seit Jahren, und die englischen Behörden drücken gern ein Auge zu; denn — „man braucht ja Arbeiter." Freilich, der Name „Sklave" darf nicht gebraucht werden – aber die Sache ist dieselbe. Unsere so hochgerühmte Civilisation erweist sich in jenen Regionen als die fürchterlichste Barbarei. Branntwein, Blattern, schlechte Krankheiten hat man den braunen und schwarzen Menschen gebracht, — sie sterben daran hin, wie die Fliegen, werden von Jahr zu Jahr weniger und verschwinden endlich ganz. Aber dem weißen Menschen, „dem Christen", dem „Civilisierten" ist diese Vernichtungsart zu langsam. Unter dem Schutze der englischen Flagge mordet man en gros. Die englische Regierung ist bestrebt, jetzt energische Maßregeln gegen diesen Menschenraub einzuführen, — und wahrlich, es ist die höchste Zeit."

Aufgaben: 1. Ein Unwetter auf dem Niagaraflusse (der Tod der drei Indianer werde als Unglücksfall geschildert!) — 2. Beschreibung des Niagarafalles (amerikanische und englische Seite). — 3. Gedankengang des Gedichtes: die drei Indianer. — 4. Indianer und Weiße (unter Heranziehung von Seumes Erzählung: „der Wilde.").*) — 5. Der Europäer Schuldbuch. Auch die oben mitgeteilten Erzählungen eignen sich für schriftliche Darstellung auf einer etwas tieferen Stufe.

8. Zur Vergleichung:

Der Wilde.

(Von Joh. Gottfr. Seume.)
(Geb. 29. Jan. 1763 zu Poserna, † 13. Juni 1810 in Teplitz.)
[Sämtliche Werke. Leipzig 1825.]

Ein Kanadier, der noch Europens
Übertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
5. Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeck's übereis'ten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
10. Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.
Aber ferne noch von seiner Hütte
15. Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
20. Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wack're Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget", —
25. Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigentümer —
„Obdach hier in eurem Hause finden!"
„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer!"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
30. „Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!" —
Und ergriff den schweren Stock im Winkel — —

*) Vgl. Lenau: Der Indianerzug. — Geibel, das Negerweib (Erl. II³, S. 11) — Bube, die Guahibomutter (Erl. II³, S. 16.)

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
Bis, durch Sturm und Guß, der späte Abend
35. Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
40. Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilet,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
45. Trockneten die langen, schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden. —
Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
50. Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildnis brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
55. Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines schwaches Licht erblickte.
60. Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Mut und nahte leise.
„Wer ist draußen?“ — rief mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung. —
65. „Freund, im Walde hab' ich mich verirret,“
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd,
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!“ —
70. „Kommt herein!“ versetzt' der Unbekannte,
„Wärmt euch, noch ist Feuer in der Hütte.“ —
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster, trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
75. Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirt der Europäer.
80. Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
85. Er ihm freundlich zu dem Male reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Mose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis an die hohe Sonne.
Wie des wild'sten Volkes wild'ster Krieger,
90. Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre,
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
95. Angefüllt mit süßem Morgentranke. —
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
100. Höflich dankte sein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“ —
105. Wie vom Blitz getroffen, stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirte

Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause
jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
110. Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen
Leute,
Seht, wir Wilden sind doch beſſ're
Menſchen!“ —
Und er ſchlug ſich ſeitwärts in die
Büſche.

44. Der Lenz.

[Gedichte. Berlin, Hempel. S. 33.]

1. Da kommt der Lenz, der ſchöne Junge,
Den alles lieben muß,
Herein mit einem Freudenſprunge
Und lächelt ſeinen Gruß;

2. Und ſchickt ſich gleich mit frohem
Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch ſonſt dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

3. Er gibt ſie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte ſchilt,
Die der in ſeiner Eiſesfalle
So ſtreng gefangen hielt.

4. Schon zieh'n die Wellen flink von
dannen
Mit Tänzen und Geſchwätz,
Und ſpötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Geſetz.

5. Den Jüngling freut es, wie die
raſchen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie ſie ſcherzend ſich enthaſchen
Sein aufgeblühtes Bild.

6. Froh lächelt ſeine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie ſchlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

7. In ihren Buſen greift der Loſe
Und zieht ihr ſchmeichelnd keck
Das ſanfte Veilchen und die Roſe
Hervor aus dem Verſteck.

8. Und ſein geſchmeidiges Geſinde
Schickt er zu Berg und Thal;
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde
Den Freunden allzumal!“

9. Er zieht das Herz an Liebesketten
Raſch über manche Kluft,
Und ſchleudert ſeine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

1. **Erläuterungen.** **Str. 2.** Recke heißt zunächſt wohl der Verbannte Verfolgte, Fremdling, umherirrende Abenteurer; ſpäter erſt ſcheint ſich der Begriff eines „rieſenhaften, ſtarken Helden“ ausgebildet zu haben. In dieſem Sinne kommt es im Mhd. häufig vor und iſt es auch hier gebraucht.

Str. 4. Der Dichter ſieht die Bewegung der Wellen und hört ihr Rauſchen. In jener ſieht er Tänze der Wellen aus Freude über die neugeſchenkte Freiheit, in dieſem hört er das Schwätzen derſelben heraus, welche nun über die Zerſtörung der Herrſchaft des Winters, des ihnen ſo verhaßten Tyrannen, ſpotten.

Str. 5. „ſich enthaſchen“ = ſich gegenſeitig abzufangen ſuchen. „ſein aufgeblühtes Bild“. Reuter verſteht darunter „die am Rande der Bäche ſtehenden Blumen.“ Allein erſt in Str. 7 wird das „Emporblühen

der Blumen in bildlicher Weise ausgedrückt. Somit ist nicht an die Blumen zu denken, sondern zunächst an das Abbild des „schönen Jungen“, welche sich in den Wellen spiegelt, bezw. (ohne Bild) an die veränderte Natur, das grüngewordene „Gefild“, dessen Bild die Wellenspiegel jetzt wieder zurückwerfen.

Str. 8. Das geschmeidige Gesinde des Lenzes sind die Winde, geschmeidig genannt, weil sie ihrem Herrn gegenüber nachgiebig sind, auch wohl, weil sie als milde, warme Winde etwas Einschmeichelndes haben.

Str. 9. „Er zieht das Herz an Liebesketten rasch über manche Kluft“. Dunkel ist allerdings dieser Worte Sinn, für Minckwitz (S. 620.) waren sie sogar zu dunkel, da er weder weiß, was er sich unter den Liebesketten denken soll, noch was er unter dem Herzen oder der Kluft zu verstehen habe. Ohne Zweifel aber will der Dichter sagen, daß der Lenz den Menschenherzen neuen Lebensmut einflöße, sodaß sie Schwierigkeiten im Lebenswege leichter überwinden, gewissermaßen von der Liebesmacht des Lenzes unterstützt.

Die Singraketen haben Minckwitz ebenso großen Anstoß bereitet. Zuzugeben ist nur, daß dieses Wort einen schlechten Reim zu Ketten bildet, sowie, daß der Gedanke, welcher in den beiden letzten Zeilen ausgesprochen wird, sich sehr schlecht an den in den zwei vorausgehenden Zeilen derselben Strophe ausgesprochenen anschließt. Sonst ist der Ausdruck zwar kühn, aber nicht verwerflich. Die Ähnlichkeit der Rakete und der Lerche besteht eben in dem raschen Auffliegen beider bis in eine Höhe, wo beide unsern Sinnen fast entschwinden; die gewöhnliche Rakete ist eine das Auge entzückende Erscheinung, die Singrakete = die singende Rakete entzückt das Ohr. Singrakete ist zusammengesetzt nach Analogie des Wortes Singmaus.

Minckwitz fand schon an diesem Ausdrucke außerordentlich viel zu tadeln und am ganzen Gedichte „fünf entschiedene Mängel“, noch mehr aber tadelt er eine andere Stelle in Lenaus „Liebesfeier“:

„An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft.“

Der Leipziger Professor möchte hier statt **An** die einfache Verbesserung mit einführen; daß er dadurch die Schönheit der Stelle zerstört, sieht er nicht. Und doch will der Dichter anspielen an das ruckweise, fast zitternde Flattern, mit welchem die Lerche, besonders die Feldlerche, allmählich in die höchste Höhe emporsteigt. Ein Dichter kann diese Bewegung recht wohl als Klettern auffassen. Da die Lerche aber diese eigentümliche Flugart nur dann hat, wenn sie singt, so ist es wiederum eine durchaus poetische Auffassung, die Lieder als das Mittel, als die Leiter anzusehen, an welchen die Lerche emporklettert. Wir verstehen das so, daß die Begeisterung, eine Folge der gehörten Töne, sie immer höher und höher in den Äther hinauftreibt.

2. Zur Vergleichung:

Der Herbst.

(Von Philipp Engelhard von Nathusius.)

[Geb. 25. Nov. 1815 zu Althaldensleben, † 16. Aug. 1872 zu Luzern.]

[Funfzig Gedichte. Probesammlung. Braunschweig, Vieweg u. S. 1839. S. 83.]

1. Der Herbst ist ein lust'ger Geselle,
Er trägt ein buntes Kleid,
Und springt und jubilieret
Vor ausgelaßner Freud'.

2. Er singt im rechten Brausebaß,
Fährt einem um den Kopf,
Wirft alles drüber und drunter
Und zaus't die Bäum' am Schopf.

3. Er stürmt wie'n wilder Bube
Hin über Berg und Feld,
Fegt durch die raschelnden Blätter
Und heißa! in die Welt.

4. Wirft, wie er zieht, uns Gaben
Mit vollen Händen zu,
Füllt Scheuer, Haus und Keller
Und Schüssel und Glas dazu.

5. Denn weil er selbst so lustig ist,
Soll alles lustig sein,
Recht wie's ihm kommt vom Herzen
Ohn' alle Zimperei'n.

6. Der Herbst ist ein wilder Geselle
Und doch so herzensgut,
Recht wie ein echter Bursche,
Drum bin ich ihm auch so gut.

3. **Zur Würdigung:** Es ist Lenaus unbestreitbare Gabe, daß er nicht nur seine Empfindungen aus der Naturbetrachtung herausholt, sondern daß er in die Natur geistige Empfindungen hineinträgt, dieselbe durchgeistigt und so zwiefach belebt. Dies Gedicht hat ja seine Mängel, und doch auch den außerordentlichen Vorzug, daß es von einem fröhlichen glücklichen Sinne eingegeben ist, während sonst in so vielen Liedern Lenaus Wehmut, Schwermut, Zerrissenheit, ja Verzweiflung sich aussprechen.

[Litterarisches: *Kurz III, S. 453. — *Reuter, S. 548.]

---

45. Die Wurmlinger Kapelle.*)

[Ebd. S. 44.]

1. Lustig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

2. Einst bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume,
Priesterwort und Festgesang
Säuselten um mich wie Träume.

3. Und Maria's schönes Bild
Schien vom Altar sich zu senken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

4. Rötlich kommt der Morgenschein,
Und es kehrt der Abendschimmer
Treulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menschen kommen nimmer.

5. Leise werd' ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

6. Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schar
Liegt so traulich vor der Schwelle.

7. Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh'
Sich an die verlass'nen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

---

*) In Württemberg, bei Tübingen.

8. Alles schlummert, alles schweigt,
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

9. Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriff'nes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

10. Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

1. Geschichtliches. Lenaus Schwager, Anton Schurz, erzählt uns in seiner Biographie Lenaus folgendes: Zu Uhland in Tübingen wallfahrtete einmal Niembsch mit Mayer (i. J. 1831), und von dort machten alle drei Dichter einen Lustgang zu der schönliegenden, weitumblickenden „Wurmlinger Bergkapelle", welche sie so entzückte, daß alle drei Dichter sie sodann besangen.*) Am 28. Januar 1832 sendet Lenau dies Gedicht von Heidelberg aus seinem schwäbischen Freunde Mayer, ohne jedoch in dem begleitenden Briefe auf dasselbe genau Rücksicht zu nehmen. Es finden sich nur die Worte: „Meiner Sitte getreu sende ich Dir hier noch ein Gedicht: Die Wurmlinger Kapelle". — Über 12 Jahre später, als der unglückliche Dichter bereits dem Wahnsinn verfallen und in der Irrenheilanstalt zu Winnenthal, unweit Stuttgart, der treuen Pflege des erfahrenen Irrenarztes, Hofrat Zeller, übergeben war, erfreute ein Brief Uhlands den Kranken sehr, welcher am 16. November 1844 von Tübingen aus dem Dichter, welcher damals noch viele lichte Augenblicke hatte, unter anderm schrieb: „Die Anwesenheit Deines Schwagers (Schurz) benutzen wir, ihn mit der hiesigen Gegend bekannt zu machen, an der uns manches liebe Andenken Deiner früheren Besuche haftet. Wir zeigten ihm, wenn auch nur aus der Ferne, die Bergkapelle, wo Du in der Abendstille das schöne Lied dichtetest, dessen Worte sich auch jetzt an Dir erfüllen mögen:

„Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen."

In treuer Freundschaft Dein L. Uhland."

2. Zum Verständnisse. Der Dichter hat dieses Lied den Herbstliedern eingereiht. Und mit Recht. Denn trübe Gedanken sind es, zu welchen sich der Dichter angeregt fühlt, sobald er die Kapelle betritt, welche vorhin von der Abendsonne beleuchtet, dem Nahenden einen weit fröhlicheren Eindruck erweckt hatte. Dem Kommenden schien sie auf der grünen Welle des Hügels wie ein leichter Kahn zu schwimmen. (Str. 1.) Nun aber tritt er in die öden Räume hinein, in denen kein Priesterwort, kein Festgesang mehr gehört wird. Nur dem feinen Ohre des Dichters klingen dieselben noch nach, die längst verhallt waren; wie Träume umsäuseln sie ihn (Str. 2.). Das schöne Altarbild der Maria scheint in der Einsamkeit und um derselben willen doppelt traurig. Nur die kommende und scheidende Sonne grüßt das Bild, die Menschen scheinen es vergessen

*) Das Gedicht Uhlands „Die Kapelle" wird im 4. Bd. erläutert werden.

zu haben. (Str. 3 u. 4.). Der Dichter ist in andachtsvoller Stimmung. Es ist ihm, als ob ein letztes, frommes Gebet sich in diesen Mauern verspätet habe. Die Sonne scheidet. Neben der stillen Kapelle liegt die ebenso stille Schar der Gräber. Die herbstliche Landschaft paßt trefflich zu diesem Orte der Todesruhe; die nach dem Süden hinziehenden Vögel erinnern den Dichter an den Zug der Seele zur himmlischen Heimat. Hier schläft Alles den Schlaf des Todes. Selbst die halbeingesunkenen Kreuze machen auf den Dichter den Eindruck, als ob der Schlaf sie übermannt habe. Auch die Bäume des Friedhofes, welche das Laub zum Boden fallen lassen, scheinen dies aus Müdigkeit gethan zu haben, wie ja auch ein schlafmüdes Kind sein Spielzeng aus den Händen gleiten läßt. (Str. 5—9.) Auch den Dichter hat Todesmüdigkeit ergriffen, und in dieser zerfließen alle seine irdischen Leiden und Sorgen wie ein trüber Duft. (Str. 10.)

---

46. Am Grabe Hölty's.

[Gedichte v. Nikolaus Lenau. Berlin, Hempel. S. 84.]

Hölty! Dein Freund, der Frühling, ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, Dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
 Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen, schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Veilchens Du Dich, des ersten
 Taubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er Deines Grabes
Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
Tot!" So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
 Säuselnde Blumen.

1. **Form.** Diese elegische Ode ist in der sapphischen Strophe gedichtet, welche ihren Namen von der lesbischen Dichterin Sappho, einer Zeitgenossin des Dichters Alkäos, erhalten hat und aus 3 längeren und einem kürzeren trochäisch-daktylischen Verse besteht; die Form derselben ist folgendes:

— ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓
— ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓
— ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓
— ⏑ ⏑ — ⏓

Der Dichter hat übrigens diese Strophe, die er sonst auch dem vorstehenden Schema genau entsprechend baut, hier und in einigen anderen Oden in folgender Weise verändert:

— ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡
— ◡ ◡ — ◡

d. h. er hat den Daktylus im ersten Verse an die erste Stelle gerückt, im zweiten hinter den ersten Trochäus, im dritten endlich an die regelmäßige Stelle gesetzt.

Der Charakter der sapphisches Strophe hat hierdurch nicht gelitten, auch diese veränderte Strophe trägt ein ernstes, weiches, hinschmelzendes Gepräge.

2. Zum Verständnisse. Lenau feiert in diesem kurzen Gedichte den früh vollendeten Dichter Ludwig Hölty, welcher ehemals die Natur, und vor Allem die vom Frühlinge neu belebte und geschmückte Natur so trefflich zu besingen wußte, auf eine ebenso schöne als originelle Weise: Der Frühling, Höltys Freund, ist wieder in's Land gekommen und durchsucht alle Haine umsonst, ruft seinen Freund mit Namen, mit klagender Stimme, aber umsonst! Nur das traurige Echo antwortet dem Klagenden. Wohl hat der Frühling für seinen Freund die alten Bekannten mitgebracht, welche ihn sonst so herzlich freuten: die ersten Veilchen, die ersten girrenden Tauben; aber der Dichter kann diese Gaben nicht in Empfang nehmen, noch durch die Gegengabe seiner Lieder vergelten. Endlich findet der trauernde Frühling seines Freundes Grab, und mit dem Ausrufe: „Mein Freund ist tot!“ sinkt er an dem Grabhügel nieder, umarmt denselben schmerzerfüllt und klagt. Und mit ihm klagen seine Kinder: die Blumen.

---

47. Die Werbung.

[Gedichte v. Nik. Lenau. Berlin, Hempel. S. 147.]

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
Rot geglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Lass' die Geige wilder singen!
10. Wilder schlag' das Zimbal Du!“
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,

Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
20. Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnarben,
Ehrenröslein, purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Czako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
30. Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest Du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichtren Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche;
Doch der Jüngling hört es schweigend,
40. In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein,
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
50. Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!"
Fleht sein Mütterlein so bang:
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O, säume nimmer lang'!"
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst Du lauter nach den Bahnen



60. Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimatwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn ins Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Drommetenton.
„Komm in unsre Reiterscharen!“
Fällt der Werber jubelnd ein. —
„Schönes Leben des Husaren!
70. Das ist Leben, das allein!“ —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
80. Wie begeistert loh't empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
90. Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimat sterben!
Arme Mutter! arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
100. „Bist wohl auch kein Heldensohn!
„Bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz, so fahre hin!“
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange glühn —

Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie bei Sonnenuntergange
110. Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre:
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

1. **Zur Entstehung.** Der Dichter Niembsch Edler von Strehlenau hat erst spät sein poetisches Talent erkannt, und sein österreichischer Landsmann, Gabriel Seidl, veröffentlichte im fünften Jahrgange des Taschenbuches Aurora das erste Gedicht Lenaus: „Jugendträume" von N. Niembsch unterzeichnet i. J. 1828. Doch blieb dieses nicht das einzige, welches der Dichter unter seinem wahren Namen ausgehen ließ; vielmehr erschien am 3. April 1830 im 46. Blatt der Wiener Modezeitung das Gedicht: „Die Werbung"; und dieses sogar mit dem vollen Namen: N. Niembsch von Strehlenau unterzeichnet.

Das Gedicht sollte noch eine zweite Geschichte haben. Im Sommer 1831 erhielt Gustav Schwab, der damalige Herausgeber des poetischen Teiles des Stuttgarter Morgenblattes, eine einfache Zuschrift mit dem für ihn unbekannten Namen, Nicolaus Lenau, und einigen Gedichten, die der Verfasser zur Aufnahme in jene Zeitschrift anbot. Schwab hatte viele derartige Zusendungen, unter denen sich vieles Mittelmäßige befand, zu sichten und darum diese Gedichte, ohne auch nur einen Blick in dieselben zu thun, eine Woche lang liegen lassen. Eben war der junge schwäbische Dichter, Gustav Pfizer, bei ihm zu Besuch, als Lenau selbst bei ihm sich anmeldete, um sich nach dem Schicksal seiner Gedichte zu erkundigen. Gustav Schwab eilte in nicht geringer Verlegenheit in seine Studierstube, um sich die anvertrauten Papiere erst einmal flüchtig anzusehen. Die Freude des Redakteurs über den Dichterfund war außerordentlich. Gustav Schwab erklärte sich mit Freuden zur Aufnahme der Dichtungen bereit. Lenau aber holte noch einige mitgebrachte Gedichte hervor, welche von den beiden andern Dichtern mit steigendem Entzücken angehört wurden. Unter ihnen auch unser Gedicht: „Die Werbung."

Erst lange nach Mitternacht trennten sich die drei Dichter von einander, nachdem sie einen innigen Freundes- und Bruderbund geschlossen hatten.

2. **Die Form.** Vierfüßige vollständige wechseln mit vierfüßigen unvollständigen Trochäen ab, anfänglich mit großer Regelmäßigkeit, so daß der Raum gekreuzt erscheint; später ist er jedoch ebenso oft gepaart oder umarmend.

3. Erläuterungen:

V. 7. „Zigeuner“ = wird ein aus Indien stammendes, in Europa nomadisierendes Volk genannt. Der Name taucht mit dem Volke im 15. Jahrhundert zuerst auf und hängt mit Zanguebar zusammen, so daß er wohl die Äthiopier oder Schwarzen bedeuten sollte. In der Wetterau werden die Zigeuner schlechtweg Heiden genannt. Bekannt ist ihre außerordentliche Anlage für Musik.

V. 8. „Empört“ = ist ein Lieblingswort Lenaus; vgl. „Die drei Indianer,“ Str. 1. „Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.“ Hier ist empören im Sinne von aufregen, in Wallung bringen gebraucht.

V. 10. „Zimbal“ oder Cymbel (Cymbalum) ist das Becken, auch Hackbret genannt.

V. 14. „Voller wölkt sein Mund der Pfeife Dampf“ = sein Mund bildet den Dampf der Pfeifen zu Wolken, welche er rasch hervorstößt, als Zeichen der innern Erregung des Rauchenden.

V. 27. „Czako (sprich Tschakko) = heißt die ungarische steife Feldmütze.

V. 88. „Singen, Geigen, Grabsirenen“ = die Apposition Grabsirenen ist ein verkürzter Vergleich. Die Geigen werden als singende vom Dichter bezeichnet, und darin beruht die Ähnlichkeit zwischen ihnen und den Sirenen, jenen Meeresjungfrauen, welche durch ihren Gesang ins Verderben lockten. Die lockende Wirkung der Geigentöne ist die zweite Ähnlichkeit zwischen Geigen und Sirenen; der dritten, der verderblichen Wirkung beider, hat der Dichter durch die Wortform Grabsirenen einen Ausdruck geben wollen. Es drückt das Wort „Grabsirenen“ aus die zauberhaft klingenden, in's Verderben lockenden Geigentöne.

4. Gedankengang. Eine Schar bärtiger Magyaren (Ungarn) lauscht den aufregenden Klängen, welche eine aufspielende Zigeunerbande hervorbringt. Die ohnehin wilde Musik der Zigeuner klingt heute, wo der Weingenuß bereits seine Wirkung gethan hat, zwiefach aufgeregt und aufregend. Der Werber hat diese Wirkung in den Zigeunern hervorgerufen und wirkt durch diese wieder auf die Magyaren ein. Es werden die alten ungarischen Schlachtenlieder aufgespielt, Lieder zum Preise ungarischer Tapferkeit gegenüber dem Türkenheere. Die Aufregung wächst, auch des Werbers Augen glühen vor Freude, vor kriegerischem Mut, vor Begeisterung für sein Waffenhandwerk. Selbst seine Narben, die ehrenvollen Zeichen seiner Tapferkeit, erscheinen auf Wange und Stirne in purpurnem Rot. Die Begeisterung des Werbers scheint sich seinem Schwerte und Czako mitzuteilen. In diesem Augenbick gewahrt der Werber in der Schar der Ungarn einen kräftigen, hochgewachsenen, schönen Jüngling und fordert ihn auf, mit ihm Brüderschaft zu trinken und ein Husar zu werden, wie er. Wohl hört der Jüngling die wilden Klänge der Musik, welche ihn für das Soldatenleben begeistern sollen, nicht minder die direkte Aufforderung des Werbers — und doch schweigt er. Vor seiner Seele stehen zweierlei Bilder; das Bild des Krieges, der Schlacht,

in welcher er sich Ruhm und Ehren erwirbt, wie vordem seiner Ahnen einer; und daneben stehen die friedlichen Bilder der Heimat, des Vaterhauses, der Linde vor dem Hause, des heimatlichen Baches; in seine Ohren dringt der lockende Ruf des Werbers, in seinem Herzen lockt die Stimme der Mutter und der Braut. Andere haben bereits das Werbegeld angenommen und ziehen auf flinken Rossen unter dem Geschmetter der Trompeten davon. Dieser Jüngling ist noch unentschlossen, aber der Werber giebt ihn nicht auf und malt ihm das Leben der Husaren mit den glühendsten Farben aus. Man sieht es an dem Leuchten der Augen des Jünglings, daß er gern Soldat würde. Sein Herz kämpft; zwischen den Lieben in der Heimat und dem Leben in den Waffen soll er wählen. In diesem Augenblicke sieht der Dichter, und nur er, einen Dämon zum Werber schreiten und ihm ein geheimes Wort ins Ohr flüstern, daß dieser vor Begeisterung seinen Säbel hoch emporschwingt, und dann denselben Dämon zur Zigeunerbande hinüberschweben, worauf diese die höchste Kraft der Musik entfaltet, so daß die wilden Töne des Jünglings Herz zauberisch umstricken, verwirren, von der Heimat los, zum Soldatenberufe hinziehen. Der Jüngling hat gewählt, und der Werber sieht sein Spiel gewonnen. Den letzten Trumpf noch spielt er aus. Er wirft dem Jüngling vor, daß er kein echter Ungar sei, daß nur Feigheit ihn zurückhalte. Diesem Vorwurf gegenüber sieht der Jüngling nur einen Weg. Mit von Zorn und Scham glühenden Wangen springt er zu dem Werber hin, schlägt kräftig in die dargebotene Rechte ein — sein Schicksal ist entschieden. Bald sehen wir ihn im Kleid und Waffenschmuck des ungarischen Husaren. Manchem alten Ungar aber, welcher Zeuge dieser Scene gewesen war, stiehlt sich eine Thräne aus dem Auge. Ob sie des Jünglings nahen Tod vorausgeahnt haben oder seine künftigen Ehren? Wer weiß es?

[Litterarisches: *Kurz III, S. 452.]

Leben des Dichters.

Nicolaus Franz Nimbsch Edler von Strehlenau, welcher seine Dichtungen unter dem Pseudonym Nikolaus Lenau herausgegeben hat, ist am 13. August 1802 geboren. Sein Vater war anfänglich Kadett in einem Dragonerregimente gewesen, quittierte aber seine Stelle, um sich verheiraten zu können, und wurde zunächst königlicher kameralherrschaftlicher Amtsschreiber, zuletzt in Csatad in der Nähe von Temischwar. Er war ein leidenschaftlicher, verschwenderischer, namentlich dem Spiele ergebener Mensch. Da der Vater sein durchaus leichtfertiges Leben nicht aufgeben wollte, so kehrte dessen unglückliche Gattin mit ihren beiden am Leben gebliebenen Kindern, Therese und Nicolaus, zu ihrer Mutter zurück, während er in Wien seinen Lüsten fröhnte. Seine Eltern hatten ihn fast verstoßen. Am 23. April 1807 verlor Nikolaus seinen unnatürlichen Vater an der Schwindsucht. Die Mutter erzog ihre Kinder, vor allem ihren einzigen Sohn, an welchem sie mit abgöttischer Liebe hing

mit möglichst großer Sorgfalt, und frühzeitig entwickelten sich des Knaben Talente, auch sein musikalischer Sinn. Der Knabe war in früher Jugend überaus fromm, betete tagtäglich morgens und abends mit tiefer Inbrunst, machte einen Stuhl sich zum Altare zurecht, vor dem er Messen las, und sprach noch als Mann mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erste Mal, rein wie ein Engel, von der Beichte gegangen war. Seine Mutter verheiratete sich später mit einem Arzte, aber ihre Vermögensverhältnisse wurden immer trauriger, und doch vermochte sie sich von ihrem Sohne, dessen Erziehung die Großeltern gern übernommen hätten, erst dann zu trennen, als die äußerste Not ihr keinen anderen Ausweg ließ. Die Großeltern sandten den 17jährigen Jüngling nach Wien, wo er anfänglich Philosophie studierte, dann von Unruhe und Mißbehagen getrieben zur Jurisprudenz und nach 3 Jahren gar zur Medicin überging. Freudigkeit fand er auch zu diesem Berufe nicht; religiöse Zweifel und Schwermut plagten ihn schon damals. Der Tod seiner geliebten Mutter drückte ihn tief nieder. Aber eine Reise nach Schwaben wirkte beruhigend auf den Dichter, denn er lernte hier Uhland, Schwab, Kerner und den Grafen Alexander von Württemberg kennen und lieb gewinnen. Ja, es wurde ihm Schwaben eine zweite Heimat. Aber nicht lange hielt er es dort aus. Plötzlich faßte er den abenteuerlichen Entschluß, in die Urwälder Amerikas auszuwandern, und ehe er noch die erste Ausgabe seiner Gedichte vollendet hatte, trat er die überseeische Reise über Amsterdam an, kaufte sich 400 Morgen Landes an und begann, dieselben zu bewirtschaften. Aber schon nach einem Jahre widerten ihn die dortigen Zustände, und vor allem der Materialismus der Amerikaner so an, daß er sein Besitztum einem Württemberger verpachtete. Nachdem er noch einen Abstecher nach dem Niagara gemacht, kehrte er über Bremen nach Schwaben zurück und brachte die folgenden Jahre teils in Stuttgart, teils in Wien zu. Mehrere unglückliche Neigungen zehrten an seiner Seele und verdüsterten sein Gemüt immer mehr. Schon frühe litt sein Geist an eigentümlichen Zufällen. Auch Anwandlungen zum Wahnsinn hing er mit frevelhafter Wollust nach, und spielte bereits vor seiner Reise nach Amerika mit vollendeter Meisterschaft den Wahnsinnigen. Später lernte er ein braves Mädchen aus Frankfurt a. M., A. Behrends, kennen, welches auf den 42jährigen Dichter einen so tiefen Eindruck machte, daß er sich mit ihr verlobte. Aber wenige Tage vor der Hochzeit überfiel ihn am 29. September 1844 in dem Hause seines älteren Freundes, des Hofrats Reinbeck zu Stuttgart, plötzlich ein schlagähnlicher Zufall, welcher seine rechte Wange lähmte. Ehe er sich von dieser Krankheit völlig erholt hatte, stellten sich furchtbare Aufregungen, Geistesqualen und dann Tobsucht ein, welche des Dichters Überführuug in die Irrenheilanstalt zu Winnenden bei Stuttgart notwendig machten. Längere Zeit hofften alle ihn behandelnden Ärzte, sowie seine schwäbischen Freunde, zuversichtlich, daß er bald wieder genesen werde, da er anfänglich weit

häufiger und länger klaren Geistes, als von der Nacht des Wahnsinnes bedeckt war. Allein sein Zustand verschlimmerte sich wider alles Erwarten immer mehr. Auch der letzte Versuch, durch eine Ortsveränderung und Zurückführung des Kranken in die österreichische Heimat und in den Kreis der Seinen seinen Zustand zu bessern, scheiterte. So wurde er denn in die Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien gebracht, wo er anfänglich sich körperlich völlig wohl befand, aber i. J. 1850 schwer erkrankte, bis ihn am 22. August jenes Jahres, Morgens um 6 Uhr, der Tod erlöste. Zwei Tage später wurden seine sterblichen Reste in feierlichstem Zuge nach Weidling gebracht und dort bestattet. Er war der letzte Träger seines Namens. Ein einfaches Denkmal, auf welchem nur der Name „Lenau“ zu lesen ist, deckt sein Grab.

Der Dichter besaß ein reiches Talent, namentlich zur Schilderung der Natur, und seine Naturlieder zeigen ein so tiefes Verständnis, einen so seltenen Reichtum an Bildern, eine solche Eigentümlichkeit der Auffassung, daß wenige Gedichte anderer Sänger an seine Dichtungen heranreichen. Aber der Schmerz tritt auch aus diesen Gedichten häufig genug hervor, und Todessehnsucht spricht sich nur zu oft in ihnen aus. Sonst klagt er in seinen Liedern über den Glauben, den er verloren, über die unglückliche Liebe, die sein Herz gebrochen. Seine Schmerzen sind nicht erheuchelte oder erlogene, wie die eines Heine; sie quälen ihn, zerreißen ihn, vernichten seinen Geist. Groß ist er noch in den Dichtungen, in welchen er entweder Bilder seines engeren Vaterlandes, Bilder der Steppe, des Lebens der Magyaren und Zigeuner, oder seines weiteren deutschen Vaterlandes entwirft; ergreifend ist er auch in der Schilderung des Unglücks anderer Völker, etwa der Polen oder der Indianer. In seinen größeren Dichtwerken, wie z. B. im Faust, den Albigensern zeigt sich zwar eine reiche dichterische Kraft und Geisteskühnheit; aber so schön auch einzelne Stellen sein mögen, in der Hauptsache müssen wir jene Dichtungen für verfehlt, für unreife Versuche der Lösung jener schwierigen Probleme halten, welche der Dichter schon um deßwillen nicht zu bewältigen vermochte, da ihm die evangelische Glaubenserfahrung abging. Am höchsten steht noch „Savonarola“, eine Dichtung, in welcher der Dichter für die Wahrheit des objektiven Christentums mit aller Entschiedenheit eintritt. Mag auch manches andre zur Zerrüttung seines Geistes mit beigetragen haben: Sehnsucht nach Wahrheit und Herzensfrieden haben am meisten gezehrt an dem Geiste des unglücklichen Dichters, welcher leider zu der Seligkeit und dem Frieden, die aus dem christlichen Glauben herausquellen, sich nicht hindurcharbeiten konnte.

Werke des Dichters.

Gedichte. 1. Aufl. 1832. 1 Thlr. 9 Ggr. — 2. verm. A. 1834. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr. — 3. 4. Aufl. 1832. 40. Ebd. — 1879. Berlin, Hempel, 1 M.

Faust. Ein Gedicht. Stuttgart 1836. Cotta. 1 1/3 Thlr. 3. A. 1847. 4. A. 1852. 1 2/3 Thlr. 5. A. 1865. 21 Sgr. — Elberfeld 1881, Loll. 20 Pf.

Neuere Gedichte. 1. Aufl. 1838. 2. Aufl. 1840. Stuttgart. Hallberger. 1 Thlr. 21 Gr. N. Ausg. 1843. 1 Thlr. —

Gedichte (Sämtliche) (5. u. 3. Aufl.) 2 Bde. 1841. Stuttgart, Cotta. 3 Thlr. 12 Gr. — 6. A. 1844. — 7. 1844. — 8. 1846. à 3 1/2 Thlr. — 9. A. 1846. 3 Thlr. — 10. A. 1848. 3 1/2 Thlr. — 11. A. 1850. — 12. u. 13. A. 1851. — 14. A. 1852. (3 Thlr.) — 16. A. 1855. — 1856. (3 Thlr.) — 1857. 1 Thlr. 18 Sgr. — 1862. 1863. 1869. 10 Sgr. 8°. — Mit 9 Stahlst. 1869. Stuttgart, Göpel. 1 Thlr. — Berlin, Hempel 1867. 5 Sgr. — 1879. Ebd. 1 Mk. — Leipzig, Reclam 1881. 60 Pf. — Elberf. 1881, Loll. 80 Pf. — 1882 geb, 1,50 Mk. Ebd. — Mit Einl. v. G. Emil Barthel. 1882. Lpz., Reclam 60 Pf. — Gedichte. Berlin 1882, Wallroth Mk. 1. —

Savonarola. Ein Gedicht. Cotta. 1837. 1 Thlr. 16 Gr. — 2. A. 1844. 1 2/3 Thlr. — 3. Aufl. 1849.— 4. A. 1853. — 5. A. 1866. 21 Sgr. — Elberfeld 1881. Loll. 30 Pf.

Die Albingenser. Freie Dichtungen. 1. Aufl. 1842. 2. A. 1846. Ebd. 1 Thlr. 25 Sgr. 3. Aufl. 1852. — Mit Einleitung von G. Emil Barthel. 1882. Leipz., Reclam 60 Pf.

Dichterischer Nachlaß. Hsg. von Anast. Grün. Ebd. 1851. 1 2/3 Thlr.

Sämtliche Werke. Hsg. v. dems. 4 Bde. 1855. Ebd. 6 Thlr. — 2 Bde. 2 2/3 Thlr. 1874. — 2 Bde. 1880. Ebd. 4 Mk. — Illustr. Ausg. 2 Bde. 188⁰/₁ Ebd. 10 Mk. — Mit Biogr., Einleit. u. erklär. Anm. 2 Bde Lpz. 1882. Bibl. Institut. 4 Mk. — Hsg. v. G. Emil Barthel. Leipz. 1882, Reclam. 1 Mk. — 4 Bde. Stuttg. 188²/₃. 4 Mk. — 5 Tle. in 2 Bdn. Berlin 1883, Hempel 4,80 Mk. — Illustr. Prachtausg. in 38 Lfg. (1—6. Lf. erschienen) Wien 1884, Bensinger. à Lf. 50 Pf.

Don Juan. Leipz. 1884, Reclam. 20 Pf.

Briefe an einen Freund, hsg. von Mayer. 2. Aufl. Stuttg. 1853. Mäcken, 1 1/2 Thlr.

Faust, für die Bühne eingerichtet von M. Gramming. München 1869. Fritzsch. 18 Sgr.

Faust, hsg. von G. Emil Barthel. Leipzig 1881, Reclam. 20 Pf.

Größere epische Dichtungen. Berlin 1882. Wallroth. 1 Mk.

Über den Dichter.

Born, Über Lenau. Vortrag. Basel, Schweighauser 1877. 80 Pf.

Anton X. Schurz, Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. 2 Bde. 1855. Stuttgart Cotta.

Nicolaus Lenau, seine Ansichten u. Tendenzen von Uffo Horn. Hamburg 1838, Hoffmann u. Campe.

Prutz, Nic. Lenau. Eine Charakteristik. (Kleine Schriften I, S. 292 ff.) 1847.

Gotthold Ephraim Lessing.*)

Zur Einleitung in Lessing's Fabeln.

Die Fabel gehört ihrer Form nach zu der epischen Poesie, während sie ihrem Zwecke nach dem Lehrgedichte, der didaktischen Poesie, zugehört. In äußerst scharfsinniger Weise untersucht Lessing in seiner Schrift: Ab-

---

*) Von Lessing können an dieser Stelle nur einige Fabeln besprochen werden, die Erläuterung der drei sog. Meisterdramen Lessings wird im fünften Bande dieses Werkes erfolgen.

handlungen über die Fabel I und II zunächst die Definitionen aller vorausgehenden Fabeldichter von Namen, besonders der französischen Fabulisten De la Motte, Richer, Batteux, sowie die des Breitinger und weiß in jeder Definition Fehler aufzudecken. Die von ihm selbst am Schlusse der ersten Abhandlung aufgestellte Definition lautet also: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit erteilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel."

Zunächst ist also die Fabel eine erdichtete Erzählung, in welcher irgend eine allgemeine Wahrheit moralischer Natur an einem einzelnen Beispiele nachgewiesen werden soll. Daher hießen die Fabeln im Mittelalter auch nur Beispiele.

Aber man achte wohl darauf, daß man ein Beispiel nicht mit einem Vergleiche verwechselt. So ist folgendes eine Fabel von Dr. Martin Luther:

Der Hund im Wasser.

„Es lief ein Hund durch einen Wasserstrom und hatte ein Stück Fleisch im Maule. Als er aber den Schemen vom Fleisch im Wasser sieht, wähnt er, es wäre auch Fleisch und schnappet gierig darnach. Da er aber das Maul aufthut, entfiel ihm das Stück Fleisch, und das Wasser führte es weg. Also verlor er Beides, das Fleisch und den Schemen.

Man soll sich begnügen lassen an dem, was Gott gibt. Wer das Wenige verschmähet, dem wird das Größere nicht; wer zu viel haben will, der behält zuletzt nichts; mancher verliert das Gewisse über dem Ungewissen."

Diese Fabel enthält deutlich eine zuletzt ausgesprochene Lehre und außerdem eine vorausgestellte, erdichtete Erzählung, welche den Schein und die Form der Wirklichkeit hat und an welcher die ausgesprochene Lehre als an einem einzelnen Falle veranschaulicht werden soll. Es würde aber keine Fabel sein, wenn ich obiger Fabel folgende Gestalt gäbe:

„Mancher verliert das Gewisse über dem Ungewissen. Darum hüte dich vor Schaden, auf daß es dir nicht gehe, wie dem Hunde, welcher sein Fleisch verliert, wenn er nach dem Schatten seines Fleisches gierig schnappt."

Oder ein anderes Beispiel, welches ich Lessing entnehme. Es ist eine Erfahrungsthatsache: „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Stärkeren." Aber es ist noch keine Fabel, wenn ich diesen Satz an folgender Mitteilung veranschauliche: „So frißt der Sperber den Sperling, der Adler den Sperber, und den Adler erlegt des Menschen Flinte". Es ist aber allerdings eine Fabel, wenn ich mit Hagedorn sage:

Ein Marder fraß den Auerhahn,
Den Marder würgt' der Fuchs,
Den Fuchs des Wolfes Zahn.

Diese wenigen Zeilen sind eine Fabel, denn sie haben die Gestalt einer wirklich passierten Geschichte.

Gleichwohl leidet die sonst so vortreffliche Erklärung Lessings an einem Fehler. Diese Definition ist zu weit, weil sie die Parabel mitbefaßt. Lessing verstand freilich unter Parabel etwas anderes, als wir. Er nannte Parabel jedes Beispiel, wenn ihm die Form der Wirklichkeit fehlte, nur die Form der Möglichkeit zuerteilt war. Wir machen eben zwischen Parabel und Fabel einen anderen Unterschied. Die Parabel will nicht eine gewöhnliche Belehrung geben, wie die Fabel, sondern eine höhere sittliche oder religiöse Wahrheit veranschaulichen. Diese höheren Wahrheiten werden in der Parabel auch an einzelnen, zu diesem Zwecke erdichteten Begebenheiten veranschaulicht, aber letztere gehören menschlicher Geschichte an. So ist es z. B. eine Parabel (Gleichnis), wenn Christus sagt: Matth. 13, 3 ff.: Siehe, es ging ein Sämann aus zu säen ꝛc. Und obgleich diese Erzählung eine erdichtete in der Form der Wirklichkeit ist, und obwohl dieselbe eine Lehre enthält, wird man sie doch nimmermehr eine Fabel nennen dürfen um des tief religiösen Gehaltes dieser veranschaulichten Lehre willen.

„Die drei Freunde“ von Herder sind eine Parabel, aber keine Fabel, obgleich die Erzählung die Form der Wirklichkeit hat und eine Lehre enthält, und zwar ist jene Erzählung um ihres inneren, religiösen Gehaltes willen eine Parabel.

Religiöse Wahrheiten kann man nicht an dem Leben von Tieren veranschaulichen. Deshalb kommen nur in der Fabel Tiere vor, in der Parabel Menschen. Religiöse Wahrheiten fordern eine ernste und edle Behandlung; demgemäß sind die Parabeln auch stets in gehobenerer Sprache abgefaßt, als die Fabeln, welche einen komischen, launigen, ja niederen Ton vertragen können. Auch pflegen die Parabeln schon wegen der Schwierigkeit, die menschlichen Verhältnisse in kurzen Worten klarzulegen, ausführlicher, als die Fabeln zu sein, von welchen wenigstens Lessing Kürze und Gedrungenheit fordert.

In der Kürze der Fabeln war der alte griechische Fabeldichter Äsop ein Muster, welchem Luther in seinem neuen Äsopus und Lessing in seinen Fabeln nachstrebten, während die französischen Fabulisten sich in einer gewissen Breite und Redseligkeit gefielen, welche die vor Lessing dichtenden Deutschen, wie Hagedorn, Gellert, zum Teil auch Lichtwer ablernten.

Die Form der Fabel und der Parabel ist dem Dichter freigestellt Da Fabel und Parabel auf der Grenze der Dichtung und Prosa stehen, so kann die Form die rhythmische, aber auch die prosaische sein. Hagedorn, Gellert, Lichtwer haben in poetischer, Luther Lessing, Herder und Krummacher meist in Prosa ihre Fabeln und Parabeln abgefaßt.

Wenden wir uns nun nochmals der Fabel zu. Dieselbe entlehnt die redenden und handelnden Figuren zumeist der Tierwelt, läßt aber bisweilen auch Pflanzen, ja Mineralien und sogar Produkte menschlicher Kunst mit einander redend und handelnd verkehren. Weshalb wählte der Dichter solche Gegenstände? Lessing und Herder geben uns darüber ausreichenden Aufschluß. Die Phantasie des Menschen hat schon sehr frühe — und am besten in den Zeiten des Naturlebens der Völker — die Tiere dem Menschen näher gebracht. Man hat in jener Zeit mit den Tieren auf einem vertrauteren Fuße gelebt, sie belauscht in ihrem Thun und Treiben, man hat sie in diesem innigen Zusammenleben für Seinesgleichen angesehen, das Verständnis der menschlichen Rede ihnen angedichtet, ihnen menschliche Eigenschaften, Tugenden und Fehler zugeschrieben; und es blieben, da sich die Naturen der Tiere, namentlich der in der Freiheit lebenden Tiere nicht verändern, solche Volksurteile über die Beschaffenheit einer ganzen Tiergattung von Geschlecht zu Geschlecht unverändert. Während man den Menschen als ein durchaus veränderliches Wesen ansehen muß, ja selbst den Stammescharakter nicht als feststehend ansehen darf, kann man noch heute wie vor tausend Jahren die Biene als Symbol des Fleißes, der Eintracht, das Schaf als das Symbol der Geduld, den Löwen als großmütig, den Esel als faul und niederträchtig, das Pferd als edel, den Fuchs als listig, den Hahn als hochmütig, den Pfau als eitel, die Gans als dumm, die Rose als Symbol der Liebe, die Lilie als rein, das Veilchen als bescheiden bezeichnen. 2c.

So genügt denn nur die Nennung des Namens eines Tieres oder einer Pflanze, um jedermann den ganzen bleibenden Charakter desselben gegenwärtig zu machen, und es ist völlig unnötig, in der Fabel solche Tiere, Blumen erst nach den in den Augen der Menschen ihnen anklebenden Vorzügen oder Fehlern zu beschreiben. Ich kann sie ohne weiteres auftreten, reden und handeln lassen. Menschen sind nicht so allgemein bekannt; selbst die größten Männer sind nicht allen nach ihrem Charakter bekannt genug, um für die Veranschaulichung einer Lehre 2c. verwandt werden zu können.

Der Fabeldichter will also nicht etwas Besonderes, Wunderbares, Unmögliches uns vorführen, wenn er Tiere und Pflanzen reden läßt, wenn er ihnen menschliche Empfindungen zuschreibt, er will nicht durch den Reiz der Neuheit anziehen, sondern ihm ists selbstverständlich, daß die Naturwesen, welche er mit andern menschlichen Eigenschaften bekleidet findet, auch die menschliche Fähigkeit der Sprache und des Verstandes haben. Etwas Besonderes würde es nur sein, und zugleich etwas Abgeschmacktes, wenn er die Charaktere einseitig verändern und etwa den Esel als Repräsentanten der Gelehrsamkeit, den Hahn als geduldig, das Schaf als launig, den Fuchs als dumm hinstellen und behandeln wollte.

Darin, daß die Tiere dem Menschen näher stehen, als die Pflanzen und diese ihm hinwiederum näher, als Steine, und in dem Leben der beiden ersten Naturreiche liegt der Grund, daß in den Fabeln die beiden

ersteren, Tiere und Pflanzen, am häufigsten Verwendung finden, und von diesen beiden wiederum die Tiere am meisten vorkommen.

Und weil die Haustiere, namentlich Pferd und Hund, in dem täglichen Verkehre mit dem Menschen durch Gewöhnung (Dressur) ihr ursprüngliches Naturell verändern, ja verlieren, also nicht eine solche konstante Naturbestandheit, wie es Lessing und Herder nennen, sich bewahren können, darum kommen letztere im Tierepos und in der Tierfabel so überaus selten vor.

Lessing hat noch in einer Beziehung uns eine sehr dankenswerte Anregung gegeben, nämlich in der 5. Abhandlung über die Fabel: Von einem besonderen Nutzen der Fabeln in den Schulen; ich teile das Wesentliche (vgl. Hempels Ausgabe deutscher Classiker 382. S. 86.) daraus mit:

„Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren, als umständlich erörtern will, würde man den heuristischen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am besten durch eine andre Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott gibt uns die Seele, aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. (?) Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man so viel als möglich beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert, den man angewöhnet, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinübersehen läßt; den man lehret, sich ebenso leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herabzulassen: der Knabe wird eine Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Übungen nun, die diesem allgemeinen Plane zufolge angestellet werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung Äsopischer Fabeln eine von denen sein, die dem Alter eines Schülers am allerangemessensten wären; nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen, sondern, weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste sein muß. Dieses Mittel ist das Principium der Reduktion.

Doch dieses Principium der Reduktion hat seine großen Schwierigkeiten. Es fordert eine weitläufige Kenntnis des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduktion geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen?

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntnis nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln anfangs müssen mehr finden als erfinden lassen, und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter

sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd auf alles Betragen der zahmen und der wilden Tiere aufmerksam sein, und so oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorschein kömmt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Ähnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne."*) Die Mühe mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.**)

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: „Ein Löwe und ein Esel gingen in Gemeinschaft auf die Jagd." — Hier bleibt der Leser stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen sein! (Man sehe die achte Fabel meines zweiten Buchs.) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man sehe die siebente.) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Äsopus sich dabei gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: „Und die Krähe war wieder Krähe". Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechters, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigenen glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da, und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (Siehe die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie, wenn das Stück Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie, wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hälte sich der Mann auch alsdann noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er daran

*) Kritische Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln.

**) Richtig bemerkt der Recensent der Lessing'schen Fabeln in der Bibliothek d. sch. Wiss. (VII. 1. 55), daß schon Melanchthon's gelehrter Schüler, Joachim Camerarius, bei seinen Zöglingen einen ähnlichen Gebrauch von der Fabel gemacht habe. Der betreffende Brief des Camerarius an seinen Freund Roting vom Jahre 1539 ist den meisten Ausgaben seiner „Fabellae Aesopicae" angehängt. — Redlich.

würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen und unterläßt dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Herkules anständiger gewesen sein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.) — —

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Kommentar über meine eigenen Versuche zu schreiben.

---

48. Herkules.

[Lessing's Werke I. 1873. Stuttgart, Göschen S. 88.]

Fab. Aesop. 191. edit. Hauptmannianae. Phaedrus lib. IV. Fab. 11.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest Du so vorzüglich? Ja, ihr selbst, erwiderte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

Zum Verständnisse: Lessing fand eine alte Fabel des Äsop, bezw. des Phädrus vor, wonach Herkules, als er unter die Götter aufgenommen ward, alle Götter außer Plutos begrüßte. Plutos, der Sohn der Demeter und des Jasion, ist der von Zeus geblendete Gott des Reichtums, welcher seine Gaben ohne Rücksicht auf Würdigkeit oder Unwürdigkeit verteilte; ihm verdankte Herkules nichts, im Gegenteil; dieser Gott, der das Verdienst nicht achtete, verdiente den Gruß des Gottes nicht, der seine Gottheit und seinen Ruhm nur seinem Verdienste verdankte. (Dagegen begrüßte Herkules seine Todfeindin Hera und versöhnte sich mit ihr.)

Lessing erfand eine neue Fabel, indem er sich die Frage vorlegte: Wenn Herkules den Plutos, einem ihm durchaus gleichgiltigen Gotte, keine Verehrung bezeigte, „sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es für den Herkules anständiger gewesen sein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken?" Wir müssen jene Frage verneinen und ebenso diese bejahen. Lessing führte diesen einen Gedanken weiter aus, erweiterte denselben zu einer neuen Fabel mit der neuen Lehre:

Die Verfolgungen unserer Feinde haben für uns den hohen Nutzen, unsere Kräfte zu wecken und zu stärken und damit zu hohen Leistungen und Erfolgen zu befähigen. Somit erwerben sich die Feinde um uns ein Verdienst, sie

nützen uns, wenn auch ganz gegen ihren Willen. Um dieses Nutzens willen den Feinden danken in Wort und That, das entwaffnet und versöhnt sie, ihnen dafür danken können ist das Zeichen eines edlen Geistes.

Diese Fabel gehört zu den einfachen Fabeln. Denn der Grundgedanke oder die Moral dieser Fabel ist an dem einzigen Falle des Herkules zur Anschauung gebracht; ja es wird sogar die Moral nicht ausdrücklich ausgesprochen, sondern dem handelnden Herkules selbst geschickt in den Mund gelegt.

---

49. Der Knabe und die Schlange.

[Ebd. S. 88.]

Fab. Aesop. 170 Phaedr. lib. IV. Fab. 18.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Tierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit Dir so gemein nicht machen, wenn Dir das Gift nicht genommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe. Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine Schlange vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch Eure Geschichtsschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen die Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?

Ach, schweig nur! erwiderte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn, fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschen hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es wert, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

Die bekannte Fabel Äsops und des Phädrus veranschaulicht uns die Art des Lohnes der Undankbaren. Wer Schlechten Hülfe bringt, büßt dies nach einiger Zeit mit eigenem Leid. Eine vom Frost erstarrte Natter hob jemand auf und wärmte sie in seinem Busen, mitleidig zu seinem eigenen Schaden. Denn als jene sich erholt hatte, tötete sie den Menschen sofort. Als eine andere diese nach der Ursache

der That fragte, antwortete sie: Damit jedermann lerne, daß man den Gottlosen nicht nützen darf.

Der Schluß dieser Fabel, in welcher sich die Schlange sogar ihrer Schlechtigkeit rühmt, ist dem Dichter verunglückt. Denn die andere Natter kann doch diese That nicht begreifen, noch billigen, und Natter ist Natter. Diese Erwägung bestimmte wohl zunächst den Dichter Lessing, dem eine ganze Reihe von Gedanken durch den Kopf schoß, diese neue Fabel zusammenzustellen, an welcher wir nur das ausstellen möchten, daß sie zu reich ist, da sie nicht weniger als fünf Wahrheiten veranschaulicht: 1. daß landläufige Anklagen und Nachreden nicht immer wahr und oft nur deshalb nicht als falsch nachgewiesen worden sind, weil man sich nicht die Mühe genauerer Untersuchung gab, noch den Verklagten und Verleumdeten Gelegenheit zur Verteidigung darbot. (Am meisten schleppen sich Irrtümer in bezug auf die Geschichte aus einem Buche in das andere über, auch falsche Urteile in der oberflächlichen, alles unbesehen nachdruckenden, Tagespresse); 2. daß der Unparteiliche auch den andern Teil hören muß, da eines Mannes Rede doch nur eine halbe Rede ist; 3. daß der Undankbare um Entschuldigungen seiner frevelhaften Handlungen nie verlegen ist; 4. daß Eigennützige für ihre nur scheinbar edlen Thaten mit Undank belohnt zu werden verdienen; und 5. daß wahre Wohlthäter nur selten, vielleicht nie, Undankbare verpflichtet haben.

Von allen diesen Sätzen möchte ich nur die gesperrten Worte des fünften Satzes beanstanden. Sonst ist die Fabel eine durchaus originelle und wahrhaft schön erdachte Dichtung.

---

50. Der Wolf auf dem Todbette.

[Ebd. S. 89.]

Fab. Aesop. 144. Phaedrus lib. I. Fab. 8.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einstmals erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können, und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewunderungswürdigsten Gleichgiltigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

Die Fabel, welche uns Äsop und Phädrus erzählen, heißt: „Der Wolf und der Kranich.“ Dem Wolfe war ein Knochen im Schlunde stecken geblieben. Unter der Pein seiner Schmerzen hatte er verschiedene durch eine Belohnung zu locken gesucht, ihn von seinem Leiden zu befreien. Aber keiner wagte sich an dieses Werk heran. Endlich ließ sich der Kranich durch eidliche Zusicherungen des Wolfes bewegen, seinen langen Hals dem Schlunde des Wolfes anzuvertrauen; und es gelang ihm die gefährliche Kur. Als aber der Kranich den vereinbarten Lohn begehrte, sprach der Wolf: „Du bist undankbar, daß du, nachdem du deinen Kopf aus meinem Schlunde unversehrt hervorgezogen hast, auch noch eine Belohnung forderst.“

Der Wolf rechnete sich also offenbar als besonders gute That an, daß er dem Kranich, seinem Lebensretter, nicht zum Dank den Kopf abgebissen hatte.

Daraus bildete Lessing eine neue Fabel, deren Grundgedanke kein anderer ist, als: Schlechte Menschen rechnen sich schon als gute Thaten an, wenn sie eine beabsichtigte böse That unterlassen, oder eine zu bösen Thaten sich darbietende Gelegenheit nicht benutzt haben, und übersehen dabei gänzlich, daß ihnen ihr vermeintliches gutes Werk um so mehr in nichts zerfließt, da sie an der Ausübung des Verbrechens durch körperliche Gebrechen verhindert wurden.

Besonders schön erscheint uns die Fabel Lessings um der Einkleidung willen. Es kommt für jeden Sünder der Augenblick, wo ihm um der Vergangenheit willen vor der Zukunft bangt; nämlich auf dem Todbette. Wer sich und andere auch da noch zu betrügen, und aus sich einen Tugendhelden zu machen versucht, der verdient es, in derselben Art beleuchtet zu werden, wie es der Wolf durch seinen Beichtiger, den schlauen Fuchs, erfahren hat.

---

51. Die Pfauen und die Krähe.

[Ebd. S. 90.]

Fab. Aesop. 188. Phaedrus. lib. I. Fab. 3.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureißen.

Lasset nach, schrie sie endlich; ihr habt nun alle das Eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein sein; — und hackten weiter.

Die alte Fabel des Phädrus lautet: Eine von thörichtem Stolze aufgeblähte Krähe hatte sich mit den ausgefallenen Federn eines Pfaues geschmückt, und darauf, Ihresgleichen verachtend, unter die schöne Schar der Pfauen (der Pfau war ein der Juno geheiligter Vogel) gemischt. Diese aber reißen der Unverschämten ihre gestohlenen Federn aus und treiben sie mit ihren Schnäbeln in die Flucht. Die übel zugerichtete Krähe wollte nun zu Ihresgleichen zurückkehren; aber auch diese jagten sie mit Schimpf von sich, und eine ihre verachteten Geschlechtsgenossen sprach: „Wärest du mit unserem Stande zufrieden gewesen und hättest du dir an deinen Naturvorzügen genügen lassen, so würdest du dir diesen zwiefachen Schimpf erspart haben."

Die Fabel des Phädrus will offenbar folgende Lehre veranschaulichen: Wer hochmütig über seinen Stand hinaus sich erheben will, wird nicht nur von denen, welchen er gleich zu sein sucht, sondern auch von denen, über welche er sich unbilliger Weise erhob, mit Verachtung zurückgewiesen. Aber diese Fabel hatte noch einen ziemlich unbeachtet gebliebenen Punkt; das Schmücken mit fremden Federn und das Ausreißen derselben durch die, welche die Unechtheit des Schmuckes erkannten. In diesem Punkte setzt Lessing ein und erfindet eine neue Fabel Die Pfauen reißen der Krähe nicht nur die fremden, unechten Federn aus, sondern auch ihre eigenen, schön glänzenden Schwungfedern, weil sie auch diese für unecht halten. Hieraus ergiebt sich die wichtige Lehre, daß man den, welchem man den Diebstahl nachgewiesen hat, auch im Verdacht hat, das gestohlen zu haben, was jener als sein rechtmäßiges Eigentum nachzuweisen vermag. Die wichtigste Anwendung dieser Fabel läßt sich auf den Plagiarius machen, den litterarischen Dieb, welcher fremde Stoffe und Ideen frech und thöricht genug ist für die seinen auszugeben. Für ihn ist es eine zwar harte, aber keineswegs ungerechte Strafe, wenn man auch seine wenigen eigenen Gedanken noch für gestohlen erklärt.

---

52. Der Löwe mit dem Esel.

[Ebd. S. 90.]

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als des Äsopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Tiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

Phädrus erzählt: Der Esel begleitete einstmals den Löwen zur Jagd und schreckte, in Waldesdickicht angekommen, durch seine schauerliche ungewohnte Stimme die Waldbewohner auf, die dann der Löwe, wenn sie entsetzt den Ausgang des Waldes suchten, mit Leichtigkeit erjagte und zerriß. Als der Löwe des Mordens müde war, ruft er den Esel hervor und befiehlt ihm, zu schweigen. Ganz übermütig fragte darauf der Esel: „Wie erscheint dir die Mitwirkung meiner Stimme?“ „So vortrefflich,“ antwortete jener, „daß ich gerade so geflohen wäre, wenn ich nicht dein Geschlecht und deinen Mut gekannt hätte.“

Die Moral, welche Phädrus dieser Fabel vorsetzt, heißt: „Ein Feigling, der mit Heldenthaten prahlt, täuscht nur die, die ihn nicht kennen, die andern spotten seiner.“

An diese Fabel knüpft Lessing zwei, die in der Überschrift genannte und die nachfolgende, an. Schon der Anfang der Fabel Äsops ist ihm auffallend: Ein Löwe in der Gesellschaft eines Esels? — Was werden andere Tiere dazu sagen, wenn sie den Löwen in Gesellschaft eines Esels finden, und wie wird sich der Löwe rechtfertigen? Das sind die Erwägungen, aus welchen die vorstehende Fabel herausgewachsen ist. Umgekehrt, wie wird der Esel die Gesellschaft des Löwen aufnehmen, und wie wird er sich beurteilen, falls er von anderen Eseln auf diese veränderte Lebensstellung angeredet wird? — Diese Gedanken haben zur Dichtung der folgenden Fabel geführt.

Eine naseweise Krähe, welche auf einem Baume sitzt und folglich ohne Gefahr für ihr Leben den Löwen schmähen kann, redet diesen darauf an, daß er sich einen so trefflichen Gesellschafter auserwählt habe. Der Löwe antwortete, daß er dem, dessen Dienst er gebrauchen könne, auch einmal gestatten dürfe, an seiner Seite zu gehen.

Lessing entwickelt daraus die Lehre: Alle Großen thuen einem Niedrigen gegenüber freundlich, wenn sie ihn gebrauchen können und wollen, und, setzen wir hinzu, nur so lange, bis sie ihn gebraucht haben. Es ist nicht immer Freundschaft, was die Hohen mit den Niederen verbindet; oft handelt sich's nur um einen vorübergehenden Dienst, zu dem der Niedere mit zeitweiligen Zeichen der Freundschaft gelockt wird.

---

53. Der Esel mit dem Löwen.

[Ebd. S. 90.]

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als der Esel mit dem Löwen des Äsopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort. —

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

Der Esel ist als die Hauptperson der Fabel das Subjekt des Hauptsatzes. (Der umgekehrte Fall lag in der vorigen Fabel vor.) Er geht mit dem Löwen des Äsop, d. h. mit dem Löwen, von welchem der berühmte griechische Fabeldichter Äsopus (ein Sklave zu Solons Zeiten, der mehreren Herren diente, bis ihm endlich einer die Freiheit schenkte) so manche Fabeln und besonders auch die vorhin mitgeteilte Fabel erzählt hat. Der Esel hielt sich in seiner aufgeblasenen Dummheit für einen Jagdgenossen des Löwen, während ihn der Löwe nur als Jagdhorn zu benutzen gedachte. Darin liegt deutlich ausgesprochen, wie gering der Löwe von dem Geiste des Esels dachte, wie er in ihm nichts als ein Werkzeug, aber entfernt keinen Gehülfen sah. Der Esel beurteilte sich anders, und, als ihm ein Esel aus dem Kreise seiner Bekannten begegnete und, auf die früher genossene Freundschaft anspielend, ihn mit den Worten begrüßte: „Guten Tag, mein Bruder" (mein lieber Bruder), tritt seine thörichte Aufgeblasenheit in dem einen Worte: „Unverschämter!" deutlich zu Tage. Er vergißt nicht nur, daß dieser Esel sein wirklicher Freund war, sondern bildet sich sogar ein, in dem Löwen einen neuen, besseren, mächtigeren Freund gefunden zu haben, ja sogar, durch dieses neue Freundschaftsbündnis etwas besseres geworden zu sein, als er gewesen war.*)

Die Moral dieser Fabel läßt sich kurz so ausdrücken:

Damit, daß jemand von einem Höheren zu irgend einer Dienstleistung gebraucht, und während dieser Zeit einiger Freundlichkeiten von jenem gewürdigt wird, ist sein Wert um keinen Deut gestiegen, und zwiefach thöricht handelt er, falls er seinesgleichen stolz verachtet.

Schriftliche Aufgaben. 1. Vergleichung der vorigen und dieser Fabel. — 2. Der Esel nach seinem Charakter, auf Grund der phädrischen und der beiden Lessingschen Fabeln gezeichnet. (S. auch die folgende Fabel.)

[Litterarisches: *Kriebitzsch, Musterstücke S. 26.]

---

*) Kriebitzsch meint, der zweite Esel habe mit seiner Anrede den Zweck verfolgt, dem ersten Esel seine Bruderschaft in Erinnerung zu bringen, deren er sich wohl in diesem Augenblicke schämen mochte; demnach hätte der zweite Esel den ersten reizen wollen. Dann wäre, wie es auch Kriebitzsch weiter annimmt, nur der erste Esel so dumm, wie er es seiner Natur nach zu sein ein Recht hat; der zweite dagegen ein pfiffiger, mit Bosheit und Überlegenheit redender, also ein uneselischer Esel. Das ist ein Irrtum. Beide Esel sind ganz gewöhnliche Esel, nur ist dem ersten die hohe Ehre, der er gewürdigt ist, zu Kopfe gestiegen, und diese läßt ihn aufgeblasen auftreten und unverschämte Antworten geben. Um ihm seine quadratische Dummheit nachzuweisen, dazu reichte einfacher Eselsverstand gerade aus.

54. Die Esel.

[Ebd. S. 91.]

Fab. Aesop. 112.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Tier erliegen müßte. Und doch wollen sie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geschwindigkeit nötigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu sein, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu geschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht sein.

Mein Geschöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß Eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sei. Und so lange sie dieses nicht glauben, werdet Ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne, Euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Teil sein; Eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, schrieen die Esel, du bist allezeit weise und und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne als dem Throne der allgemeinen Liebe.

Die Fabel gehört zu denjenigen, welche von dem Dichter in eine edlere Form gebracht worden sind, als die, welche Äsop ihnen gegeben hatte, gewesen war. In der äsopischen Fabel giebt Zeus den klagenden Eseln nicht nur einen harten, sondern geradezu gemeinen Bescheid, der sich hier nicht wiederholen läßt.

Daß die Esel einen starken Rücken haben, der zum Lasttragen wie geschaffen ist, haben die Menschen schon frühe erkannt und darum diese Tiere sich dienstbar gemacht. Während die Menschen das Eselsgeschlecht, nach dieser Seite hin loben müssen, haben sie im übrigen von dem Esel keine hervorragend gute Meinung. Sie halten die Esel für faul und wollen sie durch die Schläge zu einer größeren Geschwindigkeit antreiben. Allein solches gelingt ihnen nicht. Schläge richten bei dem Esel wenig oder gar nichts aus. Und doch fühlen sich die Esel im allgemeinen recht wohl, gleichviel ob sie geschlagen oder mit Schlägen verschont werden. Sie sind eben gegen die Schläge unempfindlich. Der Dichter erklärt uns diese seltsame Erscheinung. Die Esel haben die Menschen wegen ihrer Grausamkeit beim Zeus verklagt. Zeus erkennt die Berechtigung der Klage an, und doch erklärt er, die Menschen von der Berechtigung der Klage des Eselsgeschlechtes nicht überzeugen, noch zu einer milderen Behandlung überreden zu können. Gleichwohl hilft er den Bittstellern, wenngleich auf völlig unerwartete Weise. Er giebt dem Esel zu seinen vielen herrlichen Natureigenschaften noch die der Unempfindlichkeit, und hat damit ein

verachtetes Tiergeschlecht ebenso zufriedengestellt und glücklich gemacht, als irgend eines der höchstgestellten Geschöpfe nur sein kann.

Schwierig ist's freilich, aus dieser Fabel die richtige Moral herauszuziehen. Lessing's Absicht scheint allerdings gewesen zu sein, die Wahrheit zu veranschaulichen, daß Gott schwere Leiden nicht immer den Bittenden abnimmt, daß er ihnen aber auf andere Weise ihre Leiden erträglich macht, indem er die Kraft der Geduld und Ausdauer erhöht. Allein mit einer solchen Lehre überschreiten wir mit Lessing das Gebiet der Fabel und treten in das der Parabel ein. Lessing scheidet zwar Fabel und Parabel nicht in der Weise, wie wir es oben (vgl. Erl. III³ S. 204.) gethan haben. Höhere sittliche Wahrheiten veranschaulicht nach unserm Dafürhalten nicht die Fabel, sondern die Parabel. Für eine Parabel nun ist diese Dichtung nicht edel genug; weder im Stoff noch in der Form, obgleich zugestanden werden soll, daß die Fabel weit schöner ist, als die Äsops, und die Antwort des Zeus weit würdiger, als die dort von ihm erteilte. Wollten wir, dem Tone der Dichtung entsprechend, eine Nutzanwendung aus dieser „Fabel" ziehen, so könnte es vielleicht folgende sein:

Wer seine Schuldigkeit vollauf thut, und doch von andern nie Anerkennung, sondern stets Tadel und Mißhandlung erfährt, der thut klug, sich die Haut eines Esels anzuschaffen, und umzuthun, d. h. gegen alle Ungerechtigkeit unempfindlich zu werden, jedem Treiben Zähigkeit gegenüber zu stellen, bis der Mißhandelnde der Mißhandlungen, die doch fruchtlos sind, müde wird und diese einstellt.

Aber freilich, das ist leichter gesagt und geraten, als gethan. Glücklich die Menschen, welche den Angriffen der Bosheit gegenüber ein dickes Fell haben.

---

55. Der Rabe und der Fuchs.

[Ebd. S. 92.]

Fab. Aesop. 205. Phaedrus, lib. I. Fab. 13.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiters! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiderte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?

Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrtume nicht bringen.

— Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl, das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anderes als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

Die Fabel vom Raben und Fuchs, welche Äsop erfunden hat, darf ich als allgemein bekannt voraussetzen. Die Moral jener Fabel ist ohne Zweifel die: Die Eitelkeit wird oft sogleich und empfindlich bestraft. Lessing mußte es auffallen, daß von dem Fuchs, welcher doch als elender Schmeichler ebenso erbärmlich ist, als der eitle Rabe, mit keinem tadelnden Worte geredet wird. Im Gegenteil. Wenn auch die Schlußverse der Phädrischen Fabel unecht sind, welche dem Fuchs noch besonderes Lob spenden, so findet es Phädrus doch durchaus in der Ordnung, daß der Fuchs zum Lohne seiner Schlauheit den Käse frißt. Nicht so Lessing, welcher hier nur eine List sieht, welche die Einfalt besiegt, dagegen den Lohn, den der elende Schmeichler verdient hätte, in dieser Fabel vermißt. Zu dem Ende erfindet er seine neue Fabel, welche auch in den Teilen eine glückliche Umbildung der alten ist, in welchen sich die neue und die alte Fabel berühren konnten. So ergänzt die Fabel Lessings trefflich die des Äsop, und während dieser den Lohn der Eitelkeit zur Anschauung bringt, zeigt uns Lessing den Lohn der Schmeichelei. Die Schmeichler verdienen, daß sie sich nur Gift erloben, d. h. durch das Lob anderer zu verschaffen wissen.

Leben des Dichters.

Gotthold Ephraim Lessing ist am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz geboren. Er war der älteste von 10 Söhnen des Pfarrers Johann Gottfried Lessing, eines gelehrten und auch litterarisch thätigen Mannes. Frühe bestimmten die außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben dessen Eltern, ihren Sohn der Fürstenschule zu Meißen anzuvertrauen. (1741.) Der dortige Rektor nannte ihn ein Pferd, das doppeltes Futter haben müsse. Unablässig studierte er und las die römischen und griechischen Klassiker großenteils für sich, zugleich trieb er mit Eifer mathematische Studien. 17jährig ging er zur Universität Leipzig über, i. J. 1746, um dem Wunsche der Eltern gemäß Theologie zu studieren. Allein weder die theologischen Vorlesungen, noch Gottscheds und Gellerts Collegien befriedigten den strebsamen Geist; er trieb nach seiner Neigung eine Reihe von litterarischen Studien, suchte die Disputationsübungen Kästners auf und entwickelte so seine dialektische Kraft außerordentlich. Schon damals fühlte er, daß er zu einem bestimmten Amte,

welches ihn zur Verleugnung seiner Überzeugung, zur Subordination, zur Regelmäßigkeit und zur Beschränkung seiner Studien verpflichtete, nicht geeignet sei. Er wählte zum Leidwesen seines Vaters den schwierigen Weg eines Litteraten. Zugleich wandte er sich schon auf der Hochschule dem Studium des Dramas und des Theaters zu. Der häufige Verkehr mit Schauspielern und mit dem als Freigeist bekannten Mylius bewog Lessings Vater, den Sohn nach Hause zurückzurufen. Aber der Vater, obgleich er weder die Neigungen noch den theologischen Standpunkt des Sohnes billigen konnte, fand ihn auf der anderen Seite in Kenntnissen so fortgeschritten, im Urteile so gereift und sittlich noch so unverdorben, daß er sich mit dem Plane des Sohnes, der Theologie zu entsagen, und ein Mediciner oder ein Philologe zu werden, aussöhnte. Von Leipzig, wohin er Ostern 1847 zurückgekehrt war, begab sich Lessing, den seine befreundeten Schauspieler zur Bürgschaft für ihre Schulden herangezogen und dann im Stich gelassen hatten, um seinen Gläubigern zu entgehen, nach Wittenberg. Da ihn aber die Gläubiger auch hier verfolgten, so zog er seinem Freunde Mylius, welcher in Berlin die Redaktion der Vossischen Zeitung übernommen hatte, nach, entsagte den Universitätsstudien völlig, und wagte es, mit der Feder seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Anfänglich geriet er in bittere Not, aus welcher ihn selbst seine Eltern nicht herausreißen wollten, da sie an dem fortgesetzten Umgang mit Mylius Anstoß nahmen. Doch bald gab er mit Mylius „die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters,“ eine Vierteljahrschrift, heraus, und als er sich mit Mylius überworfen hatte, „die theatralische Bibliothek“. Mit 22 Jahren übernahm er das Feuilleton der Berliner (Vossischen) Zeitung und zwar mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Oktober 1755. Zugleich begründete er ein Beiblatt zu dieser Zeitung: „das Neueste aus dem Reiche des Witzes.“ Mit außerordentlicher Kühnheit trat er namentlich gegen Gottsched und dessen Geschmack auf. Seine Kritik erregte ebenso wegen ihrer Schärfe und ihres Humors, als auch wegen der Neuheit der Anschauung, der Grundsätze, allgemeines Aufsehen. Im Jahre 1751, also vor seiner Übernahme der Redaktion der Vossischen Zeitung, hatte er ein Jahr in Wittenberg verbracht, dort die Magisterwürde erworben, sich aber außerdem spanischen Studien und neuen kritischen Arbeiten hingegeben, und besonders durch eine kritische Schrift: Vademecum für Samuel Gottlob Lange, welche eine vernichtende Kritik der Übersetzungen horazischer Oden durch den Pastor Lange zu Laublingen bei Halle, enthielt, sich zum gefürchtetsten Kritiker seiner Zeit gemacht. In dem zweiten Berliner Aufenthalt machte er die wichtige Bekanntschaft Nicolai's und Mendelsohn's, mit denen er sich zu einer Reihe von Publikationen vereinigte. Lessing, welcher schon in Leipzig einige Dramen in hergebrachter Manier geschrieben, veröffentlicht und mit Erfolg aufgeführt gesehen hatte, z. B. der junge Gelehrte, der Freigeist, die Juden, schrieb jetzt sein erstes größeres bürgerliches Trauerspiel, Miß Sarah Sampson, welches, obgleich

noch nicht auf der Höhe der späteren Dramen stehend, als ein außerordentlicher Fortschritt, ja als eine neue, rettende That erscheint. Lessing hat damit eine ganz neue Gattung dramatischer Poesie nach Form und Inhalt in's Leben gerufen.

Im Jahre 1756 entschloß er sich zu einer größeren Reise, als Hofmeister eines jungen Schweizers. Er reiste durch Norddeutschland nach Holland, brach aber hier schon die Reise ab, da der Ausbruch des 7jährigen Krieges und das Einrücken des Preußenkönigs Friedrich den Reisegefährten Lessings zur schleunigen Rückkehr nach Leipzig nötigte. Auch Lessing kehrte nach Leipzig zurück und wurde mit dem preußischen Offiziere Ewald v. Kleist bekannt, geriet aber, da sich sein Reisegefährte aus Preußenhaß von Lessing losgesagt hatte, aufs neue in bitterste Not, welche ihn zur Übersetzung verschiedener Schriften, zur eigentlichen litterarischen Brodarbeit, nötigte. Glücklicherweise hatte Nicolai in jener Zeit, mit Mendelssohn vereint, „die allgemeine deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ begonnen, an welcher sich auch Lessing beteiligte. Letzterer nahm seine dramatischen Arbeiten damals wieder auf; vor allem beschäftigte ihn ein Trauerspiel „Virginia“, welches später zur „Emilia Galotti“ umgearbeitet ist. Sein politischer Standpunkt trieb ihn aber bald wieder von Leipzig weg nach Berlin, wo ihn die alten Freunde mit Freuden aufnahmen, und er im Verein mit diesen „die Litteraturbriefe“ herausgab, mit Ramler, „Logaus Sinngedichte“ neu bearbeitete, „das Leben des Sophokles“ begann, sein Trauerspiel „Philotas“ und „seine Abhandlungen über die Fabeln“ verfaßte, und durch seine litterarischen Leistungen einen solchen Erfolg errang, daß er zum Ehrenmitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt wurde. Übrigens ward der hochbedeutende Geist auch seinen Freunden mit der Zeit lästig, und Lessing hielt eine Trennung von denselben für notwendig. Plötzlich hatte er Berlin verlassen und in Breslau auf Empfehlung eines Obersten von Tauenzien im November 1760 die Stelle eines Gouvernementssekretärs unter sehr günstigen Bedingungen angenommen. In Breslau wollte Lessing sich, wie er sagt, als Wurm einspinnen, um als glänzender Vogel wieder an's Licht kommen zu können. Seine Einnahme verwandte er zur Erwerbung einer gediegenen Bibliothek, auch half er jetzt seiner in großer Not befindlichen Familie oft und weit über seine Kräfte aus. Merkwürdigerweise stürzte er sich vorübergehend in einen Strudel gesellschaftlicher Zerstreuungen und verbrachte manchen Abend mit Lust im Theater, ja sogar am Spieltische. Seine Freunde, namentlich die Berliner, hielten Lessing für verloren, und doch hatte er mitten unter allen Berufsgeschäften und Zerstreuungen in geheimen Studien Unglaubliches geleistet. Nach fünfjährigem Schweigen überraschte er die Welt durch „Minna von Barnhelm“ und „Laokoon“. Im Jahre 1765 entsagte Lessing seiner Breslauer Stellung und kehrte nach Berlin zurück, schrieb den Schluß der Litteraturbriefe, während er die Hoffnung, eine dauernde

Anstellung in Berlin als Bibliothekar der kgl. Bibliothek zu finden, scheitern sah. Friedrich d. Gr. zog Winkelmann Lessing vor, aber auch dieser wurde durch den Geiz des Königs bewogen, die Stelle nicht anzunehmen. Auch nachher konnte sich der gegen Lessing eingenommene König nicht für ihn entscheiden. Unter diesen Umständen beeilte sich Lessing, Berlin zu verlassen. Er siedelte i. J. 1767 nach Hamburg über, nachdem er kurz zuvor das bahnbrechende Werk: „Laokoon" veröffentlicht hatte. Die jüngeren Geister waren von diesem Werke entzückt, und unter den älteren verdient namentlich Winkelmanns späteres Urteil als ein hochbedeutendes hervorgehoben zu werden. In Hamburg stellten ihn die Unternehmer eines neuen Theaters als Dramaturgen mit einem Gehalte von 800 Thlrn. an. Ende April verließ er, ohne sich von seinen Freunden (selbst seinen Bruder besuchte er nicht mehr) verabschiedet zu haben, Berlin, und begann nun in Hamburg die Herausgabe der sogenannten „Hamburger Dramaturgie", eines Wochenblattes, in welchem die Vorstellungen des Theaters recensiert wurden, und, als die Darsteller über manche abfällige Bemerkung erzürnt waren, Lessing sich auf die Beurteilung der dargestellten Stücke selbst beschränkte. Bald aber mißfiel ihm Vieles in seiner Stellung, und als das Theater selbst Schiffbruch erlitt, blieb Lessing in Hamburg in ziemlich trauriger Lage. Er hatte den letzten Rest seines Vermögens zur Begründung einer Buchdruckerei verwandt, mit welcher er in Verbindung zu bleiben genötigt war. Aus dem Zusammenbruch des Nationaltheaters rettete Lessing sein Werk: „Hamburgische Dramaturgie". Als Zeitung hatte das Blatt keinen Erfolg; man kaufte einen billigeren Nachdruck, und doch mußte Freund und Feind die Bedeutung dieses Werkes anerkennen, durch welches namentlich das französische Drama in einer zum Teil vernichtenden Weise beleuchtet, dem deutschen aber, auf Grund sorgfältigster Studien des Aristoteles und der Alten, die neue, große Bahn angewiesen wurde. In jener Zeit wurde Lessing eine heftige Fehde von dem Halleschen Professor Klotz aufgenötigt, aus welcher dieser in glänzender Weise besiegt und beschämt sich zurückziehen mußte. Klotz, weit jünger als Lessing, hatte sich in den Ruf eines gelehrten Kunstkenners und Kritikers gebracht, obgleich seine Studien nur ungründlich und unselbständig gewesen waren. Lessing schrieb seine „antiquarischen Briefe", in 4 Wochen deren 25, ein Werk, welches an Schärfe der Kritik an das Vademecum gegen Pastor Lange erinnerte, und welches zwar nicht sofort allgemeinen Beifall, dafür aber später um so allgemeinere Anerkennung gefunden hat. Als Anhang zu diesen Briefen kann man die Schrift: „Wie die Alten den Tod gebildet", ansehen. Lessing hatte Klotz nicht nur moralisch, sondern physisch vernichtet. Derselbe starb 32 J. alt, i. J. 1872. Inzwischen machte Lessing, des Lebens in Hamburg müde, Reisepläne nach Italien, welche unerwartet durch den Ruf an die Bibliothek zu Wolfenbüttel i. J. 1769 in den Hintergruud gedrängt wurden. Sein Freund Ebert hatte diese Berufung vermittelt. Zwar war das Gehalt nur unbedeutend, aber Lessing

nahm die Stelle in seiner großen finanziellen Verlegenheit dankbar an. In jene Zeit fällt auch seine Verbindung mit Eva König, einer geborenen Heidelbergerin. Ihr Mann, ein Hamburger Seidenfabrikant, war zu Venedig i. J. 1769 plötzlich gestorben. Für die Witwe aber hatte Lessing schon bei Lebzeiten des Mannes eine tiefe Neigung gehegt und nur mühsam niedergekämpft; nun hoffte er auf eine baldige Verbindung, aber die äußerst verwickelten Vermögensverhältnisse der Witwe verzögerten die Vereinigung noch 6 Jahre. Erst im Herbste 1776 konnte er seine Verlobte heimführen. Ein Jahr vorher veröffentlichte Lessing in Emilia Galotti die erste große deutsche Tragödie. In seinem langen Brautstande war das einzige glückliche Ereignis in einer Reihe von Kummer und Sorgen eine Reise nach Italien, dem Lande seiner lebenslänglichen Sehnsucht. Als er endlich seine Gattin heimgeführt hatte, da trennte der Tod die kaum geschlossene Ehe wieder. Die letzten Jahre seines Lebens lieferten einerseits den Beweis von der außerordentlichen Schaffenskraft des Dichters und Kritikers, andererseits aber sind sie eine Kette von selbstgeschaffenen oder ihm auferlegten Leiden. Am Weihnachtsabend des Jahres 1777 gebar seine Gattin einen Knaben, welcher jedoch schon am folgenden Tage starb; die Mutter schwebte aber sofort in Todesgefahr, und am 10. Januar stand Lessing vor ihrer Leiche. In jenen Tagen schreibt er: „Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen.“ Vor dem Tode seiner Gattin hatte Lessing unter andern Beiträgen zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel auch ein ihm anvertrautes Werk des Arztes und Freundes, des Professors Reimarus, welches die Ächtheit der Evangelien scharf angriff, unter dem Namen „Wolfenbüttler Fragmente“ veröffentlicht. Dieses Werk zog ihm einen ärgerlichen Streit mit dem Hamburger Hauptpastor Götze zu, welchen er seit dem Jahre 1778 in seinem „Antigötze“ in altgewohnter kritischer Schärfe führte; als ihm die braunschweiger Regierung die Censurfreiheit entzog, die Herausgabe irgend einer theologischen Schrift verbot, spielte er den Kampf auf ein anderes Gebiet über; denn sein „Nathan der Weise“ ist im wesentlichen als die Fortsetzung seiner theologischen Kämpfe anzusehen. Lessings letzte Werke sind die „Erziehung des Menschengeschlechtes“ und „Ernst und Falk, Freimaurergespräche“. In den letzten Jahren quälten ihn körperliche Leiden aller Art; seine früher so fröhliche Laune verlor sich gänzlich, das Feuer seiner Augen erlosch, in den heitersten Kreisen überfiel ihn der Schlaf, ein Schlagfluß traf ihn am 3. Februar 1781, diesem folgte eine zwölftägige Krankheit und am 15. Februar um 9 Uhr abends der Tod. Er ist zu Braunschweig gestorben und daselbst begraben; die Kosten des Begräbnisses wurdem um seiner Armut willen von der Staatskasse geleistet.

Lessing ist unbestritten der größte Kritiker Europas. Seine Gelehrsamkeit war staunenswert; ein glückliches Gedächtnis, starker Wahrheitsdrang und noch stärkerer Forschungstrieb sind die Mittel

und Kräfte, welche ihn so groß werden ließen, als er geworden ist. Vielwisserei an sich und ohne Nutzen verachtete er; Schwachen und Anfängern gegenüber zeigte er sich als einen milden Beurteiler, der Unlauterkeit und Arroganz gegenüber als einen rücksichtslosen Kämpfer. Lessings Stil ist noch jetzt musterhaft; er ist der Vater der modernen Prosa, deren Eigentümlichkeit die Darstellung des dialektischen Prozesses ist. Seine litterarische Thätigkeit war eine außerordentlich reiche und vielseitige. Am höchsten stellen wir seine Leistungen in der Kritik und im Drama. Nicht sowohl die eigentlichen litterarischen Fehden mit Gottsched über ästhetische Grundsätze, mit Klotz über antiquarische Themata, mit Lange über poetische Leistungen, mit Götze über religiöse Fragen, auch nicht die negative Kritik, wie sie zum Teil in den Litteraturbriefen zu Tage tritt, jenen gefürchteten Sendschreiben des jungen Feuergeistes, als vielmehr die positive, aufbauende Kritik (über die Fabeln und Epigramme, über die Grenzen der Malerei und Poesie, über das Wesen des Dramas), zeigt uns Lessing als einen wegeweisenden bahnbrechenden Geist, ja als einen Mann, welchem die neue deutsche Blüteperiode außerordentlich viel zu danken hat, auch wenn er nicht mit gleichem Erfolge alle Gebiete der Poesie aufzubauen vermochte. Für die lyrische Dichtung zeigt er weniger Begabung; sein Verstand überwog Phantasie und Gefühl. Im Epos hat er sich nie versucht, im Epigramm hat er uns Anerkennenswertes, in der Fabel noch Tüchtigeres geleistet, am höchsten aber steh er im Drama; namentlich in den drei letzten Stücken, den sogenanten Meisterdramen. Ein ausführlicheres Urteil über diese soll an einem andern Ort gegeben werden.

Werke des Dichters.*)

Analekten f. die Litteratur. 4 Bde. u. Anhang. 8°. Bern, Haller. 1785—86. 5½ Thlr.

Antigötze. 11 Stücke 8. Braunschw. Schulbuchh. 1778. 11 Ggr.

Axiomata. 8. Braunschw. Ebd. 1788. 4 Ggr.

Berengarius Turonensis, od. Anzeige e. wicht. Manuskr. 1770. 4. Braunschw. Voß. (Berlin) 20 Ggr.

Briefe. Hsg. u. mit Anm. begleitet von Karl Chr. Redlich. 2 Tle. Berlin 1884, Hempel. 5 Mk.

Briefwechsel mit seinem Bruder C. G. Lessing. N. A. 8. Berlin. Voß 1817. 2 Thlr.

Freundschaftl. Briefwechsel m. seiner Frau. 2 Tle. 8. Voß, Berlin 1789. 2 Thlr. — N. A. von Dr. Alfred Schöne. Nebst Anhang. Leipz., Hirzel 1870. 1⅓ Thlr.

Briefwechsel mit F. W. Gleim, 1757—1779. 2. Ausg. 8 Ebd. 1816.

„ mit Ramler, Eschenburg und F. Nicolai. 2 Tle. 8. Berlin, Nicolai. 1808.

Hamburger Dramaturgie. 2 Tle. Hamburg 1767—68. N. A. 8. Berl. Voß, 1806. 3 Thlr. — N. A. 1839. 2 Tle. (Leipz., Göschen) 1 Thlr. 12 Gr. — 1856. 1 Thlr. — Reclam 1873. 6 Sgr. — Illustr. A. 3 Mk. Grote, 1876. Berlin. — Für den Schulgebrauch eingericht. von J. Buschmann. Trier 1881. Lint. 2 Mk.

---

*) Es sind nur die hervorragenderen Werke alphabetisch aufgeführt.

Gelehrter Briefwechsel zwischen ihm, Reiske und M. Mendelsohn. 2 Tle. 8. Berlin, Voß. 1 Thlr. 13 Sgr.

Eine Duplik. 8. Braunschw., Schulbuchh. 1778. *8 Sgr.

Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer. 8. Göttingen, Dieterich. 1778. 5 Sgr. — Hist. krit. erläutert von Merzdorf. Hannov. 1855. Rümpler ½ Thlr. —

Erziehung des Menschengeschlechts. 8. Berlin, Voß. 1780. 1786. 6 Sgr. — N. A. 1839. — 1855. 7½ Sgr. —

Fabeln, 3 Bücher. 1759. — 4. Aufl. 8°. Berlin, Voß 1819. 20 Sgr. (Französ. Ausg. Straßburg, König. ⅓ Thlr.) — 1844. (Leipz., Göschen.) 11¼ Sgr. — (Frzs. A. v. M. Haeffner. Straßb. 1849. 7½ Sgr.) — 1852. 12 Sgr. — Elberf. 1881 Loll. 20 Pf.

Fragmente des Wolffenbüttelschen Ungenannten. 4. Aufl. Berlin 1835. Sander. 1 Thlr. 12 Sgr.

Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel. 6 Tle. Braunschw. 1773—1781. N. A. Berl., Voß. 1793. 4 Thlr.

Kollektanea z. Litteratur, hsg. von Eschenburg. 2 Bde. N. A. 8. Berlin, Voß. 1823—24. 3 Thlr.

Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. 1766. Berlin. N. A. Ebd. 1805. 1⅓ Thlr. 4. Aufl. Ebd. 1832. 1 Thlr. 8 Sgr. — 1854. ½ Thlr. (Leipz., Göschen.) — 1870 Stuttg. 4½ Sgr. — Erl. von Cosack. Berlin 1869, Haude u. Sp. 1 Thlr. — 2. Aufl. 1875, Ebd. 2 Mk. — 3. A. 1882. Für den Schulgebr. von Dr. Buschmann. Paderborn. 1874. Schöningh. 1,20 Mk. 2. Aufl. 1881. — Hsg. v. R. Gosche. Illustr. Berlin, Grote 1876. 3 Mk. — Halle, Waisenh. 1877. Erl. von Dr. F. Schröter und R. Thiele. 1877—78. 2 Bde. Waisenh. 10 Mk. — Erl. von Prof. Hugo Blümmer. 6 Mk. Berlin 1877. Weidmann. — Mit Einl. u. Anm. von Boxberger. Leipz. 1879. Brockhaus. 1,20 Mk. — Erl. v. Hugo Blümmer. 2. verb. Aufl. Berlin 1880, Weidmann. — Schulausg. mit Anm. Ebd. 1881. 80 Pf. — Elberfeld, Loll. 1883. 50 Pf. — Mit Anm. u. Einl. von K. Janker. 1884. Wien, Graeser. 60 Pf.

Leben des Sophokles. 1760. N. Ausg. hsg. von Eschenburg. Berlin, Voß, 1790. 16 Sgr.

Theol. Nachlaß. Ebd. 1784, 20 Sgr. Hsg. von Karl Gotthelf Lessing.

Observationes criticae in var. script. graec. et lat. 8. Berlin, Voß. 1790. 16 Sgr.

Vom Alter der Ölmalerei. Braunschw., Schulbuchh. 1774. 6 Sgr.

Sämtliche Schriften 1—30. Teil. Berlin, Voß (Tl. 11. 12. 26. 29. bei Nicolai) 1783—1824. 38½ Thlr.

Sinngedichte. Berlin, 1771. N. A. 8. Ebd. 1807. 1 Thlr. 4 Sgr.

Untersuchung, wie die Alten den Tod gebildet haben. 1768.—N. A. Ebd. 1800. 16 Sgr. Berlin, 1839. (Leipz., Göschen.) ⅔ Thlr. — 1870 Ebend. 2½ Sgr.

Vademecum f. S. G. Lange, Pastor in Laublingen. 12. Berlin, Voß, 4 Sgr.

Übrige noch ungedr. Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten. 8. Berlin, Unger. 1 Thlr.

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger. Braunschweig, 1778. Schulbuchh. 16 Sgr.

Sämtl. Werke. 32 Bde. 1825—28. Berlin, Voß. Nicolai. 15—28 Thlr. — Neue Ausg. in 13 Bdn. (Hsg. von K. Lachmann.) Berlin 1838—40. (Leipz., Göschen.) 17⅓ Thlr. — In einem Bde. 1841. Leipz., Göschen. 4⅔ Thlr. — In 10 Bdn. Ebd. 1841. 4⅔ Thlr. — In 8 Bdn. (Donaueschingen) Berlin, 1840. 8 Thlr. (Unvollst. Nachdruck, welcher von Göschen angekauft wurde.) N. A. von W. v. Maltzahn. 1.—12. Bd. 1853—57. 14 Thlr. 12 Sgr. — Ges. W. in 2 Bdn. 1853. 2. A. 1864. 4 Thlr. In 10 Bdn. 1866 bis 1867. 5 Thlr. Ebd. 7 Bde. — Elberf. 1882/84. Loll. 10.50 Mk. (geb.)

Lessings Werke. 1.—15. Lief. à 5 Sgr. Hildburghausen, bibl. Inst. (Besorgt von H. Kurz.) 1869 u. 70. — Lyr., ep. u. dram. Werke, und vorzügl. Prosaschriften. Teschen 1868. Prochaska. 24 Sgr. — Reclamsche Ausg. (poet. u. dram. Werke.) 10 Sgr. 1867. — Dass. Stuttg. 1869, Göpel. 24 Sgr. (Mit 6 Stahlst.) — Berlin, Wallroth. 1883. I. Bd. 1 Mk.

Meisterdramen, Berlin, Grote. 1868. 5 Sgr. — Leipz., Reclam 1869. 8 Sgr, — Stuttg., 1868. Hoffmann. 12 Sgr. — Lessings Prosa f. Schule u. Haus. Ausgew. v. Aug. Luthardt. Nördlingen 1873, Beck. 1¹/₆ Thlr.

Sämtl. Werke. Hsg. von R. Gosche. 1. illustr. Ausg. 1.—7. Lief. Berlin 1875. Grote. à 50 Pf. 8.—54. Lief. 1876. cpl. 8 Bde. 20 Mk. geb. 28—34 Mk. — 2. Aufl. Berlin 188⁰/₁ Grote 25 Mk. — Illustr. Prachtausg. von H. Laube. 5 Bd. 1881—83. Wien, Bensinger. 53 Mk. —

Sämtl. Werke. 1. amerik. St.-A. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 7¹/₂ Mk. 2 Bde.

Werke. Hsg. v. R. Boxberger, Chr. Groß, E. Grosse. Berlin 1879. Hempel. 13 Bde. 36 Mk. — Hsg. von R. Gosche 8 Bde., bearb. von R. Boxberger. Berlin 1882, Grote 24 Mk. — Sämtl. Werke in 20 Bdn, mit Einl. von Hugo Göring. Stuttgart, Cotta. 1882—84. 20 Mk. — Neu hsg. von Bornmüller 20 Lfg. à 50 Pf. Leipz. 1884, Bibl. Instit. — Stuttgart 1883—84. Spemann. Bd. 1—3. à 2,50 Mk.

Auswahl. 7 Bde. Ebd. 1879. 20 Mk. — Engere Ausw. 3 Bde. 1879. 8 Mk.

Minna von Barnhelm od. d. Soldatenglück. Ein Lustsp. in 5 Aufz. 8⁰. **1767.** 6. Aufl. 1838. Berlin. (Leipz., Göschen.) 10 Sgr. — Stereotypausg. 16⁰. Berlin 1841. 1 Thlr. (Französ. Ausg. von Henri Jouffroy. Leipzig 1839. Brockhaus u. Avenarius. ²/₃ Thlr.) N. A. 1844. Leipz. Göschen. 7¹/₂ Sgr. — 1852. — Zum Übers. ins Engl. von Wranlmore. Ebd. 1858. 12 Sgr. — Minna v. Barnhelm or a soldiers fortune. With 750 notes in Germ. by Wrankmore. 1858. Leipzig, Grumbrecht. 9 Sgr. — Schulausg. von Tomaschek. Leipzig 1865, Göschen. — Hsg. v. Hettner. Leipz. 1868. Brockhaus. 10 Sgr. — Berlin, 1869, Grote 5 Sgr. — Stuttg. 1877, Göschen 5 Sgr. — 1881. 80 Pf. — Leipz. 1870, Engelm. (Mit 13 Kupf.) 1¹/₄ Thlr. — Diamantausg. mit Zeichn. Berlin, Grote ¹/₃ Thlr. 1871. — 1875. (Leipz. Bolkening.) 30 Pfg. — Hsg. von Fr. Hülskamp. Münster 1879. Aschendorff. 20 Pf. — Elberfeld 1880. Loll. 50 u. 20 Pf. — Mit Kommentar von Dr. J. Naumann. 2. Aufl. Leipz. 1881. Siegismund u. V. 60 Pf. — Hsg. von A. Hentschel u. K. Linke. Leipz. 1881, Peter. 30 Pf. — Erl. von C. A. Funcke. Paderb. 1881, Schöningh. 1,20 Mk. — Schulausg. von J. Pölzl. Wien 1883, Hölder. 60 Pf. — Mit Einl. u. Anm. von J. Neubauer. Wien 1884, Graeser. 60 Pf. —

Emilia Galotti. 1772. (Französ. Ausg. von Henri Jouffroy. Leipz. Brockhaus u. Avenarius. 1839. 12 Gr.) — Deutsch. 1844. Leipz. Göschen 7¹/₂ Sgr. (Engl. by John Hofstetter. Vienna 1847. Leipz., Hunger. 8 Sgr.) — (Trad. q. Ch. Lilsen. Berlin 1852., C. Schultze. ¹/₂ Thlr.) — Zum Übers. ins Engl. v. O. Fiebig. 1858. Leipz., Lehmann. 12 Sgr. — N. A. 1870. (Günther, Leipz.) 15 Sgr. — 8⁰. 1872. Stuttg. Göschen. 10 Sgr. (Mit Einl.: Em. G. auf der Bühne von J. W. Appell.) — Ins Italienische übers. per Luigi Bianoki Leipzig, Verl. f. mod. Spr. und Litt. 1878 1 Mk. Elberf. 1880, Loll. 20 Pf.

Nathan der Weise. Ein dramat. Gedicht in 5 Aufz. **1779.** 8. Aufl. 1838. Berlin. 20 Gr. — Stereotypausg. 1841. Ebd. (Leipz., Göschen.) 1 Thlr. 6 Gr. — 1844. 11¹/₄ Sgr. — 1853. 12 Sgr. — Mit Einl. v. G. Wendt. Berlin, Grote. 1869. 8⁰. 8 Sgr. Diamantausg. 32⁰. 1868. 15 Sgr. — 16⁰. Stuttg., Göschen 1867. 6 Sgr. — Schulausg. v. Denzel u. Kratz. 1866. Ebd. 8 Sgr. — Nathan the wise a Emilia Galotti 1868. Berlin, Möser. 5 Sgr. — Diamantausg. 32⁰. Grote, Berl. 1873. Mit Zeichn. 16 Sgr. — 1. Entwurf. Hempel 1876. Berlin. 1 Mk. — Elberfeld 1880, Loll. 20 Pf. — Schulausg. 1884. Lpz., Peter 30 Pf. — Miß Sarah Sampson. Elberf. 1881. Loll. 20 Pf.

Über den Dichter.

Leben und noch übriger Nachlaß. 3 Tle. Voß, Berlin. 1793—95. 4 Thlr.

Lessings Geist, aus seinen Schriften zusammengetragen und erläut. von F. Schlegel. 3 Tle. Leipz., Hinrichs. 3 Thlr. 1804.

Die Lessinglitteratur. Kassel 1852. (Sondersh., Neusse.) 4¹/₂ Sgr.

Stahr, Lessings Leben. 2 Bde. 8. Aufl. Berlin 1877, Guttentag. 6 Mk.

Guhrauer, Lessings Erzieh. des Menschengeschlechts krit. u. philos. erörtert. Berlin 1842.

G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel. 1 Bd. Leipz. 1850. — 2. Bd. In 2 Abt. von G. E. Guhrauer. Ebd. 1853. 54. — 2. verb. Aufl. von Maltzahn und Boxberger. 1880/81. Berlin. Th. Hofmann. 12 Mk.

Magnus Gottfried Lichtwer.

56. Der Wiesel und die Hühner.

[M. G. Lichtwers Fabeln in vier Büchern von dem Verfasser selbst herausgegeben. Berlin und Stralsund bei Gottlieb August Lange. 1775. S. 11.]

Nach Recht und Urteil mit dem Prügel
Ward vor dem frohen Hausgeflügel
Ein Dieb und andrer Tullian,
Ein schlimmer Wiesel, abgethan.
Ein Hof voll Hühner sah ihn leiden
Und gackerte dabei vor Freuden.
Nur eine Henne blieb betrübt
Und sprach: Man bricht des Räubers Glieder;
Allein die That ist schon verübt,
Wer giebt mir meine Kinder wieder?

1. **Erläuterungen:** V. 3. „Ein Dieb und andrer Tullian". Tullianum hieß bei den Römern das schlimmste, angeblich v. Tullus Hostilius erbaute Gefängnis, in welchem die gefährlichsten und scheußlichsten Verbrecher verwahrt wurden; ein Tullian würde also der Bewohner, der Sträfling eines solchen Gefängnisses sein und von uns durch Erzschelm übersetzt werden können.

Viel wahrscheinlicher ist jedoch, an den Verbrecher Lips Tullian, Philipp Mengstein, auch Elias Erasmus Schönknecht genannt, zu denken. Derselbe, 1675 zu Straßburg geboren, war kaiserlicher Dragoner-Wachtmeister, geriet, infolge eines Zweikampfes flüchtig, unter eine Diebsbande, wurde ein berüchtigter Raubmörder und erlitt 1715 zu Dresden den Tod durch Hinrichtung.

Auch Gellert erwähnt des Tullian in seinem „Phylax". Tullian war offenbar ein ähnlich geläufiger Name, wie im Anfange dieses Jahrhunderts: Schinderhannes.

2. **Zur Würdigung.** Diese Fabel gehört zu den bei Lichtwer nicht ganz seltenen, in welchen die Moral durchaus nicht sich vordrängt, welche darum von den Kritikern seiner Zeit für mißlungen gehalten wurden, während das epische Talent des Dichters trotz der Kürze in ihnen deutlich zu Tage tritt.

Wenn ein Missethäter bestraft oder unschädlich gemacht wird, freut sich die große Menge der unedlen Naturen, teils aus Schadenfreude, teils, weil sie sich nun von dem gemeinschädlichen Feinde befreit weiß. Nur der Schmerz der Beschädigten selbst zeigt, daß die härteste Strafe des Missethäters keins seiner Verbrechen wieder gutmachen kann.

57. Der Hänfling.

[Lichtwers Fabeln in 4 Büchern, S. 62.]

[Der Text ist bereits Erl. II³. S. 178 mitgeteilt.]

Die Fabel soll das Glück des Mittelstandes preisen, denn nur dieser lebt in voller Unabhängigkeit. Nur in diesem ist man sein eigener Herr und Knecht, während dem Fürsten auf dem Throne, wie dem Armen in der Hütte Gefahr und Unbequemlichkeit, zwar in verschiedener Form, aber doch in gleich hohem Grade entgegen treten. Der Dichter hat in dieser Fabel weit mehr als in der vorigen epische Breite angewandt, doch verdient die Lebhaftigkeit der Darstellung und der Fortschritt der Handlung in besonderer Weise anerkannt zu werden.

Einige Text-Erläuterungen finden sich Erl. II³, S. 178.

[Litterarisches: *Kurz III. S. 23 und 186. — *Reuter S. 93.]

---

59. Die Fische.

[Lichtwers Fabeln 4. Aufl. 1775. S. 84.]

Der Hochmut kam einmal ins Meer
Und fuhr den Fischen in die Köpfe,
Es war vom Blackfisch bis zum Stör
Kein so geringes Seegeschöpfe,
Es wünschte, was zu sein. Des Fischmonarchen Haus
War damals voller Supplikanten,
Die meisten wirkten sich besondre Titel aus,
Darinnen sie sich selbst verkannten.
Dem Stockfisch kam der Rang zu allerletzt im Sinn,
10. Er schwamm zum Walfisch hin und klagte nach der Länge,
Daß Stockfisch schlechtweg, künftighin
Ein wenig zu verächtlich klänge.
Nein, Stockfisch sollst du ferner sein,
Fiel ihm der Fische König ein,
Doch hast du dich des Rangs noch über Stör und Haien
Auf ewig künftig zu erfreuen.
Vergnügt schwamm er davon. Der Ruf durchdrang das Meer,
Und kurz darauf erschien ein Supplikantenheer,
Die Fische drängten sich bei Haufen,
20. Den Stockfischtitel zu erkaufen.

* * *

Räumt erst dem Esel Würden ein,
Und lasset ihn den Sack zum Ehrenzeichen tragen,
So will ein jeder Esel sein,
Man wird sich um die Säcke schlagen.

1. Erläuterungen.

S. 3. Blackfisch = der Black- oder Kuttelfisch oder der gemeine Tintenfisch, dessen poröse kalkige Rückenplatte zum Polieren und zu Zahnpulvern verwandt wird, während der braune Saft des Tintenbeutels, welcher dem Tiere zur Verteidigung dient, als braune Malerfarbe unter dem Namen Sepia im Handel ist, kommt in allen europäischen Meeren vor.

Stör = vgl. Erl. III³. S. 111.

V. 6. Supplikanten = Bittsteller.

V. 8. Darinnen sie sich selbst verkannten = in deren Besitz sie sich selbst nicht mehr wieder erkannten. In ihrem Hochmute glaubten sie durch ihren Titel auch wesentlich an innerem Werte gestiegen zu sein.

V. 10. Und klagte nach der Länge = brachte eine weitläufige Klage vor.

2. Grundgedanke der Fabel. Der Dichter zeigt an dem Beispiele der Fische, daß ein Titel, wenn er auch noch so verächtlich klinge, doch von zahllosen Menschen als etwas Beneidenswertes angesehen und mit großen Opfern erstrebt werden würde, wenn nur mit diesem Titel ein höherer Rang verbunden sei. Doch drückt der Dichter diese Moral wiederum unter einem Bilde aus. Man brauche nur dem Esel eine besondere Würde einzuräumen und seinen Sack als Ehrenzeichen zu bezeichnen, so würden viele, von ihrem Hochmut getrieben, gern Esel sein wollen und um den Besitz der Säcke sich schlagen. Es ist leicht ersichtlich, daß durch diesen Zusatz die eigentliche Fabel noch um einen neuen, ebenso richtigen Gedanken erweitert wird. Der Hochmut sieht nicht nur das Lächerliche eines Titels nicht, sondern er fühlt auch die Last fortan nur als eine Lust und trägt gern mit der Würde die Bürde.

---

59. Der kleine Töffel.

[Ebd. S. 104.]

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freite wieder
Und kam mit einem Knaben nieder,
 Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte,
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
 Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr drasch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
10. Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauren
 Den kleinen Töffel sehr bedauren.
Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,

Ihn: Kleiner Töffel! hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn:
20. Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.
O das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich
Sich in die Fremde zu begeben.
Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben,
Inmittelst ändert sichs, und man verkennet mich.
Gleich ging er hin und ward ein Reiter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wut ersticken.
30. Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr;
Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: Es sollte Friede sein.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus
40. Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauernkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr und schrie:
Je kleiner Töffel! lebt Ihr noch?

*
* *

Das Vorurteil der Landesleute
Verändert nicht der Örter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reist, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben;
50. Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

1. **Grundgedanke.** In sehr humoristischer, aber zugleich durchaus treffender Weise veranschaulicht der Dichter in dieser Fabel die Macht des Vorurteils, namentlich bei den Ungebildeten. Weder die Weite der Entfernungen, noch die Länge der Zeit, noch endlich eine durchaus veränderte Lebensstellung sind imstande, ein solches Vorurteil, welches sich einmal festgesetzt hat, zu überwinden.

2. Erläuterungen

V. 24. „Und man verkennet mich“ = Auch hier gebraucht Lichtwer das Wort verkennen im Sinne von nicht mehr kennen, wie oben in der Fabel „Die Fische“.

V. 48. „Reist, geht zur See“ u. s. w. = und wenn ihr auch reist, zur See geht u. s. w.

---

60. Der Koch und der Herr.

[Ebd. S. 117.]

Es schalt ein Herr bei einem Schmaus
Auf seinen Koch, daß er ein Essen
Nicht gar genug gekocht, das Salz daran vergessen,
Und kurz! nicht recht gemacht. Ei! fuhr der Koch heraus,
Ihr Gnaden irren sich; ich habe nichts verbrochen,
Ich weiß wohl, wie ich kochen soll.
Nichts weißt du, schrie der Herr; der Koch ward endlich toll
Und sprach: er sollt es besser kochen.
Hiermit sprang er als wie ein Pfeil
10. Zur Thür hinaus, das war sein Heil,
Des Hausherrn Hand war schon zur Antwort ausgestrecket:
Seht, sprach der Herr, den klugen Schluß,
Damit ich sagen kann, was gut und übel schmecket,
Folgt es, daß ich ein Koch sein muß?

Wenngleich es unbestritten richtig ist, daß es viel leichter ist, zu tadeln, als etwas besser zu machen, so folgt doch daraus nicht, daß man nicht tadeln dürfe, wenn man es nicht besser machen könne. Die Kritik hat auch in dem Falle ein Recht, wenn der Kritiker das Werk nicht selbst auszuführen vermag, welches er beurteilt.

Leben des Dichters.

Magnus Gottfried Lichtwer wurde am 30. Januar 1719 als der Sohn eines kurfürstlichen Appellationsrates zu Wurzen bei Leipzig geboren, verlor bereits i. J. 1712 seinen Vater, wurde aber mit seiner Schwester von seiner trefflichen Mutter sorgfältig erzogen, empfing auch in seiner Vaterstadt eine gute Schulbildung und studierte von 1730 an, in welchem Jahre ihm auch seine Mutter durch den Tod entrissen wurde, in Leipzig die Rechtswissenschaft. Von 1741 bis 43 versuchte er in Dresden ein Amt zu erlangen. Da ihm jedoch dies nicht glückte, so wandte er sich nach Wittenberg, wo er sich nicht nur die Würde eines Doktors der Rechte, sondern auch die eines Magisters der Weltweisheit erwarb, eine Zeitlang als Privatdocent juristische und philosophische

Vorlesungen hielt, dann aber, wegen seiner schwachen Brust und wegen eines Augenleidens, diesen Beruf aufgab und zunächst in Halberstadt und Quedlinburg sich längere Zeit aufhielt, um eine ihm zugefallene bedeutende Erbschaft besser verwalten zu können. Bald trat er dort als Referendar in den Staatsdienst ein, verheiratete sich und schrieb seine Fabeln, welche später seinen Ruf begründen sollten. Schon i. J. 1752 ward er Regierungsrat und stieg fortan von Stufe zu Stufe höher. Am 7. Juli 1783 starb er an den Folgen einer Hämorrhoidal-Kolik.

Lichtwer war ein selbständiger Dichter, welcher keiner Partei diente. Seine Begabung war unstreitig größer, als die Gellerts. Besonderen Ruhm erlangten jedoch nur seine Fabeln, welche zuerst 1748 ohne Namen erschienen und eine Zeitlang unbeachtet blieben, bis Gottsched auf sie aufmerksam wurde und machte. Eine zweite Auflage, 1757 in Berlin erschienen, wurde namentlich von Mendelssohn eingehend kritisiert, welcher ebenso rückhaltlos die Vorzüge, als die Mängel dieses Werkes nachwies. Eine dritte Auflage veranstaltete Ramler, Greifswald und Leipzig 1761, und zwar ohne Wissen und Willen des Dichters. Ramler, der unverbesserliche Verbesserer fremder Gedichte, erlaubte sich eine große Anzahl von Änderungen. Der in seiner Ehre und in seinem Eigentume gekränkte Verfasser sprach nunmehr in einer von ihm selbst veranstalteten Ausgabe seiner Fabeln i. J. 1762 seine gerechte Entrüstung über den Eindringling in sein Eigentum aus. Doch zeigte eben diese Ausgabe, daß Lichtwer von Ramler vieles gelernt hatte. Die von diesem ausgelassenen Fabeln erscheinen durchaus umgearbeitet, und überhaupt ist diese dritte Originalausgabe der Ramlerschen durchaus vorzuziehen. Lichtwer ist kräftig und ungesucht im Ausdrucke, aber nie gemein; seine witzigen Einfälle geben den meisten seiner Fabeln einen komischen oder scherzhaften Charakter, auch wenn die innewohnende Moral noch so ernst ist. Der Dichter selbst sagt: „Der Fabel Zucker deckt oft eine bittere Lehre.“ Reiche Lebenserfahrungen und sorgfältige Naturbeobachtung treten uns in seinem Fabelbuch entgegen.

Werke des Dichters.

4 Bücher Äsopischer Fabeln in gebundener Schreibart. Leipzig. 1748. 2. Aufl. 1758. 3. (v. Ramler besorgt) 1761. 3. Originalauflage 1762. 4. Aufl. mit Kupfern. Berlin. Reimer. 1775. 20 Gr. 5. Aufl. 1782. Neue Ausgabe. Wien. Armbruster. Velinp. 1 Thlr. Druckpapier 18 Ggr. Französische Ausgabe. Dreuttel u. W. 14 Ggr.

Das Recht der Vernunft, gereimtes Lehrgedicht. Leipzig. Breitkopf u. H. 1758.

Minucius Felix. Gespräche v. d. Religion, aus dem Lateinischen übersetzt. Berlin. 1763.

Schriften, herausgegeben von seinem Enkel E. L. M. von Pott, mit Vorrede und Biographie Lichtwers. Fr. K. Cramer. Halberstadt 1828. 16 Ggr. (Weinedel.)

Über den Dichter.

Eichholz, Lichtwers Leben. Halberstadt 1784. 7½ Sgr.

Hermann Lingg.

61. Der schwarze Tod.

[Ged. v. Hermann Lingg. 2. Abdruck. Stuttgart. Cotta. 1855. S. 33.]

1 Erzitt're Welt, ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest,
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

2 Ich komme von Ägyptenland
In roten Nebelschleiern,
Am Nilusstrand, im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüstenbrand
Und Gift aus Dracheneiern.

3 Thalein und aus, bergauf und ab,
Ich mäh' zur öden Haide
Die Welt mit meinem Wanderstab,
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

4 Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Wassersnot,
Ich bringe mit das teure Brot,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

5 Es hilft euch nichts, wie weit ihr flieht,
Mein sausend Roß geht weiter,
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Bot
Und auch den schnellsten Reiter.

6 Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus
Zugleich mit seiner Ware.
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich steig' aus seinem Schatz heraus
Und streck' ihn auf die Bahre.

7 Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir gesund genug,
Mir ist kein Herz zu fromme.

8 Wem ich nur schau in's Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brot und Wein,
Den hungert nur nach Staub allein,
Den durstet's, heimzugehen.

9 Im Osten starb der große Chan,
Auf Indiens Zimmet-Inseln
Starb Negerfürst und Muselmann,
Man hört auch nachts in Ispahan
Beim Aas die Hunde winseln.

10 Byzanz war eine schöne Stadt,
Und blühend lag Venedig,
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

11 An Nordlands letztem Felsenriff
In einem kleinen Hafen
Warf ich ein ausgestorbnes Schiff,
Und alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

12 Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag und Monde schwinden.
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd' und leer
Die Stadt der Toten finden.

1. **Zum Verständnisse.** Zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters hat die Pest einen großen Teil der Bevölkerung in den uns bekannten

Ländern hinweggerafft. Im J. 1347 erschien sie zuerst in Sicilien und durchwanderte in den folgenden 4 Jahren sämtliche Länder Europas und raffte in Europa allein über 25 Mill. Menschen dahin. Das Volk gab der Pest den Namen „schwarzer Tod". Die Pestbeulen entwickelten sich sehr rasch, und die entzündete Lunge ward sehr bald brandig; die Krankheit dauerte fast nie länger als 3 Tage. Die Kunst der Ärzte war dieser Krankheit gegenüber völlig machtlos.

Der Dichter führt nicht nur den Tod, wie dies Geibel in seinem Gedichte: „Cito mors ruit" (vgl. Erl. I³ S. 296) gethan, als Person vor, sondern sogar redend ein. Das Gedicht ist ein Monolog des schwarzen Todes.

2. **Erläuterungen.** **Str. 1.** „feuerfest" tadelt Minckwitz, und meint, es sei vielleicht nur des Reimes wegen angewandt. Der Reim ist übrigens unecht. Die Bedeutung des Attributes zu „Gewand" kann nur sein: gegen jede Zerstörung ist mein Gewand ebenso gefeit, wie mein Herz gegen jegliches Mitleid..

Str. 2. Von Ägyptenland kam der schwarze Tod zunächst nach Sicilien. (Vgl. oben.)

Str. 4. „Es geht vor mir die Wassersnot" = Dem schwarzen Tode gingen eine Reihe von Plagen: Heuschrecken, Erdbeben, Mißwachs, voraus, auch Wassers- und Wassernöte, und während die Teurung in allen Ländern den Mangel erzeugte, bereitete sie zugleich der Pest die Bahn. „Den Krieg hab' ich zum Erben". Minckwitz möchte verbessern: Der Krieg hat mich zum Erben. Der Dichter will aber sagen, daß in der großen Pestzeit die Leidenschaften der Menschen so entfacht worden seien, daß die Übriggebliebenen sich noch um der Hinterlassenschaft der Toten willen stritten und würgten, zumal eine große Menge von kleineren und größeren Herrschaften durch die Pest erblos geworden war.

Str. 5. Ein Entrinnen giebt's vor dem schwarzen Tod nicht. Dieser Gedanke ist auch in dem angeführten Geibelschen Gedichte in ergreifender Weise ausgeführt.

Str. 7. Er kennt keinen Unterschied des Standes, des Alters und rafft ebenso Gesunde als Schwache, Fromme als Gottlose hinweg. Die Worte: „kein Leib ist mir gesund genug", beanstandet Minckwitz ohne Grund. Sie sollen nicht heißen, daß der schwarze Tod alles hinweggerafft habe, sondern nur, daß auch die stärkste Natur ihm nicht habe Widerstand leisten können.

Str. 8. „Wem ich gesegnet Brot und Wein" = ist ein besonders bezeichnender Ausdruck für den herzlosen Menschenmörder, dessen Segen Fluch ist, und der sich seines grausen Werkes noch rühmt.

Str. 9. „Der große Chan im Osten" ist der höchste Fürst der Mongolen, der sich „Chan der Chane", oder „Groß-Chan" nennt. Jetzt führt in Mittelasien fast jeder Häuptling den Namen Chan.

„Ispahan" war die ehemalige Hauptstadt Persiens.

Str. 10. „Und wer das Laub zu sammeln hat" u. s. w. Auch die unglückseligen Personen, welche die Bestattung der Toten übernehmen mußten, wurden bald in ihrem traurigen Dienste abgelöst. Sie sanken oft tot in die für andere gegrabenen Gräber.

[Litterarisches: *Minckwitz. Neuhochdeutscher Parnaß. S. 558.]

---

62. Heimkehr.

[Gedichte. 2. Aufl. Stuttgart, Cotta. 1855. S. 83.]

1. In meine Heimat kam ich wieder,
Es war dieselbe Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und alles war ein andres doch

2. Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang das Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

3. Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

4. Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Dies kurze Lied spricht den schönen Gedanken aus: Die Heimat kann dieselbe sein wie früher; wenn aus deinem Vaterhause fremde Menschen dir entgegen treten, so macht auch alles andere auf dich einen fremdartigen Eindruck, und die Heimat ist dir völlig und für immer verleidet.

Leben des Dichters.

Am 22. Januar 1820 wurde Hermann Lingg in einer Villa bei Lindau am Bodensee geboren und verlebte daselbst eine glückliche Jugend. In Kempten empfing er die gymnasiale Vorbereitung auf die Hochschule. Von 1837 an studierte er in München Medizin, wurde 1843 Doktor der Medizin und, nachdem er einige Berufsreisen gemacht, Militärarzt. Seitdem verfolgte ihn eine Reihe von Unglücksfällen, und nach seiner frühen Pensionierung i. J. 1851 versuchte er, in München sich eine Praxis zu gründen, geriet aber in bitteres Elend und, als ihn eine schwere Krankheit überfiel, an den Rand der Verzweiflung. In einem armen Häuschen auf der Landstraße nach Nymphenburg entdeckten den Nervenkranken zwei Münchener Sonderlinge. Sie fanden ihn damit beschäftigt, eine Naturgeschichte in Stanzen abzufassen, und machten den Dichter Emanuel Geibel auf das Talent und die Notlage Linggs aufmerksam. Dieser gab eine Auswahl seiner Gedichte heraus, erwarb Lingg einen Cotta zum Verleger und ein Jahrgehalt des bayrischen Königs und führte Lingg von der tiefsten Stufe der Verzweiflung und Verkennung in kurzer Frist

zur größten Anerkennung und in sorglose Lage. Seitdem ist Lingg namentlich als Lyriker, als Epiker und Dramatiker aufgetreten, ohne jedoch einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Am höchsten steht noch sein episches Talent, welches er in einem großen Cyklus von Dichtungen: „Die Völkerwanderung" uns gezeigt hat. Leider ist gerade dieses Werk zu weitschichtig angelegt.

Werke des Dichters.

Gedichte. 1. 2. Abdr. 1855. Stuttgart, Cotta. 24 Sgr. — 3. A. 1857. 1 Thlr. 6 Sgr. — 4. A. 1860. 2 Thlr. — 5. A. 1864. 1 Thlr. — 7. A. 1871.

Catilina, Trauerspiel. München, Lentner 1864. 1 Thlr. 12 Sgr.

Die Walkyren. Dramat. Ged. 2. Ausg. München 1865, Lentner. 26 Sgr.

Vaterl. Balladen und Gesänge. Ebd. 1869. 21 Sgr.

Gedichte. 2. u. 3. Bd. Stuttg., Cotta. 1868. 1870. à 1 Thlr. — II, 2. Aufl. 1869. geb. 2⅔ Thlr.

Liebesblüten aus Deutschlands Dichterhain. Düsseldorf 1869. (Hamburg, Rudolfi.) 1 Thlr.

Die Völkerwanderung. Epische Dichtung. 3 Bücher. 1866—68. Stuttg., Cotta. 4 Thlr.

Wanderungen durch die internat. Kunstausstellung in München. 2. Aufl. 1870. München, Lentner. 15 Sgr.

Violante. Trauerspiel. 1871. Stuttg., Cotta. 22 Sgr.

Zeitgedichte. Berlin 1870. Lipperheide. 2½ Sgr.

Dunkle Gewalten. Epische Dichtungen. Stuttg. Göschen. 1 Thlr. 6 Sgr. 1872.

Der Doge Candiano. Drama in 5 Akten. 1873. 24 Sgr. Ebd.

Die Besiegung der Cholera. Ein Satyrdrama m. Vorspiel. 1873. München, Beck. ½ Thlr.

Berthold Schwarz. Dramat. Dichtung. Stuttg. 1874. Göschen. 24 Sgr.

Macalda. Trauerspiel. Ebd. 3 Mk. 1877.

Schlußsteine. Neue Gedichte. Berlin, Grote 1878. 3 Mk.

Byzantinische Novellen. Berlin 1881, Janke. 5 Mk.

Von Wald und See. Fünf Novellen. Ebd. 1883. 5 Mk.

Ballestrem, Eufemia und Herm. Lingg, Skaldenklänge. Ein Balladenbuch zeitgenössischer Dichter. Breslau 1883. Schottländer. Mk. 4,50.

Lingg, H., Clitia. Eine Scene aus Pompeji. München, 1883. Th. Ackermann. 80 Pf.

Über den Dichter.

Hans Hopfen, Streitfragen und Erinnerungen. Stuttgart. Cotta 1876.

Eduard Mörike.

63. Die Geister am Mummelsee.

[Gedichte. Stuttgart, Cotta. 1838. S. 34.]

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?

Mir klingen die Lieder so munter.

O nein!

So sage, was mag es wohl sein?

Das, was du da siehest, ist Totengeleit,
Und was du da hörest, sind Klagen,
Dem König, dem Zauberer gilt es zu Leid,
10 Und Geister nur sind's, die ihn tragen.

Ach wohl!

Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder in's Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten:

O schau,

Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
20 Gieb acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.

Hörst du?

Sie singen ihn unten zur Ruh.

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
Sie spielen in grünendem Feuer;
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.

Nur still:

30 Ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr, und es klirret im Schilf;
Nur hurtig, die Flucht nur genommen!

Davon!

Sie wittern, sie haschen mich schon!

1. **Zum Verständnisse.** Im badischen Amte Achern liegt dieser sagenreiche See, 1029 m. über dem Meere. Er befindet sich in einer Einsenkung, an der südl. Abdachung der Hornisgrinde; rings von hohen, mit Tannen bewachsenen Felsen umgeben, ist der See nur an einer Stelle zugänglich, und hier bildet auch die Acher seinen Abfluß. Der See hat keine Fische und, wie das Volk sagt, keinen Grund. Die Reste einer alten Fährmannshütte treffen wir unweit des Ufers.

Der Dichter läßt zwei Feen um Mitternacht am Mummelsee weilen, von denen die eine älter und mit den Sagen des Sees ver-

trauter ist. Das Gedicht ist eine Wechselrede zwischen beiden. Vom Berge schauen sie einen prächtigen Fackelzug mitten in der Nacht, zugleich vernehmen sie wunderbaren Gesang. Die Jüngre meint, daß es sich wohl um einen Tanz, um ein fröhliches Fest handele, während die Ältere den Zug als einen Leichenzug erkennt. Der verstorbene König, der zugleich ein Zauberer war, wird von Geistern in der Geister Reich getragen. („Gilt es zu Leid, in Str. 2 = unter dem Leid ist das Begräbnis selbst zu verstehen, und jene Worte sollen bedeuten: es handelt sich um das Begräbnis des Königs.)

Im Mummelsee wohnen die Geister, und diesen betritt jetzt der gespenstische Zug; er steht auf dem See still, und doch werden die Füße der Teilnehmer nicht benetzt, und jetzt sehen beide eine glänzende Frauengestalt am Sarge, die trauernde Witwe, uud nun öffnet sich der grüne Wasserspiegel des Sees, und eine Geisterreihe taucht aus dem See empor, nimmt den Sarg in Empfang, und alle bedeckt die Flut. Tief unten aber wird der Trauergesang fortgesetzt, den Lauschenden nur noch als ein fernes Gesumme hörbar. Die Wasser aber scheinen jetzt in grünem Feuer zu leuchten, und am Ufer ziehen, Geistern gleich, Nebel dahin. Der See scheint sich immermehr zu vergrößern und ein Meer zu werden. Plötzlich zuckt es in der Mitte; die Geister kehren zurück. Schon vernimmt man im Rohre ihre Stimmen; nur die schnellste Flucht kann die Zuschauer retten, — einen Augenblick glauben sie sich gewittert (ausgespürt) ja, sogar von hinten durch Geisterfaust gefaßt.

Wir besitzen von August Schnezler zwei Mummelsee-Gedichte: „Das Märchen vom Mummelsee im Schwarzwalde“, und „Mummelsees Rache“. Die Lilien des Sees heben sich in der Nacht als weiße Jungfrauen hervor und tanzen am Ufer einen Reigen, vergessen auch wohl der Heimkehr, bis ihr Vater, der alte Berggeist, aus der Mitte des Sees sein schilfbekränztes Haupt erhebt und mit Donnerstimme die unartigen Töchter zurückruft. Das ist der Inhalt von Schnezlers „Märchen im Schwarzwalde“, während „Mummelsees Rache“ das schreckliche Ende eines Wilddiebes darstellt, welcher die Leiche des von ihm erschossenen Försters in den See geworfen hat, und den der aufkochende See, welcher unter furchtbarem Donnern und Tosen seine Ufer überschreitet, erreicht und in die Tiefe hinabzieht.

Biographie des Dichters.

Auch Eduard Mörike ist, wie sein schwäbischer Landsmann und Freund Kerner, zu Ludwigsburg, am 8. September 1804 geboren. Er ist der Sohn eines Oberamtsrates und stammt selbst in direkter Linie von Luther her. Nachdem er das Stuttgarter Gymnasium absolviert und in Urach das niedere Seminar besucht hatte, studierte er von 1822—1826 in

Tübingen und zwar als Insasse des Stiftes Theologie und Philologie. Hier pflegte Mörike im Verein mit mehreren Gleichgesinnten seine Neigung zur Dichtkunst und Litteratur. Nachdem er mehrere Vikariate versehen hatte, wurde er Pfarrer zu Kleversulzbach bei Weinsberg im Jahre 1834. Allein schon nach 10 Jahren legte er wegen andauernder Kränklichkeit sein Amt nieder und privatisierte erst in Mergentheim, dann in Stuttgart. Seine Heilung von einer Rückenmarkskrankheit schreibt er einem Besuche bei seinem Freunde Pfarrer Blumhardt in Möttlingen, zuletzt in Bad Boll, zu. In Stuttgart ist er am 4. Juni 1875 gestorben. An seinem Grabe sprach der Tübinger Ästhetiker Vischer warme Worte des Nachrufs.

Mörike hinterließ eine Gattin, Margarete Spät, mit welcher er sich erst spät, nämlich als 47jähriger Mann, verheiratet hatte, und mehrere Töchter.

Der Dichter ist von seinen Landsleuten in überschwenglicher Weise gefeiert worden. Man pries seine Originalität und glaubte in ihm ein neues Goethesches Talent empfangen zu haben. Sein hervorragendstes Talent ist leider nur wenig von ihm angebaut worden, das ist sein schalkhafter Humor. Verdienstlich sind seine Übersetzungen. Seine Gedichte sind vielfach Gelegenheitsgedichte, und als solche sind sie wohl die besten dieser Gattung, in denen Phantasie, Gemüt und Humor in hohem Grade uns entgegen treten. Am höchsten freilich steht er in dem Liede. Das Lied: „Das verlassene Mägdlein", welches wir im I³. Bande der Erl. S. 212. besprachen, ist vielleicht das beste von all den vielen Liedern, welche den Schmerz über Treulosigkeit darstellen. Auch in der Romanze und Ballade, in welchen er mit Vorliebe das Phantastische, Märchen- und Geisterhafte behandelte, leistet er Großes, Die oben von uns erklärten „Geister am Mummelsee" bilden eine Wechselrede von Feenkindern. „Der letzte König von Orplied" gehört dieser Gattung von Balladen an, in welchen er die Geisterwelt uns so anschaulich vorführt, daß uns nicht sowohl das Gruseln, als das Staunen und die Bewunderung ankommt.*)

Schriften des Dichters.

Klassische Blumenlese. Nach den besten Verdeutschungen, teilw. neu bearbeitet, mit Erklärungen für alle gebildeten Leser. Stuttgart 1840. Schweizerbart 1⅓ Thlr.

Gedichte. Ebd. Cotta 1838. 1 Thlr. 6 Ggr. 2. verm. Auflage 1848. 1 Thlr. 18 Sgr. 3. Aufl. 1856. 2 Thlr. — 4. Aufl. 1867. Göschen. 1 Thlr.

*) „Der letzte König von Orplied" ist übrigens ein im Romane „Maler Nolten" eingelegtes Schattenspiel. Nachdem die sämtlichen Inselbewohner längst durch ein Gericht der Götter dahingerafft sind, wird der König Ulmon durch den Zauber der ihn liebenden Fee Thereile tausend Jahre am Leben erhalten. (Diese Fee ist die oben erwähnte glänzende Frau.) Nachdem der König seinen Tod schmerzlich ersehnt, wird er endlich von dem Zauber erlöst und in den Kreis der Götter aufgenommen.

Iris. Eine Sammlung erzähl. und dram. Dichtungen. Ebd. Schweizerb. 1839. 1 Thlr. 6 Sgr.
— und W. Zimmermann, Jahrbuch schwäb. Dichter. Ebd. 1836. Balz. 1⅓ Thlr.
Maler Nolten. Novelle 2 Tle. Ebd. 1832. 2 Thlr. 18 Sgr.
Idylle vom Bodensee. In 7 Gesängen. Ebd. Schweizerbart 1847. 1 Thlr. 3 Sgr. 2. Aufl. 1856. 1 Thlr. 6 Sgr.
Das Stuttgarter Hutzelmännlein. 2. Aufl. Ebd. 1855. 1 Thlr. 3 Sgr.
Vier Erzählungen. Ebd. 1856. 18 Sgr.
Mozart auf der Reise nach Prag. Ebd. Cotta 1856. 15 Sgr.
Die Historie von der schönen Lau. Stuttgart 1873. Göschen 4 Thlr.
Gesammelte Schriften. 4 Bde. 1. Bd. Gedichte. 2. Erzählungen. — 3. 4. Maler Nolten. Roman. à 4 Mk. 80 Pf. Stuttgart 1878. Göschen.

Über den Dichter.

Fr. Notter, Ed. Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter. (Fr. Vischers Grabrede als Anhang!) Stuttgart, Auerbach 1875. 1 Mk.

Julius Mosen.

64. Der Trompeter an der Katzbach.

[Gedichte. 2. Aufl. Leipzig 1843. S. 24. — Werke. Oldenburg 1863. I, 16.]

1. Von Wunden ganz bedecket,
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

2. Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

3. Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüberdringet
Ein wohlbekannter Klang.

4. Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

5. Und die Trompete schmettert, —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

6. Viktoria — so klang es,
Viktoria — überall,
Viktoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

7. Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

8. Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment.
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!"

Das Gedicht bedarf eigentlich keiner Erläuterung. Es ist eine Rhapsodie aus dem denkwürdigsten aller deutschen Kriege. Die Schlacht an der Katzbach fand am 26. August 1813 statt. Macdonald, der französische Feldherr, hatte einen Teil seines Heeres über die Katzbach gehen lassen und sah sich plötzlich von Blücher um 3 Uhr nachm. angegriffen. Es regnete unaufhörlich. Die meisten Brücken waren weggerissen. Die überraschten Franzosen gerieten bald ins Wanken und wichen zurück. Aber gerade jetzt wurden die feindlichen Heeresteile leicht überwältigt und die Feinde scharenweis gefangen; zahllose waren in den angeschwollenen Flüssen ertrunken. 30000 Mann und 105 Kanonen hatten die Franzosen verloren.

Der sterbende Trompeter kann nicht eher seinen Geist aufgeben, bis er den Ausgang der Schlacht weiß, und, als der Ruf Viktoria an sein Ohr dringt, da hebt sich der Sterbende nochmals auf, setzt sich auf sein Pferd und bläst mit der letzten Kraft der durchschossenen Brust Viktoria, bis ihm das Herz springt und der Trompeter vom Rosse herabstürzt. Das Regiment ist Zeuge dieser That gewesen, und auch der Feldmarschall (Blücher, von Walstatt) sprach, von diesem Tode ergriffen: „Das heißt ein selig End'!“ Der letzte Hauch des Trompeters gehört nicht ihm, sondern dem Könige und den Kameraden. Viktoria ist der letzte Ton, das letzte Wort des Trompeters — er hat mitgesiegt; nun wird's ihm leicht zu sterben, wie einst dem Epaminondas bei Mantinea der Tod leicht wurde, als er der Seinen Sieg erfahren.

[Litterarisches: Armknecht, Eklogen. S. 45.]

Leben des Dichters.

Julius Mosen ist am 8. Juli 1803 zu Marienei im sächsischen Voigtlande geboren; sein Vater und Großvater waren Schullehrer. Von seinem aufgeklärten Vater für das Gymnasium ausgebildet, hat er dort von 1817—22 auf die Hochschule sich vorbereitet und dann in Jena Jurisprudenz studiert. Hier schloß er sich der Burschenschaft an und begann mit litterarischen Arbeiten. Eine 2jährige Reise nach Italien machte ihm die Freigebigkeit eines Freundes möglich; dann vollendete er seine juristischen Studien, darauf wurde er Aktuar in Kohren, dann Advokat in Dresden. In jener Zeit erschienen eine Reihe von Dichtungen, auch Trauerspiele. Mosen schloß 1841 eine glückliche Ehe mit Minna Jungwirth. Seine dramatische Befähigung bewog den Großherzog v. Oldenburg, ihn als Hofdramaturg nach Oldenburg zu berufen. Allein schon im Jahre 1845 überfiel ihn eine schreckliche Krankheit, welche ihn des Gebrauches seiner sämtlichen Glieder beraubte, so daß er zuletzt nicht einmal mehr lesen und deutlich sprechen konnte. 22 Jahre war er ans Bett gefesselt, und doch hat er sein hoffnungsloses, schweres Leiden mit großer Geduld, ja zu Zeiten mit heiterem Humor ertragen. Die

Sittenreinheit und aufrichtige Frömmigkeit des Leidenden gaben ihm die Kraft des Ausharrens. Am 10. Oktober 1867 ist Mosen verschieden. Sein ältester Sohn Erich fiel am 16. August 1870 in der Schlacht von Mars la Tour. Einige Jahre vor seinem Tode machten ihm einige Freunde die Freude der Herausgabe seiner sämtlichen Werke.

Leider ist der Dichter von der Mitwelt weit schneller vergessen worden, als er verdient; seine lyrische Begabung ist ohne Frage nicht gering; in dem Drama und Epos ist sogar ein bedeutendes Talent zu erkennen. Am höchsten darf man wohl die beiden Epen „Ritter Wahn“ und „Ahasver“ stellen.

Werke des Dichters.

Ahasver. Episches Gedicht. Dresden 1838. (Leipz., Weichard.) 1½ Thlr.

Gedichte. Leipzig 1836. Phil. Reclam. jun. 1 Thlr. — 2. verm. A. 1843. Brockhaus. 1 Thlr. 18 Sgr.

Heinr. der Finkler, König der Deutschen. Ein histor. Schauspiel. Ebd. 1836. 1½ Thlr.

Novellen. Ebd. 1837. 1½ Thlr.

Das Lied vom Ritter Wan. Leipzig. Ebd. 1831.

Georg Venlot. Novelle mit Arabesken. Leipzig 1831. Schumann. 1½ Thlr.

Bilder im Moose. Novellenbuch. Leipzig. 1846. Brockhaus. 3 Thlr. 18 Sgr.

Der Kongreß von Verona. Roman. Berlin 1842. Duncker u. Humblot. 4 Thlr.

Die Dresdener Gemäldegallerie in ihren bedeutungsvollsten Meisterwerken erklärt. Dresden, Arnoldi. 1844. 1 Thlr. 5 Sgr.

Theater. (Kaiser Otto III. — Cola Rienzi. — Die Bräute von Florenz. — Wendelin und Helena). Stuttgart 1842. Cotta. 2 Thlr. — u. Adolf Stahr, über Göthes Faust. 2 dramaturg. Abh. Oldenburg 1845. Schulze. 20 Sgr.

Herzog Bernhard. Tragödie. Leipzig 1855. Brockhaus. 16 Sgr.

Titanias Wahl u. die glückliche Liebe. Festspiel. Oldenburg 1852. Schmidt, 4 Sgr.

Die blaue Blume. Zum Uebers. ins Russische von A. Boltz. 1859. Mittler u. Sohn. 9 Sgr.

Der Sohn des Fürsten. Trauerspiel. Oldenb. 1858. Schulze. 24 Sgr.

Sämtliche Werke. Oldenb. 1863. Schmidt. 5⅓ Thlr.

Neue (Titelausg.) 1871. Leipzig, Zander. 8 Bde. 1¾ Thlr. — Gedichte apart. ¼ Thlr.

Sämtl. Werke. Neue verm. u. durch eine Biogr. des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Aufl. 6 Bde. Leipzig 1880. W. Friedrich 12 Mk., geb. 15 Mk.

Wilhelm Müller.

65. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

[Griechenlieder. Neue vollst. Ausg. Leipzig, Brockhaus. 1844. S. 34. — Gedichte. Berlin, Grote 1874 II. Bd. S. 113.]

1. Alexander Ypsilanti saß in Munkacs' hohem Turm.
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
2. Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!"
3. An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!"
4. Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein;
5. Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter?" und die Wimper ward ihm schwer —
6. War's von Thränen? war's von Schlummer? — und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
7. Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
8. „Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Mut!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
9. Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
10. Diese Botschaft dir zu bringen ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!"
11. Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!"
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wange naß.
12. Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt!

1. Form: 8füßige trochäische katalektische Verse, Reimpare, stumpfer Reim.

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡ — [◡]

Nach dem vierten trochäischen Fuße ist ein ständiger Einschnitt (Diärese).

2. Die geschichtliche Grundlage:

Im Jahre 1821 erhoben sich die christlichen Einwohner Griechenlands, welche bisher der Gewalt des türkischen Sultans (Mahmud II.) unterworfen gewesen waren, um dieses Joch der Knechtschaft abzuschütteln. Acht Jahre hindurch stritten sie mit wechselndem Erfolge, von sehr vielen Freiwilligen aus allen europäischen Ländern, auch aus Deutschland, unterstützt, gegen die weit zahlreicheren, aber an Mut und Ausdauer ihnen

weit nachstehenden Türkenheere. Dennoch wäre die Schar der Griechen sicher unterlegen, wenn nicht Rußland, Frankreich und England 1827 der Türkei den Krieg erklärt hätten. Bei Navarino wurde die türkische Flotte in heißem Kampfe vernichtet. Der Sultan mußte sich dazu verstehen, die Freiheit der Griechen anzuerkennen, und es bestieg den neugegründeten Königsthron ein bairischer Prinz Otto als König Otto I.

Diejenigen Ausländer, welche für die Befreiung der Griechen durch Wort und That zu wirken suchten, nannte man Philhellenen (d. h. Griechenfreunde). Ein solcher begeisterter Griechenfreund war W. Müller, dem es freilich nicht vergönnt war, den Sieg der von ihm so eifrig durch viele Lieder gefeierten Sache zu erleben.

Unter den Anführern der Griechen war einer der ersten, feurigsten und begabtesten Alexander Ypsilanti, aus vornehmer Familie im J. 1792 (1791) als Sohn des Hospodaren der Wallachei geboren, seit 1805 in russ. Kriegsdiensten; er machte die denkwürdigen Kämpfe gegen Napoleon von 1812—1815 mit, verlor in der Schlacht bei Dresden die rechte Hand und avancierte schon 1817 zum Generalmajor. Er trat im J. 1821 an die Spitze der griech. Freiheitskämpfer in der Moldau. Man hoffte auf die in Aussicht gestellte russische Hilfe, aber sie blieb aus. Ja der tapfere Ypsilanti wurde ungnädig aus russ. Diensten entlassen. Er war auch einer der unglücklichsten Freiheitskämpfer. Schon am 19. Juni 1821 wurde er bei Dragatschan geschlagen und mußte, um sein Leben zu retten, auf östreichisches Gebiet übertreten. (Zwei Monate vorher, am 19. April, hatte der grausame Mahmud II. alle [christlichen] griechischen Einwohner in Konstantinopel niedermetzeln lassen; alle gefangenen Empörer wurden erbarmungslos hingerichtet.)

Allein die Östreicher ließen Alex. nicht in Freiheit, sondern nahmen ihn im Auftrage des Kaisers von Österreich gefangen, und er wurde in harter Haft wider alles Völkerrecht in der ungarischen Festung Munkacs (Munkatsch) verwahrt. Nach 2 Jahren wechselte er sein Gefängnis und kam, an Körper und Geist schon sehr geschwächt, nach Theresienstadt in Böhmen und in gelindere Haft. Aber erst im Nov. 1827 schlug ihm auf Verlangen des russischen Kaisers Nikolaus die Befreiungsstunde, leider zu spät für ihn. Seine Lebenskraft war gebrochen, und schon am 31. Jan. 1828 starb der noch nicht 37jährige Mann.

Der Dichter führt uns zu dem Gefangenen am 4. Juni 1822; an demselben Tage, wo die von Odysseus angeführten Griechen mit den aus Thessalien heranrückenden Türken in der Nähe des Passes der Thermopylen ein siegreiches Treffen bestanden. Die Siegesbotschaft wird nach des Dichters idealer Schilderung dem unglücklichen, von Freiheitsdurst, Heimweh, Vaterlandsliebe verzehrten Manne durch keinen Geringeren gebracht, als durch den Geist des Leonidas, jenes spartanischen Königs, welcher mit seinen 300 Spartanern im J. 480 v. Chr. gegen Xerxes kämpfend den Heldentod fand. Dieser Bote schließt seine Meldung mit

der tröstlichen Prophezeiung, daß Griechenlands Freiheitsstunde endlich sicher schlagen werde.

3. Als **Aufgaben** für schriftl. Behandlung eignen sich: 1. Alex. Ypsilanti. — 2. Die Befreiungskriege der Griechen in diesem Jahrhundert.

4. Vergleichung dieser Dichtung mit dem Gedichte von Anastas. Grün: Gastrecht.*) Vgl. Erl. II³, S. 305.

---

66. Der Glockenguß zu Breslau.

[Gedichte. Berlin, Grote. 1874. Bd. I, S. 104.]

1. War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und That.

2. Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

3. Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb und Glauben
Mit in die Form hinein.

4. Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt;

5. Im Magdalenenturme,
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

6. Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

7. Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar,

8. Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein,

9. Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß;
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß;

10. Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an,
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!"

11. Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt
Und will entfesselt sein,

12. Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

13. Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird er angst und bange,
Er weiß nicht was er thät.

---

*) Der Dichter straft in diesem von bitterem Spotte gefüllten Gedichte das Unrecht Östreichs an Ypsilanti, welcher auf gastfreundliche Behandlung gehofft und Gefängnis, Mißhandlung und Tod gefunden hatte. Die 8 Tage in der letzten Strophe sind dichterische Übertreibung.

14. Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie' umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

15. Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

16. Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust.
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt;

17. Vielleicht, daß er noch retten
Den Strom noch hemmen kann —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

18. Da eilt er, abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

19. Der Knabe liegt am Boden
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

20. Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an.
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackren Mann;

21. Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurtel
Mit ungebeugtem Mut.

22. Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

23. „Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und wert;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

24. Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht wissen, ob's gelang."

25. Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

26. Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein!
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein.

27. Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

28. Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

29. Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

30. Die ward zur Sündenglocke
Seit jenem Tag geweiht.
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

1. Was die **Form** anlangt, so wird die Strophe am besten als eine halbe Nibelungenstrophe angesehen, so daß zwei dieser Strophen zusammengenommen eine ganze Nibelungenstrophe bilden würden, in deren letzter Langzeile freilich die ihr ursprünglich eigentümliche Zahl von 7 Hebungen sich bereits auf 6 zurückgeführt findet. Daß V. 1 und 3 sich reimlos zeigen und nur V. 2 und 4 männlich gereimt sind, erklärt sich nun aufs einfachste. Vgl. Erl. II³, S. 292 ff.

2. Grundlage der Dichtung. Die hier von dem Dichter in solch einfacher und zugleich überaus ergreifender Weise behandelte Sage, welche sich nicht nur in Schlesien (hier allerdings an die Magdalenenglocke in Breslau angelehnt), sondern auch in Attendorf in Westfalen (Grimm, Deutsche Sagen 126) und auch in andern Orten Norddeutschlands findet, weist uns durch jene Breslauer Glocke zunächst ins Jahr 1386. Jene Glocke, die Armesünderglocke auf dem Maria-Magdalenenturm zu Breslau, wiegt 103 Zentner und hat in gotischen Minuskeln (= kleinen Buchstaben) folgende Inschrift:

Maria ist der Name mein.
Selic müzen alle sein,
Die meinen lout horen
Oder vernemen spate oder fru,
Die sprechen Gote dem herren zu. Amen.
O rex gloriae, Veni cum pace. Amen.
Anno dom. 1386 fusa est haec campana die Alexii (17. Juli).

Dürfen wir chronikalischen Nachrichten Glauben schenken, so ist der Name jenes Glockengießers Michael Wilden, welcher die Glocke im Ohlauschen Zwinger gegossen hat, und zwar als seine zwölfte Glocke. Sie heißt Armesünderglocke, weil sie bis ins 16. oder 17. Jahrhundert bei Ausführung eines Hinzurichtenden geläutet wurde. — Die Sage berichtet noch, was das Gedicht unbeachtet gelassen hat, daß der unglückliche Knabe dem Meister selbst die Mitteilung machte, daß der Guß mißlingen werde.

3. Erläuterungen:

Str. 11.

Das **w**ogt und **w**allt und **w**irbelt
Und will entfesselt sein

ist eine absichtliche und schöne A l l i t t e r a t i o n, welche uns die Glut der Glockenspeise malen soll. Nicht minder absichtlich und treffend ist die Polysyndese in Str. 12, gebildet durch das dreimalige „u n d" und die Allitteration des **Z**. (**z**ischt, **z**uckt, **z**ieht). Das Zischen der Glut ist für den Knaben die Stimme des Versuchers, der zum Bösen verführenden Schlange.

Str. 15. Klug wird die Rechte genannt, weil sie zu so kunstvollen Arbeiten geschickt ist.

Str. 20. Man fühlt den Richtern ab, wie schwer ihnen das Todesurteil werden muß. Die drei **W** (**w**ehe — **w**ohl — **w**acker) sind Zeugnisse ihrer Stimmung.

Str. 21. G n a d e n s c h m a u s: Vor der Hinrichtung wurden dem Verbrecher noch seine Wünsche bezüglich der zu genießenden letzten Speisen gewährt. Die letzte, die „H e n k e r s m a h l z e i t", führte daher auch den Namen G n a d e n s c h m a u s.

4. Und was der Tod versprochen, das bricht das Leben nicht.

G u d e erklärt die Verse in der 4. Aufl. also: „Der Glaube an die Barmherzigkeit des Vaters im Himmel, der durch eine so tiefe und auf-

richtige Reue und Buße wie bei unserm Meister errungen worden ist, kann selbst im Angesicht der bittersten Todesstunde nicht erschüttert werden, sondern führt den mit Gott Versöhnten gläubig (der Glaube führt gläubig hinüber?) hinüber zu einem Leben, was ihm der Sühnetod „versprochen": Vergebung der Sünden und die Freude unter den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut." Und doch ist es keine Frage, daß wir durch solche Worte zwar nichts Unrichtiges sagen, aber nichts weniger thun, als jene beiden Schlußverse der 28. Strophe erklären. Versuchen wir jene wirklich schwierigen Worte zu deuten.

Voraus geht des Meisters letzte Bitte, man möge ihm gestatten, unter dem Klange dieser Glocke seinen letzten Gang, den Gang zum Tode, zurückzulegen. Diese Bitte war dem Meister gern gewährt worden. Und nun hört er die Glocke so voll, hell, rein klingen, daß ihm die Augen vor Freude übergehen. Es ist nicht etwa nur die Freude darüber, daß der Guß gelungen ist, was in dieser Stunde sein Auge mit Thränen füllt. Die Erinnerung an seine That hat ihre Bitterkeit verloren, eine freudige Empfindung hat sein Herz ergriffen, sein Auge zu Thränen gerührt. Freut er sich nur des Gelingens der Glocke? Nein, denn dann hätte er eben nur seiner Glocke schönen Klang vernommen und nichts sonst, während der Dichter so schön sagt:

> Er hatt' in ihrem Klange
> Wol mehr als Klang gehört.

Worin besteht dies Mehr? Mehr als Klang ist Stimme. Er vernimmt mit seinem gnadenverlangenden Herzen eine Stimme in dem Glockenklange, und diese ruft ihm zu: Sei getrost, mein Sohn, Deine Sünde ist Dir vergeben! Dieses Trostwort macht das Herz des vor den Pforten der Ewigkeit und fast vor dem Throne des Weltenrichters stehenden Mannes getrost und fröhlich. Mit Freudenthränen auf den Wangen, mit verklärten Blicken, mit Zuversicht neigt er sein Haupt und legt es auf den Block. Er ist der Vergebung seiner Sünden gewiß.

Und nun, nachdem wir den Zusammenhang der Stelle uns nahe gebracht haben, fragen wir: Was bedeuten jene Worte?

Wir müssen konstruieren. Da ergeben sich nun folgende Möglichkeiten: Der Satz: „Das, was der Tod versprochen hat, = das vom Tode Versprochene bricht das Leben nicht", kann so gefaßt werden, daß 1) das Versprochene Subjekt, das Leben Objekt ist, und 2) daß das umgekehrte Verhältnis stattfindet.

1. Im ersten Falle ist zunächst das Wort Tod der Erklärung bedürftig: Ist mit dem „Tode" etwa die Glocke gemeint und mit dem Versprechen der eigentümliche Klang der Glocke? Dann wäre Tod die Abstraktion des „toten" Metalles. Diese Auslegung ist allerdings etwas schwierig und seltsam.

Oder ist der Tod der ganze Akt der Hinrichtung mit Hinzunahme des Todesganges, so daß das Versprechen des Todes

nicht anderes wäre, als was der Tod in Aussicht stellt, nämlich, wie wir oben sahen! Sündenvergebung, und die beiden Folgen dieser Sündenvergebung, nämlich Leben und Seligkeit?

Dann wäre das, was der Tod versprochen hat, seinem Inhalte nach die ewige Seligkeit, der Form nach ein Versprechen, welches der Meister im Tode aus den Klängen der neuen Glocke heraushört; und dies vom und im Tode Versprochene ist der Art, daß es das Leben nicht bricht. Das Brechen oder Zerbrechen des Lebens ist seine Zerstörung. Somit soll das Leben nicht zerstört werden trotz der scheinbaren Zerstörung des Lebens; und wir denken nunmehr wohl leicht an neutestamentliche Stellen, an Heilandsworte: Wer sein Leben verlieret, der wird es finden. — Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.

2. So schön und richtig diese Gedanken nun sind, so ist es doch nicht ganz zweifellos, ob der Dichter nicht umgekehrt konstruiert hat: Das Leben bricht das nicht, was der Tod versprochen hat. Dieses wäre der zweite Fall. Der Inhalt jenes Versprechens, also das Versprochene, würde genau dasselbe, wie eben ausgeführt wurde, umfassen. Nur der Ausdruck „nicht brechen" stünde dann zu „Versprechen" in klarerer Beziehung, und Nichtbrechen eines Versprechens läßt den Gedanken ergänzen, „sondern das Versprechen wird erfüllt". Von wem? Von dem Leben. Das Leben erfüllt das, was der Tod versprochen hat, also es gewährt Sündenvergebung und Seligkeit. Auch in diesem Falle denken wir unwillkürlich an die obigen Worte, in denen Christus sich die Auferstehung und das Leben nennt. Der Sinn des dunkelen Wortes würde in diesem Falle sein: Christus oder Gott erfüllt ohne Zweifel, was der Glocke Klang dem Sterbenden wie eine himmlische Botschaft verkündet hat.

Diese zweite Erklärung möchte ich vorziehen.

5. **Disposition.** 1. Str. 1—5. Einleitung.
   a) Der Glockengießer. Str. 1—3.
   b) Die beste Glocke desselben. Str. 4—5.
2. Str. 6—19. Der Glockenguß der Magdalenenglocke.
   a) Die Umsicht des Meisters vor dem Gusse. Str. 6—10.
   b) Die verhängnisvolle Unbesonnenheit des Lehrlings. Str. 11—13.
   c) Des Jünglings Geständnis und des Meisters wilde That. Str. 14—16.
   d) Der Guß ist fertig und der Gießer ist tot. Str. 17—19.
3. Str. 20—28. Gerechtigkeit und Gnade.
   a) Das Geständnis der That. Str. 20, 1. 2.
   b) Das Todesurteil, eine Forderung der Gerechtigkeit. Str. 20, 3. 4. Str. 21.
   c) Des Meisters Gnadenschmaus: Der Vorgeschmack der himmlischen Gnade. Str. 22—28.
4. Str. 29—30. Schluß.

6. Zur Charakteristik des Meisters.

Die Hauptfigur unserer Ballade ist der Glockengießer. Er ist ein durchaus ehrenwerter Mann, in der ganzen Stadt beliebt, in seinem Berufe ein Meister und auch sonst, wenn es der Stadt oder dem Einzelnen not war, gern bereit zu raten und als ein kluger und aufrichtiger Ratgeber bekannt. Vielleicht hatte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger unter die Ratsherren oder sonst in ein Vertrauens- und Ehrenamt berufen. (Vgl. Str. 1.) Daher begreifen wir es, daß es den Richtern ganz besonders schwer geworden ist, gerade über diesen Mann den Stab zu brechen. (Str. 20.) Was den Mann uns aber noch näher bringt und lieber macht, ist seine Frömmigkeit. Er ist ein ernster Christ, der seinen Beruf als einen Gottesdienst ansieht, und der zu Gottes Ehr und Preis seine Glocken formt und gießt, und wie er selbst im wahren, in der Liebe thätigen Glauben steht, so ists, als habe er von seinem Glauben und seiner Liebe etwas den Glocken einzugießen verstanden, weshalb man ihm von nah und fern Aufträge aller Art, zur Anfertigung von Glocken und Glöcklein, für Kirchen und Kapellen zukommen ließ. (Str. 2.) Dieser seiner Frömmigkeit schrieb man es zu, wenn seine Glocken ganz besonders vollen hellen, reinen Klanges waren. (Str. 3.)

Und wie schwer fällt dieser Mann in der Übereilung! Der Zorn richtet oft gar große Dinge an, und nicht ganz selten vergießt er Blut, zerbricht er Leben. Diese Sünde zeigt so recht klar den Charakter jeder Sünde, die Unmöglichkeit, das Geschehene wieder gut zu machen. O könnte er den armen Knaben aus dem Tode ins Leben rufen, wie gern hätte er's gethan! Aber dessen Mund schwieg für immer. Doch sein Blut schrie klagend zum Himmel. Und in der Brust des Meisters schreit es auch, klagt es laut an, das ist des Gewissens Stimme.

Wir freuen uns übrigens, daß es für den Meister nur weniger Augenblicke bedarf, um — wenigstens innerlich — von seinem tiefen Falle sich zu erheben. Diese Erhebung ist ein Beweis seiner Reue und zugleich der früheren Gemeinschaft mit Gott, welche wiederzuerlangen für den Meister ein höheres Bedürfnis ist, als das irdische Leben zu erhalten. Er kennt Gottes Gerechtigkeit; deshalb übergiebt er sich dem Arm des weltlichen Richters; er kennt und vertraut auch Gottes Gnade; daher seine Bitte um das Läuten seiner Magdalenenglocke. Eine solche Bitte zeigt, daß der Kampf mit seinem Gott schon durchgekämpft ist, daß der Beter obgesiegt und Vergebung erlangt hat. So kann er denn den Klang dieser Glocke hören ohne Entsetzen, sogar ohne Wehmut, in aufrichtiger Freude, er kann Freudenthränen vergießen. Gott hat ihn wieder angenommen. Er stirbt den Tod des Verbrechers, und doch in der Zuversicht, heute noch im Paradies Gottes sein zu dürfen. Der leibliche Tod mit seinem Schmachgewande wird gern erduldet, weil damit die Gerechtigkeit Gottes sich genügen läßt, und weil dann die ewige Barmherzigkeit dem gläubigen Sünder Erlaß der ferneren Strafe, volle Gerechtigkeit und Seligkeit aus Gnaden schenkt.

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Glockenguß zu Breslau. Erzählung auf Grund des Gedichtes. — 2. Selbstanklage des Meisters vor Gericht. — 3. Die Scene vor Gericht, dramatisiert, indem ein Wechselgespräch zwischen dem Richter und seinen Beisitzern einerseits und dem Selbstankläger gebildet wird. — 4. Die Charakteristik des Meisters. — 5. Gedankengang und Würdigung des Gedichtes. — 6. Was der Tod versprochen, das bricht das Leben nicht. Erläuterung. — 7. Die Todesstrafe. (Blut will wieder Blut.) — 8. Der Glockenguß, teilweise erläutert durch Stellen aus Schillers Lied von der Glocke. — 9. Die Wirkung des Glockentones auf unser Gemüt.

[Litterarisches: *Gude IV., 138 ff. — Petzold in Herrigs Archiv. Bd. XXXIII. S. 21—41. — *H. Kurz, Handbuch der poet. Nationall. der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit. II, 679. III, 428. — Grimm, Deutsche Sagen. S. 125. — Kern, Schles. Sagenschatz S. 145. — *Illustr. Zeitung. 1858. 20. März.] —

Biographie des Dichters.

Wilhelm Müller ist am 7. Oktober 1794 in Dessau geboren. Sein Vater war ein geachteter Handwerker. Die Eltern hatten bereits fünf Kinder in zartem Alter verloren und erzogen darum das einzige ihnen verbliebene Kind mit großer Ängstlichkeit; zugleich freilich gewährten ihm die Eltern volle Freiheit in seinem Thun und Lassen. Kleinere Fußreisen weckten frühe Wanderlust und Freude an der Natur, von der uns viele Lieder Zeugnis geben, in dem Knaben. Schon im 14. Lebensjahre hatte er einen Band Gedichte wie zum Drucke vorbereitet; doch sind von diesen Erstlingsliedern keine uns erhalten. Seit dem Jahre 1812 besuchte er die Universität Berlin und studierte eifrig Philosophie und Geschichte, bis auch ihn, wie hundert andere, des preuß. Königs Aufruf unter die Fahnen rief. Er kämpfte als Freiwilliger in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Kulm und Hanau mit. Im Jahre 1814 nach Berlin zurückgekehrt, nahm er seine Studien wieder auf, beschäftigte sich auch mit der altdeutschen Litteratur und trat in einen Dichterbund ein, in welchem er, obgleich an Alter der jüngste, das Amt des Ordners versah. Vielfache Reisen, worunter eine italienische, erweiterten seine Lebenserfahrung und wirkten auf seine dichterische Produktivität aufs Günstigste ein. Im Jahre 1810 fand er in seiner Vaterstadt Dessau Amt und Brot, zuerst als Gymnasiallehrer, sodann als herzl. Bibliothekar. In jener Zeit gründete er sich ein glückliches Familienleben, indem er i. J. 1821 die Enkelin des bekannten Pädagogen Basedow, Adelheid von Basedow, heiratete. Die Ehe ward mit 2 Kindern gesegnet, von denen das eine, ein Sohn, der jetzige berühmte Professor zu Straßburg Dr. Max Müller ist. So lebte W. Müller heiter und glücklich bis zum Jahre 1826, von seinem Herzoge geehrt, von seinen Schülern verehrt

und innig geliebt von Weib und Kind im eignen Hause. Jährliche kleinere Reisen führten ihn zu Naturgenuß und in Freundeskreise und hinterließen in ihm freudige Eindrücke. Im Frühjar 1826 bekam Müller den Keuchhusten; seine Kinder hatten ihn angesteckt; doch erholte er sich unter vortrefflicher Pflege und auf einer Badereise nach Eger wieder vollständig. Allein im folgenden Frühjahre stellte sich eine auffallende Nervenabspannung ein. Eine Erholungsreise nach dem Süden, auf welcher er die Bekanntschaft der Häupter der schwäbischen Dichterschule machte, hatte den besten Erfolg. Am 25. Sept. kam er heiter und kräftig wieder in Dessau an: um so unerwarteter und trauriger war sein schon wenige Tage darauf erfolgter Tod; an einer Herzerweiterung starb er plötzlich in der Nacht des 1. Okt. 1827.

Der Dichter besaß eine hervorragende Befähigung für die eigentliche Lyrik. Liebenswürdigkeit, fröhlicher Jugendmut und sanfte Innigkeit zeichnen den Dichter aus, und eine große Anzahl seiner Wander-, Trink- und Naturlieder werden von den Deutschen nie vergessen werden, so lange dieselben an harmloser Freude und fröhlicher Naturbetrachtung Geschmack finden. Die von Schubert vortrefflich komponierten Lieder: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“, „Bächlein, laß dein Rauschen sein“, „Ich hört ein Bächlein rauschen“, „Das Wandern ist des Müllers Lust“ u. s. w. sind wohl überall bekannt. Oftmals versetzt er sich mit großem Geschick in das Leben eines Müllers oder Jägers; er trifft auch in diesen Liebesliedern fast stets den richtigen Ton. Am meisten Ruhm hat er freilich zu seiner Zeit geerntet durch seine Griechenlieder, in welchen er mit der edelsten Begeisterung und größten Beredsamkeit für die Sache der nach der Freiheit ringenden Griechen eintrat; da die deutschen Fürsten zum größten Teile wider Griechenland für die Türkei Partei nahmen, so dienten diese Lieder auch dazu, die Männer auf dem Throne an ihre Pflicht zu mahnen. Diese Kühnheit der Müllerschen Griechenlieder, in denen sich die Liebe für Freiheit und Unabhängigkeit so kräftig aussprach, hat denn auch den Ruhm des Dichters wesentlich erhöht, obgleich sie inhaltlich seinen früheren Liedern eher nach, als voranstehen.

Werke des Dichters.

Blumenlese aus dem Minnnesängern. Berlin 1816.
Bundesblüten. Berlin 1815.
Rom, Römer und Römerinnen. 2 Bde. Berlin 1820.
Homerische Vorschule. Leipzig 1824. — 2. Aufl. 1836. 20 Ggr.
Bibliothek der Dichter des 17. Jahrhunderts. 10 Bde. Leipzig 1822—27, fortgesetzt v. Förster. Bde. 11—14.
Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Dessau 1821 und 24. 2 Bändchen.
Lieder der Griechen. 2 Bde. Dessau 1822.
Neue Lieder der Griechen. 2 Bde. Leipzig 1823.

Neueste Lieder der Griechen. Leipzig 1824.
Lyrische Reisen u. epigrammatische Spaziergänge. Leipzig 1827.
Askania. Zeitschrift für Litteratur. Dessau 1820.
Doktor Faustus. Tragödie v. Marlowe. Berlin 1818.
Neue griechische Volkslieder, ges. u. herausgegeben v. C. Fauriel, übersetzt. Leipzig 1825. 2 Bde.
Gedichte. Herausg. und mit Biogr. Müllers begleitet von Gustav Schwab. 2 Bdch. Leipzig 1837. Brockhaus $2^1/_2$ Thlr.
4. Aufl. 1858. 3 Thlr. — 1869. 20 Sgr.
Ausgewählte Gedichte. Ebd. 1864. 20 Sgr.
Gedichte. Illustrirte Ausg. 1874. Berlin, Grote. 1 Thlr.

Wolfgang Müller von Königswinter.

67. Wickher.

[Lorelei. Rheinisches Sagenbuch. 2. verm. Aufl. 1857. Köln, Du Mont-Schauberg S. 208.]

Fern von des Rheines Heimatstrand
Zog ins gelobte heilige Land
Mit Gottfried Bouillon schlecht und recht,
Wickher, ein deutscher Lanzenknecht.
5 Durch Palästina's Berg' und Thale
Ward's manchem heiß im Sonnenstrahle.
Die Rüstung, die der Recke trug,
Drückt' ihn und seinen Gaul genug —
Da dacht' er an sein Heimatdach,
10 Das stand im alten Bacharach;
Da dacht' er an den grünen Rhein
Und seinen kühlen, goldnen Wein.
Und wie er sang und wie er träumte,
Kam's, daß er hinter dem Zuge säumte.
15 Er sprach: „Die Hitze brennt zu sehr,
Zur Nachtzeit hol' ich ein das Heer!"
Und legte sich in die hohe Heide,
Das Pferd erlabt sich auf der Weide.
Doch will ihn kaum der Schlaf umhüllen,
20 Da störet ihn ein furchtbar Brüllen,
Und sieh, es stürzt ein mächtig Tier
Auf's Rößlein aus dem Waldrevier.
Der wackre Deutsche war nicht faul, —
Er liebte seinen treuen Gaul, —
25 Stand gleich bereit mit Schild und Schwert,
Zu kämpfen für das gute Pferd.
Kaum merkt das Tier den kecken Mann,
Läßt es das Roß und fällt ihn an.
Da sieht er wehn die langen Mähnen,
30 Dazwischen den weiten Rachen gähnen,
Die Augen blitzen wie Feuer hell,
Der Leib ist stark, die Füße schnell;

Es springt an den Schild mit der Krallentatze.
„Ei," ruft der Knecht, „verfluchte Katze!"
35 Und rüstig spaltet er sogleich
Des Tieres Haupt mit einem Streich.
Voll Schmerzen brüllts zum letzten Mal,
Und röchelnd stürzt es dann zutal.
Der Deutsche sieht's mit kaltem Blut,
40 Da scheint der Pelz ihm gar so gut:
Er trennt ihn sauber mit dem Schwert
Und legt ihn hinten auf das Pferd.
Der Abend dunkelt indes heran,
Und weiter zog der deutsche Mann.
45 So kam er in ein Dorf geritten.
Da liefen die Leute aus den Hütten
Und staunten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagen: nun wäre die Gegend frei,
50 Er hab' erlegt den großen Leu! —
Als er die Männer höret sagen,
Daß er der Tiere König erschlagen,
Von dessen Mut und wilder Stärke
Man ihm erzählt viel Wunderwerke,
55 Da wendet sich der Knecht fürbaß,
Der längst den harten Strauß vergaß,
Besieht die Haut sich für und für:
„Eine gelbe Katze schien es mir!
Längst hätt' ich gern den Leu gesehn,
60 Nun ist's mir schier im Traum geschehn,
Daß ich gar einen hab' erschlagen!"
Und ritt voran mit gutem Behagen.

1. **Erläuterungen:** Gottfried Bouillon, eig. Herzog Gottfried von Bouillon, war der Führer des ersten Kreuzzuges (1086—1099), dessen Erfolg die Eroberung Jerusalems durch das Kreuzfahrerheer (15. Juli 1099) war. Gottfried war der erste König vor Jerusalem, er starb aber schon 1100.

„schlecht und recht": sprichwörtliche Redeweise, aus der Bibel geschöpft. (Vgl. Hiob 1, 1: Es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob. Derselbe war schlecht und recht. — Ps. 25, 21: Schlecht und recht, das behüte mich, denn ich harre deiner. — Spr. Sal. 1, 3 Recht und Schlecht (als Substantivum.) Schlecht hat die gute Bedeutung, wie gerade, einfach (ohne krumme Wege), wie unser schlicht. (Vgl Bürgers braven Mann: Sieh' schlecht und recht rc. Erl. I³, S. 36) — V. 37 „zutal" = auf den Boden abwärts. Vgl. Kinkels Petrus, Str. 16, 3:

Lauter weinend sah sie jene, als sie wieder sank zutal.
Doch ein seligsterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

2. Zur Vergleichung mit Uhlands Schwäbische Kunde.

Beide Abendteuer haben Deutsche bestanden, Uhland schilderte nur einen Ritter und Müller einen berittenen Lanzenknecht oder Reiter, der übrigens auch mit Schild und Schwert wohl gewappnet erscheint. Vgl. Erl. III³, S. 75.) Der Ritter Uhlands ist ein Schwabe, Wickher ein Rheinländer.

Der Schauplatz und die Zeit der Handlungen sind — wenigstens allgemein angesehen — die gleichen; im Morgenlande, und zur Zeit der Kreuzüge sind beide Thaten ausgerichtet worden, des Ritters That freilich schon in den kleinasiatischen, die Wickhers erst in den palästinensischen Bergen; und während Wickher bereits auf dem ersten Kreuz-

zuge 1098 oder 1099 siegreich kämpft, hat der schwäbische Ritter erst volle 90 Jahre später seinen Strauß zu bestehen.

Beidemale stehen diese Kämpfer einem an Kraft weit überlegenen Feinde unerwartet gegenüber, ohne daß ihnen ein oder mehrere Genossen zur Seite stehen. Sie sind allein; und der Feind des einen ist ein riesiger Löwe, der Schrecken der Umgegend, — den andern greifen sogar gleichzeitig fünfzig bewaffnete türkische Reiter an.

Beide sind hinter dem Heereszuge zurückgeblieben, der eine, um sein edles, schwaches Pferd zu schonen; der andere, Wickher, hat sich in seine Gedanken an die Heimat verloren, er träumt, wie ja der Deutsche so leicht thut, und merkt nicht, daß er zurückbleibt, und als ers merkt, achtet ers nicht; er kann in der Abendkühle leicht das Versäumte einholen; darum übergibt er sich erst recht der Ruhe und dem Schlafe und läßt sein Pferd inzwischen sich Futter suchen.

Die Gefahr des Alleinseins bedachten beide vorher nicht, und sie bringt auch beide nicht aus der Fassung, als sie gegenwärtig ist.

Die Form der Gedichte ist ganz ähnlich: Reimpaare, altdeutsche Accentverse dort wie hier: nicht minder ähnlich ist der launige Ton, welcher in beiden Gedichten deutlich hervortritt; nur hat das Uhland'sche Gedicht uns auch in der Sprache sowohl das Mittelalter, als das Schwabenland nahe zu bringen gesucht.

Beide Dichter haben die Absicht, ihr Heimatland durch diese kleine Dichtung zu verherrlichen; jener rühmt Schwaben und dieser den Vater Rhein und dessen Gauen.

Und doch wäre man sehr im Irrtum, wenn man das letztgenannte Gedicht als Kopie, als Nachahmung des ersteren ansehen wollte. Ganz wichtige Motive sind in beiden Gedichten verschieden. Uhland stellt einen Ritter dar, welcher um seines Rosses willen zurückbleibt, aber nicht um dessen willen kämpft — Wickher wagt den Kampf, um seinen treuen Gaul zu retten. — Der Ritter Uhlands ist langsam zum Zorn und zum Kampf, sein Gleichmut ist wunderbar groß und echt schwäbisch. Wickher ist echter Rheinländer. Die Gefahr sehen, aufspringen, herbeistürzen, den Feind vom Pferde ab- und auf sich lenken, ist rascher geschehen, als es hier berichtet wird. — Der schwäbische Ritter macht von seiner That keinerlei Aufhebens; auch Wickher thut solches nicht; bei jenem zeigt sich preiswürdige Bescheidenheit, bei diesem eine überaus spaßhafte Naivetät: Er weiß nicht, daß er einen Löwen erschlagen hat, er glaubt nur, einer besonders großen und schönen Katze das Lebenslicht ausgelöscht und das Fell abgezogen zu haben. — Die Komik liegt bei dem Ritter in der eigentümlichen „Arbeit“, durch welche er den Türken halb nach vorn, halb rückwärts fallen läßt, — bei Wickher in seiner Unschuld: Er hat so viel von dem Löwen gehört, von seiner Stärke, Raubgier, Gefährlichkeit — und schlägt jetzt einen tot und häutet ihn — und weiß es nicht, daß seine „gelbe Katze“ ein Löwe war, und als er es erfährt, da sieht er nochmals sich die Haut an — um es für die Zukunft zu wissen, wie

ein Löwe aussehe: da betrachtet er seinen Kampf mit dem Löwen als einen interessanten Fall, durch den er seine Kenntnisse in der Naturkunde ein wenig erweitert hat, — an sein Verdienst, daran, daß er eine Heldenthat verrichtet, scheint er entfernt nicht zu denken.*)

[Litterarisches; *Gube, III. S. 267.]

68. Der Mönch von Heisterbach.

[Lorelei. Rheinisches Sagenbuch. 2. Aufl. 1857. S. 281. Köln. M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung.]

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach,
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag! —
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht.
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell,
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor;
Er stutzt, — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein andrer sitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum:
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's: — Da murmelt man durchs Heiligtum:
„Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr!“

„Der letzte dieses Namens,“ tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen keinem mehr fortan.“
Er hört das Wort — es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr,
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand!

---

*) Der Dichter verdankt den Stoff zu dieser Dichtung mündlicher Erzählung.

Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar;
Er sinkt dahin und ist dem Tod geweiht,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

„Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach!
Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!“

Das Kloster Heisterbach liegt im Siebengebirge. Ungefähr eine Stunde östlich von Königswinter finden wir in der Thalsenkung zwischen dem Petersberge und Ölberge, von einem Walde eingefaßt, einen großen, von einer hohen Mauer umgebenen Raum, den alten Klosterhof, auf dessen östlicher Seite die Ruinen der alten, schönen Klosterkirche sichtbar sind. Das Kloster selbst ist zerstört und verschwunden. Aber im Hofe desselben sind Wirtschaftsgebäude errichtet; denn das „Kloster Heisterbach“ ist wegen der geschützten, lieblichen und friedlichen Lage ein gern aufgesuchter Ort für alle Bewohner benachbarter Städte (Bonn, Godesberg, Königswinter 2c.).

Der Dichter verdankte diesen Stoff mündlicher Mitteilung und fügt hinzu: „Die Legende wird auch von Siegburg*) erzählt. Vgl. Montanus Vorzeit, Bd. II., S. 257. Auch hier sind mythische**) Anknüpfungspunkte. Wie hier ein Mönch in den Wald geht und dort viele Jahre bleibt, so geht in anderen Sagen ein Schäfer, ein Kind u. s. w. in den Berg. Wald und Berg symbolisieren die Unterwelt. Simrock's Bertha, die Spinnerin. S. 77. ff. Handbuch S. 366.“

Das Gedicht ist inhaltlich leicht verständlich. Es ist ein junger, in Gottes Wort noch nicht fest gegründeter Mönch des Klosters, welcher, an des Gartens fernstem Orte lustwandelnd, den Geheimnissen der Ewigkeit und besonders dem Worte 2. Pet. 3, 8 nachdenkt, ohne jedoch zur Klarheit zu kommen. Ohne es zu merken, hat der Mönch den weiten Klosterhof verlassen und in dem tiefen Walde, welcher das Kloster umgibt, seine Betrachtungen fortgesetzt, bis ihn die fromme, d. h. die zu frommen Empfindungen anregende, Vesperglocke, nach einigen Stunden des Sinnens, wie er meint, an die Rückkehr in's Kloster erinnert. Er kommt noch zum Gottesdienste rechtzeitig, überzeugt sich aber dort zu seinem und der Brüder Erstaunen, daß er nicht drei Stunden, sondern 300 Jahre dem Kloster fern gehalten worden ist. Seine letzten Worte, ehe der schnell alternde und in den Tod sinkende Mönch verscheidet, sind eine Warnung über Dinge zu grübeln, deren Erkenntnis die Weisheit

---

*) Siegburg ist ein Städtchen, welches von Bonn nordöstlich liegt und etwa 3 Stunden entfernt ist.

**) Der Dichter denkt an altdeutsche, mit der heidnischen Mythologie verwachsene Sagen.

Gottes dem menschlichen Verstande verschlossen habe, welche aber, obwohl nicht verstanden, doch durchaus wahr seien. Der Mönch preist sterbend die Unendlichkeit Gottes in allen seinen Eigenschaften.

---

69. Nächtliche Erscheinung zu Speier.

[Ebd. S. 124.]

1. „Wach' auf!" erklingt's in des Schiffers Traum,
Wach' auf, du Wächter am Strome!" —
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und Zwölfe schlägt es vom Dome.
Groß vor ihm steht einer im dunklen Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

2. Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben:
Viel riesige, hohe Gestalten nahn,
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit;
So steigen sie all' in den Nachen.

3. Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande;
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald sind sie am andern Strande:
„Wir kommen zurück, da wird dir der Lohn!" —
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon,
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

4. Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum:
Und war es Wahrheit, war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Busen.

5. Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome;
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht,
Da schlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol über"! ruft es vom andern Strand,
„Hol' über!" — Da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

6. Und wieder ist es die düstre Schar,
Die schwebend den Nachen besteiget,
Der Kahn zieht wieder so wunderbar,
Doch jeder der Dunkelen schweiget.
Und als sie zu Speier stoßen ans Land,
Gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und staunet.

7. Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden- und Sammetgebilde;
Rasch aber umhüllt sie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.

8. Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnend erregtem Gemüte.
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld;

Drauf glühn aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

9. Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden, stillen Gedanken;
Da riefen sie drüben um seinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken:
Geschlagen war die Leipziger Schlacht!
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht! —
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

10. „Und löstet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande,
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei,
Denn es thut not des Wachens!"

Der Dichter teilt uns im „Anhange" der „Lorelei" (S. 472) über dies Gedicht mit, daß man den Glauben an die Überfahrt der Toten ins Land der Seligen bei vielen alten Völkern finden könne, und verweist auf Grimm, deutsche Sagen, Bd. I, Nr. 275 nach einer Erzählung Melanchthon's, auf Simrock's Handbuch S. 379, Grimms Mythologie S. 790, und auf eine ähnliche Sage bei Kuhn, Märkische Sagen Nr. 129. Außerdem sagt er, daß er durch den Umstand, daß Speier die Totenstadt der alten Kaiser war, auf diese nationale Wendung des Stoffes, die ganz sein (des Dichters) Eigentum sei, sich habe führen lassen.

Hieraus ergiebt sich, daß diese Ballade aus der Geisterwelt nicht auf irgend eine ortsbekannte Sage sich stützt, sondern der freien Phantasie eines Dichters angehört, welcher die große Völkerschlacht bei Leipzig als unter der Mitwirkung der alten deutschen Helden, welche dem geängsteten Vaterlande zu Hilfe geeilt sind, geschlagen darstellen und daran jene Bitte anknüpfen will, dem Vaterlande auch ferner sich nicht zu entziehen, da noch manches der Besserung und Befreiung bedürftig sei. Dies letztere aber ist der Zweck des Gedichtes, die nächtliche Erscheinung ist nur das Mittel. Unser Vaterland ist krank, sündenbeladen, es ist gesunken, schmachbedeckt, es ist gefesselt und seufzt unter manchem Joche: kommt nochmals wieder, ihr alten Helden, und schafft, daß das Vaterland stark, geehrt und frei werde und bleibe.

Die Lebendigkeit der Dichtung bedarf keiner besonderen Anerkennung. Wer das Gedicht liest und hört, der wird von der Erzählung nicht nur, sondern auch von dem patriotischen Geiste, der sie geschaffen, kräftigst angezogen werden.

---

70. Deutschlands Wächter.

[Lorelei. Rheinisches Sagenbuch. Köln. M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung. 2. Aufl. 1857. S. 144.]

„Mein Vaterland, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,



Dich feir' ich im brausenden Sange:
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort —
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!"

Der Rodenstein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genossen;
Es blinkte sein Helm und es klirrte sein Schwert,
Als stark er ins Weite geschossen;
Er stürmte die Grenzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und ersang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und selten nur weilt er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen:
Er freite kein Weib, er zog keinen Sproß,
Was soll denn die Heimat da frommen?
Seine Rast sind die Schlachten in Wald und in Feld,
Sein Bett ist der Boden, sein Schloß ist das Zelt,
Die Braut sein liebes Deutschland!

Für's Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis
Wohl fünfzig geschlossene Jahre,
Die bräunliche Locke ward silberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare. —
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterschlosse verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er gesehen.

Doch nie ist gestorben der mächtige Held!
Und sind auch die Türme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrschet noch stets durch die Hallen!
Und drohen dem Vaterland Krieg und Not,
Dann dröhnt durch die Veste des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken steigen empor,
Gewappnet auf schattigen Rossen,
Er führt in die Lüfte sie Nächtens empor,
Die dunkelen, wilden Genossen;
Dort raset sein Horn, dort dröhnet sein Schild,
Dort schnaubet sein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimischen Gauen.

So zog er voran noch jeglichem Krieg,
Den kühn die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg

In brausenden Geisterschlachten.
Doch nahet der Frieden — er sieht es voraus
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus;
Doch stets noch braust es hernieder:

„Mein Vaterland, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange!
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich feir' ich im brausenden Sange!
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort —
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!“

In dieser Dichtung hat Wolfgang Müller der ziemlich bekannten Sage vom Rodensteiner eine andere, und, wie im vorigen Gedichte, eine edle, patriotische Tendenz gegeben.*)

Die Herren von Rodenstein, eine mächtige und reiche Familie im Odenwalde, ist sehr alt; schon im 13. Jahrhundert wird ein Marschall von Rodenstein in Urkunden erwähnt. Der Mannsstamm des Geschlechts erlosch 1681 mit Georg Friedrich von Rodenstein, welcher zu Mosbach an der Pest starb. Viele Edle dieses Namens liegen in der Kirche von Fränkisch-Crumbach begraben, der in der Sage gefeierte jedoch auf dem Schnellart, von wo er, wenn ein Krieg droht, mit großem Tumulte, mit Hörnerschall, Peitschenknall, Hundebellen, Wagenrasseln und Pferdegetrappel durch einen Bauernhof in Oberkeinsbach, dann durch Brensbach und Fränkisch-Crumbach, wo er sein Pferd beschlagen läßt, nach dem Rodensteine hinüberzieht. Naht der Friede, so zieht er wieder zum Schnellart zurück; denn dieser ist seine Friedensburg.

Am meisten verbreitet ist die Sage in der Gestalt, in welcher sie von G. Kellner bearbeitet worden ist.

Der Ritter von Rodenstein.

(Von G. Kellner.)

[Vgl. Baader, Sagen des Neckarthales ꝛc. Mannheim 1843. S. 389.]

I.

1. Zu Heidelberg am Neckarstrand
Auf Pfingsten in lieblichen Maien,
Da hielten die Herren vom Pfälzerland
Ein festliches Turneien;[1])
Wie viele Ritter da ritten zum Rennen,
Wer könnte sie alle mit Namen nennen!

2. Wohl auf dem Rhein mit lustigem Scholl
Ist manches Schiff geschwommen,
Aus Franken und aus Schwaben all,
Aus Baiern sind sie kommen,
Und wie ich's thät mit Fleiß erkunden,
Aus Welschland[2]) selbst und aus Burgunden.

*) Vgl. Grimms Deutsche Sagen, Nr. 169. Wolfs Hessische Sagen 32.. dessen Zeitschrift f. Mythologie I, S. 32., dessen Beiträge I, S 64, dessen Rodenstein und Schnellarts, S. 9. Grimms Mythologie S. 892. Simrocks Handbuch, S. 237. Menzels Odin, S. 26.

[1]) Turnei Nbf. von Turnier. Die Endsilbe en ist sonst ungebräuchlich und wohl aus der Reimnot zu erklären. — [2]) Aus Frankreich. — [3]) Ein sehr ungelenker Aus-

3. Da sah man höf'scher Sitten gut[3])
Im Dienste der Damen stehen.
Manch junges deutsches Ritterblut
Zu Hof den Fräulein gehen;[4])
Und Sänger sah man sich neigen und grüßen
Die Frauen, die Blumen des Lieds, die süßen.

4. Zu Heidelberg auf dem Markte frank,[5])
Da ritten sie in die Schranken,
Mit Farben bunt und Waffen blank,
Daß die Blicke der Mägdlein sanken;[6])
Doch, wer ist's, vor dessen gewaltigen Streichen
Die Ritter alle wanken und weichen?

5. Er neigt vor den Richtern und Fräulein
Sich sittsamlich mit nichten,[7])
Sein Schild wirft keinen hellen Schein,[8])
Sein Harnisch ist nicht lichten;[9])
Doch seine Lanzen führt er mit Blitzen,[10])
Daß höflich alle die Herren absitzen.

6. Das ist der Ritter vom Rodenstein;
Er kam, der Kühngestalte,[11])
Herab von den öden[12]) Burgen sein
Aus dem finstern Odenwalde,
Da treibt er die Jagd und blutiges Fehden;[13])
Die Lieb und den Frieden thät er verreden.[14])

7. O wilder Ritter was ist das —
Ist doch dein Stündlein kommen?
Was wirst du rot und wirst du blaß,
Um's Herz ist dir's beklommen,
Als du empfängst des Dankes Spenden
Aus ihren allerschönsten Händen.[15])

8. Und als zur Burg zum Pfalzgrafensaal
Die Ritter und Fräulein giengen,[16])
Als sich erhob das fröhliche Mahl
Und der Hörner lustiges Klingen,
Da hat er neben ihr seufzend gesessen,
Und was er geschworen,[17]) das war vergessen.

9. Und als er voran an zarter Hand
Sie führte den lieblichen Reigen,
Als Auge zu Auge liebentbrannt,
Und Lippen an Lippen sich neigen,
Da hat der Ritter zur selbigen Stunden
Den Frieden durch holde Minne gefunden.[18])

II.

1. Es steht ein altes zerfallenes Schloß
Einsam in finsteren Walde,
Wo rings das Buschwerk wuchernd sproß,
Gerölle decket die Halde,
Der Wind treibt sein unheimliches Flüstern,
In den Trümmern und in den Föhren, den düstern.

2. Das ist der alte Rodenstein,
Dort hauste der Vielwilde,
Dort klang's sonst in die Nacht hinein
Vom Schall der Schwerter und Schilde.
Jetzt liegt die Burg in tiefem Schweigen
Vor der Minne mußte der Streit sich neigen.

---

druck! Vielleicht soll er heißen viele Leute von höfischen Sitten. — [4]) statt den Hof machen. — [5]) Undeutlich. Soll der Markt frank d. h. frei, etwa menschenleer genannt, oder sollen die Ritter als frank reitend, d. h. kühn und mutig bezeichnet werden? — [6]) Offenbar vor Angst beim Anblick der blanken Waffen; der Folgesatz gehört also nur zu dem Worte blank. — [7]) Verkehrte Wortstellung statt: „Er neigt sich keineswegs der Sitte gemäß ꝛc." — [8]) Der Ritter legt keinen Wert auf eine glänzende Rüstung, er ist eben ein wilder und verwilderter Geselle. — [9]) lichten, wie eschen, gülden ꝛc. gebildet, sonst zwar neben dem adjektivisch gebrauchten Substantivum Licht (licht) nicht gebräuchlich, aber in richtiger Analogie von Licht abgeleitet, wie gülden von Gold (vgl. das gotische Adj. liukadeins, abgeleitet von liuhath. Matth. 6, 22). — [10]) sehr kühn gesagt statt; daß sie dahinfährt schnell und leuchtend, wie ein Blitz. — [11]) Für diese Wortbildung gibt es Analogieen, gestalt heißt oft nur „sich zeigend", „sich verhaltend", nicht etwa immer „gestaltet". — [12]) Öde sind diese Burgen, weil in ihnen keine Frauenhand waltet, alles verschönend und ordnend. — [13]) Vom Subst. Fehde abgeleiteter Infinitiv = Kriegen, Streiten. — [14]) Er hatte das Gelübde gethan, nie zu heiraten, noch Frieden zu machen. Vgl. Str. 8. — [15]) Es ist die Tochter des Pfalzgrafen gemeint, welche die Siegespreise verteilte. — [16]) Fräulein hatte im Mittelalter die Bedeutung des jetzigen Edelfräulein. — [17]) Vgl. Anm. 14. — [18]) So hat der Ritter das zwiefache Gelübde jetzt vergessen, bzw. gebrochen. — [19]) Der zweite Schwur —

3. Geschworen[19]) hat er liebend ihr,
Den blutigen Kampf zu lassen:
„Mein Glück und Heil steht all' bei dir,
Wenn deine Arme mich fassen;
Doch die wilde Jagd durch Hain und durch Haiden,
Die laß mir zum Troste, die kann ich nicht meiden.

4. Er stürmte wohl thalab, thalauf
Nach dem Wild auf flüchtigen Rossen,
Ein bitteres Sehnen wacht in ihm auf,
Er wird immer finstrer und blickt verdrossen,
Er zieht hinaus, wenn's beginnt zu tagen,
Um bis in die Nacht zu morden und jagen.[20])

5. Und einst als der Sturm den Hain durchfährt,
Da steigt vor ihm aus der Erde
Ein schwarzer Ritter und schlägt ihn vom Pferde
Hohnlachend mit wilder Geberde,[21])
Und im Augenblick ist er verschwunden,
Doch der Ritter ist verwandelt zur Stunden.

6. Er flucht voll blinder Wut dem Tag,
Der ihn in's Joch gebunden;
Er führt auf sie so wilden Schlag,
Die seine Kniee umwunden,[22])
Er sieht sie wanken, die Kummerbleiche,
Vor seinen Füßen liegt sie als Leiche.

7. Verzweiflungsvoll hat er sich abgewandt,
Er sammelt seine Horden;
Er stürzt hinab in's weite Land
Zum Rauben und Sengen und Morden,
Er sucht den Tod und weiß ihn zu finden,
Der hat ihn entrafft inmitten der Sünden.

Näher steht dem Gedichte Müllers die Bearbeitung der Sage in folgender Form:

Rodenstein.

(Von A. L. Grimm.)

[Baader, Sagen rc. S. 396.]

1. Was reitet vom Schnellarts? was rauscht herab?
Horch, Pferde rennen Galopp und Trab!
Was knarren die Wagen? horch, Peitschenknall!
Was bellen die Hunde? ho, Hörnerschall!
Der tolle Fritz ist's vom Rodenstein;
So zieht er jetzt in die Waldburg ein.

2. Einst zog er fern aus mit des Kaisers Heer.
Es stürmten die Türken auf Wien daher;
Sie hätten die Stadt auch erobert gleich, —
Der Rodenstein schützt sie durch kühnen Streich. —
Gerufen steht er vor seinem Herrn.
Der Kaiser lohnet dem Helden gern.

3. „Mein Ritter, dir dank' ich mein Erbe heut,
Drum nimm, was dir dankbar dein Kaiser beut.
Es haben, so hör' ich, die Väter dein
Verpfändet dein Stammschloß, Burg Rodenstein.
Ich löse wieder die Pfandschaft dir;
Von heute trag sie zu Lehn von mir."

4. „„Mein Kaiser, ich nehme die Burg zu Lehn,
Und ewiglich sollt ihr mich dankbar sehn.
Wo Euch das Reich je ein Krieg bedroht,
Treu dien' ich im Leben Euch und im Tod.

der auch wieder gebrochen werden sollte. Vgl. Str. 6—7. — [20]) Der Teufel, welcher den Meineidigen hiermit schon in seine Gewalt bringt und ein Ende mit Schrecken hohnlachend ihm ankündigt. — [21]) Indem sie entweder ihn bei seiner Liebe zu ihr um ein anderes Leben oder um Barmherzigkeit und Schonung ihres Lebens bittet.

Aus Todesschlaf und aus Grabesnacht
Für Deutschland zieh' ich noch aus zur Schlacht.""

5. Im Frieden zog er zur Stammburg fort.
Treu hält er dem Kaiser und Reich sein Wort.
Begraben zwar liegt er auf Schnellartsschloß;
Dort starb er — dort stürzt' er mit seinem Roß. —
Doch wenn ein Krieg sich entspinnt im Reich,
So hört man Rodensteins Auszug gleich.

Während diese Dichtung den Umstand, daß der Rodenstein auch im Tode keine Ruhe hat, damit zu erklären sucht, daß er noch Pflichten der Dankbarkeit gegen Kaiser und Reich habe, hat Wolfgang Müller das Motiv der Vaterlandsliebe als so mächtig im Rodenstein darstellt, daß dieser aus Liebe zu der Braut Deutschland auf Frieden und Minne verzichtet und auch nicht im Grabe zur Ruhe kommen kann: Er ist Deutschlands Kriegs- und Friedensherold. Kommt er vom Schnellarts, so giebts Krieg, zieht er vom Rodenstein fort, Frieden.*)

Diese Dichtung ist ebenso, wie die „Nächtliche Erscheinung zu Speier" ein herrliches Zeugnis der Vaterlandsliebe ihres Dichters.

Biographie des Dichters.

Am 5. März 1816 zu Königswinter, einem Orte, welcher unweit des Drachenfelsens am Rheine, geboren, ist der Sohn eines Arztes, welcher schon 1819 Kreisphysikus zu Bergheim im Jülicher Lande wurde. Der frühzeitig für die Poesie angeregte Knabe ward 1827 nach Düsseldorf zu Verwandten gebracht und besuchte das dortige Gymnasium bis 1835. Der Gymnasiallehrer Fichte unterstützte seine poetischen Versuche lebhaft; der Dichter und Maler R. Reinick beförderte einzelne Gedichte an Chamisso, welcher sie im Musenalmanach zum Abdruck brachte. In Bonn studierte Müller Medizin, vergaß aber die schöne Litteratur nicht und suchte die Bekanntschaft bedeutender Männer, wie Simrock, Kinkel, Alex. Kaufmann, Nic. Delius, Arens, Freiligrath, lernte auch auf einer Reise Tieck in Dresden kennen. 1838 ward er in Berlin Dr. der Medizin, gleichzeitig mit Eichendorff, Bettina von Arnim, Kopisch, Gruppe, Gutzkow und Laube bekannt. Seit 1840 ist er in Düsseldorf als praktischer Arzt thätig, später siedelte er nach Köln, der Heimat seiner Gattin, über, wo er als Arzt und Freund der Musen wirksam war. Das Jahr 1848 führte ihn, wie manchen Freund und Dichter, auf die Pfade der Politik; er ward Parlamentsmitglied und begeisterter Volksvertreter. Erfolg von seiner politischen Laufbahn hat er nicht gesehen. Er starb in Neuenahr am 29. Juni 1873.

Seine Gedichte, Novellen und kunstkritischen Arbeiten (z. B. über die

*) Die Sage vom Rodenstein hat übrigens mythologischen Hintergrund. Rodenstein ist Odinstein, und in jener Jagd tritt die auch anderwärts besprochene Sage vom wilden Jäger und wilden Heere uns wieder nahe. Der Odenwald ist nichts als der Wald Odins oder Wodans. Sonst vgl. man Erl. I³, S. 68. und II³, S. 145.

Düsseldorfer Künstler) zeigen ein anerkennenswertes Talent. Besonders preist er in seinen Gedichten die Sagenwelt und die Naturschönheit des Rheins. Aus der Vorzeit hat er auch sonst oft die Stoffe für seine Gedichte entlehnt.

Schriften des Dichters.

Gedichte. Frankfurt 1847. Litt. Anstalt. 2 Thlr. — 2. Aufl. 1857. 2¼ Thlr. — 3. Aufl. Hannover, Rümpler. 1½ Thlr.

Germania. Ein satyrisches Märchen. Ebd. 1848. 20 Sgr.

Zu J. Wolfg. Göthes 100j. Geburtsfeier. Gedichte. 3 Sgr. Düsseldorf 1849. Buddeus.

Lorelei. Rheinische Sagen. Köln 1851. Du Mont-Schauberg. 1⅓ Thlr. — 2. A. 1857. 1⅚ Thlr. — 4. A. 1873. Leipz. Brockhaus.

Oden der Gegenwart. Düsseldorf. 1848. Buddeus ¾ Thlr.

Vergangenheit und Zukunft der Kunst. Ebd. 1848. 4 Sgr. —

Mit Thdr. Mintrop, Kinderleben in Liedern und Bildern 1. Heft. 1850. Düsseld., Schulz. 12 Sgr.

Balladen und Romanzen. Düsseldorf. 1842. 1 Thlr.

Beethoven, Festgabe, dargebracht bei der Inauguration seines Monuments am 11. Aug. 1845. (Gedicht.) Bonn 1845. Henry u. Cohen. 5 Sgr.

Rheinfahrt. Ein Gedicht. Frankfurt 1846. Litt. Anstalt. — 2. Aufl. Brockhaus, Leipz. 1871. 1 Thlr.

Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren. Leipzig 1854. Weigel. 1¾ Thlr.

Die Maikönigin. Stuttgart 1852. Cotta. 26 Sgr.

Prinz Minnewin. Köln, w. o. 1854. 1½ Thlr.

Das Rheinbuch. Landschaft, Gesch., Sagen u. Volksleben. Brüssel. 1855. Muquardt. 4 Thlr. — 2. Ausg. 1863. 4 Thlr 24 Sgr.

Gedenk verschollener Tage! 2. Aufl. Hannover 1857. Rümple 1⅓ Thlr. — 3. Aufl. 1868. 1 Thlr. —

Erzählungen eines rhein. Chronisten. 1. Bd. Immermann und sein Kreis Leipzig 1861. Brockhaus. 1 Thlr. 24 Sgr.

Mein Herz ist am Rheine! 2. Aufl. 1857. Hannover, Rümpler. 1⅓ Thlr. 3. Aufl. 1867. 1 Thlr. — 4. Aufl. Leipz. 1871. Brockhaus.

Der Rattenfänger v. St. Goar. Köln 1857. Du Mont-Sch. 16 Sgr.

Münchener Skizzenbuch. Leipzig, Brockhaus 1856. 10 Sgr.

Johann v. Werth. Köln. 1858. 1 Thlr.

Aschenbrödel. Frankfurt 1863. Dondorf. 27 Sgr.

Vier Burgen. 2 Bde. Leipzig 1862. Brockhaus 3⅓ Thlr.

Eine Fahrt durchs Lahnthal. Wiesbaden 1865. Kreidel. 20 Sgr.

Sie hat ihr Herz entdeckt. 1865. Berlin, Lassar. (Dilettantenbühne) 7½ Sgr.

Von drei Mühlen. Leipzig 1865. Brockhaus 2 Thlr.

Alfred Rethel. Ebd. 1861. 24 Sgr.

Zum stillen Vergnügen. Künstlergeschichten 2 Tle. Ebd. 3 Thlr. 1865.

Das Verhältnis des Staates zu den bildenden Künsten. Berlin. 1864. Seehagen. 5 Sgr.

Märchenbuch f. meine Kinder. Leipzig 1866. Brockhaus 25 Sgr. 2. A. 1875 4 Mk.

Der Pilger in Italien. Sonette 1868. Ebd. 24 Sgr.
Sommertage am Siebengebirge. Kreuznach 1867. Voigtländer. 20 Sgr.
Dichtungen eines rhein. Poeten. Leipz., w. o. 1871. 1⅓ Thlr. 2. Bd. 1871. 1 Thlr. 3. Bd. 1873. 1 Thlr. 4. 5. Bd 1875 à 4 Mk. 6. Bd. 4 Mk.
Durch Kampf zum Sieg. Zeitgedichte. 1870. Berlin, Lipperheide. 1 Mk.
Der Zauberer Merlin. Ebd. 1871. ⅔ Thlr.

Ludw. Heinr. von Nicolay.

71. Die Säcke des Schicksals.

[Vermischte Ged. und prosaische Schriften von Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay. 1. Teil. Berlin u. Stettin. Fr. Nicolai 1792. S. 121.

Dem wird nie wohl, der immer Beßres sucht.
Mit seinem Schicksal unzufrieden,
Sah Timon stets voll Eifersucht
Auf das, was andern Zeus beschieden.
Mit stetem Murren plagt' er ihn.
Zeus, endlich müde seiner Klagen,
Schickt Majens Sohn zur Erde hin,
Läßt ihn empor zum Himmel tragen,
Faßt seine Hand, und führet ihn
10 In das Olymp'sche Magazin.

Zu Millionen aufgehügelt
Und von den Parzen zugesiegelt,
Sieht er hier Säcke hingestellt,
Wovon, nach Jupiters Berichte,
Ein jeder, ungleich an Gewichte,
Ein Schicksal, einen Stand enthält.
Da! wähle selbst von allen Säcken!
Nur merke dir, spricht Jupiter,
Daß in den meisten Sorgen stecken;

20 Doch in den leichten weniger. —
„Schon gut, Herr Zeus! Laßt mich ein wenig
„Versuchen, welcher minder wiegt.“

Der nächste, welcher vor ihm liegt,
Ist Nummer Eins: Für einen König.
Er faßt ihn an: Zu schwer für mich!
Den trag' ein Herkules, nicht ich. —

Ob ich den andern heben werde?
Für einen Günstling weis't die Schrift.
Er hebt. Der Sack zieht ihn zur Erde
30 O, wehe dem, den dieser trifft!

Auch Ämter bringt er kaum vom Platze.
Hier stehet Ruhm, beschwert mit Neid;
Hier liegt ein Sack Gelehrsamkeit,
Und dort ein Sack mit einem Schatze:
Von Argwohn und von Geize der,
Von Hypochonder jener schwer.

Nun folget der gemeine Haufen,
Die, deren Los kein Zettel nennt,
Die Zeus nur an der Nummer kennt.
40 „Mit diesem läßt sichs leichter laufen.“
Er hebt, vergleicht sie lange Zeit.
Als endlich ihm die Auswahl glücket,
Spricht Jupiter: Was diesen drücket,
Ist nichts, als Unzufriedenheit.
Von mir sei diese Thorheit fern!
Erwidert Timon. Dieser eine
Behagt mir. Laß mir ihn! — „Recht gern,
„Auch war er ohnedies der Deine.“

Gelegentlich der Erläuterung von Chamissos: Die Kreuzschau (vgl. Erl. I³, S. 129) wiesen wir auf drei ähnliche Gedichte hin, von denen Rückerts: „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ wohl allen Lesern zugänglich und bekannt ist, während die beiden anderen, besonders das Gedicht von L. H. von Nicolay: „Die Säcke des Schicksals“ wohl nur den Wenigsten bekannt geworden sein werden. Dasselbe ist eine Parabel, wie Chamissos Kreuzschau, und hat durchaus keinen anderen Grundgedanken, als jene Dichtung (Vgl. Erl. I³, S. 128.) Und doch hat Chamisso einen sehr guten Gedanken gehabt, als er das Vorbild, die Dichtung Nicolays, umarbeitete, und er hat ein viel tieferes und edleres Gedicht uns dargeboten.

Den Unterschied erkennen wir leicht. Kurz hebt ihn treffend so hervor: „Schon die ganze Anlage ist edler, als bei Nicolay, dessen Timon

ein vorwitziger, charakterloser Mensch ist, von dem kaum erwartet werden kann, daß er die ihm gegebene Belehrung mit Ergebung werde angenommen haben; während Chamissos Pilger ein edler, nur von einem leicht verzeihlichen Irrtum befangener Mann ist, dessen bessere Seele sich der Wahrheit gerne öffnet."

An dem Nicolayschen Gedichte bemerken wir außer der heidnischen Einkleidung, welche überflüssig war, obwohl wir zur Entschuldigung des Dichters zufügen müssen, daß sie damals Mode war, auch einer edlen Scheu entsprungen sein könnte, den Namen unseres Gottes hier zu gebrauchen, den spöttischen, unedlen Ton, in welchem sich Nicolay als einen echten Schüler Wielands zeigt, einen Ton, welcher zu dem Charakter der Dichtung, einer Parabel, durchaus nicht paßt, ja geradezu den guten Eindruck mancher Gedanken zerstört. „Das Olympische Magazin" ist eine fade Redensart; Jupiter selbst muß recht einfältige Worte, welche vielleicht witzig sein sollen, machen, wie die, daß in den leichten Säcken sich weniger Sorgen befinden. Auch Säcke, „die Zeus nur an der Nummer kennt" ist eine unschickliche Stelle. — Endlich das „Recht gern" am Schlusse will mir nicht im Munde Gottes passend erscheinen; es klingt dienstbeflissen und spöttisch zugleich. —

Sonst bietet das Gedicht nicht viel der Erklärung Bedürftiges. „Der Sohn der Maja" (Majens Sohn) in V. 7 ist Hermes, der Götterbote. Aufhügeln (V. 11) ist ein kühner Ausdruck, nach Analogie von Aufhäufen und zur Verstärkung des in diesem Worte liegenden Begriffes gebildet. — Die Parzen sind die Schicksalsgöttinnen, welche hier auch als diejenigen Wesen bezeichnet werden, die der Leiden verschiedene Lasten zuerteilen und dann die Schicksalssäcke versiegeln, ein Zeichen der Unabänderlichkeit dieser Verteilung.

Hypochonder (V. 36) = Hypochondrie. — „Was diesen drücket" (V. 43.) = Was diesen Sack schwer erscheinen läßt = die Last dieses Sackes ist die „Unzufriedenheit".

Bei dieser Gelegenheit will ich auch Herders Gedicht nachholen:

Die Bürde des Lebens.

[Ges. Werke. 1827. Stuttgart, Cotta. Bd. 3. S. 52.]

„Wäget das Schicksal Leben und Tod? Wie, oder ereilet
Jeden ein blindes Los, wie es die Urne gebeut?"
Also fragt' ich, und sah im Gesicht die goldene Wage
Unüberschaubar hoch sinken und steigen im Kampf.
Zitternd trat ich zur Urne. Da rief die Stimme des Schicksals:
„Ziehe das Los!" Ich zog bebend — mein eigenes selbst.
Bürden lagen vor mir; ich prüfte die leichteste Bürde,
Und o Wunder! ich sah, daß es die meinige war.

Der Ton in den beiden ersten Zeilen liegt auf wäget und blindes Los, wie es die Urne fordert (gebeut). Wird unsere Bürde uns

zugewogen oder durchs Los blind zuerteilt? Der zweifelnde Dichter sieht die Wage hin und her schwanken, hoch steigen, tief sinken; Entscheidung kann er in diesem Kampfe nicht absehen. Darum tritt er zitternd vor Aufregung und Angst zur Urne. Die Stimme des Schicksals heißt ihn ziehen. Er gehorcht bebend und zieht selbst sein eigenes Los. Nun will er seine Bürde nach diesem Lose heraussuchen; doch zuvor sucht er sich die leichteste heraus, und als er Los und Bürde vergleicht, da findet er, daß er die ihm am leichtesten erscheinende Bürde sein eigen nennen soll. Der Grundgedanke ist ein wenig von dem des vorausgehenden Gedichtes verschieden: Es scheint uns Los und ist doch nicht blind, sondern von Gott mit sehenden Augen und mit Barmherzigkeit uns zuerteilt. An jeder anderen Lebensbürde würden wir schwerer zu tragen haben. —

[Litterarisches: *Kurz III., S. 136. 442.]

Leben des Dichters.

Ludwig Heinrich Nicolay wurde am 29. Decbr. 1737 zu Straßburg geboren. Dort verlebte er seine ganze Jugendzeit, dort studierte er die Rechte und Philosophie, war dann eine Zeit lang französischer Gesandtschaftssekretär, darauf Professor der Logik in Straßburg, bis ihn 1769 der Großfürst Paul von Rußland als Informator seiner Söhne berief, zum Kabinetssekretär und Bibliothekar ernannte und 1782 in den Adelstand erhob. Mit Pauls Thronbesteigung stieg er zum Kaiserlichen Staatsrat, zum Direktor der Akademie der Wissenschaften und zum Geheimen Rat und Mitglied des Kabinets auf. Als der Kaiser aber ermordet wurde, zog sich dessen Günstling in die Einsamkeit zurück, alle seine Ämter niederlegend. Auf seinem Gute Monrepos bei Wiborg in Finnland beschloß er am 18. Nov. 1820 seine Tage.

Der Dichter hat sich auf didaktischem Gebiete ebenso, als in der Lyrik und in der erzählenden Poesie versucht. Er ist ein offenbarer Nachfolger Wielands, und seine heitere, launige, lebhafte Darstellung wirken an ihrem Orte recht glücklich, wie z. B. in manchen Fabeln, sind aber nicht passend in der oben besprochenen Parabel. Als Neubearbeiter Ariosts hat er, auch auf diesem Gebiete des romantischen Epos ein echter Schüler Wielands, recht Anerkennenswertes, Selbständiges und Lebendiges geleistet. Am besten sind von diesen Bearbeitungen: Galwine, Richard und Melisse, Alcinens Insel. Der Dichter, obgleich auf keinem Gebiete bahnbrechend, hat doch auf verschiedenen Tüchtiges geleistet, und die Vergessenheit, in welche er jetzt gefallen zu sein scheint, nicht verdient.

Werke des Dichters.

Vermischte Gedichte und prosaische Schriften von Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay. 7 Tle. Berlin u. Stettin, Fr. Nicolai. 1792—95. (Vom Verleger veranstaltete Ausgabe.)

August Graf von Platen-Hallermünde.

72. Der Tod des Carus.

[Gesammelte Werke. Bd. I. S. 136. Cotta. 1853. Stuttgart.]

1. Mutig stand an Persiens Grenzen Roms erprobtes Heer im Feld,
Carus saß in seinem Zelte, der den Purpur trug, ein Held.
2. Persiens Abgesandte beugen sich vor Roms erneuter Macht,
Flehn um Frieden an den Kaiser; doch der Kaiser wählt die Schlacht.
3. Kampfbegierig sind die Scharen, die er fern und nah beschied,
Durch das Heer, aus tausend Kehlen, ging das hohe Siegeslied:
4. „Weh den Persern, Römer kommen, Römer ziehn im Flug heran,
Rächen ihren Imperator, rächen dich, Valerian!
5. Durch Verrat und Mißgeschick nur trugst du ein barbarisch Joch;
Aber, starbst du auch im Kerker, deine Rächer leben noch!
6. Wenn zu Pferd stieg Artaxerxes, ungezähmten Stolz im Blick,
Setzte seinen Fuß der König auf Valerians Genick.
7. Ach, und Rom in seiner Schande, das vordem die Welt gewann,
Flehte zum Olymp um einen, flehte nur um einen Mann.
8. Aber Männer sind erstanden, Männer führen uns zur Schlacht,
Scipio, Marius und Pompejus sind aus ihrem Grab erwacht!
9. Unser Kaiser Aurelianus hat die Goten übermannt,
Welche deinen Wundertempel, Ephesus, zu Staub verbrannt.
10. Unser Kaiser Aurelianus hat die stolze Frau besiegt,
Welche nun im stillen Tibur ihre Schmach in Träume wiegt,
11. Probus führte seine Mauer durch des Nordens halbe Welt,
Neun Germanenfürsten knieten vor dem röm'schen Kaiserzelt.
12. Carus, unser Imperator, sühnt nun auch die letzte Schmach,
Geht mit Heldenschritt voran uns, Heldenschritte folgen nach".
13. So der Weihgesang. Und siehe, plötzlich steigt Gewölk empor,
Finsternis bedeckt den Himmel, wie ein schwarzer Trauerflor.
14. Regen stürzt in wilden Güssen, grausenhafter Donner brüllt,
Keiner mehr erkennt den andern, alles ist in Nacht verhüllt.
15. Plötzlich zuckt ein Blitz vom Himmel. Viele stürzen bang herbei,
Denn im Zelt des Imperators hört man einen lauten Schrei.
16. Carus ist erschlagen! Jeder thut auf Kampf und Wehr Verzicht,
Und es folgt des Heers Verzweiflung auf die schöne Zuversicht.
17. Alle fliehn, das Lager feiert wie ein unbewohntes Haus,
Und der Schmerz der Legionen bricht in laute Klagen aus:
18. „Götter haben uns gerichtet, Untergang ist unser Teil;
Denn des Kapitols Gebieter sandte seinen Donnerkeil!

19. Untergang und Schande wälzen ihren uferlosen Strom:
Stirb und neige dich, o neige dich zu Grabe, hohes Rom!"

1. **Dichtgattung:** Ballade.

2. **Inhalt:** Im Jahre 282 (283) stand Carus, welchem erst seit zwei Jahren die Kaiserwürde zugefallen war, mit seinen Legionen im Kampfe gegen die Perser. In der Fülle seiner Kraft, mit allen Feldherrntugenden geziert, berechtigte er zu den besten Hoffnungen. Das Heer liebte ihn; die früher erschütterte Macht des römischen Reiches war durch die letzten tapferen und glücklichen Kaiser neu gekräftigt, und Carus schien zum Rächer des in schmachvoller persischer Gefangenschaft umgekommenen Kaisers Valerian berufen zu sein.

Allein während des Jubels kampfbegieriger siegesgewisser Scharen am Tage, der zur Schlacht bestimmt war, nachdem der Kaiser es vorgezogen hatte, den Frieden durch eine Schlacht zu erkaufen, obgleich er denselben ohne Schlacht hätte erreichen können, zieht ein Gewitter am Himmel auf, und ein Blitzstrahl fährt nieder in das Zelt des Kaisers und tötet nur ihn. Die Verzweiflung der Legionen ist so groß, daß sie den Kampf, den Krieg, das Lager aufgeben und fliehen. In dem Tode ihres Kaisers durch den Blitzstrahl sehen sie ein Zeichen, daß die Götter selbst Roms Macht vernichten wollen.

3. **Form:** Unvollständige, d. h. um eine Kürze gekürzte achtfüßige trochäische Verse mit männlichem Reime. Reimpare.

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡ —

Am Ende des vierten Trochäus findet sich ein Einschnitt (Diärese).

Die Verse sind, wie Hiecke a. a. O. treffend sagt, „breit, meisterhaft, stolz, prachtvoll, und doch in ihrem fallenden Gange von einer Empfindung des Schmerzes und der Klage leis durchzogen; das Metrum, um die weiche unbetonte Endsilbe des vollständigen trochäischen Achtfüßlers kürzer, wie es der Darstellung des schicksalsschwangern Momentes geziemt: ganz das aus der griechischen Tragödie uns wohlbekannte Metrum; mit Recht, denn die Tragödie, deren Held Rom war, ist zu Ende; seine ganze übrige Geschichte ist nur noch Todeszuckung und Verwesung, denen die Poesie sich fern hält."

4. **Grundgedanke:** Es steht kein Mensch so hoch, daß nicht noch ein Höherer über ihm stände, der ihn zu Boden schlagen kann, wenn sein Hochmut, seine Ruhmsucht ein solches Gericht herabfordern; oft bricht ein großes vorhandenes oder erträumtes Glück durch das Eingreifen der waltenden Vorsehung in einem Augenblick zusammen, Verzweiflung an Stelle der Zuversicht, Feigheit an Stelle des Hochmuts setzend. Während dieser Grundgedanke der allgemeinere ist, hat der Dichter zweifellos noch einen anderen, engeren, Gedanken ausführen wollen: „Der welthistorische Moment, wo der Kern des Römervolkes sich und sein Vaterland verzweifelnd selber aufgibt; der Untergang des Einen Mannes als den Untergang Roms selbst: Das ist das großartige Thema dieses Gedichtes voll großartigen Schwunges." (Hiecke.)

5. Erläuterungen.

Str. 1. Das Purpurkleid ist das Zeichen der kaiserlichen und königlichen Würde. Vgl. Christus im Purpurmantel, der zu jenes Spotte angelegt und eigentlich nur ein abgetragener roter Soldatenmantel war, passend zu dem Rohre, statt des Scepters, zu der Dornen- statt der goldnen Krone.

Str. 2. Erneut wird die Macht Roms genannt seit der Regierung des Aurelianus, der deshalb den ehrenden Beinamen restitutor orbis (Wiederhersteller des Erdkreises, d. i. der römischen Weltmacht) erhielt (270—275 n. Chr.) Darin, daß der Kaiser die Schlacht wählt, obgleich er ohne Blut den ehrenvollen Frieden erreichen, ja einen für ihn ruhmvollen den Persern diktieren konnte, darin liegt des Carus Verschuldung; deshalb ist der Tod des Carus kein „zufälliges" Unglück, sondern ein göttliches Strafgericht. Man vgl. den alten Satz: „Besser ist ein sicherer Friede, als ein gehoffter Sieg; jener ist in deiner, dieser in der Götter Hand."

Man vergleiche ferner die Worte Wallensteins in Schillers Piccolomini Aufz. II., 7. Auftr.:

> Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten,
> Weil einen Sieg der junge Feldherr braucht.
> Ein Vorteil des bewährten Feldherrn ist's,
> Daß er nicht nötig hat zu schlagen, um
> Der Welt zu zeigen, er versteh zu siegen.

Str. 4. Römer — Rächen: Allitteration. Achten kann man auch auf das vordringende r in diesen Versen und auf die doppelte Anaphora.

Str. 7. Der Olymp ist ein Berg in Thessalien, von Alters her von den Griechen als Wohnung der himmlischen Götter angesehen, hier also in der Bedeutung „Himmel" zu fassen. — Von dem Jahre 260 an war im römischen Reiche Anarchie, oder besser, es stritten sich 19 Feldherrn und Thronbewerber gleichzeitig um Scepter und Krone. Diese Zeit der vielen, grausamen Herrscher nannten die Römer wegen der Ähnlichkeit mit jenem vielköpfigen Schreckensregimente zu Athen nach Schluß des peloponesischen Krieges die Zeit der dreißig Tyrannen. Unter ihnen behauptete Zenobia, „das stolze Weib," ihre Selbständigkeit zu Palmyra am längsten, bis sie, von Aurelian besiegt, für den Rest ihrer Tage einen unfreiwilligen Aufenthalt in Tibur, nördlich von Rom, einem übrigens reizend gelegenen Orte, nahm. — Die Spuren der römischen Mauer, welche schon weit früher an des Römerreiches Nordgrenze begonnen war und von Probus nur weiter fortgeführt wurde, sind jetzt noch nicht völlig verwischt.

Str. 18. Des Kapitols, des römischen Heiligtums in der Hauptstadt, Gebieter ist Jupiter (Zeus), in dessen Hand auch Blitzstrahl und Donnerkeil gedacht wurden.

Str. 19. uferlosen Strom = dessen Ende man nicht absehen kann, ein Bild völliger Hoffnungslosigkeit. Epizeuxis: neige dich, o neige dich.

6. Disposition und Gedankengang:

Str. 1. Einleitung: Ort und Zeit des Kriegszuges des römischen Kaisers Carus gegen die Perser.

Str. 2. Der Kaiser will nur einen durch Blut erkauften, ihm den Lorbeer bringenden Frieden, und weist die Abgesandten der Perser mit ihren Bitten und Anerbietungen zurück und auf das Ergebnis der Schlacht.

Str. 3. Auch die römischen Soldaten sind kampfesmutig und siegesgewiß. Dafür ist der beste Beweis ein schon vor der Schlacht gesungenes Siegeslied.

Str. 4—12. Das Siegeslied.

a) Wehe den Persern! Römer kommen zur Rache des verratenen und unglücklichen Kaisers Valerian. Str. 4—6.

b) Früher hatte das ohnmächtige Rom nicht einen Mann, welcher den Valerian hätte rächen können. Str. 7.

c) Jetzt ist glücklicherweise anders. Aurelianus, Probus waren Männer, wie Scipio, der Besieger Karthagos, Marius, der Sieger über Teutonen und Cimbern, Pompejus, der große Triumvir. Diesen haben die Götter Sieg verliehen gegen die (damals schon heranrückenden) Goten*), die stolze Königin Zenobia und die im Norden wohnenden Germanen. Str. 8—11.

d) Die letzte Schmach zu sühnen, d. h. den Kaiser Valerianus zu rächen, ist dem tapfern Carus noch übrig. Gern folgen wir diesem uns vorangehenden Helden. Str. 12.

Str. 13—16. Als der Weihgesang vollendet war, verfinsterte sich der Himmel, stürzt der Regen nieder, brüllt der Donner, zuckt ein Blitz, und dieser eine trifft das eine Zelt des Imperators und in dem einen Zelt den Imperator Carus allein und tödlich.

Str. 16—19. Die Zuversicht des Heeres weicht der Verzweiflung; dieser folgt die panische Flucht des ganzen Heeres unter Zurücklassung des Lagers. Die Klagen der fliehenden Soldaten sprechen den Untergang Roms aus, der jetzt von den Göttern selbst beschlossen sein müsse. Hoffnungslosigkeit ist in allen Herzen. Rom geht geschändet unter.

7. Neue poetische Figuren:

1. Weh' den Persern! u. s. w. = Ausruf (Exclamatio), „der erste natürliche Ausbruch einer jeden, nur etwas heftigen, angenehmen oder unangenehmen Gemütsbewegung." —

2. „Rächen dich, Valerian" ꝛc. — „Stirb und neige dich, o neige dich zu Grabe hohes Rom" = Anrede (Apostrophe) einer abwesenden oder toten Person oder eines leblosen Körpers, als wenn jene Person anwesend, dieser Körper lebend wäre.

---

*) Der „Wundertempel" der Diana (Artemis) zu Ephesus war schon in der Nacht, in welcher Alexander der Große geboren wurde, durch Herostratus angezündet, verbrannt, aber nachher wunderbar schön wieder aufgerichtet worden. Vgl. Apg. 19, 27.

3. „Männer führen uns zur Schlacht": Gebrauch der gegenwärtigen Zeit statt der vergangenen, in lebhafter Erzählung. Hier werden die zwei verstorbenen „Männer" mit dem noch lebenden Carus zusammengefaßt.

[Litterarisches *Hiecke, ges. Auff., S. 51. — *Kurz III, S. 449.]

---

73. Das Grab im Busento.

[Ebd. I. S. 132.]

1. Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!
2. Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
3. Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
4. Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
5. In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.
6. Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
7. Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen!
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
8. Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf' in deinen Heldenehren
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!"
9. Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

1. Form:

— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ || — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑

Jeder Vers ist ein akatalektischer, aus acht Trochäen bestehender Vers mit klingendem (weiblichem) Reime; je zwei (paarweise gereimte) Verse sind zu einer Strophe verbunden. Da die Verse sehr lang sind, so haben sie sämtlich in der Mitte eine Diärese als Einschnitt, als Ruhepunkt. Vortrefflich paßt dieses Kleid zu dem Leibe, der es trägt: „Wie voll, ganz und wahr ist die Empfindung, und doch wie wenig ist dadurch die Anschaulichkeit, wie nur zu oft bei ungeübteren Dichtern der Fall ist, beeinträchtigt! Und wie entspricht das breit hinwallende Metrum dem Stolze des tapferen, selbstbewußten Volkes und wiederum das fallende elegische Maß seiner Trauer!" — — — „Noch jetzt tönen in schwächerem Nachklange die Grabgesänge, denen aus den mitfühlenden Wellen Antwort schallt: die Wirbel und die hohen Stromgewächse deuten leise noch jetzt auf die Stätte des Heldenmales hin, und auf und ab ziehen in nächtlicher Stille die Scharen der klagenden Tapfern. Aber nicht an diese

Stätte sollen jene Trauer- und Lobgesänge gebannt sein; ein so großer Verlust, eine so großartig sich äußernde Trauer ist wert, daß die Sympathie der Busentowellen sie von Meer zu Meer trage zum unvergänglichen Zeugnis der Liebe eines Heldenvolkes zu seinem toten Heldenkönige." (R. H. Hiecke.)

2. Geschichtliche Grundlage:

Im Jahre 400 war Alarich, der junge tapfere König der Westgoten, mit seinem Volke aus der Balkanhalbinsel nach Italien aufgebrochen, um sich dort Lorbeeren, Brot und Schätze zu erwerben. Im Jahre 408 hatte er sich in vielen siegreichen Kämpfen den Weg bis vor die Thore Roms gebahnt. Der weströmische Kaiser Honorius und die Römer, welche seit fast 600 Jahren keinen Feind mehr vor ihren Mauern gesehen hatten, zitterten und zagten und erkauften sich um hohes Lösegeld den Abzug der Goten. Als aber eine der Bedingungen, welche Alarich gestellt hatte, von dem in der festen Stadt Ravenna sich aufhaltenden Kaiser Honorius nicht erfüllt wurde, zog Alarich zum zweiten Male vor Rom und erstürmte die Stadt, räumte diese jedoch, nachdem er den Besitz Afrikas für ein Volk erlangt. Da aber der Kaiser auch diese Bedingung nicht erfüllen wollte, so nahm Alarich abermals die Stadt mit Sturm ein und gab dieselbe der Plünderung preis. Wer nicht in die von den christlichen Goten geachteten Kirchen sich geflüchtet hatte, wurde als Sklave verkauft. Alle Schätze des Kaisers und der römischen Reichen führte das Gotenheer mit sich. Am 24. August 410 war Rom eingenommen worden, am 30. zog das Heer südwärts, willens, nach Afrika überzusetzen.

Aber der erst 34jährige Alarich erkrankte in Süditalien am Flusse Busento (Barent) in der Nähe der Stadt Cosenza (ehemals Consentia) und starb. Große Trauer erfüllte das Volk der Goten. Wehklagend trug man den geliebten Toten an den Fluß. Die gefangenen Römer mußten das Wasser des Flusses ableiten, und dann wurde der Leichnam in voller Rüstung, das Schwert in der Hand, auf dem Schlachtrosse sitzend, und mit ihm ein kostbarer Schatz in dem Strombette begraben. Dann wurden die Gefangenen, welche den Fluß hatten ableiten müssen, getötet und auf diese Weise alle beseitigt, welche den hab- und rachgierigen Römern je den Ort verraten konnten, wo ihr großer Feind begraben lag. Wiederum ward der Fluß abgeleitet und in sein früheres Bette zurückgeführt. Die Stätte, wo der tapfere Känig begraben liegt, hat kein Mensch seitdem erkundet. —

410

3. Erläuterungen:

Str. 1. Der Dichter versetzt sich au den Ort, wo Alarich begraben liegt, in der Nachtzeit, und seine Phantasie schaut die Schatten (die abgeschiedenen Seelen) der Goten, hört die dumpfen Klagelieder und glaubt aus den Wassern die Antwort des Königs zu vernehmen.

Str. 3. Die frühere Heimat des Westgotenstammes war zwischen der Ostsee, der Donau und dem schwarzen Meere; von dort wurden sie durch

die von Osten andrängenden und die Ostgoten zuerst unterwerfenden Hunnen nach Süden geschoben und über die Donau in das römische Reich gedrängt.

blond = die bei den Deutschen besonders häufige Haarfarbe „hält die Mitte zwischen weißem und schwarzem, zwischen goldgelbem und kastanienbraunem Haar.“

Str. 5. Höhlung = in dem Bette des Flusses gruben sie ein tiefes Grab, die Erde hoch auf den Seiten auftürmend.

Str. 6. „stolze Habe“ = die dem Toten mitgegebene (angeblich) goldene Rüstung und andere Schätze.

Str. 8. „schnöde“ = arm, verächtlich und Verachtung ausdrückend; hier wird die Habsucht schnöde genannt, weil sie nicht nur Verachtung verdient, sondern auch die Achtung des Heiligen, die Ruhe der Toten, den Reichtum des Grabes antastet und verletzt. — Versehren = beschädigen und berauben.

Str. 9. Sangens = Sie sangen es, ein häufig bei den Dichtern vorkommender verkürzter Ausdruck. — Wälze sie = Anaphora.

4. **Schönheiten des Gedichtes:** In jeder Beziehung ist dieses Gedicht ein Meisterstück in der Form und im Inhalt. Die schönen, langen, feierlich und majestätisch klingenden Verse, mächtig in ihrer Breite, wie die Busentowogen dahinschäumend, und doch in Sprache und Rhytmus und Reim wieder weich, wemutweckend; die kurze, knappe Darstellung in der Ballade, welche nur wesentliches schildert, alles Beiwerk, allen entbehrlichen Flitter vermeidet, ziehen uns ebenso an, als die schöne musikalische Sprache. Und dann die vielen Allitterationen, wie **l**ispeln — **L**ieder, **W**asser — **W**irbeln — **w**ieder (Str. 1), früh und fern der **H**eimat mußten **h**ier, (Str. 3), **w**ogen — — **w**ühlten (Str. 5), **H**abe — **h**ohen — **H**elden — (Str. 6), **w**älze — **w**elle — **w**älze (Str. 9), die Annominationen (= Gewächse wüchsen Str. 6, Sangens — Lobgesänge Str, 9), die poetischen Komposita: Jugendlocken, wogenleer, Stromgewächse, Heldengrab, Busentowogen, Heldenehren, Busentowelle): alles dies zeigt uns den Dichter in seiner Gabe und seiner Kunst.

Noch wichtiger aber ist die Veränderung, welche der Dichter mit der geschichtlichen Grundlage vorgenommen hat. Platen läßt die Arbeiter, welche den Fluß ableiten und das Grab bereiten, nicht Sklaven sein, sondern wetteifernde Goten; jeder eilt, dem geliebten Toten noch einen letzten Liebesdienst zu erweisen; so wird das Werk der Bestattung des Königs zu einem schönen Denkmal der Unterthanentreue und Liebe. Zugleich verschweigt der Dichter die Ermordung der Gefangenen, welche unser Gefühl beleidigen und die Wirkung des Gedichtes stören würde. So idealisirt der Dichter die Geschichte.

Endlich ist des Dichters würdig der Anfang, die Einleitung der Ballade. Römer fanden das Grab nicht, der Dichter ahnt es, weiß, wo er dasselbe zu suchen hat. Er sieht auch jetzt noch die Schattengestalten und hört ihre, wenn auch jetzt noch so leise lispelnden, Lieder, er sieht und erkennt die Wirbel und die Stromgewächse, welche des Helden Grab

bedecken und seinem entschleierten Auge enthüllen. Vergilbter Pergamente und wurmiger Scharteken bedarf es für ihn nicht, sein feines Ohr lauscht den Gotenschatten ihre Lieder und Geheimnisse ab, und sein Lied ist nichts als Wiederhall jener abgehorchten Gesänge, wiederum anvertraut dem Busento, damit dieser sein Lied zum Meere trage und von Meer zu Meere die Kunde, der Ruhm des tapferen Gotenkönigs, weitergetragen werde und zugleich der Preis eines Volkes, das seinen König so treu, so innig liebt.

5. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Alarichs Grab. Erzählung des Inhaltes der Ballade (unter Benutzung der „historischen Grundlage“). — 2. Vergleichung des Gedichts mit der geschichtlichen Grundlage. — 3. Vergleichung dieses Gedichtes von Platen mit dem von Pfizer: Alarichs Grab.

6. **Zur Vergleichung** teilen wir hier mit:

Alarichs Grab.

(Von Gustav Pfizer.)

[Geb. 29. Juli 1807 zu Stuttgart, seit 1846 Professor daselbst.]

1. Was ist dem kühnen Volk widerfahren,
Daß das Lager von Trauer widerhallt?
Alarich starb noch jung an Jahren,
Aber an Siegen und Tugend alt!
Kindlich weinen die starken Goten
Um den geliebten, stattlichen Toten.

2. Edel ist es, die Toten zu ehren,
Und ein Trost bei der Vergänglichkeit Graun,
Opfer zu spenden an heil'gen Altären,
Oder ewige Pyramiden zu baun;
Aber ein andres ward hier ersonnen,
Denn die Lieb ist ein unerschöpfter Bronnen.

3. Als hätten dem Krieg entsagt sie zur Stunde,
Graben sie, als gält' es köstliches Gold,
Wühlen tief in der Erde hartem Grunde,
Dort, wo dröhnend der Strom die Wellen rollt;
Mit den edlen silberblinkenden Waffen
Wird ein anderes Bette dem Flusse geschaffen.

4. Und in den leeren, starrenden Wänden,
Die entblößt noch kein Auge geschaut,
Wird von der Liebe treuen Händen
Ein prächtiges Grab dem Helden erbaut;
Die Schätze, vom Römer beweint, nicht bedenken
Die Goten sich, sie dem Grabe zu schenken.

5. Wenn das Totengemach vollendet,
Und die Leiche im Sichern ruht,
Wird wieder zur alten Bahn gewendet
Des verbannten Stroms sehnsüchtige Flut,
Daß ungestört in unnahbarer Tiefe
Mit seinen Thaten der König schliefe.

6. In der Nacht, der unheimlich dunkeln,
Stehen am Ufer der Krieger Reih'n;
Schwärzlich lodernde Lichter funkeln
In die gähnende Tiefe hinein.
Und von ferne in schwellendem Tanze
Nahen die Wasser beim Fackelglanze.

7. Wie ein Verbannter, der strafend kehret,
Löschet der Fluß der Fackeln Strahl;
Aber siehe! Da scheint sein Lauf gestöret:

Er stößt auf Alarichs Totenmal.
Wird er die flüchtige Eile hemmen?
Wird er in Eis seine Fluten dämmen?

8. Es teilen scheu sich die ersten Wellen,
Aber die nächsten mit dumpfen Gebraus
Höher und höher ums Grabmal schwellen,
Und die letzte der Fackeln löscht aus;
Klage erschallet tausendtönig
Um den versenkten Heldenkönig.

Während Platen eine nächtliche Vision zur Grundlage seiner Dichtung macht, versetzt sich Pfizer in die Tage des Todes und Begräbnisses Alarichs zurück und kann darum die Handlung wie ein Augenzeuge und in Präsens erzählen. Pfizer erzählt ausführlich, anschaulich, was er mitangesehen hat. Charakteristisch ist die Notiz Pfizers, daß die Krieger das Grab mit ihren Waffen graben; deutlicher, als Platen es that, hebt er auch hervor, wie die Schätze des Königs, die Beute aus Rom, hier mit eingesenkt wird; das Begräbnis selbst erzählt Pfizer viel ausführlicher, anschaulicher, ergreifender; Platen hat in diesem Gedichte seiner Eigentümlichkeit gemäß eine ganz knappe Sprache, er kennt kein behagliches Verweilen und Beschauen, auch kein Eilen und Hasten, es ist das Gleichmaß der Bewegung in seinen Versen ein Nachbild der Busentowellen. Pfizers Dichtung hat manche Einzelschönheiten (vgl. auch Str. 2), aber im allgemeinen ist die Sprache Platens weit schöner, klangvoller, und sein Versbau viel korrekter und glänzender, während der des andern Dichters freier wohl, aber auch ungelenker erscheint.

[Litterarisches: *Hiecke, a. a. O. S. 53. — *Kellner, Vorbereitungen zu einem höheren Sprachunterricht. Erfurt. 1843. S. 153. ff. — *Gude IV, S. 283. — Kriebitzsch, Siebensachen. S. 212. — Armknecht, Eklogen S. 37.]

74. Harmosan.

[Ebd. S. 137.]

1. Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

2. Und als die Beute mustern ging Medinas Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

3. Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?“
Und Harmosan erwidert ihm: „In deinen Händen ist die Macht;
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

4. Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!"
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

5. „Was zagst du?" ruft der Sarazen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!"
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

6. Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort."

1. **Abfassungszeit:** 1830.

2. **Form:**

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — || ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —

Acht vollständige Jamben durch einen Einschnitt in der Mitte (eine Diärese) in zwei gleiche Hälften gespalten, bilden eine Langzeile: je vier solcher Langzeilen eine Strophe. Der Reim ist stumpf und gepaart.

3. **Dichtgattung:** Platen führt das Gedicht unter seinen „Balladen" auf. Mit Recht?

4. **Erläuterungen:**

Str. 1. „Der Sassaniden alter Thron." Das mittlere persische Reich, von 226 n. Chr. bis 642 n. Chr. bestehend, war durch die Magierfamilie Sassan begründet worden und gieng unter dem Sassaniden Yesdijird III. (632 oder 633—651 regierend) zu grunde.

„Mosleminenhand." Moslemine die erweiterte Form statt Moslem-Anhänger der muhamedanischen Religion, Gläubiger. Daraus ist unser Muselman entstanden.

„Ktesiphon" = die Hauptstadt des mittelpersischen Reiches, am Tigris gelegen.

„Oxus" = ein Fluß, welcher ehemals ins kaspische Meer floß, jetzt Gihon heißt (im unteren Laufe Amu derja) und in den Aralsee mündet.

„Omar" = der dritte der Khalifen nach Muhamed († 632 n. Chr.), Nachfolger Abubekrs (632—634), Fürst von Medina der zweiten Hauptstadt des arabischen Reiches, in welche 622 Muhamed von Mekka aus floh. Omar war der kräftigste unter den Khalifen jenes Jahrhunderts.

„Yesdijird oder Jesdegerd" III. war der Enkel Khosrus III., welcher 590 den Thron bestiegen hatte; jener wurde 632 oder 633 als siebzehnjähriger Jüngling auf den Thron gehoben, nachdem das Reich mehrere

Jahre die traurigste Anarchie gesehen und ein Emporkömmling nach dem andern durch Ermordung seines Vorgängers sich zum Herrscher emporgeschwungen hatte, um nach wenigen Monaten Reich und Leben durch die Hand seines Nachfolgers zu verlieren. Der aufstrebenden Macht des Khalifenreiches konnte das persische Reich nicht länger widerstehen, am allerwenigsten der Kraft eines Omar, der Zuchtrute orientalischer Völker in Gottes Hand, und so erfuhr das Perserreich, dessen Herrscher einen besonderen Haß gegen die Christen gehegt und diesen durch mehrere blutige Verfolgungen der Christen genährt hatte, das gerechte Gericht Gottes. Schon 636 siegte Omar über Jesdegerd bei Kadisiah, 642 nochmals bei Nahawend. 651 verlor Jesdegerd Sieg und Leben nach tapferer Gegenwehr. — Das Reich der Perser ist mit diesem Ereignis zu Ende, obgleich Jesdegerds Sohn Firuz noch bis 661 als Schattenkönig regierte.

Str. 2. Satrap: So hießen schon im älteren Perserreiche die Statthalter der einzelnen persischen Provinzen. Vgl. S. 144.

Str. 5. Saracen (Sarazen), eigentlich Morgenländer, später = Araber.

5. **Grundgedanke:** „Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort."

6. **Disposition:**

Str. 1. Der tragische Untergang des Sassanidenhauses.

Str, 2—6. Omar und Harmosan.

Str. 2. Harmosan, der letzte tapfere Gegner Omars, erscheint mit einer Kette belastet.

Str. 3. Omar redet ihn stolz an, und Harmosan anwortet mutig und doch vorsichtig.

Str. 4. Harmosan bittet um eine letzte Erquickung. Seine Bitte wird gewährt. Harmosan zaudert mit dem Trinken, weil er den Trunk vergiftet wähnt.

Str. 5. Omar benimmt den Gefangenen diese Furcht und weist den Vorwurf zurück, als sei einem Moslem solche Täuschung gegen irgend einen, welcher seine Gastfreundschaft anspreche, zuzutrauen. Zugleich kleidet er seine Aufforderung zum Trinken unabsichtlich in eine Form, welches die Geistesgegenwart des Gefangenen sofort benutzt, um sich das Leben zu erhalten.

Str. 6. Harmosans Vertrauen auf Omars Hochherzigkeit und Treue wird belohnt.

7. Im **Grundgedanken** berührt sich diese treffliche, durch knappe und doch so durchsichtige, anschauliche Darstellung und schöne Form ausgezeichnete Ballade mit Chamissos: Weiber von Weinsberg und dem Gedichte Schillers: Deutsche Treue*).

*) Auch dies Gedicht wird später Auslegung finden. Vergl. Erl. Bd. IV[2], S. 12.

8. **Geschichtliche Grundlage** und Vergleichung derselben mit der poetischen Darstellung. Schon 632 war Khaled, Abubekrs Feldherr, in Persien eingefallen, im J. 636 hatte Omar (634—643) in einer blutigen Schlacht bei Kadisiah den jungen persischen König Jesdegerd, der sich der Führung seines feigen Feldherrn Rustan überlassen hatte, entscheidend besiegt, und Vaid, Omars Feldherr hatte 637 im März die Stadt Ktesiphon am Tigris, in welcher die reiche Königsburg der Perser lag, erobert. Ja, die Araber trugen damals ihre siegreichen Waffen bis zum Oxus. —

Das Ereignis aber, welches Platen für seine treffliche Dichtung benutzt hat, wird in den historischen Berichten ganz anders, als in dem Gedichte erzählt. Dort heißt es, z. B. bei Gibbon 12, 201: „Nach einer tapferen Verteidigung wurde Harmozan, Fürst oder Satrap von Ahwaz und Susa, gezwungen, seine Perser und sein Land des Khalifen Gnade zu übergeben. Ihre Zusammenkunft gibt uns ein Gemälde arabischer Sitten. In Omars Gegenwart und auf seinen Befehl wurde der kühne Barbar seines mit Gold gestickten Oberrocks und seiner mit Rubinen und Smaragden besetzten Krone beraubt. „Fühlst du nun," sprach der Sieger zu seinem nackten Gefangenen, „fühlst du nun Gottes Urteil und den verschiedenen Lohn des Unglaubens und Gehorsams? „Ach!" erwiderte Harmozan, „ich fühle es zu tief. In den Tagen unserer gemeinschaftlichen Unwissenheit fochten wir mit den Waffen des Fleisches, und mein Volk siegte; Gott war noch neutral. Seit er sich eurer Sache angenommen, habt ihr unsere Herrschaft und Religion gestürzt." Niedergebeugt durch diese traurige Unterredung, beklagte er sich über unerträglichen Durst, verriet aber einige Furcht, daß er, während er eine Schale Wasser tränke, würde erschlagen werden. „Sei ruhig," sagte der Khalif, „dein Leben ist sicher, bis du dies Wasser getrunken hast." Der verschlagene Satrap nahm die Versicherung an und warf augenblicklich das Gefäß gegen die Erde. Omar wollte den Betrug rächen; aber seine Gefährten stellten ihm die Heiligkeit des Eides vor. Harmozan selbst bekehrte sich bald und erhielt nicht nur völlige Verzeihung, sondern selbst ein Jahrgeld von 2000 Goldstücken."

Die Verschiedenheit zwischen der historischen Grundlage und der poetischen Ausführung ist überraschend groß. Zwar sind einzelne Züge und diese auch ganz treu vom Dichter beibehalten; im ganzen aber stellt Platen uns zwar einen fanatischen Muhamedaner, einen stolzen und strengen Sieger in Omar vor, aber zugleich einen Mann von hochherziger Gesinnung und Mannesehre. Der Omar der Geschichte zeigt sich nicht blos hart, sondern auch an dem Unglück eines besiegten Fürsten sich weidend, dabei aufbrausend und treulos, so daß seine Diener ihn an Fürstenpflichten erinnern müssen. —

Aber auch Harmosan hat bei Platen nur gewonnen. Der geschichtliche ist zwar stolz und tapfer, aber besiegt gegen den Sieger kriechend,

heuchlerisch, schmeichelnd; seine Leichtfertigkeit, mit welcher er seine Religion wie ein Kleid wechselt, seine ränkevolle Verstellung und schlau ausgedachte, mit aller Heuchelei in Scene gesetzte, Überlistung widern uns an: er ist eine elende Erscheinung. Ganz anders der Harmosan Platens. Er ist tapfer und kühn, so lange er frei ist, aber auch als Gefangener eine charakterfeste, würdevolle Figur, die nicht heuchelt, wenn auch nicht tölpelt, freimütig spricht ohne zu verletzen und zu reizen, und so dem Gegner imponiert, auch als Bittender Achtung einflößt, so daß der Bittende zu befehlen scheint. Erst die Raschheit, mit der seine Bitte erfüllt wird, macht ihn stutzig und läßt ihn etwas zaudern, aber keine ängstliche, unmännliche Todesfurcht verraten. Der Gedanke, daß Omars Worte ihm ein Mittel zur Erhaltung des Lebens bieten würden, kommt rasch und wird rasch zur That. Der Held hat Geistesgegenwart, auch in den schwierigsten Augenblicken seine volle Besonnenheit, aber er erscheint uns nicht als eine verschlagene, sondern nur als eine ebenso kluge und rasche, als tapfere Persönlichkeit.

In der Geschichte sind Omars Mannen die edelsten Personen, in dem Gedichte müssen sie mit Omar die Rolle tauschen; dort dachten die Knechte königlich, der König hatte eine Bedientenseele; hier ist den Untergebenen ein bedientenmäßiger, niedriger Geist untergeschoben.

9. **Aufgaben:** 1. Vergleichung des Gedichts mit der geschichtlichen Grundlage. — 2. Vergleichung mit „Deutsche Treue“ von Schiller, — 3. Harmosan und die Weiber von Weinsberg*). Eine Parallele. — 4. Charakteristik Omars und Harmosans a. nach dem Gedichte, b. nach der geschichtlichen Quelle. — 5. Vergleichende Charakteristik der beiden Männer. — Dichterische und historische Wahrheit, dargestellt in ihrem Unterschiede an Omars Überlistung durch Harmosan. — 7. Vergleichung des vorstehenden und der beiden nachfolgenden Bearbeitungen von Rückert und Schwetschke.

10. **Zur Vergleichung:**

1. Hormusan.[1])
(Von Friedrich Rückert.)
[Ges. Werke VI. Frankf. a. M. 1868. S. 25.]

1 Hormusan, der edle Perser, ist gebunden und geschnürt,
Daß er seinen Tod empfange, seinen Siegern vorgeführt.
Furchtlos im Araberkreise[2]) wendet er des Blickes Flug,
Läßt dann mit Begier ihn haften am gefüllten Wasserkrug.
„Gott! nur eine einz'ge Schale von der vollen Lebensflut,
5 Daß ein Trunk zum letztenmale[3]) lösche meines Durstes Glut.“

*) „Eines Keysers Wort will sich nit gebühren zutrehen oder zudeutelen.“ (Zinkgref, Apophtheg m. 1, 30.) Vgl. Erl. I.[3], S. 96.

[1]) Hormusan. Die andere Vokalisation des Wortes ist nicht auffallend. Vgl. Muhamed, Mohamed, Mahomed. — [2]) Araberkreise. Die Betonung des Wortes Araber, welche die zweite Silbe lang ausspricht, ist nicht die gewöhnliche. — [3]) Binnenreim mit Schale in Zeile 4. — [4]) Diese Worte: „sicher nur des Le-

Und des Siegers Großmut winket einem seiner Sklaven zu:
„Einen letzten Labebecher dem Gefangnen reiche du!"
Das empfangne Wasser schauet Hormusan mit tiefem Sinn,
Statt der flüchtgen Labe sieht er volle Lebenshoffnung drin.
10 Doch als wie vor unversehnem Streiche bangend, blickte er:
„Omar! bin ich sicher, bis ich diesen Becher trinke leer?"
„Leere, sicher nur des Lebens,[4]) ihn bis auf den letzten Zug!
Ist von durst'gen Lippen doch geleert ein Becher schnell genug!"
Aber Hormusan, entschlossen, setzt den labevollen Rand
15 Ab von der verlechzten Lippe, die den frischen Durst empfand:
Schleudert aus der Hand, als sei er seinen Tod zu halten bang,[5])
An den Boden das Gefäß, wo es in tausend Scherben sprang.
Der Chalife schaut betroffen: „Ist dein Durst so schnell verraucht?"—
„Nein, doch eine größre Hoffnung ist im Becher aufgetaucht,
20 Hast du Sicherheit verheißen, bis ich diesen trinke leer,
Siehst du, leer in meinem Leben trink' ich diesen nimmermehr."
Der Chalife schaut betroffen,[6]) doch der Becher liegt zerschellt.
„Einen Freibrief hab' ich, ohne daß ich's wußte, ausgestellt.
Doch bewußt ist es den Zeugen, und der Freibrief ist gestellt,
25 Untersiegelt von dem Höchsten, dem dein Leben wohlgefällt.
Durst'ger, diesen andern Becher reich ich dir nun, meinem Gast,
Diesen kannst du leeren, ohne daß du Tod zu fürchten hast."[7])

---

bens" klingen hart und unverständlich; Nodnagel hat scheinbar recht, wenn er das nur zu „leere" ziehen will. „Leere immerhin, des Lebens sicher", 2c. — [5]) „als sei er seinen Tod zu halten bang" = ungeschickter Ausdruck, durch welchen der Dichter aussprechen will, daß Hormusan ebenso bange gewesen sei, das Gefäß in der Hand zu halten, als wenn er ein tödliches Gift, ja selbst den Tod in demselben gehalten hätte. — [6]) V. 22 hat mit V. 18 denselben Anfang; ein auf den Leser nicht angenehm wirkender Gleichklang, wo wir eine Steigerung des Ausdrucks erwarten mußten. — [7]) Das Versmaß ist ein trochäisches: unvollständige 8füßige trochäische Reimpaare ohne eine strenge Diärese finden wir, und nicht selten ist die Skansion der Verse recht erschwert. Platens Verse klingen viel besser und sind durchaus sorgfältig gebaut. Die Unterschiede beider Dichtungen hebt Nodnagel hervor. Am Rückertschen Gedichte lobt er, daß wir gleich mitten in die Handlung eingeführt werden, doch rügt er allzusehr die erste Strophe Platens, welche eine recht gute Exposition darbietet und nur den Fehler hat, an fremdklingenden Eigennamen Überfluß zu besitzen. Daß Platen seinen Helden um einen Becher Weines bitten läßt, ist nicht so auffallend; denn, obgleich Omar als Moslem keinen Wein trinkt, so durfte ein Perser doch um diese letzte Erquickung bitten. Im übrigen ist der Unterschied zwischen der Rückertschen und Platenschen Darstellung auf der Hand liegend; der Vergleich fällt zu gunsten Platens aus. Der Hormusan Rückerts ist ein Mensch, welcher seine Rettung plant und glücklich erreicht, während der Harmosan Platens seine Ruhe, Charakterstärke und Geistesgegenwart soweit behauptet, daß er auch im Augenblicke des Todes mit edler Kraft antwortet und ein unabsichtlich gesprochenes Wort des Chalifen als Rettungsanker ergreift und mit vollem Vertrauen auf die Fassung des Wortes, des Fürstenwortes, handelt und so dem Chalifen die vollste Achtung, nicht nur sein Leben abgewinnt. —

2. Hormusan.

(Von Karl Gustav Schwetschke.)
[Geb. den 5. April 1804 in Halle a. d. S., c. 1882 †.]

1 Frohen Laufes flieh'n die Boten hin zu deines Lagers Zelten,
Siegesfürst vom Stamme Koreisch,[1]) Licht und Sonne ird'scher Welten;
In der Scheide ruh'n die Schwerter, in dem Köcher die Geschosse,
Schnaubend über deiner Feinde Leichen sprangen ihre Rosse!
5 Und umstrickt von Band und Fessel tritt aus wilder Sieger Mitten
Stolz ein Perserheld, der noch in letzter Gegenwehr gestritten,
Hormusan, der Leu der Berge, hin zu des Kalifen Throne,
Der dem allzukühnen Kämpfer Tod bestimmt zu schlimmem Lohne.
„Nicht", beginnt der müde Streiter, „sollst du feig mich hören klagen;
10 Aber einen Wunsch, o Sieger, wolle nicht dem Feind versagen:
Nur noch einen vollen Becher, angefüllt mit kühler Welle,
Laß dem Todverlechzten reichen hier auf des Verderbens Stelle".
Omar spricht: „Auf schuld'gem Haupte will ich Leid nicht doppelt häufen;
Wohl, so mag von meiner Gnade dir noch dieser Becher träufen".
15 Und den vollgefüllten führet brünstig Hormusan zum Munde —
Sieh, da blitzt ein Strahl des Heiles auf aus dem krystallnen Grunde,
Und im klaren Quell der Wogen, in dem duftigen, dem reinen,
Sieht er einen Himmelsbogen, einen Stern der Hoffnung, scheinen.
Scheu umblickend ruft der Schlaue: „Daß ich völlig mich erlabe,
20 Herr, nicht eher laß mich sterben, bis ich dies getrunken habe!"
„Auch die Bitte noch gewähr' ich," rufet Omar, — Und von hinnen
Schleudert Hormusan den Becher schnell zum Sand mit klugen Sinnen.
Aber zürnend der Kalife spricht: „Was soll solch Spiel dir nützen,
Daß du letzten Trank der Labe also thöricht willst verspritzen?"
25 „Nein, o Herr," ruft jetzt in Hasten Hormusan, „wie wäre Labe,
Was, hätt' ich es ausgetrunken, mir gebracht so bittre Gabe?
Nimmer trink' ich nun die Welle, die schon in den Sand verronnen.
Herr! du ließest Heil mich schöpfen ganz aus milder Worte Bronnen!"
Und mit staunendhohem Blicke wäget Omar solch Beginnen.
30 „Perser! jetzo werd ich deiner Mannheit Tugend völlig innen,
Solch ein Held mit Schwert und Listen wandle frei des Heiles Pfade,
Voll den ausgeleerten Becher füll' ich neu mit meiner Gnade."[2])

[Litterarisches: *Rodnagel., S. 205.]

---

[1]) Die Koreischiten waren ein Stamm der Araber in Hedschas, dem die Hütung der Kaāba, des muhamedanischen Heiligtums zu Mekka, anvertraut war; aus diesem Stamme gieng Muhamed und auch Omar hervor.

[2]) Das Versmaß ist dasselbe, wie im Gedichte Rückerts; nur sind die trochäischen Achtfüßler vollständig und somit die Reime weiblich. Sonst steht dies Gedicht als eine verbesserte Auflage des Rückertschen zwischen dem Rückerts und dem Platens, das letztere nicht völlig erreichend. Die Schlußwendung ist ohnehin von der bei Platen verschieden. Platen spricht die Begnadigung nur als Folge des fürstlichen Wortes aus, an welches

75. Wittekind.

1820.

[Platen's ges. Werke. 1. Band. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1853. S. 133.]

1. Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrote, lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?
Mit Schritten leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise?
Das ist der Sachse Wittekind.

2. Schon focht er wider mut'ge Franken
Durch lange Jahre blut'gen Streit,
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit:
Nun schlich er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

3. Da fühlt er plötzlich sich umrungen
Von Melodieen sanft und weich,
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich;
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüst'ge Heer,
Da sieht er Beter statt der Streiter,
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

4. Weihnachten war herangekommen,
Der heil'ge Morgen war entglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Karls Gemüt:
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

5. Hoch über'm Altar prangt und raget
Ein blauer, golddurchwirkter Thron,
Drauf sitzt die reine Maget,
Und ihr im Schoß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
Das heilige Gerät,
Und alle Farben, alle Töne
Begrüßen sich mit Majestät.

6. Schon kniete brünstig, stillandächtig
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heldenschar:
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarbner Schein
Auf ihre klaren Angesichter,
Da tritt der Heide keck hinein.

7. Er staunt, als er die stolzen Päre
Mit Karl auf ihren Knien erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sakrament;
Doch staunt er des nicht minder,
Da sich kein Priester fand,
Und sieh! es kamen Engelkinder
Im blütenweißen Lichtgewand.

8. Sie boten zum Versöhnungsmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragdner Schale
Sie trugen wunderbar;
Und Jubel füllt die Seelen,
Empfahend Brot und Wein,

---

sich der Todgeweihte nicht umsonst anklammern soll, Schwetschke zugleich als ein Zeichen der Achtung, welche Omar dem Hormusan zollt, in welchem er sich einen Helden und Ratgeber, einen Freund zu erhalten hoffen kann.

Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein.

9. Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß.
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt:
Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!

1. **Erläuterungen:** Str. 2. fechten ist hier transitiv gebraucht. — Die Bettlertracht, d. h. die Verkleidung, kommt dem Wittekind, welcher sonst nur mit Fellen, wie ein echter sächsischer Kriegsheld gekleidet war, feige vor.

Str. 3. Die überraschenden Klangworte umrungen, geklungen malen durch die Seltsamkeit das Auffallende, der liebliche Klang derselben malt das Angenehme, der dreifache, also reiche Reim die Fülle der Töne, welche des Spähers Ohr treffen: Es sind ungewohnte, kräftige, melodische Töne, welche die Verwunderung Wittekinds hervorrufen müssen. War das schon wunderbar, was er hörte, so noch viel mehr das, was er sah: Alle die gefürchteten Krieger sind stille Beter geworden, die statt aller Waffen das Kreuz tragen.

Str. 5. „Die reine Maget" (Magd, Maid) = die reine Jungfrau. maget ist die echt mittelhochdeutsche Form, aus der sich magit und mait oder maid und magad, maged, magd nach und nach entwickelt haben, jenes vorzugsweise im Sinne der keuschen Jungfrau, dieses im Sinne der Dienerin. Die umgekehrte Entwickelung in der Bedeutung haben mägdlein (aus maged) und mädchen (mädel) genommen.

Str. 7. Päre, Plural von Pair, spr. Paer = Kronvasall (Graf), von par (pares) = gleich genannt, weil sie mit dem Könige gleichen Standes und gleicher Würde waren. König Karls Meerfahrt von Uhland macht ihrer zwölf namhaft: Roland, Holger von Dänemark, Oliver, Erzbischof Turpin, Naimis im Bart, Baierns Herzog, Richard ohne Furcht von der Normandie, Ganelon, Riol von Mons, Gui von Burgund, Graf Garein von Lothringen, Graf Lambert von Berri und Gottfried von Anjou.

2. **Die geschichtliche Grundlage.** Es wird nun allerdings in manchen Sagen von Karls Verkehr mit Engeln berichtet (so sollen Engel ihm den göttlichen Befehl zum Kampf gegen die Ungläubigen in Spanien überbracht haben), allein im Zusammenhange mit Wittekinds Taufe wird diese Engelserscheinung nicht einmal von der Legende erzählt.

Darum hat auch Simrock, übrigens ein Katholik, diese Stelle der Platenschen Dichtung in folgender Weise umgearbeitet:

Doch staunt er des nicht minder,
Was man dem Gotte bot;
Nicht Pferde fielen hier noch Rinder,[1])
Sie opferten[2]) nur Wein und Brot.

Der Priester bot zum Liebesmahle
Die Hostie[3]) dem Kaiser dar,

[1]) Wie es bei den Sachsen zu geschehen pflegte. — [2]) Das Opfern der Elemente geschieht in der Sakramentshandlung; daher hat das geweihte Brot den Namen Hostie oder

Die auf smaragdner Schale[4])
Sich wandelt[5]) wunderbar;
Was alles Volk erquickte
Unter des Brotes Bild,
Ein lebend Kind darin erblickte
Sein Aug', ein Knäblein süß und mild.

Er sieht das schöne Kind erlachen,
Ihm freundlich winken: „Komm zu mir!
Ich will dich glücklich machen
Und selig dort und hier."
Und Jubel füllt die Seelen ꝛc.

Damit stimmt auch die Legende (Vgl. Bechsteins Deutsches Sagenbuch): „Karl der Große war gar mildthätig gegen Arme und Gaben Heischende, absonderlich an den großen Festtagen; deshalb folgten ihm auch die Bettler in Scharen nach. Da geschah es in einer Charwoche(!) daß Wittekind, der Sachsenheerführer, der zu Engern saß, den Kaiser zu versuchen gedachte, legte Bettlergewande an, ging in Karls Lager, wollte auch der Franken Heimlichkeit erkunden und setzte sich unter die Schar der Bettler. Da nun der erste Ostertag angebrochen war, wurde die heilige Messe gelesen, und wie der Priester das Heiligtum emporhob, so erblickte Wittekind durch ein göttliches Wunder in der Monstranz ein Kind, so schön, wie er noch nie eines gesehen hatte, und ward gegen das Kind voller Liebe. Nach dem Meßopfer wurden den Bettlern Silberstücke ausgeteilt, und da wurde Wittekinds Heldengestalt erkannt trotz seiner Verkleidung und er vor Kaiser Karl geführt. Aber Karl empfing seinen großen Gegner gütig und sprach mit ihm über den Christengott und seinen Dienst, und Wittekind erzählte von dem Kinde, das ihm vorgeschwebt. Darauf hat der Sachsenheld die heilige Taufe willig angenommen, und hat auch veranlaßt, daß viele seiner ihm untergebenen Fürsten und Führer sich taufen ließen, und Karl der Große machte ihn zum Herzoge von Sachsen, Engern und Westfalen, und verwandelte das schwarze springende Roß, welches der Sachsenheld in seinem Schilde führte, in ein weißes."

Vgl. Bäßler, Deutsche Sagen. Nr. 80., welcher aus Klopp II, 171, (nach Pertz: Monum. German. I. 167. Leibnitii Annal. Jmper. ad. ann. 807) schöpft.

Die Sachsenkriege erzählt jedes Geschichtswerk; die Taufe Wittekinds fällt in das Jahr 786.

2. **Grundgedanke:** Der Heide fühlt und erkennt in der Schönheit

---

Oblate=Geopfertes erhalten. — [3]) Vgl. Anm. 2. — [4]) Aus einer smaragdnen Schale empfangen in der Sage die Ritter vom heil. Gral das hl. Abendmahl, und zwar sollte diese Smaragdschüssel einst von Christo selbst bei Einsetzung des heil. Abendmahles gebraucht worden sein. — [5]) Sich wandelt wunderbar: Während nach dem Glauben der Katholiken Brot in Leib Christi und Wein in Christi Blut während der Konsekration sich verwandelt, ohne daß das Auge diese Veränderung sieht, wird dem Heiden Wittekind das Auge geöffnet, so daß er — in einer Vision — das Wunder der Brotverwandlung schauen kann.

des christlichen Kultus und in der Andacht der gefürchteten fränkischen Königshelden die Macht und Wahrheit des Christentums und beugt sich vor ihr, indem er sich taufen läßt und seinen Widerstand gegen die von Christo unterstützten Gegner aufgiebt.

[Litterarisches: *Reuter, S. 533.]

---

76. Der Pilgrim von St. Just.

1819.

[Ebd. S. 131.]

Nacht ist's, und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!
Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!
5. Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
10. Mit mancher Krone ward's bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
Und fall in Trümmer, wie das alte Reich.

1. Form:
Fünffüßige Jamben: ◡—◡—◡—◡—◡—. Reimpaare.

2. Zum Verständnisse des Gedichtes: Kaiser Karl V. war ein Mann voller Jugendkraft, Geistesfrische, hochfliegender Pläne, als er 1519 die Regierung antrat, und jetzt steht er gebrochen vor dem Thore des Hieronymitenklosters St. Just bei Placencia in Estremadura, sich sehnend nach klösterlicher Stille und Büßung. Was trieb ihn, seine Krone niederzulegen und bei lebendigem Leibe zu sterben? Das Scheitern aller seiner Pläne. So ereignisreich seine Regierungszeit war, glücklich war sie nicht. Er wollte Frankreich demütigen, die Türken vernichten, die Ketzerei der Reformation ausrotten, von dem Papste sich unabhängig machen, seine Hausmacht festigen, das alte deutsche Kaiserreich wiederherstellen in Macht und Glanz — und erreicht hat er gar nichts. Und warum scheitern sie alle, seine Pläne, Hoffnungen und Wünsche? Warum sah er sich von den Freunden verlassen, von den Glaubensgenossen nicht geliebt? Woher seine unglückliche Hand in allen Stücken? Wir haben nur eine Antwort auf diese Frage: Weil er der Stimme der Wahrheit aus äußeren Rücksichten nicht Gehör schenken, der Macht des heiligen Geistes in der Reformation nicht gehorsamen wollte, weil er wider den stritt, dessen Hand das Werk der Reformation leitete, schützte, segnete, läuterte, deshalb gelangen alle seine Pläne nicht, und was er sich vornahm, wurde zu schanden. — So hat er denn deutsches Reich und Krone an Ferdinand und die außer=

deutschen Länder seinem Sohne Philipp abgetreten und will noch lebend aus der Welt scheiden. (1556.) In der Abschiedsrede von den niederländischen Ständen sagt er selbst, daß seine Regierung eine stete **Pilgerschaft** gewesen sei. So kann denn Platen ihn wohl „**den Pilgrim**" nennen.

In einer furchtbar wüsten, sturmvollen Nacht kommt er allein wandernd am Ziele an. Die Natur ist der Abglanz seiner Gemütsstimmung, ist ein Nachbild seines bisherigen Lebens. So trostlos, so sturmvoll war auch die Zeit seines Regiments gewesen, wie jetzt seine Wanderung nach dem Kloster ist. Ein **solches** Leben ist die Wanderung zum Kloster am Lebensabend. Er zieht an der Glocke und ruft: Hispanische (d. h. Spanische) Mönche, thut mir auf die Thür!

Er will Aufnahme im Kloster haben, will selbst ein Mönch werden. Er will nicht nur Obdach und Ruhplatz wie ein Reisender, er will hier bleiben, ruhen bis zur Mitternacht, wo sie durch den Ton der Glocke zur ersten Andacht gerufen würden.*)

Nur zwei Dinge verlangt er: ein Ordenskleid und einen **Sarg**.**)

Mit der kleinsten Zelle will er zufrieden sein, der über die halbe Welt gebot, in dessen Reich die Sonne nicht unterging; das Hauptaar, einst vom Diadem (= königliche Kopfbinde) geschmückt, soll jetzt nach Art der Mönche geschoren werden: die Kutte, das einfache Mönchskleid, soll jetzt dessen Schultern bedecken, den einst der kostbare, mit Hermelin besetzte Kaisermantel schmückte. Für die Welt bin ich schon tot, obgleich ich noch lebe, und solches Los suche ich, da ich den Tod nicht suchen darf. Ich bin nur noch eine verfallene Ruine, wie auch das alte Reich morsch und dem Einsturz nahe ist. — Der Kaiser lebte neben dem Kloster in einem kleinen Hause, welches er sich schon früher zu diesem Zwecke hatte erbauen lassen, seine Zeit mit Andachtsübungen, Gartenbau und Verfertigung künstlicher Maschinen verbringend, zwei Jahre. Am 21. Sept. 1558 verschied er, nachdem er wenige Wochen vorher bei lebendigem Leibe sein eigenes Leichenbegängnis hatte halten lassen und demselben als Zuschauer beigewohnt hatte. Die feierlichen Totengesänge in der Kirche, Trauergerüste und Seelenmesse erschütterten ihn so, daß infolge dieser geistigen Aufregung sein Tod sehr bald eintrat.

3. Zur **Würdigung** des von Karl Löwe trefflich komponierten Gedichtes sei nur auf die **Harmonie** zwischen der Natur und Seelenstimmung des **Pilgers** aufmerksam gemacht, sowie auf die in der Form knappen und doch in Kontrasten wirksamster Art den Kaiser und den Mönch uns vorführenden, überaus traurig klingenden Reimpaare.

4. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Kaiser Karls V. Lebensabend und

---

*) **Geschreckt** sind die, welche sich verschlafen zu haben glauben und noch zur Kirche eilen, oder die, die Strafen der Oberen fürchtend, überhaupt nur ungern, gezwungen kommen. In letzterem Falle will Karl gern und **willig** erscheinen.

) **Sarkophag (=Fleischfresser), war ursprünglich ein aus besonderem Stein gehauener, die Leichen schnell aufzehrender Sarg; jetzt versteht man darunter einen altertümlich gearbeiteten, kostbaren, über der Erde stehenden Sarg.

Lebensende. — 2. Die Leiche von St. Just (nach der Ballade gleichen Namens von Anast. Grün). — 3. Karl der Fünfte und Kolumbus. Ein Vergleich. — 4. Vergleichung der Ballade Platens mit a. Anast. Grüns: Die Leiche in St. Just: — b. Wehls: Kolumbus' Sterbewunsch (gesonderte Aufsätze). — 5. Karl der Fünfte. Ein Lebensbild. —

5. Zur Vergleichung:

Kolumbus Sterbewunsch. 1506.

(Von Feodor Wehl.)

[Geb. 19. Febr. 1821 zu Kunzendorf in Schlesien, seit 1869 in Stuttgart Hoftheaterdirektor.]

Zu Valladolid in seiner Sterbestund'
Christoph Kolumbus sprach mit bleichem Mund:
„Von allen Ehren, die die Welt mir gab,
Nicht eine nehm' ich mit mir in das Grab.
Den Königsmantel von San Salvador
Die Schulter lang in Fetzen schon verlor,
Der Gnadenhut, mit dem man mich geschmückt,
Zerstampft ward er, zertreten und zerstückt.
In tausend Scherben sprang das goldene Vließ,
Mit dem Fernando einst mich zieren ließ.
Die Würden, die mir Isabell' verlieh,
Der Haß und Neid mit Geifer mir bespie,
Die Ketten nur, in die mich Undank schlug,
Unangetastet ich durchs Leben trug.
So holt sie nun, die ich so treulich barg,
Und legt sie mit der Leiche in den Sarg.
Der eine neue Welt dem Erdball gab,
Der nimmt als Lohn die Ketten mit in's Grab.

[Litterarisches: *Kriebitzsch, Musterstücke. S. 147. — Armknecht, Eklogen. S. 41. — *Gude IV., S. 282. —

Biographie des Dichters.

Karl August Georg Graf von Platen-Hallermünde, des preuß. Oberforstmeisters Grafen Philipp zu Ansbach Sohn, wurde 1796 am 24. Okt. in Ansbach, wo einst der Dichter Cronegk eine kurze Zeit gelebt hatte, und zwar im Todesjahre des Ansbacher Dichters Uz geboren. Von seinen „höchst würdigen Eltern," wie er sie in der verhängnisvollen Gabel selbst nennt, trefflich erzogen und vorbereitet, wurde er nach dem Wunsch der Eltern, nicht nach seinem eigenen, Militär, ward 1814 zum Lieutenant ernannt, zog 1815 mit nach Frankreich, kehrte im Spätherbst zurück, gab seinem unwiderstehlichen Triebe zum Reisen nach, durchwanderte 1816 die Schweiz zu Fuß, begab sich nach anhaltenden autodidaktischen Studien 1818 auf die Univ. Würzburg, studierte dort angestrengt Philosophie und Philologie, lernte nach und nach elf fremde Sprachen, zog im September 1819 nach Erlangen, ward mit Schelling bekannt und verlebte in Erlangen die glücklichsten Tage, machte auf Ferienreisen die Bekanntschaft Göthes, Jean Pauls, Schwabs, Uhlands, Rückerts, besuchte im Herbste 1824 Ober-Italien und konnte sich von diesem Lande seitdem nicht für lange mehr trennen. Dort wollte er sein Leben beschließen, und wenn er sich „dahin betteln müßte." Von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart anständig für die „verhängnisvolle Gabel" honoriert, vom Könige

Ludwig v. Bayern beurlaubt, zog Platen im Septbr. 1826 nach Italien, sah Florenz, verlebte einen Winter in Rom, litt aber durch die ungewohnte Milde des Klimas so sehr, daß ihm wegen seiner geschwächten Nerven jede dauernd anspannende Arbeit untersagt wurde. Doch besserte sich sein Gesundheitszustand in Neapel 1827; gleichwohl war er nahe daran, in die Melancholie, die ihn schon mehrmals überfallen hatte, zurückzusinken. Da fand er einen gleichgesinnten Deutschen, den heiteren Maler und Dichter August Kopisch, zu welchem er in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat. Im Jahre 1828 wurde er, der noch immer in Italien weilte, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu München, durch welche Ernennung König Ludwig ihm eine hinreichend unabhängige äußere Existenz verlieh. Im Jahre 1832 kam der Dichter nach Deutschland, durch den Tod seines Vaters zurückgerufen, verlebte einen stillen Winter in München, reiste 1833 nach Venedig, war noch einmal in Bayern 1834 und kehrte dann nach Italien, dem Lande seiner steten Sehnsucht zurück, um nicht wieder die Heimat zu sehen. Aus Neapel zog er aus Furcht vor der ausgebrochenen Cholera nach Sicilien, wollte in Syrakus seinen Winteraufenthalt nehmen, erkrankte dort und führte selbst seinen Tod herbei, indem er, an der Cholera sich erkrankt wähnend, übermäßig Kamphergeist und Kamillendekokte anwandte. Er starb am 5. Dezbr. 1835 und ward in der Nähe der Stadt Syrakus in dem Garten der Villa Landolina begraben.

Platen ist der formgewandteste Dichter der Deutschen, welcher namentlich in den altklassischen und orientalischen Formen eine Meisterschaft entfaltet hat, wie vor und nach ihm keiner. Dabei war er ein tiefer, sittlich reiner Charakter, der nur der Kunst lebte; seine Werke sind Kunstwerke in der Form, zugleich reich an Inhalt; in der Lyrik hat er Großes geleistet, in Sonetten, Oden, Ghaselen, Balladen besonders, als dramatischer Dichter sich in Schauspielen, auch in der humoristisch=satyrischen Komödie versucht, in der verhängnisvollen Gabel die Schicksalstragödienverfasser, im romantischen Oedipus Immermann, Heine und die romantische Schule geißelnd; reizend sind seine dramatisierten Märchen. Daß seine Gedichte nicht frei sind von Weltschmerz, von einer steten Klage, daß er verkannt oder nicht genug von den Deutschen anerkannt werde, von Eigenlob, kann nicht verschwiegen werden. Seine Charakteristik giebt er selbst in seiner „Grabschrift“:

[Platens gesammelte Werke. Bd. 2., S. 146. Stuttgart 1853.]

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiedenen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Schriften des Dichters.

Ghaselen. 8. Erlangen, Heyder. 1821. 8 Gr.
Lyrische Blätter. 8. Leipzig, Brockhaus 1821. 1 Thlr.
Vermischte Schriften. 8 Erlangen. w. o. 1822. 1 Thlr.
Gedichte 1828. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Ggr. — 2. A. 1834. 2 Thlr. 20 Gr. — 1843. 2 Thlr. — 1848. 1⁴/₅ Thlr. 1852. 2 Thlr.
Geschichten des Kgr. Neapel von 1414—1443. Frankf. a/M., Sauerländer. 1²/₃ Thlr.
Die Liga von Cambray. Gesch. Drama in 3 Akt. Ebd. 1833. 12 Ggr.
Der romantische Oedipus. Lustsp. in 5 Akten. Cotta 1829. 12 Ggr.
Schauspiele. Ebd. 1828. 1 Thlr. 8 Ggr.
Sonette aus Venedig. Erlangen 1825. Heyder. 4 Sgr.
Gesammelte Werke in 1 Bde. Stuttgart 1839. Cotta. 4¹/₂ Thlr.
Die Abbassiden. Gedicht in 9 Gesängen. Ebd. 1835. 20 Ggr. — Reclam, Leipzig. 1873. 2 Sgr.
Briefe an Joh. Minckwitz. 1836. Kummer, Leipzig. 22 Ggr.
Gesammelte Werke. 5 Bde. 16°. Stuttgart, Cotta, 1843. 2¹/₂ Thlr. — 1847 4¹/₂ Thlr. gr. 8° — 1858. 16°. 2²/₃ Thlr. —
Briefwechsel zwischen einem Berliner und einem Deutschen. Straßburg, o. J. Schmidt u. Grucker. 3³/₄ Sgr.
Poetischer u. litterarischer Nachlaß. Ges. u. herausg. v. Johs. Minckwitz. 2 Bde. 16. Leipzig, 1852. Dyk. 1³/₄ Thlr. N. Ausg. 1853. 54. 20 Sgr.
Polenlieder. Frankf. a/M. 1849. Litterar. Anstalt. 7¹/₂ Sgr.
Gesammelte Werke. 2 Bde. Stuttgart 1869, Cotta. 21 Sgr. — Mit 9 Stahlst. Göpel 1869. 1 Thlr. 10 Sgr. — N. A. 3 Mk. 1876. Cotta. — 1877. 12 Mk.
Gedichte. Reclam. 1871. Leipzig. 4 Sgr.
Lebensregeln. Stuttgart 1876. Kinzinger 50 Pf.
Ausgew. Gedichte. Erl. von Prof. Dr. Schäfer. Cotta. 1878 4 Mk.
Werke, Hsg. von Karl Chr. Redlich. Berlin 1880—83. 3 Bde. Hempel. Mk. 8.
Sämtl. Werke in 4 Bdn. Mit einer biographischen Einleitung von Karl Goedeke. Stuttgart. 1882/3. Cotta. 4 Mk. (Bibl. der Weltlitteratur.)
Lebensregeln. 4. verb. Aufl. Erfurt 1883. Bartholomäus. 40 Pf.
Gedichte. Hsg. von Karl Chr. Redlich. Berlin, Hempel. 1884. 2,80 Mk. geb. 3,50 Mk.

Robert Prutz.

77. Der Räuber.

[Prutz, Gedichte. 3. Aufl. 1847. S. 60.]

1834.

Auf dem öden Scheidewege,
Hinterm hohen Krucifixe,
Stand der Räuber listig lauernd,
In der Hand den blanken Säbel
5 Und die Büchse scharf geladen.
Denn den Kaufmann wollt' er fangen
Der mit Geldes reicher Fülle,
Mit Gewändern, edlen Weinen
Von dem Markte heut zurückkehrt.
10 Schon hinunter sank die Sonne,
Und der Mond tritt durch die Wolken,
Und der Räuber steht erwartend
Hinterm hohen Krucifixe.
Horch! da tönt's wie Engelstimmen;
15 Leise Seufzer, laute Bitten
Kommen, hell wie Abendglocken,
Durch die stille Luft getragen;
Süß mit ungewohnten Tönen
Stiehlt Gebet sich in sein Ohr,
20 Und er steht und lauscht begierig.
„O du Schirmvogt der Verlaßnen!
O du Hüter der Verlornen!
Neig', o neig' dein himmlisch Antlitz,
Sonnenhelle, selig lächelnd,
25 Nieder auf uns arme Kleine!
Breit', o breit' die lieben Arme,
Die du ausgespannt am Kreuze,
Wie zween Flüglein um den Vater,
Daß kein Sturm den Pfad zerwühle,
30 Daß sein gutes Roß nicht strauchle,
Nicht der Räuber, stumm und laurend,
In der Waldschlucht ihn entdecke.
O du Schirmvogt der Verlassnen,
O du Hüter der Verlornen,
35 Führ' uns heim den guten Vater!“
Und der Räuber hört es alles
Hinterm hohem Kruzifixe.
Drauf der Kleinste, sich bekreuzend,
Fromm die zarten Hände faltend:
40 „Lieber Christe!“ lallt er kindisch,
„Ja ich weiß, du bist allmächtig,
Sitzend auf des Himmels Thronen
Unter Sternen, glänzend goldnen,
Unter Englein, lieblich lust'gen, —
45 Wie die Amme mir's erzählt hat;
O sei gnädig, lieber Christe!
Gieb den Räubern, den verwegnen,
Brot gieb ihnen, Brot in Fülle,
Daß sie nicht zu plündern brauchen,
50 Noch zu morden unsern Vater!
Wüßt' ich wo ein Räuber wäre,
Wollt' ich ihm dies Kettlein geben,
Dieses Kreuz und diesen Gürtel,
Sprechen: Lieber, lieber Räuber!
55 Nimm hier Kettlein, Kreuz und Gürtel,
Daß du nicht zu plündern brauchest,
Noch zu morden unsern Vater!“
Und der Räuber hört es alles
Hinterm hohen Kruzifixe.

60 Und von ferne hört er's nahen:
Rosse schnauben, Räder rollen,
Langsam greift er nach dem Säbel,
Langsam faßt er nach der Büchse,
Und so steht er lange sinnend
65 Hinterm hohen Kruzifixe.
Niederknieen noch die Kinder:
„O du Schirmvogt der Verlaßnen!
O du Hüter der Verlornen!
Führ' uns heim den guten Vater!"

70 Und der Vater kommt gefahren,
Wohlbehalten, ungefährdet,
Schließt die Kinder an den Busen,
Selig Stammeln, süße Küsse —
Und kein Räuber ward gesehen!
75 Nur den blanken Säbel fand man,
Fand die Büchse, scharf geladen,
Hinterm hohen Kruzifixe:
Beide waren ihm entsunken.

Gereimte Nachbildung des vorigen Gedichtes.

Auf dem öden Scheidewege, hinterm hohen Kruzifixe,
Mit dem Säbel in dem Gurte, in der Hand die gute Büchse,
Steht der Räuber, stumm und lauernd, und des Auges dunklen Strahl
Läßt er rasch wie einen Falken abwärts fliegen in das Thal.
5 Denn den Kaufmann will er fangen, der aus weit entlegnen Ländern
Heut' zurückkehrt zu den Seinen, reich an Gold und Prachtgewändern;
Und was mühsam er erworben auf der Wandrung nah und fern —
An dem Räuber, dem gewalt'gen, find't es plötzlich seinen Herrn. —
Abend wird's, die Sterne flimmern; mit dem Säbel in der Büchse,
10 Stumm und lauernd, steht der Räuber hinterm hohen Kruzifixe.

Horch, da tönt's wie Engelstimmen! Leise Seufzer, laute Klagen
Kommen hell wie Abendglocken durch die stille Nacht getragen;
Süß, mit ungewohnten Tönen, stiehlt Gebet sich in sein Ohr,
Und er steht und lauscht verwundert hinterm Kruzifix hervor.
15 Alle sind's, des Kaufmanns Kinder, in der Jugend Blütejahren,
Braunen Auges frische Knaben, Mägdelein mit blonden Haaren;
Dicht beim Räuber vor dem Kreuze beugen betend sie das Knie,
Für die Rückkehr des geliebten, ihres Vaters, flehen sie:

„O du Schirmvogt der Verlaßnen, Hort und Pflege du der Waisen,
20 Laß den Vater, unsern teuren, ungefährdet heimwärts reisen!
Den du freundlich schon geführt hast durch die Wüste und das Meer,
Breit auch nun die holden Arme wie zween Flüglein um ihn her,
Daß kein Sturm den Pfad zerwühle, daß kein Irrlicht ihn umschwirre,
Daß sein gutes Roß nicht strauchle, nicht sein Fuß vom Wege irre,
25 Daß kein Räuber, stumm und lauernd, in der Waldschlucht ihn entdecke,
Kein Verrat den Heimgekehrten an der Schwelle niederstrecke!"

Also flehten sie; der Räuber hört' es hinterm Kruzifixe,
Schnallte fester noch den Säbel, spannte schärfer noch die Büchse.
Und der Jüngste, niederknieend, hub noch einmal an zu lallen:
30 „Lieber Herr! Ich weiß, die Amme sagt es mir, du hilfst uns allen.
Jeden Hauch vernimmst du droben; freundlich wie das Sonnenlicht,
Über Alle, Gut' und Böse, neigest du dein Angesicht;
Gieb den Räubern, den gewalt'gen, die da schwärmen auf den Wegen,
Gieb ein Haus, darin zu wohnen, einen Vater, sie zu pflegen,
35 Warme Kleider, blanke Schuhe, Wein und Speise mancherlei,
Daß sie nicht zu rauben brauchen und der Vater sicher sei!
Wüßt' ich, wo ein Räuber wäre, ging' ich zu ihm ohne Beben,
Dieses Kettchen hier am Halse, diesen Ring wollt' ich ihm geben,
Meinen Pelz, den scharlachroten, dieses Mützchen auch dazu;
40 Nimm dir alles, lieber Räuber! Nur den Vater schone du!"

Und der Räuber hört den Knaben hinterm hohen Kruzifixe,
Nach dem Säbel faßt er schweigend, schweigend faßt er nach der Büchse.
Da von ferne hört er's nahen. Rosse schnauben, Räder knarren,
Mühsam aus des Thales Grunde schwankt herauf der hohe Karren,
45 Und den Säbel zieht der Räuber, richtet langsam, stumm die Büchse;
Und so steht er, lauscht und zielet hinterm hohen Kruzifixe.
Niederknieen noch die Kinder: „Herr! um unsers Vaters Leben —
Laß, o laß die holden Arme wie zween Flügel ihn umschweben,
Daß sein gutes Roß nicht strauchle, nicht sein Fuß vom Wege irre,
50 Daß die Kugel nicht des Räubers mörderisch sein Haupt umschwirre!“ —
Und der Vater kommt gefahren, ungefährdet, wie sie flehn,
Drückt die Kinder an den Busen, und kein Räuber ward gesehen,
Nur den blanken Säbel fand man, nur die scharfgeladene Büchse;
Beide waren ihm entsunken hinterm hohen Kruzifixe.

1. Erläuterungen:

V. 1. Der Scheideweg ist nur dann öde, wenn er sich in eintöniger Gegend findet und wenn nur ausnahmsweise auf diesen Straßen Wanderer reisen. Den Abergläubischen waren die Kreuzwege ein Gegenstand des Grauens. Sie vermuteten dort böse Geister, welche dahin gebannt seien. Das Kruzifix, d. h. ein Kreuz mit dem Bildnis des Gekreuzigten, sollte dann jenem Orte das Grauen nehmen und zeigen, daß die Kraft des Herrn Christus größer sei, als die der bösen Geister.

Aber grade der Ort, welcher fromme, heilige Gedanken in uns wecken sollte, erscheint dem Räuber zweckmäßig zum Versteck und Hinterhalt, aus welchem er die tödliche Kugel versenden will.

V. 3. Die Vokale au und u in der gereimten Nachbildung wollen uns das Unheimliche, Grausenhafte andeuten, welches des Räubers Herz bewegt und aus seinen Augen zu lesen ist.

V. 14. (11.) leise — laute: Allitteration und Kontrast.

V. 17. (13.) „mit ungewohnten Tönen“: Der Räuber hatte sehr lange nicht mehr gebetet, noch andere beten hören.

V. 30. 31. (25—26.) Die Angst der Kinder bezieht sich nicht auf die Gegend, in welcher das Kruzifix stand, sondern auf eine Waldschlucht, welche der Vater eher passieren mußte, ehe er hierher kam. Diesen Ort selbst halten sie in ihrem unschuldigen Sinne für geweiht und gefeit gegen ein solches Verbrechen. Und doch steht hinter dem Bilde des Heilands ein Räuber mit Mordgedanken.

Die Mutter scheint tot zu sein, die Amme ist die Erzieherin (Bonne) des jüngsten Knaben, welcher sich den Räuber noch derselben Pflege bedürftig denkt, die er, der Knabe genießt.

V. 59. (43.) Rosse schnauben, Räder rollen (knarren): Allitteration und zugleich Klangmalerei (Onomatopoesie.) —

V. 39 in der gereimten Nachbildung: „Laß, o laß“ (Epizeuxis), ganz dem inbrünstigen, eindringlicheren Gebete angemessen, obgleich die Wie-

derholung auch dafür ein Zeichen ist, daß der Beter noch den rechten Ausdruck zu suchen hat und das volle Herz an der Zunge nicht immer die rechte Dienerin findet.

2. **Form.** Im ersten Gedichte vierfüßige trochäische Verse ohne Reim, im zweiten katalektische (unvollständige) und akatalektische (vollständige) achtfüßige trochäische Verse mit einem Einschnitt (Diärese) am Ende des vierten Fußes. (Hier wechseln regellos männliche und weibliche Reime ab.)

3. **Grundgedanke.** Auch auf ein verhärtetes Gemüt wirkt die Sprache des frommen Beters und besonders der Kinder Gebet mit endlich siegreicher Gewalt. (Haltet an am Gebet. — Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.)

4. Zur **Beurteilung** des Gedichtes: So schön der Grundgedanke und die Sprache im allgemeinen ist, so ergeben sich doch verschiedene Mängel in der Darstellung. Die leisen Seufzer mit den Abendglockentönen in der Helle des Klanges zu vergleichen, ist unpassend, selbst die lauten Klagen mit dem Glockengeläute zusammenzustellen, ist schief. — Es ist nicht gut zu denken, daß eine Reihe von Kindern (frische Knaben sind darunter) vor das Kruzifix allein getreten und nicht einmal hinter das Kruzifix gesprungen sein sollte, wo man sofort den Räuber bemerken mußte. Waisen können sich diese Kinder nur im uneigentlichen Sinne als „vom Vater getrennte" Kinder nennen. — Die Diminutivform Flüglein V. 27. (22.) paßt hier wenig, wenn man auch der kindlichen Sprache und Anschauung noch so sehr Rechnung tragen will. Das älteste der Kinder betet doch gewiß vor, die andern stille nach. (Später V. 48 steht auch besser Flügel.) — Wie man das Gebet des kleinsten Knaben, welcher so ausführlich zu reden und zu beten versteht, ein Lallen nennen kann, ist unerfindlich. — Da die Wirkung des Gebetes der Kinder, auch das des kleinsten Knaben ist, daß der Räuber den Säbel fester schnallt, die Büchse schärfer spannt, nach Säbel und Büchse (doch nicht gleichzeitig?) faßt, so erscheint das Gebet noch nicht erhört. V. 45 der Nachbildung ist nebenbei ganz unverständlich. Die Büchse wird zum Zielen und Schuß gerichtet (und dazu sind beide Hände nötig), und daneben wird (mit der rechten Hand und geräuschlos?) der Säbel gezogen. Wie ist das möglich? Daß der Räuber seine Mordgedanken nach dem 1. und 2. Gebete nicht aufgegeben hat, läßt sich erklären; — auf einen Streich fällt eine knorrige Eiche nicht. Erst da, wo es gilt zu schießen, erlahmen ihm die Hände, während seine Ohren das neue Gebet der Kinder hören; er kann nicht schießen, er zieht sich zurück. — Aber er läßt die Büchse und den Säbel entsinken (ohne daß die Kinder es hören) und geht (in den Wald zurück, unhörbar) ohne Büchse und Säbel! Man hat ihn nicht mehr gesehen, findet aber Säbel und Büchse (wann?) und kombiniert sich nun die einzelnen Handlungen des (sicher anwesend gewesenen) Räubers (!).

Es sind also ziemlich viele Unwahrscheinlichkeiten und Schwierigkeiten hier zu beseitigen.

Anm. 1. „Des geliebten, ihres Vaters“ (V. 18. Nachbildung) ist zwar eine nicht ganz gewöhnliche, aber bei Dichtern nicht ungebräuchliche Wortstellung. (Vgl. in Göthe's Getreuer Eckart: das mühsam geholte, das Bier.) Überdies bewirkt diese Trennung des Adj. vom Substantiv und die Voranstellung des Adjektivs eine ganz passende Steigerung. Vgl. die umgekehrte Wortfolge: „den Räubern, den verwegnen (I, V. 46.) oder gewalt'gen“ (II, V. 33.) Das Adjektiv erhält durch die Trennung eine stärkere Bedeutung. —

Pflege (II, V. 19.) ist wohl ein Druckfehler statt Pfleger.

Anm. 2. Ottilie Wildermuth hat dieses Gedicht benutzt zu einer ausführlichen, nach und in die Nähe von Moskau verlegten Geschichte, welche einigermaßen die vorgedachten Schwierigkeiten beseitigt hat, auch den Räuber später in die Dienste des Kaufmanns treten und, nachdem er mehrere Jahre aufs treueste gedient, endlich als Lebensretter der Kinder in Feuersgefahr sich ausgezeichnet hat, an den Brandwunden sterben läßt, sein früheres Leben durch solches edle Ende sühnend und der Begnadigung des himmlischen Richters gewiß. (Vgl. Kindergruß 1859. 1. Aufl. Stuttgart. Die Erzählung führt den Titel: Der Kinder Gebet.)

5. **Aufgaben**: 1. Gott erhöret seiner Kinder Gebet. Eine Erzählung. — 2. Das Lebensende eines bekehrten Räubers. (Nachbildung.) —

6. **Die beiden Rezensionen und ihre Quellen.** Nur das reimlose Gedicht hat wirklich Prutz zum Verfasser. Die gereimte Nachbildung steht der Prutzschen Dichtung durchaus nach. Übrigens ist dieses Gedicht nach einer Idee des Adam Mickiewicz bearbeitet worden, dessen Dichtung: „Die Heimkehr des Vaters“ von Albert Weiß (Reclams Univ. Bibl. Nr. 594. S. 25.) aus dem Polnischen metrisch übersetzt worden ist.

Leben des Dichters.

Robert Eduard Prutz, am 30. Mai 1816 zu Stettin geboren, studierte Philologie und Geschichte in Berlin, Breslau und Halle, promovierte auf der letzten Universität zum Dr. phil., wollte die akademische Laufbahn in Jena und dann in Halle einschlagen, wurde aber wiederholt in Folge seiner freisinnigen Dichtungen und einiger Versäumnisse bezüglich der Censurverordnungen gemaßregelt und ging, da ihm selbst in Berlin die Abhaltung von Vorlesungen litterarhistorischen Inhaltes unmöglich gemacht wurde, als Dramaturg ans Stadttheater zu Hamburg. Im Jahre 1849 kehrte er nach Halle zurück, wo er bis zum Jahre 1859 eine Professur der Litteraturgeschichte bekleidete. Neue Konflikte mit

Kollegen und der Regierung veranlaßten ihn zur Niederlegung seiner Stelle und zur Rückkehr nach Stettin, wo er „das deutsche Museum“ redigierte. Nach langen schweren Leiden starb er am 21. Juli 1872.

Sein revolutionärer Standpunkt, den er mit Herwegh, Freiligrath, Hoffmann von F. teilte und mit rücksichtslosem Freimut und leidenschaftlicher Glut aussprach, tritt schon in den meisten Gedichten der ersten Sammlung (1841) hervor. Auch in religiöser Beziehung steht er gänzlich auf negativem Boden.

Keck, aber voller Witz und Satire ist die „politische Wochenstube“, in welcher die preußische Regierung ungezählte Hiebe empfängt, aber auch Romantik und Orthodoxie ihr reiches Teil erhalten.

Als Dramatiker und Romanschriftsteller hat er zwar nichts Hervorragendes, aber doch manches Schöne geleistet. Am verdienstvollsten sind einige litterarhistorische Arbeiten, besonders sein „Göttinger Dichterbund“, sein „litterarhistorisches Taschenbuch“, die Geschichte des deutschen Theaters und der Journalistik.

Schriften des Dichters.

C. Löwes Kommentar zum 2. Tle. des Götheschen Faust beurteilt. Berlin 1834. Krause. 1 Thlr. 16 Ggr.

Der Göttinger Dichterbund. Leipzig 1841, Wigand. 2 Thlr.

De fontibus, quos in conscribendis rebus inde a Tiberio usque ad mortem Neronis gestis auctores ueteres secuti uideantur. Diss. inaug. Halae 1838 (Anton.) 6 Ggr.

Gedichte. Leipzig 1841, w. o. 1 Thlr. 18 Sgr.

Ein Märchen. Gedicht. Ebd. 1841. 12 Sgr.

Der Rhein. Gedicht. Ebd. 1840. 1 Sgr.

Badens 2. Kammer. 3 Gedichte. 1842. Winterthur, Litt. Compt. 5½ Sgr.

Karl von Bourbon. Histor. Tragödie in 5 Akten. Hannover 1845, Kius. 20 Sgr.

Dem Könige von Preußen. Zum Kölner Dombaufest am 4. Sept. 1842. Gedicht. 2. A. Jena, Frommann. 1842. 2 Sgr.

Gedichte. Neue Sammlung. 2. u. 3. A. Zürich 1846. Fröbel u. Co. 1 Thlr. — 4. A. Leipzig 1857. Weber 2½ Thlr.

Geschichte des deutschen Journalismus. 1. Tl. Hannover 1845. w. o. 2⅔ Thlr.

Moritz von Sachsen. Trauerspiel in 5 Akten. Zürich u. Winterthur. 1845. 20 Sgr.

Nachhall auf das kölner Dombandlied. Stettin 1842, Müller u. Co. 2½ Sgr.

Politische Poesie der Deutschen. Leipzig 1845. Wigand 1 Thlr.

Litt.-hist. Taschenbuch. 1. 2. Jahrg. 1843. 44. Ebd. 4⅔ Thlr.

Die politische Wochenstube. Komödie. Zürich 1845. 1.—3. Aufl. 22½ Sgr.

Das Engelchen. Roman. 3 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1851. 5 Thlr.

Felix. Roman. Ebd. 1851. 2 Bde. 3⅓ Thlr.

Neue Gedichte. 2. Aufl. Mannheim 1849. Grohe. 1⅓ Thlr.

Kleine Schriften zur Politik u. Litteratur. 2 Bde. 1847 (1850) Merseburg (Hebenstreit). 1½ Thlr.

Die Schwägerin. Novelle. Dessau 1851, Katz. 1½ Thlr.
Taschenbuch der neuesten Geschichte. 1. Jahrg. (das Jahr 1849.) 1851. Ebd. 2½ Thlr.
Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters Berlin. 1847. Duncker u. Humblot. 2⅓ Thlr.
Vorlesungen über die deutsche Litt. der Gegenwart. Leipzig. 1857. Mayer 2 Thlr. — 3. Aufl. Leipz. 1860, Voigt u. G. 3⅓ Thlr.
Dramatische Werke. 4 Bde. Leipzig, Weber. 5⅓ Thlr. 1847—49.
Zehn Jahre. 1840—1850. Geschichte der neuesten Zeit. 1848—50. 7 Lieff. Leipzig, Weber. 2⅓ Thlr. — 2. Bde. 2 Thlr. 1856.
Der Musikantenturm. Roman. 3 Tle. 1855. 5 Thlr. Leipzig, Brockhaus.
Deutsche Dichter der Gegenwart. Prag 1859. Kober 1½ Thlr.
Göthe. (Unterhaltende Belehrung z. Förderung allg. Bildung. Leipz., Brockhaus 1856.) 5 Sgr.
Aus der Heimat. 1858 Ebd. 2 Thlr.
Helene, ein Frauenleben. 3 Bde. Prag, Kober. 2 Thlr.
Ludw. Holberg. Sein Leben u. seine Schriften Stuttg. 1857. Cotta 3 Thlr.
Menschen und Bücher. Biogr. Beitr. z. deutsch. Litt. u. Sittengesch. des 18. Jahrh. Leipzig 1865, Hirzel.
Oberndorf. Roman. 3 Tle. Leipzig, Brockhaus 1862. 4 Thlr.
Aus goldnen Tagen. Gedichte. Prag 1861. Hamburg, Richter. 1 Thlr. 18 Sgr.
Buch der Liebe. Leipzig 1869. Keil. 1½ Thlr. — 3. A. 1874. 1¾ Thlr. — 5. Aufl. 1883. Ebd. 5,25 M.
Herbstrosen. N. Gedichtb. 3. Aufl. München, Meerhoff 22½ Sgr.
Stimmen der Liebe. Gezeichnet von G. van Drage. Fol. Berlin 1868, Korn u. Co. 5—6 Thlr.

Friedrich Rückert.

78. Der Baum des Lebens.

(Das Ghasel und die persische Vierzeile.)

[Gedichte 1841. S. 439.]

Als Adam lag im Todeskampfe schon,
Schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
Und zu genesen hofft' er noch davon.
5 Seth brach das Reis: und als er's hergebracht,
War schon des Vaters Lebenshauch entfloh'n.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
Und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag,

10 Und Israel in der ägypt'schen Frohn.
Des Baumes Blüten giengen duftend auf,
Als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr' ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
Irr' ward in seiner Weisheit Salomon.
15 Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
Beleben sollt' ein andrer Davidssohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
Im Leid an Wasserflüssen Babylon.
Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
20 Zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott
Zu dienen zu dem Holz der Passion,
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
Das Kreuz, und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
24 Da trug der Baum des Lebens blut'ge Frucht,
Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Freimund, sieh! Der Baum des Lebens wächst,
Ausbreitend sich, jemehr, als Stürm' ihm drohn.
Die ganze Welt ruh' unter seinem Schirm!
30 Die halbe ruht in seinem Schatten schon.

1. Form:

Es war im Jahre 1819, als Rückert aus den Gärten des Orients, namentlich Persiens, das Gasel oder Ghasel in unsere deutsche Litteratur verpflanzte. Seitdem ist es außer von Rückert, dessen unter der Überschrift: Mewlana Dschelaleddin Rumi mitgeteilte Gedichte (In Auswahl des Verf.: Gedichte von Fr. Rückert. Frankfurt a. M. Sauerländer 1841. S. 326 ff.) sämtlich diese Form haben, noch von Platen, Geibel, Bodenstedt und wenigen andern benutzt worden, so daß man diese Form noch nicht als in der deutschen Litteratur heimisch geworden ansehen kann.

Die ursprüngliche Form des Ghasels (welches Wort ein Lobgedicht bedeutet) ist folgende: Das ganze Gedicht zerfällt in zweizeilige Strophen. In diesen sind die erste, zweite, vierte u. s. w. jede gerade Zeile durch denselben Reim verbunden.

So ist also des Ghasels oder, wie man auch wohl sagt, der Gasele*) Reimbild aabacada . . za. Sonst bestehen über die Verslänge keinerlei Vorschriften, noch über die Versart. Aber allerdings zählen in einem Gedichte alle Verse gleich viel Silben. Im Orient galt die Regel, daß ein Gasel wenigstens 7, aber höchstens 17 Strophen enthalten solle; bei uns herrscht in dieser Beziehung Freiheit.

Unsere Sprache ist nicht überreich an Reimen, und so erfordert es immerhin eine ziemliche Kunst, für jede folgende Strophe und folgerich-

*) Rückert sagt auch wohl „Gaselle".

tig auch für jeden neuen Gedanken ein neues Reimwort bereit zu haben: und selbst, wenn die Fülle von Reimen, von neuen, wenn auch nicht fremden, von unerwarteten, aber durchaus nicht unpassenden, unsere Bewunderung erweckt hat für des Dichters Kunst: wir werden schwerlich von dem Gedichte besonders angesprochen werden. Der Inhalt verliert meistens an Gehalt; manche Sätze scheinen nur um des Reimwortes willen herangezogen, und dieses wieder, eben weil es ein neues Reimwort war. Kurz, der technischen Schwierigkeiten sind meist in keinem Verhältnisse stehend zu dem Gehalte, welcher in solchen kleinen Gedichten sich findet, und es gehört eben zu den seltenen Fällen, wenn ein solches Gedicht uns wirklich erfreut.

Meistens hat es übrigens nicht mit der erstgedachten Form sein Bewenden. Man verbindet vielmehr mit dem stets sich erneuenden Reime den identischen Reim, eine Wiederholung desselben Wortes oder derselben Worte. In solchem Falle tritt der identische Reim hinter den sich stets erneuenden; z. B.:

Verzicht' auf Welt, daß der Herr Welt du seiest;
 Tritt aus dir selbst', daß Gott gesellt du seiest.
Räum' allen ird'schen Hausrat aus dem Busen,
 Daß rein der Liebe Himmelszelt du seiest ꝛc.

(Rückert.)

Hier ist: du seiest jedem Reimworte nachgesetzt und zieht sich der Reim selbst durch 15 Strophen hin. Noch viel längere Zusätze finden sich z. B. in folgendem Gasele:

Meiner Seele Morgenlicht, sei nicht fern, o sei nicht fern!
 Meiner Liebe Traumgesicht, sei nicht fern, o sei nicht fern!
Leben ist, wohin du blickst, Tod, wo du dich wendest ab;
 Hier, wo Tod mit Leben ficht, sei nicht fern, o sei nicht fern!
Ich bin Ost, in dem du auf=, West, in dem du untergehst,
 Licht, das meine Farben bricht, sei nicht fern, o sei nicht fern! ꝛc.

(Rückert.)

Von Platen besitzen wir nicht weniger als 156 meist kleine, formvollendete Ghasele, und unter diesen recht viele von eben dargestellter besonderer Art.

Bodenstedt hat aus den zweizeiligen Strophen vierzeilige gebildet, läßt dann den durchgehenden Reim nur in der zweiten, vierten, achten, zwölften ꝛc. Zeile auftreten, während er die 1. und 3. Zeile mancher Strophen durch einen besonderen Reim verbindet; z. B.:

Wodurch ist Schiras wohl, die Stadt,
 Berühmt mit Ros' und Wein geworden?
Wodurch berühmt der Rocknabad,
 Berühmt Mosella's Hain geworden?

Nicht ihre Schönheit war der Grund, —
 Viel Schöneres auf Erden giebt es, —

Sie sind berühmt durch dein Gedicht,
Durch dich, Hafis, allein geworden!

Während Minckwitz das Gasel sehr hochhält, „eine unschätzbare Bereicherung der abendländischen Melodieen“ nennt, können wir nur mit Köpert, Kleinpaul 2c. dazu uns verstehen, zuzugeben, daß das Gasel sich für kleinere, spruchartige Gedichte wohl eignen möge. Dann stellt gewissermaßen das durchgehende Reimband den einen Gedanken dar, welcher das Gedicht durchzieht, und die verschiedenen Reimwörter bilden die verschiedenen Seiten ab, von welchen sich jener eine Gedanke beleuchten und betrachten läßt. Es mag durchaus passend sein, daß Vischer (Ästhetik S. 1372) in dem Spiele mit verschiedenen Reimwörtern das bilderreiche Spiel der panteistischen Naturanschauung, in dem einen Reime die stete Wiederkehr zum mystischen Centrum, zum Ewig-Einen erkennt. wie sich beides durch die muhamedanische Lyrik Persiens im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert hindurchzieht, deren Hauptvertreter Dschelaleddin Rumi, Saadi und Hafis sind. Daß die Dichter in dem Schlusse des Gaseles ihren Namen anbrachten, ist noch mitteilenswert. Rückert hat das auch im oben zuerst angeführten Gedichte nachgeahmt, da er sich unter dem Freimund*) anredet. So wird Dschelaleddin auch von ihm, Saadi von Platen, Hafis von Bodenstedt oft angeführt.

Es giebt übrigens auch Ghasele mit komischem Inhalte, und solcher will ich zwei noch mitteilen, beide von Pfizer.

Unglück.

[Gedichte, Neue Sammlung 1835. S. 379.]

Ich darf, so oft ich nur ein wenig nasche,
Gewiß sein, daß mich jemand überrasche;
Wenn mit dem größten Fleiß ich Netze stricke,
Entwischt gewiß mir immer eine Masche.
Bei Tische gieß' ich aus die braune Tunke;
Beim Trinkgelag' zerbrech' ich Kelch und Flasche.
Ich habe selten Geld, und hab' ich einmal,
So hat auch sicherlich ein Loch die Tasche.
Stets färben Tintenspuren meine Finger,
So oft ich sie mit Rosenwasser wasche.
Verloren hat den Staub und einen Flügel
Der Schmetterling, den ich mit Mühe hasche.
Beim Kartenspiel bekomm' ich nie die Trümpfe,
Die Würfel fallen niemals mir zum Pasche.
Ich wollte jüngst geschälte Pflaumen dörren:
Doch fielen sie mir leider in die Asche.

Das Gasel.

[Gedichte. Neue Sammlung. 1835. Stuttgart, Neff. S. 356.]

Es wandte meine Kunst sich zum Gasele,
Damit sie alle Formen sich vermähle.
Ergötzlich ist solch' bunte Reimerei,
Ob auch des Lebens mark'ger Kern ihr fehle;
Die Wand'rung selbst bereichert schon den Geist,
Ob er auch nirgends plündre oder stehle.
Hier lernt, wie tönender Musik zu lieb
Die Sprache sich in mancher Krümmung quäle,
Und, von des Gleichklangs strenger Pflicht beherrscht,
Seltsame Bilder halb gezwungen wähle.
Des Künstlers Kunst und Fassung leihet oft
Den Wert dem minder kostbaren Juwele.
Euch fleh' ich an, o Richter, richtet mild,
Weil ich ja selbst die Schwächen nicht verhehle,
Und unter diesen bunten Turbans Schmuck
Verkennet nicht die ächte Christenseele.

*) Er gab seine Gedichte anfänglich unter dem Pseudonym Freimund Raimar heraus.

Wenn ein Ghasel nur vier Reihen faßt, also a a b a das Reimbild ist, so nennt man diese kurze, zur orientalischen Spruchdichtung vielfach angewendete und auch von deutschen Dichtern nicht selten nachgeahmte Form: **Persische Vierzeilen** z. B.:

Kein drückender Gefühl ist, als zu wissen,
Daß, wo du gehst, dich niemand wird vermissen.
Drum danke Gott, daß du ein Herz gefunden,
Das weinen wird, wenn du ihm wirst entrissen. (Rückert.)

Während Rückert diese persischen Vierzeilen ausnahmslos zu kleinen Sprüchen verwendet, sind Platens Vierzeilen wunderbarer Weise Liebesseufzer, z. B.:

Deine schwarzen Augen ruhten auf den meinen allzulang;
Doch es nahn der Trennung Stunden, ach! sie scheinen allzulang!
Lieblich ist's geliebt zu lieben, aber soll ein schöner Blick
Nie zum Quell des Schmerzes werden, blick' in keinen allzulang!

Von den Vierzeilen in persischer Form, welche als orientalisches Epigramm etwa angesehen werden können, müssen wir die auch von Rückert gepflegten deutschen Vierzeilen unterscheiden, d. h. Sprüche aus 4 Zeilen bestehend, gereimt entweder abba oder aabb oder abab z. B.:

Wenn Jemand liebt, und im Vertrau'n
Davon zu andern spricht er,
Wird er die Hörer schlecht erbau'n,
Oder er ist ein Dichter.

Der Dichter ist ein König, ein Verbannter,
Von denen, die sich hier in Purpur kleiden,
Ein nicht für ihres gleichen anerkannter,
Drum soll er ihre Höfe meiden.

Wahrheit ist das leichteste Spiel von allen.
Stelle dich selber dar,
Und du läufst nie Gefahr,
Aus deiner Rolle zu fallen.
(Rückert, 1. 10. 87. der Vierzeilen.)

2. **Der Grundgedanke** dieser allegorischen Dichtung ist: Die Hoffnung der Menschheit auf die Ewigkeit ist vom ersten Menschen nach dem Sündenfalle an bis zu der Gegenwart und bis zum letzten Tage und letzten Menschen an das Kreuz Jesu geknüpft; der sterbende Heiland ist die blutige Frucht des Lebensbaumes, welcher im alten Bunde gepflegt wurde von den Frommen, genährt durch die göttlichen Verheißungen, langsam emporwuchs in den Zeiten des Leidens und der Demütigung, vergessen und verworfen wurde in den Zeiten irdischen Wohllebens und menschlichen Hochmutes, als Fluchholz, gezimmert und gebraucht seine erste

einzige, ewige Frucht, den Heiland der Welt, trug und seitdem wieder wächst und sich ausbreitet, bis die ganze Welt unter dem Schatten des Evangeliums ruhen kann. Daß einst alle Reiche des Herrn Christus sein werden, ist die Verheißung der Schrift und des Dichters Glaube und Hoffnung.

3. **Erläuterungen:**

V. 17 u. 18. Der Dichter spielt hier an Ps. 137, 1 an.

V. 22. Passion = Leiden Christi.

4. **Quelle der Dichtung.** Götzinger meint, daß diesem Ghasele die Legende vom heiligen Kreuz zu grunde liege; dessen erster nachweisbarer Bearbeiter Heinrich von Freiberg sei, welcher das Kreuz mit dem verbotenen Baume, also nicht mit dem Baume des Lebens, sondern mit dem der Erkenntnis des Guten und Bösen in Verbindung bringt. Der alte Hederich (Schullexikon 1717 Leipzig) führt an dem Schluß der Lebensgeschichte Lot's folgende Legende an: „Indessen aber wollen doch einige wissen, daß als Abraham seinen Fall vernommen, habe er sich höchlich darüber betrübet, und um seiner los zu werden, ihn an den Nilum geschickt, drei Stämme Holz zu holen, der Meinung, daß ihn die wilden Tiere darüber zerreißen sollten; allein, als er unbeschädigt wieder gekommen, habe Abraham solche drei Stämme auf einem Berge 24 Meilen von dem Jordan in die Erde gepflanzet und dem Lot befohlen, sie täglich mit Wasser aus dem Jordan zu begießen; welches dieser auch gethan und, als die Bäume nicht nur darauf zu grünen angefangen, sondern auch in einen zusammengewachsen, habe Abraham geschlossen, daß Gott dem Lot seine Sünde vergeben; bemeldeter Baum aber habe gestanden, bis Salomon seinen Tempel gebauet, da er dann mit abgehauen worden, allein dennoch als unnütze in solchem liegen geblieben, worauf nach der Zeit ihn die Kriegsknechte in Ermangelung eines andern genommen und Christum daran gekreuziget. Allein es ist solches alles ein Gedicht."

Zugleich teilt Götzinger an dieser Stelle, die auf einen jüdischen Bericht, wie er meint, gestützte Legende Herders: Adams Tod (Blätter der Vorzeit 1. Sammlung) mit, welche also lautet:

„Neunhundert dreißig Jahr war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: Du sollst des Todes sterben. „Laß alle meine Söhne vor mich kommen, sprach er zur weinenden Eva, daß ich sie noch sehe und segne." Sie kamen alle auf des Vaters Wort und standen vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um sein Leben. „Wer unter euch, sprach Adam, will zum heilgen Berge gehen? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde und bringe mir die Frucht vom Lebensbaum." Alsbald erboten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater zur Botschaft auserwählet. Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger," so flehte er, „und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum." Schnell stand der glänzende Cherub da; und statt der Frucht vom Lebensbaum hielt er

einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn," so sprach er freundlich, „zu seiner letzten Labung hier: denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da." Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „Keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier." Der Sterbende nahm den Zweig und freute sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses: da erhob sich seine Seele: „Kinder," sprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde: ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern atme ich Hauch einer anderen Welt, Erquickung —." Da brach sein Auge; sein Geist entfloh. Adams Kinder begruben ihren Vater und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzte den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupte des Toten, nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Totenschlaf. Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum, und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens. So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfing, da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüten untere andere Völker. Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streute sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker."

Ich muß es dahin gestellt sein lassen, ob Götzinger recht hat, daß der auf Christo deutende Schluß dieser Legende erst von Herder hinzugedichtet sei. Jedenfalls aber sage ich im Widerspruche mit Götzinger, daß Rückert diese Form der Legende gekannt und bei seiner Dichtung bebenutzt haben muß.

5. Wir fügen an dieser Stelle noch einige persische Vierzeilen Platens, sowie einige deutsche Vierzeilen Rückerts an.

1. Persische Vierzeilen.

(Von August Graf von Platen.)

[Ges. Werke. II, S. 82—84. Stuttgart. 1853. Cotta.]

Habt ihr nie gesehn im Walde, daß auf trüben Wasserschlamm
Eine Lilie bescheiden mit unzähl'gen Blüten schwamm?
Dieses Volks geschwätz'ge Leere gleicht gestandnem totem Pfuhl,
Deines Wesens ew'ge Jugend ist des Lebens grüner Stamm.

Freund, wie viele Schmerzen pein'gen, die man, ach, vergebens trägt,
Die man selbst noch in der schönsten Zeit des ird'schen Strebens trägt:
Mußt' ich denn so spät erfahren, prüfend manches Labyrinth,
Daß sich nur an Deinem Busen das Gewicht des Lebens trägt?

Deine schwarzen Augen ruhten auf den meinen allzulang:
Doch es nahn der Trennung Stunden, ach! sie scheinen allzulang!

Lieblich ist's, geliebt zu lieben, aber soll ein schöner Blick
Nie zum Quell des Schmerzes werden, blick in keinen allzulang!

2. Vierzeilen.

(Von Friedrich Rückert.)

[Ges. Gedichte. II. 3. Aufl. 1839. S. 372—405 — Werke 1868 und 1869. VII. S. 481 ff.]

1. Wenn jemand liebt und im Vertrau'n
Davon zu andern spricht er,
Wird er die Hörer schlecht erbaun,
Oder er ist ein Dichter.

3. Wehe dem, der zu sterben geht,
Und keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht
Und keinen Durst'gen getränkt hat.

9. Durch Schaden wird man klug,
Sagen die klugen Leute.
Schaden litt ich genug,
Doch bin ich ein Thor noch heute.

10. Der Dichter ist ein König, ein Verbannter,
Von denen, die sich hier in Purpur kleiden
Ein nicht für ihresgleichen anerkannter;
Drum soll er ihre Höfe meiden.

12. Die Poesie ist freilich Zauberei;
Ob aber der Poet
Mehr Zauberer, mehr selbst bezaubert sei?
Ist, was in Frage steht.

27. Sich im Spiegel zu beschauen
Kann den Affen nur erbauen.
Wirke! nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken.

39. Sei freundlich beflissen,
In deinem Hause den Pilger zu laben,
Weil, ohn' es zu wissen,
Schon manche so Engel bewirtet haben.

55. Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

65. Ich hätt' es mir nimmer zugetraut,
Daß ich noch könnte so glücklich werden,
Wonach ich auf zum Himmel geschaut,
Das hab' ich noch alles gefunden auf Erden.

76. Schlage nur mit der Wünschelrut'
An die Felsen der Herzen an;
Ein Schatz in jedem Busen ruht,
Den ein Verständ'ger heben kann.

[Litterarisches: *Vischer, Ästhetik a. a. O. — *Kleinpaul, Poetik §. 138. 139. — *Minckwitz, Verskunst. 3. Aufl. §. 229. 230. 232. — *Köpert, Poetik S. 96. 97. — *Kurz III, S. 399. — *Götzinger. Band II. Anhang. S. 98 ff.]

---

79. Die sterbende Blume.

[Ges. Ged. I. Bd. 5. Aufl. Erlangen 1840. S. 18 — Ausw. 1865. 14. Aufl. S. 26.

1. Hoffe, du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.

2. „Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt,
Ach! ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt." —

3. Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüt,
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreu'n,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n. —

4. „Ja, es werden nach mir blüh'n
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geschwind.
Aber, sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

5. „Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

6. „Weh' mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß ins Aug' ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armer Rest
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krankhaft fest
Mich in mich, und dir entflieh'n.

7. „Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt:

8. „Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ich's heut

9. „Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blühn im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.

10. „Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Weh'n!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzusteh'n."

1. **Geschichtliches.** Dieses Gedicht erschien wie das vorige im Jahre 1830 in Wendts Musenalmanach.

2. **Erläuterungen. Str. 1.** Ursprünglich lautete die erste Strophe:

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß dein Frühling wiederkehrt,
Hoffen alle Bäume doch,

Die des Herbstes Wind verheert.
Hinterm Laube, das der Frost
Bleichen Todes schüttelt ab,
Lauschen Knospen, wie der Trost
Neues Lebens hinter'm Grab.

Daran schloß sich als Str. 2.

Warte, du erlebst es noch

und sodann die ganze jetzige erste Strophe. Die Weglassung obiger Verse kann nur als eine Verbesserung des Gedichtes angesehen werden.

„Entsprang" statt entspringt, offenbar aus Reimnot gewählte Form.

Str. 2. V. 2. „Sommertausend" statt Jahrtausend. (Synekdoche.) Viele Bäume erreichen ein so hohes Alter, z. B. Eiche, Linde, Ceder; der Affenbrotbaum soll sogar 5000 Jahre alt werden.

„Lenzgedichte" = die Gedichte des Lenzes sind die von ihm hervorgebrachten Blätter und Blüten.

„Des Maien Kuß." Rodnagel erinnert daran, daß Logau den Mai selbst einen Kuß des Himmel nennt.

Dieser Monat ist ein Kuß,
Den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo eine Braut,
Künftig eine Mutter werde.

„Wie" = sobald.

„Laßt den Sturm des Todes doch" u. s. w. Derselbe Windstoß, welcher der Blume den Tod bringt, verstreut ihre Blüten und damit ihren Lebensstaub.

Str. 4. „Jetzt nur bin ich ganz und gar," = Nur solange ich dieses irdische Leben an mir trage, bin ich ich selbst, weder vor mir lebte ich, noch werde ich nachher leben; nur in mir lebe ich, das Individuum, später werde ich nur in der Gattung fortleben.

Str. 5. „Sonne, ja du äugelst schon" u. s. w. Du wirfst schon deine Blicke, dieselben von mir abkehrend, den kommenden Blumen zu, sodaß mir dein jetziges Lächeln wie lauter Hohn vorkommt.

3. **Idee und Gedankengang.** Merkwürdig ist es, daß Götzinger nicht weiß, wer eigentlich mit der Blume spreche. Recht hat er nur, wenn er sagt, daß die Annahme, der Dichter sei der in Str. 1 und 3 Redende, zu wenig befriedige. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß das Trösteramt der sterbenden Blume gegenüber ein starker Baum verwaltet, dessen Lebenszeit nach Sommertausenden zählt, während die Blume nur einen Sommer hindurch, und kaum diesen lebt. Baum aber und Blume sind Sinnbilder der Ewigkeit und der beschränkten Zeit, des Engel- und des Menschenlebens.

Der Gedankengang des Gedichtes ist folgender: Die sterbende Blume tröstet der starke Baum mit der Aussicht auf das im Frühling zurückkehrende neue Leben (Str. 1.) Die Blume kann sich diesen Trost nicht aneignen, da sie eben nur eine Blume, kein Baum ist, für sie ist Welken mit Sterben gleichbedeutend. (Str. 2.) Der Tröster erinnert sie

nunmehr daran, daß aus ihrem Tode neues Leben hervorsprosse; derselbe Sturm, der ihr Leben breche, verstreue ja in ihrem Blütenstaube tausend Keime neuen Lebens. (Str. 3). Aber auch dies ist für die Blume kein Trost. Ihr Einzelleben sei auf ewig dahin, und das eben schmerze sie; daß die Gattung weiterleben werde, glaube auch sie, aber dieser Glaube sei kein Trost für sie in ihrem Tode. (Str. 4). Was nützt es ihr, daß der Sonne Blick andern lächle, während er ihre letzte Kraft verzehre? (Str. 4. 5.) Gern verschlösse sie, um ihr Leben noch etwas länger zu fristen, sich dem Strahl der Sonne gegenüber, doch das könne sie nicht, da der Sonnenblick ihr das Streben noch erleichtere. (Str. 6. 7.) So will sie denn vor ihrem Tode den Dank der Sonne aussprechen, der sie jedes Morgens Erquickung, ihres ganzen Lebens Liebesglück, alle die heiteren gesellschaftlichen Freuden, all das Lob, das ihre Schönheit und ihr Wohlgeruch gefunden, zu danken habe; sei sie auch nur ein kleines Teil des schönen Alls gewesen, so sei sie doch in diesem beschränkten Kreise ihres Wirkens eine Zierde gewesen und, was sie gehabt habe und was sie gewesen sei, verdanke sie nicht sich, sondern müsse sie als unverdientes Geschenk dankbar anerkennen. Sei ihr auch kein langes, kein ewiges Leben beschieden, so habe sie doch Grund genug zum Dank für das, wenn auch kurze, doch reiche und schöne Leben. Scheide sie auch ohne Hoffnung in bezug auf die Zukunft, so müsse sie doch mit Dank und dürfe nicht mit Kummer scheiden. (Str. 8—10.)

Rückert hat sich in seinen, durch Göthe's westöstlichen Divan hervorgerufenen, orientalischen Studien zeitweilig in den Pantheismus der Völker des Orients eingetaucht. Auch diese Dichtung erscheint von der pantheistischen Anschauung durchdrungen, welche nur das All, die Gesamtnatur für ewig hält, die Einzelleben, auch die menschlichen, für nur zeitweilige erklärt. Für uns, die wir auf theistischen Boden stehen, und die wir die Beziehung dieser sterbenden Blumen zu dem kurzlebigen Einzelmenschen nicht verkennen können, ist das Gedicht zwar nicht wegen des tiefsten Grundgedankens wertvoll, den wir eben verwerfen müssen, aber wir erkennen außer der Schönheit der Sprache und der Innigkeit der Naturbetrachtung und der Gefühlswärme, welche der Dichter der Natur einzuhauchen versteht, noch vor allem den Gedanken an, daß, wenn uns Gott nur ein kurzes persönliches Leben gönnte, wir doch ihm gegenüber nicht zu murren, sondern nur zum Danke berechtigt sein würden.

[Litterarisches: *Nodnagel. II. S. 185. — *Kurz III S. 449. — *Götzinger S. 102. — *Barthel 9. Aufl. S. 390.]

---

80. Geharnischte Sonette.

[Gedichte, Bd. II. Erlangen. 1836. S. 3 ff.]

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte;



Nun denn, mein Geist! geh' auch an dein Geschäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.

Wie kühne Krieger jetzt mit Glutblick trutzend,
In Reihn sich stellend, heben ihre Schäfte,
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischter Sonette ein paar Dutzend.

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellt, wie Riesen aus des Stromes Bette,
Stellt euch in eure rauschenden Geschwader!

Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
Und ruft, mithadernd in den großen Hader,
Erst: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

2. (3.)

Was schmiedst du Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten!

Was zielst du Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du Fischer? „Netz dem Fisch' dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

3. (7.)

Wenn nicht ein Zaubrer mit Medeas Künsten
Das matte Haupt euch schneidet ab vom Rumpfe,
Eh es in Altersschwäche ganz verschrumpfe,
Und neu es füllt mit jungen Lebensdünsten;

Wenn nicht ein Alchymist mit Feuersbrünsten
Ganz eu'r Geschlecht einschmelzt mit Stiel und Stumpfe:
So wächst euch nie aus eurem toten Sumpfe
Die Kraft! Denn faul von euch sind selbst die grünsten.

O daß ein schlagender Gewitterfunken,
Von Einfluß schwanger aller Kraftgestirne,
Euch träfe, die ihr kraftlos seid versunken!

Euch zuckte so durch euer schlaff Gehirne,
Daß ihr neulebend stündet, oder trunken
Ganz niedertaumeltet mit toter Stirne!

4. (13.)

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male,

Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben;
Und Roßbachs Ruhm gieng unter in der Saale.

„Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh ich meinen alten Ziethen reiten.

„Auf, meine Preußen unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein, als eure Ahnen."

5. (15.)

Nicht schelt' ich sie, die mit dem fremden Degen
Zerfleischen meines Busens Eingeweide;
Denn Feinde sinds, geschaffen uns zum Leide;
Wenn sie uns töten, wissen sie weswegen.

Allein was sucht denn ihr auf diesen Wegen?
Was hofft denn ihr für glänzend Ruhmgeschmeide,
Ihr Zwitterfeinde, die ihr eure Schneide
Statt für das Vaterland, hebt sie dagegen!

Ihr Franken und ihr Bayern und ihr Schwaben,
Ihr Fremdlingen Verdungene zu Knechten!
Was wollt ihr Lohns für eure Knechtschaft haben?

Eu'r Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten,
Doch sicher ihr, sein Raubgefolg, ihr Raben,
Erfechtet Schmach bei kommenden Geschlechten.

6. (19. 20.)

Es stieg ein trüber Nebelwind vom Rheine,
Auf dessen Fittgen kam herangeflogen
Ein Nachtgewölk am deutschen Himmelsbogen,
Darob verfinstert wurden alle Haine.

Die Freiheit, die im Maiensonnenscheine
Lustwandeln gieng an den krystallnen Wogen,
Sah's und erschrack, und flüchtete betrogen
Zur tiefsten Grotte, daß sie einsam weine.

Nun hat ein starker Nordwind sich erhoben,
Und hat mit scharfem Grimm das nebelgraue
Gewölk zurück vom Horizont geschnoben. —

Nun auf! o Freiheit, deutsche Jungfrau! schaue
Getrost du wieder, wie vordem, nach oben,
Aus blauem Aug' empor zum Himmelsblaue.

7. (21. 22.)

Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen;
Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
Statt Golds und Silber ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arm hat, geh', sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heim zu tragen mit zerhaunem Rande,
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Ihr gold'nen, silb'ren Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem stärkeren Metall in Splitter,
Fallt, denn ihr rettet uns nicht vom Falle;

Nur ihr, zukünftge neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Flitter.

8. (22.)

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten.

Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht ehr zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte!

9. (28.)

Wir haben lang mit stummem Schmacherröten
Geblickt auf uns und unsers Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande!
„Wie lang, Herr, willst du sie noch fester löten?

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöten,
Erbarmen wieder über deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröten.

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen,
Und wir sind schwergebückt in unserm Staube;
O eile du, die Kraft uns einzuflößen

Zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetösen;
Panier sei Hoffnung, unser Schild dein Glaube!

1. Über den **Bau des Sonettes** vgl. man Erl. II³, S. 250 — Diese „geharnischten Sonette“ erschienen zuerst in „Deutsche Gedichte von Freimund Raimar.“ O. O. 1814 S. 33 ff. —

2. **Inhaltsangabe und Erläuterung einzelner Sonette**:

1. Des Dichters Werk fürs Vaterland: Der Dichter fordert sich selbst auf, seine Kräfte zum besten des Vaterlandes anzuwenden und zu dem Ende, da sein Arm nicht kämpfen kann, ein Paar Dutzend Sonette wie streitdürstende, wohlbewehrte Krieger ins Feld zu stellen. Alle diese Sonette verbindet ein Gedanke zu einer großen Kette: die Rettung des Vaterlandes. Sie alle sollen Weh' rufen über das große Wehe des Vaterlandes und zu den Waffen sammeln, welche das Vaterland retten sollen.

3. Deutschlands Schmach beschreibt dieses Sonett. Der deutsche Schmied schmiedet keine Waffen, nur Ketten, in welche er selbst geschlagen werden soll. O der Schande! Der Bauer pflügt —, und was der Acker trägt, verzehrt der Feind, und dir läßt er das Unkraut und die Stoppeln. O der Schmach! Der Jäger schießt Reh und Hirsche und läßt sich selber jagen von den Treibern des deutschen Volkes, dem fremden Würger, dessen Lust es ist, die Völker in den Tod zu hetzen! Der deutsche Fischer fischt die zagen Fische, und unterdessen zagt und zuckt und zappelt das deutsche Volk in seinem Todesnetze! Die Mutter zieht in Sorge und Kummer, unter vielen Nachtwachen, die Knaben auf, und wenn sie groß geworden, so müssen diese Knaben von dem Feinde auf die Schlachtbank sich schleppen lassen und zur Unterdrückung des deutschen Vaterlandes ihr Herzblut vergießen!

So weit ists gekommen mit dem deutschen Volke! O der Schmach

und Schande! Von Freiheit darf es nicht mehr reden; ja fast der Gedanke an dieselbe ist unmöglich. Der hoffnungsvolle Blick, von einem Feind erlauscht, bringt dich schon ins Verderben. Der Dichter aber schreibt in Buchstaben, welchen der glühende Haß gegen den Feind und Verwüster des Vaterlandes Glut eingehaucht, seine eigne und des ganzes Volkes Schmach nieder, hoffend, daß es in sich geht und zur That erwache.

7. Wiedergeburt oder Tod dem abgelebten Geschlechte! Medea, die schöne Tochter des Aetes, des Königs von Kolchis, vermochte nicht nur, mit ihren Zaubermitteln sich in eine alte, zusammengeschrumpfte Frau zu verwandeln und dann in einem Augenblicke die Rückverwandlung zu bewirken, sondern sie zerlegte einen alten Widder, warf die Stücke in einen Kessel, kochte sie und ließ dann aus dem Kessel ein junges Lamm emporsteigen. Eine solche Medea hat Deutschland nötig, welche den kraftlosen, feigen, memmenhaften Deutschen das Haupt abzuschlagen und ein junges, mutiges, kraftvolles aufzusetzen hätte, damit es in Deutschland anders, besser werde. Einen Alchymisten (der in allen Schmelzkünsten bewandert ist) bedarf es, um das ganze versumpfte und verfaulte Geschlecht einzuschmelzen und neu zu bilden. O daß ein starker, alle elektrischen Ströme der Welt in sich bergender Funken auf Deutschland fiele, das schlaffe entweder neu belebe oder, falls es nicht mehr leben kann, zur Vernichtung niederschlage!

13. Friedrich Geist. Kampfgerüstet steigt Friedrich II. empor, der im siebenjährigen Kriege sein Reich gemehrt, und findet sein Reich vernichtet. Preußen hatte bei Roßbach über die Franzosen glänzend gesiegt, — dieser Ruhm ist vernichtet; denn Franzosen haben noch glänzender die Preußen an der Saale (bei Jena und Auerstädt) geschlagen. Und doch ist der Wendepunkt gekommen. Schon sieht der Geist neue Helden, zum Kampfe bereit, aufsitzen, streitbare Reiter, wie sein alter Ziethen gewesen war. So ruft denn Friedrich die Preußen unter die siegreichen Fahnen und verspricht seinen Beistand den Enkeln und größeren Ruhm, als er ihn errungen habe.

15. Die Zwitterfeinde. Auch noch bei Leipzig und zum Teil noch später kämpften Deutsche unter Napoleons Banner gegen die Deutschein; der Rheinbund, Bayern, Schwaben, Sachsen — sie zogen widerwillig, aber doch gehorchend dem französischen Adler nach. Vielleicht erringt dieser noch Siege; aber jene, welche dazu mitgeholfen, sie erringen Schmach nur bei der Nachwelt, sie müssen sich vor ihren eigenen Kindern schämen. Sie sind nur Raben im Gefolg des Adlers. Den Feinden, den Franzosen kann der Dichter noch vergeben; doch nicht den Kindern des Vaterlandes, die ihr Vaterland zerschlagen helfen.

19. [20] Nebelwind und Nordwind. Von Westen kam über den Rhein der Nebel und Nachtgewölk und verfinsterte das ganze deutsche Land; die Freiheit, vollkommen überrascht von diesem Gewitter und der Finsternis auf einem Spaziergang, den sie in vollem Maiensonnen-

schein angetreten hatte, floh erschrocken in die tiefste Grotte und beweinte einsam ihr Los. – Von Norden (aus Rußland) bläst ein kräftiger Wind jetzt und treibt das Gewölk zurück, bringt die Sonne wieder und den blauen Himmel. — So komme denn, blauäugige deutsche Tochter, du Freiheitsjungfrau, und freue dich wieder der Maiensonne und der Himmelsbläue!

21. [22] Lob des Eisens. Gold und Silber hat jetzt keinen Wert mehr, da höhere Dienste dem Vaterlande das Eisen leistet. Schwingt das Eisenschwert, schlagt es schartig, erwerbt mit dem Eisenschwert euch jetzt das Eisenkreuz. Weg mit dem Gold und Silber eurer Orden! Gold hat euch nicht gerettet, nur das Eisen! Gott gebe dem Vaterlande einen Eisenwall von Eisenrittern!

22. [23]. Der große Schwur. Wir schwören — der Himmel, alle Lebenden, ja alle Toten sollen Zeugen dieses Schwures sein —, daß wir, dem Vaterlande treu, dies Schwert, welches wir jetzt emporheben („empören"), nicht eher senken wollen, bis entweder wir, oder der Feind gefallen ist, daß wir des Vaterhauses, der Eltern, Gatten, Kinder vergessen wollen, daß wir nach keinem Lohne fragen und begehren wollen, daß wir vom Kampfplatze nicht eher weichen wollen, außer wenn zum Lohne die Schlacht uns eine blutige Krone dargereicht hat, wenn man des Dienstes uns entbindet, die Verwundeten oder die Toten: (Ein großartiges Gedicht — mit besonders tiefergreifendem Schlusse:) Daß man ihn heile oder ihn bestatte.)

28. Gott ist unser Panzer und unser Schild. Lange haben wir in unserer Scham und Knechtschaft nach dir aufgeschaut, und der Städte Brand (besonders Moskaus Brand) ist dein Werk. Wir bedürfen deiner großen Kraft noch ferner; denn wir sind sehr schwach geworden. O erbarm' dich unser und laß uns nicht des Sturmes Beute werden, sondern im Sturm das Rettungswerk vollenden. (Auch das Retten ist ein Sturmgetöse: vgl. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.)

2. **Zur Würdigung**: Die geharnischten Sonette, deren wir nur einige haben betrachten können, sind nicht nur so nette, formvollendete Gedichte, es klingen nicht nur die Reime wohl, es überraschen nicht blos Gedankenreichtum und Gegensätze; — hier klingts wie Schwerterklang, hier dröhnts wie Donnerton; das sind Hammerschläge, welche die Herzen aufwecken oder zertrümmern müssen; Schwerteshiebe, welche das deutsche Volk verwunden sollten und mußten, damit es heil werde. Der Dichter konnte mit dreißig Armen und dreißig Schwertern dem Feinde nicht solchen Abbruch thun, als mit diesen doppelschneidigen Worten, dem Vaterlande nicht mehr nützen, als mit diesen Versen voll Gluthauch, voll Mark und Leben!

[Litterarisches; *Gude, IV. S. 108. ff. — Viehoff's Archiv II. 1, S. 79. — *Kurz, Komm. S. 389..407.]

81. Des fremden Kindes heiliger Christ.

[Gedichte, 1844. S. 221.]

1. Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

2. Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schaun heraus,
Die lampenhellen Bäume,
Weh wird's ihm überaus.

3. Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht.

4. An der Geschwister Hand
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt,
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.

5. Läßt mich denn niemand ein
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all' den Häuserreih'n,
Ist denn für mich kein Eckchen
Und wär' es noch so klein?

6. Läßt mich denn niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein."

7. Es klopft an Thür und Thor
An Fenster und an Laden,
Doch niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

8. Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr noch minder,
Ans Kindlein niemand denkt.

9. „O lieber heil'ger Christ,
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist.
O sei du mein Berater,
Weil man mich hier vergißt!"

10. Das Kindlein reibt die Hand,
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

11. Da kommt mit einem Licht
Durchs Gäßlein hergewallet
Im weißen Kleide schlicht
Ein ander Kind; wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

12. „Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.

13. Ich bin mit meinem Wort
Bei allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Wie in den Zimmern dort.

14. Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum."

15. Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand —
Ein Baum voll Sterngewimmel,
Vieläſtig ausgespannt.

16. So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Da's seinen Christbaum sah!

17. Es ward ihm, wie ein Traum,
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

18. Das fremde Kindlein ist
Zur Heimat nun gekehret,
Bei seinem heilgen Christ,
Und was dort wird bescheret,
Es droben leicht vergißt.

1. **Form**: $2^1/_2$ Alexandriner:

◡ — ◡ — ◡ — ‖ ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ — ‖ ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ —

Diese $2^1/_2$ Alexandriner sind in fünf Kurzzeilen zerlegt. Reim: a b a b a.

2. **Zur Würdigung**: Lüben und Nacke sagen: „Dies wunderbar schöne und ergreifende Gedicht ist eine Legende (christliche Sage), in der die Kinder unter den unmittelbaren Schutz des Himmels, des Heilandes selbst gestellt sind, der mit Liebe auf die verlassenen Waisen herniederschaut. Eine Erklärung desselben ist vollkommen überflüssig. Zu rechter Zeit und in rechter Weise mitgeteilt, darf man versichert sein, daß es einen tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüt machen wird." Worte, so treffend, daß ich nichts besseres zu sagen, so ausreichend, daß ich nichts mehr hinzuzufügen wüßte.

3. Eine recht schöne **Melodie** des Liedes findet sich bei A. Rische. Das geistliche Volkslied. Bielefeld, Nr. 24 — Vgl. Offb. Joh. 22, 12—14.

4. **Schriftliche Aufgaben**: 1. Erzählung unter obiger Unterschrift. — 2. Vergleichung mit J. Falks Gedicht: Die drei Kinder im Walde. — 3. Vergleichung mit Eichendorffs: Das kranke Kind. (Erl. I[3], S. 213.)

5. **Zur Vergleichung**:

Die drei Knaben im Walde.

(Von Johann Dan. Falk.)

[Geb. 28. Okt. 1768 [1770] zu Danzig, † 14. Febr. 1826 als Legationsrat a. D. zu Weimar.

[Auserlesene Werke. Leipzig, 1819. I. S. 220.]

1. Es irrten drei Knäblein tief in dem Wald,
Die Luft ging schneidend und grimmig kalt,
Hoch lag in den Wegen der Schnee;
Sie aber gedachten, vor Sternenschein
Noch fern in Großvaters Dorf zu sein,
Der dort sie erharret in Weh.

2. Es war um die heilge Weinachtszeit,
Sie hatten sich auf die Bescherung gefreut;
Sie wandelten frisch und getrost.
Und lauter und lauter der Sturmwind pfiff,
Und größeres Zagen ihr Herz ergriff
Laut ächzten die Bäume vor Frost.

3. Das Dörflein lag wohl jenseit der Ilm
Tom, Wilibald und der kleine Wilm,
So hießen die Knäbelein;
Und dichter und nächtlicher wurde der Wald,
Und immer mehr Mut sprach Wilibald
Den zagenden Brüdern ein.

4. Horch, Freude! horch, ein Posthornton!
Sei wohlgemut nun, Bruder Ton:
Dort steigt schon Essenrauch!
„Ach nein, ach nein! Am Horizont
Dampft's rötlich, und bellend gegen den Mond
Nur liegen die Füchs' auf dem Bauch!“

5. Horch, Peitschenknall! horch, Hahnenschrei!
Sei, Bruder Wilm, nun schreckensfrei:
'S giebt Menschen in der Näh!
„Ach nein, ach nein, mein Wilibald!
Auf reißet der Frost die Bäum' in dem Wald,
Es knistert im Fallen der Schnee!“

6. Sieh dort, tief unten im stillen Gelände'
Geht unsre Wanderschaft zu End:
Dort ist Großvaters Dorf!
„Ach nein, ach nein! der schwarze Fleck
Ist nicht des stillen Dörfleins Heck',
Ist schwarzer Moor und Torf.“

7. Mir ists, als hör ich durch Schnee und Sturm
Den Türmer auf Sankt Marien-Turm
Gar lieblich blasen; es schallt:
„Ein Kindlein uns geboren ist!
Dies Kindlein wird zu dieser Frist
Geleiten uns durch den Wald.“

8. „Ach nein, ach nein, mein Wilibald!
Es wird mir so schaurig, es wird mir so kalt,
Es drücket die Augen mir zu!
Dort unter der Weide, am Ufer der Ilm,
Dort will ich mich setzen,“ so sprach lieb Wilm;
„Ihr wandelt dem Dörflein zu.“

9. Herschritt der Tod an das Ufer der Ilm
Und legte sich still auf den kleinen Wilm;
Weil schaudrig der Nordwind blies.
Schlaf süß, schlaf sanft, du Engelsbild!
Geleiten die Englein freudig und mild
Dich ein in das Paradies!

10. Still blinkten die Lichter in heimischen Dorf;
Da gingen die zween durch Moor und Torf,
Den Weg im Schneelicht zu spähn;
Mit ihnen versank das falsche Gelände;
Die Kindlein falteten betend die Händ'
Und wurden nicht wieder gesehn.

11. Rotkehlchen, das saß auf seinem Ast,
Der kleine schaudrige Wintergast,
Und weinte den ganzen Tag.
Großvater folgt' am Ufer der Ilm
Dem Klagegetön nach, bis wo Wilm
Wohl unter den Weiden lag.

[Litterarisches: *Kurz III. S. 143. ff. — *Lüben III. S. 314.]

---

82. Bethlehem und Golgatha.

[Ges. Werke. Erlangen 1837. Bd. 4, S. 258.]

1. Er ist in Bethlehem geboren,
Der uns das Leben hat gebracht,
Und Golgatha hat er erkoren,
Durch's Kreuz zu brechen Todesmacht.

Ich fuhr vom abendlichen Strande
Hinaus, hindurch die Morgenlande;
Und Größeres ich nirgends sah,
Als Bethlehem und Golgatha.

2. Wie sind die sieben Wunderwerke
Der alten Welt dahingerafft,
Wie ist der Trost der ird'schen Stärke
Erlegen vor der Himmelskraft!
Ich sah sie, wo ich mochte wallen,
In ihre Trümmer hingefallen,
Und stehn in stiller Gloria
Nur Bethlehem und Golgatha.

3. Weg ihr ägypt'schen Pyramiden!
In denen nur die Finsternis
Des Grabes, nicht des Todes Frieden
Zu bauen sich der Mensch befliß.
Ihr Sphynx' in kolossalen Größen
Ihr konntet nicht der Erde lösen
Des Lebens Rätsel, wie's geschah
Durch Bethlehem und Golgatha.

4. Erdparadies am Rocnabade
Flur aller Rosen von Schiras!
Und am gewürzten Meergestade
Du Palmengarten India's!
Ich seh' auf euren lichten Fluren
Noch gehn den Tod mit dunklen Spuren.
Blickt auf! Euch kommt dies Leben da
Von Bethlehem und Golgatha.

5. Du Kaaba, schwarzer Stein der Wüste,
An den der Fuß der halben Welt
Sich jetzt noch stößt, steh nur und brüste
Dich, matt von deinem Mond erhellt!
Der Mond wird von der Sonn erbleichen,
Und dich zerschmetten wird das Zeichen
Des Helden, dem Viktoria
Ruft Bethlehem und Golgatha.

6. O, der du in der Hirten-Krippe
Ein Kind geboren wolltest sein,
Und, leidend Pein am Kreuzgerippe,
Von uns genommen hast die Pein.
Die Krippe dünkt dem Stolze niedrig,
Es ist das Kreuz dem Hochmut widrig;
Du aber bist der Demut nah
In Bethlehem und Golgatha.

7. Die Könige kamen anzubeten
Den Hirtenstern, das Opferlamm,
Und Völker haben angetreten
Die Pilgerfahrt zum Kreuzesstamm.
Es ging in Kampfes Ungewitter
Die Welt, doch nicht das Kreuz, in Splitter,
Als Ost und West sich kämpfen sah
Um Bethlehem und Golgatha.

8. O laßt uns nicht mit Lanzenknechten,
Laßt mit dem Geist uns ziehn ins Feld,
Laßt uns das heil'ge Land erfechten,
Wie Christus sich erfocht die Welt!
Lichtstrahlen laßt nach allen Seiten
Hinaus, als wie Apostel, schreiten,
Bis alle Welt ihr Licht empfah'
Aus Bethlehem und Golgatha.

9. Mit Pilgerstab' und Muschelhute
Nach Osten zog ich weit hinaus;
Die Botschaft bring' ich euch, die gute,
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
O zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg' und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha.

10. O Herz, was hilft es, daß du knieest,
An seiner Wieg' im fremden Land'?
Was hilft es, daß du staunend siehest
Das Grab, aus dem er längst erstand?
Daß er in dir geboren werde
Und daß sterbest dieser Erde,
Und lebest ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha.

1. **Erläuterungen: Str. 1.** „Vom abendlichen Strande" = von Westen.

Str. 3. „Die Sphinx." Die Sphinx der Ägypter ist eine kolossale Gestalt zu Memphis. Man dachte sich und stellte dieses Wesen dar als eine

Figur mit menschlichem Antlitz und Brust, dem Leib eines Löwen und den Flügeln eines Adlers. In der Oedipussage giebt sie Rätsel auf, den, welcher die Rätsel nicht lösen kann, mit dem Tode bestrafend.

Str. 4. „Rocknabad" ist der Fluß, an welchem die Stadt Schiras in Persien liegt, derer Rosen und Dichter gleich berühmt sind.

Str. 5. „Kaaba" heißt Mekka's Tempel, in welchem sich der schwarze Stein Hadschar el Aswad eingemauert befindet, den der Engel Gabriel dem Ismael überbracht haben und durch die Thränen des Erzengels über die Sünden der Menschen schwarz geworden sein soll. Muhamed machte diesen Stein zur Richtung des Gebetes der Gläubigen.

„Matt von deinem Mond erhellt." Der Halbmond ist der Türken Zeichen, unter dem sie wider das Kreuz der Christen streiten.

2. Gedankengang. Der uns das Leben gebracht hat, trat in Bethlehem in's menschliche Leben; der unsern Tod vernichtet, ist auf Golgatha gestorben; diese beiden Orte sind die wichtigsten des Morgenlandes und der Welt. (Str. 1.) Die sieben Wunderwerke liegen in Trümmern mit aller heidnischen Herrlichkeit. Der Ruhm Bethlehems und Golgathas ist noch unvermindert. (Str. 2.) Die Pyramiden der Ägypter sind große Stätten des Todes, aber Frieden im Tode konnten sie nicht verleihen; ihre Sphinx zu Memphis konnte Rätsel aufgeben und die Unglücklichen töten, welche jene nicht zu lösen vermochten. Aber das große Rätsel des Lebens konnten sie nicht lösen. Bethlehem zeigt uns das Beginnen des Lebens der Welt; Golgatha das Leben der Welt als die Frucht des Todes des Lebensfürsten. Geburtsort und Todesstätte umschließen das Leben des menschgewordenen Gottessohnes; die Grundlage des neuen Lebens der Welt, die Hoffnung des ewigen Lebens der Gläubigen (Str. 3). Die schönsten Fluren der Welt: Indiens Palmengarten, Schiras Paradies zeigen uns keine glücklichen Menschen; Sünde und Tod herrschen dort; von Bethlehem und Golgatha quillt Sündenvergebung und ewiges Leben. (Str. 4). Noch prangt Mekka unter dem Zeichen des Mondes, aber mächtiger als des Mondes Glanz ist der Sonne Licht. Christus und sein Kreuz wird Halbmond und Kaaba zerschmettern. (Str. 5). Allerdings ist das Evangelium von der Krippe und dem Kreuze dem Hochmute unbequem und unangenehm, aber die Gnade ist auch nur für Demütige bestimmt. (Str. 6). Auch Könige haben die verborgene Herrlichkeit Bethlehems und Golgathas erkannt; ganzen Völkern waren diese heiligen Orte ein heißersehntes Ziel. Die Christen und die Türken haben um den Besitz derselben heiß gerungen, sich selbst zerfleischt. Das Kreuz Christi aber blieb in allen diesen Kämpfen unversehrt (Str. 7). Übrigens will unser Herr nicht die Herrschaft des Kreuzes mit Schwert und Feuer erkämpft haben, sondern durch die stille Arbeit des Geistes der Seinen, welche als das Licht der Welt, die Welt erleuchten. (Str. 8). So erhebend es ist, die heiligen Orte selbst zu sehen, so ist doch das nicht die Hauptsache, sondern nur das ist wünschenswert, daß Christus in uns gebettet werde, in unserem Herzen Wiege und Grab finde, sein

Bethlehem und Golgatha. Der Welt absterben — das ist des Christen Golgatha; in Gott leben — sein Bethlehem. (St. 9. 10).

3. **Zur Würdigung.** Rückert hat nur wenige geistliche Lieder gedichtet. Dieses und sein Adventslied: „Dein König kommt in niedern Hüllen“ sichern ihm auch unter den geistlichen Lieder-Dichtern einen ehrenvollen Platz.

[Litterarisches: *Götzinger, Bd. II. S. 85.]

---

83. Die Gräber zu Ottensen.

[Rückerts ges. Gedichte, Erlangen 1839. 3. Bd. 2. Aufl. S. 273.]

Erstes Grab.

1. Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

2. Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

3. Die rufen weh zum Himmel,
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wann die Trommet' einst ruft.

4. Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wütrich hat.

5. Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die hungernden, nackenden, bloßen;
Wo finden wir Dach und Haus?

6. Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl? —
Die anderen schleppten sich weiter.
Wir blieben hier zumal.

7. Die andern nahmen die Britten
Und andre die Dänen auf:
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hieher unsren Lauf.

8. Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsere Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

9. Ein ungeheuerer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;
Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.

10. Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.

Zweites Grab.

11. Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

12. Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein,
Doch er samt seinem Samen
Wird nie vergessen sein.

13. Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der von des Hirnes Spalte
Hier Ruh im Grabe fand.

14. Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug;

15. Nicht, wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hieher;

16. Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand:

17. Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Not,
Eh es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

18. Jetzt hat sich's hier gesenket,
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

19. Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

20. Da sieht es der zwölfhundert
Grabstätte sich so nah,
Und ruft wohl aus verwundert:
Ein Feldherr war ich ja.

21. O Feldherrnamt wie grausend!
Um mich, den Feldherrn, her
Gelagert sind die tausend,
Ein großes Schmerzenheer.

22. Euch hat auf andern Pfaden,
Und doch aus gleichem Grund,
Der Tod hieher geladen,
Ihr seid mit mir im Bund.

23. Daß ohne Totenhemde
Ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde
Noch steht in Purpur itzt.

24. Ist keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuziehn
Dem Fremden, und zu geben
Euch nackten Toten ihn?

25. Mit seinen dunklen Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl euch nützen:
Doch fiel auch der nun schon.

26. Jetzt kann ich keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt:
Und schmerzlich fühl' ich brennen
Die Spalt' in meinem Haupt.

Drittes Grab.

27. Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden,
Dem soll, wer trauert, nahn.

28. Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

29. Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

30. Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

31. Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh vom neuen Dränger
Geknickt war Deutschlands Macht.

32. Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indes in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.

33. Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vorm Entweihn.

34. Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen,
Gegangen dran vorbei.

35. Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

36. Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

37. Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

38. Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dies zuletzt.

39. Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hieher gestellt.

40. Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft,
Verschwinden vorm beschriebnen
Stein unterm Lindenduft;

41. Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
Saat von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen.

1. **Form.** Nibelungenstrophen.

2. **Erläuterungen:** Erstes Grab:

Str. 1. Ottensen = östlich von Hamburg gelegenes Dorf.

Str. 2. Es ist ein absichtlicher Mißklang, wenn der Dichter den V. 3 um fünf Silben länger, als den entsprechenden V. 1 bildet. Dies Grab schreit zum Himmel um Rache — der schreiende Mißklang des Verses ist ein Nachklang jenes Schreiens. — Auffallend ist, daß Kinder und Knaben neben einander stehen, Götzinger weist auf den in der Schweiz noch üblichen Sprachgebrauch hin, welcher Kinder (Chinder) im Sinne von Mädchen faßt. Im Mittelalter sei die allitterierende Form, Kinder und Knaben, statt Mädchen und Knaben, häufiger angewandt worden. Auch in Mitteldeutschland kann ich den Gebrauch des Wortes „Kind" statt Mädchen nachweisen; wenigstens fand ich in der Agende der Kirche zu Asbach bei Schmalkalden folgende Überschrift: „Gebet vor der Taufe eines Knaben oder eines Kindes."

Str. 4. Der Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt (1770—1823), ist der Wüterich, welcher Hamburg viele Monate lang mißhandeln durfte, selbst dann noch, als die Völkerschlacht bei Leipzig den Stern Napoleons zum Erbleichen gebracht hatte, als sein Heer über den Rhein getrieben war. Er hat vom 12. Juni bis 12. Juli 1813, weil Hamburg sich im März j. J. gegen die französische Herrschaft erhoben hatte, eine Straffsteuer von 48 Millionen Franken eingetrieben. 10,000 Arbeiter mußten 6 Monate lang an der Befestigung der Stadt arbeiten und Hamburg diese bezahlen. Die ganze

Umgegend ward verwüstet. Die sämtlichen baaren Bankvorräte hat Davoust geraubt. — Der größte Gräuel aber, den er beging, war nicht einmal der, daß er aus den Gefängnissen Hunderte von gefährlichen Verbrechern entließ und dieselben in die Nachbarländer Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Lübeck ꝛc. sandte, sondern die Vertreibung Hamburger Bürger mitten im Winter. Sporschil (die große Chronik, 3. Stereotyp-Ausg. S. 1200.) erzählt wörtlich:

„Ein so großer Vorrat von Lebensbedürfnissen aller Art aber auch in Hamburg angehäuft war, schien er dem Marschall Davoust für die Bevölkerung doch nicht hinzureichen. Er vertrieb mitten in der strengen Jahreszeit an 25,000 (nach anderen Quellen 30,000) Menschen aus Hamburg, Kranke und Gesunde, Kinder und Greise. Ohne vorherige Anzeige, mitten in der Nacht, erschienen Gensdarmen, Polizeiwächter und Soldaten, drangen in die Wohnungen, ließen den Unglücklichen kaum Zeit, sich zu bekleiden, und trieben sie in Kirchen und große Kerker zusammen. Des Morgens um 5 Uhr wurden sie aus der Stadt herausgebracht. Ihr Ziel war Altona, aber man öffnete nicht das nächste, das Altonaer Thor, sondern die Armen mußten zum Dammthore hinaus, so daß ihr Marsch bei der Kälte um eine halbe Meile verlängert wurde. Auch aus den andern Thoren wurden viele gebracht, und die Lage dieser Personen war um so beklagenswerter, da sie bei hartem Frost zwei Meilen hatten, um zuerst nach dem Städchen Bergedorf zu gelangen, wo sie nicht bleiben konnten, sondern nach Lübeck und Bremen gesandt werden mußten.“ Es ist aus Davousts Briefen selbst ersichtlich, daß diese Maßregel ganz und gar nicht notwendig war. Brot war wenigstens auf viele Monate genug für ganz Hamburg und die Armee darinnen vorhanden. —

Zweites Grab: **Str. 12.** Die Nominativform „Namen“ statt Name ist wenig gebräuchlich, ja fast tadelnswert.

Str. 13. Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, war Oberbefehlshaber des preußischen Heeres bei Auerstädt. Gleich im Anfange der Schlacht (am 14. Oktober) 1806 ward er über dem rechten Auge schwer verwundet. Von da ab fehlte dem preußischen Heere die einheitliche Leitung. Den Schlachtplan wußte niemand außer dem Schwerverwundeten, selbst die eventuelle Rückzugslinie war nicht bekannt. Jeder Untergeneral kämpfte, so gut er konnte. Es nützte nichts, daß der König selbst der Schlacht anwohnte, die Seinen anfeuerte, daß ein preußischer Prinz sich in Reiterangriffen mehrfach heldenmütig hervorthat — die Schlacht gieng verloren, wie die Schlacht bei Jena über den andern Teil des preußischen Heeres — und Deutschlands Schmach begann.

Str. 15. Der Schwerverwundete zog in seine Residenzstadt — aber die Franzosen trieben ihn von dort fort, und er fand kaum einen Ort, wo er sterben konnte. In Ottensen starb er am 10. Nov. 1806; dort ward er auch begraben.

Str. 25. Nach der Schlacht bei Leipzig kehrte auf seiner Väter Thron der wackre Herzog von Braunschweig-Oels, des Vorgenannten Sohn, zurück. Aber im Rache-Kampf gegen seinen Todfeind Napoleon fiel Oels in der Schlacht bei Quatre-bras am 16. Juni 1815.

Drittes Grab: **Str. 30.** Klopstock, der Sänger des Messias, sang auch des Heilands Sieg über Tod und Grab. — „Ein Empfänger der Palm'," Anspielung auf Klopstocks Hymnus: Dem Erlöser. —

Str. 31. Die Hermannsschlacht ist ein „Bardiet für die Schaubühne", Hamburg und Bremen 1769 erschienen.

Str. 32. „Die Begräbnisfeier des großen Mannes hatte einen solchen Glanz, wie er seither noch keinem deutschen Dichter zu teil geworden. Die Glocken erschollen von allen sechs Türmen der Stadt, als der Leichenzug sich in Bewegung setzte: eine Reihe von 76 Wagen folgte dem Sarge mit den Behörden und Bürgern Hamburgs, mit der Geistlichkeit, den Lehrern und Zöglingen der öffentlichen Schulen und einer Ehrenwache von hundert Mann zu Roß und zu Fuß; auch fehlten nicht die dermaligen Geschäftsträger deutscher und fremden Staaten. So fuhr der mit vier Pferden bespannte Leichenwagen entlang einer unabsehbaren Zuschauermenge durch die Hauptstraßen der Stadt aus dem Millernthore nach Altona. Daselbst lösten holsteinische Husaren dänischerseits die Hamburger Ehrenwache ab, und 48 Trauerwagen aus Altona selbst vermehrten das endlose Geleite; auf allen Schiffen im Elbhafen flatterten Trauerflaggen. Von dort bewegte sich der Zug nach dem Dorfe Ottensen, in dessen Kirche eine besondere Feier veranstaltet wurde. Man schmückte den angelangten Sarg mit Lorbeerzweigen und legte den aufgeschlagenen Messias darauf; nachdem unter gedämpfter Trauermusik und von klagenden Chören das „Vater Unser" des großen Dichters und sein „Heilig" gesungen worden, trug der Domherr Meyer eine Stelle aus dem 12. Messiadengesange vor, an welcher der Hingeschiedene sich noch in seinen letzten Stunden erfreut hatte. Als dies geschehen, wurde endlich der Sarg unter dem erhebenden Gesang des Klopstockschen „Auferstehn, ja, auferstehn" unter eine Linde auf den Gottesacker des Dorfes geleitet, in die Gruft gesenkt, wo des Toten jungverstorbene Gattin Margarete ruhte, und mit den ersten Blumen des Frühlings*) aus der Hand von Jünglingen und Jungfrauen überschüttet, während eine allgemeine Stille über der Versammlung schwebte." (Minckwitz, Neuhochd. Parnaß. S. 468.)

Str. 36. „Brodem" ist ein dicker Dunst, aus heißer Flüssigkeit emporsteigend.

Str. 40 u. 41. „Unter einer Linde", welche für Meta 1758 gepflanzt wurde, ruht auch Klopstock. Meta's Grabschrift beginnt mit den Worten: „Sat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen." In ihren Armen ruht, wie die lange Grabschrift uns belehrt, ihr Sohn, dem sie nicht einmal sterbend das Leben geben konnte. Sie war geboren am 16. März 1728, verheiratet seit dem 10. Juni 1754 und starb den 28. Nov. 1758.

3. **Grundgedanke.** Nicht nach der zeitlichen Folge der Ereignisse, sondern in umgekehrter Reihenfolge führt uns der Dichter die drei wichtigen Gräber in Ottensen vor. Das große Grab der Zwölfhundert zeigt uns die Größe der Tyrannei des weltbezwingenden, Freiheit und

*) Vgl. oben; Dem Erlöser, Str. 8!

Recht zertretenden Napoleon und seiner Konterfeie und Kreaturen, das ist ein Bild dessen, was Deutschland gelitten hat seit Jena und Auerstädt; und den unglücklichen, wenn auch nur zum geringen Teile verantwortlichen preußischen Feldherrn in jener letztgenannten verlorenen Schlacht zeigt uns das zweite Grab; den großen Toten im dritten Grabe hat jene Zeit der Schmach nicht berührt; er starb vorher. Aber während der im Tod verstummte Mund der Zwölfhundert Gottes Rache herabrief auf den Tyrannen und der Herzog von Braunschweig im Grabe nicht zur Ruhe kommen konnte, sondern nach Revanche ausspähte, ehe sie kam, ist eigentlich der dritte Tote durch seine Grabschrift und seine Werke ein Prediger der Auferstehung. Und nicht blos eine Auferstehung des verweslichen Samens verkündet er für den Tag der großen Ernte, sondern auch eine Auferstehung des Volks aus dem Tode der Sklaverei. — Der Hermann in den Teutoburger Wäldern brachte über die römischen Unterdrücker die Varusniederlage; auch für die Franzosen giebts eine Varusniederlage, auch jetzt noch wird Gott, wenn seine Stunde gekommen ist, einen Arminius erwecken zu neuem Siegeslaufe. Er ist gekommen — nicht einer, viele Arminier, die Stein und Arndt, die Scharnhorst und Schenkendorf, die Rückert und Körner, die York und Blücher und Gneisenau ꝛc.

Je größer die Schmach und Not, desto näher ist Gott und die Stunde der Freiheit — die seines Sehers Mund schon Jahre vorher vorausverkündigt hatte. Das „Aufersteh'n, ja aufersteh'n" gilt auch dem deutschen Vaterlande. Aber erst mußte es gedemütigt werden in Schmach und sterben seinen Nationalsünden, ehe es Gott erhöhte und auferstehen ließ.

[Litterarisches: *Kurz III. S. 54. 438. — Herling II. S. 413 — *Gößinger, II. Anhang. S. 35.]

Biographie des Dichters.

Friedrich Rückert, am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt geboren, studierte, herangewachsen, in Jena erst Jurisprudenz, dann schöne Litteratur und Sprachen; 1811 habilitierte er sich dort als Dozent der klassischen Philologie. An den Befreiungskriegen hätte er gern teilgenommen; seine Eltern verboten es ihm, da seine Gesundheit zu geschwächt sei. Er wurde 1815 Mitherausgeber des Morgenblatts zu Stuttgart, aber schon 1816 gab er diese Thätigkeit auf. 1817—18 ist er in Italien, dann in Wien, wo er durch den Orientalisten J. v. Hammer-Purgstall auf die morgenländische Litteratur aufmerksam gemacht und für dieses Feld gewonnen wurde, das ihm Lorbeeren genug einbrachte, während der fleißige Forscher der Wissenschaft wenig direkte Dienste leistete. Im Jahre 1826 ward er Professor der morgenländischen Sprachen zu Erlangen; hier wirkte er 15 Jahre lang, reich geehrt und innig geliebt, und verlebte zugleich Jahre des schönsten häuslichen Glückes. Im Jahre 1841 rief ihn König Friedrich

Wilhelm IV. als Professor und Geheimrat nach Berlin, wo er jedoch nur die Winter zu verleben brauchte. Im Jahre 1848 nahm er seine Entlassung, schied aus Berlin, wo es ihm nie heimatlich zu Mut wurde, und nahm seinen Aufenthalt auf seinem schönen von der Frau ererbten Landsitze Neuseß bei Koburg, der Poesie und Wissenschaft und der Freuden der Gartenkultur in gleicher Weise hingegeben. Dort starb der liebenswürdige, geistvolle und gastliche Greis am 31. Jan. 1866.

So vielseitig und fruchtbar wie Rückert ist kein Dichter der Neuzeit. Politische Lieder, gegen die Fremdherrschaft Napoleons gerichtet voll Kraft und Spott und Vaterlandsliebe, erschienen 1814—1817. (Am bekanntesten sind die geharnischten Sonette).

Eine Blütenlese seiner lyrischen Lieder, zugleich ein Abglanz seines häuslichen, ehelichen Glückes umschließt die Sammlung „Liebesfrühling," seine sämtlichen lyrischen Dichtungen eine Gesamtausgabe von 6 Bänden. Die Ergebnisse seiner orientalischen Studien sind teilweise auch zu Gedichten geworden; dahin gehören die „östlichen Rosen" (1822), die an Kunst mit Formvollendung überraschenden, fast des Guten in Künstlichkeit zu viel thuenden „Makamen des Hariri" (1826), das liebliche indische Märchen: „Nal und Damajanti" (1828), das Epos: „Rostem und Suhrab" (1838), arabische Volkslieder unter dem Titel: Hamasa (1846), endlich das große, eigentlich nur Rückerts eigene Ansichten und Lebenserfahrungen aussprechende Lehrgedicht: „Weisheit des Brahmanen" (6 Bde. 1838—39).

Als Jugenddichter hat Rückert eine besondere Bedeutung; er lebte den Kindern, dichtete für die Kinder mehr, als irgend einer der klassischen Dichter unseres Volkes. — Sprachgefügigkeit, Reimgewandtheit eignen ihm, wie keinem vor ihm und nach ihm, und nur in der Feile und äußeren Vollendung übertrifft ihn Platen. Seine Brust ist ein unerschöpflicher Born tiefer poetischer Gedanken, sein Mund des Herzens treu'ster Geselle und Herold. Für jeden Gedanken ist eine passende, edle, kunstreiche Form ungesucht vorhanden. Er spricht nur und — singt. Ja sein ganzes Leben ist fast ein ununterbrochenes Gedicht. —

Schriften des Dichters.

Kranz der Zeit. Cotta 1817. Tübingen. 1²/₃ Thlr.

Östliche Rosen. Drei Lesen. Leipzig, Brockhaus 1822. 3 Thlr.

Gesammelte Gedichte. Erlangen 1834. Heyder. 2 Thlr.

Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. Frankfurt, Sauerländer. 1828 1²/₃ Thlr. — 2. Aufl. 1838. 1¹/₃ Thlr. — 3. A. 1864. 1¹/₂ Thlr. — 4. Aufl. 1862. — 5. Aufl. 1874.

Hebr. Propheten. übersetzt und erläutert. Leipzig 1831. Weidmann. 20 Sgr.

7 Bücher morgenl. Sagen u. Geschichten. 2 Tle. Stuttgart 1837 Liesching. 3 Thlr.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. 2 Bdch. Berlin, Bethge. 1. Aufl. 1837. 2. Aufl. 1838. 39. 1 Thlr. 8 Sgr.

Brahmanische Erzählungen. Leipzig 1839. Weidmann. 2 Thlr.

Gesammelte Gedichte. 6 Bde. Erlangen w. o. 1836—40. 1. Bd. 2.—5. Aufl., 2. Bd. 1—3. Aufl. — 3. Bd. 1837. 4. Bd. 1837. 5. u. 6. Bd. 1838. à 2 Thlr. (8 Thlr. zus.).

Gedichte. Auswahl des Verf. Frankfurt a. M. w. o. 1841. 1³/₄ Thlr. — N. Aufl. 1843. — 1846. Min. Ausg. 3 Thlr. — 1847. 1³/₄ Thlr. — 1851. 2 Thlr. 18 Sgr. — 11. Aufl. 1858. — 12. A. 1860. 1³/₄ Thlr. — 13. A. 1864. 2²/₃ Thlr. — 14. Aufl. 1865. 1³/₄ Thlr. — 15. A. 1868. — 16. A. 1870. 2 Thlr. 18 Sgr. — 17. A. 1872. 1³/₄ Thlr. — 18. A. 1875. 6 Mk. — 19. A. 1876. 8 Mk. — 20. A. 1878. 6 Mk. Mit Bildn. des Verf. — 21. Aufl. Ebd. 1884. Mk. 5.

Leben Jesu. Evangelienharmonie in gebundener Rede. Stuttgart. Cotta. 1839. 1¹/₂ Thl.

Rostem und Suhrab. Heldengesch in 12 Büchern. Erlangen 1838. (Stuttgart, Liesching.) 1 Thlr. 5 Sgr. — 2. A. 1846. 1¹/₃ Thlr.

Die Verwandlungen des Abu Seid v. Serug oder die Makamen des Hariri in freier Nachbildung. 2. Aufl. 2 Bde. Stuttg. 1837. Cotta. 2¹/₂ Thlr. — 3. Aufl. 1844. 1¹/₂ Thlr. — 4. Aufl. 1⁴/₅ Thlr. — 5. A. 1875. 6 Mk. — 7. A. 1878.

Die Weisheit des Brahmanen. Lehrgedicht. 6 Bdch. Leipzig, Hirzel 1845—41. 1. u. 2. Aufl. 8 Thlr. 20 Sgr. — N. Ausg. 1843 in 1 Bde. 2¹/₃ Thlr. — 1851. 3. Aufl. (Hirzel) 2¹/₃ Thlr. — 4. Aufl. 1857. 2 Thlr. — 5. Aufl. 1863. — 7. A. 1870. — 8. A. 1873. — 9. A. 1875. — 10. A. 1879. — 11. A. 1881. 6 Mk.

Christofero Colombo. Geschichtdrama in 3 Tlen. Frankf w. o. 1845 2¹/₂ Thlr.

Gesammelte Gedichte. 3 Tle. Ebd. 1843. 4 Thlr.

König Heinrich IV. Drama. 2 Tle. Ebd. 1844. 2 Thlr.

Herodes der Große. In 2 Stücken. Stuttgart, Liesching. 1844. 2¹/₆ Thlr.

Das Leben der Hadumod, 1. Aebtissin des Klosters Gandersheim, aus dem Lat. übertr. Stuttgart, w. o. 1845. 17³/₄ Sgr.

Liebesfrühling. Frankf. a. M. 1844. w. o. 1¹/₃ Thlr. — Prachtausg. 1858. 8—12 Thlr. — 3. Aufl. 1860. 1¹/₂ Thlr. — 5. Aufl. 1863. — Prachtausg. 2. Aufl. 1861. — 8. A. 1871. 1¹/₂ Thlr. — 3. Prachtausg. Ebd. 1868. 8—12 Thlr. — 9. Aufl. 1874. — 10. A. 1876. 4,60 Mk. — Prachtausg. 4. A. 25—40 Mk. 1876. — 11. A. 1880. — 12. Aufl. 1883. —

Saul und David. Drama der heil. Gesch. Stuttgart, w. o. 1844. 1¹/₂ Thlr.

Gesammelte Werke. 12 Bde. Frkf. Ebd. 1867—69. 12 Thlr.

Aus Rückerts Nachlaß. Hsg. von H. Rückert. Leipzig 1867. Hirzel. 2¹/₃ Thlr.

Lieder und Sprüche. Frkf. Ebd. 1767. 1 Thlr.

Sawitri. Leipzig 1866. Hirzel. 12 Sgr.

Kindertotenlieder. Aus seinem Nachlasse. Frkf. a. M. Ebd. 1⁵/₆ Thlr.

Mahâbhârata. Übersetz. Fr. Rückerts aus dems., hsg. von Dr. Boxberger, Erfurt, Villaret. 1 Mk.

Rückerts ausgew. Gedichte, erläut. von Dr. E. Götzinger. Aarau 1877. Sauerländer. 1,60 Mk.

Nachgelassene Gedichte u. neue Beträge zu dessen Leben und Schriften. Wien 1877. Braumüller 7 Mk.

Makamen des Hariri. Cotta. 1878. 80 Pfg.

Leid und Lied. Neue Ausg. Frankfurt 1881. Sauerländer. 4 Mk.

Gesammelte poetische Werke. Neue billige Ausg. in 40 Lfg. Ebd. 1881—82. à 60 Pf. In 12 Bd. à 2 Mk.

Saadis Bostan, aus dem Persischen übersetzt. Leipzig 1882. Hirzel. 4 Mk.

Über den Dichter.

Götzinger, Friedrich Rückerts ausgew. Dichtungen erläutert. (In deutsche Dichter, Bd. 2. 5. Aufl. Anhang.)

Beyer, Dr. C., biographisches Denkmal Rückerts, 1868. Frankfurt a/M.

Nodnagel, Deutsche Dichter der Gegenwart, 2. Heft. 1842 Darmstadt, Diehl.

Beyer. Neue Mitteilungen über Fr. Rückert, 2 Thlr. 2873.

Kern, Franz, Fr. Rückerts Weisheit der Brahmanen, dargestellt und beurteilt, 1868.

Max von Schenkendorf.

84. Frühlingsgruß an das Vaterland.

1814.

[Ged. von M. v. Schenkendorf. 4. Aufl. von Dr. A. Hagen. Stuttgart. Cotta. 1871.]

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen,
Komm' ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
Du mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich,
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht;
Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust —
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demut und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heilge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Flut,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heilger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen
Ew'ger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute, deutsche Brüder höret
Meine Worte, alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

Im Frühling des Jahres 1814, des ersten Jahres nach der neuerworbenen Freiheit ist dieses herrliche Lied entstanden, in welchem der Dichter den frohen Gefühlen Ausdruck giebt, mit welchen er die Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes betrachtet: Rhein und Donau, Neckar und Main und alle Ströme bis zur fernen Memel brausen aus Freuden über die junge Freiheit, und das Grün der Auen ist eine beredte Sprache der Freude aller Länder und Gauen Deutschlands darüber, daß das Reich der Väter wieder da, daß der Traum aller edlen Seelen verwirklicht ist. Die Herrlichkeit der fernen Vergangenheit scheint wieder aufzublühen, aber zuvor muß noch eine Geisterschlacht in Deutschland selbst geschlagen werden; es müssen alle Sondergelüste gedämpft und niedergekämpft werden; es muß die Demut der Fürsten die Wiederaufrichtung der deutschen Kaisermacht ermöglichen; es muß das Volk, das sich jüngst von Gott abgewandt, wiederum zu Gott zurückkehren, Frömmigkeit und Zucht müssen neu in Deutschland erblühen, Einigkeit und Treue Thron und Hütte neu und fest verknüpfen.

Der Dichter hat seines Herzens heißes Sehnen nicht erfüllt gesehen. Das Jahr 1815 gab uns wohl den Frieden, aber nicht die Freiheit, auch nicht die von Schenkendorf gepriesene himmlische Freiheit, und es bedurfte noch einer langen Zeit des Streitens edler Geister für Deutschlands Einheit, ja noch eines blutigen Bruderkrieges und eines noch schwereren Kampfes mit Deutschlands erbittertstem Gegner, bis es völlig geeinigt und eine neue Kaiserkrone erarbeitet war.

[Litterarisches; *Kurz III. S. 405.]

Leben des Dichters.

Gottlob Ferdinand **Maximilian** Gottfried von Schenkendorf wurde am 11. Dez. 1783 in Tilsit geboren. Das elterliche Haus hat in ihm keine angenehmen Eindrücke hinterlassen. Der Vater, ein früherer Offizier, erstrebte nur den Ruhm eines tüchtigen Landwirts und war gegen seine Kinder oft herzlos streng; die Mutter setzte ihren ganzen Ruhm auf den erheirateten Adel. Sie liebte in ihrer Eitelkeit nichts, nicht einmal ihre Kinder. Man sandte Ferdinand (Max nannte er sich selbst erst nach Lektüre von Schillers Piccolomini, in welchem Drama ihm Max als das Ideal alles Schönen und Edlen entgegentrat, seit dem 22. Lebensjahre) schon mit 15 Jahren auf die Hochschule. Da er jedoch dort seinen Eltern zu wenig fleißig und zu verschwenderisch vorkam, so nahmen sie ihn weg und brachten ihn zwei Jahre zu einem Pastor Dr. Hennigs in Schmauch, grade als wenn er ein Jüngling

wäre, der gebessert werden müßte, weil es ihm an sittlichem Halte durchaus gebräche. So wurde er denn auch von Hennigs behandelt. Erst nach zwei Jahren seiner „Verbannung in Sibirien“ traf er einen frommen trefflichen Pastor in Hermsdorf, in dessen Haus man ihn verstand und wo man ihm reiche Liebe entgegenbrachte. Wedeke machte ihn auch mit seinem Patron, dem Grafen Carl Ludw. Alex. zu Dohna in Schlodien bekannt, einem wahrhaft frommen Mann, in dessen Umgang Schenkendorf sich nicht nur sehr wohl befand, sondern auch sittlich erstarkte. Hier pflegte man auch Kunst und Patriotismus.

Sein erstes schriftstellerisches Produkt war ein Aufsatz im „Freimütigen“. „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen.“ Durch diesen Aufsatz erlangte er es, daß die gotische Burg Marienburg, welche in ein Kornmagazin verwandelt werden sollte, erhalten blieb. Er kehrte nach der Universität zurück, aber der Vater unterstützte ihn nicht, und die Mutter stellte ihn für die Zeit seines Aufenhaltes unter die schimpflichste Kuratel eines herzlosen Verwandten. Nachdem er seine kameralistischen Studien in Königsberg und im Hause des Amtsrats Werner zu Waldau eifrig getrieben hatte, kehrte er als Kammerreferendarius nach Königsberg zurück, ward da in die hocharistokratischen Kreise des Landhofmeisters von Auerwald, eines Schwagers Dohnas, eingeführt und trat in dessen Haus ein als feiner Gesellschafter, Dichter des Hauses und Freund. Auch lernte er noch einen romantischen, für Kunst und Kirche schwärmenden Kreis im Hause des Kaufmanns David Barkley kennen. Die Zeit der glücklichen Tage war kurz. Es folgte die preußische Kriegserklärung, Jena, Preußens Fall und tiefe Schmach. Schenkendorf ward Patriot mit Leib und Seele; die Königin Louise wohnte ohnehin mit ihm unter einem Dache. Er tröstete mit seinen Liedern die tiefgebeugte Königsfamilie. In einem Duelle, in welches er mit einem alten General verwickelt wurde, ward er schwer verwundet und um den Gebrauch der rechten Hand gebracht. Er schrieb fortan mit der Linken. Nach dem Tode des Kaufmanns Barkley warb Schenkendorf um dessen Witwe, aber deren Mutter vereitelte die Verbindung; die Tochter zog, da ihr Königsberg verleidet war, nach Karlsruhe. Im Jahre 1811 zieht ihr der Dichter nach, und am 15. Dez. 1813 führte er sie in Karlsruhe vor den Altar. Trauzeuge war der alte Jung-Stilling. Die Ehe war eine äußerst glückliche. Aber eins schmerzte Schenkendorf während seines Aufenhaltes am Rhein, Deutschlands Erniedrigung vor dem welschen Eroberer. Als nun dessen Schicksalsstunde schlug, trat auch er unter die Reihen der Kämpfer für des deutschen Landes Freiheit; mit heißer Inbrunst singt er und feuert er singend seine deutschen Brüder zum heiligen Kampfe an. Er hieß der „Götz von Berlichingen.“ Auch aus der kleinen Zahl seiner treuen Freunde raffte der Tod gar manchen hin, selbst den einzigen Bruder mußte er bald im Kampfe sterben sehen. So kämpfte er selbst in der Schlacht bei Leipzig von Anfang bis zu Ende mit.

Sein Roß ward ihm erschossen. Nach der Schlacht ward Schenkendorf in die Centralverwaltung berufen, welcher die Sorge für Bewaffnung und Verpflegung des Heeres oblag. Als die Deutschen in Paris einzogen, dichtete er seinen Frühlingsgruß an das Vaterland"; aber die folgenden Ereignisse zerschlugen seine und aller Patrioten Hoffnungen gänzlich. Wohl gab er seine Lieder heraus 1815, wohl wies er die Deutschen hin auf das eine Reich und den neuen Kaiser — aber seine Stimme verhallte.

Seine Gesundheit hatte der Krieg zerstört; vergebens suchte er Heilung in Aachen, Baden und Bad Ems. Eine feste Anstellung hatte er als Regierungsrat in Koblenz gefunden; er war dort allgemein beliebt. Doch schon in frühen Jahren, gerade am 34. Geburtstage, starb der Dichter an einem seiner schweren Zufälle (Brustbeklemmungen und Starrkrämpfe) unerwartet.

Von seinen Vaterlandsliedern sind eine große Anzahl beliebt geworden: Der Landsturm; Freiheit, die ich meine; Das Lied vom Rhein, Muttersprache; Des Soldaten Morgenlied u. a. Wohllaut der Sprache, Kraft der Vaterlandsliebe, Innigkeit und Glut, vor allem aber ein tieffrommes christliches Gemüt zeichnen den edlen Dichter aus, dessen Lieder noch lange nicht so bekannt sind, als sie verdienen.

Allerdings ist er ein mit der romantischen Dichterschule verwandter Geist, und auch bei ihm finden sich Spuren einer Hinneigung zum Katholizismus, Gedichte, in welchen die heilige Jungfrau angerufen wird. Sonst aber ist sein christlicher Standpunkt von allem Schwärmerischen durchaus frei; er ist ein gesunder kerndeutscher und kernfrommer Dichter.

Schriften des Dichters.

Gedichte. Tübingen 1815. Cotta 18 Sgr. — 3. Aufl. 1862. 1 Thlr. — 4. Aufl. Mit Lebensabriß und Erläuterungen von Prof. Dr. A. Hagen 1871. 14 Sgr. — 5. Aufl. 1878.

Studien. Berlin 1810. Reimer 20 Sgr.

Poetischer Nachlaß. Berlin 1832. Eichler. 1 Thlr.

Gedichte. Leipzig, Reclam jun. 1872. 10 Sgr.

Über den Dichter.

Hagen, Dr. A. Prof., Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten. Berlin 1863. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.



Inhaltsverzeichnis.

[Die mit * bezeichneten Gedichte sind in der zweiten Auflage neu aufgenommen und zuerst erläutert.]

Gottfried Kinkel.

Ewald Christian von Kleist.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Albert Knapp.

Theodor Körner.

August Kopisch.

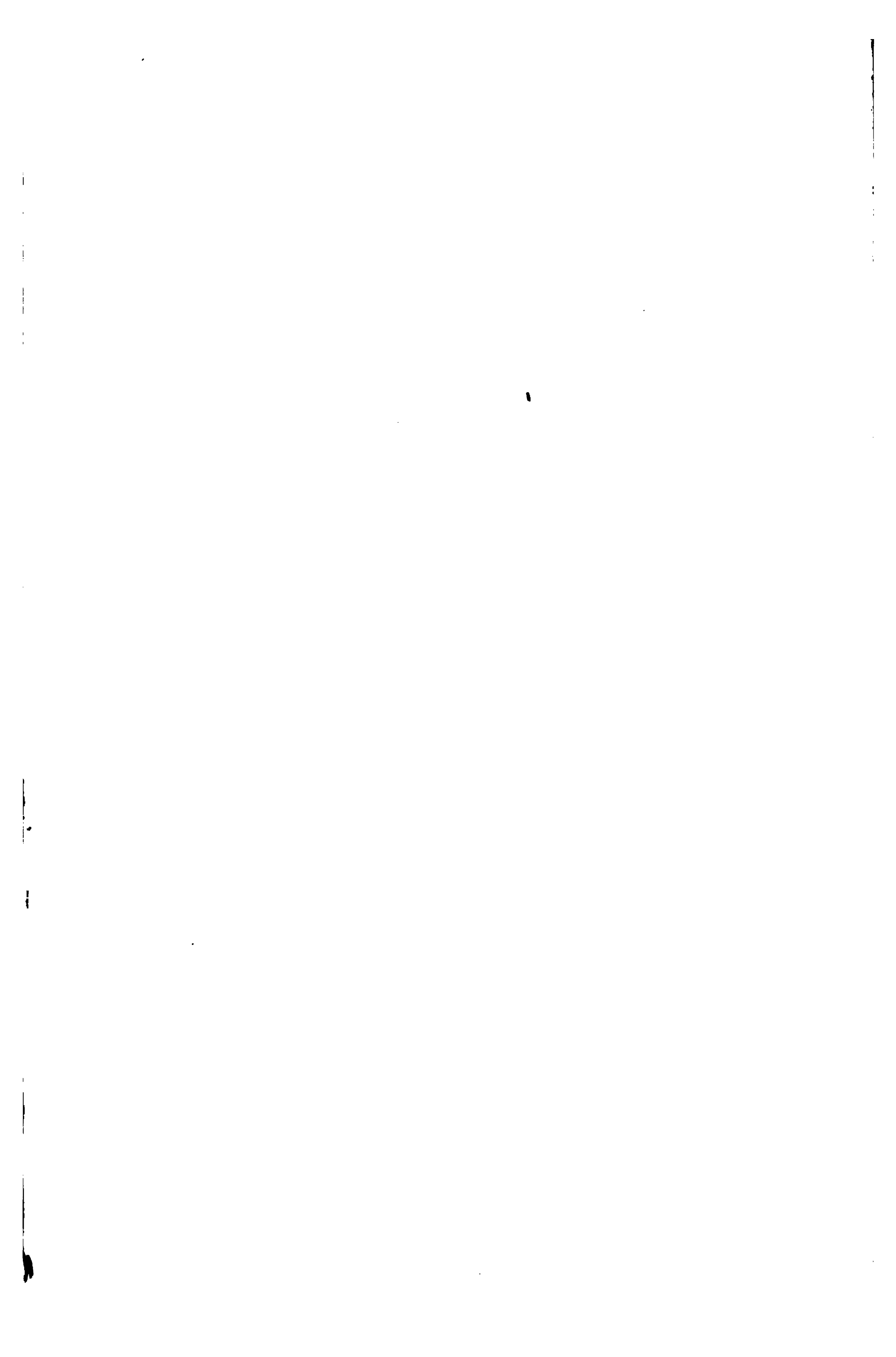
Nikolaus Lenau.

Gotthold Ephraim Lessing.

Magnus Gottfried Lichtwer.

Max von Schenkendorf.

Druck der Buchdruckerei von Arnold Weichelt in Hannover.



Ausgewählte

deutsche Dichtungen

für

Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

von

Karl L. Leimbach,

Lic. theol., Dr. phil., Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar.

Vierter Teil.

Erste Abteilung:

Ausgewählte Dichtungen Schillers.

Dritte, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage.





Kassel, 1885.

Verlag von Theodor Kay,

Königl. Hof- Kunst- und Buchhändler.

Ausgewählte Dichtungen Friedrich von Schillers,

für

Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

von

Karl Ludwig Leimbach.

Dritte, sehr vermehrte Auflage.



Kassel, 1885.
Verlag von Theodor Kay,
Königl. Hof-Kunst- und Buchhandlung.

Druck der Buchdruckerei von Arnold Weichelt in Hannover.

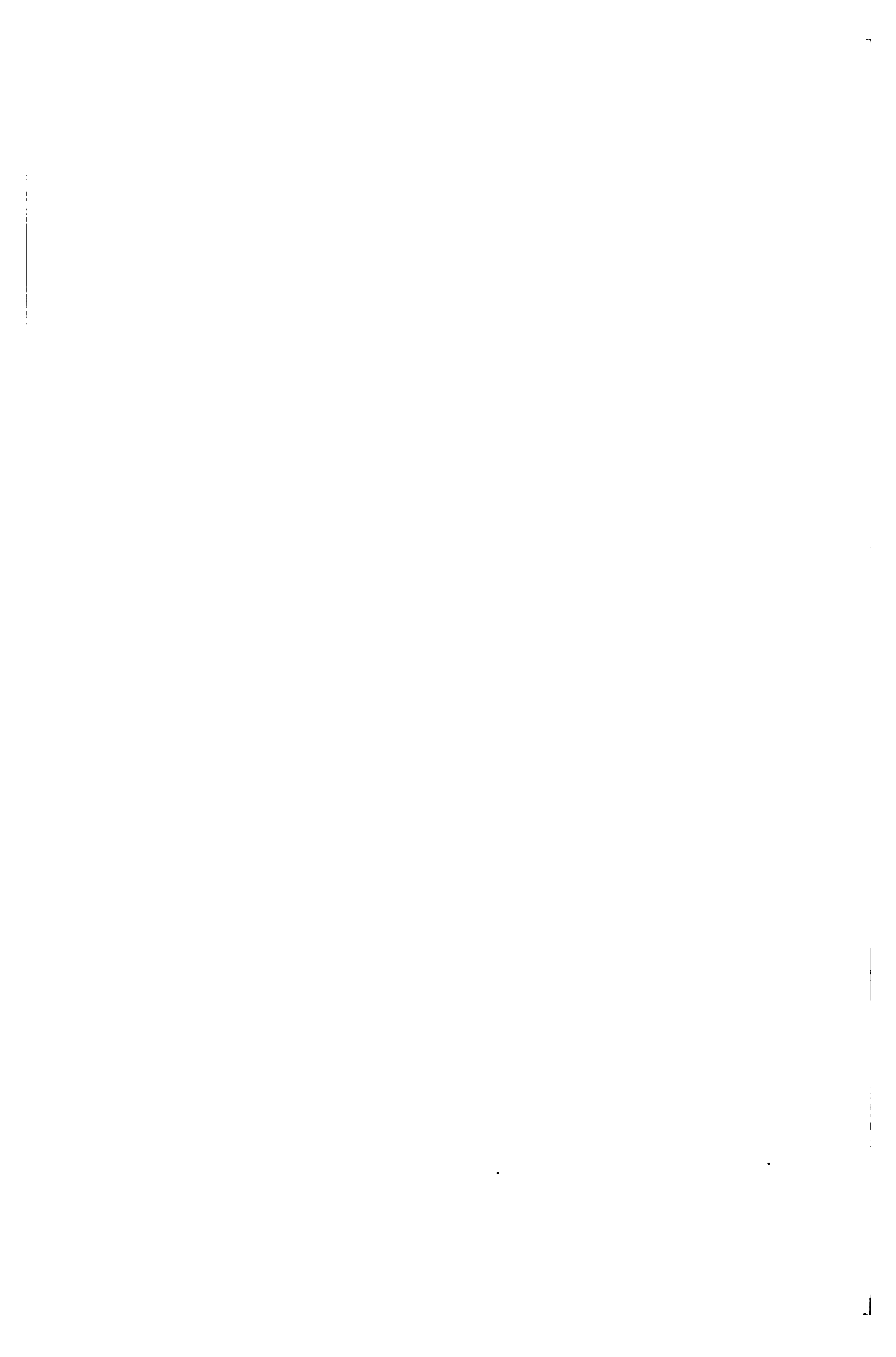
Vorwort zur dritten Auflage.

Der Umstand, daß gerade diese Abteilung schon seit längerer Zeit vergriffen ist, hat mich aus mehr als einem Grunde mit lebhafter Freude erfüllt. Ich konnte aus dieser Thatsache entnehmen, daß gerade diese Abteilung meines Werkes, welche der Erläuterung Schillerscher Gedichte gewidmet ist, eine besondere Anziehungskraft auf die Lehrer ausübte, weil sie sich im Unterrichte unmittelbar verwerten ließ, aber auch, und das war mir besonders erfreulich, daß trotz der außerordentlich reichen Litteratur, welche gerade die Erklärung der Dichtungen dieses erklärten Lieblingsdichters der Deutschen und besonders der deutschen Jugend hervorgerufen hat, und neben den vielen, wirklich trefflichen Kommentaren Schillerscher Gedichte meine Arbeit in ihrem selbständigen Werte anerkannt werde.

Gerade diese Überzeugung aber, daß in diesem Werke ein genaueres Eingehen auf Schillers Gedichte erwartet werde, hat mir die Frage nahe gelegt, ob ich nicht noch eine Anzahl der bekanntesten, beliebtesten und fruchtbarsten Dichtungen Schillers in den Kreis meiner Erläuterungen ziehen müsse, und ich habe mit dem Herrn Verleger diese Frage bejaht. So biete ich denn, um den Dank meiner Leser auch wirklich zu verdienen, gleich zu den 18 älteren Erläuterungen **21 neue** dar, und ich wünsche, daß die neuen Erläuterungen den älteren im allgemeinen gleichwertig gefunden werden möchten. Freilich hat die Rücksicht auf den Umfang und den Preis des Buches uns (den Herrn Verleger und den Verfasser) bestimmt, auf den Abdruck der Texte der Schillerschen Gedichte zu verzichten, und wir hoffen dafür um so leichter Verzeihung, da wir das Buch wesentlich erweitert und vervollkommnet zu dem alten Preise liefern können und da anzunehmen steht, daß Schillers Gedichte sich in den Händen jedes Litteraturfreundes finden werden.

Auch die älteren Erläuterungen sind neu durchgesehen, vielfach gebessert, zum Teil erweitert worden. Namentlich hat mich eine sehr eingehende, von Wohlwollen nicht gerade diktierte, Beleuchtung meiner Erläuterungen Schillers nicht selten zu Verbesserungen und Erweiterungen, häufiger freilich zur Abwehr veranlaßt.

Um aber nicht ungerecht zu sein, will ich nicht unterlassen, auszusprechen, daß in jener Kritik (Neue Jahrbücher f. Phil. und Päd. 2. Abt. 1881. Heft 8. 9. von Keller) sich nicht wenig Anerkennung findet.



Friedrich von Schiller.

1. Hektors Abschied.

[Schillers sämtl. Werke in 4 Bdn. 1. Bd. S. 1. Stuttgart, 1874 Cotta.]

1. Zum Verständnisse. Über die Veranlassung des trojanischen Krieges vgl. man die Erl. zu Schillers: Das Siegesfest in diesem Bande. Der Erfolg des Krieges wurde noch im zehnten Jahre dadurch in Frage gestellt, daß Achill, der gefürchtetste Held auf griechischer Seite, mit dem Heerführer der Griechen, Agamemnon, um einer Sklavin Briseis willen, sich entzweite und dann mit seinen Scharen, den Myrmidonen, sich vom Kampfe zurückzog. Der Groll währte lange Zeit, und selbst der kluge und redegewandte Odysseus vermochte nicht Achill zu versöhnen. In jener Zeit machten die Trojaner einen glücklichen Angriff auf das griechische Lager. Schon waren sie im Begriff, die Schiffe der Griechen in Brand zu stecken, da erlaubte Achill dem inständig bittenden treuen Freunde Patroklos, die Myrmidonen in den Kampf zu führen. Aber Patroklos wurde in diesem Kampfe, in welchem er in der Rüstung Achills prangte, von Hektor, dem Heerführer der Trojaner, dem ältesten Sohne des greisen Königs Priamos, getötet und seiner Rüstung beraubt. Der Schmerz Achills, als er die Todeskunde empfing, war furchtbar. Sobald Hephästos ihm eine neue Rüstung geschmiedet hatte, versöhnte er sich mit Agamemnon und zog wieder in die Schlacht. Die Zahl der von ihm erschlagenen Feinde ist ungemein groß. Seine Wut hat keine Grenzen, Erbarmen ist nicht in seiner Seele. Die Rosse traben über Schilde und Leichname, die Achsen des Streitwagens triefen von Blut. Achill bringt dem erschlagenen Patroklos schreckliche Totenopfer. Freilich genügten ihm diese Opfer der Feinde nicht: er sucht Hektor. Und Hektor fühlt die Pflicht in sich, sich dem Achill zum Kampfe zu stellen, und nimmt von seinem treuen Weibe Andromache und seinem Söhnchen Astyanax Abschied.

Andromache, die Tochter des Königs Eötion von Theben in Cilicien, die ihren Gatten mit großer Treue liebt, sucht vergeblich Hektor von dem Kampfe mit Achill, dessen Hände schon Homer unnahbar (*χεῖρες αα̉πτοι**) nennt, zurückzuhalten. Sie ahnt den Tod ihres heiß-

*) Doch ist die landläufige Übersetzung nicht richtig, sondern durch schwertreffend zu ersetzen. Vgl. Düntzer a. a. O. S. 290.

geliebten Gatten und erbebt vor dem Gedanken, daß sie Witwe werden solle und ihr einziges Kind eine Waise, der väterlichen Erziehung in jeder Hinsicht entbehren werde.*) Sie fürchtet, daß der finstre Orkus, das Totenreich, ihren Hektor verschlingen werde. — Hektor antwortet, daß das Herz und das Gefühl der Verantwortlichkeit, welche in seinen Armen ruht, ihn nach der Feldschlacht ziehe. Pergamus**) (vgl. das Siegesfest. Erl. 2. Aufl. IV. S. 125.), ja ganz Troja sieht auf ihn und erwartet, daß er den Kampf wagt. Sollte er fallen in diesem schweren Kampfe, so würde sein Tod ein rühmlicher sein und dem Vaterlande zu gute kommen. Durch diese Hoffnung wird ihm der Tod, das Niedersteigen in den stygschen Fluß oder Styx (den Hauptstrom in der Unterwelt) erleichtert. Nochmals versucht Andromache ihn zu fesseln: Sie erinnert ihn an ihre Liebe zu ihm, und wie sie ihn stets bewundert und auf den Schall seiner Waffen gelauscht habe, wenn er vom siegreichen Kampfe heimkehrte. Das werde nun zu Ende sein. Noch mehr: mit Hektors Tode werde das ganze Geschlecht des Priamos zu Grunde gehen. Halte dieser teure Mann nicht dem grausigen Feinde stand, so thue es keiner nach ihm. Hektor selbst aber tausche ein freudloses Dasein gegen dasjenige ein, welches er preisgebe. Denn dort fließt als ein Arm des Styx, der neunmal das Schattenreich umwindet, der Kokytos, ein schlammiges Gewässer, über welchen Charon die Seelen der Toten in seinem Kahne überzusetzen hatte. (Der Kokytos***) [Cocytus] war der Strom der Wehklage, so daß die Worte der Andromache: „Der K. durch die Wüsten weinet“ wirklich charakteristisch sind.) Im Lethe†) endlich (vgl. Erl. II³, S. 5), fürchtet Andromache, werde Hektor auch seine Liebe vergessen. — Nochmals tröstet Hektor seine tiefbetrübte Gattin, indem er ihr versichert, daß er zwar im Tode gern alles Streben und Denken in den Lethestrom versenken, daß aber seine Liebe nicht enden werde. Und nun muß geschieden sein: Der Wilde (Achill) tobt schon an den Mauern, noch einen Liebesdienst, noch eine Liebesversicherung, dann kommt der Abschied und — es war der letzte Abschied!††)

2. Zur Geschichte der Dichtung. Das Gedicht „Hektors Abschied“ entstand 1780 und war zuerst bestimmt, von Amalia in Schillers Räubern (Akt. 2. Sc. 2.) gesungen zu werden. Amalia singt es am Klavier dem alten Moor vor, nachdem sie zuvor in schwärmerischer Weise das

---

**) Körperliche und geistige Erziehung sind im Gedichte durch je einen Hauptpunkt angedeutet.

**) Die Feste hieß Pergamus. Die Römer gebrauchen Pergama, Pergamum, aber nie Pergamus von der Stadt Troja.

***) Κώκυτος=Geheul, Gewinsel.

†) Matthison sagt im Gedichte Elysium richtiger die Lethe.

††) Hektor wurde von Achill getötet und sein Leichnam dreimal um Troja geschleift; Astyanax wurde von dem Sohne Achills Neoptolemos getötet; Andromache mußte dem Ebengenannten als Sklavin in die Heimat folgen. Vgl. Das Siegesfest. (Erl. IV² S. 130 ff.)

Los gepriesen hat, von dem Gesang des Geliebten in den Todesschlaf eingewiegt zu werden. Dort hat freilich das Gedicht noch eine wesentlich andere Form, und die späteren Veränderungen gehören der reiferen Periode Schillers zu. Es hieß anfangs:

Willst dich, Hektor ewig mir entreißen,
Wo des Aeaciden mordend Eisen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?

Teures Weib, geh, hol' die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze!
Meine Schultern tragen Ilium.
Über Astyanax unsre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
Und wir sehn uns wieder in Elysium.

Nimmer lausch' ich Deiner Waffen Schalle,
Einsam liegt Dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt!
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethestrom ertränken,
Aber meine Liebe nicht!
Horch! der Wilde ras't schon an den Mauern —
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Es sind durchaus Verbesserungen dieser ersten Rezension, wenn Schiller statt der ersten Zeile, welche eine starke Reminiscenz aus Klopstocks Messias II. v. 763 (Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreißen!) war, setzt: ewig von mir wenden (nur steht ewig wie bei Klopstock unrichtig statt auf ewig); wenn statt des Aeaciden, d. h. des Nachkommen, genauer des Enkels von Aeakus, der Name des gefüchteten Helden selbst genannt wird. Auch in der letzten Zeile der ersten Strophe, in welchem ursprünglich Andromache den bei Troja fließenden Xanthus ohne ersichtlichen Grund als das Grab des Hektor zu ahnen oder zu fürchten scheint, ist passender der Orkus selbst gesetzt. In Str. 2. finden wir die Aufforderung, die Todes-Lanze zu holen, beseitigt — die Situation wurde dadurch unnötig verschoben und eine unangenehme Pause durch die etwaige Entfernung der Gemahlin hervorgerufen — und das Selbstgefühl in V. 3. wesentlich gemildert. Dagegen enthielten die 3 letzten Zeilen die wichtigen Antworten auf der Gattin Frage in Str. 1., nämlich: Astyanax überlasse ich der Fürsorge der Götter, wenn ich sterbe, und Dich hoffe ich im Elysium wiederzusehen. Dieser Doppeltrost ist geschwunden, offenbar um der metrischen Härten in der 4. Zeile willen (Astyănax=Quantitätsfehler, die drittletzte Silbe trägt den Ton; der Ausdruck in V. 4. [Ellipse] ist ohnehin etwas hart), und es ist nichts Gleichwertiges an die Stelle gesetzt, obgleich: „Ich trage das Bewußtsein in mir, für die Götter und das Vaterland gefallen zu sein, und dies giebt mir die Hoffnung, daß die Götter und mein Volk dich und den Knaben nicht verlassen werden“ auch jetzt noch aus den Versen herausgelesen werden könnte. Die übrigen Veränderungen sind wesentlich Milderungen des Ausdrucks.

Wir besitzen von Homer eine sehr anschauliche Schilderung des Abschieds Hektors von Andromache, welche Schiller gekannt hat, obgleich er viele Züge in derselben nicht benutzen konnte und andre nicht benutzt hat.

geliebten Gatten und erbebt vor dem Gedanken, daß sie Witwe werden solle und ihr einziges Kind eine Waise, der väterlichen Erziehung in jeder Hinsicht entbehren werde.*) Sie fürchtet, daß der finstre Orkus, das Totenreich, ihren Hektor verschlingen werde. — Hektor antwortet, daß das Herz und das Gefühl der Verantwortlichkeit, welche in seinen Armen ruht, ihn nach der Feldschlacht ziehe. Pergamus**) (vgl. das Siegesfest. Erl. 2. Aufl. IV. S. 125.), ja ganz Troja sieht auf ihn und erwartet, daß er den Kampf wagt. Sollte er fallen in diesem schweren Kampfe, so würde sein Tod ein rühmlicher sein und dem Vaterlande zu gute kommen. Durch diese Hoffnung wird ihm der Tod, das Niedersteigen in den stygschen Fluß oder Styx (den Hauptstrom in der Unterwelt) erleichtert. Nochmals versucht Andromache ihn zu fesseln: Sie erinnert ihn an ihre Liebe zu ihm, und wie sie ihn stets bewundert und auf den Schall seiner Waffen gelauscht habe, wenn er vom siegreichen Kampfe heimkehrte. Das werde nun zu Ende sein. Noch mehr: mit Hektors Tode werde das ganze Geschlecht des Priamos zu Grunde gehen. Halte dieser teure Mann nicht dem grausigen Feinde stand, so thue es keiner nach ihm. Hektor selbst aber tausche ein freudloses Dasein gegen dasjenige ein, welches er preisgebe. Denn dort fließt als ein Arm des Styx, der neunmal das Schattenreich umwindet, der Kokytos, ein schlammiges Gewässer, über welchen Charon die Seelen der Toten in seinem Kahne überzusetzen hatte. (Der Kokytos***) [Cocytus] war der Strom der Wehklage, so daß die Worte der Andromache: „Der K. durch die Wüsten weinet" wirklich charakteristisch sind.) Im Lethe†) endlich (vgl. Erl. II³, S. 5), fürchtet Andromache, werde Hektor auch seine Liebe vergessen. — Nochmals tröstet Hektor seine tiefbetrübte Gattin, indem er ihr versichert, daß er zwar im Tode gern alles Streben und Denken in den Lethestrom versenken, daß aber seine Liebe nicht enden werde. Und nun muß geschieden sein: Der Wilde (Achill) tobt schon an den Mauern, noch einen Liebesdienst, noch eine Liebesversicherung, dann kommt der Abschied und — es war der letzte Abschied!††)

2. Zur Geschichte der Dichtung. Das Gedicht „Hektors Abschied" entstand 1780 und war zuerst bestimmt, von Amalia in Schillers Räubern (Akt. 2. Sc. 2.) gesungen zu werden. Amalia singt es am Klavier dem alten Moor vor, nachdem sie zuvor in schwärmerischer Weise das

---

**) Körperliche und geistige Erziehung sind im Gedichte durch je einen Hauptpunkt angedeutet.

**) Die Feste hieß Pergamus. Die Römer gebrauchen Pergama, Pergamum, aber nie Pergamus von der Stadt Troja.

***) Κώκυτος=Geheul, Gewinsel.

†) Matthison sagt im Gedichte Elysium richtiger die Lethe.

††) Hektor wurde von Achill getötet und sein Leichnam dreimal um Troja geschleift; Astyanax wurde von dem Sohne Achills Neoptolemos getötet; Andromache mußte dem Ebengenannten als Sklavin in die Heimat folgen. Vgl. Das Siegesfest. (Erl. IV² S. 130 ff.)

Los gepriesen hat, von dem Gesang des Geliebten in den Todesschlaf eingewiegt zu werden. Dort hat freilich das Gedicht noch eine wesentlich andere Form, und die späteren Veränderungen gehören der reiferen Periode Schillers zu. Es hieß anfangs:

Willst dich, Hektor ewig mir entreißen,
Wo des Aeaciden mordend Eisen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?

Teures Weib, geh, hol' die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze!
Meine Schultern tragen Ilium.
Über Astyanax unsre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
Und wir sehn uns wieder in Elysium.

Nimmer lausch' ich Deiner Waffen Schalle,
Einsam liegt Dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt!
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethestrom ertränken,
Aber meine Liebe nicht!
Horch! der Wilde ras't schon an den Mauern —
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Es sind durchaus Verbesserungen dieser ersten Rezension, wenn Schiller statt der ersten Zeile, welche eine starke Reminiscenz aus Klopstocks Messias II. v. 763 (Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreißen!) war, setzt: ewig von mir wenden (nur steht ewig wie bei Klopstock unrichtig statt auf ewig); wenn statt des Aeaciden, d. h. des Nachkommen, genauer des Enkels von Aeakus, der Name des gefüchteten Helden selbst genannt wird. Auch in der letzten Zeile der ersten Strophe, in welchem ursprünglich Andromache den bei Troja fließenden Xanthus ohne ersichtlichen Grund als das Grab des Hektor zu ahnen oder zu fürchten scheint, ist passender der Orkus selbst gesetzt. In Str. 2. finden wir die Aufforderung, die Todes-Lanze zu holen, beseitigt — die Situation wurde dadurch unnötig verschoben und eine unangenehme Pause durch die etwaige Entfernung der Gemahlin hervorgerufen — und das Selbstgefühl in V. 3. wesentlich gemildert. Dagegen enthielten die 3 letzten Zeilen die wichtigen Antworten auf der Gattin Frage in Str. 1., nämlich: Astyanax überlasse ich der Fürsorge der Götter, wenn ich sterbe, und Dich hoffe ich im Elysium wiederzusehen. Dieser Doppeltrost ist geschwunden, offenbar um der metrischen Härten in der 4. Zeile willen (Astyānax=Quantitätsfehler, die drittletzte Silbe trägt den Ton; der Ausdruck in V. 4. [Ellipse] ist ohnehin etwas hart), und es ist nichts Gleichwertiges an die Stelle gesetzt, obgleich: „Ich trage das Bewußtsein in mir, für die Götter und das Vaterland gefallen zu sein, und dies giebt mir die Hoffnung, daß die Götter und mein Volk dich und den Knaben nicht verlassen werden“ auch jetzt noch aus den Versen herausgelesen werden könnte. Die übrigen Veränderungen sind wesentlich Milderungen des Ausdrucks.

Wir besitzen von Homer eine sehr anschauliche Schilderung des Abschieds Hektors von Andromache, welche Schiller gekannt hat, obgleich er viele Züge in derselben nicht benutzen konnte und andre nicht benutzt hat.

Der gedachte Abschied fand vor dem Tode des Patroklus zu einer Zeit statt, in welcher Achill am Kampfe nach gar nicht teil nahm und die Todesahnung oder Todesgewißheit nicht durchbrechen konnte. Vgl. Ilias VI, 395 ff.

Als er das skäische Thor, die gewaltige Feste durchwandelnd,
Jetzo erreicht, wo hinaus ihn führte der Weg ins Gefilde,
Kam die herrliche Gattin Andromache eilenden Schrittes
Gegen ihn her . . . Die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Brust das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektors einzigen Sohn, dem schimmernden Sterne vergleichbar. . .
Siehe, mit Lächeln und still beschaute der Vater das Knäblein.
Aber zur Seit' ihm trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand und redete, also beginnend:
Seltsamer Mann, dich tötet dein Mut noch! Und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein, des elenden Weibes,
Ach, bald Witwe von dir! Dich töten gewiß die Achäer,
Alle mit Macht anstürmend. Allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; verbleibt mir
Fürder ja doch kein Trost, wenn du dein Schicksal vollendest,
Sondern nur Weh. Und ich habe nicht Vater, noch liebende Mutter,
Bist mir Bruder zugleich, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun und bleibe du hier auf dem Turme;
Mache doch nicht zur Waise das Kind und zur Witwe die Gattin!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel; es ist dort
Leichter die Stadt zu ersteigen und freier die Mauer dem Angriff. .

Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor;
Des, o Trauteste, gräm' ich mich selbst auch; aber ich scheue
Trojas Männer zu sehr und die saumnachziehenden Frauen,
Wenn ich, entfernt wie ein Feigling, allhier ausweiche der Feldschlacht.
Auch wehrt solches mein Herz; ich lernte ja, wackeren Mutes
Immer zu sein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen!
Das zwar schau' ich voraus in des Geistes Herz und Empfindung!
Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir so nah der Troer zukünftiges Elend,
Nicht der Hekabe selbst, noch Priamos auch, des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann so tapfer, so zahlreich,
All' in den Staub hinsinken, erlegt von feindlichen Händen,
Wie dein Los, wenn einer der erzumschirmten Achäer
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend . . .
Aber mich deck' als Toten der aufgeworfene Hügel,
Eh mir zum Ohr dein Wehruf dringt bei deiner Entführung!

Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme.
Aber zurück an den Busen der schöngegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz und die flatternde Mähne des Busches,
Welchen es graunvoll sah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd schaute der Vater das Kind, und zärtlich die Mutter;
Schnell dann nahm von dem Haupte den Helm der strahlende Hektor,
Legte zur Erde den schimmernden hin, nahm selber das Knäblein,
Küßte sein liebes Kind und schaukelt' es sanft in den Armen,
Flehte sodann lautbetend zu Zeus und den andern Göttern;

Zeus und ihr andern Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so gewaltig an Kraft und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: Der raget noch weit vor dem Vater,
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds! Dann freue sich herzlich die Mutter!

Also sprach er und reicht' in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn, und sie drückt' ihn an ihren duftenden Busen,
Lächelnd mit Thränen im Blick. Und ihr Mann, voll inniger Wehmut,
Streichelte sie mit der Hand, und redete, also beginnend;

Armes Weib, nicht darfst du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Ais.
Doch dem Verhängten entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel so wie gering, nachdem er einmal gezeugt ward.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Der Krieg ziemt sämtlichen Männern,
Wohnend in Ilions Feste, doch mir am meisten von allen.

Dieses gesagt, enthob er den Helm, der strahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim kehrte die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt und herzliche Thränen vergießend.

Noch sei schließlich auf ein Moment hingewiesen. Schiller spitzt sein Gedicht zu dem Gedanken zu: Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht, d. h. wenn auch alles sein Sehnen und Denken im Lethe versenkt würde, wenn auch alle andern ihre Liebe dort mitversenkten, so würde er es mit seiner Liebe zu Andromache nicht thun. Viehoff weist darauf hin, daß dieser gegen das allgemeine Menschenlos sich auflehnende Zug in der Seele Hektors nicht im Geiste des Altertums gehalten sei. „Die Heroen jener Zeit beugten sich mit männlicher Fassung vor dem allgemeinen Menschenschicksal."

[Litteratur: *Hartert, Schillers Gedichte erläutert. I. S. 1. — *Düntzer, Schillers lyrische Gedichte II. 2. Aufl. Leipz. 1874. Wartig. S. 287ff. — *Viehoff, Schill. Gedichte. 5. Aufl. I. S. 21. Stuttgart 1876. Conradi.]

---

2. Graf Eberhard der Greiner von Württemberg.*)

[Schillers sämtliche Werke in 4 Bdn. I, S. 34. Stuttgart, Cotta 1874.]

1. **Vorbemerkung:** Dies Gedicht gehört der ersten Periode Schillers an, und daraus begreifen sich einige sprachliche Härten; andere wieder

*) Der Inhalt dieses Gedichtes ist derselbe, welchen Uhland zu den beiden Rhapsodieen: Die Reutlinger und Döffinger Schlacht benutzt hat. Letztere bieten keine besonderen Schwierigkeiten für die Behandlung. Zur Vergleichung ziehe man jedoch die Uhland'schen ausführlicheren und in vieler Hinsicht besseren Gedichte immerhin heran. Der Text dieser Gedichte wird später mitgeteilt werden; vgl. Uhland: Graf Eberhard der Rauschebart. — Nur um eine Vergleichung mit letztgenannten zu ermöglichen, habe ich dieses Gedicht behandelt. Dies zur Aufklärung für Herrn Keller in Freiburg in Br. (Vgl. Neue Jahrb. f. Phil. und Päd. II. Abt. 1881. Heft 8. 9. S. 408.]

aus dem Zwecke des Gedichtes, welches ein Kriegslied sein sollte, und welches als von den Mannen des Grafen selbst gesungen angesehen sein will.

Der Ton des „Kriegsliedes“ ist nicht nur keck, frisch, sondern an manchen Stellen volksmäßig; der Fortschritt der Handlung ist ein rascher, die Einheit des Gedichtes dadurch gewahrt, daß der Graf Eberhard, trotz aller den Sohn Ulrich besingenden Strophen, das Centrum des Gedichtes bleibt.

2. Historische Grundlage:

Graf Eberhard II. von Württemberg, welcher von 1344—1392 mit Ulrich IV, seinem kinderlosen Bruder, gemeinsam regierte, war ein erbitterter Feind nicht nur der Schlegler, sondern auch der schwäbischen Reichs-Städte, und im Hasse gegen diese berührte er sich sogar mit den Schleglern.*) Mit den Städtern lag er im Kampfe seit 1376. Während er nun Ulm belagerte, sollte Ulrich, des Grafen Sohn, Reutlingen erobern. Allein die Reutlinger machten am 14. Mai 1377 einen Ausfall und schlugen Ulrich aufs Haupt. Von schweren Wunden spät genesen, kehrte Ulrich zu seinem Vater nach Stuttgart zurück. Dieser aber durchschnitt das Tafeltuch zwischen ihm und seinem Sohne, eine Ehrenstrafe, wie sie für Ulrich nicht empfindlicher sein konnte. — Erst elf Jahre später fand Ulrich Gelegenheit, diese Scharte auszuwetzen. Am 23. August 1388 stand Eberhard, mit vielen Rittern verbündet und von seinen Getreuen, den Bauern, umgeben, dem Heere, welches 29 Städte gegen ihn aufgestellt hatten, gegenüber. Bei dem Dorfe Döffingen kam es zur Schlacht. In derselben fiel Ulrich, nachdem er wie ein Löwe gekämpft hatte. Dieser Verlust brachte Bestürzung in die Reihen der Krieger Eberhards, und es drohte der Sieg sich von ihnen abzuwenden. Da ist es die Charakterstärke Eberhards, welche den Sieg herbeiführt. Er vergießt keine Thräne beim Anblick der Leiche seines Sohnes, feuert vielmehr alle zum Weiterkämpfen an und ist im Löwenmut allen ein Vorbild. Die Schlacht, an welcher schließlich noch der bekannte Wunnenstein hervorragenden Anteil nahm, endigte mit vollständiger Flucht der Städter. Erst nachdem die Schlacht beendet war, gab sich der alte Degen dem Schmerze um den gefallenen Sohn hin und zeigte, daß auch edlere, weichere Gefühle in seinem Herzen Raum hatten.

3. Disposition:

1. Einleitung: Str. 1. 2.
   a. Schwaben hat auch seine Helden: Str. 1.
   b. Und aller schwäbischen und sonstigen Helden Krone ist Eberhard: Str. 2.
2. Auch sein Sohn Ulrich ist ein tapfrer Mann, doch steht er

*) Vgl. Uhlands: Döffinger Schlacht und den Anteil Wolfs von Wunnenstein an derselben.

dem unbesiegten Eberhard nach (Schlacht bei Reutlingen): Str. 3—6.
a. Ulrichs Tapferkeit: Str. 3.
b. Ulrichs Zug gegen Reutlingen: Str. 4.
c. Ulrichs Niederlage und Ehrenstrafe: Str. 5.
d. Ulrichs Rachepläne: Str. 6.
3. Die Schlacht bei Döffingen: Str. 7—14.
a. Ulrich freut sich der Gelegenheit, seine Scharte auszuwetzen: Str. 7.
b. Der Sieg neigt sich auf des Grafen Seite: Str. 8.
c. Ulrich verrichtet Wunder der Tapferkeit: Str. 9.
d. Ulrich fällt: Str. 10.
e. Der Graf Eberhard bringt der Seinen Schlachtordnung wieder zum Stehen: Str. 11.
f. Der Sieg wird errungen: Str. 12.
g. Rückzug ins Lager: Str. 13.
h. Der Vater trauert um den gefallenen Sohn: Str. 14.
4. Schluß. Eberhards Lob unter seinen Mannen. Str. 15—16.

4. Erläuterungen.

Str. 1. Die Nasen „einspannen" = zurückziehen, nicht so hoch tragen. (Eine jedenfalls ungewöhnliche Bedeutung des Wortes.) „Dort außen in der Welt": Über unser Schwabenland geht uns doch nichts; bei uns „drinnen" ist es doch am schönsten, auch wenn ihr Nichtschwaben es nicht anerkennen solltet. — Held = Akkusativendung statt Helden (die unregelmäßige Form kommt bei Schiller öfter vor; hier im Munde der Kriegsleute ist sie entschuldigt).

Str. 2. Die Namen sind, wie es mir scheint, ohne bestimmte Beziehung. Sie sind nur beispielsweise genannt. Keller freilich a. a. O. meint, die Namen seien nicht beliebig gewählt, sondern es seien „zwei Deutsche, Karl der Große und Friedrich der Große, und zwei Ausländer, Eduard (der Dritte?) und Ludwig XIV, also die gefeiertsten Fürsten der drei wichtigsten Völker" gemeint.

Str. 3. Der Bub, der junge Kriegsmann (Str. 5, 4), der Junker (Str. 7, 4), der junge Graf (Str. 9, 1) weisen darauf hin, daß sich Schiller den Grafen Ulrich noch als einen jungen Mann vorstellt. Das ist ein Irrtum. Ulrich war an dem Tage, als er fiel, bereits Großvater geworden. Der Enkel war der spätere Eberhard IV. der Gütige (vgl. Uhlands: Döffinger Schlacht, Str. 19. 20.)

„Wenns drauf und drunter sprang." Wir sagen auch häufig: Es geht drunter und drüber, wenn es recht durcheinander geht. Hier ist das dichte Handgemenge gemeint.

Str. 4. kochten Gift = ihr Groll wurde zwar verschlossen, aber immer mehr durch Selbsterhitzung verstärkt. Keller erinnert an die Stelle Homer Il. I, 81 χόλον καταπέψῃ und meint sonderbarer Weise, diese Stelle sei für einen Schüler (aus der Tertia) naheliegend. Die sonst a. a. O. dar-

gebotene Blumenlese zusammenzustellen, mag für Kellner einiges Interesse darbieten. Der Lehrer sollte Hinweise auf unbekannte Stellen dem Schüler gegenüber vermeiden.

Die letzte Zeile: „Und gürteten die Hüft'“ müßte logisch vor Vers 4. 5. stehen. Es ist das Nachfolgende vorausgenommen (Hysteron proteron), das Vorausgehende nachgesetzt. So sagt Vergil in der Äneis einmal: Laßt uns sterben und zu den Waffen greifen.

Str. 5. „gepanscht = gebläut (panschen ist mit patschen verwandt); ein oberdeutscher Ausdruck.

„Schnitt ein falsch Gesicht“ = zorniges Gesicht; eine volkstümliche Redeweise.

„floh das Licht“ = ließ sich öffentlich nicht sehen.

„Und Thränen drangen raus“ = elliptischer, aber nicht sehr geschickter Ausdruck.

Str. 6. Der Vater ward wegen „seines mächtigen, im Winde rauschenden Bartes Rauschebart genannt.“

Schopf = eigentlich der auf dem Scheitel des Menschen stehende Haarbürschel; hier = Kopf, ja sogar = Städtler selbst. (Synekdoche: Teil statt des Ganzen.) Städtler = oberdeutsche Nebenform von Städter, hier wohl in verächtlichem Sinn. Vgl. das schwäbische: Wurstler, das fränkische „Zäpfler“.

Str. 7. mit hellem Hauf: Hell in der Bedeutung von ganz, voll (heil).

„Und heller gings dem Junker auf.“ Hier hat hell die gewöhnliche Bedeutung: Es war die Nachricht, daß es wieder in den Kampf ging, für den gramerfüllten Ulrich ein Sonnen-, ein Lichtblick. — „Bald darauf“ = in Wirklichkeit nach elf Jahren.

Junker ist aus jung-herr (junc-herre mhd.) entstanden.

Hurrah! heiß gings dran. (Allitteration des H in den 3 letzten Versen.)

Str. 8. Losungswort war die verlorene Schlacht. So hatten die Hessen, welche bei Speierbach eine Schlappe von den Franzosen erlitten hatten, in der folgenden Schlacht des 7jährigen Krieges die Losung: Revanche pour Speierbach.

Die derbe Sprache ist vollständig daraus zu begreifen, daß Schiller den Ton der Landsknechte hat nachahmen wollen.

Str. 9. Löwengrimm = Grimm eines Löwen, ein in der Mitte zwischen Vergleichung und Metapher stehender Ausdruck. Dieser Ausdruck steht freilich von dem „schmiß“ in Str. 8 ziemlich weit ab, ebenso ist Windsbraut, Lanzennacht und mancher andre Ausdruck der „Volkspoesie“, die hier nachgeahmt werden sollte, nicht angemessen.

Heldenstab: Das Schwert ist offenbar gemeint, obgleich Viehoff gegen Düntzer und Hartert es anders deutet. Was soll wohl noch für einen Gegenstand der Graf Ulrich außer dem Schwerte geschwungen haben? Das Schwert ist für den Kriegsmann, was für den Wanderer der Stab ist.

Daher diese Wortverbindung, die ich mir übrigens als aus Reimnot entstanden erkläre. — Schwung oberdeutsche Nbf. für schwang.

Str. 10. Sunk = oberdeutsche Nbf. für sank. Vgl. eben schwung. — „Schnell um ihn her der Helden Trieb."

Entweder bedeutet Trieb das Getriebene (ein Trieb Ochsen, Schafe) = das Zusammengetriebene, die Schar; dann wäre hier eine Schar Helden gemeint. Oder Trieb heißt so viel als das Treibende (Activ); dann ist es mit Drang sinnverwandt und hier mit dem Genetiv Helden verbunden nach der von Schiller geliebten Weise statt die von heftigstem Drange angespornten Helden. Alle Helden trieb Sehnsucht, Racheburst, oder die Hoffnung, ihn noch lebend aus der Feinde Hand zu erretten, in die Nähe des gefallenen Führers.

Str. 11. Ob wirklich der Feind laut um den gefallenen Gegner geweint hat? Es ist sehr zu bezweifeln.

Str. 12. Das Gedicht hat überhaupt viele unreine Reime, am stärksten erscheint, freilich nur für den Oberdeutschen, der Reim: „feuriger" mit „quer" und „daher" verbunden. In Norddeutschland wird, dem Mittelhochdeutschen entsprechend, diese letzte Silbe er als Hebung behandelt. Vgl. Erl. Bd. I², S. 186.

Str. 13. Lustfeiern ist eine falsche Zusammensetzung.

Str. 14. „Vor ihm der tote Sohn" ist ein elliptischer und außerdem ein isoliert stehender Satz.

„Blitzt" erklärt Düntzer als „fällt blitzend, indem sie wie ein Blitz hervorbricht." Allein das ist unwahrscheinlich, Es scheint mir weniger das schnelle Hervorbrechen der Thräne, als vielmehr das vorübergehende, nur einen Moment währende Blinken der Thräne gemeint zu sein. Es liegt wohl auch hier eine Reimnot des Dichters vor, dem es nur darauf ankam, das Glänzen einer Thräne im Auge des Vaters zu berichten.

5. Schriftliche Aufgaben:

1. Lebensbild Eberhard des Greiners. — 2. Charakteristik des Rauschebarts auf Grund des Schiller'schen und der vier Uhland'schen Gedichte. — 3. Vergleichung des Schiller'schen „Kriegslieds" mit den beiden Uhland'schen Rhapsodieen: „Die Schlacht bei Reutlingen und die Döffinger Schlacht." — 4. Die Schlacht bei Reutlingen. — 5. Die Schlacht bei Döffingen. —

[Litteratur: *Viehoff I, S. 158. — *Düntzer, I, S. 428. —*Hartert II, S. 6. — *Hinrichs I, S. 280. — *Keller, Rezension meiner Schrift in Neue Jahrb. f. Phil. und Päd. 1881. S. 407—426.]

3. Der Alpenjäger.

[Schiller a. a. O. S. 130.]

1. Die Form: Westphal a. a. O. S. 84. rechnet dieses Gedicht zu den trochäischen Kompositionen, und zwar zerlegt er die Strophe in zwei katalektische und eine akatalektische oder in zwei unvollständige (der letzten Kürze ermangelnde) und eine vollständige Periode. Jede Periode zerfällt in zwei Glieder.

Willst du nicht das Lämmlein hüten? Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten, spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen, jagen nach des Berges Höhen!“

Der gekreuzte Reim (abab) verbindet die beiden ersten Perioden; die letzte hat einen besonderen Reim (cc). Daß jedes Glied einer Periode vier Trochäen umfaßt (eine trochäische Dipodie ist), sieht jeder leicht ein. Zu beachten ist nur noch, daß in Str. 1. und 2 die Schlußperiode refrainartigen Charakter hat.

2. Erläuterungen. Str. 1. V. 1. Das Lämmlein. Hier vermutet Hartert die Figur der Synekdoche doppelt angewandt. Der Singular scheint zunächst statt des Plurals, sodann für die ganze Herde (Schafe und Lämmer) gesetzt zu sein. Günther denkt dagegen an ein Lämmlein, ein sogenanntes Hauslamm, welches abgesondert von der Herde aufgezogen wird, und mit einem Glöckchen am Halse umherläuft, und meint, die Mutter habe ihrem Sohn eine Arbeit in unmittelbarer Nähe des Hauses anweisen wollen. Düntzer findet den Gebrauch des Singulars dem kindlichen Tone entsprechend, in welchem die Mutter zu dem Sohne redet.

V. 2. Diese Worte findet Viehoff einem dem Jünglingsalter nahestehenden Knaben gegenüber etwas tändelig und weich.

V. 3. Von des Grases Blüten hier natürlich nicht = von dem blühenden Grase, sondern von den würzhaften, duftenden Blüten, welche aus dem schwellenden Rasen hervorsprießen. Vgl. Hartert a. a. O.

V. 4. Ranft ist wohl hier gleichbedeutend mit Rand, obwohl Düntzer mit Recht darauf aufmerksam macht, daß Ranft keine Nebenform von Rand, vielmehr ein ganz selbständiges Wort ist, welches im Ahd. rampft hieß und gekrümmt bedeutet, während Rand=ahd. rant=gerundet ist.

Spielend = indem es [zugleich] spielt, umherhüpft.

V. 5. 6. Gehen, jagen ꝛc. d. i. gehen (in der Absicht zu) jagen. Vgl. Schillers Tell III, 1. „Geh' lieber jagen.“ Str. 3, 1. „ging zu jagen.“

Str. 2. V. 2. Das Alphorn lockt, d. h. ruft die Rinderherde zusammen. V. 3. Der Schall der Glocken (das sogenannte Geläut,) welche unter einander harmonisch abgestimmt sind und entweder den schönsten schwarzen Kühen als Schmuck oder den am weitesten gehenden Kühen angehängt werden, damit die verirrten leichter wiedergefunden werden.

V. 4. Des Waldes Lustgesang = der fröhliche und Lust erweckende Gesang der befiederten Waldbewohner.

V. 6. Schweifen auf den wilden Höhen ist gegen das frühere: „Jagen nach des Berges Höhen" eine ganz ersichtliche, für den wilden, nach absoluter Ungebundenheit strebenden Jüngling oder Knaben charakteristische, Steigerung.

Str. 3. Blümlein; vgl. oben Lämmlein. Diese allzu weiche Sprache der Mutter reizt grade den Sohn, der sich nicht wie ein Kind und wie eine Frau beschäftigen mag und will, zum um so energischeren Widerspruch. Die Wildheit der Höhen, die Gefahren schrecken ihn nicht, wie für ihn die Freundlichkeit der Blumen und die Pflege des Gartens keinen Reiz hat. Es zieht ihn unwiderstehlich hinaus und hinauf in die Gefahren der Jagd.

Str. 4. V. 1. Der Knabe wird in Str. 7 ein harter Mann genannt; in der Mitte wird die richtige Vorstellung liegen, die wir uns von dem Alpenjäger zu machen haben.

V. 2. Und es treibt und reißt ihn &c. Die Leidenschaft in der Brust, über welche man sich selbst keine Rechenschaft geben kann, wird durch dies es angedeutet und in ihrer Unbegreiflichkeit, in dem Rätselhaften ihrer Gewalt charakterisiert. Das Treiben und Reißen ist zweierlei; jenes stellt die geheime Macht als etwas dar, was dem Jüngling den Aufenthalt in dem Hause verleidet und ihn gewissermaßen hinausschiebt, dies als etwas Anziehendes, in seiner Anziehungskraft sich Steigerndes, eine zuletzt die Überlegung des Jünglings in blindes Wagen, in wilde Begier und Tollkühnheit verwandelnde Kraft.

„An des Berges finstern Ort." In dunklen, unzugänglichen Schluchten lieben die Gemsen zu grasen. Des Berges steht statt des Gebirges.*) Die dunklen Abgründe sind unter dem finstern Orte zu verstehen. Die Gazelle ist den Alpen fremd und statt der Gemse um des Reimes willen gesetzt. Übrigens unterscheidet man (vgl. Düntzer a. a. O. S. 71.) Grattiere, welche nur um die höchsten Grate der Felsen sich aufhalten, auf Schneefeldern sich sonnen und ausruhen, von braunrötlicher Farbe, und dunklergefärbte, kleinere, im Gesträuch und Walde lebende Gemsen=Waldtiere. Daß Schiller an die in den Ebenen Asiens und Afrikas sich findenden Gazellen, deren Jagd nichts von den hier geschilderten Gefahren an sich hat, gar nicht, sondern an die Alpen-Gemsen gedacht hat, bedarf keines Beweises. Andre Gründe sind für die Wahl des Ausdrucks Gazelle auch aufgeführt worden, aber nichts Beweiskräftiges. Die Verwandtschaft der beiden Tiere gab dem Dichter das Recht, die Namen zu vertauschen.

Str. 5. V. 1. Nackte Rippen heißen die schmalen, erd- und pflanzenlosen Kanten der Felsen.

V. 3. 4. Schödler berichtet, daß Gemsen Abgründe von 20 Fuß Weite überspringen. Trägt sie der gewagte Sprung: keine eigentliche Personifikation, wie Kriebitzsch meint, aber der Sprung selbst wird als die Kraft aufgefaßt, welche die Last der Gemse hält und vor dem Sturz in den Abgrund bewahrt.

*) Vgl. Bürgschaft Str. 10, 4. „des Waldes nächtlichen Ort."

Klippe = mehr die Felsen-Vorsprünge, welche über einen Abgrund hinausstarren und in ihrer Nähe den Eindruck erwecken, als sei der Fels auseinandergeborsten und seien so die beiden Nachbarklippen durch jenen Riß getrennt, welcher für die Gemse noch zu überspringen war, aber ihr keine Rettung brachte, da sie auf die andere Seite der Felswand nicht klettern (Vgl. Str. 6) und weder aufwärts noch abwärts weiter konnte.

V. 5. Verwogen altertüml. statt sich verwegend = sich erkühnend. Die drohende Gefahr wird durch diese Form und den dunklen Vokal o (verwogen, folgt, Todesbogen) gemalt.

Str. 6. Die äußerste Zacke, die die Gemse nicht überwinden kann, ist der höchste Grat genannt. In der Schweiz heißen die scharfen links und rechts jäh abfallenden Felsrücken Grate.*) Das hier aufgespürte und verfolgte Tier ist ein Grattier. (Vgl. Tells Monolog: „um ein armselig Grattier zu erjagen.")

jäh versinken = plötzlich steil abfallen. Die Senkung des Abgrundes wird gewissermaßen als eine erst eben eintretende geschildert.

Schroff von unten an gesehen, unersteigbar; jäh von oben herab gesehen, wo der Niederstieg unmöglich ist, steil, von unten (hier von oben) gesehen; Auf- und Abstieg sind nur schwer möglich.

V. 6. Hinter sich des Feindes Nähe = den nahen Feind. Vgl. des Mägdleins Klage: Str. 1,2. An Ufers Grün = am grünen Ufer.

Str. 7. V. 5. Die Felsenspalte ist der Abgrund, welcher die beiden Felsen trennt: Von unten steigt der Bergesalte hervor, der seit uralter Zeit in dem Berge waltende, wie ein Greis gestaltete Geist.

Str. 8. Götterhände heißen seine Hände, weil er selbst in seiner Persönlichkeit etwas Übermenschliches, Übermächtiges, Gottverwandtes hat. — „Schützt er", indem er mit seinen Händen das Tier bedeckt und dem Jäger entzieht, der auf das Tier zu schießen nun nicht mehr vermag. — „Tod und Jammer". Schlimmer noch als das Töten ist das Quälen der Kreatur vor dem Tode. — Mußt du? Treibt dich die Not ums tägliche Brot? Oder deine zügellose Jagd- und Mordlust? Kennt deine Jagdlust gar keine Grenze? Haben dich die Tiere meiner Herde in deinem Besitze geschädigt? — „Bis herauf zu mir:" Die letzte, höchste Bergeshöhe soll auch für die Kreatur eine Zufluchtsstätte, ein sicheres Asyl sein. Zur maßlosen Verfolgung der Tiere hat der Mensch kein Recht. — In V. 6 ist zu betonen: Was verfolgst du meine Herde?

3. **Disposition:**

1. Die Jagdlust des Sohnes, welche vergebens die Mutter durch Hinweise auf anmutigere Beschäftigungen (die halb als Spiel aufzufassende Aufsicht des Lammes Str. 1., die unterhaltende des Weidens der Rinderherde Str. 2., die gefahrlose und doch so schöne Beschäftigung mit Gartenbau und

*) Weibliche Nebenform dieses Wortes ist Gräte.

Blumenzucht Str. 3.) abzulenken und zu bannen versucht. Str. 1—3.

2. Die Befriedigung der Jagdlust. (Str. 4—5.)
   a. Bis zum Aufspüren der Gemse. (Str. 5.)
   b. Die Verfolgung des Wildes bis in die höchsten Regionen. (Str. 5.)
3. Die Überschreitung der Jagdlust als Frevel an der Kreatur. (Str. 6—8.)
   a. Der letzte höchste Zufluchtsort ist heilig. (Str. 6.)
   b. Erbarmen soll der Mensch dem Tiere gegenüber nie völlig verleugnen. (Str. 7.)
4. Die Rettung der Gemse durch die Erscheinung des Berggeistes, welcher
   a. das gequälte Thier schützt,
   b. den menschlichen Quäler in seine Schranken zurückweist. (Str. 8.)

4. **Zur Geschichte der Dichtung.** Mit der Abfassung des Dramas „Tell" und mit den für jenes Drama nötigen Vorstudien der schweizerischen Natur beschäftigt, hat Schiller dieses Gedicht, an welches Stellen im Tell vielfach anklingen, und das „Berglied" gedichtet und zwar jenes wahrscheinlich als das letzte aller von ihm verfaßten kleinen Gedichte (von einem im Jahre 1805 entstandenen Stammbaumvers abgesehen). Die letzte Zeile mag es im Juni oder Anfangs Juli 1804 empfangen haben; denn am 5. Juli j. J. ward es an Becker für dessen Taschenbuch gesandt. Der erste Abdruck enthält eine ganze Reihe anderer Lesarten, nämlich Str. 1, 6. nach den Bergeshöhen! Str. 2, 3. Das Spiel der Glocken; 6. freien Höhen! Str. 4, 6. Scheucht er fliehend die Gazelle. Str. 5, 1. Setzt sie mit behendem Schwung; 3. gespaltner (st. geborstner, in der Prachtausgabe wieder gespaltner); 5. Doch von Fels zu Fels, verwogen. Str. 6, 1. steilen Zinken, 3. Klippen, 4. Und der wilde Jäger naht; 5. Unter sich die schroffe Jähe. Str. 7, 6. Der Berges Alte. Str. 8, 1. Schützend mit den G.; 2. Deckt er; 3. Darfst du; 5. Raums für alle ꝛc.

5. **Die Grundlage.** Abgesehen von dem in allen Gegenden Deutschlands (und der Schweiz) sich findenden, mit der Mythologie zusammenhängenden Glauben, daß die Berge unter dem Schutze bestimmter Berggeister (vgl. Rübezahl, Hackelberndt) stehen, welche in der Schweiz Bergmandli heißen und an sich nicht nur als die Gemsen und die Fische der Alpenbäche schützend, sondern auch als den Menschen gütige und hilfbereite Wesen gedacht werden, finden wir besondere Volkssagen mehr oder minder lokalisiert. (Ich erinnere an die Zlatorogsage, welche Rudolf Baumbach mit außerordentlichem Erfolge in einer epischen Dichtung bearbeitet hat.) Ich will zwei erwähnen, von denen die eine nach Joach. Meyer Schiller bekannt und von diesem in Sulzers Vorrede zu Scheuch-

zers Naturhistorie des Schweizerlandes, Ausgabe II, gefunden war. Diese lautet in der Form, in welcher sie Bonstetten bei Tschudi erzählt:

„Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemsen jagen. Bald aber ging er irre in Eisthäler und Schneegründe; er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: Die Gemsen, die du jagst, sind meine Herde; was verfolgst du sie? Doch zeigte er ihm die Straße; er aber ging nach Hause und weidete das Vieh."

In Grimms „Gemsjäger" tritt dem zum Felsgrat aufgestiegenen Jäger ein häßlicher Zwerg mit der Drohung entgegen, ihn zu töten, weil er ihm seine Herde nicht gelassen; doch vergibt er dem um Verzeihung Bittenden und verspricht ihm, es solle, wenn er sich nicht mehr blicken lasse, jeden siebenten Tag Morgens früh ein geschlachtetes Gemstier vor seiner Hütte hangen. Der Zwerg hält Wort; aber dem Jäger wird nach ein paar Monaten das Faulenzerleben so unerträglich, daß er sich nochmals entschließt hinaufzusteigen. Im Begriff, einen stolzen Leitbock zu erlegen, wird er von dem unvermerkt herbeigeschlichenen Zwerg in den Abgrund geworfen.

Götzinger kennt noch eine dritte Variante aus dem Ormondthale im Waadtlande. Da überfällt den Gemsjäger auf seiner verwegenen Fahrt ein furchtbares Gewitter, aus welchem dann der Berggeist heraustritt.

6. Die Grundidee. Götzinger sagt darüber a. a. O. S. 368:

„Der feindselige Gegensatz, in welchen der Mensch so oft zur Natur sich stellt, sobald er als freies Wesen auftritt, bewegte unsern tiefsinnigen Dichter stets, und deshalb mußte ihn auch dieser Stoff ansprechen. Die Natur hat in ihrem Wirken immer den gleichen Zweck des Schaffens und Erhaltens, und selbst ihre zerstörenden Kräfte müssen diesem Zwecke dienen. Der Mensch hingegen zerstört oft, ohne daß ihm irgend ein bedeutendes Ziel vor Augen liegt, sondern nur, weil er Freude am Zerstören hat und ihn die Übung seiner Kräfte ergötzt. Die Gefahr hat für ihn oft mehr Reiz als die Beute. Dabei setzt er nicht nur sein eigenes Dasein aufs Spiel, sondern befeindet geradezu die Natur. Tausendfach hat diese ihn gesegnet, so daß er friedlich leben könnte — darauf deuten die ersten Strophen unserer Ballade so schön hin — aber er will ihr auch das noch rauben, was sie durchaus für sich aufgespart zu haben scheint. Allein dann tritt auch *sie* ihm in ihrer ganzen Furchtbarkeit entgegen und beschützt ihre Kinder vor dem verwegenen Gegner. Ich glaube, die Ballade würde gewonnen haben, wenn die Natur hier nicht bloß symbolisch durch den Berggeist dargestellt wäre, sondern dieser durch die Gewalt der Elemente den Jäger zurückschleuderte."

Der Dichter will ohne Frage zweierlei darstellen, die Reize und Mühsale der Gemsenjagd, zu welcher es trotz der großen Gefahren den Menschen immer wieder treibt und zieht, und den Schutz, den die Natur ihren Kindern angedeihen läßt gegenüber der unbarmherzigen, unzähmbaren Mordlust der Menschen. Daß Schranken dem Menschen gezogen sind für seine Mordlust, ist klar; die Sage läßt die höchsten Regionen gefeites Land für die Gemsen sein und unter dem Schutze des Bergesalten stehen. Diese Idee stellt nun Schiller in einer Weise dar, daß der Alpenjäger von seiner Schrankenlosigkeit in Ernst, aber noch in Liebe, überzeugt wird und nach der Erscheinung des Geistes erschüttert heimgekehrt zu sein scheint. (Man vgl. Schillers Quelle mit der Ausführung!) Im-

merhin sind aber die bei der Gemsenjagd verunglückenden Jäger als durch das in den Abgrund Herabgeschleudertsein für ihren Frevel bestraft anzusehen, und es mag leicht die Sage entstanden und genährt sein, daß diese der Racheſtrahl des beleidigten Berggeistes getroffen habe.*)

7. Schriftliche Aufgaben: 1. Die Geschichte des Alpenjägers. —. 2. Vergleichung der Lage Maxens auf der Martinswand mit der des eben zielenden Jünglings.

[Litterarisches: *Götzinger II, S. 367. — *Westphal, Grundzüge der neuhochd. Metrik. S. 84. — *Viehoff, Ausgew. Stücke I, S. 102. — *Viehoff, Schillers Gedichte I, S. 86. — *Düntzer, Schillers Gedichte II, S. 68. — *Hartert, a. a. O. I, S. 178. — *Kriebitzsch, Musterstücke S. 192. — *Gude I, S. 153. — *Reuter, Litteraturstunden S. 300. — *E. A. W. Günther in Leimbachs: Der Christl. Schulbote 1875. Nr. 34—35. — *Armknecht, Eklogen. S. 30.]

---

4. Der Graf von Habsburg.

[Schillers sämtl. Werke in 4 Bdn. I. S. 189. Stuttgart, Cotta. 1874.]

Anmerkung. — Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet war, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte. (Schiller.)

1. Abfassungszeit: 25. April 1803. Diese Romanze ist unter den bekannten Romanzen Schillers die jüngste. Sie erschien zuerst im Taschenbuche für Damen aufs Jahr 1804 und entstand während der Vorbereitungs-Studien auf Wilhelm Tell.

2. Form: Deutsche Strophe mit einem vierzeiligen Aufgesang, welcher aus zwei Teilen (Stollen) zu zwei Zeilen und einem sechszeiligen, zweiteiligen Abgesange besteht. Der Rhythmus ist der sogen. jambisch-anapästische, d. h. der steigende**). Das Reimbild ist a b a b c c d e e d. a c e sind stumpfe, b und d sind klingende Reime.

3. Erläuterungen. Str. 1. Am 31. Oktober 1273, also an demselben Tage, an welchem Luther 1517 die 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug,***) wurde der Graf Rudolf von Habsburg in Aachen gekrönt, nicht zum römischen Kaiser, sondern zum deutschen König, nachdem er von den deutschen Kurfürsten auf den Vorschlag Wernhers von Eppenstein,

---

*) Der Streit, ob das Gedicht eine Romanze oder eine Ballade sei, hängt hiermit zusammen, ist aber müßig; trotz der Annahme eines milden Schlusses ist die Entwicklung der Dichtung nur balladenmäßig zu nennen.

**) Nur manchmal (z. B. Str. 4, 2. 5.) hat der Dichter statt zweier kurzer Silben Trochäen am Anfange angewandt; dieselben müssen durch den Vortrag verdeckt werden: denn diese beiden Silben bilden mit der folgenden langen Silbe einen Anapäst.

***) Düntzer nennt freilich den 24. Okt. mit Beziehung auf Böhmens regesta imperii II, 58 und Götzinger, sicher irrtümlich, den 1. Nov.

des Erzbischofs von Mainz, am 29. September 1273 in Frankfurt a/M. zum Könige erwählt war.*) Rudolf war bereits 54 Jahre alt. Vorher hatte er unter Friedrich II., seinem Taufpaten, Kriegsdienst und edle Ritterdienste gelernt, auch den Ritterschlag wegen seines Heldenmutes erhalten; seit 1243 war er der mächtige Nachfolger seines Vaters und besaß am Oberrhein und in der Schweiz ansehnliches Gebiet, z. B. die Grafschaft Habsburg, Kyburg, Lenzburg, Baden (im Aargau), Oberelsaß 2c. und war überdies der Schirmvogt vieler Städte und Landschaften. Wernher von Mainz kannte Rudolf schon länger und fühlte sich ihm für ein freies Geleit und freundliche Herberge verpflichtet.

„altertümlicher Saal"; schon Kaiser Karl der Große hatte hier oft getagt. Freilich war nur noch ein Teil der oberen Burg, der westliche Flügel des karolingischen Kaiserpalastes, damals vorhanden und brauchbar.

„heilige Macht." Heilig deutet auf die Unverletzlichkeit der Würde hin; Macht, mit dem Genetiv des Besitzers verbunden, ist eine ähnliche Redeweise, als unsere: Des Kaisers Majestät, des Herzogs Hoheit. Vgl.: „Aber die heilige Macht des Alkinoos sprach zu dem Herold" (Homer, Odyssee VII, 178). Freilich ist Vossens Übersetzung der Worte ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο irrig, aber die heilige Macht hat Schiller doch als Reminiscenz aus der Odyssee verwertet.

Die Kurfürsten versahen eigentlich diese Ämter nicht selbst, sondern an ihrer Stelle fungierten Grafen und Herren. Es waren übrigens: der Kurfürst v. Mainz als Erzkanzler; der Bischof v. Trier als Kanzler von Burgund; Erzbischof v. Köln als Kanzler von Italien; der Herzog (Ludwig) v. Baiern, Pfalzgraf v. Rhein (zugleich Truchseß**); der Herzog (Albrecht) von Sachsen als Marschall***); der Markgraf (Otto) von Brandenburg als Kämmerer†) und der König von Böhmen als Schenke††). Der letztgenannte weltliche Kurfürst war der erbitterte Feind Rudolfs Ottokar, König v. Böhmen. Letzterer war übrigens nicht zu Aachen anwesend. Doch darf dessen Erwähnung in den Worten: „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins" nicht als ein Irrtum Schillers aufgefaßt werden, welcher vielmehr ebenso gut als wir selbst den wahren Sachverhalt wußte. Der Dichter hat sich eben die Freiheit genommen, von der Darstellung dieses Krönungsfestes jeden Mißton fern zu halten, und das Fest selbst in der Weise zu idealisieren, wie es geschehen ist. Der Wirklichkeit fehlte leider jener Mißklang nicht. Des

---

*) Maximilian II. ließ sich in Frankfurt nicht nur wählen, sondern auch krönen (1562.). Später ward die Krönung in Frankfurt a/M. üblich.

**) Er trug die Schüsseln auf.

***) Die Sorge für das Stallwesen lag ihm ob; auch trug er das Schwert voraus.

†) Er besorgte das Hauswesen und war zugleich Scepterträger.

††) Von den Erzämtern sind zu unterscheiden die Erbämter. Während die Inhaber jenes nur selten dieses ihres Amts warteten, thaten es die Inhaber der Erbämter, meist dem Grafenstande angehörig, regelmäßig. (Vgl. Uhland, der Schenk von Limburg.)

perlenden Weins = ein von Dichtern häufig gebrauchter Teilungs-Genetiv.

sieben Wähler = Kurfürsten, welche das Recht hatten, den deutschen Kaiser zu küren, d. h. zu wählen. Die meisten weltlichen Kurfürsten wurden im Laufe der Zeit Könige; der letzte Kurhut ward im Jahre 1803 verliehen. Damals ward der frühere Landgraf Wilhelm IX. von Hessen Kurfürst Wilhelm I.; dessen Enkel hat zuletzt den Titel Kurfürst gehabt.

„Sterne Chor." Zur Zeit Rudolfs nahm man die 7 „Planeten" noch nicht als sich um die Sonne drehend an, sondern betrachtete die Erde als feststehend und alles andere als sich um die Erde drehend (Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, Sonne, Mond). Schiller vergleicht jedoch die früheren 7 Kurfürsten mit den 7 zu Schillers Zeit bekannten Planeten (Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus).

„Herrscher der Welt." Seit der Erneuerung des römischen Kaiserreichs durch die Fürsten deutscher Nation konnte der (allerdings übertreibende) Ausdruck „Weltherrscher" als Kompliment für den römischen Kaiser als den Herrscher eines „Weltreiches" wieder in Aufnahme kommen. Rudolf war zwar noch kein „römischer Kaiser", ists auch nie geworden; allein, was dem römischen Kaiser als Ehrenname gegeben werden konnte, war auch für den nicht unpassend, welcher damals noch Aussicht genug auf die römische Kaiserkrone hatte.

Str. 2. „auf Erden" ist eine ebenso überschwängliche Äußerung, als die „Herrscher der Welt"; man müßte denn so eingebildet sein zu glauben, es fehle der ganzen Erde an einem gerechten Herrscher, wenn er den Deutschen fehle.

„hohe Balkon" nicht = Altan hier, sondern = „Gallerie, die im Saale oben herumläuft". (Viehoff.)

„Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer." Die Obrigkeit trägt ihr Schwert zur Strafe über die Übelthäter. Wenn das Schwert jedoch gebraucht wird zur Vernichtung der Menschen ohne Rücksicht darauf, ob sie schuldig oder unschuldig sind, dann „waltet der Speer blind". Diese Zeile und die beiden folgenden geben in kurzen Zügen ein Bild des „Faustrechts", welches zu zertrümmern der König Rudolf erwählt war.

„die kaiserlose, die schreckliche Zeit" = das Interregnum (1254—1273).

Str. 3. Es ist von Rudolf durchaus nicht bekannt, daß er Musik und Poesie an seinem Hofe gepflegt habe, vielmehr hielten ihn fortwährende Kriege oder kleinere Fehden so sehr vom Hause fern, so daß er auch beim besten Willen den Hohenstaufen in der Pflege des Gesanges nicht ähnlich werden konnte. Schiller läßt ihn gesangliebend sein, um an den vom König ausgesprochenen Wunsch, einen Sänger zu hören, das Auftreten des priesterlichen Sängers anknüpfen zu können.*) Es ist auch dies ein Stück idealer Auf-

*) Hierdurch erreicht Schiller auch den hohen Vorzug eines solchen Gedichts: Einheit des Ortes und der Handlung.

fassung und Umgestaltung der Wirklichkeit, welche wir bei Schiller fast immer treffen. — Die That des Grafen ist historisch und ebenso die Nachricht, daß der Priester als Kapellan des Erzbischofs von Mainz später für die Wahl des Grafen von Habsburg zum deutschen König sich bemüht hat. Das Auftreten des greisen Priesters im Sängertalare am Tage des Krönungsfestes ist Dichtung Schillers, welche die Wirklichkeit verklärt.*)

V. 3 ff: Vgl. Schillers: Weltalter:

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein;
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Da zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste.

V. 5. u. 10. vermissen (missen) und entbehren; jenes ist mit einem Schmerz verbundenes Nicht-haben dessen, was man vorher hatte oder nicht hatte.

Str. 4. Talar = ein bis an die Ferse reichendes Gewand. schläft in der Saite Gold = Metapher. Minne = Liebe. Minne Sold = Gegenliebe.

Vgl. über diese Strophe: Uhlands: des Sängers Fluch Str. 7.

Str. 5. Der Dichter steht im Gehorsam Gottes, der ihn zu seinen Liedern begeistert, wann und wo Er will. (Anspielung auf Joh. 3, 8.) Der Dichter kann nur gehorchen. Die Stunde, in der der Geist der Dichtkunst über den Dichter kommt, wirkt unwiderstehlich. Die Vergleichung mit Sturmwind und Quelle hat als Vergleichungspunkt (tertium comparationis) das Geheimnisvolle des Ursprungs und der Wirkung im Gemüte des Dichters. Vgl. auch Schillers Macht des Gesanges, Str. 1, V. 9. 10.

So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Homer (Odyssee I. 346):

„Und der verständige Jüngling Telemachos sagte dagegen:
Meine Mutter, was tadelst du doch, daß der liebliche Sänger
Uns erfreut, wie das Herz ihm entflammt wird? Nicht ja den Sänger
Dürfen wir, sondern allein Zeus schuldigen, welcher es eingiebt
Allen empfindsamen Menschen, und so, wie er will, sie begeistert."

Man vgl. auch Apels Simonides in diesem Bande; besonders die Stelle:

Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?

Die Str. 5. ist ein köstliches Gleichnis, nicht eine bloße Vergleichung, da Bild und Gegenbild ausführlich dargestellt werden.

Str. 6. „In die Saiten fallen," = in die Saiten greifen.

„schlagen" = mit einem Stäbchen. (Ich kann die Harfe „schlagen": Uhland: König Karls Meerfahrt Str. 3, 2. — „Da schlug der Greis die Saiten". Uhland, des Sängers Fluch, Str. 6. 1.)

---

*) Pokal = poculum, ein Kelch, nur von prächtigerem Stoffe und kunstvollerer Form, bei festlichen Anlässen benutzt. Becher (ahd. pëhhar) ist jedes nichtgläserne Trinkgeschirr.

„Weidwerk“ = Jagd; Weidmann = berufsmäßiger, gelernter Jäger. Knappe (ahd. knappo, mhd. knappe = Knabe, Jüngling), ein im Dienste eines Ritters stehender junger Mann.*)

Der Graf reitet nicht auf der Gemsjagd, sondern auf die Gemsjagd. Von seinem Stammschloß aus war ein weiter Weg bis zu den von den Gemsen bewohnten höheren Alpenketten. Diesen Weg legte er zu Roß zurück.

„Leib des Herrn.“ Nach der Lehre der katholischen Kirche wird das Brot durch die Einsegnung (Konsekration) des Priesters in den Leib Christi verwandelt und bleibt Christi Leib auch außerhalb der Abendmahlsfeier. Darum wird dem in der Monstranz getragenen „Leibe des Herrn“ auch seitens der Römischen göttliche Verehrung zu teil. (Frohnleichnamsfest = Fest des „Leibes des Herrn.“) [Die kathol. Kirche hat seit langer Zeit entgegen dem Wortlaute der heil. Schrift den Laien den Kelch, bezw. das Blut des Herrn, entzogen und diese Maßregel damit zu begründen gesucht, daß in dem Leibe ja auch Blut vorhanden sein müsse. Die Verwandlungslehre nennt man die Lehre von der Transsubstantiatio, die zuletzt angedeutete Lehre von dem Vorhandensein des Blutes im Leibe die Lehre von der Concomitantia (Begleitung.)]

„Messner“, richtiger Mesner, von mansionarius, mesenarius = „Thürhüter der Kirche“ abzuleiten, nicht von Messe.

Str. 7. „Das Haupt mit Demut entblößet“ = „indem er das Haupt entblößt hat“. (Götzinger.) „Was alle Menschen erlöset“ = Christum, dessen Leib der Graf im Sakramente gegenwärtig glaubte. Besser stände allerdings hier das bestimmte: „Der.“

Str. 8. Was schaffst du? = Was hast du vor? Was machst du? Sonst bedeutet schaffen soviel als zu stande bringen, bewirken. — „Verwundert“ ist der Graf, daß er in dem Walde einen Priester mit der Monstranz ꝛc. findet.**)

„Ich walle“; wallen ist die edlere, poetischere Form für wandern.

„Himmelskost“ = das Altarsakrament, welches himmlische Speise darbietet.

---

*) Schmidt, Ernst Alex.: Gesch. v. Frankreich: Bis zum siebenten Jahre blieb der Knabe unter der Aufsicht der Frauen; dann trat er als Edelknabe oder Junker unter die Aufsicht der Männer, und mit dem 14. Jahre wurde er Knappe und empfing den Degen zu fortwährendem Gebrauche. Später wurde er zum Ritter geschlagen.

**) Der Schauplatz ist zwischen Küßnacht und Luzern nahe bei der Burg: Neuhabsburg. Zu Pfarrdorf in Meggen, zu welchem die Burg Neuhabsburg gehörte, ist noch im Beinhause ein altes Gemälde zu sehen, welches diese That Rudolfs darstellt und die Aufschrift trägt:

Steh Leser still im wenig Wort
Betracht dies Gemähl und Lehrne
Wie Habsburg Graf an diesem Ort
So Gott als Priester ehre.

Sein Pferd giebt er dem Pfarrer
Und macht ihn zu reiten
Empfangt zum Lohn die Kaisers Kron
In kurz erlebten Zeiten.

(Vgl. die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. Chur, 1828, Bd. I. S. 428. Götzinger a. a. O. S. 357.)

Str. 9. „vergnüget" = befriedigt. „Mit dankendem Blick". Der Dichter hat aus Reimnot den Priester nur mit dem Blicke danken lassen, während gewiß dieser Dank in Worten abgestattet werden mußte und worden ist.

Str. 10. Vgl. die Erl. zu Str. 6. Die zweite Person der Gottheit ist nach Joh. 1, 3; Hebr. 1, 1 und anderen Worten der Bibel bei der Welt-Schöpfung mitbeteiligt gewesen. Ihr gebührt darum der Name Schöpfer so gut, als Gott dem Vater. — Zu Lehen tragen = unter gewissen Bedingungen vom Eigentümer zu dauerndem Gebrauche empfangen. Damals blühte das Lehnwesen, daher lag der Ausdruck sehr nahe, den übrigens schon die Quelle (Tschudi) darbot.

Str. 11. „Begeistert." Der Priester wird zum Propheten; denn diese Begeisterung ist eine prophetische. — „Sechs Kronen." Damals konnte an die Erfüllung des Segenswunsches kaum gedacht werden, wenn man unter den Kronen Fürstenkronen, nicht Grafenkronen, verstehen will. Aber jetzt ist die Sachlage durchaus verändert. Und in die Begeisterung des Propheten mischt sich jetzt die Begeisterung des Sängers, der die Erfüllung seiner ehemaligen Prophezeiung nach der Kaiserwahl außerordentlich nahe gerückt sieht. Dem Grafen wird mehr zu teil im Segen des Priesters, als dieser damals ahnte. Denn der Graf ist Kaiser geworden, und seine Töchter werden nunmehr für Könige und Herzöge begehrenswert sein. Sechs Kronen sind wirklich auf die Häupter der 6 Töchter gekommen, und zwar wurde Mechtild die Gemahlin Ludwig des Strengen, des Pfalzgrafen am Rhein; Agnes wurde mit Herzog Albrecht II. von Sachsen, Hedwig mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, Katharina mit dem Herzoge Otto von Baiern, späterem König von Ungarn, vermählt. Gutta heiratete den König Wenzlaw von Böhmen und Clementia den Erbprinzen von Sicilien Karl Martell, welchen später die Ungarn zum Könige wählten. (Vgl. Fugger, Spiegel der Ehren des Hauses Östreich.) „Und glänzen die spätsten Geschlechter" = Noch ist Habsburgs Haus nicht ausgestorben; die weibliche Linie mit dem Hause Lothringen vermählt (Maria Theresia heiratete Franz I.) sitzt noch auf dem Kaiserthrone Österreichs.

Str. 12, 4. „Der Worte Bedeuten." Dieser Infinitiv statt des Substantivs kehrt oft bei Schiller (Bürgschaft, Str. 19, 6: „Der fühlt ein menschliches Rühren") wieder, und kommt auch sonst vor (z. B. bei Göthe, Schatzgräber, Str. 3, 5: „Und da galt kein Vorbereiten.")

4. Disposition:

I. Einleitung: Die Veranlassung des Preises der edlen That des Grafen von Habsburg: Str. 1—5.

1. Das Krönungsmahl: Str. 1. 2.
   a. Der Ort.
   b. Der Gekrönte.
   c. Die Pracht des Mahles.
   d. Die Zuschauer.

α, die Menge } der Zuschauer.
β, der Jubel
γ, Grund des Jubels

2. Des Königs Rede nach dem Mahle: Str. 3.
   a. Anerkennung und Dank.
   b. Wunsch und Bitte um einen Sänger.
3. Der Sänger: Str. 4.
   a. Sein Auftreten.
   b. Seine Erscheinung.
   c. Seine Anrede an den Kaiser.
4. Des Königs Antwort an den Sänger: Str. 5.
   a. Er lehnt ab, den Stoff des Gesanges zu bestimmen.
   b. Er giebt die Gründe für diese Ablehnung an.

II. Die edle That des Grafen von Habsburg, vom Sänger besungen. Str. 6 - 11.
1. Der Sänger beginnt mit einleitenden Akkorden auf der Harfe. Str. 6, 1—2.
2. Der Graf selbst: Str. 6, 3—19 u. Str. 7—11.
   a. Das Zusammentreffen des Grafen und des Priesters an einem Gießbache: Str. 6, 3—10.
      α, der Graf ist im Begriffe, auf die Gemsjagd zu reiten. V. 3—7.
      β, der Priester ist im Begriffe, einem Sterbenden das heil. Abendmahl zu reichen. V. 8—10.
   b. Des Grafen Frömmigkeit: Str. 7, 1—4.
   c. Des Priesters Verlegenheiten: Str. 7, 5—10.
   d. Des Grafen und Priesters Unterredung: Str. 8.
   e. Des Grafen edler Dienst: Ser. 9, 1—4.
   f. Graf und Priester erreichen ihren Reisezweck: Str. 9, 5—7.
   g. Des Priesters Rückkehr und Dank: V. 8—10.
   h. Die zweite edle That des Grafen: Str. 10.
   i. Der prophetische Segenswunsch des Priesters: Str. 11.

III. Schluß: Str. 12.
Der Kaiser erkennt in dem Sänger den Priester: Str. 12, 1—7, das Volk erkennt in dem Kaiser den Grafen, der das gethan, und alles verehrt das Walten Gottes: Str. 12, 8—10.

5. **Quelle der Romanze**: Ägidius Tschudi († 1572), der schweizerische Chronist, schreibt I., 166 so:

Dero Zit (um 1266) reit Graf Rudolf von Habspurg (harnach Künig) mit sinen Dienern (!) uffs Weid-Werk gen Beitzen*) und Jagen (!) und wie Er in ein Ouw kam allein mit sinen Pferdt (!) hört Er ein Schellen klingeln: Er reit dem Geton nach, durch das Gestüd (Gestäude),

*) Beizen ist die Jagd auf Reiher unter Benutzung abgerichteter Falken.

ze erfaren, was das wäre, do fand Er ein Priester mit dem Hochwürdigen Sacrament, und sin Messner, der Im das Glögli vortrug; do stig Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nieder und tet dem Heiligen Sacrament Reverentz: Nun was es an einem Wässerlin, und stellt der Priester das Heilige Sacrament nebend sich, fing an sin Schuh abzeziechen, und wölt durch den Bach (der groß uffgangen) gewaten sin, dann der Stäg durch Wachsung des Wassers verrunnen was. Der Graf fragt den Priester, wo Er uß wölt? Der Priester antwurt: Ich trag das Heilige Sacrament zu einem Siechen, der in großer Kranckheit ligt, und so ich an diß Wasser kumen, ist der Stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürtzt werd. Do hieß Graf Rudolf den Priester mit dem Hochwürdigen Sakrament uff sin Pferdt sitzen und damit biß zum Kranken faren, und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd. Bald kam der Diener einer (!) zum Grafen, uff deß Pferdt saß Er, und fur der Weidny nach. Do nun der Priester wider heim kam, bracht Er selbs Graf Rudolfen das Pferdt wider mit großer Danksagung der Gnaden und Tugend, die Er Im erzeigt; do sprach Graf Rudolf: das wöll Gott niemmer, daß ich oder keiner miner Dienern mit Wüssen das Pferdt überschritte, daß min Herrn und Schöpffer getragen hat; dünkt üch, daß Irs mit Gott und Recht nit habent mögent, so ordnend Ir es zum Gottzdienst: dann ich habs dem geben, von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut zu Lechen hab. Der Priester sprach: Herr, nun wölle Gott Eer und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewigklich an üch legen. Morndes darnach reit der Graf zu dem Clösterlin Var an der Limayt, zwischen Zürich und Baden gelegen, da was eine selige Closter-Frow, die wolt Er heimsuchen: die sprach zu Im: Herr, Ir hand deß vordrigen Tags Gott dem Allmächtigen ein Eer bewisen mit dem Roß, so Ir dem Priester ze Allmusen geben, das wird der Allmächtige Gott üch und üwer Nachkommen hinniden begaaben, und söllend für war wüssen, daß Ir und üwer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend: darnach ist derselb Priester deß Churfürstlichen Erz-Bischoffs von Mentz Caplan worden, und hat Im und andern Herren von solcher Tugend, ouch von Mannheit dises Grafen Rudolfs so dick angezeigt, daß sin Nam im ganzen Rich rumwürdig und bekant ward, deß Er hernach ze Roemischen Koenig erwelt ward."

6. Verhältnis der Romanze zu der Quelle. Grundgedanke.

„Das ist Schillers Eigentümlichkeit", sagt W. v. Humboldt (Charakteristik Schillers): „Er forderte einen tieferen Anteil des Gedankens und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte."

Diese eigenartige Umgestaltung des Stoffes finden wir auch hier. Der ursprüngliche Grundgedanke jener Tschudi'schen Erzählung ist doch wohl mit den Worten des Heilands ausdrückbar: „Was ihr gethan habt dem geringsten unter meinen Brüdern in meinem Namen, das habt ihr mir gethan. Wahrlich, es soll euch nicht unbelohnt bleiben." Aber dieser Grundgedanke empfängt durch die Darstellung Schillers eine neue, herrliche Wendung. Nicht nur, daß Schiller in Nebenpunkten sich Änderungen des histor. Stoffes erlaubt hat, welche oben teilweise angedeutet sind, er hat auch verschwiegen, daß der Priester später bei dem Erzbischof von Mainz eine Anstellung gefunden und an der Kaiserwahl Anteil hat, um nur das göttliche Walten erkennen zu lassen, welches den Grafen, der Gott einen solchen Dienst geleistet, reichlich lohnt. Der Chronist zeigt die irdischen Fäden, welche die Vorsehung benutzt, das Menschliche, der Dichter verschweigt dieses. — Schiller läßt die Rede der Klosterfrau unbenutzt und gibt auch der dankenden, Segenswünsche in unbestimmter Fassung enthaltenden, Rede des Priesters die bestimmte prophetische Form. Daß Rudolf von Habsburg auch als gesangliebend und die Dichtkunst verehrend geschildert wird, ist zwar nicht historisch, aber ebenso ein den Kaiser idealisierender, verklärender Zug, wie wenn der Dichter, dieses Fest durch Entfernung jeglichen Mißtons zu verklären bestrebt, den Böhmen an diesem Feste teilnehmen und dem neugewählten König huldigen läßt. Überdies stellt der Dichter als den Gipfelpunkt des Festes der Krönung jene Stunde dar, da der Sänger seine Kraft und Kunst in den Dienst des Königs stellt. Gesang und Dichtkunst im Bunde sind die Krone irdischer Freuden, und wer von beiden verherrlicht wird am Krönungstage, ist zwiefach gekrönt.

Menschen hatten den Grafen Rudolf auf die Höhe gehoben, auf welcher er jetzt steht; wir erkennen, daß die Menschen nur Werkzeuge sind in der Hand dessen, der die Fürstenherzen wie Wasserbäche lenkt und der hier den erhöht, welcher sich vor Gott in Demut und Dankbarkeit gebeugt hatte, welcher noch am Krönungstage einem andern Diener Gottes und einer anderen Gottesgabe, dem Gesange und der Dichtkunst, sich bescheiden untergeordnet und seine dankbare Huldigung dargebracht hatte.

Daß dem Könige, welcher als König eine solche Huldigung der göttlichen Kunst und damit Gotte darbringt, ein solcher Lohn zu teil wird, wie ihn der Sänger dem Könige mitzuteilen berufen ist, und wie er höher nicht zu denken ist und zu schönerer Stunde nicht gegeben werden konnte, das ist eine zweite Krönung, eine von Gott selbst vollzogene Krönung des von Menschen Gekrönten.

Daß der Dichter auf diese Weise, indem er den Priester als den Sänger auftreten läßt, den für die künstlerische Gestaltung der Ballade so hohen Zweck erreicht, eine scenische Einheit herzustellen und dem ganzen Stoffe nunmehr eine wahrhaft dramatische Gestalt zu verleihen, ist eben-

wohl der Beachtung wert genug, wie endlich, daß kein passenderer Mund für den Preis der edlen That des Grafen gedacht werden kann, als der Mund dessen, welcher nicht blos jener That Augenzeuge, sondern der Wohlthat Empfänger selbst war.

Noch läßt uns Schiller den Zusammenhang erkennen, welcher zwischen Priester, Sänger und Propheten obwaltet, indem er in einer Person sich diese drei Ämter vereinigen läßt. Priester, Propheten und Sänger sind Diener Gottes, welche Gottes Willen und Walten erfüllen und kundthun, von Gott Amt und Kraft empfangen, Segen nicht nur verkündigen, sondern spenden.*) Diesen Gottesdienern zu dienen ist ein seliger Dienst, und wer diesen himmlischen Boten sich unterordnet in himmlischen Dingen, ist fähig zu herrschen und zu regieren; der ist allein wert, eine Krone zu tragen.**)

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Die Erzählung der edlen That des Grafen. — 2. Darstellung der Krönungsfeierlichkeit zu Aachen. — 3. Charakteristik des (Grafen) Königs Rudolf von Habsburg (auf Grundlage der Schillerschen Ballade). — 4. König Rudolf von Habsburg. Ein biographisches Bild. — 5. Vergleichnng der Ballade Schillers mit Tschudis Chronik. — 6. Würdigung der Veränderungen, welche Schiller mit dem Stoffe (Tschudi) vorgenommen hat. — 7. Vergleichung des Königs Rudolf mit dem König in „des Sängers Fluch“ von Uhland. — 8. Welche Ähnlichkeiten bestehen zwischen den Kranichen des Ibykus von Schiller und dieser Ballade?

[Litteratur: *Götzinger II[5], S. 351. — *Viehoff, Schillers Gedichte[5]. S. 296. — *Düntzer, III. Bd. S. 330. — *Saupe, Göthes und Schillers Balladen und Romanzen, S. 210. — *Kurz III, S. 289. 316. — *Kehrein, S. 257. — *Grube, ästhet. Vorträge I, S. 190. — *Viehoff, ausgew. Stücke II, S. 213. — *Hartert, I, 140. — *Kellner, S. 222. – Günther, Handbuch S. 103. — Becker, im prakt. Schulmann V, 455. — Gude I[4], 253. — *Armknecht, Eklogen S. 82.]

*) Grube sagt, daß man diese Romanze im Gegensatze zu der Dichtung Uhlands: „des Sängers Segen“ überschreiben könne. Freilich darf man nicht übersehen, daß eigentlich nicht der Sänger, sondern der Priester der segnende ist.

Grube hat als die Seele des Gedichtes folgenden Gedanken bezeichnet: „Nur der verdient die höchste weltliche Ehre und Macht, der im Besitz derselben es nicht vergißt, den idealen Mächten des Lebens, der Religion und Kunst zu huldigen und damit Gott die höchste Ehre zu geben.“ — Dagegen wendet sich mit für mich nicht überzeugenden Gründen, aber sehr scharfen Worten Düntzer III, S. 333.

So ist auch das Schlußurteil Grubes über die Wirkung dieses echt nationalen Gedichtes nur treffend zu nennen. „Schillers Graf von Habsburg vor allem ist Fleisch von unserem Fleisch und Geist von unserem Geist, genommen aus dem Herzen des deutschen Volkes, gestaltet von einem Dichter, der wie kein anderer vor und nach ihm die Ideale der Nation mit dem Herzen gedichtet und darum das deutsche Volk so stark im Herzen ergriffen hat.“

**) „Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber, indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.“ (Goethe: Aus meinem Leben. Kaiserkrönung Josefs.)

5. Der Taucher.

[Schillers sämtliche Werke in 4 Bdn. 1874. I. S. 170. Stuttgart, Cotta.]

1. Erläuterungen:

Str. 1. Knappe ist oben erklärt, vgl. „Graf von Habsburg", S. 19. „Rittersmann oder Knapp" ergänzt Götzinger mit Recht: es sei nun Ritter oder Knappe. Sowohl Ritter als Knappen dürfen sich um den Preis bewerben.

Schlund und Mund bezeichnen beide denselben Abgrund, die senkrechte unberechenbar tiefe, trichterförmige Höhle in dem Meere, deren Grund unser Auge nicht schauen kann, da es die Dunkelheit derselben (schwarzer Mund) nicht zu durchdringen vermag.

Des Bechers Wert besteht nicht sowohl in dem kostbaren Stoffe desselben, oder in der kunstvollen Arbeit, sondern vielmehr darin, daß der Becher ein von königlicher Hand dargereichter Siegespreis ist für den, welcher denselben erringen würde (Vgl. Becher, Kelch, Pokal Erläut. IV[3], S. 18.)

Str. 2. Die Charybde, jener Meerstrudel in der Meerenge, welche Sicilien von Italien scheidet, war den alten Griechen und Römern der Inbegriff alles Furchtbaren.

Wer der Charybde entrann, kam in der Scylla zu Schaden.*) Es ist nicht unmöglich, daß die Charybde zur Zeit der alten Griechen und Römer ein weit gefährlicherer Strudel war, als jetzt. Denselben, wie er jetzt ist, beschreibt Richter in seinen „Reisen zu Wasser und zu Lande" Bd. 7:

„Nicht weit vom Lazaretto (am Quarantaine-Gebäude in Messina) befindet sich die berüchtigte Charybdis, jetzt Calofaro oder Charillo genannt, eine Stelle in der Meerenge, wo der Strom, weil er an den Felsen auf dem Boden vielfach gebrochen wird, eine wirbelnde Bewegung macht. Dieser Wirbel läßt sich bei stillem Wetter kaum bemerken, vermehrt aber seine Kraft mit der Zunahme des Windes und schlägt im Sturme sehr hohe Wellen, die zu kochen scheinen und einen entfernten Kanonendonner verursachen. Wiewohl ihn die Seefahrer in unsern Tagen, wo sich ihre Kunst sehr vervollkommnet hat, nicht so außerordentlich fürchten, als in früheren Zeiten, so bleibt er doch eine gefährliche Stelle, auf der ein Schiff, das bei stürmischem Wetter in ihre Nähe gerät, leicht von den Klippen zertrümmert und in den Grund gerissen wird."

Doch hören wir auch einige Worte aus Goethes italienischer Reise (Aus dem Briefe: Montag den 14. Mai 1787 zu Messina und auf der See. Sämtl. Werke in 3 Bdn. Stuttgart, Cotta, 1869 II, S. 773):

„Als wir dieses nach und nach anstaunten, ließ man uns links, in ziemlicher Ferne, einige Bewegung im Wasser, rechts aber, etwas näher, einen vom Ufer sich auszeichnenden Felsen bemerken, jene als Charybdis, diesen als Scylla. Man hat sich bei Gelegenheit beider in der Natur so weit aus einander stehenden, von dem Dichter so nahe zusammengerückten Merkwürdigkeiten über die Fabelei der Poeten beschwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menschen durchaus Gegenstände, wenn sie solche bedeutend vorstellen will, höher als breit imaginiert und dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernst und Würde verschafft. Tausendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenstand nicht mehr befriedige; die Ursache hiervon ist

---

*) Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Vgl. unser: Aus dem Regen 'n die Traufe kommen, was sich freilich nur nach einer Seite mit jenem Worte berührt.

immer dieselbe: Einbildung und Gegenwart verhalten sich wie Poesie und Prosa; jene wird die Gegenstände mächtig und steil denken, diese sich immer in die Fläche verbreiten. Landschaftsmaler des sechzehnten Jahrhunderts, gegen die unsrigen gehalten, geben das auffallendste Beispiel. Eine Zeichnung von Jodocus Momper neben einem Kniepschen Kontur würde den ganzen Kontrast sichtbar machen."

„in der Charybde Geheul." Der Dichter wandelt die prosaische Redeweise: „in die heulende Charybde" in dieser Weise um. Man nennt diese Wortfigur, welche den Begriff des Adjektives zu einem Substantiv erhebt, das frühere Substantiv in den Genetiv des Besitzers treten und somit von dem neuen Substantiv abhängig werden läßt, Hypallage*), welches Wort eigentlich nur Veränderung, Verschiebung bedeutet. Beispiele dieser Figur sind nicht selten:

Da schüttelt er der Locken Grau.
(Simrock, Habsburgs Mauern Str. 3.)

Der Edelsteine Licht, der Seelen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
(Salas y Gomez von Chamisso II, Str. 34.)

Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor.
(Ebenda, III, Str. 60.)

Die beiden letzten Verse der 2. Strophe sind so konstruiert, als hieße es: Wer ist beherzt genug, (um) zu tauchen ꝛc. Immerhin vergl. man die Stelle Luc. 24, 25: O ihr Thoren und träges Herzens, zu glauben allem dem, das die Propheten geredet haben

Str. 3. Die Ritter und Knappen schweigen auf die Frage in Str. 2. Keine Antwort ist auch eine, diesmal eine verneinende Antwort. Nicht als ob keiner den Wunsch gehabt hätte, mit dem Becher den Ruhm zu gewinnen; — gar mancher schaut hinunter; aber es bedurfte nur dieses Blickes in die wilde, brausende Tiefe, um jeden Wunsch nach Becher und Ehre im innersten Herzen zu vernichten. Das Wagnis ist zu groß, die Möglichkeit des Gelingens zu klein. —

Str. 4. Edelknecht bedeutet den Knappen von adliger Abkunft.

Keck. Götzinger bemerkt: „Im Oberdeutschen ist keck immer ein lobpreisendes Wort; ein gesunder und kräftiger, ein mutiger und fester Mensch heißt keck. Das Tadelnde, welches man im Hochdeutschen oft damit verbindet, verknüpft der Schwabe nie mit diesem Worte." Schiller zeigt noch deutlicher, welchen Begriff er mit keck verbinde:

Die Kühnheit macht, die Freiheit den Soldaten.
Vermöcht er keck zu handeln, dürft' er nicht
Keck reden auch? (Piccolomini.)

Die Keckheit ist Kühnheit und Freiheit, im Handeln wie im Reden. Ich erinnere noch an Schillers „Handschuh", d. h. an den Ritter, der mit keckem Finger den Handschuh aus der Ungeheuer Mitte nimmt.

*) Reuter findet hier die Synekdoche angewandt. Über diese vgl. Schillers: Kraniche des Ibykus.

Im Hochdeutschen hat aber keck schon einen unangenehmen Beigeschmack (ähnlich wie auch vielfach das Wort frei). Man bezeichnet mit Keckheit z. B. einen gewissen Grad von Vorwitz, nennt auch einen Menschen keck, welcher mit der Gefahr spielt, dieselbe als etwas Ungefährliches behandelt, während der Kühne die Gefahr als eine besiegbare ansieht und mit Umsicht angreift, der Tollkühne dagegen die Größe der Gefahr nicht in Rechnung zieht, mit Hintansetzung aller Vor- und Umsicht das nahezu Unmögliche versucht. Ist die Gefahr derart, daß gar keine Aussicht auf Überwindung derselben vorhanden ist, dann ist das Wagen Verwegenheit. — So steht keck dem Worte kühn nach, bezeichnet einen gewissen Grad von Zudringlichkeit (im Reden, zwischen Offenheit und Freimut einer- und Frechheit andererseits vermittelnd), von Vorwitz (im Handeln).

Chor: vgl. Erläut. II³, S. 157 = Kreis, Menge. [Andre Beispiele siehe Schillers Bürgschaft, Erl. IV, weiter unten!

weg ist als reiner Reim zu keck anzusehen und also wie: weck zu sprechen. So sprechen dies Wort die Sachsen und Schwaben aus.

Str. 5. Des Felsen Hang, an den Abgrund. V. 3. 4. sind als Nachsatz von V. 1. 2. zu betrachten. Dieser Nachsatz ist deshalb ungewöhnlich, weil das Prädikat, statt am Anfange, ganz am Ende steht. Man nennt diese Umstellung der Satzglieder Inversion. Schiller liebt gerade die Inversion sehr. Hier wäre die eigentliche Wortfolge: (da) gab gerade (jetzt) die Charybde die Wasser brüllend wieder, die sie hinuntergeschlungen hatte. Auffallend ist noch das Imperfektum gab, mitten unter lauter Formen der schildernden Gegenwart. Möglich, daß Schiller an die Stelle der Reimwörter hinab und gab andere Reimwörter nicht zu bringen wußte. — Das Wort „Getose“ ist eine unregelmäßige Bildung; die richtigere ist „Getöse.“ (Vgl. Schiller: Ideal und das Leben 6, 4. „Getös“.) Die Schwaben lieben überhaupt den Umlaut nicht sonderlich.

Str. 6. Schillers Schilderung der Charybde sieht auf einige Vorbilder zurück. Homer läßt seinen Odysseus auf den Irrfahrten auch die Scylla und Charybde kennen lernen und entwirft folgende lebendige Schilderung (Odyss. 12, 234 ff.):

> „Jetzo steuerten wir angstvoll in den engenden Meerschlund;
> Denn hier drohet Scylla und dort die grause Charybdis,
> Fürchterlich jetzt einschlürfend die salzige Woge des Meeres.
> Wenn sie die Wog ausbrach, wie ein Kessel mit flammendem Feuer
> Tobte sie ganz aufbrausend mit trübem Gemisch, und empor flog
> Weißlicher Schaum, die Gipfel der beiden Felsen bespritzend.
> Wann sie darauf einschlürfte die salzige Woge des Meeres,
> Senkte sich ganz inwendig ihr trübes Gemisch, und umher scholl
> Furchtbar der Fels vom Getös, und tiefher blickte der Abgrund,
> Schwarz von Schlamm und Morast, und es faßte sie bleiches Entsetzen.“

Aber auch die Äneide Vergils blieb wohl nicht gänzlich unbenutzt. (Aen. III, 420 ff., übersetzt von Neuffer.)

> „Rechts droht Scylla und links die unversöhnte Charybdis.
> Diese verschluckt dreimal in des Abgrunds unterstem Strudel

Mächtige, steilaufklaffende Flut und empöret sie wieder
Wechselweis in die Luft und peitscht mit der Woge die Sterne."

Der erste Vers dieser Strophe ist außerdem besonderer Beachtung wert wegen der Wortfigur der Polysyndese. Man vergl. meine Erläut. I³, S. 100; II³, 147. 152. 164. 317. Hier trennt der Dichter die verschiedenen Wirkungen, welche die sich hervordrängenden Fluten hervorbringen; das Auge sieht das Wallen, Emporspritzen, unaufhörlich Heraufstoßen, das Ohr vernimmt das Sieden, Brausen, Zischen. Die vier in dem ersten Verse zusammengestellten Wirkungen verbinden sich zugleich wieder als zusammengehörige, zugleich gewirkte durch das vierfach wiederholte: und; da aber unser Geist diese Wirkungen nicht getrennt und nach einander aufnimmt, so ist die Gesamtvorstellung zugleich die des wildesten Durcheinanderwogens. (Vgl. Erl. II³, S. 164.)

Str. 7. Die brandenden Wogen. Die Charybde haben wir uns selbst als einen Trichter zu denken, an der Oberfläche des Wassers durch eine kranzförmige Klippenreihe gebildet. In dem großen „Trichter" werden die Wogen eingeschlürft und aufs neue ausgestoßen. Die heraufbrausenden Wogen werden so lange hoch an die Klippen des Trichters geworfen (als brandende), bis die Rückwärtsbewegung eintritt, das Hinabgerissenwerden in den furchtbaren Strudel. — Hoffmeister hielt branden für ein von Schiller zuerst gebildetes Wort, da es bei Adelung noch nicht vorkomme, während es Schiller auch sonst gebrauche:

Wilh. Tell I, 1: „Seht hin, wies brandet, wie es wogt und Wirbel zieht!"
Demetr. 2, 1: Und an dem Ufer ruhig mögen wir den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen."

Grimm belehrt uns, daß branden schon bei Klopstock 1781, Voß 1781 und Stolberg vorkomme, und daß es wahrscheinlich dem holländ. branden = brennen nachgeahmt sei. Das ahd. prinnan (brennen) werde nicht nur vom Feuer, sondern auch vom Wasser gesagt. (Vgl. Schillers Brand der Wellen oben und die lateinischen Wörter aestus und aestuare, welche nicht blos von der Hitze, sondern auch von dem aufbrausenden Meere gesagt wurden). —

Str. 8. Wie wir eben sahen, haben wir die Vor- und Aufwärtsbewegung im Trichter von der Rück- und Abwärtsbewegung zu unterscheiden. Erstere nennt der Dichter hier kurzweg: Brandung. Der Ort, wo der Jüngling stand, muß als ein Vorsprung, ein überhangender Teil des Felsens angesehen werden (des „Felsen*) Hang" Str. 5, 1.) Der Sprung in die Tiefe wird von dem kühnen Knappen so gerichtet, daß letzterer in den Trichter selbst hineinspringt.

Den eigentlichen Sprung verdeckt der Dichter; doch ersetzt er die Ursache, indem er die Wirkung statt jener beschreibt.

nimmer = bedeutet zunächst: nicht mehr. In den Gedanken der

*) Seltene, schwache Form des Genetivs.

Zuschauer aber steigerte sich das nicht mehr ohne Zweifel zu dem „nie mehr." Beides kann durch das Wort „nimmer" ausgedrückt werden.

Str. 9. „Und hohler und hohler hört man's heulen,

Und es harrt noch — —

Diese Allitteration ist von wunderbar schöner Wirkung.

Die ganze Strophe ist ein wahres Muster der Harmonie. Hohl brausen die Wasser in dem Trichter, so lange die Bewegung eine rückläufige ist; und so lange diese Bewegung andauert, nimmt die Hoffnung der Zurückbleibenden ab. Der Jüngling wird immer weiter hinweg = immer tiefer hinabgerissen, das: „hochherziger Jüngling, fahre wohl"! ist schon nicht mehr Wunsch, sondern vielmehr eine Klage um den, welchen man aufgiebt. Und noch hört diese hohle, heulende rückläufige Wasserströmung nicht auf; — also nimmt auch oben die Hoffnung noch immer ab. „Durch das geheimnisvolle es wird die Unterwelt hier wunderbar mit den Menschen oben verbunden; denn es verzieht unten, und man wartet oben, und der Leser schwankt, wer unter dem es eigentlich gemeint ist." (Götzinger.) Dieses es werden wir bei Schiller noch öfter finden, aber auch bei Chamisso (vgl. Erl. I[3], S. 93) und Goethe (Hochzeitslied.) In unserem Gedichte kommt dasselbe auch noch oft genug vor.

Str. 10. „Was der am Rande der Tiefe ängstlich harrende Chor im Hinblick auf das Schicksal des hochherzigen Jünglings fühlt und denkt, wird vom Dichter ganz im Geiste des Chores der altgriechischen Tragödie ausgesprochen." (Saupe a. a. O. S. 96.)

Str. 11. V. 5. 6. Durch diese beiden Verse wird in treffender Weise das Nahen der „Brandung" ausgesprochen, die man eher hört als sieht und deutlich an dem helleren Tone von dem hohlklingenden Rückwärtsströmen der Wogen unterscheiden kann.

Str. 16. „im rosigten Licht" und Str. 19. „in purpurner Finsternis."

Das zweite Epitheton ornans*) hat eine interessante Geschichte. Körner (der Hofrat und Freund Schillers, des Freiheitsdichters und -Helden Vater), schreibt: „Bei einem einzigen Beiworte, der purpurnen Finsternis, habe ich gestutzt. Ich weiß, daß die Alten einen solchen Ausdruck gebrauchten" (Körner dachte wohl an Homers: purpurne Woge, purpurne Meerflut); „aber hier trägt er, deucht mich, nichts zur Darstellung bei, und erweckt störende Nebenideen. Minna erklärt sich für die purpurne Finsternis. Sie hat bei Anfällen von Schwindel oft das Gefühl gehabt, daß ihr dunkle Gegenstände violett erschienen sind. Vom Schwindel weiß ich nun nichts. Auch gefällt ihr die Pracht in dem Ausdrucke, die ich zwar auch anerkenne, aber doch nicht dulden würde, wenn sich dieses Beiwort nicht rechtfertigen läßt." Schiller schrieb darauf: „Wegen der purpurnen Finsternis brauchst du dir keine Sorge zu machen. Ob ich gleich der Minna dafür danke, daß sie mir ihre Schwindelerfahrungen zum Sukkurs schickte, so kommen ich und mein

*) Über dieses vgl. Uhland, des Sängers Fluch in diesem Bde.

Taucher doch ohnedies aus. Das Beiwort ist gar nicht müßig; der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke das Licht grün und die Schatten purpurfarbig. Eben darum laß ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosigt nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorausgegangenen grünlichen Scheine so erfolgt.“ (Aber Schillers Taucher hat ja keine Taucherglocke mitgenommen! Dennoch, obgleich unsere Taucher nicht einmal die purpurne Finsternis bestätigen, ist doch das Wort nicht zu verwerfen. Merkwürdig ist übrigens, daß in einer größeren Meerestiefe (von 50—600′) meist rot gefärbte Tiere leben. —*)

Str. 18. „in der höchsten schrecklichen Not“, d. h. als die schreckliche Not ihren höchsten Grad erreicht hatte.

In dieser Strophe ist leider der unreine, bezw. unechte Reim: rief — Felsenriff von dem Dichter nicht vermieden worden. Die Korallen gehören zu den Pflanzentieren (Polypen) und bestehen aus gallertartigem Schleim, in welchem sich mit der Zeit ein fester, aus Kalk bestehender Kern bildet. Sie sitzen auf dem Boden des Meeres fest, und allmählich nach dessen Oberfläche wachsend, bilden sie endlich eine zusammenhängende Familie aus Milliarden von Gliedern bestehend und bekannt unter dem Namen der Korallenbänke oder -Riffe. Das junge Tier wird bei der Fortpflanzung zugleich mit seinem kalkichten Gehäuse vom alten wie ein Zweig aus einem Stamm hervorgetrieben. (Nach Schoedtler u. Voigtel.) Vgl. Hartert I, 120ff.

Str. 19. „Obs hier dem Ohre gleich ewig schlief.“ Die „bodenlose“ Tiefe, welche der Taucher unter sich sah, war zwar belebt, aber nur von solchen Tieren, welche keine Stimme haben. Auch die Strömung mochte dort nicht mehr vorhanden sein, so daß kein Laut, auch nicht der Schall der Wogen aufwärts in das Ohr des Tauchers drang. Aber um so grausiger, schaudererregender war der Anblick, welchen das Auge hatte, wenn es hinab schaute.

Schiller hat nicht etwa ohne jegliche Studien diese Meerestiefe mit beliebigen Tieren belebt und bevölkert. Ein Brief von Goethe vom 16. Juni 1797 zeigt, daß Schiller von ihm zwei „Fischbücher“ entliehen hatte, welche ersterer von Schiller zurückerbittet. Dennoch hatte dieser hier eine Anzahl Tiere in das Meer versetzt, welche unsere Wissenschaft der Zoologie nicht als Meeresbewohner anerkennt, oder deren Existenz dieselbe leugnet. Der Salamander und der Molch leben beide nur auf dem Lande, bezw. in Binnengewässern. Ersterer lebt in feuchten und dunkelen Orten auf dem Lande, er ist ein froschartiger Lurch, schwarz und gelb gefleckt. Der Saft, welchen das gereizte Tier ausspritzt, ist nicht nur ätzend, sondern geradezu giftig. Zu einem noch viel schrecklicheren Ungeheuer macht ihn Plinius. „Er kann, sagt Plinius, ganze Völker töten, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind.

*) Ohne Zweifel war Goethe in diesem Punkte Schillers Lehrmeister, da Goethe in seiner Farbenlehre sagt: „Der beleuchtete Teil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe, uns der beschattete in der entgegengesetzten purpurnen. Die verschiedene Richtung der Wellen gegen das Auge bringt eben die Wirkung hervor.“

Wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte." Die Molche scheidet die Naturgeschichte in Erdmolch (Salamandra), Wassermolch (Triton), Aalmolch (Amphuima) u. s. w. Die Drachen sind in der Sage und auch in den Werken älterer Naturforscher als ungeheure große, geflügelte Eidechsen bezeichnet. Wir kennen allerdings auch geflügelte Eidechsen, welche den Namen Drachen oder Flattereidechsen führen; aber diese sind ebenso klein, als unschuldig.

Str. 20. Die Rochen (Rajae) mit ihrem plattgedrückten, tellerartigen Leibe und dem meist dünnen und langen Schwanze, mit den Stacheln und Nägeln, womit die meisten dieser Tiere besetzt sind, sind immer ein schaudererregender Anblick. Zudem sind sie groß und unförmlich, scheußlich anzusehen und sehr gefräßig. Der Klippenfisch ist keineswegs so unförmlich und unhold, als er hier zu sein scheint. Die Naturforscher nennen Klippfisch einen ungefährlichen, nicht besonders großen, teilweise recht schön gefärbten Fisch (Chaetodon gigas). Der Hammer oder Hammerfisch ist eine Art der Haifische. Wie der Riesenhai („des Meeres Hyäne") hat auch dieser Hai einen spindelförmigen Leib. Sein platter und stumpfer Kopf hat an den beiden Seiten 2 armförmige Verlängerungen. An den beiden Enden befinden sich die Augen. Der Fisch erhält auf diese Weise die sonderbare Gestalt eines Hammers. Das Tier kann 12 Fuß lang und 8 Centner schwer werden, und dieser schädliche Raubfisch greift auch Menschen an. (Vgl. Viehoff, II. Bd. 4. Aufl. S. 265). — Unter allen Seetieren ist aber unzweifelhaft der Riesenhai am gefährlichsten; derselbe, auch Menschenhai genannt, wird vier Klaftern lang; aus dem Munde starren uns 6 Reihen Zähne wie Lanzen entgegen; selbst die Zunge trägt eine Menge solcher Zähne. Mit der Hyäne aber wetteifert dieses Tier in der Gefräßigkeit und Mordlust, ist ihr auch gleich in dem Mangel jeglicher edleren Eigenschaft, die wir sonst an den Tieren, auch an den Raubtieren, anerkennen.

Str. 21. „war's mir mit Grausen bewußt." Das 's oder es vertritt einen Genetiv, von bewußt abhängig; es bezieht sich aber auf das Folgende. Der ganze Satz hat den Wert einer Parenthese. Dem Taucher war das Gefährliche seiner Lage ebenso klar, als die völlige Hilflosigkeit, in welcher er sich befand.

„Larven." Unter Larve verstehen wir sowohl die Maske, als auch die Mittelstufe in der Verwandlung eines Insektes, welche zwischen Raupe und dem vollkommen entwickelten Insekte mitteninne steht. Beiden Begriffen gemeinsam ist die Gefühllosigkeit, welche jener im absoluten, dieser im relativen Maße eignet. Wir haben demnach ein Recht, anzunehmen, daß der Dichter die Meerungeheuer um ihrer Gefühllosigkeit willen als Larven bezeichnet habe. Auf diese Weise tritt Larve in den besten Gegensatz zu der „fühlenden Brust."

Allein = der einzige Mensch.

Str. 25, V. 5. Ob Ehgemahl hier als Akkusativ (statt Ehgemahlin und

auf sie bezüglich) oder als Nominativ (= Du sollst als Gemahl) zu fassen sei, ist zweifelhaft. Jedenfalls ist das erstere das Näherliegende, und die Form ist durchaus nicht dieser Deutung zuwider. (Vgl. Uhland, des Sängers Fluch, Str. 5.; Voß, der 70. Geburtstag. V. 195.)

2. Abfassung des Gedichtes. Diese Ballade entstand anfangs Juni 1797, nicht rasch, sondern allmählich als die Frucht ebenso großartiger dichterischer Kraft, als eingehender Vorstudien. Am 14. Juni ward dieselbe beendet. Mit Goethe stand Schiller in jener Zeit in stetem Verkehre. Göthe, in Jena weilend, dichtete zu jener Zeit die Braut von Korinth und: Der Gott und die Bajadere. Auf diese beiden Balladen und Schillers Taucher bezieht sich Goethes Wort in einem Briefe an Schiller vom 10. Juni: „Lassen Sie Ihren Taucher, je eher, je lieber ersaufen. Es ist nicht übel, daß, während ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht.“

3. Die Quelle. Es ist nicht ausgemacht, aus welcher Quelle Schiller den Stoff geschöpft habe. Die Sage kommt bei verschiedenen Schriftstellern vor: doch wird sie von jedem derselben mit gewissen Abweichungen erzählt. Herder hatte in einem Briefe an Schiller die Bemerkung ausgesprochen, der Taucher sei nur die veredelnde Bearbeitung der Geschichte eines Nikolaus Pesce. Schiller zeigt aber in einem Briefe an Goethe, daß ihm dieser Name Nikolaus Pesce vollkommen unbekannt war. Er verstand Herders Notiz so, als wenn dieser Nicolaus Pesce dieselbe Geschichte entweder erzählt oder gar besungen habe, hielt also den besagten Nikolaus für den Sänger, nicht für den Helden der Sage, während allerdings in dem Herder bekannten, von Athanasius Kirchner, einem in Rom 1680 † Jesuiten, verfaßten Werke: Mundus subterraneus (die unterirdische Welt) der geschickte Schwimmer so genannt wird. Die Sage lautet in der Kirchnerischen Fassung so:

„Es war zu der Zeit des Königs Friedrich von Sicilien*) ein sehr berühmter Taucher Namens Nikolaus, den man wegen seiner Fertigkeit im Schwimmen gewöhnlich Pescecola, d. h. Nikolaus der Fisch, nannte. Von Jugend auf ans Meer gewöhnt und im Schwimmen jedem überlegen, beschäftigte er sich nur mit Aufsuchung von Austern und Korallen, aus deren Verkauf er seinen Lebensunterhalt zog. Der Aufenthalt in der See zog ihn so an, daß er oft 4—5 Tage im Meere verweilte, von rohen Fischen sich ernährend. Mehr als einmal soll er bis

---

*) Friedrich I, von Sicilien regierte von 1266—1336, Friedrich II. von 1355—1377. An den König Friedrich von Neapel, welcher 1501 sein Reich im Kriege gegen Frankreich und Spanien verlor, mit Schmidt (Taschenbuch deutscher Romanzen S. 164) zu denken, ist uns verwehrt. Dieser Friedrich war, wie uns Hoffmeister belehrt, nur König von Neapel, und die älteste nachweisliche Quelle unserer Sage, nämlich Alexander ab Alexandro (1461—1523), verlegt das Ereignis in „die Zeit unserer Väter“ also vor seine Zeit. (Vgl. Hoffmeister III., 296 Anm.)

zu den liparischen Inseln geschwommen sein. Einigemal fanden ihn die Ruderschiffer mitten im schäumenden Meere bei Kalabrien; erst hielten ihn die Schiffer für ein Seeungeheuer, aber einige erkannten ihn und nahmen ihn ins Schiff. Auf die Frage, wohin er bei diesem stürmischen Meere wolle, antwortete er, er bringe in eine gewisse Stadt Briefe, welche in einem ledernen Beutel lägen, der künstlich verwahrt sei, damit sie nicht vom Wasser litten. Endlich nach mancherlei Gespräch und einer guten Mahlzeit sagte er den Schiffern Lebewohl und überließ sich wieder den Wellen. Auch erzählt man, durch den beständigen Aufenthalt im Wasser habe sich seine Natur so geändert, daß er mehr einem Amphibium als einem Menschen geglichen habe; zwischen den Fingern sei ihm eine Schwimmhaut, ähnlich der der Gänse, gewachsen, und die Lunge habe sich so erweitert, daß sie genug Luft zum Atemholen auf einen ganzen Tag enthalten habe. Als nun einst der König von Sicilien nach Messina kam und mancherlei Unerhörtes von diesem Taucher vernahm, so wünschte er voll Neugierde, daß derselbe vor ihm erschiene. Dies geschah, nachdem man ihn lange auf dem Lande und im Wasser gesucht hatte. Der König hatte aber wunderbare Dinge von der nahen Charybde gehört; da sich nun jetzt eine so passende Gelegenheit zeigte, so beschloß er, das Innere derselben erforschen zu lassen, indem er meinte, dies könne durch niemand besser, als durch Nikolaus geschehen. Er gebot also diesem, sich auf den Grund hinab zu lassen, und da Nikolaus die nur ihm bekannten großen Gefahren vorwandte, und der Befehl des Königs ihm zuwider zu sein schien, so ließ dieser, um ihm Mut zur Ausführung zu machen, eine goldene Schale hineinwerfen, mit dem Versprechen, sie solle ihm gehören, wenn er sie wieder heraufbrächte. Nikolaus, gelockt durch das Gold, stürzte sich bald mitten in den Strudel. Hier blieb er fast drei Viertelstunden, während welcher der König und alle Umstehenden mit großer Sehnsucht seiner harrten. Endlich ward er mit ungeheurer Heftigkeit aus dem Grunde des Meeres wieder hinaufgetrieben. Er hielt die hineingeworfene Schale im Triumph in die Höhe und ward in den Palast geführt. Nachdem er, von der übermäßigen Anstrengung erschöpft, durch ein reichliches Mahl sich erquickt hatte, kam er vor den König und redete so zu ihm: Gnädigster König, ich habe Deinen Befehl vollzogen. Hätte ich aber vorher gewußt, was ich nun weiß, ich würde nimmermehr, und hättest Du mir auch Dein halbes Königreich geboten, Deinem Befehle gehorcht haben. Ich hielt es für Verwegenheit, dem Gebote des Königs nicht zu folgen und beging nur eine um so größere. — Als nun der König zu wissen begehrte, warum er von Verwegenheit spräche, antwortete er: Wisse, o König, vier Dinge giebt es, welche diese Stelle, ich sage nicht Tauchern wie ich, sondern selbst den Fischen unzugänglich und schrecklich machen. Erstens das Getöse des aus den innersten Meeresküsten heraufbrausenden Stromes, dem schwerlich ein Mensch, selbst der stärkste nicht, zu widerstehen vermag, und dem auch ich nicht gewachsen

war, weswegen ich durch Seitenklüfte in die Tiefe dringen mußte. Zweitens die unzähligen, rings entgegenstarrenden Klippen, deren Fuß ich nur mit der größten Gefahr, mein Leben oder wenigstens meine Haut einzubüßen, erreichte. Drittens das Tosen der unterirdischen Gewässer, die mit gewaltigem Ungestüm aus den innersten Schluchten der Felsen hervorstürzen und durch entgegengesetzte Strömungen so schreckliche Wirbel erzeugen, daß die Furcht allein schon den Menschen betäuben und töten könnte. Viertens das Gewimmel der ungeheuren Polypen, die, an den Klippenwänden hangend, mich mit Entsetzen erfüllten. Ich sah einen, dessen Rumpf allein größer war, als ein Mensch, seine Fangarme waren wohl zehn Fuß lang; und hätte er mich damit gefaßt, die bloße Umschlingung würde mich getötet haben. In den benachbarten Felsgrotten wimmelten Fische von ungeheurer Größe, Hunde, gewöhnlich Fischhunde genannt.*) Ihr Rachen ist mit drei Reihen von Zähnen besetzt, in ihrer Größe kommen sie den Walfischen nahe. Wen sie einmal mit ihren Zähnen gefaßt haben, um den ist's geschehen, kein Schwert, keine Nadel ist so scharf als das Gebiß dieser Seeungeheuer, mit dem sie alles zermalmen. — Als er dies alles erzählt hatte, fragte man ihn, wie er denn die Schale hätte auffinden können. Er antwortete, der mächtigen Strömungen und Gegenströmungen wegen sei die Schale nicht senkrecht hinabgesunken, sondern wie er selbst durch die Gewalt der Wogen seitwärts verschlagen worden, wo er sie in einer Felsenhöhlung gefunden habe. Wäre sie bis auf den Grund gesunken, so hätte er bei dem Sieden der Gewässer und dem Toben der Wirbel keine Hoffnung gehabt, sie wieder zu finden, denn die Strudel, welche die unterirdischen Fluten jetzt einschlürften und jetzt wieder ausspieen, hätten so gewaltig getobt, daß keine Kraft ihnen zu widerstehen vermöchte. Zudem sei das Meer so tief, daß es für die Augen eine fast cimmerische Finsternis darbiete. Auf die Frage, ob er Mut genug habe, den Grund der Charybdis noch einmal zu untersuchen, erwiederte er: Nein. Dennoch überwältigte ihn auch diesmal wieder ein Beutel voll Gold nebst einer in den Strudel geworfenen kostbaren Schale. Von Habgier verlockt, stürzte er sich abermals hinein, kam aber nicht mehr zum Vorschein."

Wie schon angedeutet wurde, kann der Dichter diese Quelle, so groß auch die Verwandtschaft derselben mit dem Gedichte ist, nicht benutzt haben; wohl aber muß eine nach dieser Erzählung gearbeitete Novelle von einem uns unbekannten Verfasser seiner Ballade zu Grunde gelegen haben. Ob die gedachte „Novelle" schon einen Teil der vielen Veränderungen des Stoffes zeigte, welche die Ballade aufweist, muß vorläufig unentschieden bleiben. Über den Unterschied der Quelle und der Ballade selbst haben wir noch später ausführlicher zu reden.

Andere, ältere Variationen desselben Stoffes, übrigens aus abge-

*) Gemeint sind wohl Seehunde.

leiteten Quellen geschöpft und darum nicht so wertvoll, sind die von Alexander ab Alexandro († 1523) in seinen dies geniales (er nennt den Taucher Colan, aus Cantania stammend, der Fisch zubenannt, und läßt den Taucher auf Befehl des Königs gelegentlich eines Volksfestes in dem Hafen ins Meer tauchen, aber gleich bei diesem ersten Versuche verunglücken), ferner derjenige des Thomas Fazelli (de rebus Siculis), welcher den Taucher erst bei dem dritten Versuche umkommen läßt, und die des Spaniers Feyjoo († 1765), welcher unter Berufung auf die Recension Alexanders in ganz ähnlicher Weise als Kirchner die Begebenheit mitteilt. —

4. **Der Grundgedanke** der Romanze: Der Dichter spricht denselben in den Versen aus:

> Und der Mensch versuche die Götter nicht,
> Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
> Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Gott hat dem Menschen seine Schranken gesetzt, welche er nicht überschreiten darf. Wer sie doch überschreitet, und nicht von Gott sich warnen und von seinem gottesversucherischen Wege zurückhalten läßt, der stürzt ins Verderben.

5. **Disposition:**

I. Die Aufgabe: Str. 1—3.
   1. Des Königs erste Aufforderung zum gefährlichen Wagnis. Str. 1, 1—4.
   2. Der Preis für den Sieger. Str. 1, 5. 6.
   3. Der König wirft den Becher in die Tiefe und wiederholt die Frage. Str. 2.
   4. Ritter und Knappen verzichten auf den Siegespreis und den Kampf mit dem wilden Elemente. Str. 3, 1—4.
   5. Des Königs dritte und letzte Aufforderung. Str. 3, 5. 6.

II. Der Wagende: Str. 4—8.
   1. Sein Hervortreten. Str. 4, 1—4.
   2. Der Eindruck, welchen sein Erscheinen und Vornehmen bei den Zuschauern macht. Str. 4, 5. 6.
   3. Die Größe des Wagnisses. Str. 5—7.*)

---

*) Keller a. a. O. tadelt mit Unrecht diese Fassung und meint, der Hauptgegenstand von Str. 5 und 6 sei der durch das augenblickliche Herausströmen des Wassers bewirkte Aufschub, welchen der Dichter benutzt, um die Gefahr zu schildern. Keller verwechselt Ursache und Wirkung. Allerdings liegt ein Moment des Aufschubs vor; allein dasselbe wird in den beiden Strophen zur Schilderung der Gefahr benutzt, und diese eben wird in den Strophen behandelt. Ja sogar ausschließlich. In dem Wartenmüssen liegt außerdem für den Jüngling eine Probe seines Mutes; denn nun wird

a. Unendliche finstere Tiefe. Str. 5.
b. Die entsetzliche „Brandung." Str. 6.
c. Der nicht minder furchtbare Rücklauf in den strudelnden Trichter. Str. 7.

4. Der Sprung in die Tiefe. Str. 8, 1—4.
5. Das Verschwinden des Tauchers im Abgrund. Str. 8, 5. 6.

III. Die Erwartung der Rettung: Str. 9—15.

1. Der Zuschauer Urteil über den Erfolg. Str. 9.
2. Das Urteil über die That selbst. Str. 10.
3. Der Höhepunkt in der Hoffnungslosigkeit. Str. 11, 1—4.
4. Das Zurückkehren der Brandung. Str. 11, 5.—Str. 12.
   a. dem Ohre vernehmbar. Str. 11, 5. 6.
   b. dem Auge sichtbar. Str. 12.
5. Die Rettung. Str. 13—15.
   a. Der Schwimmende. Str. 13.
   b. Der Landende. Str. 14, 1. 2.
   c. Der Begrüßte. Str. 14, 3—4. 15.

IV. Der Bericht des Tauchers: Str. 16—22.

1. Die Größe des Wagnisses. Str. 16.
2. Die Hinabfahrt. Str. 17.
3. Der Haltepunkt. Str. 18.
4. Die Beobachtung vom Haltepunkt aus. Str. 19—21.
   a. Die Tiefe des darunterliegenden Meeres. Str. 19, 1. 2.
   b. Die grauenerweckende Tierwelt des Meeres. Str. 19, 3—21,4.
      α, dem Ohre durch das Schweigen. Str. 19, 3.
      β, dem Auge durch die scheußliche Gestalt, furchtbare Größe und gefahrvolle Kraft der Tiere Str. 19, 4—20,6.
      γ, dem Verstande im Bewußtsein der Hilflosigkeit Str. 21.
5. Der Taucher verliert das Bewußtsein vor Schrecken und — wird gerettet. 22.

V. Des Tauchers Untergang. Str. 23—27.

1. Der König wünscht Wiederholung des Wagstückes gegen neuen Lohn. Str. 23.
2. Die Tochter bittet für den Knappen. Str. 24.

---

er sich erst der Größe der Gefahr vollkommen bewußt, und wenn er sie doch aufsuchte, so hat sich sein Mut bewährt; zugleich liegt in dem Wartenkönnen auch ein Zeichen der Besonnenheit, welche die Forderungen der Klugheit thunlichst beobachtet. Für den Zuschauer aber ist im Warten eine Erhöhung der Spannung, ob der Jüngling das Ungeheure wagen werde oder nicht, mitgesetzt.

3. Der König bleibt bei dem Entschluß und erhöht nur den Lohn. Str. 25.
4. Der Taucher wagts noch einmal: Str. 26.
   a, Seine Liebe zur Königstochter (Str. 26, 1—2)
   b, und die Erkenntnis der Gegenliebe jener (Str. 26, 3. 4.) bewirken
   c, die That. (Str. 26, 5. 6.)
5. Er kommt nicht wieder, so heiß und lange er auch erwartet wird. Str. 27.

6. Gedankengang: Auf einem Felsenvorsprung über dem Strudel der Charybde, welcher von oben besonders genau beobachtet werden kann, befindet sich der König mit seiner Tochter und deren Edelfrauen, seinen Rittern und deren Knappen. Während alle die Charybde betrachten, kommt dem König der Gedanke, den Mut seiner Umgebung auf die Probe zu stellen. Sein Wunsch ist so lebhaft, daß er denselben sofort in der Form einer Frage ausspricht, welche an alle Ritter und Knappen gerichtet ist. Zugleich wirft der König einen Becher in die Flut und bestimmt diesen zum Sieges- und Ehrenpreis dem, welcher das kühne Wagnis unternehmen und den Becher holen würde. (Str. 1. 2.) Aber es bedarf einer nochmaligen Aufforderung des Königs und einer dritten, bis ein Knappe hervortritt, während unter den Rittern sich keinerlei Geneigtheit zeigt, den Preis zu gewinnen. (Str. 3.) Der Knappe, von adligem Blut, macht sich zu seinem Wagnis bereit, indem er der hinderlichen Kleider sich entledigt. Allgemeine Teilnahme findet der schöne und mutige Jüngling. (Str. 4.) Es ist ein Kampf zu bestehen, und des Knappen Feind ist die Charybdis.

So beschreibt denn der Dichter zunächst den Feind, soweit derselbe von fern erkennbar ist. Die Charybdis ist ein Trichter, in welchem fortwährend zwei Bewegungen des Meeres abwechseln: die vorläufige und die rückläufige. Jene treibt unter furchtbarem Getöse die Wasser in die Höhe (Str. 5. 6.), diese schlingt in den strudelnden Trichter dieselben zurück (Str. 7.) Den Augenblick, wo letzterer fast alle Wasser verschlungen hat, benutzt der Jüngliug, um, nach kurzem, stillem Gebet zu Gott, in den Trichter hinein zu springen. Der Wirbel nimmt den Kühnen auf, bedeckt ihn; — und es ist still auf der Oberfläche des Wassers. (Str. 8.) Nur aus der Tiefe vernimmt man noch das hohle Brausen des Meeres, ein Zeichen, daß das Wasser noch in dem Trichter abwärts gezogen wird. — Die Zeit des Harrens und Bangens macht die Gefühle der Umstehenden, der Zuschauer uns kund. Der erste Gedanke ist, und er wird rasch ausgesprochen: Fahre wohl! Halb ists der Ausdruck des Wunsches eines glücklichen Ausganges der Seereise, halb aber schon der Ausruf der ernsten Befürchtung, daß sie den braven Jüngling wohl nicht wiedersehen würden, der Ausruf eines Abschieds auf Nimmerwiedersehen (Str. 9.). Dann wenden sich die Ge-

danken von dem Jüngling ab auf den König, welcher diese That veranlaßt, den zu erwartenden Tod auf dem Gewissen hat, und verurteilen die Aufforderung des Königs, da er etwas Übermenschliches von einem Menschen gefordert (Str. 10). Wenn dieser Strudel sogar Schiffe zerbreche und in den Grund ziehe, wie sei es zu hoffen, daß ein Mensch, und wäre er der geschickteste und kräftigste, gesunden Leibes bleibe und wieder zum Vorscheine komme? Solcherlei Gedanken und Worte werden unterbrochen von dem hellen Ton der Wasser, welcher jetzt aus der Tiefe hervordringt, zum Zeichen, daß die vorläufige Bewegung, die „Brandung" wiederkehrt. (Str. 11.) Ja die Wasser kommen wieder; brausend, zischend, spritzend, unaufhaltsam, wie vorhin (Str. 12.). Und sie kommen nicht allein. Aus dem Meere hebt sich etwas Besonderes heraus, schwanenweiß, zuerst nicht, dann aber als Arm und Nacken erkennbar. Es ist sein Arm und Nacken, aber ist er tot, der treffliche Jüngling, und giebt das Meer den Leichnam zurück? Nein; denn es rudert der Arm. Der Jüngling lebt, und nachdem er aus dem Bereich der Brandung mit aller Kraft sich herausgearbeitet hat, hebt er auch den linken Arm nach oben, und man sieht, wodurch das Maß der Freude voll wird, daß der Jüngling mit der linken Hand den Becher hält.*) (Str. 13.) Und der Taucher kommt ans Land, lang und tief atmend, das Licht der Sonne begrüßend. Gott sei Dank! so strömts voll aus seinem Herzen. Gott sei Dank! ruft die Menge im Überschwang ihrer Freude. Er lebt! Mehr noch: Er ist da! Er hat sich sogar aus dem Bereiche des furchtbaren Strudels zu bringen gewußt.**) (Str. 14). Mit Jubel wird er empfangen und im Triumph zu dem König geführt. Dort sinkt er nieder zu den Füßen des Königs und überreicht den erkämpften Becher, um ihn von der Hand seines Herrn als Siegespreis zurückzuerhalten. Er empfängt mehr zurück als er zu ahnen vermochte. Auf jenes Wink füllt die edle, liebliche Königstochter den Becher mit funkelndem Weine und, nachdem der Knappe sich an dem Tranke erquickt hat, zwiefach, da solche Hand ihm den Becher kredenzte, berichtet er seine Erlebnisse. (Str. 15.)

Wie glücklich ist man doch hier oben im Vergleiche zu dem furchtbaren Aufenthalt in der Tiefe. Es heißt, Gott versuchen, wenn diese Tiefe der schauen und durchforschen will, welchen die Gottheit mit dem Anblick derselben gnädig verschont hat (Str. 16.) Die Fahrt in den Strudel war übrigens blitzesschnell, dem Strome konnte ich mich nicht entziehen. In der Tiefe aber faßte mich ein mächtigerer, von unten emporsteigender, Strom,***) welcher jenen von oben niederwärts ziehenden

---

*) Die Cäsur nach: Und er ists! ist eine sehr beachtungswerte Versmalerei. Die Erleichterung aller Herzen tönt aus diesem kurzen Ausruf heraus.

**) Man kann in Str. 14. die abgerissenen Sätze auch als die verschiedenen Stimmen des Jubels auffassen.

***) Daher spricht der Dichter von einem Doppelstrom. Der Taucher hat unter

überwältigte; nachdem ich mehrere Male um und um gedreht war, wie ein Kreisel, ohne daß ich mit aller meiner Kraft etwas gegen diese Gewalt ausrichten konnte (Str. 16.), rief ich Gott um Hilfe an, und ich ward erhört. Ich gewahrte ein Felsenriff, ergriff es, und — war vorläufig gerettet. Und meine Freude zu erhöhen, fand ich an demselben Riff auch den Becher hängend (Str. 18.). Unter mir war noch eine tiefe, tiefe Flut. Laute aus dem Munde der Tiere hörte ich nicht; was ich aber sah, war schrecklich genug: Was das Meer birgt an Bewohnern von schaudererregender Häßlichkeit oder furchterzeugender Größe und todesangsterweckender Gefräßigkeit, das war hier vereinigt, oft in große Klumpen geballt; und ich — allein. Niemand konnte mir helfen, und ich war selbst ohne alle Waffen und hatte Not, an dem Felsen mich festzuhalten, aber keinerlei Möglichkeit, mich gegen jene Ungeheuer zu verteidigen. Und nun kommt eins der Ungeheuer heran, der schrecklichsten eines, ein hundert-gelenkiger Polyp, es bewegt sich nach mir zu, hundertarmig scheint das Tier. Es sieht, es erstrebt mich, jetzt wirds mich erfassen.*) Da — lasse ich los, besinnungslos geworden vor Schreck, der Strom faßt mich, entreißt mich dem Polypen, reißt mich nach oben, — ich bin gerettet. — (Str. 19—22.)

Der Bericht des kühnen Tauchers hatte dem König mehr geboten, als dieser erwartet hatte, erwarten konnte; aber gerade dadurch wird seine Begierde geweckt, noch mehr zu erfahren. Jetzt möchte er wissen, was auf dem tiefuntersten Grunde des Meeres zu schauen ist. Außer dem Becher soll ein kostbarer Edelstein der Preis für den Taucher sein, wenn er die zweite Fahrt glücklich zurückgelegt habe (Str. 23.). Die Tochter bittet für den Jüngling, bittet ihren Vater so schmeichelnd, so herzlich, so dringlich, daß der König in den Worten seiner Tochter das Aufkeimen ihrer Liebe zu dem mutigen Jüngling erkennt. (Str. 24.) Der König verheißt dem Jüngling die Hand der Königstochter, wenn er die zweite Fahrt unternehme und den Becher nochmals zur Stelle schaffe. Schon ist der Becher von der Flut bedeckt. (Str. 25.)

Der Jüngling wird von diesen Worten wie berauscht. Der Knappe soll der trefflichste, der erste unter den Rittern sein, des Königs Eidam werden, heute noch, und das liebliche Wesen sein nennen, dessen Herz schon in Liebe zu ihm schlägt! Er sieht ja die Jungfrau erröten, erbleichen, ohnmächtig niedersinken. — Ja, gewiß, sie liebt ihn! Da ists mit seiner Überlegung vorbei. Er stürzt hinunter auf Leben und Sterben (Str. 26.) — Er wird erwartet, ersehnt, besonders von zwei Augen; — aber auch ihre Blicke können ihn nicht heraufziehen. Die Brandung kommt wieder, der Jüngling — nicht (Str. 27.).

---

dem Kampfe beider zu leiden und empfindet der Naturkraft gegenüber auch seine Ohnmacht doppelt.

*) Wiederum ist der kurze Satz: Will schnappen nach mir von außerordentlicher Wirkung. Wir meinen den Angstschrei des Jünglings, unter welchem dieser in seiner Todesangst die Korallen losläßt, zu hören.

7. Charakteristik der handelnden Personen.

1. Der König. Lüben sagt (und wiederholt zum Teil Hoffmeisters Worte, freilich ohne die Quelle zu nennen): „Der König hat den Wunsch, die Abgründe des Meeres kennen zu lernen. Da die Befriedigung dieses Wunsches durch eigene Anschauung mit Lebensgefahr verknüpft ist, so sucht er andere dazu zu vermögen. Dadurch charakterisiert er sich als ein roher Mensch, der das Leben seiner Unterthanen für nichts achtet. Seine Roheit steigert sich zur Grausamkeit, als er den Jüngling auch da noch zur Wiederholung des Wagnisses antreibt, wo er bereits die Liebe seiner Tochter zu demselben bemerkt hat. Durch diese Handlungsweise bildet er einen äußerst schroffen Gegensatz zu den übrigen Personen der Ballade. Vielleicht wäre es passender gewesen, wenn der Dichter des Königs Wunsch, die Abgründe des Meeres kennen zu lernen, als eine heftige Wißbegierde stärker hervorgehoben und bestimmter motiviert hätte; er würde dadurch diesen Charakter unserer Gattung menschlich näher gerückt haben." Meiner Meinung nach ist damit des Königs Charakter nur einseitig dargestellt worden. Man muß sich die Situation doch wohl so denken, daß der König mit seinem Hofstaate auf einem Ausfluge begriffen ist und entweder zum Zielpunkte oder zum Rastorte den Felsen erwählt hat, von wo nicht nur der grausige Anblick in die Charybde, sondern auch der majestätische Anblick und Ausblick auf das Meer und die sicilische Küste gewährt war. Hier rastet, hier erquickt sich der König und seine ganze Umgebung, leiblich durch Speise und Trank, geistig durch die herrliche erhabene Fernsicht, wie durch den furchtbar erhabenen Blick in die Tiefe. Die Stimmung ist eine animierte, die nüchterne Überlegung fehlt besonders bei dem Könige. Seine charakteristische Eigenschaft ist die Unbedachtsamkeit, welche einen Gedanken, der ihm zufällig gekommen, irgendwie angeflogen ist, gern gleich ausgeführt sähe. Der Gedanke, welcher ihn treibt, den Becher ins Meer zu werfen, ist der, seine Ritter und Knappen eine Probe des Mutes ablegen zu lassen. Er wirft den Becher in die Flut und ruft: Wer hat den Mut, den königlichen, goldenen Becher wieder heraufzuholen? Siegespreis soll der Becher sein! Die Größe der Gefahr kommt ihm eigentlich nicht recht zum Bewußtsein. Neugierde, was in der Tiefe zu sehen sei, ists nicht, was den König (der Dichtung) zuerst bewegt, die Ritter und Knappen auf die Probe zu stellen. Er will den Mutigsten seiner Getreuen kennen lernen. Allerdings hätte ihn das zweimalige vergebliche Fragen belehren sollen, daß das Wagnis zu schwer sei, und er hätte von der Forderung dieser Mutesprobe abstehen sollen, allein er will eben seine Worte nicht sofort zurücknehmen, und fragt dreimal nach altem allgemeinen Brauch; dann würde er von seiner Forderung gelassen haben, wenn auch die dritte Frage vergeblich gewesen wäre. Die erste Frage läßt schließen, daß der König auf eine ganze Anzahl sich meldender Ritter und Knappen rechnet, welche um den Siegespreis und noch

mehr um die Ehre mit einander kämpfen werden, indem sie mit dem Strudel ringen, daß er die Gefahr also nicht für bedeutend hält und nur den auszeichnen will, welcher der glückliche Finder des Bechers sein würde, er betrachtet den Wettkampf mehr als Spiel, nicht eigentlich als mit Todesgefahr verknüpft. Die zweite Frage ist eine ausdrückliche Berufung auf den Mut seiner Diener, unter denen er doch sicher einen zu finden hofft, der zu diesem Wagnis sich bereit zeigt. Die dritte Frage klingt schon, wie wenn der König nunmehr zu hoffen aufgehört habe, daß jemand an seine Aufgabe sich wagen oder gar sie lösen werde. Doch es findet sich einer — ein Knappe; er springt hinab — und kommt wieder, und er berichtet so Wunderliches von dem Innern dieses Meeresteiles, daß jetzt den König die Wißbegierde erfaßt, von diesem Meere noch mehr zu erfahren. Daß er sich an diesen einen Knappen wendet, dient zur Beschämung den Rittern und übrigen Knappen, von welchen er einen solchen Beweis des Mutes nicht mehr erwartet. Nun merkt der König allerdings die Liebe seiner Tochter zu dem Knappen an der Wärme ihrer Fürsprache. Ihre Wahl mißfällt dem Vater nicht, er will nicht ihrem Herzen den Gegenstand der Liebe rauben, der Knappe soll vielmehr durch sein zweites Wagnis sich vor allen Rittern und Hofleuten als den der Hand der Königstochter würdigsten legitimieren. Das zweite Wagnis soll die Probe des ersten sein, da das erste nur durch einen Zufall, durch ein günstiges Geschick so gelungen erscheint. Das zweite soll bezeugen, daß der Besitz der Tochter nur dem Mutigsten und Würdigsten, und diesem nur nach dem Siege in einem heißen Kampfe gewährt werden könne. Es ist eine Gottesversuchung das Begehren des Königs, es ist ein Frevel das Auffordern zu diesem Wagnis, aber gemildert wird die That durch die Unbesonnenheit, welche dem König eignet, das rasche Blut, welches nur ein Vorwärts und kein Rückwärts kennt. Für diesen in Unbesonnenheit begangenen Fehler wird der König hart genug gestraft durch den Anblick seiner erst so glücklichen, dann aber unbeschreiblich unglücklichen Tochter, einer geknickten Blume, die der rauhe Wind zerbrochen, nein einer Blume, die der Gärtner wie sein Leben liebte und liebend pflegte nnd aufzog und nun in einem Augenblicke unbesonnener, ungezügelter Regung ausfahrend, ohne es zu wollen, mit seiner Hand selbst zerschlägt.

2. Der Taucher.

Eine herrliche Erscheinung ist der Edelknabe. Hohe Schönheit in Wuchs und Antlitz gewinnt ihm alle Frauenherzen wie mit einem Schlage;*) dabei ist er trefflich unterwiesen in Leibeskünsten, wie seine Kunst in Schwimmen zeigt, von edlen Manieren und feinem Anstande, wie sein Verhalten dem Könige gegenüber offenbart, von reicher Herzens-

*) Der Dichter stellt uns die Schilderung nur insofern dar, als er die Wirkung der Schönheit auf die Beschauer berichtet!

und Geistesbildung. Sein schönes Auge läßt den kühnen Mut, den Feuergeist erkennen, seine Erzählung zeigt den klaren, genauen Beobachter, seine Gebete, daß er nicht eine Gott fern stehende Seele im Busen trägt. Sein Gesichtsausdruck ist durchaus sanft und zart, daneben kühn, aber zunächst nicht verwegen. Er läßt den Rittern den Vortritt und wartet deshalb bis zur dritten königlichen Aufforderung, ehe er derselben nachzukommen sich bereit erklärt. Zu seinem ersten Wagnis treibt ihn nicht etwa die Habsucht an, sondern die Ehre, als deren Symbol er den goldenen Becher ansieht. Die Laufbahn des Knappen ist eine Laufbahn der Ehre, und der Edelknabe hat ja kaum die erste Staffel des Ruhmes bestiegen. Es gilt ihm auch, die Ehre der Ritter und Knappen des Königs angesichts der Damen des Hofes zu retten. Daß niemand in dem ganzen Hofgesinde das zu unternehmen wagt, was in den Augen des Königs allerdings ein Wagnis, aber keine Verwegenheit ist, das soll der König nicht von seinen Dienern sagen.

Der Knappe unternimmt die That, aber er überzeugt sich auf seiner unterseeischen Fahrt hinlänglich davon, daß dieses Wagnis schwerer ist, als daß es ein Mensch, ohne Gott zu versuchen, unternehmen darf. Eine solche Meerestiefe, eine solche Gewalt des Strudels und des unteren Stromes, eine solche Gefahr, von zahllosen bekannten und unbekannten Tieren drohend, solches alles um der Ehre willen aufzusuchen, das ist nicht mehr Kühnheit, das ist Verwegenheit. Es ist alles nur Gottes Gnade, daß der Jüngling lebendig wiederkehrte und den Becher wiederbrachte. Hätte der senkrechte Strom ihn hinabgerissen in die bodenlose Tiefe, oder der Wirbel des Doppelstroms ihn an ein Riff geschleudert, oder irgend eins der Meerungeheuer ihn erfaßt, oder der Strom ihn nicht in dem Augenblick, als er vor Schrecken besinnungslos das Riff, das ihn trug, losließ, nach oben geführt — er wäre schon das erste Mal nicht wiedergekehrt! Und daß er den Becher gerade an dem Felsenriffe hängend fand, das ihm zum vorübergehenden Zufluchtsorte diente, war das nicht Gottes sichtbare Fügung? Hätte er den Becher sonst gefunden, wenn nicht in nächster Nähe, oder erreicht, wenn nicht unter diesen begleitenden Umständen? Das Verdienst des Tauchers an dem Gelingen seines ersten Wagnisses hat nicht der Taucher, vielmehr hat dieser nichts, gar nichts dazu thun können; das Verdienst hat vielmehr Gott, wie es auch der Taucher eingesteht, oder der Zufall für den, welcher an die Weltregierung Gottes bis ins Kleine und Kleinste nicht glauben wollte.

Wenn der Zufall regierte, dann wäre die zweite That des Jünglings Wahnsinn. Denn dieser durfte nicht erwarten, daß er das zweite Mal wieder dasselbe Riff erreichen, dort den Becher finden, von den Seeungetümen unbehelligt bleiben, von der Strömung rechtzeitig aufwärts gerissen werden würde. Und wenn, wie ja der Taucher deutlich einsieht und eingesteht, Gott ihn in seiner Hand hielt, des Tauchers Gebete er-

hörte, dem seiner Kraft nicht mächtigen Jüngling Rettungsort und Siegespreis in der Hand gab, den Bewußtlosen rettete, dann war es ein schwerer Frevel, eine große Gottesversuchung, abermals in eine Gefahr sich zu stürzen, in welche nicht die Not und das Gewissen, sondern der Egoismus ihn trieb, in der unberechtigten Erwartung, Gott werde ihn auch auf einem Wege, den er deutlich als einen sündigen erkannt hatte, schützen und segnen. Habsucht nach dem Golde des Bechers trieb den Jüngling nicht, der Glanz blendete ihn nicht, aber wie ihn das Gold der Ehre zuerst getrieben hatte, so hat jetzt der in Aussicht gestellte Edelstein des königlichen Hauses, die liebliche Königstochter, seine Habsucht geweckt und seine Sinne umnachtet, ehe er in die Meeresfinsternis eintauchte.*) Über der Hoffnung auf irdisches Glück, wenn gleich es das höchste war, was gedacht werden mag, hat der Jüngling seine eigenen Worte vergessen, Gottes vorher wohlverstandene Warnung verachtend. Er befiehlt sich somit nicht Gott, er kann es nicht, da er sich auf einem von Gott verbotenen Wege weiß, er will aber auch trotz Gott das ohne Gott Unmögliche versuchen; — das ist ein großer Frevel, er vollzieht die That, welche er selbst vorher als Frevel verdammt, er geht unter, — und nicht unverdient. Es ist eine tragische Figur, der Taucher; ein Held, der seinen Untergang verschuldet, und der doch im Untergange noch unsere vollste Teilnahme hat. Was ihn ins Verderben bringt, ist seine Liebe, ein Habenwollen dessen, was Gott ihm auf solche Weise zu erwerben versagt hatte, eine eigenwillige, leidenschaftliche, die Überlegung des Geistes zerstörende Liebe, ein selbstverschuldeter Liebes-Wahnsinn. Es ist keine Himmelsgewalt, die den Unglücklichen in die Tiefe zieht, sondern eine irdische Gewalt, die ihn verblendet und den Verblendeten verdirbt, ein irdischer Abgott, über welchem der Arme des schützenden, heiligen Gottes vergißt; aber diese Gewalt kommt der himmlischen in der Stärke nahe, und des Jünglings Verblendung besteht darin, daß er jene für eine himmlische hält.

Am furchtbarsten aber muß der Charybde Tosen ohne Zweifel fortan für den König, den Urheber des Frevels, gewesen sein, der mit einem Menschenleben, mit einem so viel versprechenden Heldenjüngling frevelndes Spiel getrieben, ihn ins Verderben gelockt und seiner Tochter Lebensglück selbst zerstört hatte. Für ihn war der tägliche Anblick der armen Tochter ein täglich neuer Gewissenswecker. —

3. Die Königstochter findet unsere volle Teilnahme. Eine liebliche Erscheinung führt der Dichter in ihr uns vor; sie ist bescheiden, wie es einer Jungfrau geziemt, und doch kühn und beredt, als es gilt, das Leben des Geliebten zu retten. Letzteres vermag sie gleichwohl nicht, aber in ihrem Erröten, Erbleichen und ihrer Ohnmacht offenbart

*) Das zweite Mal sehen wir den Jüngling nicht einmal die frühere Vorsicht gebrauchen, er wartet nicht den günstigen Moment ab, er stürzt hinab „auf Leben und Sterben.“

sie weit mehr als in ihren Worten die tiefe Neigung, welche sie zu dem Jünglinge gefaßt hat. Sich von ihr geliebt zu wissen, das war für den Jüngling ein so seliger Gedanke, daß er den Sprung auf Leben und Tod nochmals unternimmt. In seinen Mienen liest man: Entweder mit ihr vereint leben — oder gar nicht leben, sondern in dem Bewußtsein sterben: Mich hat sie geliebt! Sie bekennt auch ihre Liebe nach seinem Tode: der Blick, der von ihr in die Tiefe hinabgesandt wird, harrend, schmerzlich, trostlos, ist ein Zeichen heißer Liebe des Herzens. Beiden, der Königstochter und dem Taucher, hat Liebe gar bald mit Leide gelohnt. Kaum ist die Liebesflamme entfacht, so ist das Licht des Glückes beiden ausgelöscht worden — durch den Vater.

8. **Form des Gedichtes.** Das Gedicht zerfällt in Strophen zu 6 Versen. Reim: ababcc. Nur der Reim c ist klingend. Die Verse sind Accentverse, also Verse, in welchen wir nicht Längen und Kürzen, sondern Hebungen und Senkungen zählen. Vier Hebungen finden sich in jedem Verse; die Zahl der Senkungen dagegen ist freier; und gerade von dieser Freiheit hat der Dichter den allerausgiebigsten und vorteilhaftesten Gebrauch gemacht. So konnte der Dichter bald mehr, bald weniger Senkungen einschieben, bald die fallende, bald die steigende Bewegung eintreten lassen. Die Abwechselung zwischen einem Verse, welcher viele Senkungen aufgenommen hatte, und einem solchen, der nur wenige, nur die notwendigsten enthielt, ist nunmehr eine ebenso absichtliche, als die Veränderung des steigenden und fallenden Rhythmus. Man vgl. Kolumbus von Louise Brachmann. (Erl. I³. S. 18.) Knittelverse wird man aber solche Verse nicht nennen dürfen*), in welchen zwar die Senkungen freier wechseln, aber die Zahl der Hebungen doch konstant vier bleibt.) In unserem Gedichte haben wir jambisch-anapästischen, aber auch ab und an trochäisch-daktylischen Rhythmus, ja die letzte Zeile läßt sogar zwei Hebungen zusammenstoßen:

Den Jǘngling bríngt kéines wíeder.

9. **Zur Würdigung des Gedichtes:** Es ist eine der gelungensten Kompositionen Schillers, welche wir hier vor uns haben. Vortrefflich ist vor allem die Idealisierung der prosaischen Grundlage. Nicht Habsucht — sondern ritterliche Ehre treibt hier in das Meer, und zum zweiten Male treibt das stärkste Motiv, welches auf Erden gedacht werden mag, die Liebe. Der Taucher der Sage, jener Pescecola, steht uns fern gegenüber, er ist mehr Amphibium oder Fisch, als Mensch. Sein steter Aufenthalt im Meere hat ihn zu einem professionsmäßigen Schwimmer und Taucher gemacht. Er legt keine Probe seines Mutes ab, sondern er produciert nur seine Geschicklichkeit, als er für Geld und Gold das Meer in der Charybde untersuchte. Die niedrige Seele wagt ihr

*) So sagt nämlich Lüben I, 737. Aufl. I.

Leben, vom Schein des Goldes geblendet, um einige Geldstücke ein Leben, die hohe Seele des Knappen wagt ihr Leben für das Gut der Ehre, in dem Kampfe, der als Siegespreis den Gegenstand der heißesten Liebe verspricht. — Wie vorteilhaft ist überhaupt die Figur des Knappen und die der Königstochter gezeichnet! —

Und welchen Vorzug hat nun das Gedicht durch die Herstellung einer Einheit des Orts, der Zeit der Handlung! Die Quelle läßt den König in seinem Palaste weilen, während in seinem Auftrag sich ein akkordierter Taucher im Meere abquält. Hier ist alles an dem Ufer vereint, alles ist in Mitleidenschaft, in Teilnahme gezogen, jedermann harrt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, welches der Ausgang des Wagnisses sein werde. Hier ist alles dramatisch, lebendig, ergreifend; — die epische Sage ist höchstens interessant, mehr nicht.

Die ganze dramatische Anlage zeigt sich darin, daß Rede, Erzählung und Selbstgespräch, Frage und Bitte lebendig mit den Handlungen abwechseln. Und mit welchen Handlungen! Welche herrliche Erscheinung ists, als der Jüngling aus den Reihen der Knappen, aus dem zagenden Chor, hervortritt, bescheiden und doch ohne Furcht, bewundert und bedauert von den hohen, den bangenden Frauen des Hofes, als er seinen Gürtel und Mantel, die hindernden Kleidungsstücke, abwirft und so seinen edlen Wuchs allein zur Anschauung bringt, als er den Sprung in die Tiefe wagt, — als er mit männlicher Kraft das Meer, den Strudel durchschneidet, sieges- und lebensfroh den Becher in der Linken schwingt. Auch wir eilen ihm froh entgegen, geleiten ihn im Triumphe zum König, sehen ihn in edler, höfischer Sitte seine Knie beugen und den Becher übergeben, mit ritterlichem Anstande aus den Händen der königlichen Jungfrau den gefüllten Becher zurückempfangen, sich erquicken.

Und welche Wirkung haben die Worte beider! Des Königs Worte — welchen Eindruck bringen sie in der fröhlichen Umgebung hervor; atemloses Schweigen ringsum, banges Harren ist in allen Zügen zu lesen. Wirds einer wagen? Ja wirklich! O welch ein prächtiger Jüngling! S'ist jammerschade um das junge, edle Leben! u. s. w. Des Jünglings Bericht — mit welcher Spannung hört man der lebendigen, trefflichen Schilderung zu!

Wie ein fünfaktiges Drama bringt das Gedicht erst die Situation, dann die Verwicklung, dann die äußerste Spannung allerseits und die scheinbare Lösung, und dann wieder neue Verwickelung, neues Bangen, — neuen Versuch und nun — das Ende! Ein echt tragisches Ende! Die Verirrung des Helden ist offenbar, der Fehler ist zwar echt menschlich, aber groß genug, die Schuld wird durch den Untergang gebüßt, und das Große und Gute wird nun rückhaltlos von uns anerkannt. Es ist das „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“ (Schiller.)

Hierzu kommt nun die über alles Lob erhabene Schilderung der Charybdis und ihrer Schrecken. Es ist schwerlich zu viel gesagt, daß diese Schilderung das Großartigste ist, was von einem deutschen Dichter geleistet wurde. Man darf nicht tadeln, daß unter den hier angeführten Tieren recht ungefährliche kleine, und ebenso solche sich finden, welche im Meere nicht angetroffen werden oder deren Dasein die Wissenschaft überhaupt bestreitet, — wir befinden uns nicht auf dem Boden der Wissenschaft, sondern auf dem der Sage — der Dichtung, und da haben alle diese Tiere ihren Platz, ihr Recht zu existieren. Man muß aber beachten und bewundern die Großartigkeit, die Erhabenheit der Schilderung eines Gegenstandes, welchen der Dichter nicht aus eigner Anschauung besser hätte erkennen können, als er ihn darstellt. Der Dichter, welcher im Tell das lebendigste Bild der Schweiz zu entwerfen wußte, die sein Fuß nie betreten, sein Auge nie geschaut hat, der Dichter, welcher die neuerstandenen Städte Herkulanum und Pompeji, ohne sie je gesehen zu haben, so wahr und treu schildern konnte, daß ein Reisender aus Pompeji selbst an den Dichter die Verse richtet:

Und was dem Pilger selbst im Lande schweigt,
Du hast es unserm trunknen Aug' gezeigt!*)

— dieser Dichter hat uns hier eine so vortreffliche Schilderung dargeboten von jenem Naturphänomen, daß Goethe diese Verse Schillers vollkommen bestätigt fand bei der Beobachtung des Rheinfalls bei Schaffhausen. Ja der Dichter vermochte aus einem kleinen Vorrate von Stoff sich jenes wunderbar treue Bild der Wirklichkeit zu bilden, wie W. Humboldt ihm nachrühmt. Die Charybde hat Schiller nur aus Büchern kennen gelernt, aus seiner prosaischen Quelle und jenen oben angeführten Worten Homers und Vergils. — Doch, er hat auch Naturstudien gemacht! Um jenes Bild der Charybde entwerfen zu können, machte er seine Vorstudien bei einer — Mühle!

Unser Gedicht hat auch etwas von einer Ballade an sich, so daß die Ausleger hinsichtlich der Bezeichnung schwanken. Der Mensch unterliegt im Kampfe mit einer ungeheuren Naturkraft. Einem solchen Kampfe ist der Stempel des Erhabenen aufgedrückt. Schiller selber weist anderwärts nach, daß das Erhabene in uns geweckt werde durch die Einsamkeit, das Geheime, die Finsternis und das Unbestimmte, Nebelhafte, durch letzteres besonders, „weil es der Einbildungskraft Freiheit giebt, das Bild nach ihrem eigenen Gefallen auszumalen." (Schiller, über das Erhabene.) — Hiermit vergleiche man nun den Bericht des Jünglings von seiner Einsamkeit (Unter Larven die einzig fühlende Brust, — von der menschlichen Hülfe so weit), — von der bergetiefen, bodenlosen purpurnen Finsternis, — von der grauenhaften Stille (obs hier dem Ohre gleich ewig schlief), — und man halte das

*) Vgl. Viehoff, Schillers Gedichte II, S. 252.

Geheimnisvolle daneben, welches der Dichter nährt durch seine Schilderung (z. B. Geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer;) — und besonders das Unbestimmte, welches der Dichter durch jenes berühmte balladengemäße „Es“ der Unbestimmtheit zu erzeugen weiß.*)

Durch dieses unbestimmte **es** gelingt es dem Dichter, alle Gegenstände in ein geheimnisreiches Helldunkel zu stellen, sogar die bekannten Gegenstände zunächst uns ferner zu rücken, die Phantasie in voller Spannung, Thätigkeit zu erhalten, ja in einer Weise aufzuregen, daß wir zu Teilnehmern all jenes Harrens und Bangens, Fürchtens und Hoffens gemacht werden, welches der Zuschauer Herzen herüber- und hinüberwarf, wie die aufgeregte Meeresflut einen schwachen Kahn bald da-, bald dorthin schleudert.

Ich erwähne die Lautmalerei (Himmel, spritzet — Gischt); das Erhabene wird durch **a**, das Schaudererregende durch **au**, das Gräßliche durch **ä**, das Scheußliche durch **eu** oder **äu** und das Furchtbare durch **u** gemalt. Besonders schön ist z. B.

Schw**a**rz wimmelten da in gr**au**sem Gemisch,
Zu sch**eu**ßlichen Klumpen geb**a**llt,
Der st**a**chlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gr**äu**liche **U**ngestalt,
Und dr**äu**end wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des M**ee**res Hyäne.**)

Sehr wirksam ist die Polysyndese, welche Schiller am großartigsten in den Schilderungen der Charybde (Str. 6. 12) und der Rettung des Tauchers (Str. 13. 14) anwendet:***)

Und es wallet und siedet und brauset und zischt.
— — — — — — — — — — — —
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende dränget
Und will sich nimmer 2c.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
— — — — — — — — — — —
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und emsigem Fleiß,

---

*) Und stille wird's über dem Wasserschlund — in der Tiefe nur brauset **es** hohl — **es** harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen — **es** wallet und siedet und brauset 2c. — da hebet sich's schwanenweiß — **es** rudert mit Kraft — **es** riß mich hinunter blitzesschnell — unter mir lag's noch bergetief — da kroch's heran — **es** riß mich nach oben — da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben — da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick.

) Auch das **e klingt in dieser Zeile mehrfach wie **ä**. Man vgl. auch Uhlands Des Sängers Fluch.

***) Daß im Ganzen das Bindewort Und in diesem Gedichte etwas zu oft erscheint, da es sich über fünfzigmal findet, soll nicht geleugnet werden.

Und er ists, und hoch in seiner Linken rc.

— — — — — — — — —

Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht rc.*)

Nicht minder müssen die ästhetischen Beiwörter, sowohl Adjectiva als Participia beachtet werden, und neben diesen die poetischen Adverbia:**)

a. Ästhetische Adjectiva und Participia: schwarzer Mund, unendliche See, wildes Meer, zagender Chor, dampfende Gischt, wilde Gewalt, gähnender Spalt, brandende Wogen, strudelnde Trichter, heulende Tiefe, glänzender Nacken rc.

b. Ästhetische Adverbia: Die Charybde gab brüllend die Wasser wieder (Str. 5.); sie entstürzen schäumend dem finstern Schoße (Str. 5.); schwarz klafft ein Spalt hinunter (Str. 7.) reißend — gezogen (Str. 7.); geheimnisvoll schließt sich der Rachen (Str. 8.) rc.

Einiger Alliterationen ward schon oben gedacht, die poetischen Komposita (Vgl. Uhlands des Sängers Fluch, Platens: Alarichs Tod): Höllenraum, Wasserschlund, Doppelstrom, Höllenrachen, Himmelsgewalt seien im Vorübergehen erwähnt, ebenso das Asyndeton:

Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder. (Str. 27.)

Da kroch's heran,
Regt hundert Gelenke zugleich.
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel rc. (Str. 22.)

Aber die Steigerung (Klimax) darf nicht vergessen werden. Man vergleiche besonders Str. 13 und in Str. 14: Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht! ferner in Str. 25. V. 4 und 5. und besonders in Str. 26: Gedanke — Blick — That, und zugleich erröten, erbleichen, hinsinken;) ebenso wenig die Kontraste; sanft und keck (Str. 4, 2), schwarz aus dem weißen Schaum (Str. 7, 2.) aus dem finster flutenden Schoß, da hebt sichs schwanenweiß.

Doch wann und wo sollten wir aufhören? Noch ist ja der Kongruenz und Harmonie zu gedenken, welche anderwärts ihre Erklärung fanden und für welche hier zahlreiche Belege aufgefunden werden können, ferner der Wiederholungen in ihren verschiedenen Formen (vgl. Herders wiedergefundene Söhne und Uhlands des Sängers Fluch.) Beispiele: Flut auf Flut — das Meer noch ein Meer; von Mund

---

*) Mit diesen Worten malt der Dichter die Freude des Tauchers über das neugeschenkte Leben.

**) Auch hierüber vergleiche man Uhlands: Des Sängers Fluch.

zu Mund; heller und heller; näher und immer näher; Well' auf Well'; es kommen, es kommen die Wasser all'; sie rauschen herauf, sie rauschen nieder.) —

Wir brechen hier ab. Wir wissen eben nicht, was wir mehr bewundern sollen, ob die tiefe Idee, die hier der Dichter exemplifiziert, oder die Großartigkeit der Anlage, oder die Formvollendung oder was sonst und was alles!

Eine tadelnde Bemerkung können wir freilich auch nicht unterdrücken, und dieselbe bezieht sich auf die Vermischung der verschiedenen Religionen in diesem Gedichte. Es versetzt uns dasselbe in die Zeit des Mittelalters, also auf einen christlichen Grund und Boden. Da fällt es uns auf, daß heidnischer Polytheismus (der Mensch versuche die Götter nicht) und christlicher Monotheismus (da zeigte mir Gott, zu dem ich rief. — Der Jüngling sich Gott befiehlt) so wunderlich vermischt werden. Wir wissen, welchen Standpunkt Schiller zu jeder der bestehenden Religionen einnahm, und wenn wirs nicht wüßten, so könnte es uns jenes Distichon offenbaren:

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion.

Wir wissen, wie seine Seele, dem positiven Evangelium ferngetreten, von dem Vernunftglauben der damaligen Aufklärung keine Kraft empfing und sogar zu der Götterwelt der Griechen sich zurücksehnte, wo wenigstens seine poetische Phantasie Nahrung fand und Befriedigung zu finden wähnte, aber wir begreifen nicht, daß er einen und denselben Menschen, welchen wir uns als einen Christen denken müssen, als einen religiösen, im Gebetsverkehr mit der Gottheit der Christen stehenden und der Gebetserhörung durch den Christengott aus eigner Erfahrung gewissen Jüngling hinstellen und daneben so ganz selbstverständlich von den Göttern in der Mehrheit reden lassen kann in einem Augenblicke, wo ein leichtsinniges Wort auf den Lippen nicht möglich war, wo der heilige Ernst aus den Worten des Tauchers sprach.

Und doch hat Schiller diese selbe Vermischung, nur noch stärker und absichtlicher, in der Braut von Messina angewendet und zur Rechtfertigung dieser „Freiheit“, wofür der Dichter sein Verfahren ausgiebt, folgendes in der Einleitung gesagt:

„Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja, selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen teils lebendig, teils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Fülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet.“

Diese Worte wären nicht einmal eine Rechtfertigung, wenn die Religionen alle unter einander wirklich nur graduell verschieden wären, wie gut und besser, schlecht und schlechter, nicht prinzipiell, wie Wahrheit und Irrtum, wenn es keine Offenbarung und keine wahre Religion gäbe, neben welchen die anderen Religionen eben Irrwege sind, Trugbilder, welche der Menschenwitz erfindet und an Stelle der geoffenbarten Religion setzt. Wenn Schiller die muhamedanische Religion den maurischen Aberglauben nennt, welche doch nur ein Gemisch aus Heidentum, Judentum und Christentum ist, so haben wir ein Recht, eine Vermischung aller Religionen, wie sie Schiller beliebte, auch Aberglauben zu nennen. Es mag sein, daß ein Weiser sich einbildet, über allen und außerhalb aller Religionen zu stehen, das Wahre aller herausgelöst, das Falsche entfernt zu haben; diese durch Religionenabstraktion gewonnene „Religion“ kennt doch nur entweder Götter — oder einen Gott, und ein solcher Religiöser würde mit sich selbst in Widerspruch treten, indem er bald viele Götter, bald einen Gott anruft und anerkennt. Gott und Götter ist nicht einerlei, nicht eine Ausdrucksweise, die hier passend, dort unpassend ist, so daß ich jetzt Gott, jetzt Götter sagen kann; — sonst ist die Gottheit auch nur eine Redensart, und Religion eine Phrase. —

Wir können darum in dieser Vermischung der Religionen nur eine Unklarheit erkennen, aber nimmermehr mit „dichterischer Freiheit“ solches Verfahren entschuldigen.*)

---

*) Die vorstehende, doch wahrlich sehr milde Auseinandersetzung giebt Keller zu einer Religionsstunde Veranlassung, welche er mir (S. 420 ff. a. a. O. erteilt). Ich will dem „toleranten“ Vertreter der Humanität, als der sog. Religion Schillers und der wissenschaftlich Gebildeten des 19. Jahrhunderts, nur die Kraftwörter nachschreiben, die er von mir und meiner Arbeit gebraucht hat. Er sagt, meine Gedanken bewegten sich in einer durchweg frömmelnden Richtung (S. 419.) [Das ist Unverstand oder Verleumdung. Frömmelei ist mir im Tode zuwider; aber Herr Keller, dem die Religion eine terra incognita ist, ist nicht imstande, Urteile über Religion, Kirche, Christentum, Bibelglauben abzugeben, wenn er seinen einseitigen Standpunkt für den ausgemacht wahren und insbesondere dafür hält, daß Schiller und die übrigen großen Klassiker uns eine Zeit heraufgeführt haben, durch welche die frühere Periode der Bibelgläubigkeit definitiv überwunden sei.] „Nur darf Herr L. nicht verlangen, daß Schiller sich auf seinen Standpunkt hätte bemühen sollen.“ [Ist auch nie geschehen.] „Bis L. uns das Gegenteil, (daß er nicht irren könne) beweist, mag er sich hüten, die großen Gedanken und Anschauungen eines Lessing, Schiller und Goethe, an denen schon so mancher gebeugte Mann sich wieder aufgerichtet hat, bloß deswegen für eitel Schwindel und Irrweg zu verrufen, weil diese Männer das gleiche Ziel auf einem andern Weg zu erreichen suchen, als Herr Leimbach und seinesgleichen.“ [Das ist eine niederträchtige Verleumdung. Mein ganzes Erläuterungswerk ist eine Widerlegung dieser an Dreistigkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Behauptung. Oder sollte es nur „Schnellfertigkeit der Jugend mit dem Worte“ sein? Herr Keller war noch Probe-Kandidat, als ich bereits Direktor war. Ich habe mich vergeblich angestrengt, einen weiteren Milderungsgrund aufzufinden.] „Sein“ (Schillers) „Glaube ist jene tiefe Humanität gewesen, welche Christus die Nächstenliebe nennt und welche auch in den heidnischen Religionen ruht und prinzipiell ebenso gut darin ruhen kann als im Christentum, und für diese Humanität und damit

10. Schriftliche Aufgaben: 1. Die Erzählung der Quelle (etwa nach Kirchner) des Tauchers. — 2. Die Fabel der Romanze: Der Taucher. — 3. Vergleichung der Quelle mit der Romanze. — 4. Welche Ähnlichkeiten und Kontraste ergeben sich aus der Vergleichung von Schillers

---

für die Erziehung des Menschen zu seiner hohen Bestimmung hat Schiller vielleicht mehr gethan als irgend ein rechtgläubiger Zionswächter seit den Tagen Martin Luthers." [Ich will an diesen Worten nur das Eine hervorheben, daß es eine neue Erfindung ist, Humanität „Glauben" zu nennen. Im übrigen sind die Unterstellungen ungehörig, da ich von alle dem, was hier behauptet ist, nichts geleugnet habe.] „Für Schiller wie für Shakespeare haben die getadelten Ausdrücke (Götter) nur bildliche Bedeutung, ohne daß darum die Religion für Schiller eine Phrase wäre, wie L. behauptet." [Ich habe die Vermischung von Gott und Götter als eine Unklarheit Schillers bezeichnet, nicht und nirgends behauptet, daß Schillers Religion nur eine Phrase sei. Der leichtfertige Herr Keller behauptet es einfach, ohne versucht zu haben, sich den Sinn meiner Worte klar zu machen. Das ist schnöde.] Aus dem Folgenden hebe ich nur noch einige Stellen heraus: „Besäße L. eine tiefere Kenntnis unserer national-heidnischen Weltanschauung, so würde ihm die Erläuterung des „Ringes des Polykrates" nicht mißlungen sein." [Was hat nun Keller Besseres, Tieferes zu bieten? Er sagt:] „L. verkennt das unter den Religionen liegende Gemeinmenschliche. Denn die christliche Theorie (!), daß die Leiden von Gott verhängt seien zu unsrer Strafe, Prüfung oder Läuterung, findet im Volke, wenn man aufrichtig sein will, gleich wenig Anklang, wie die Vorschrift vom linken und rechten Backen, und so gut wie bei den griechischen und germanischen Heiden lebt in unsrem Volke die Anschauung, es müsse hie und da etwas zu grunde gehen oder, wie der zwar auch sehr christlich-religiöse, aber doch auch für die Poesie des Volksgeistes empfängliche Rückert sich ausdrückt, der Teufel wolle von allem sein Teil." [Also das ist die Tiefe! Das die Lösung! Mit solchen Anschauungen würde ich den Ring des Polykrates glücklicher und tiefer erklärt haben! Ich danke schön.] „Überhaupt übersieht diese pietistische Richtung in ihrer Selbstgefälligkeit." [Herr Keller übersieht, daß Orthodoxie und Pietismus zwei sehr verschiedene Dinge sind, er erkennt nicht, daß ich ein Pietist in historischem Sinne des Wortes durchaus nicht bin, er erkennt Selbstgefälligkeit in meinem Werke, während ich fest überzeugt bin, daß er in mein Buch in dem Augenblicke gar nicht geblickt, sondern in den Spiegel geschaut und mich mit sich verwechselt hat. Ein Mann, ein junger Mann, ein ganz junger Gymnasiallehrer, der über meinen Stand als eines früheren Geistlichen und meine theologische Würde und manches andere an mir oder meinen Glaubensgenossen Witze reißen kann, wie er gethan hat, und doch nicht eine Spur von Selbstgefälligkeit mir aus meinem Werke nachweisen kann; ein junger Held, der seine ersten Sporen an mir sich verdienen will, sollte, ehe er sich anschickt, mir Selbstgefälligkeit anzudichten, in seinen eignen Busen oder an seine Nase greifen; und ehe er anhebt, mein Werk zu beurteilen, dasselbe ganz lesen, nicht aber 1½ Teile eines 4 Bde starken Werkes durchstöbern und dann mir aufrücken, daß ich nicht alles das gesagt habe, was er gesagt hätte, wenn er mein Bnch geschrieben hätte, nicht mir Gleichgiltigkeit gegen die Form der Gedichte vorwerfen, weil ich nicht bei jedem Gedichte auf die Form aufmerksam machen wollte, um den Leser nicht zu ermüden; er hätte sich nach meinen historischen Arbeiten, deren wissenschaftlicher Wert nirgends angefochten ist, erkundigen sollen, ehe er aus seiner Feder das Urteil herausfließen läßt: „Leimbach ist jedenfalls kein Historiker, dafür ist schon sein christlich dogmatischer Standpunkt nicht geeignet." Und was führt er an zum Erweise dieser Behauptung? Zwei Irrtümer in meiner Biographie Schillers! Ferner die auf G. Schwab gegründete Mitteilung, daß Schiller am 11. Nov. (nicht am 10.) geboren sei! Sodann, daß ich über Lorch wohl hätte ein Wort sagen können, zumal Gerok, der Sänger der „Klosterglocken zu Lorch" unter meine Lieblinge (wie hämisch!) zähle. Endlich imputiert mir Herr Keller, ich glaube noch an die Fabeln von der Meuterei der Leute des Kolumbus und von dem Begräbnis mit den Ketten. An solche Dinge soll ich glauben? Wer ist ein Historiker? Nach Keller derje-

Taucher und Handschuh? — 5. Charakteristik der handelnden Personen. — 6. Welche Verwandtschaft besteht zwischen dem Taucher und einem Trauerspiele? — 7. Die Kongruenz und Harmonie, am Taucher nachgewiesen. — 8. Vergleichung des Tauchers mit dem Alpenjäger von Schiller. — 9. Die Charybde: Schilderung. — 10. Beschreibung eines Gemäldes, welches eine Scene aus Schillers Taucher darstellt. (Vgl. Gude a. a. O. S. 211.)

[Litterarisches: *Hinrichs I, S. 250. — J. Meyer in dem Archiv von Herrig und Viehoff, III. S. 235. — Lüben, im prakt. Schulmann. III. S. 294. — Röth ebendas. S. 529. — *Hartert I. S. 110. — *Gude, III. S. 197. — Sanders, im prakt. Schulmann VII. S. 94. — *Kehrein, deutsches Lesebuch, 5. Aufl. Oberstufe. 1873. S. 206. — *Reuter, Litteraturstunden. S. 307 ff. — *Viehoff, Schillers Gedichte. II. S. 244. 4. Ausg. 1873. — *Götzinger II, 167, — *Saupe, Göthes und Schillers Balladen, S. 93. — *Hoffmeister, Schillers Leben ꝛc. III. S. 284 ff. — *Kurz, Kommentar. S. 309. 419. — *Düntzer II, S. 245. — *Grube, Ästh. Vortr. I, S. 106. — *Armknecht, Eklogen, S. 143. — *Keller a. a. O.]

---

6. Die Bürgschaft. (Romanze.*)

(Damon und Phintias.)

[Schillers sämtl. Werke in 4 Bdn. 1874. I, S. 167.]

30. August 1798.**)

1. Die Grundlage:

Schiller hat, wie er selbst mitteilt, dieses Gedicht nach einer Erzählung in dem Fabelbuch von Hyginus***) gedichtet. Diese Erzählung lautet:

„Als in Sicilien der höchst grausame Tyrann Dionysius herrschte und seine Bürger qualvoll hinrichtete, wollte Möros den Tyrannen töten. Die Trabanten ergriffen ihn und führten den Bewaffneten zum Könige. Im Verhör antwortete er, er habe den König töten wollen. Dieser befahl, ihn an's Kreuz zu schlagen. Möros bat um einen dreitägigen Urlaub zur Ver-

---

nige, welcher das weiß, was Keller aus der Geschichte weiß, oder der, welcher alles weiß. Wer aber in irgend einem Punkte etwas weniger weiß oder sich irrt, der hört auf ein Historiker zu sein? Hat Herr Keller des Kolumbus Grab untersucht, ob die Ketten darin liegen? Ich bezweifle es. Er schreibt einem andern nach, daß sie nicht drin liegen; ich schrieb einer Quelle nach, sie seien ihm mit ins Grab gelegt worden. Vielleicht hat Keller aus der besten Quelle geschöpft, aber ist er darum ein großer Historiker? Oder nur ein weniger kleiner als ich? In solchen armseligen Lappen geschichtlicher Kenntnisse sollte man nicht meinen, den Mantel eines Historikers zu besitzen. Die „Fabel" von der offenen Meuterei habe ich nie geglaubt, vgl. Erl. Bd. 1. (2. Aufl. S. 8 ff.) Aber den Band 1. kennt ja der „Historiker" Keller nicht.

*) So nennt das Gedicht auch Körner, der Dichter nannte dasselbe Ballade.

**) Es erschien das Gedicht zuerst im Musenalmanach für 1799.

***) Hygin war der Freigelassene des Kaisers Augustus und schrieb ein Fabelbuch enthaltend 244 kleine Erzählungen.

heiratung seiner Schwester; er wolle dem Tyrannen seinen Freund und Genossen Selinuntius überliefern, der dafür bürgen werde, daß er am dritten Tage zurückkehre. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verehelichung seiner Schwester und erklärte dem Selinuntius, wenn Möros nicht an dem Tage sich einstellte, so müsse er die Strafe erleiden, doch Möros wäre dann frei. Als dieser nun die Schwester verehelicht hatte und auf dem Rückwege war, schwoll plötzlich der Strom durch Sturm und Regen so an, daß man weder zu Fuß noch schwimmend hinüber konnte. Möros setzte sich an's Ufer und begann zu weinen, daß sein Freund für ihn sterben solle. Der Tyrann aber befahl, den Selinuntius zu kreuzigen, weil schon 6 Stunden des dritten Tages vorüber waren, und Möros nicht erschien. Selinuntius entgegnete, der Tag sei noch nicht verflossen. Als nun schon neun Stunden verflossen waren, befahl der König, den Selinuntius zum Kreuze zu führen. Indem er nun hingeführt ward, da erst holte Möros, der endlich mit Mühe den Strom überwältigt hatte, den Henker ein und rief von weitem: Halt, Henker, da bin ich, für den er gebürgt! (Sustine, carnifex, adsum, quem spopondit!) Die Begebenheit wurde dem Könige gemeldet. Dieser ließ sie vor sich führen, bat sie um Aufnahme in ihre Freundschaft und schenkte dem Möros das Leben."

Dasselbe Ereignis ist in der verschiedensten Form auch sonst erzählt, so (wahrscheinlich in der wahren historischen Gestalt) von Jamblichus, welcher die Freunde Damon und Phintias*) nennt, als Pythagoräer bezeichnet, ersteren vom Dionys auf eine fingierte Anklage hin zum Tode verurteilt werden läßt, damit letzterer einen Beweis von Treue gäbe.**) Da giebts noch keine Hindernisse zu überwinden, vor Sonnenuntergang stellt sich der Freund ein. Dionys bittet um Aufnahme in den Bund, die ihm nicht gewährt wird. Dieser Jamblichus, wie auch Diodorus Siculus, verlegen die Erzählung unter den jüngeren Dionys; Hygin dagegen (und Schiller) unter den älteren, der von 406—367 v. Chr. in Syrakus in Sicilien herrschte. Dionys der Ältere war grausam, argwöhnisch, hinterlistig. In letzterem Jahr hat den älteren Dionys sein eigener Sohn, der jüngere Dionys, durch einen Schlaftrunk vergiftet.

2. Erläuterungen:

Str. 1. Dionys der Ältere hat sich vom Kriegshauptmann immer höher geschwungen bis zum Feldherrn und endlich zum Tyrannen von Syrakus, ja zum Herrn Siciliens. Gegen die starke Aristokratenpartei, welche sein Regiment oft durch Verschwörungen zu zerbrechen suchte, konnte er sich nur durch Hinrichtungen und Güterkonfiskationen schützen.

„Den Dolch" = statt einen Dolch; vgl. Str. 2. Den Freund statt

*) Val. Maximus nennt diesen Namen fälschlich Pythias. So schrieb denn Schiller erst „Bürgschaft", und Möros (Str. 1); dann „Damon und Pythias" und in Str. 1 Damon. J. Mayer änderte in der Ausg. v. 1855 in Phintias.

**) Zu dieser Treue war der andere als Pythagoräer verpflichtet. Es war dies die Ordenspflicht, nicht ein besonderer Beweis von Freundestreue.

einen, eiue oft bei den Dichtern (und besonders auch in diesem Gedichte: vgl. den Freund, die Schwester, die Rotte) vorkommende Bestimmtheit. — Häscher = Gerichtsdiener.

„Entgegnet“ = tritt ihm entgegen mit den Worten. Der finstere Wüterich spricht streng und kurz — der mutige Damon antwortet ebenso lakonisch. Es ist ein durch seine Kürze überraschendes, durchaus gelungenes Zwiegespräch. —

Str. 2. Freien hat gewöhnlich die Bedeutung von werben, hier die von antrauen.

„Dem (zukünftigen) Gatten“ oder dem ihr zum Gatten bestimmten Manne. (Prolepsis.)

Str. 3. Der König war arglistig, indem er den Bürgen annimmt, aber zugleich dem Damon für den Fall, daß er länger wegbleibt, die Straflosigkeit verspricht. Dadurch hoffte er entweder bei dem einen oder bei dem andern Treubruch zu bewirken und diesen zu erleben, daran lag ihm insofern, weil er hoffen kann, die Treue als einen leeren Wahn (Vgl. Str. 20.) nachweisen und so sein eignes tugendbares Herz vor sich selbst zu rechtfertigen. Dionys überzeugt sich zuerst von der Macht des Vertrauens bei Phintias, hofft dann aber immer mehr, daß die Treue ein leerer Wahn sei, und sein Hohn ist der Beweis dafür, daß er diese Hoffnung hegt.

Str. 4. Daß Phintias dem Damon vertraut, setzt letzterer voraus, darum fragt er nicht erst und bittet nicht, und Phintias antwortet nicht; es versteht sich für beide so von selbst; der Worte bedarf es nicht, nur noch einer stummer Umarmung und Verabschiedung; dann geht der Freie in den Kerker, der Gefangene in die Freiheit.

„frevelndes Streben“ = relata refert; er berichtet die Worte des Tyrannen, nicht seine Auffassung, da er und auch der Freund die That als ruhmvoll ansehen müssen.

Str. 5. Von jetzt an werden wir genau mit der Tageszeit bekannt gemacht. Die Abreise um Sonnenaufgang (Str. 5); das Hindernis des Stromes um Mittag (Str. 8); glühende Hitze des Nachmittags (Str. 12); Abend (Str. 15) und Abendrot (Str. 15); Sonnenuntergang (Str. 18).

Str. 6. Bergwasser wachsen und zerstören rasch. Gießen = intransitiv, selten.

mit wanderndem Stab = statt: er kommt an's Ufer mit dem Wanderstabe oder wandernd mit dem Stabe. So bildet auch der Franzose ein thé dansant d. h. einen tanzenden Thee, und Hauff außer dieser Wortverbindung noch „ein singendes Butterbrod,“ ein „so erstaunendes Wunder“ 2c.

Str. 7. Die Stimme, die rufende, schicket, d. h. wie einen Boten aussendet, um von seiner Lage Kunde zu geben. Die Wortstellung, das Nachholen des Attributs mit dem Artikel hinter seinem Beziehungsworte, ist Schiller eigentümlich; vgl. „der Freund mir, der liebende“ in dieser Dichtung.

Goethe liebt den umgekehrten Sprachgebrauch. Vgl. Goethes: Der getreue Eckart. Erl. Bd. 2. Vgl. Kraniche des Ibykus Str. 5, 3. — An Ufers Rand, ist am Rande des Ufers. Ufer ist wie ein Eigenname behandelt, so bei Schiller oft: in Äthers Höhe (eleus. Fest), mit Feuers Hülfe, in Schlafes Arm. (Glocke.) Siehe zahlreiche Beispiele bei Kehrein, Lesebuch, S. 290, Anm. 10.

Str. 8. Zeus = der Griechen oberster Gott (Jupiter).

Mir erbleichen = sterben für mich. (Dat. commodi und incommodi!)

Str. 9. Ein Gott = Welcher? Zeus oder ein andrer; der Dichter läßt die Sache unentschieden.

Str. 10. Er dankt unterwegs; zunächst geht ihm die Eile über den Dank.

„Aus des Waldes nächtlichem Ort = Waldesdunkel (Umschreibung). Vgl. Alpenjäger Str. 4: An des Berges finsterm Ort.

Schnauben, hier von der Mordlust (Mord schnauben) gebraucht.

Str. 11. In der Aufgeregtheit vollbringt er Außergewöhnliches. Er nimmt den Kampf mit mehreren zugleich auf, nachdem er — noch bittend*) — die Waffe dem Nächsten entrissen hat. Es sind Augenblicke nur — da ist alles gedacht, gesagt und geschehen.

Str. 12. heilig scheint hier die Bedeutung zu haben: Heil, Rettung darbietend (Vgl. C. Risler und Kehrein), also von Heil = salus; Rettung abgeleitet zu sein.

Goethe tadelt dieses Motiv, da es nicht richtig sei „daß einer, der sich an einem regnigten Tage aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag." „Auch der Phantasie und Gemütsstimmung komme der Durst nicht ganz recht." — Dagegen sagt Hartert: „verschmachten heiße nicht nur vor Durst umkommen, sondern auch „von Hitze, Ermüdung, Entkräftung aufgerieben werden." Wir können allerdings „an die allgemeine Einwirkung der Sonnenhitze denken, die in Sicilien zur Sommerszeit, auch nach einem am Morgen vorausgegangenen Platzregen nachmittags einen außerordentlichen Grad erreicht." Die Motive sind übrigens zumeist von Schiller erfunden, wenigstens das fremder Menschengewalt (Räuber) und das der Ohnmacht des Wanderers.

Str. 13. silberhell ist nicht von der Farbe, sondern vom Klange des Wassers ausgesagt. Nicht durch ein Wunder wird hier der Fels geöffnet; die Quelle rieselt schon länger, der Wandrer hört sie aber erst jetzt, da er der völligen Erschöpfung nahe ist. Eine gewisse Gebetserhörung scheint der Dichter doch hier angenommen zu haben. Wenn Möros (Damon) die zwiefache Rettung aus Strom und Räuberhänden Zeus dankt, warum soll er nicht auch die dritte Rettung Gott zu verdanken haben?

---

*) Die Bitte wollen manche an die Götter gerichtet ansehen; ich beziehe dieselbe auf die Räuber.

Die ganze Strophe ist ein Muster von Klangmalerei.

Str. 14. Es ist ein heißer Sommertag (vgl. der Zweige Grün). Matte = Rasendecke, hier solche auf Waldwiesen.

gigantisch = riesengroß. Es ist dieses ein Zeichen, daß die Sonne dem Untergange ziemlich nahe ist. Allein das nennt man nicht Dämmerung, wie Hartert thut. (I. S. 108.)

Str. 15. Philostratus hat das schreckliche Ende des Phintias nicht ansehen wollen; zugleich will er sich Gewißheit verschaffen, daß sein Herr noch fern ist, und ihn, wo möglich, zurückhalten, sein Leben auch noch preiszugeben.

Str. 16. Die Worte des Philostratus stehen mit dem Versprechen des Tyrannen in Widerspruch: „Doch dir ist die Strafe erlassen."

Allein dem launenhaften Despoten konnte man auch einen Wechsel im Entschluß, einen Wortbruch zutrauen; so war die Furcht des Philostratus nicht ganz unbegründet.

Str. 17. Dem Damon gilt nur eins; seine Treue zu bewähren. Das steht ihm weit höher, als die Erhaltung des Lebens.

Str. 18. In dem Augenblicke, wo die Sonne verschwunden, war die Frist verstrichen, Phintias dem Tode verfallen; allein während der etwas umständlichen Vorbereitungen der Kreuzigung erscheint der Retter.

Chor = Menge; cf. Erl. II[3], S. 157. Schiller liebt das Wort. Vgl. Graf von Habsburg I, 7: Der Sterne Chor. —

Str. 19. Rühren (= Rührung) scheint um des Metrums willen gewählt zu sein. Vgl. Schillers Graf von Habsburg Schlußstrophe. (Erl. IV[3], S. 20). Über Str. 19. 20 ist Streit zwischen Götzinger, Schmidt u. A. — und Viehoff. — Darüber sagt Hartert kurz und gut: „Von den meisten Auslegern wird das Benehmen des Tyrannen, wie es in dieser und in der folgenden Strophe geschildert ist, für unwahrscheinlich erklärt. Es sei nicht zu glauben, daß Dionys habe verlangen können, der Freund seines Mörders zu werden. Allein die Scene, die das ganze Volk bis zu Thränen ergriff, sie mußte auch ihn mächtig bewegen und erschüttern, da seine ganze Berechnung, die er schon als gelungen ansah, mit einem Male noch zu Schanden wurde. — Mag es auch immerhin nur eine augenblickliche Aufwallung sein, die den Tyrannen hinriß und deren auch das verhärtetste Gemüt noch fähig bleibt, störend und unwahrscheinlich wird der geschilderte Vorgang keinem unbefangenen Leser erscheinen."

Str. 20. „Sie ist doch kein leerer Wahn": obgleich ich es mir eingebildet hatte, und diesmal von der Richtigkeit meiner Meinung einen Beleg fast in der Hand hatte; ich muß es doch gestehen: ich hatte von den Menschen außer mir ein zu schlechtes Urteil, weil ich von mir kein besseres haben konnte. — Zugleich zeigt ihm dies Beispiel, wie einsam der Tyrann auf seinem Throne ist, auch wenn er Haufen von Schmeichlern hätte.

3. **Grundgedanke:** Die Liebe und Treue sind nicht leere Worte, sie werden noch geübt im Leben, wennschon die Beispiele von der Groß-

artigkeit, wie das in Rede stehende, selten sind, wo Liebe und Treue als Freundestreue sich vereint finden.

4. Gliederung und **Komposition:**

Das ganze Gedicht hat eine dramatische Anlage, und hat der Dichter zwar nicht die Einheit des Orts, wohl aber die der Person gewahrt und uns zugleich in Bezug auf die Ereignisse in Syrakus durch die Worte der beiden Wandrer und die des Philostratus unterrichtet. Die Exposition ist inhaltsreich, aber äußerlich kurz und gedrängt gefaßt:

I. Str. 1—5: Der Tyrann und die Freunde.
 1. Der Mordversuch Damons scheitert: Str. 1, 1—3.
 2. Verhör und Urteil: Str. 1, 4—7.
 3. Des Verurteilten Bitte: Str. 2.
 4. Der arglistige Tyrann gewährt die Bitte: Str. 3.
 5. Freundesvertrauen: Str. 4—5, 2.
  a. Damon vertraut Phintias: Str. 4.
  b. Phintias vertraut Damon: Str. 5, 1—2.
 6. Damon reist und erreicht den Reisezweck: Str. 5, 3—7.

Nun folgt die Handlung des Gedichtes, die Verwickelung:

II. Str. 6—17: Die geprüfte Treue.
 1. Die Hindernisse: Str. 6—13
  a. Erstes Hindernis: der angeschwollene Strom: Str. 6—9.
   α, Der Platzregen und seine Wirkung: Str. 6.
   β, Des Wanderers Not: Str. 7.
   γ, Des Wanderers Gebet: Str. 8.
   δ, Damon durchschwimmt glücklich den Strom: Str. 9.
  b. Zweites Hindernis: Die Räuber: Str. 10. 11.
   α, Anfall: Str. 10.
   β, Sieg über die Räuberschar: Str. 11.
  c. Drittes Hindernis: Die Ermattung: Str. 12. 13.
   α, Die Not und das Gebet: Str. 12.
   β, Abwendung der Not: Str. 13.
 2. Die Versuchungen: Str. 14—16.
  a. Die zwei Wanderer: Str. 14—15, 1.
   α, Sie melden ihm unabsichtlich, daß er zu spät komme: Str. 14.
   β, Die Versuchung wird überwunden: Str. 15, V. 1.
  b. Der Hausverwalter: Str. 15, 2—7. Str. 16.
   α, Er kommt, Damon zu warnen und zu retten: Str. 15.
   β, Die Versuchung wird überwunden: Str. 16.

Hieran schließt sich als dritter Teil die glückliche Lösung oder Katastrophe.

III. Str. 18—20: Die triumphierende Treue.
 1. Damon kommt noch rechtzeitig: Str. 18.
 2. Damon und Phintias weinen vor Schmerz und Freude; Str. 19, 1—3.

3. Dieser Beweis der Freundestreue rührt
   a. Das Volk: Str. 19, 4—5.
   b. Den Tyrannen: Str. 19, 6. 7.
4. Der Tyrann erkennt diesen hohen Grad von Freundschaft an und bittet um Aufnahme in ihren Bund: Str. 20.

5. **Charakteristik** der handelnden Personen: Selinuntius oder Phintias giebt uns ein Beispiel eines großen Vertrauens zum Freunde; er giebt zugleich einen Beweis seiner Liebe, indem er für den Freund in den Kerker wandert, seiner Festigkeit im Vertrauen auf Freudestreue, indem er den Hohn des Tyrannen bis zum letzten Augenblick zurückweist, und auch, als er sein Leben in höchster Gefahr sieht, nicht an dem Freunde irre wird, sondern sich und ihn als eines unglücklichen, ihm unbekannten Umstandes Opfer ansieht.

D a m o n (Möros): ein Tyrannenmörder, aber immerhin ein Mörder; so günstig diese That von den freiheitliebenden Griechen angesehen wurde (auch Schiller scheint nichts Anstößiges darin zu erblicken, eine Stadt vom Tyrannen zu befreien. Vgl. seinen Wilh. Tell!), sie wird von uns immer verworfen werden müssen. — Sonst aber ist Möros ein Muster von Freimut und Todesverachtung; sein Freundschaftsbund mit Phintias ist innig und fest. Seine Sorgfalt für seine hinterbleibende Schwester verdient unser Lob. Die Art aber, wie er die Hindernisse auf dem Rückwege beurteilt und bekämpft, endlich überwindet, zeigt einen Grad von Freundschaft, der über alles Lob erhaben ist. Endlich ist der Zug der Gottesfurcht, der zweimal uns entgegentritt, immerhin der Beachtung wert. (Str. 8. 12.) — Lieber sterben, zwiefach sterben, als treulos erfunden werden! (Str. 17.)

Der Tyrann D i o n y s tritt uns in unserm Gedichte als ein wütender, herzloser und grausamer, dabei arglistiger Mensch entgegen, der selbst schon aller edlen Eigenschaften und Gefühle bar, in andern Menschen nur seinesgleichen sieht, egoistisch und kalt wie er, einsam und treulos wie er. Mag die Anerkennung der Freundschaft und Liebe, wie er sie schließlich ausspricht, der Ausfluß einer vorübergehenden Rührung, welche die allerdings wunderbaren Erlebnisse des um seines Freundes Leben und seiner eignen Treue willen die größten Feinde und Hindernisse glücklich überwindenden Freundes („die Wundermär“) hervorbringen konnte, oder mag es eine später von Dionys festgehaltene Überzeugung sein sollen, die sich ausspricht, für u n s ist es eine feste, unumstößliche Wahrheit:

„Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!“

6. **Form:** Es sind hier jambische mit anapästischen Versfüßen zu einer durch Umarmung und Reichtum des Reimes in der ersten größeren Hälfte noch lebendiger gestalteten Strophe von 7 Versen zusammengestellt (Reim abbaacc). Die beiden letzten Verse bilden den Abgesang in der Strophe. Die Freiheit in dem Wechsel der meist den Vers beginnenden Jamben mit den Anapästen hat der Dichter zur Versmalerei mitbenutzt. Die

einzelnen Perioden sind tetrapodisch oder tripodisch und zwar sind die Tetrapodieen akatalektisch, die Tripodieen hyperkalektisch gebaut. (Vgl. V. 1. 4. 5. — — V. 2. 3. 6. 7.)

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Die Erzählung der Bürgschaft (nach dem Gedicht.) — 2. Disposition des Gedichtes. — 3. Charakteristik der handelnden Personen. — 4. Würdigung des Gedichtes. — 5. Vergleichung der beiden Freunde a. mit Ludwig dem Baiern und Friedrich dem Schönen, b. mit David und Jonathan. — 6. Der Bürge des Damon im Gefängnisse. (Vgl. Gude I, 202.)

[Litteratur: *Hinrichs I, S. 226. — Hoffmeister a. a. O. — *Kurz III, 316. — *Viehoff, ausgew. St. II, S. 171. — *Götzinger II, S. 276. — *Dü ntzer II. 230. — *Hartert I, 102. — *Saupe S. 135. — *Viehoff, Sch. Ged. II, S. 186. — *Gude I, 236. — *Kehrein, S. 289. — *Reuter S. 305. — Rö nnefahrt in Löw's pädag. Monatsschr. 1853. Hft. 6. — *Armknecht, S. 92. — *Keller a. a. O.]

---

7. Der Ring des Polykrates.

[Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 151. 1874. Stuttgart.]

1. Die historische Grundlage.

Herodot erzählt das Schicksal des Polykrates im 1. Buche seiner Geschichte, Kap. 39—44, und zwar im wesentlichen folgendes:

Zu der Zeit als Kambyses gegen Ägypten Krieg führte, unternahmen die Lacedämonier einen Feldzug gegen Samos und Polykrates, den Sohn des Äakes, welcher sich in einem von ihm erregten Aufstande zum Herrn von Samos gemacht hatte. Anfänglich hatte er sich in die Herrschaft über die Insel mit seinen Brüdern Pantagnotus und Syloson geteilt, später aber den Pantagnotus getötet und den Syloson vertrieben und so sich ganz Samos unterworfen. Zu jener Zeit schloß er mit dem Könige Amasis von Ägypten einen Bund der Gastfreundschaft, welcher durch ansehnliche gegenseitige Geschenke besiegelt wurde. Rasch wuchs seitdem die Macht des Tyrannen von Samos, und sein Name wurde in ganz Jonien und Griechenland berühmt. Er besaß 100 Fünfzigruderer und tausend Bogenschützen. Wohin er seine Waffen richtete, begleitete ihn das Glück. Übrigens bekriegte und beraubte er, wen er konnte, Feind und Freund. Es war ihm ein Genuß, selbst den Freund zu berauben, welchem er nachher den Raub wieder zustellte. Viele Inseln und Städte des festen Landes fielen ihm in die Hände. Unter anderen Waffenthaten war ein Seesieg bemerkenswert, durch welchen er die Lesbier, welche den Milesiern im Kampfe gegen ihn Hilfe geleistet hatten, gefangen nahm. Diese Gefangenen mußten ihm den Graben um die Stadt Samos anlegen.

Aber dem Amasis ward doch das außerordentliche Glück seines Gastfreundes bedenklich. Er schrieb darum an ihn folgenden Brief: Amasis

an Polykrates. Wohl ist es erfreulich, zu vernehmen, daß es einem Freunde und Gastverwandten wohl ergehe; doch gefallen mir deine hohen Glücksstände nicht, da ich weiß, wie so voller Neid die Götter sind. Und ich wünsche für mich und die, welche mir am Herzen liegen, lieber, daß das eine wohl gelinge, das andere fehlschlage, damit so die ganze Lebenszeit ein Wechsel sei, als in allem Glück zu haben. Denn noch von keinem habe ich gehört, der nicht zuletzt ein ganz und gar schlimmes Ende genommen, wenn er in allem Glück hatte. Willst du nun mir folgen, so thue wider dein allzugroßes Glück: Besinne dich, was du für dein teuerstes Gut hältst, dessen Verlust dir am meisten weh thun würde, und wirf das von dir, daß es nie mehr in Menschenhände gelangt. Und wenn von da an dein Glück noch nicht mit Leiden wechselt, so hilf auf die angegebene Weise nach. — Als Polykrates dieses gelesen und des Amasis Rat als gut erkannt hatte, besann er sich, welcher Verlust unter seinen Kleinodien ihn am meisten schmerzen würde. Da fand er nun dieses. Er besaß einen Siegelring, den er zu tragen pflegte, in Gold gefaßt, ein Werk des Theodoros, des Sohnes des Telekles von Samos. Da ihm nun gutdünkte, diesen wegzuwerfen, verfuhr er also: Er bemannte einen Fünfzigruderer, stieg dann selbst ein, und befahl, in die hohe See zu stechen. Als er nun ferne der Insel war, zog er den Siegelring ab und warf ihn vor den Augen aller, die mit ihm zu Schiffe waren, in die See. Alsdann fuhr er zurück, und zu Hause angekommen trug er Leid. — Am fünften oder sechsten Tage nachher hatte ein Fischer einen großen schönen Fisch gefangen, und achtete ihn wert, dem Polykrates damit ein Geschenk zu machen. Er kam mit ihm zur Thüre des Palastes und verlangte, den Polykrates selbst zu sprechen. Es ward ihm gewährt, und, den Fisch überreichend, sprach er: König, den hab ich gefangen, und da hielt ich nicht für recht, ihn zu Markte zu bringen, obgleich ich ein Mann bin, der von seiner Hände Arbeit lebt; sondern ich fand ihn deiner wert und deiner Herrlichkeit, und so bringe ich ihn dir zum Geschenke. — Jener, dem die Rede gefiel, antwortete: Du hast sehr wohlgethan; du verdienst doppelten Dank, für deine Worte und für dein Geschenk, und wir laden dich zum Mahle. — Der Fischer achtete dies für etwas Großes und trat in den Palast hinein. Als aber die Diener den Fisch aufschnitten, fanden sie in dem Bauche den Siegelring des Polykrates. Hocherfreut brachten sie denselben ihrem Herrn und erzählten die Umstände des Fundes. Das hielt er für eine Götterfügung, beschrieb den ganzen Vorfall, sein Thun und sein Erlebnis in einem Briefe und schickte denselben nach Ägypten. Als Amasis den Brief gelesen hatte, erkannte er, es sei unmöglich, daß ein Mensch den anderen dem bevorstehenden Schicksale entziehe, und es harre des Polykrates kein gutes Ende, da er in allem Glück habe, und sogar das, was er weggeworfen, wiederfinde. Darum ließ er ihm durch einen Boten die Gastfreundschaft aufsagen. Dies that er aber deswegen, damit nicht, wenn ein arges und gewaltiges Mißgeschick über Polykrates komme, solches ihm auch in der Seele weh thue, als das Leid eines Gastfreundes.

2. Erläuterungen.

Str. 1. „Er stand“, nämlich der Tyrann Polykrates, welcher 540 v. Chr. sich zum Herrscher von Samos aufgeworfen hatte. Der Dichter nennt im ganzen Gedichte weder den Namen des einen noch den des anderen Fürsten. Auf seines Daches Zinnen: Da man unter Zinnen den obersten mit Schießscharten versehenen Teil einer Mauer und den Mauerkranz eines flachen Daches versteht, so steht auf den Zinnen des Daches statt: auf seinem platten Dache. (Synekdoche.) „Samos“ (V. 3.) (das heutige Samu oder Susam Adassi) ist eine sehr fruchtbare, gebirgreiche Insel des ägäischen Meeres und liegt in der Nähe der lydischen Küste; sie hat 15 geogr. Meilen im Umfang, einen vortrefflichen Hafen und eine schöne Stadt im S.O. der Insel und war berühmt durch die zum Polieren benutzbaren „samischen Steine.“ Zu äußerem Glanze gelangte sie eben nur vorübergehend in jenen Jahren, in welchen Polykrates die Insel beherrschte. — „Dies alles ist mir unterthänig“ = Polykrates zeigt dem Gastfreunde und Gaste Amasis, König von Ägypten, seine ganze Herrlichkeit und hofft bei ihm auf das Wort der Anerkennung seines Glückes. Amasis hatte sich ebenfalls auf dem Wege der Revolution zum Herrn seines Landes gemacht, ein Umstand, welcher beide Männer leichter für einander gewann. Er regierte von 570—526 sehr glücklich. Unter seinem Nachfolger ging Ägyptens Selbständigkeit unter, und der Perser Kambyses ward der Beherrscher auch dieses Reiches. — „Gestehe, daß ich glücklich bin!“ Die beiden Könige scheinen schon vorher über das Glück des Polykrates gesprochen zu haben, und jetzt hofft letzterer, daß das Zugeständnis des Amasis nicht mehr ausbleiben werde: Ja, du bist glücklich. Die früheren Ausleger erinnern an zwei andere Worte Schillers von ähnlichem Inhalte, welche wir hier anführen, und auf welche wir später zurückkommen werden.

Die erste ist jenes Wort in der Glocke von dem Hausvater, welcher seine Besitztümer mit ähnlich „vergnügten Sinnen“ überschaut:

> Und der Vater mit frohem Blick
> Von des Hauses weitschauendem Giebel
> Überzählet sein blühend Glück.

Am Schluß jener Stelle kommen unmittelbar vor der Katastrophe die Worte vor:

> Doch mit des Geschickes Mächten
> Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
> Und das Unglück schreitet schnell.

Auch Wallenstein hat kurz vor seinem Tode, als das Verderben schon ganz nahe war und sein Lebenshorizont mit schweren Wetterwolken sich verfinsterte (Wallensteins Tod, Act 5, Scene 4), das Wort der Verblendung ausgesprochen:

> „Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu.“

Da ist es der alte Gordon, welcher den seinem Sterne allzusehr vertrauenden Wallenstein mit den Worten warnt:

„Nicht Hoffnung möcht ich schöpfen aus dem langen Glück;
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet,
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben!
Denn ewig wanket des Geschickes Wage."

Wallenstein bestätigt sogleich die Wahrheit dieser Gedanken, indem er sagt:

„Wohl weiß ich, daß die irdschen Dinge wechseln,
Die bösen Götter fordern ihren Zoll,
Das wußten schon die alten Heidenvölker,
Drum wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil,
Die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen,
Und Menschenopfer bluteten dem Typhon."

Der Irrtum Wallensteins besteht in Schillers Darstellung nur darin, daß er meint, den Neid der Götter nicht mehr zu fürchten zu haben, da ihm der liebste Freund durch eigne Schuld gefallen sei, und er sich so den größten Schmerz bereitet habe. Darum meinte er, „der Neid des Schicksals sei gesättigt."

Endlich aber dürfen wir hier uns an das Zwiegespräch zwischen Krösus und Solon erinnern, das nicht blos auch über das Glück handelte, sondern in welchem der reiche Krösus mit gleicher Ungeduld, wie Polykrates hier, auf das Zugeständnis durch Solon wartet, daß er glücklich sei.

Str. 2. „Die vormals deinesgleichen waren, sie zwingt jetzt deines Zepters Macht." (Inversion.)

Saupe und Hartert, u. a. beziehen diese Worte auf die Samier, und dann würde das Wort des Amasis eine Anspielung auf den geringen Stand sein, aus welchem Polykrates sich emporgearbeitet hatte. Doch ist es bei weitem nicht gleichgiltig, ob ich sage: Du bezwangst die, welchen du vormals gleich standest, d. h. deine dir nebengeordneten samischen Mitbürger, oder: Du herrschest über die, welche vormals waren, was du jetzt bist, nämlich Fürsten und Adlige, welche du mit siegreicher Hand dir unterworfen hast. Beides kann in den Worten: „Die vormals deinesgleichen waren" gesagt sein. Das erstere ist geringer, als das zweite; ich gebe darum dieser letzteren Beziehung um so mehr den Vorzug, da allem Vermuten nach der König Amasis mehr sagen will, als: Du hast jetzt statt der früheren nebengeordneten Stellung eine übergeordnete Stellung über deine Mitbürger eingenommen, da er auch vermutlich auf die Revolution nicht anspielen will, mit welcher der Tyrann den Grund zu seiner Herrschaft legte.

„Doch einer lebt noch." Saupe hält es für unzweifelhaft, daß Syloson, der jüngere, vertriebene Bruder dieser „eine" sei, und das „wohlbekannte Haupt" scheint diese Auffassung zu bestätigen. Dieser Vermutung schließen sich Götzinger und Viehoff an. Dagegen aber sagt Hartert: Dieser eine kann nicht Syloson sein, weil dersebe nach Str. 4 getötet wird, während Syloson nach dem Sturze des Tyrannen Polykrates zur Herrschaft kommt. Hartert würde recht haben, wenn der Dichter an die geschichtliche Quelle gebunden wäre. Kann der Dichter das Motiv eines Nebenbuhlers gebrauchen für seinen Zweck, so eignet sich dazu Syloson, der Bruder des

Tyrannen, welcher sein Nebenbuhler, sein erbittertster Feind war, und ist der Umstand nur gleichgiltig, ob Syloson in der Geschichte der unterliegende oder der siegende Nebenbuhler war. In der Dichtung unterliegt er eben, des Polykrates Ruhm vermehrend, aber dessen Verderben beschleunigend. —

Wenn aber andererseits Viehoff meint, dieser eine sei ein feuriger Republikaner, welcher die Samier zu rächen willens gewesen sei, so ist dem unsere oben gegebene abweichende Beziehung, welche sprachlich möglich ist, entgegen. Daß die Geschichte berichtet, Samos sei vor Polykrates' Regiment in den Händen der Geomoren, vornehmer Grundbesitzer, gewesen, sei nur nebenbei erwähnt. Es würde daraus folgen, daß in Samos keine reine republikanische Verfassung, sondern eine Art Oligarchie oder Aristokratie bestand. An einen auswärtigen Feind haben wir aber allerdings nicht zu denken; denn sonst würde dieses Motiv von dem späteren („der Kreter waffenkund'ge Scharen") nicht verschieden sein. Wir halten an einem Nebenbuhler fest und lassen vollständig dahin gestellt sein, ob Schiller bei diesem an Syloson gedacht habe. Jedenfalls wird der Feind als dem Polykrates (und wohl auch dem Amasis) von Angesicht wohlbekannt vorausgesetzt.

Str. 3. Miletos war eine berühmte und reiche Handelsstadt an der kleinasiatischen Küste, ungefähr 7 Meilen von Samos entfernt. Die Milesier bekriegten, von den Lesbiern unterstützt, den Polykrates wirklich und wurden von ihm geschlagen. Von Milet, d. h. nicht von, sondern aus der Stadt oder aus der Nähe der Stadt, jenachdem wir uns Polydor als vor oder in der Stadt liegend, als Belagerer oder Eroberer denken. Milet ist also nicht die Absenderin des Boten; Polydor sendet ihn. „Tyrann" war bei den Griechen anfangs fast gleichbedeutend mit König (vgl. Oedipus tyrannus); später nannte man diejenigen Männer, welche sich in einer Stadt, meist in ihrer Vaterstadt, zum Fürsten emporgeschwungen und die Republik in eine monarchische Regierungsform auf dem Wege der Gewalt gebracht hatten, Tyrannen, mochte ihre Regierung selbst eine grausame oder milde sein. Heutzutage verbindet man mit diesem Worte den Begriff eines grausamen, gefühllosen Herrschers.

Der Lorbeer verkündete Sieg und Freude; deshalb hat er das Beiwort „munter." Die zeitweilige Lesart: „göttlich" Haar statt „festlich" verdankt ihr Dasein nur einem Druckfehler. Die Schmeichelei „göttlich Haar" ist für jene Zeit noch unmöglich; überdies hat der Dichter eben erst durch den Boten den König zum Dankopfer auffordern lassen, so kann er ihn nicht kurz darauf zum Gotte machen. Den abgeschmackten Gebrauch unserer Tage, welcher jede Bagatelle „göttlich", „himmlisch" findet, kannten die Griechen eben noch nicht. Festlich wird das Haar nur proleptisch genannt, es wird durch den Schmuck mit dem Lorbeerkranze ein festliches.

Str. 4. V. 1. Konstruiere: Dein Feind sank, vom Speere getroffen. — Es ist also ein persönlicher Feind, ein Nebenbuhler.

Beider Könige Schrecken ist ein physischer, hervorgerufen durch den Anblick des blutigen Hauptes.

Str. 5. Amasis, meint Viehoff, fühlt zugleich ein religiöses Grauen beim Anblick dieses Glückszeichens. Allein dies religiöse Grauen kommt erst zum Durchbruch Str. 9, wo der König sagt: „Mir grauet vor der Götter Neide“. — Doch = gleichwohl, obgleich das Glück dir abermals günstig gewesen ist.

Die Flotte sehen Saupe und Hartert als Kriegs-, Götzinger und Viehoff als Handelsflotte an. Ich glaube, die letzteren haben recht. Amasis fürchtet für die Flotte nur den Sturm, erwähnt keinen Feind. Letzterer ist aber für eine Kriegsflotte, welche zum Zwecke des Krieges ausgelaufen ist, näherliegend und wichtiger. So sind die fremden Schätze, welche zu den heimischen Gestaden geführt werden, Handelsschätze, in fremden Ländern eingetauscht, nicht Siegesbeute. (Str. 6.)

Viehoff tadelt die Satzstellung der Inversion in den drei letzten Versen. „Bedenk', auf ungetreuen Wellen — Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen — schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“ Die zweite Zeile bezieht sich auf die Flotte in der letzten Zeile. Dagegen ist nicht soviel zu erinnern, wenn nur nicht das sie auch auf die vorausgehenden Wellen grammatisch bezogen werden könnte. Dadurch wird das Verständnis der Stelle erschwert, wenn gleich nicht auf lange verhindert; denn das kann sich jedermann sagen, daß die Wellen nicht zerschellen.

Str. 6. „Eh' er noch das Wort (aus-, zu Ende) gesprochen.“

Rhede (Rehde, auch Rede geschrieben) soll wohl hier im Sinne von Hafen stehen. Sonst versteht man unter Rhede den Platz in einiger Entfernung vom Ufer, wo Schiffe von größerem Tiefgange vor Anker gehen müssen, weil das Meer am Ufer so flach ist, daß nur kleine Schiffe, Bote dort gebraucht werden können.

Die beiden Könige haben entweder in der letzten Zeit nach einer anderen Seite ausgeschaut, so daß ihnen die Rückkunft der Handelsflotte zeitweilig verborgen blieb, oder sie haben sich so in das Gespräch mit dem Boten Polydors vertieft, daß sie ihre Rundsicht von dem Dache aus erst nach einiger Zeit wieder aufnehmen.

„Der Schiffe mastenreicher Wald.“ Die zahlreichen Masten bilden in ihrer Gesamtheit den „Wald“ der Schiffe. Man vgl. auch Spaziergang 14:

> Andere ziehen frohlockend dort ein mit der Gabe der Ferne;
> Hoch vom ragenden Mast wehet der festliche Kranz.

V. 2. Gelaunet = die aufgelöste Form (st. gelaunt) ist namentlich dann nicht glücklich, wenn das sehr zerdehnte Wort den Reim trägt, wie hier und im Gedichte noch mehrmals.

Str. 7. Früher lautete der 4. Vers: „Der Sparter nie besiegte Scharen“. Allerdings erzählte der alte Herodot, daß die Spartaner, auf Bitten der vertriebenen Samier, einen Kriegszug gegen den Polykrates unter-

nommen, aber Samos vergeblich belagert hätten. Der gründliche Kenner griechischer Geschichte mußte an dieser abweichenden Darstellung Anstoß nehmen, für den oberflächlichen aber paßten die Sparter überhaupt nicht zu einem Seevolke (sie waren eben die griechischen Landratten), wohl aber die Kreter, die Einwohner der 190 □Meilen großen, durch den König Minos, (Minotaurus, Labyrinth, Ariadne, Theseus, Dädalus, Ikarus) berühmten, an Bogenschützen, Kriegsschiffen und Häfen reichen Insel, deren Seemacht zu jener Zeit auch wirklich bedeutend war.

Str. 8. Entfallen sagt man sonst nur von einem unbedachtsam gesprochenen Worte; es ist darum der Ausdruck nicht ganz angemessen. — Von den Schiffen sieht man's wallen, nämlich die Flaggen und die geschwenkten Tücher. (Wallen heißt bogenförmig sich aufwärts bewegen.) Die Schiffer bringen die Nachricht von dem Untergange der kretischen Kriegsflotte mit. Somit ist der Krieg zu Ende, ehe er thatsächlich begonnen hat. Die Götter des Meeres und der Winde scheinen auf des Polykrates Seite getreten zu sein und allein einen siegreichen Kampf gekämpft zu haben. Immerhin haben die Samier Anlaß: Viktoria zu rufen, so wohlfeil dieser Sieg für sie auch war.

Str. 9. Herodot erzählt, daß die Regierungszeit des Amasis eine lange und glückliche gewesen sei. Er habe 44 Jahre regiert, ohne daß ihm ein sonderliches Mißgeschick zugestoßen sei. (Herodot III, 10.)

„Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben": Noch ist die Erinnerung an den Verlust so schmerzlich, daß der König nur in kurzen Sätzen von demselben sprechen kann. Nach der Ansicht des Amasis geben die Götter nicht blos, sie nehmen auch dem Menschen ebenso viel. Jenes Geben nennen wir Glück — dieses Nehmen dagegen Unglück. Ist nun lange Zeit einem Menschen nur Gutes widerfahren, so ist damit demselben viel — geborgt. Seine Schuld ist nur gewachsen. Diese „Schuld" bezahlt der König Amasis durch den Tod seines einzigen Sohnes, des Thronerben. — Der Dichter erfindet hier den Tod des einzigen Thronerben, während Amasis Sohn Psammenit dem Vater in der Regierung nachgefolgt ist.

Str. 11. Hier sind Leid und Schmerz so nebeneinander gestellt, daß jenes das höchste, dieser irgend ein geringeres Unglück ausdrücken soll. Man hält Leid für zu schwach, um diesen höchsten Grad des Unglücks auszudrücken (Viehoff, Hartert); doch erinnern die Worte „Leidtragende" und das „Leid" (das Totenmahl, Leichenbegleitung) an den Tod, also an das letzte irdische Übel. Hier ist freilich Leid nicht nur als den Tod allein, sondern als einen „bösen Tod" bezeichnend anzusehen; vgl. „Noch keinen sah ich fröhlich enden." Wir nennen den Gebrauch eines milderen Ausdruckes, wie er sich hier findet, an der Stelle eines schrecklicheren: Euphemismus.

Str. 12. Ziehen die Götter nicht die Schuld ein, so trage sie freiwillig ab; wähle dir ein Leid, um das Gleichgewicht zwischen Gl ück und Unglück herzustellen. —

Str. 13. Der Stein hatte darum wohl so hohen Wert in den Augen des Polykrates, weil er ein geschliffener Edelstein war. Zu jener Zeit war die Steinschneidekunst kaum erfunden, und geschliffene Gemmen waren damals eine außerordentliche Seltenheit. (Vgl. Plinius, Naturgeschichte 27, 2. Lessing, antiquar. Briefe Nr. 22.)

Die Erinnen oder Erinnyen sind eigentlich Rachegöttinnen zur Bestrafung für einen an Verwandten begangenen Frevel; später aber sah man dieselben als Boten der zürnenden (hier neidischen) und strafenden Götter an. Das Glück wird geradezu als Schuld, ja als Frevel angesehen; daher der Ausdruck: mein Glück verzeihen.

3. **Gedankengang** der Ballade.

Die Anwesenheit seines königlichen Gastes giebt dem Polykrates Veranlassung, alle die Herrlichkeiten seines kleinen, aber rasch emporgeblühten Reiches von dem Dache des königlichen Schlosses aus zu zeigen. Der König Polykrates erwartet von dem Gaste das Zugeständnis, daß er seinen Wirt für einen glücklichen Mann halte. Ist Polykrates glücklich? Das ist das Thema der Unterhaltung der beiden Monarchen. (Str. 1.) Der Götter Gunst hast du erfahren, antwortet Amasis, aber noch lebt dein Nebenbuhler — und in ihm ein Feind deines Glückes. (Str. 2.) Ein Bote tritt ein und bringt die Botschaft von einem über den ebenerwähnten Nebenbuhler von Polydor, dem Feldherrn des Polykrates, erfochtenen Siege. In diesem Kampfe fiel der Gegner, — und zum Zeichen der Wahrheit dieser Botschaft zeigte der Bote jenes gefürchteten Mannes noch blutiges Haupt. (Str. 3. 4.) Einen Augenblick erfüllt der Anblick dieses vom Rumpfe gelösten Hauptes beide Fürsten mit Grauen. Dann aber sieht Amasis sich überführt und zu dem Zugeständnis genötigt, daß Polykrates glücklich sei. Nur, fügt er warnend hinzu, es ist fraglich, ob dies Glück lange Dauer haben werde. Deine Handelsflotte ist auf der Meeresfahrt — Klippen, Wellen, Sturm sind deren Feinde, und ihr Untergang kann dich von der Höhe deines Glückes rasch herunterstürzen. (Str. 5.) — Der König wird von dem Jubel unterbrochen, welcher von dem Hafen herauf zu seinen Ohren dringt. Dieser Jubel ist die Antwort auf Amasis Bedenken: Die Flotte ist eingelaufen, unversehrt, warenbeschwert, die Möglichkeit des Unglücks ist entfernt, das Glück selbst bedeutend gewachsen. (Str. 6.) — Jetzt faßt Amasis eine andere Gefahr ins Auge, welche dem Polykrates Verderben bringen könnte, die Kreter. Diese, das wußte man in Samos, hatten eine Expedition gegen Polykrates mit großer Macht unternommen, ihre Flotte war unterwegs und konnte schon recht bald erscheinen, — und dann hatte vielleicht das Glück ein rasches Ende. (Str. 7.) — Aber als wenn heute jedes Bedenken sofort niedergeschlagen werden sollte, welches Amasis zu Ungunsten der Lage seines Gastfreundes vorzubringen sucht, in demselben Augenblick tönt an beider Ohr die von den Schiffern mitgebrachte Nachricht, daß ein Sturm die kretische Flotte zerstreut und die

Überreste zur Heimkehr gezwungen habe, daß also von den Kretern keine Gefahr mehr zu fürchten sei. (Str. 8.)

Nun kann Amasis nichts, gar nichts Bestimmtes mehr vorbringen, was das Glück seines königlichen Wirtes gefährden könnte, — er muß zugestehen, Polykrates ist glücklich; — um so mehr bangt ihm vor einem unbekannten, von dem Schleier der Zukunft noch dicht verhüllten, aber jedenfalls schweren Unglücke des Polykrates, welches nach Ansicht des Amasis schon um deswillen kommen muß, damit das Gleichgewicht von Glück und Unglück hergestellt werde, welches für das Menschenleben notwendig ist und dessen Herstellung der Neid der Götter fordert. Der größte Feind für das Glück des Tyrannen sind die Götter selbst. (Str. 9.) Sein eignes im allgemeinen glückliches Leben war nicht ohne diesen starken Schatten, ein Unglück hat ihn betroffen, aber dieses eine, der Tod seines eigenen Sohnes, wog die Summe alles anderen Glückes im Regiment und Hause auf. Seine eigne Erfahrung bestätigt also die Wahrheit des Satzes: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil." (Str. 10.)

So fordert Amasis den Polykrates auf, selbst die Götter um eine Milderung des Glückes durch ein schmerzliches Ereignis zu bitten (Str. 11,) und falls die Götter dieses Gebet nicht selbst erhörten, dann durch ein selbsterwähltes Unglück, etwa durch Aufopferung eines kostbaren Gutes, ein noch schmerzlicheres abzuwenden. (Str. 12.)

Polykrates befolgt nur die zweite Hälfte des Rates. Er weiht sein höchstes Kleinod, seinen kostbaren Siegelring, den Erinnyen und wirft den Ring ohne Zaudern in die Flut hinab. (Str. 13.)

Am nächsten Morgen naht dem König ein Fischer mit einem großen Fische, diesen dem Könige zum Geschenke anbietend (Str. 14.). Das Geschenk wird angenommen, der Fisch wird zubereitet, — und in seinem Magen findet der Koch den Ring wieder. Das Glück des Königs Polykrates scheint ohne Grenzen. (Str. 15.)

Amasis ist anderer Ansicht. Er erkennt den Fund und das Zurückkehren des Ringes in die Hand des Besitzers als ein sicheres Anzeichen eines nahen Unglücks. Die Götter wollen den Ring nicht, ihnen genügt die Abfindungsgabe nicht. Je größer das Glück bisher war, je mehr es sich in wenige Stunden zusammendrängte, um so größer ist das drohende Unglück, um so rascher wird letzteres kommen. Ja, Amasis ist so vom Grausen erfaßt, welches das noch zukünftige Unglück weckt, daß er sofort das Haus des Gastfreundes und Samos verläßt, um nicht in den schrecklichen Untergang des letzteren mit hineingezogen zu werden. (Str. 16.)

4. Disposition: I. Erste Scene: Auf dem Dache. Str. 1—13.

A. Polykrates glaubt nachweisen zu können, daß er ein glücklicher Mann sei. (Str. 1.)

B. Amasis hält dagegen den Polykrates noch nicht für glücklich, wird aber durch das Glück selbst immer widerlegt. (Str. 2—8.)
1. a, Behauptung: Du bist noch nicht glücklich, so lange dein Nebenbuhler noch lebt. (Str. 2.)
b, Widerlegnng: Der Nebenbuhler ist tot. (Str. 3. 4.)
2. a, Behauptung: Deinem Glücke darfst du nicht trauen, da deine Flotte unterwegs von mancherlei Gefahren bedroht ist. (Str. 5.)
b, Widerlegung: Die Flotte ist reich und unversehrt heimgekehrt. (Str. 6.)
3. a, Behauptung: Deines Glückes Zerstörer können die herannahenden Kreter werden. (Str. 7.)
b, Widerlegung: Die Flotte der Kreter ist zerstreut, vernichtet, die Kriegsgefahr aus der Welt geschafft. (Str. 8.)
C. Amasis muß das dermalige Glück des Polykrates als sehr groß anerkennen, fürchtet aber um so mehr den Neid der Götter und sucht letzteren zu befriedigen. (Str. 8—13.)
1. Glück ohne Unglück giebts in keines Menschen Leben. (Str. 9.)
2. Des Amasis eigne Erfahrung bestätigt diesen Satz. (Str. 10.)
3. Amasis rät dem Freunde, Leid auf sich herabzuziehen, (St. 11. 12.)
a, entweder durch Gebet zu den Göttern (Str. 11.),
b, oder durch ein selbsterwähltes Leiden. (Str. 12.)
4. Polykrates befolgt den zweiten Teil des Rates und opfert seinen Ring. (Str. 13.)
II. Zweite Scene: Im Palaste. Str. (14.—16).
A. Ein Fischer bringt dem König einen großen seltenen Fisch zum Geschenke. (Str. 14.)
B. Der Koch findet in diesem Fische den königlichen Siegelring. (Str. 15.)
C. In der Gewißheit, daß die Götter des Polykrates Verderben beschlossen haben, kündigt Amasis die Freundschaft auf und reist sofort ab. (Str. 16.)

5. **Des Polykrates Ende** erzählt uns Herodot III, K. 120 ff. Die Lacedämonier, von vertriebenen Samiern gerufen, hatten 40 Tage lang die Stadt Samos belagert und waren dann, von Polykrates bestochen, abgezogen. Später aber hatte sich Orötes, der persische Statthalter von Sardes, von Mitrobates verhöhnen lassen müssen, daß er dem Könige der Perser Samos noch nicht gewonnen habe. Dieser Orötes nun beschließt, den Polykrates zu verderben. Er kannte des Polykrates Schwäche und benutzte dieselbe. Polykrates trug sich nämlich mit den hochfliegendsten Plänen zur Gründung einer großen griechischen Seemacht. Orötes bot ihm dazu große Schätze an und bat ihn zugleich, ihn, den Orötes, den Kambyses verfolge, bei sich aufzunehmen und mit einem Teile der betreffenden Schätze innerhalb seines Landes wohnen zu lassen

Polykrates glaubte dem Orötes, bezw. den Worten seines Boten Myrsos, eines schlauen Lydiers, und sandte zunächst einen Kundschafter Mäandrios ab. Dieser wurde durch mit Steinen gefüllte, oben mit Gold belegte Kisten gründlich getäuscht, und Polykrates, nunmehr völlig kirre gemacht, reist ab, trotz allen Warnungen der Seher und Freunde und besonders seiner Tochter, welche geträumt hatte, ihr Vater schwebe in der Luft, werde vom Zeus gebadet und von der Sonne gesalbt. Orötes ließ ihn eines grauenvollen Todes sterben*) und dann ans Kreuz schlagen. So erfüllte sich der Tochter Traumgesicht: Zeus badete den Vater, wenn es regnete, und gesalbt wurde er von der Sonne, indem ihre Wärme die Feuchtigkeit aus dem Leichname heraus sog.

Das war das tragische Ende des Polykrates, dessen Großmut Herodot noch schließlich preist, und seines Glückes, ein Ende, welches Amasis seinem Gastfreunde bereits vorausgesagt hatte.

6. Vergleichung der Grundlage.

Den Inhalt der Berichte des Vaters der Geschichte, Herodots, über Polykrates haben wir im wesentlichen oben mitgeteilt. Da wurden uns mit historischer Treue und der dem Herodot eignenden Umständlichkeit des Polykrates Emporkommen, seine gewaltsamen und verbrecherischen Mittel, sein wachsendes Glück, sein Verhältnis zu Amasis und das Schicksal des Ringes, endlich des Polykrates hohe Pläne und schmachvolles Ende der Reihe nach mitgeteilt.

Ganz anders verfährt Schiller — ein Held unter den Dichtern. Nur zwei Tage sind es, welche der Dichter darstellt, oder eigentlich eine noch geringere Zeit, ein Nachmittag des ersten und der Morgen des unmittelbar darauf folgenden Tages. Auf diese kurze Zeitspanne kann Schiller die wichtigsten Ereignisse im Leben des samischen Tyrannen zusammendrängen. Alles, was vorausgeht an Erlebnissen, wird entweder nur ganz kurz angedeutet oder verschwiegen, alle späteren Ereignisse und besonders den entsetzlichen Abschluß dieses „glücklichen" Lebens berichtet der Dichter nicht, sondern er läßt uns nur ein zukünftiges, unbestimmtes, aber eben darum unsere Phantasie um so mehr aufregendes und beengendes Unglück a h n e n.

Der Geschichtsschreiber berichtet von einem Gastfreundschaftsbunde, welchen Amasis und Polykrates geschlossen haben. Der Abschluß erfolgte brieflich; und der ganze Verkehr ward durch Boten oder Briefe vermittelt; in persönliche, direkte Bekanntschaft sind die beiden Fürsten nie getreten. Einer solchen persönlichen Nähe, einer Zusammenkunft der beiden bedarf aber der Dichter; und zwar muß er den Amasis nach Samos führen, dort zum Zeugen der wachsenden Macht und des erstaunlichen Glückes seines Gastfreundes machen, um so die Idee, auf welche es dem Dichter hier hauptsächlich, ja ausschließlich ankommt, in thunlich

*) Wahrscheinlich wurde er lebendig geschunden.

wirksamster Weise zu veranschaulichen. Der Aufenthalt des ägyptischen Gastes in Samos ist von nur sehr geringer Dauer und wird von Amasis unter dem Eindrucke der vielen glücklichen Erlebnisse sehr früh abgebrochen. Mit der Abreise des Amasis schließt der Dichter auch sein Gedicht. Aber die wenigen Stunden, welche Polykrates und Amasis zusammen verleben, wie lebendig werden sie uns vor die Seele geführt! Das ist des Dichters Werk. Monate vergehen, bis die Boten und Briefe von Samos über das Meer nach Ägypten und zurück gelangten! Der Historiker spart die Zeit nicht, er berichtet der Wirklichkeit gemäß. Der Dichter versteht es, den größten Teil seines Stoffes durch Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung zusammenzuschließen, und verschmäht es, das weit unvollkommnere Mittel, welches die Entfernung des Ortes aufzuheben vermag, anzuwenden, den brieflichen Verkehr. Hans Sachs erzählt denselben Stoff, den Schiller hier behandelt, aber er reimt nur die Geschichte und langweilt durch seine trockene Reimerei, während Schiller, der echte Dichter, die Geschichte um seiner dichterischen Ideen willen umformt und so die Wirkung erhöht.

7. **Diese Idee des Gedichts** ist folgende: Ein Menschenleben gleicht das Maß des Glückes durch ein ebensogroßes Maß von Unglück aus. Glücklich ist ein solches Leben, welches Freude und Leid wechselsweise erfährt. Wenn aber ein Mensch nur Glück bisher genossen hat, und dies Glück in überraschender Weise wächst und die einzelnen Glücksumstände sich rasch folgen, dann folgt ein baldiges, um so schwereres Unheil dem bisherigen Glücke. Der Neid der Götter führt diese Ausgleichung herbei.

8. **Nachträge:**

a. Der Neid der Götter. Es ist eine altgriechische Anschauung, daß die Götter selbst bedürftig und vielfach beschränkt seien. Die größten Schmerzen werden ihnen nicht erspart. Leidenschaften sind ihnen nicht fern. Sie verbittern sich unter einander das Leben, oder die Menschen wecken ihren Zorn. Deshalb aber, weil nicht einmal ein Gott vollkommenes Glück genießt (vgl. Klage des Ceres weiter unten), ist es eine um so größere Verschuldung, wenn ein Mensch mit seinem Glücke prahlt, („Gestehe, daß ich glücklich bin.") Solcher Übermut eines Menschen, welcher seine Stellung für eine selbst Göttern beneidenswerte erklärt, hat den Neid und die Rache der Götter zu fürchten. Sie gönnen dem Menschen nicht, daß er glücklicher ist als sie, und verzeihen ihm nicht, wenn er sich selbst für glücklich erklärt. Die Erinnyen als Strafvollstreckerinnen sollen hier gewissermaßen durch die Gabe des Rings bestochen oder doch vermocht werden, jetzt nicht ihren Strafauftrag zu vollziehen.

Die griechische Mythologie ist reich an Beispielen für den Neid der Götter. Die Eifersucht Junos vernichtet die Semele, verfolgt die Latona

aufs unbarmherzigste, und nicht minder die Kallistho, Latona hinwiederum Niobe etc.

Merkwürdig ist die Vorliebe Schillers gerade für diese Erklärung der menschlichen Leiden. Das Christentum kennt keinen Neid in Gott, denn Gott hat nichts zu entbehren, was er im Besitz des Menschen sieht; wohl aber kennt es einen eifrigen, die Sünde der Menschen strafenden Gott. So fassen wir den einen Teil des Leidens der Menschheit als Strafe, einen andern aber als Prüfung oder Läuterung, als Züchtigung auf, durch welche Gottes Weisheit leichter als durch gehäuftes Glück die Menschen zu sich führt. — Allerdings weiß der Christ auch aus Erfahrung und Beobachtung, daß Hochmut vor dem Falle kommt und daß tief fällt, wer hoch gestiegen ist.

Schiller dagegen fühlt sich durch jenen Gedanken, daß der Neid der Götter das Gleichgewicht von Glück und Unglück im Menschenleben ausgleiche, befriedigt. Er spricht denselben auch sonst aus, z. B. in Wallensteins Tod, in der Glocke.

Die erstere Stelle findet sich in Wallensteins Tod: V. Akt, 4. Auftritt und lautet:

Wallenstein: Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu,
Hob aus der Menschen Reihen mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen etc.
— — — — —

Gordon: Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben*).
Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück.
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet,
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben;
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

Wallenstein: Den alten Gordon hört' ich wieder sprechen.
— Wohl weiß ich, daß die ird'schen Dinge wechseln,
Die bösen Geister fordern ihren Zoll.
Das wußten schon die alten Heidenvölker,
Drum wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil,
Die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen,
Und Menschenopfer bluteten dem Typhon.
Auch ich hab ihm geopfert — denn mir fiel
Der liebste Freund, und fiel durch meine Schuld.
So kann mich keines Glückes Gunst mehr freuen,
Als dieser Schlag mich hat geschmerzt. — Der Neid
Des Schicksals ist gesättigt, es nimmt Leben
Für Leben an, und abgeleitet ist
Auf das geliebte reine Haupt der Blitz,
Der mich zerschmetternd sollte niederschlagen.



*) Hier sei nochmals an die bekannte Erzählung von Solon und Krösus erinnert, an welcher Herodot dieselbe Idee darstellen will: „Krösus wurde von den Göttern gestürzt, weil er sich für vollkommen glücklich hielt."

Cp. jedoch: Manuale della Literatura Italiana v. Francesco Ambros
B I. 4?

Aus der Glocke aber habe ich folgende Worte zur Charakteristik des Übermutes jenes Hausvaters heranzuziehen, von dem Schiller zunächst sagt:

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
— — — —
— Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!

Wie eine Warnung fügt der Dichter diesen Worten hinzu:

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Das Haus und seine Pracht sinken in Asche, — und „hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke."

So ist denn, wie Hoffmeister treffend bemerkt, diese altgriechische Ansicht so treu dargestellt, „weil sie eigentlich, bis auf den Götterneid, sein Gefühl, seine Lehre war. Das tiefe, stete Bewußtsein der Abhängigkeit von einer höheren Macht, deren wir gerade dann am wenigsten versichert sind, wenn wir in ihrem vollsten Besitz zu sein wähnen, ist der religiöse Geist, welcher durch Schillers sittlich-poetische Welt weht." — „Das Übermaß an Macht, Reichtum, Glück schlägt in Dünkel, Anmaßung und Überschätzung um; das echt Menschliche gedeiht nur in enger Beschränkung."*)

b. Der Ring kommt als Glücks- bezw. Unglücksbote oft vor, und zwar bei mehreren von einander weit entfernten Völkern. Götzinger hat diese sehr großes Interesse bietenden Sagen zusammengestellt. Ihm folgte Viehoff; dieser sagt: „Eine persische steht in Tausend und ein Tag (Tag 21.): Dem allmächtigen, hochbeglückten Vezier Caverscha**) fällt

*) Gude (III, 120) glaubt Schiller gegen den oben von Hoffmeister ausgesprochenen Vorwurf, die religiöse Ansicht Schillers sei jene altgriechische, verteidigen zu müssen, und sagt, Schiller habe gar oft unsere religiösen Vorstellungen ausgesprochen, nach welchen das Unglück „die Schule für die Veredlung des menschlichen Herzens" sei. Allein ein andres ist es, den erziehenden Nutzen des Leidens darstellen (diesen mag auch Schiller anerkannt haben) und ein anderes, den Beweggrund des Schicksals oder der Götter (und dieser wäre eben der Neid nach Schillers Ansicht,) aufsuchen und entwickeln. Wir wollen Schiller nicht „verketzern", wie Gude das einigen Auslegern vorwirft, sondern ihn verstehen. Das Material für den Gegenbeweis glaube ich oben zusammengestellt zu haben. Schiller kennt allerdings ein Leiden, welches zur Läuterung, Zucht von oben über die Menschen verhängt wird; — aber wenn er auf großes Glück ein großes Unglück, jähes Verderben folgen sieht, so führt er solches auf den Neid der Götter und des Schicksals zurück, er kennt dann keine Strafe der göttlichen Gerechtigkeit.

**) Caverscha war der Vezier des Königs Codavende von Hyrkanien. Seine baldige Ungnade sieht er nach diesem Glücksfalle voraus und läßt schnell seine Schätze in Sicherheit bringen. Verhaftet wird er in langem, strengem Gefängnis gehalten, später aber

dort beim Baden sein Siegelring ins Wasser, sinkt aber nicht unter. Dies hält Caverscha für zu großes Glück und bereitet sich auf seinen Sturz vor, der auch bald erfolgt. Eine niederländische haben Simrock und ich*) (Viehoff III, 75 ff.) nach Grimm (I, Nr. 289.) metrisch dargestellt. Eine ganz ähnliche findet sich in Venedig, sowie in Eisleben wieder, wo es die reiche Frau Bucher ist, welche den verhängnisvollen Ring in die Flut wirft und ihren Übermut später durch Elend und Armut büßt. In allen diesen Sagen ist die wunderbare Erhaltung des Rings ein Vorbote des nahen Schicksalswechsels. Auch an die Moselbrücke zu Trier knüpft sich eine verwandte Sage (s. mein Archiv für den deutschen Unterricht 1844, Heft I, S. 51 ff.), worin jedoch das Wiederfinden des Ringes ein glückverkündendes Zeichen ist. (Vgl. noch die norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwarz. (S. 303 und 305 Anm.) und die niederländischen Sagen von Wolf (S 30. 31. 246.)". —

c, Die Charakteristik der beiden handelnden Personen ist nicht möglich. Es treten keine Charaktereigentümlichkeiten hervor. Beide Personen sind nur Träger der Grundidee. Deshalb erscheints Schiller sogar unnötig, die Namen anzuführen. Amasis erscheint überdies fast allein als redend — die Rolle des Antwortenden nimmt durch das Gedicht hin dem Polykrates das Schicksal ab. Die einzige an Amasis heraustretende gewissermaßen dramatische Wirkung ist die wachsende Erkenntnis, daß der Schicksalswechsel nahe bevorstehe. So wächst mit dem Glücke des Polykrates Staunen, Entsetzen, Grausen, und als das Schicksal des Freundes den Höhepunkt erreicht hat, ist des Amasis Furcht vor dem Götterneid auch auf der Höhe und die plötzliche Abreise darin begründet. — Polykrates tritt uns in seinem Glücke entgegen; — übermütig verlangt er die Anerkennung seines Glückes, — die Besorgnis seines Freundes steckt ihn an, — die Abwendung der drohenden Gefahr durch Gebet verschmäht er und betritt den eigenwilligen Weg des Opfers.

---

unter ebenso sonderbaren Umständen (er hatte endlich ein Lieblingsgericht, nämlich Romanaschy, vom Kerkermeister erhalten, aber Ratten hatten es verunreinigt, ehe er es hatte genießen können: Dies Ereignis war die Grenze des Unglücks) wieder befreit und in die vorige bevorzugte Stellung berufen.

*) Die Jungfrau von Stavoren.

(Viehoff, Erläut. der Gedichte Schillers. 3. Aufl. III, S. 75 ff.)

1. Am Südersee gestade, da hob sich einst voll Glanz
Im Meere stolz gespiegelt, Stavorens Häuserkranz.
Stavorens Namen rühmte die Kunde weit umher,
Es flog zu fernen Küsten sein Handelsflottenheer.

2. Der Reichtum zeugt den Hochmut, und Hochmut führt zum Fall;
Stavoren hegte Silber und Gold allüberall;
Doch frommer Sinn und Tugend war dort gar seltnes Gut,
Drum liegt es jetzt begraben in tiefer Meeresflut.

d. Frühere Urteile über Schillers: Ring des Polykrates.

Am 27. Juni 1797 hatte Göthe das eben vollendete Gedicht gelesen und demselben seinen ganzen Beifall gezollt. Er schreibt: „Der

---

3. An Reichtum und an Schätzen, doch auch an frevlem Sinn
War eine schöne Jungfrau Stavorens Meisterin.
Einst ruft sie ihrem Schiffsherrn: „Fahr' in die Welt hinaus,
Und bring mir eine Ladung des Edelsten ins Haus. —

4. Des Edelsten und Schönsten, was je ein Land gebar!
Du blickst mich an und zauderst? Mein Wort ist sonnenklar!
Drum keine Frage weiter! bei meinem Zorne, geh',
Und eh' der Abend dunkelt, sei auf der hohen See!"

5. Gelöst schon sind die Anker, die Segel schon gebläht,
Der Schiffsherr brütet finster, wohin die Fahrt nun geht.
Er blickt zum Sternenhimmel: „Du Weisheit, sei mir hold!
Was ist der Götter schönstes? sinds Perlen, ist es Gold?

6. Des Goldes falscher Schimmer, er ist der Menschen Fluch, —
Und hat sie nicht des Goldes, der Perlen längst genug?
Ihr Palast glänzt von Marmor und schnee'gem Elfenbein,
Doch für der Armut Thränen ist ihre Brust von Stein."

7. Er sinnt — dann ruft er plötzlich: „Ich wags auf ihren Zorn!
Ich bring' ihr eine Ladung von edlem, schönem Korn,
Was gleicht an Wert dem Korne, das uns das Brot beschert,
Das jeder Mann aufs neue mit jedem Tag begehrt?

8. Vielleicht hat sie der Lehre, der stummen Mahnung Acht.
Vielleicht, daß endlich Mitleid in ihrer Brust erwacht,
Daß sie Stavorens Arme mildthät'gen Sinn's bedenkt" —
Und schon zur Fahrt nach Danzig hat er das Schiff gelenkt.

9. Mit ausgesuchtem Weizen befrachtet er es dort,
Und günst'ge Winde tragen es nach Stavorens Port.
Er tritt herein zur Herrin. — „Wie! Du schon wieder da?"
Ruft sie erstaunt — „ich glaubte dich fern in Afrika;

10. Ich wähnte, du erkaufest dort Gold und Elfenbein,
Laß sehn! was kann die Ladung, die schnellbeschaffte, sein?"
„Ich bring erlesnen Weizen." — „Unsinn'ger, hört' ich recht?
Ist wirklich, was du brachtest, so elend und so schlecht?" —.

11. „Wenn ich euch widerspreche, Gebieterin, verzeiht!
Nennt meine Gottesgabe, die täglich so erfreut . . ."
„Wie sehr ich sie verachte, will ich dir zeigen: Geh'!
Und wirf die ganze Ladung sofort mir in die See!"

12. Der Schiffsherr fleht mit Schrecken: „O, meine Frau, thut's nicht!
Bei Gott! ihr weckt des Himmels furchtbares Strafgericht" —
Sie braus't in stärker'm Zorne: „Nichts weiter! eile fort!
Von hier gleich in den Hafen und thu' nach meinem Wort!"

13. Der fromme Seemann zaudert, den Auftrag zu vollziehn,
Der ihm an Gottes Gabe ein arger Frevel schien.
Er läd't Stavorens Arme zum Hafen allzumal,
Bald naht sich auch die Jungfrau: „Geschah's, wie ich befahl?"

14. Da sinken ihr zu Füßen die Armen flehend hin.
Doch hart und kalt wie Marmor bleibt ihr verstockter Sinn:
„Ich schwör's, ich widerrufe nicht das gesprochne Wort!" —
Und die Matrosen schütten den Weizen über Bord.

Ring des Polykrates ist sehr gut dargestellt. Der königliche Freund, vor dessen, wie vor des Zuhörers Augen, alles geschieht, und der Schluß, der die Erfüllung in suspenso läßt, alles ist sehr gut. Ich wünsche,

---

15. Der Seemann sieht ihn fallen, der Körner goldnen Strom,
Da streckt er seine Rechte empor zum Himmelsdom:
„Das bleibt nicht ungerochen (so ruft er zornig laut),
So wahr ein Aug' dort oben dein frevelnd Handeln schaut!

16. Einst wird der Tag noch kommen, wo du die Körner hier
Gern einzeln lesen möchtest und roh verschlängst voll Gier."
Sie ruft mit Hohngelächter: „So wahr mir das geschieht,
So wahr ist's, daß mein Auge den Ring hier wiedersieht!"

17. Und zeigt ihm einen Reifen von Gold, gediegen, schwer,
Von Diamanten blitzend, und wirft ihn weit in's Meer.
Die Menge sieht es schweigend, und steht, von Graun erfaßt;
Die Jungfrau kehrt mit wildem Gelächter zum Palast.

18. Sie sitzt auf weichem Polster beim nächsten Morgenlicht,
Da tritt vor sie ein Bote mit ängstlichem Gesicht;
„Gedenkt es mir nicht, Herrin, verkünd' ich böse Mähr',
Drei reich beladne Schiffe begrub der Sturm ins Meer."

19. Sie hört's, erbleicht und murmelt mit ängstlich tiefem Ton:
„Du schreckliche Vergeltung, ist das dein Bote schon?"
Doch schnell sich stolz ermannend, erhebt sie sich vom Pfühl:
„Mein starker Glücksbau wankt nicht, wenn eine Säule fiel."

20. Und horch! da naht es wieder. „Du bringst mir schlimme Kund'!
Sprich! was für Unglücksbotschaft droht mir dein bleicher Mund?"
„Ach, Frau, mit Feuerschnelle verbreitet sich's am Port,
Es nahmen die Korsaren fünf Eurer Schiffe fort."

21. Im tiefsten Mark erbebt sie, es wankt ihr zitternd Knie —
Da sieh! da kommt ein Dritter? — „Weh! endet denn das nie?"
„Ach, Frau, die ganze Ladung, die fern aus Morgenland
Mit reichen Schätzen kehrte, sie liegt zerschellt am Strand!" —

22. Sie sinkt erschöpft aufs Polster, ein Grausen faßt sie schon,
Schon sieht sie der Vergeltung Gewitter mächtig drohn.
„Jetzt nur noch eine Säule", stöhnt sie, die Brust gepreßt,
„Brich du mir nicht zusammen, dann steht mein Glück noch fest!"

23. Und horch! da naht ein Vierter, sie fährt entsetzt vom Pfühl:
„Sprich! ists um mich geschehen? des Bruders Kaufhaus fiel?"
„Wie, meine Frau? Ich meld' Euch ein wundersames Glück;
„Seht euer bestes Kleinod, den prächtigen Ring, zurück!"

24. Sie wendet ab die Augen, der Schrecken sträubt ihr Haar:
„Du lügst, Du lügst! O sage, ich fleh', es sei nicht wahr!"
„Nicht doch" spricht er verwundert, „ich bitte, seht nur auch!
Ich fand das Kleinod eben in eines Fisches Bauch."

25. Da steht vor ihr entsetzlich der Himmelsrache Bild,
Sie stiert es an, vernichtet, sie rauft die Locken wild,
Sie ruft: „Ergrimmter Himmel, nun bring mich rasch zum Ziel!"
Und sieh! ein Bote meldet: „Das Haus des Bruders fiel."

---

26. Ein Jahr ist hingeschwunden, da wankt am Bettelstab
Ein armes Weib die Straßen Stavorens auf und ab;

daß mir mein Gegenstück*) ebenso geraten möge!" — Am 28./6. 97 schreibt er nachträglich: „Der Ring hält sich bei wiederholtem Lesen sehr gut, er wird vielmehr besser, wie es jedes Gedicht von Wert thun muß, indem es uns in die Stimmung nötigt, die wir beim ersten Hören und Lesen nicht gleich mitbringen."

Körner dagegen ist andrer Meinung. Er findet das Ganze etwas trocken; zugleich stört es ihn, daß ein abstrakter Begriff, die Rache des Schicksals, die Einheit bilde und daß diese unsinnliche Idee in einem erzählenden Gedichte herrsche, während der eigentliche Stoff einer Ballade seiner Ansicht nach „höhere menschliche Natur in Handlung" sein müsse. Ziel müsse entweder sein der Sieg nach schwerem Kampfe, oder eine heldenmäßige Resignation bei dem Übergewicht der äußeren Kraft.

Schiller erkennt in seiner Antwort die Trockenheit in dem Gedichte an, hielt es jedoch für zweifelhaft, ob man gerade jenen Begriff Körners von der Ballade für den richtigen zu erklären habe. Goethe dagegen entschied sich dafür, daß gerade diese Dichtungen, in welchen eine Idee in dieser Weise, wie hier, behandelt werde, als eine neue, die Poesie erweiternde Gattung angesehen werden müßten.

e. Die Auflösung des Freundschaftsbündnisses wird von Schiller anders motiviert, als von Herodot. Jener läßt den Amasis den Bund aufsagen, „auf daß, wenn dem Polykrates ein großes und schweres Unglück widerführe, seine Seele nicht betrübt würde, weil er sein Gastfreund war." Dieser Grund ist uns vollständig unfaßbar. Das ist eine elende Freundschaft, welche das Glück des Freundes teilen will, aber, wenn Unglück droht, den Freund im Stiche läßt — und welche mit äußerlich aufgehobenem Bunde auch sich innerlich völlig von dem Freunde löst und über dessen Unglück keinerlei Schmerz mehr empfindet. Schiller hat einen anderen, besseren Beweggrund der Trennung erfunden, die Erkenntnis, daß die Götter seines Freundes Verderben wollen und die Furcht, in das Verderben eines andern — und wenn auch eines Freundes — durch längeres Verweilen mit hineingezogen zu werden. Ganz genügte uns auch dieses Motiv nicht, wenn wir den Maßstab wahrer Herzensfreundschaft hier anlegen wollteu, wo bloße äußerliche Gastfreund-

---

Sie bleibt vor mancher Thüre demütig flehend stehn,
Man blickt heraus und heißt sie zum Nachbar weiter gehn.

27. So naht sie sich dem Hafen, da sieht sie an dem Strand
Viel Weizenähren wehen, schon gelb vom Sommersbrand.
Sie schaudert vor der Stelle, doch ach! der Hunger quält.
Schon hat sie von den Ähren die schönste sich gewählt.

28. Sie reibt und reibt vergebens, die Ähre gibt kein Korn.
Sie pflückt sich eine neue mit Hungersgier und Zorn,
Sie pflückt sich immer neue, doch alle taub und leer,
Da wirft sie sich verzweifelnd hinab ins tiefe Meer.

*) Die Kraniche des Ibykus, die er damals noch auszuführen gesonnen war.

schaft vorhanden war. Dies Ereignis liegt übrigens auf dem Boden des Heidentums, und Amasis ist eben kein Christ, sondern ein Egoist,*) und von einem solchen kann nicht mehr erwartet werden, als daß er seine Haut rechtzeitig in Sicherheit zu bringen sucht.

9. **Die Form** ist sehr einfach: V. 1. 2. 4. 5. sind hyperkatalektische vierfüßige jambische Verse, V. 3. 6 akatalektische. Reimbild aabccb. Reim a und c sind klingend, b ist stumpf.

10. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Ring des Polykrates. Nach Herodot oder nach Schiller erzählt. — 2. Die Leiden, vom heidnischen und vom christlichen Standpunkte aus betrachtet. — 3. Vergleichung zwischen Herodots Bericht und Schillers Darstellung des Ereignisses. — 4. Die Jungfrau von Stavoren. Erzählung. — 5. Vergleichung der Jungfrau von Stavoren mit Schillers Ballade: Ring des Polykrates. — Vergleichung der Gedichte Stavoren untereinander. — 7. Hochmut kommt vor dem Falle. (Chrie.) — 8. Vergleichung des Gedichts mit Schacks Triumphator.

11. **Zur Vergleichung:** 1. Stavoren.

Von Adolf Böttger.

[Geb. am 21. Mai 1815 zu Leipzig, lebt daselbst.]

1. Im Südersee[1]) gen Westen lag mitten auf dem Meer
Ein Eiland, grün und blühend, wie keines rund umher.
Drauf lag die Stadt Stavoren[2]), an Gold und Silber reich;
Die größten aller Städte, sie kommen ihr nicht gleich.

2. Einst lebte dort und schwelgte ein schmuckes Mägdelein,
Wohl mochte keines reicher und keines schöner sein;
Sie hatte Land und Schlösser und Leute, treu und gut,
Da kam wohl in das Fräulein der arge Übermut.

3. Mehr Schätze aufzuhäufen, das war ihr einzig Ziel,
Die Armen zu verspotten, ihr allerliebstes Spiel,
Und höhnen, lästern, fluchen, das war der Jungfrau Brauch.
Ach, leider thaten viele der Stadt ein Gleiches auch!

4. Oft[3]) ging sie längs dem Strande zu ihrem Schiffer hin;
„Fahr aus nach fernem Lande und bring nach meinem Sinn
Mir eine reiche Ladung des Edelsten nach Haus!“
Da sinnt und denkt der Schiffer: „Was such' ich Edles aus?

5. Zu Danzig auf dem Markte beim kühlen goldnen Born,
Da liegen zum Verkaufe viel Säcke Mais und Korn.

---

*) Keller fragt freilich a. a. O. S. 422: Würde denn nicht auch nach christlicher Auffassung selbst der edelste ein Recht, ja die Pflicht haben, die Freundschaft mit demjenigen zu lösen, welchen Gott gezeichnet hat?

[1]) d. h. in der Zuidersee, dem Mbs. der Nordsee an der holländischen Küste, in welchen die Yssel einmündet. Vor dem Jahre 1287 war dieser Meeresteil ein Binnensee.

[2]) Jetzt zählt die völlig verfallene und verarmte Stadt nur 575 Einwohner. Früher aber residierten hier die friesischen Könige, später war sie eine reiche, berühmte Hansastadt.

[3]) Besser stände hier: „Einst.“

Ja, diese Gottesgabe ist edel wohl und gut!"
Drum füllt mit Korn der Alte das Schiff mit frohem Mut.

6. Kehrt wieder nach Stavoren zu der Gebieterin.
„Nein, sag' mir, alter Schiffer, was kam dir in den Sinn?
In Afrika, so meint' ich, läufst du im Hafen ein
Und handelst treu und bieder um Gold und Elfenbein!" —

7. „Mein Fräulein, meine Herrin, verzeiht dem Schiffersmann!
Ich landete nicht ferne in Danzigs Hafen an;
Zu Danzig auf dem Markte beim kühlen goldnen Born,
Da kauft' ich tausend Säcke mit Weizen und mit Korn". —

8. „Und brachtest du mir Weizen, so sag' ich dir zur Stund':
Du schüttest mir die Ladung tief in des Meeres Grund!"
Der Mann erbleicht: „O, ladet nicht auf Euch Gottes Zorn,
Ist doch des Herren Gabe das kleinste Samenkorn!"

9. Und sie befahl zum Zweiten, da nahten arme Leut'
Und baten um Erbarmen und um Barmherzigkeit,[1])
Sie weinten und sie baten, sie flehten auf den Knie'n.
Allein das harte Fräulein thät kalt vorüberziehn.

10. Und sie gebot zum Dritten[2]), da trat der Schiffer vor,
Und sprach und rang die Hände und hob sie hoch empor:
„Du ladest Fluch und Sünde, Verzweiflung auf dein Haupt.
Wirst künftig daran darben, was jetzt die Woge raubt". —

11. So wahr ich nimmer wieder das goldne Ringlein seh',
Das ich vor Euern Augen hinwerfe in die See,
So wahr wird fern mir bleiben wohl bis an meinen Tod,
Was Ihr mir sagt von Elend, Verzweiflung, Fluch und Not!"

12. Das Ringlein flog hinunter, und auch der Weizen sank,
Er wirbelt auf und nieder bei einer sand'gen Bank!
Doch als am andern Morgen das Fräulein kam zu Tisch,
Fand sie zum höchsten Schrecken den Ring in einem Fisch.

13. Das war das erste Zeichen, nun folgte Schlag auf Schlag;
Der Fluch des vor'gen Tages war Fluch dem neuen Tag;
Es floh der Stolz, der Reichtum, und Elend kam und Not,
Und fluchend und verzweifelnd starb sie den Hungertod.

14. Im Lenze ging der Weizen hoch auf wie Gras und Ried,
Doch fruchtlos blieb er immer, wenn auch der Sommer schied.
Die Leute in Stavoren, sie sahn das Wunder auch,
Doch lebten sie in Sünden nach ihrem alten Brauch.

15. Da kam die schwere Strafe wohl einstmal über Nacht,
Da sank die Stadt Stavoren zum Teil in Meeresschacht.
Und aber sank ein Stücke, und noch ein Stücke sank;
So fand durch Schuld und Frevel die Stadt den Untergang.

16. Und noch alljährlich stürzen dort kleine Hütten ein,
Auch mag in diesen Hütten kein Fried' und Segen sein;
Drum stehn sie so verlassen, von außen still und tot,
Doch innen wütet Elend, Verzweiflung, Fluch und Not.

17. Und noch schießt aus dem Meere im Frühling Gras und Ried,
Doch fruchtlos bleibt es immer, wenn auch der Sommer schied;
Die Sandbank, wo es sprosset, die ist im ganzen Land
Nach jener Schreckenssage genannt der Frauensand.

---

[1]) eine Tautologie. — [2]) d. h. zum dritten Male.

2. Staworen.

Von Karl Simrock.

[Gedichte. Neue Auswahl. S. 216. Stuttgart, Cotta 1863.]

1. Im Südersee Staworen, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Türmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut,
Paläste siehst du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch alles hat beschlagen[1]) die unermeßliche See.[2])

2. Wenn alle Winde schweigen, der Kahn dich ruhig wiegt,
Der Schiffer wird dir zeigen, wo sie begraben liegt.
Du blickst auf Markt und Straßen, doch öde, menschenleer,
Und wenn die Glocken tönen, so strich ein Hecht zwischenher.

3. Vor Zeiten zu Staworen war Pracht und Überfluß,
Da schwelgte man in Freude und sann nur auf Genuß,
Da mußten Gallionen[3]) durch alle Meere gehn,
Mit den Schätzen fremder Zonen Staworens Kinder zu versehn,

4. Verwöhnte Kinder freilich, das Glück war allzuhold.
Den Hausflur und die Thüre beschlugen sie mit Gold,
Gepflastert mit Dukaten war Hof und Speisesaal,
Mit blanken Laubthalern[4]) die Weg und Stege[5]) zumal.

5. Wie sich die Schätze häuften, so wuchs der Übermut,
Als wär der Himmel käuflich für eitel Geld und Gut.
Und als das Maß erfüllt war, da gingen sie zu Grund,
Die erst das Meer bereichert, die schlang das Meer in den Schlund.

6. Vor allen in Staworen war eine Jungfrau reich,
Ihr Name ging verloren, kein König kam ihr gleich;
Doch herrisch und vermessen war ihr bethörter Sinn,
Sie hatte Gott vergessen und dachte nichts als Gewinn.

7. Zu ihrem Schiffmeister[6]) sprach einst die stolze Maid:
„Auf, lichte du die Anker, zwölf Monden hast du Zeit;
Doch kehrst du nach Staworen, so sei dein Schiff beschwert
Mit dem Edelsten und Besten, das rings der Erdball gewährt.“

8. Da sprach der alte Meister, er war ein weiser Mann:
„Ich bringe, was du heischest, nur zeig es näher an;
Des Edeln und des Guten ist auf der Welt so viel,
Was dich das Beste dünket, das Edelste, schafft mein Kiel,

9. Wofern dein Mund es ausspricht. Ists Korn oder Wein?
Ists Bernstein oder Seide, Gold oder Spezerein?
Sinds Perlen, sinds Smaragden? Es kostet dich ein Wort,
Das Schiff mir zu befrachten mit der Erde köstlichstem Hort.“

---

[1]) = bedeckt.

[2]) Nachahmung der alten Nibelungenstrophe, deren letzter Vers 7 Hebungen hat. Übrigens haben wir hier mitunter Binnenreim, also den Hildebrandston. Vgl. Erl. II[3], S. 292.

[3]) So nannte man die größten Segelschiffe des Mittelalters.

[4]) Eine französische Münze, écu de six livres, auch grand écu genannt = 4,75 Mark wert; sie erhielt von den Deutschen den Namen wegen der Lorbeerzweige, mit welchem der ovale Lilienschild umkränzt war.

[5]) Auch die zweite Silbe dieses Wortes steht in der Hebung.

[6]) Wir sagen jetzt Kapitän.

10. Sie sprach: „Du mußt es raten, du giltst doch sonst für klug;
Wer meinen Dienst erwählte, dem sei ein Wink genug.
Nun laß das lästge Fragen: bei meinem Zorn, ins Meer!
Das Edelste, das Beste gebracht[7]), ich sage nicht mehr."

11. Da muß er wohl gehorchen; unschlüssig fuhr er ab,
Der Frau Geheiß erwägend, das viel zu denken gab.
Er kannte wohl der Herrin hochmütig strengen Sinn;
Wie er ihr nun genüge, darüber sann er her und hin.

12. Am Ende dacht er also: Ich kauf ihr Weizen ein:
Was möcht auf Erden edler, was möchte besser sein?
Man hält in hohen Ehren das herrliche Korn,
Niemand kann es entbehren; so meid ich wohl ihren Zorn.

13. Da steuert' er gen Danzig und lud zu gutem Kauf[8])
Polnischen Getreides zehntausend Lasten auf;
Es war der beste Weizen, den je die Erde trug:
Wer des genossen hätte, dem gab er Kräfte genug.

14. Da ließ er seine Segel die Winde blähn und war
Im Hafen von Stavoren noch vor dem halben Jahr.
So schritt er vor die Herrin, die noch bei Tafel saß,
Mit Blicken der Befremdung von Haupt zu Füßen ihn maß.

15. „Wie", rief die Übermütige, „Schiffmeister' schon zurück?
Und wär dein Schiff ein Vogel, den Vogel hieß ich flück;
Dich wähnt ich an Guineas goldreichem Strand;
Was hast du nun geladen? sag an, ich bin doch gespannt."

16. Da sprach der Seemann zögernd, er hörte wohl, der Wind
Sei seiner Fahrt zuwider[9]), doch faßt er sich geschwind:
„Den besten Weizen führ ich, Gebieterin, dir her,
Kein besserer ist zu finden so weit die Länder küßt das Meer."[10])

17. Sie sprach: „Was muß ich hören? das hätt' ich nicht gedacht!
Elenden Weizen[11]), woraus man Semmel macht?
Den wagst du mir zu bringen? Es wird dein Ernst nicht sein;
Das Edelste, das Beste, gebot ich, handle mir ein."

18. Da sprach der Greis: „So elend ist doch, was Brot gibt, nicht,
Da man zu Gott alltäglich um Brot die Bitte spricht."
„Wie ich's verachte", rief sie, „beweis' ich dir sofort.
Von welcher Seite nahmst du die schnöden Körner an Bord?"

19. „Das Schiff ist von der rechten geladen," sprach er. — „Gut,
So wirf mir von der linken den Weizen in die Flut.
Die ganze Ladung, hörst du? Das muß sogleich geschehn:
Ich werde selber kommen, ob du gehorchtest, zu sehn."

20. Der Schiffmann ging, doch that er nicht, wie die Frau ihn hieß,
Weil ihr Gebot so greulich wider Gott verstieß,
Er rief die Armen alle, die Hungernden, herbei,
Ob nicht durch solchen Anblick das harte Herz zu rühren sei?

---

[7]) Der Zorn begnügt sich mit kurzen Sätzen: ins Meer! = fahre sofort ab. Gebracht! = ich will gebracht haben. Das Partizip steht auch sonst statt des Imperativs, z. B. Stillgestanden! Abgesessen!

[8]) zu billigen Preisen.

[9]) Diese seemänische Ausdrucksweise sagt zweierlei, daß der Schiffsherr die Wünsche der Herrin nicht erraten habe und daß sie obendrein sehr schlechter Laune sei.

[10]) in allen zu Schiff erreichbaren Ländern.

[11]) Auf welchen Silben ruhen die drei Hebungen?

21. Sie kam und fragte: „Hast du gethan wie ich befahl?" —
Da fallen ihr zu Füßen die Armen allzumal:
„Laßt uns den Weizen," flehn sie, „eh ihn das Meer verschlingt,
Daß wir den Hunger stillen!" Sie aber weigerts unbedingt,

22. Und winkt ihren Knechten und läßt erbarmungslos
Die Gottesgabe senken in tiefer Fluten Schoß;
Die Menge mußt es schauen, die stumm die Hände rang.
Da rief der alte Schiffer, der sich nicht länger bezwang,

23. Laut rief ers vor dem Volke der Frau ins Angesicht:
„Nein, wahrlich ungeahndet bleibt diese Bosheit nicht.
Wenn noch das Gute lohnet, das Böse straft ein Gott,
So wird einst schwer gerochen an euch der frevelnde Spott.

24. „So wird ein Tag erscheinen, wo ihr die Körner gern,
Die edlen, von den Straßen aufläset, Kern um Kern,
Den Hunger nur zu stillen; doch niemand gönnt euch sie."
Sie sprach mit Hohngelächter: „Mein Freund, der Tag erscheint mir nie.

25. Stavorens reichster Erbin gebrächs an Brote je?
Sieh diesen Ring, den goldnen, ich werf ihn in die See:
Wenn ich den wiederschaue, so mag auch das geschehn."
Sie sollt am selben Abend den Ring erschrocken wiedersehn:

26. Der Koch hatt ihn gefunden in eines Fisches Bauch.
Eh sie sich niederlegte, kam ihr die Botschaft auch,
Die Flotte sei gestrandet, die sie nach Morgenland —
Und so ergings der andern, die sie gen Abend gesandt.

27. Die Türken und die Mohren auch schadeten ihr viel,
Wie wider sie verschworen; ein reiches Kaufhaus fiel,
Das zog sie mit hinunter; und so kam Post auf Post[12]) —
Kein Jahr verging, so litt sie schon Not durch Hunger und Frost.

28. Sie ging von Thür zu Thüren und heischt' ein Stückchen Brot;
So schrecklich ward erfüllet, was ihr der Greis gedroht.
Von niemand bedauert, von vielen arg verhöhnt,
Auf Stroh hat sie endlich das arme Leben verstöhnt.[13])

29. Fort schwelgte noch Stavoren in sündlich eitler Pracht,
Denn Reichtum ward auf Schiffen noch täglich eingebracht!
Das Beispiel warnte niemand: Da wuchs der Buße[14]) Saat
Der ganzen Stadt erschrecklich aus jener Jungfrau Frevelthat.

30. Wo sie den edlen Weizen ins Meer versenken ließ,
Da hob sich eine Sandbank, die Frauensand man hieß.
Darauf entwächst den Wellen ein Kraut, das kennt man nicht,
Es gleicht dem Weizen völlig, nur daß der Ähre Korn gebricht.

31. Noch stieg die Sandbank höher und höher aus dem Meer:
Gesperrt war der Hafen, kein Schiff befuhr ihn mehr.
Da war des Reichtums Quelle der Schwelgerstadt versiegt;
Sie schwelgten fort, von Leichtsinn in süßen Schlummer gewiegt.

32. Da zog man eines Tages Hering und Butt[15]) hervor
Aus dem Schöpfbrunnen, und in der Nacht erkor

[12]) = Nachricht, hier Unglücksbotschaft.
[13]) = den letzten Seufzer ausgestoßen.
[14]) = der Strafe Saat.
[15]) Butt oder Schollen = die große Gattung der Plattfische, alle mit unsymmetrischem, plattgedrücktem Körper, schmackhaft, zum Teil, wie die Seezunge, geschätzte Delikatesse.

Der See sich andre Bahnen, ein wilder Wasserschwall
Verschlang, die Deiche brechend, Stavorens Markt und Straßen all.

33. Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Türmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut.
Paläste siehst du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch alles hat beschlagen die unermeßliche See.

---

3. Der Triumphator.

Von Adolf Friedrich Graf von Schack.

(Geb. 2. Aug. 1815 zu Schwerin. — Lebt in München.)

[Gedichte. Berlin 1867. S. 349. — 2. Aufl. S. 395. — 3. Aufl. Stuttgart 1874. S. 346.]

Stolz im Triumph glorreicher Siege,
Wie keiner sie erkämpft zuvor,
Zieht auf der leuchtenden Quadrige[1])
Ämilius Paulus[2]) durch das Thor:,
Es wirbelt Duft aus goldnen Becken,
Roms Tempel sind mit Purpurdecken,
So schön sie Tyrus heut, behängt,
Und rauschend tönt's, wie Meeresbranden,
Wo sich das Volk in Festgewanden,
Des Feierzuges harrend, drängt.

Auf Helmen, Schilden, Wurfgeschossen,
Auf Rüstungen von blankem Stahl,
Auf Marmorbildern, Erzkolossen
Spielt wie verirrt der Sonnenstrahl;
Jünglinge nerv'gen Armes führen
Von des Clitumnus weißen Stieren[3])
Die schönsten hundert, kranzgeschmückt;
In Reihen dann, ein Spott der Sieger,
Nahn Macedoniens blasse Krieger,
Von ehrner Ketten Wucht gedrückt.

Drauf er, dem bis zu Asiens Landen
Sich gestern noch gedehnt das Reich,
Der König selbst in Eisenbanden,
Dem niedersten der Sklaven gleich:
An seiner Seite flehn zwei Söhne,
Fast Kinder noch, in holder Schöne,
Der stolzen Römer Mitleid an;
Dann siehe! durch die Ehrenbogen
Der Legionen trunknes Wogen,
Des Siegers weißes Roßgespann.

Beim Jauchzen der Triumphgesänge,
Das tausendstimmig rings erschallt,
Rollt die Quadrige durch die Menge
Und macht am Kapitole halt.
Ämilius steigt durchs[4]) Jubelrufen
Des Volkes die porphyrnen Stufen
Zum Haus des Donnerers[5]) hinauf;
Da, durch die Menschenwoge dringend,
Stürzt, bleich von Antlitz, händeringend,
Ein Sklav ihm nach in hast'gem Lauf.

„O Herr, vernimm die Trauerkunde!
Was dir des Lebens Liebstes war,
Ward dir geraubt in einer Stunde,
Der Zwillingssöhne blühend Paar!
Ein Blitzstrahl hat die zwei erschlagen,
Als mittags sie entschlummert lagen
Im Ölwald der Akademie;
Her von Athen, damit die Laren[6])
Der Heimat ihren Staub bewahren,
Im Sarkophage[7]) bring' ich sie."

Die rings die Botschaft hören, schauen
Voll Mitleid auf Ämilius:
„Weh daß in Gram und Todesgrauen
Ihm der Triumphtag enden muß!"
Doch er tritt, kaum entfärbt die Wange,
Zum Tempel ein mit festem Gange,
Vollzieht das Opfer am Altar
Und ruft, indes die Flammen lohen:
„Nun bring' ich erst, ihr Ew'gen, Hohen,
Euch Dank aus vollem Herzen dar!

„Als kühn wie nie mit Siegesprangen
Von Schlacht zu Schlacht Roms Adler flog,
Als König Perseus selbst gefangen
Einher vor meinem Wagen zog,
Da bebt' ich vor des Schicksals Tücke,
Da dacht' ich: „Allzu großem Glücke
Stürmt rächend das Verderben nach;"
Mir bangte, daß des Schicksals Bürde

---

[1]) Ein mit 4 Pferden bespannter 2 rädriger Wagen. — [2]) Aem. Paulus, genannt Macedonicus, Konsul 168 v. Chr., besiegte in diesem Jahre bei Pydna König Perses. Er ist der Vater des Scipio Afrikanus Minor. — [3]) Clitumnus, ein umbrischer Fluß, war wegen der dort gezüchteten weißen Herden berühmt. — [4]) Dichterisch statt durch die Beifall rufende Menge. — [5]) Des Jupiter Tempel (Kapitol). — [6]) = Hausgötter. [7]) = steinerner Sarg. Vgl. Erl. III[3], S. 267.

Sich über Rom entladen würde
In ungeheurem Wetterschlag.
„Doch nun, ihr Götter, darf ich hoffen,
Gerettet sei das Vaterland,
Da mich allein der Blitz getroffen,
Den das Geschick herabgesandt;

Gesättigt nun in einer vollen
Gewalt'gen Rache ward sein Grollen,
Denn Unglück traf mein Haupt so schwer,
Daß den Besiegten ich beneide:
Ihm blieben seine Söhne beide,
Ich aber habe keinen mehr."

[Litterarisches: *Kurz III. S. 313. — *Viehoff II, S. 171. — *Viehoff, ausgew. St. II, S. 154. — *Gude III. S. 51. — *Hartert, I, S. 64. — *Saupe, S. 123. — *Hoffmeister, I. S. 304. ff. — *Götzinger II, S. 190. — *Düntzer II, S. 154. — *Hinrichs I, S. 218. — *Armknecht, S. 114. — *Keller a. a. O.]

---

8. Der Gang nach dem Eisenhammer.

[Werke in 4 Bdn. I, S. 183. Stuttgart 1874. Cotta.]

1. Zur Abfassung der Ballade. Schiller schreibt an Goethe unter dem 22. Sept. 1797 (in dem bekannten Balladenjahre): „Die letzten acht Tage habe ich für den Almanach nicht verloren. Der Zufall führte mir noch (d. h. eben vor dem Abschluß des Almanachs) ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtenteils fertig ist und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig beschließt. Sie besteht aus 24 achtzeiligen Strophen und ist überschrieben der Gang nach dem Eisenhammer, woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindiziere, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe." — Die am 25. Sept. bereits vollendete Romanze war inzwischen noch um 6 Strophen gewachsen. Fraglich bleibt mirs, ob Kurz, Viehoff und a. recht haben, welche meinen, die neuen 6 Strophen gehörten der Beschreibung des Messedienens (Str. 20—24) an, und vielleicht sei auch die Einleitung und die Schilderung des Eisenhammers ursprünglich etwas kürzer gehalten gewesen. Mir scheint jene briefliche Notiz so zu deuten zu sein: Ich bin noch nicht ganz fertig mit der Ballade: 24 Str. zu 8 Zeilen habe ich übrigens schon vollendet. Dann sind die fehlenden 6 Str. einfach an den Schluß des Gedichtes zu verweisen.

2. Die Quelle. Der Dichter hatte eine aus dem Französischen stammende Quelle, welche man lange völlig vergebens gesucht hat. Was man fand, waren französische Erzählungen und Legenden von einer sehr entfernten Ähnlichkeit. Endlich gelang es Götzinger, die unzweifelhafte Quelle nachzuweisen, von welcher sich Schiller nur unbedeutende Änderungen gestattet hat. Das französ. Originalwerk hatte zum Verfasser Rétif de la Brettonne und den Haupttitel: Les contemporains. In diesem Buche ist La fille garçon oder das Mannweib die neunte Novelle, und dieser ist die nachfolgende Erzählung eingefügt. Schiller hat wohl die letztere nur in der Form der von Mylius veranstalteten Übersetzung gelesen, — bis jetzt ists uns noch nicht gelungen, das französ. Original wieder aufzufinden. Die Übersetzung lautet aber folgendermaßen:

„Ein sehr gottesfürchtiger Mensch", erzählt Retif, „war Bedienter im Hause der Gräfin von K . . ., deren steinreicher Gemahl in der Gegend von

Vannes oder Quimper Eisenhämmer hatte. Weil dieser treue Bediente Gott in seiner Herrschaft sahe, wie der heilige Paulus sagt, war er immer geschäftig und würde den Grafen ebenso eifrig bedient haben, als die Gräfin, wär' er nicht in den Diensten der letzteren gewesen. Seine Sorgfalt und Achtsamkeit war so groß, daß er jedes ihrer Verlangen zu erraten schien; die meiste Zeit, wenn sie ihm etwas anbefahl, war seine Antwort: Ist schon geschehen, gnädige Frau. Die Gräfin war hierüber voll Bewunderung, und sobald eine ihrer Freundinnen zu ihr kam, versiegte der Quell ihrer Lobeserhebungen von Champagne nicht. Er war überdies ein schöner Bursche; nach den Lobsprüchen, die seine Gebieterin über ihn machte, verlangte man ihn stets zu sehen, und er kam, beantwortete die Fragen, die man an ihn that; mit einem Worte, betrug sich mit so vieler Bescheidenheit, daß jedermann der Gräfin ein Kompliment darüber machte.

Einer der Kameraden des Champagne, Pinso oder Blero genannt, war Zeuge aller dieser Lobsprüche; er ward darüber so eifersüchtig, daß er sich's in den Kopf setzte, ihn durch Verleumdung bei ihrem Herrn zu stürzen. Er klagte ihn an, daß er die Gräfin ohne ihr Wissen liebe, und gab dem Grafen hiervon so viele wahrscheinliche Anzeigen, daß dieser Herr es glaubte. Inzwischen wollt' er dennoch sich mit seinen Augen von der Wahrheit überführen; allein verblendet, wie sie waren durch den boshaften Lakaien, sahen sie nichts denn Arges. Der Graf, sich wenig aus dem Leben eines armseligen Bedienten machend, dessen Vergehen ihm so schwer schien, suchte den Hochöfner in einem seiner Eisenhämmer auf und sagte zu ihm: Den, den ich zu dir schicken werde mit der Frage: ob du das gethan hast, was ich dir gesagt habe, wirf sogleich in deinen Ofen. Nun sind diese Art Leute die grausamsten, wildesten Geschöpfe; diesem hier war der Auftrag herzlich lieb, und aus Furcht, ihn zu verfehlen, nahm er einen seiner Kameraden zu sich, ebenso boshaft, als er.

Den folgenden Morgen ließ der Graf den Champagne durch Blero, seinen Feind, rufen und sagte zu ihm: „Champagne, geh in den Eisenhammer, und frage dem Hochöfner, ob er gethan hat, was ich ihm gesagt." „Sehr wohl, Ihro Gnaden", antwortete Champagne und rannte, des Herren Befehl auszurichten. Beim Weggehen fiel ihm ein: Du könntest doch zufragen, ob meine Dame nicht etwa was mit zu bestellen hat. Er kehrte also wieder nach dem Zimmer der Gräfin zurück, zu der er sagte: „Madame, Ihr müßt wissen, daß ich auf Befehl des gnädigen Herrn nach dem Hammer gehen soll, und da ich nun der gnädigen Frau gehöre, wünschte ich zu wissen, ob dieselbe etwas zu befehlen hätte." Die Dame antwortete ihm: „Nichts, Champagne! außer etwa, wenn man ungefähr zur Messe läuten sollte, wohin ich nicht gehen kann, weil mir nicht recht wohl zu Mute ist, so hört sie mit an, und betet für mich und für Euch zugleich." Das war gerade, was Champagne verlangte, und der Befehl war ihm ungemein lieb; denn ohne das Gebot seiner Herrin hätt' er bei Ausrichtung eines Auftrages von seinem Herrn sich nicht aufzuhalten gewagt. Kaum war er das Dorf zum Ende,

als man zur Messe einläutete. Nun war es Sommer und niemand zum Ministrieren da, als schwächliche Greise. Champagne bot sich an, hielt die Schenkgefäße in Bereitschaft, machte die Sakristei rein, und wie der Priester gekommen war, respondierte er andächtlich; die Messe dauerte wohl drei Viertelstunden. Drauf setzt er wieder alles an Ort und Stelle, wie nur immer ein Sakristan würde gethan haben, und dann eilt' er nach dem Hammer, unterwegs die Gebete vollendend, die er für seine Frau, seinen Herrn und für sich selbst in seinem Buche begonnen hatte. Wie er beim Hammer ankam, fragt' er den Hochöfner: „Habt Ihr das gethan, was Ihro Gnaden gesagt haben?" „O, schon vor einem feinen Weilchen," sagt der Kerl lachenden Mundes, „davon ist ganz und gar nicht mehr die Rede; 'is so gut, als wär' er sein Tage nicht da gewest." Champagne kehrte volles Rennens zu seinem Herrn zurück. Sobald ihn dieser gewahr wurde, geriet er in kein geringes Erstaunen und in ganz gewaltigen Zorn. „Wo kommst Du her, Schurke?" sagte er. „Vom Hammer, Ihro Gnaden!" — „Hast Dich also unterwegs aufgehalten?" „Nicht im geringsten weiter, gnädiger Herr, als daß ich die gnädige Frau fragte, ob ich etwa unterwegs was für sie ausrichten könnte; da befahl sie mir, die Messe zu hören, und für sie mit zu beten, wenn ich für mich betete, und das hab' ich gethan, und für Sie auch, denn ich dachte nicht, daß der Auftrag von Ihro Gnaden so sehr dringend wäre." — Bei diesen Worten fiel der Graf in ein tiefes Nachdenken, und nachdem er Champagne gefragt, was man im Hammer gesagt habe, so nahm er aus der Antwort ab, daß der Angeber, den er aus Ungeduld hingeschickt hatte, um zu wissen, ob Champagne da gewesen, zuerst bei dem Hochofen angekommen und in einem Augenblick war verzehrt worden. Er begab sich zu der Gräfin und sagte zu ihr, indem er auf Champagne zeigte: „Verlaßt Euch auf diesen guten Diener, denn heute hab' ich einsehen lernen, daß er ein Liebling Gottes ist." Und von dem Tage an bekam Champagne die Verwaltung des ganzen Hauses und hat sein Amt immer redlich bekleidet." —

Eine zweite Form der Sage entnehmen wir Freybes „Altdeutsches Leben" S. 110ff. Sie entstammt der „Leien Bibel In Hundert Fragen'unde Antwort underscheden" vom Rostocker Prediger Nikolaus Gryse (1603) und lautet also:

Thom beslute ys ok dysse Hystoria hirby tho merkende, dat ein Vader synem Söhne, so van em reyset, dysse dryerley Lere tholest gegeuen hefft: Erstliken, he scholde vlytigen thor Kercken gahn. Darna dat he sick vör böse Geselschop scholde höden. Unde tholest sick ock fyne in de Lüde schicken. Alse he nu utreyset, kümpt he in eines Köninges Hoff tho denste, und dewyle he sick na synes Vaders Leren stedes rychtede, segende en Gott ricklichen, dat he von dem Köninge leef und werdt geholden wardt, unn balde hoch hervör kümpt. Datsülue vördrot den anderen Hauedenern, darunter ein arglystiger Ohrenbleser en mit Lögen bei dem Köninge heimliken angyfft, as dreue he untucht mit der Köningynnen. Denn solckes konde men, secht he,

lycht lyken uth synen Geberden affnemem, dewyle he sick anstellede beyde in der Fröuwde und ock in truricheit gelick alse de Köningynne. Solckes wyl de Köninck erfaren, tüth derwegen einmal einen schönen Rynck van syner Handt, undt gyfft en synem Gemahle. Do lachede de Köningynne unde ys frölick, de yunge Geselle steidt vör dem Dysche unde waret up, und do he süth, dat beyde, de Köninck, und de Köningynne frölick syn, ertöget he sick ock frölick, darup de Könninck sonderlycke achtinge gifft. Up eine ander tydt stellet sick de Köninck törnich, gifft der Köningynneu einen Backenslach, darauer wert se trurich und wenet. Do de frame Dener solckes süth, wert he ock darauer alse byllich bedröuet, denn ydt yo nicht wolgestanden, wenn he darauer gelachet hedde.

De Köninck öuerst dütet em solckes thom argesten uth, unde achtet ydt darvör, he hedde nu genochsam bewysz, dat he en döden late, unde radtslaget in geheim mit dem valschen Angeuer, wo he am besten sick an dem Jüngelinge wrecken möchte, darup sprickt der Vörlümbder, he scholde nicht vele Disputerendes mit em maken, sondern em stracks in einen fürigen Kalckauen werpen unde vörbernen laten, und darmit ydt unvörmercket tho ginge, scholde he dem Kalckberner edder Tegelmeister yegen den Auent einen ernstliken beuehl dohn dat den andern morgen up eine gewysse Stunde einer heruth kamen unde en fragen wörde, efft he des Köninges beuehl hedde uthgerychtet, den süluen scholde he angrypen, unde ane allen vörtoch in den Fürigen Kalckauen werpen. Solcken Radt des böseu Minschen, leth sick de Köninck geuallen, unde gyfft dem Framen Gesellen dyssen beuehl, he schole Morgen fro hen uthgahn, unde den Kalckmeister fragen, efft he des Königs beuehl hebbe uthgerychtet. Des Morgens geidt he henuth, und besorget sick neues boesen, unde kümpt an eine Kerke, darby he hen gahn müste, do gedencket he an synes Vaders Lere, geith erst lyken in de Kercke unde höret predigen, unde gedachte he wolde dennoch tydtlick genoch syn Werff vörrychten. Myddeler wyle he in der Kercken ys, löpt syn Vörlümbder in vullen spryngen thom Kalckmeider unde hapet, he scholde en lange tho Aschen vörbrandt hebben, dewyle de bestemmede Morgenstunde vorby was, unde fraget uth haste dem Kalckberner, efft he ock des Köninges beuehl hedde uthgerychtet Do nympt he en ane alle barmherticheit unde werpet en in den Fürigen Kalkauen, und efft he sick gelick dargegen strüuede unde schryede, dat he nicht sy den men vörbernen scholde, so rychtet he sick doch na des Köninges beuehl, dat he den de am ersten queme, und en also fragen wörde, scholde in den Füraueu werpen.

Na geschener Predigen geith de Jüngelinck thom Kalckmeister und fragede, efft he des Köninges beuehl hedde uthgerychtet, dem antwordet he, ydt sy gescheen, alse he solckes gehöret, geith he ylick wedderumb thom Köninge und brynget em datsülue antwerdt in. De Köninck er-

schrecket und vörwundert sick, dat he wedderkümpt unde fraget em, wo ydt sy thogegahn. De Jüngelinck secht, he hedde uthgerychtet wat he em beualen hedde, he wüste anders nicht, doch sy he fromorgen in der Kercken gewesen, und hedde predigen gehöret. Daruth vörnympt de Köninck, dat he velschlyken by em sy angegeuen, und de Ander byllich syn rechte Lohn bekamen hedde. Alse he öuerst vam Köninge gefraget wart, wo he dat vörstahn scholde dat he alletydt sick so geberde und anstellede, beyde in fröuwde unde ock in truricheit, gelick alse syn Gemael, darup antwerdet he dat syn leue Vader, alse he von em gereyset, em thom lesten geleret hadde, he scholde nicht allene gerne thor Kerken gahn und darneuen sick vor böse Geselschap höden, sondern ock by den Lüden sick in ere Sake fyne schicken, dana hedde he sick ock vörholden, beyde in des Köninges unde ock in der Köninginnen Fröwde und Truricheit. Daruth de Köninck des Jüngelinges unschuldt vörnamen, unde hefft en herna werdt und leeff geholden. Alse weth Godt de framen Kynder, so der guden Leren erer Olderen in gude acht nemen unde volgen, tho segende unde tho erholdende, unde ock ere Vyende tho straffende.

3. **Erläuterungen:** **Str.** 1. Knecht hat hier keinen unangenehmen Beigeschmack; es bedeutet so viel als Diener. Fridolin = schweizerische Verkleinerungsform von Gottfried oder Fried. Auch ein Heiliger führt diesen Namen: Fridolin. — Eine Gräfin von Savern hat die Quelle nicht genannt, auch hat es eine Grafenfamilie dieses Namens nie gegeben. Doch giebt es im Elsaß und in der Rheinpfalz mehrere Orte des Namens Saverne oder Zabern, wie der deutsche Name ursprünglich lautete und auch bei der bekanntesten Stadt dieses Namens im Elsaß jetzt wieder lautet. Der Knecht erfüllt seine Obliegenheiten getreu der göttlichen Mahnung: Eph. 6, 5. 6: Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eures Herzens, als Christo; nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen, mit gutem Willen. — und: 1. Petr. 2, 18: Ihr Knechte seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. — Fridolin würde also auch gern einer launigen oder strengen Gebieterin gedient haben, wie viel freudiger dient er seiner sanften und guten Herrin!

Str. 2. Mit der Vesper ist die Vesper- oder Abendglocke um 6 Uhr gemeint.

Und (er) meinte, seiner Pflicht zu fehlen. Götzinger konstruiert fehlen mit dem Genitiv, wie es Luther so oft gethan habe (des Weges fehlen); Viehoff dagegen sieht irrtümlich diese Konstruktion an als eine Verdeutschung der französischen Wendung manquer à son devoir, betrachtet also Pflicht als Dativ.

Str. 3. „vor dem ganzen Dienertroß“ = entweder in seiner Gegenwart oder über den ganzen Troß erhob den Fridolin die Gräfin. Troß

(lat. trustis, Haufe,) ist übrigens ein Gefolge von Menschen unbedeutenden Geistes oder niedriger Gesinnung, welche der edlen Dame keine Achtung abgewannen, während dies bei Fridolin der Fall war. Dienertroß ist kein Pleonasmus, wie Armknecht meint.

Str. 4. Ihr klares Auge schaute gern diesen braven, auch schönen Menschen an, der ihr volles Wohlgefallen fand, ohne daß in ihr eine unreine (das Auge trübende) Neigung aufgestiegen wäre. — Statt wohlgestalten stand in den früheren Ausgaben anmutsvollen. Die Neuerung ist wohl keine Verbesserung.

Str. 5. Robert (eig. Rupprecht) ist der Name, welcher auch sonst bösen Menschen, besonders bösen Jägern beigelegt wurde und auch bei Schiller sich nochmals, in seinem „Verbrecher aus verlorner Ehre" findet. Die Franzosen nennen den Freischützen Robert du bois. — Rasch und offen gehören als Beiwörter zu: Grafen. Diese falsche Konstruktion findet sich bei Schiller nicht ganz selten, vgl. Kraniche des Ibykus Str. 7, 2: „obgleich entstellt von Wunden erkennt der Gastfreund von Korinth die Züge, die ihm teuer sind", und ebd. Str. 9, 3. „Gelocket von der Spiele Pracht", abhängig von „aus der Menge" und im Lied von der Glocke: „Noch zuckend mit des Panthers Zähnen zerreißen sie des Feindes Herz."

Str. 6. Brau'n = Brauen. Dies ist die richtige, Braune eine falsche Form. Nebenformen der Braue sind Brahe und Brane. Daß die Brauen nicht gerollt werden, hat Schiller wahrscheinlich gewußt, und wenn er das „unrichtige Bild" doch anwandte, so hat er die Braue statt des Auges setzen zu können gemeint (pars pro toto!), aber wohl an den Tadel, mit welchem Keller mich bedacht hat, weil ich Schillers unrichtigen Ausdruck nicht gerügt habe, nicht gedacht. Hätte ich freilich Schiller getadelt, so wäre Kellers Tadel gegen mich nur um so schärfer ausgefallen.

Werd ich auf Weibertugend baun, beweglich, wie die Well' = Allitteration von Lippenbuchstaben, welche insgesamt das Unzuverlässige in der Weibertugend malen sollen. Leicht locket sie des Schmeichlers Mund. Auch diese Vokale und Konsonanten scheinen mit Absicht gewählt zu sein. — Berücken = „das Netz über ein Tier rücken und so dasselbe fangen." (Hartert, a. a. O.)

Str. 7. „ein geborner Knecht": „soll wohl nur den Gegensatz zwischen niederen und höheren Ständen, vielleicht auch nur zwischen niederm und hohem Adel bezeichnen, nicht aber Leibeigner bedeuten; denn ein solcher kann Fridolin als Page der Gräfin nicht füglich sein," sagt Lüben. Allein ganz sicher dürfen die Worte nur so ausgelegt werden: Fridolin hat keine andre Zukunft, denn die, irgend ein Amt eines Dieners zu versehen; er ist gewissermaßen zum Knechte geboren, nicht aber als Knecht geboren. Wir sagen, auch von einem Manne: er ist ein geborner Soldat, ein geborner Pfarrer und meinen doch nicht, daß derselbe als Soldat oder Pfarrer zur Welt gekommen sei.

Str. 8. Kunigonde. Der Vokal o kommt im Französischen (Cunégonde) vor, und rührt wohl daher auch diese ungewöhnliche Form bei Schiller. Daß alle Personen, auch die Nebenpersonen, Namen führen, ist dieser Ballade Schillers eigentümlich; ebenso auch beachtenswert, daß keine Ballade Schillers die Charaktere so deutlich schildert als diese.

Str. 10, V. 1. 2. die Verse, die er schrieb, und [in welchen er] seine Glut gesteht — etwas ungenau, aber volkstümlich. Das zweite Gesteht kann man entweder dem Grafen in den Mund legen (Ausdruck der Zorneswut, bezw. der Ungeduld, gleich unserem Weiter! [Ich will alles wissen!]) — oder als Wiederholung des Nachdrucks seitens des Verleumders auffassen (dessen Auge einem zweifelnden Blicke des Grafen begegnet sein mag und welcher gern jeglichen Zweifel vernichten möchte). Übrigens ist gerade dies von Schiller frei erfundene Motiv des gefälschten poetischen Liebesbriefes zu dem alten Märchenstoffe nicht recht passend. Es klingt das alles doch zu modern.

befahren, seit dem 17. Jahrhundert häufig statt befürchten. (Opitz, Fleming, Spee, Logau, Weiße, Haller, Pestalozzi, Wieland, Bürger, Kosegarten.) Übrigens ist entfahren, befahren ein unechter Reim.

Str. 11. „In hoher Öfen Glut". Wenn der Graf neben einander mehrere Hochöfen besaß, so wird man allerdings annehmen müssen, daß diese beiden ruchlosen Knechte an einem bestimmten Hochofen beschäftigt waren und daß der Graf diesen Hochofen sowohl dem Fridolin als Robert genauer beschrieben oder benannt habe.

Str. 12. Hier wird uns ein Stabhammer beschrieben, d. h. ein Gebäude, in welchem Roheisen geschmiedet und in bequemere Formen gebracht wird.

Str. 13, 1. Die altertümliche Form zween der früheren Ausgaben verdient vor der Form zweien in der Cottaischen Ausgabe den Vorzug.

Str. 14. Die Heuchelei Roberts zeigt sich zweifellos in der freundlichen Art, wie er den Fridolin zum Grafen ruft. Daß Robert vom Plane des Grafen etwas erhorcht habe, ist nicht angedeutet. Aber allerdings weiß er, wie sehr der von ihm abgesandte Pfeil der Verleumdung die Eifersucht des Grafen erweckt hat. Daß es Fridolin nicht gut gehen werde, ahnt er, und so ist es denn begreiflich, wie gern er dem Befehl des Grafen nachkommt, welcher durch ihn den Fridolin zu sich bescheiden läßt.

Str. 15, 2. „Mit falschem Heuchelschein" sieht Armknecht als doppelten Pleonasmus an, in Wirklichkeit kann es auch bedeuten: mit falschem Scheine des Heuchlers, bezw. wie ihn Heuchler zeigen, und dann ist die Verbindung nicht mehr so sehr tadelnswert.

Str. 16. Fridolin zeigt der Gräfin an, daß er von dem Grafen zum Hammer gesandt sei und fragt, ob sie irgend etwas Eiliges vorher besorgt wünsche oder einen Befehl habe, dessen Ausführung sich mit jenem andern vereinigen lasse.

Str. 17. Dame = die gnädige Frau. (Französische Wendung.) —

Die Gräfin hofft, daß das Fürbitte-Gebet des frommen Fridolin von Gott werde erhört werden und daß diese Erhörung ihr auch Gnade, Segen bringen werde, da sie ihren Knecht nicht bloß zur Fürbitte um Heilung des Sohnes, sondern auch zum Sündenbekenntnis an ihrer Statt beauftragt zu haben scheint. Das letztere konnte er in der Messe selbst ablegen. So sollte auch ihr der Segen der Messe zu teil werden können. Schiller zeigt hier übrigens nicht besonders klare Vorstellungen von der katholischen Kirchenlehre.

Str. 18. ladet st. lädt (die erste ist die schwache, eig. unrichtige Form). — Der Katholik unterscheidet übrigens Messe und Sakrament. Letzteres, die Abendmahlsfeier der Laien, kommt an Wochentagen nur ausnahmsweise vor. Schiller meint hier nur eine Messe. Auch das festlich paßt nicht gut zu der gewöhnlichen Wochentagsmesse.

Str. 19. Die ursprüngliche Meinung der Gräfin war, der Diener sollte, da sie selbst die Messe zu hören durch die Krankheit des Sohnes verhindert sei, im Vorbeigehen in die Kapelle treten und die Messe für sie hören. Zu dieser trifft er rechtzeitig ein. Doch nun legt sich Fridolin die Frage vor, ob er damit seine Pflicht gegen den Grafen nicht verletze. Da beruhigt sich nun der Knecht mit dem Gedanken (V. 1. 2.): „Kirchengehen säumet nicht,“ und um so mehr hälts ihn fest, der ganzen Messe anzuwohnen, als er sieht, daß man seiner Dienste wohl gebrauchen könne. — Unerklärt bleibt, wer geläutet habe. Wir meinen, doch jedenfalls ein Meßner. Aber der war ja auch zugleich Chorgehilfe oder Meßdiener! Gewöhnlich sind auch zwei Meßdiener zur Stelle. Wenn Armknecht (a. a. O. S. 171) meint, das Rechts- und Linksknieen sei ein Zeichen, daß Fridolin zwei Ministranten vertreten habe, so irrt er. Beide Chorknaben wechseln vielmehr wiederholt mit ihren Stellungen zur Rechten und Linken des Priesters. Ein Chorgehülfe würde auch seinen Platz während der Messe mehrfach geändert haben.*)

„Der Fleiß der Schnitter glüht heiß“ statt: die fleißigen Schnitter glühen. (Hypallage. Vgl. Erl. IV², S. 34.) Die Erzählung führt uns also in die Zeit der Ernte.

V. 8. Der Dienst des Chorgehülfen in der kath. Kirche, namentlich bei der Messe, erfordert eine genaue Kenntnis der üblichen Dienstleistungen.

Str. 20. Sakristan d. h. „Meßner, unser Küster oder Kirchner.“ (Saupe.)

Stola ist eine breite, lange Binde von Seide, oft mit Silberstoff besetzt, welche um die Schultern und die Brust kreuzweise gelegt wird. Das Cingulum ist ein Gürtel oder eine weiße Schnur, welche das weiße Untergewand (die Albe) aufschürzt. Das Obergewand führt den Namen: die Kasel. Das Umhängen paßt nicht genau zum „Cingulum“. Erklärlich sind die Erwähnung dieser beiden untergeordneten Kleidungsstücke und die Nichterwähnung der Albe

*) Keller freilich macht mir den Vorwurf der Leichtfertigkeit, weil ich die doppelte Begründung des Kirchenbesuches nicht getadelt habe. Aber ich habe mehr gethan: Ich habe versucht, beide Gründe mit einander in Einklang zu bringen.

und des eigentlichen Meßgewandes, der Kasel, da nur beim Cingulum die Mitwirkung des Meßdieners unentbehrlich ist.

Str. 21. Ministrant heißt der Diener, welcher den Priester am Altare bedient. (Hartert.) „Und knieet rechts und knieet links“ ꝛc. „Auf den Wink des Priesters hat der Ministrant unter wiederholten Kniebeugungen das Meßbuch bald auf die rechte, bald auf die linke Seite des Altars zu legen.“ So sagt Saupe fälschlich; denn der Priester winkt nicht, sondern die Chorknaben richten sich nur nach den Worten und Bewegungen des Priesters. Das Meßbuch (Missale) ist i. Jahre 1570 durch den Pabst Pius V. zu allgemeiner Einführung gebracht, und dadurch ist in der Meßliturgie volle Gleichförmigkeit für die ganze Kirche hergestellt worden. Sanktus = das dreimalige Heilig (Trisagium) kommt in der Abendmahlsliturgie vor. (Vgl. Jes. 6, 3.) Der Chor singt dieses Sanctus am Schluß der Vorfeier (Praefatio) der Messe. Bei dem „Dreimal-heilig“ wird dreimal mit einer Schelle geläutet.

Str. 22. „Den Gott, den gegenwärtigen zeigt“ = Nach der katholischen Lehre ist durch die Konsekration das Brot in den Leib Christi verwandelt. Ein weiteres Stück der römischen Meßliturgie ist nun die Elevation = das Emporheben des „Leibes des HErrn“, was mit der bloßen Hand geschieht.

Str. 23. „Vobiscum Dominus“ Dem Segen fast unmittelbar geht das Wort des Priesters Dominus vobiscum! (Der Herr sei mit euch!) voraus, welchem die Gemeinde mit Et cum spiritu tuo (und mit deinem Geiste) respondiert. Darauf spricht der Priester: Ite, missa est (Geht, die Versammlung ist entlassen) und segnet die Gemeinde. Nach dem Segen ist übrigens die heil. Handlung noch nicht ganz zu Ende. Vielmehr geht nun der Geistliche zur Linken des Altars und betet dort die Anfangsworte des Johannisevangeliums. Bei Joh. 1, 14 (Et verbum caro factum est) kniet er nieder.

Str. 24. Als das Heiligtum darf man nicht etwa die Kirche ansehen, aber auch nicht bloß die heiligen Gefäße. Da Retif im Originale den Champagne (Diener) die Sakristei, d. h. das an die Kirche angebaute Zimmer, in welchem die Pfarrer sich aufhalten und auch die vasa sacra (heiligen Gefäße) verwahrt werden, vorher reinigen läßt, so scheint Viehoff Recht zu haben, daß Schiller die Sakristei gemeint habe und die Sakristei Heiligtum sein solle. Doch erwarten wir eigentlich nicht diesen neuen Aufschub. Als die Reinigung des Heiligtums nur das Abtragen der bei der Messe gebrauchten Gefäße vom Altare anzusehen, verbietet der Inhalt der Str. 24, V. 1—2 noch nicht, wie Düntzer meint, vielmehr kann V. 3 eine Erklärung von V. 1. 2. sein. Überdies hat der Meßner noch das Meßbuch wegzutragen, die Lichter zu löschen ꝛc.

Paternoster. Vgl. Erl. I^3, S. 62.

Str. 26. Ein Rosenkranz ist eine Schnur mit Kügelchen zur Abzählung der Gebete. Eigentlich hat derselbe 150 kleine Kugeln, welche eben so viele Ave Maria bedeuten. Nach jeder 10. kleinen Kugel folgt eine größere, welche das Beten eines Pater Nosters fordert. In der kathol. Kirche ist dieser Rosenkranz von Dominicus de Guzman im 13. Jahrhundert eingeführt

worden. Unter Ave Maria versteht man den englischen Gruß: Sei gegrüßt, Maria, voll der Gnaden; der Herr ist mit dir ꝛc. Dieser Gruß bildet seit dem 11. Jahrhundert das Laiengebet in der katholischen Kirche. 150 Ave Maria (S. o.) bilden ein Psalterium Mariae (der Psalter besteht ja aus 150 Psalmen). Seit 1326 werden von jedem Katholiken morgens, mittags und abends je drei Ave zur Erinnerung an die Menschwerdung Christi gebetet, das sog. Angelus. — Ob Schiller eine rechte Vorstellung von dem Rosenkranze gehabt habe, ist nach unserer Stelle fraglich. 12 Paternoster sollen die Zahl füllen (Str. 24)*) welche an den 4 oder dem 4. Rosenkranze noch zu beten waren. Da die großen Perlen nicht aufeinander folgen, so muß man, um die Worte Schillers nicht als Ungenauigkeit zu fassen, annehmen, Fridolin habe schon vor und während der Messe Gelegenheit gefunden, dreimal den Rosenkranz zu beten (und das ist sehr fraglich!) und vom vierten Rosenkranze drei Vaterunser nebst 30 Ave Maria. Der Rest würden dann an der Zahl, welche sich Fridolin aufgegeben hatte, jene 12 Paternoster sein (mit Einschluß ihrer 12 mal 10 Ave M.) Allerdings gebraucht man gewöhnlich Rosenkränze mit 50 Kugeln, freilich auch so große, daß 50 größere Kugeln zwischen 150 Ave M. sich finden.

Str. 27. u. Str. 28. Das fortwährende Wiederkehren des Vokals **i** als Reimvokals ist ein Mangel, welcher bezeugt, daß dieses Gedicht von Schiller rascher als andere gedichtet und nicht mit der letzten Feile schließlich geglättet wurde.

Str. 28. „dunkel“: Fridolin hat den Sinn der Rede nicht völlig verstanden — nur so viel ist ihm klar, und das genügte ihm: das Werk des Grafen ist ausgeführt worden. — „lachend“: in seiner Unschuld und Unbefangenheit hat Fridolin nicht einmal in dem Lachen die Roheit und den Hohn herausgelesen, welche der Dichter Str. 25 in den Worten andeutet: „Und grinsend zerren sie den Mund.“

Str. 30. „Gott und seine Scharen.“ Die Scharen sind (Heerscharen) die Engel. Gott heißt im A. T. oft Herr Zebaoth d. i. Herr der Heerscharen.

4. Die Form:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — V. 1. 3. 5. 6. Reimbild: ababccdd.
◡ — ◡ — ◡ — V. 2. 4.
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ V. 7. 8.**)

5. Komposition: Kunstloser, als sie sonst bei Schiller zu sein pflegt, ist die Erzählung in diesem Gedichte. Der Dichter stellt uns zuerst in einfacher Weise den Helden der Erzählung, den frommen, diensteifrigen Fridolin, vor und beschreibt die Verhältnisse, in welchen er lebt. Die steigende Gunst bringt seine Seele nicht in Gefahr, wie die Erhöhung dieses Einen auch keiner unreinen Empfindung in dem Herzen der Gräfin

*) Daß Armknecht hier sagt: „schwer zu erklären, welche Zahl der Dichter meint“, ist wundersam.

**) Etwas gelehrter faßt Westphal a. a. O. S. 159. die Sache, wenn er nicht nur drei Teile der Strophe annimmt à 2, 2, 4 Zeilen, sondern in dem Schlusse eine Periode aus 2 akatalektischen und 2 katalektischen jambischen Tetrapodieen sieht. In den beiden ersten Perioden ist eine akatalektische mit einer brachykatalektischen Tetrapodie verbunden.

entspringt. Das Verhältnis zwischen der Gräfin und Fridolin ist das zwischen Herrin und Diener; es gestaltet sich fast zu einem Liebesband, wie dasjenige, welches Mutter und Sohn verbindet; aber ein näheres— in diesem Falle sträfliches, ehebrecherisches — ists nicht. (Str. 1—3.) Doch der Neid des Jägers Robert ist so entbrannt, daß er den Fridolin zu vernichten beschließt und seinen teuflischen Plan bei der Rückkehr von der Jagd in der raffiniertesten Weise ausführt. Arglistig preist er den Grafen glücklich wegen seiner Arglosigkeit, doch als der Argwohn im Herzen des leidenschaftlichen Grafen erregt ist, da schürt der Elende durch absichtliche Unbestimmtheit des Ausdruckes, durch scheinbares Fallenlassen des unliebsamen Themas und anderes die Eifersucht des Grafen zu schrecklichen Flammen, da nennt er endlich den „Blonden“ als den Elenden, welcher, wie alle Welt wisse und auch der Graf gesehen haben müsse, jedenfalls sich sagen könne, mit der Gräfin ein verbotenes Verhältnis anzuknüpfen suche. Er, Robert, habe übrigens den unwidersprechlichsten Beweis der Schuld Fridolins in seiner Hand, — und er zeigt dem Grafen einen untergeschobenen, angeblich von Fridolin geschriebenen, in Versen abgefaßten Brief, welcher an die Gräfin, die der Jäger klüglich als schuldlos und ihrer ehelichen Pflicht getreu hinstellt, gerichtet sei. (Str. 4—10). Auch die Eifersucht ist blind, besonders die eines leidenschaftlichen Charakters, wie derjenige des Grafen war. In seinem Zorn prüft er die Anklage nicht, sondern glaubt ihr; ungehört wird der Angeklagte verurteilt, und die Henker werden bestellt. Darauf wird Fridolin vor den Grafen beschieden und von diesem zum Eisenhammer, der ihm zugedachten Richtstätte, gesandt. (Str. 11—15.) Die Grube war gegraben, und alles vereinigt sich zu der Annahme, daß das Opfer der Verleumdung in dieselbe fallen müsse. Die Henker empfanden eine Art Wollust bei Erteilung dieses Auftrags, auf Fridolins Gehorsam ist zu rechnen — also, jubelt Robert, er ist verloren! Da zeigt sichs aber, daß Gott seine Kinder schützt, und mag der Gottlose einen Rat beschließen und alles noch so gut einfädeln, es wird nichts daraus; der Rat Gottes ist wunderbar, wenn auch nicht immer Wunder nötig sind, und Gott führt alles herrlich hinaus. Er hält den Fridolin auf*) durch Herrendienst (denn er geht auf der Herrin Geheiß zur Messe) und durch Gottesdienst (denn er läßt ihn als Sakristan und Ministrant nötig erscheinen und herangezogen werden) und rettet so sein Leben; er richtet inzwischen in gerechtem Gerichte den Verleumder (Robert), dessen Gang zum Eisenhammer durch seinen giftigen Haß und seine teuflische Schadenfreude beschleunigt wurde. (Str. 16—25.)

*) Die Thätigkeit des Fridolin während und nach der Messe ist der Grund der Verspätung und Rettung. Die ausführliche Darstellung jener Thätigkeit ist das retardierende (verlangsamende) Moment, wodurch es uns glaubhaft wird, daß Robert den Fridolin überholt und seine Strafe empfängt.

Die sichtliche Bewahrung Fridolins durch eine höhere Hand läßt den Grafen erkennen, daß Fridolin unschuldig ist und Robert ein elender Verleumder war, den Gottes Hand getroffen hat. Fortan steht der treue Diener auch in des Grafen voller Gunst (Str. 26—30).**)

5. **Die Idee des Gedichtes** läßt sich volkstümlich ausdrücken durch: Wer andern eine Grube gräbt, fällt öfters selbst hinein.

In der heiligen Schrift, besonders in den Psalmen, kehrt sehr häufig dieser Gedanke der waltenden Vorsehung Gottes wieder, in den verschieschiedensten Wendungen und Bildern; vgl. das Netz, welches der Feind den Frommen stellt (Ps. 37, 5), in welchem der Netzsteller gefangen wird (Ps. 35, 8); die Gottlosen ziehen das Schwert aus und spannen den Bogen gegen den Unschuldigen; aber ihr Schwert geht in ihr Herz. (Ps. 37, 14. 15.) rc.

6. **Disposition:**

I. Das Verhältnis der Gräfin zu ihrem Diener Fridolin, nach der Wahrheit dargestellt. Str. 1—3.

II. Die Schilderung dieses Verhältnisses im Munde des Verleumders. Str. 4—10.

III. Die Verleumdung siegt scheinbar. Str. 11—15.

IV. Gottes Gerechtigkeit schützt den Frommen und Unschuldigen. Str. 16—25.

V. Das Gottesgericht offenbart den Verleumder und den Unschuldigen und gewinnt dem Fridolin auch das Herz des Grafen. Str. 26—30.

7. Da **die Charakteristik** der Gräfin und des Grafen, des Fridolin und des Robert um der Deutlichkeit ihrer Zeichnung im Gedichte willen keinerlei Schwierigkeiten bieten, sogar die Bilder der beiden schrecklichen Gesellen am Hochofen mit voller Klarheit vor unser Auge treten, so soll noch auf einige Punkte aufmerksam gemacht werden, welche das Gedicht uns besonders wertvoll machen: Vor allen Dingen ist hier die Grundidee und die ganze Charakteristik des Fridolin eine eigentlich biblische, die Vorstellung des Gottesgerichtes, welches den vernichtet, der einen Unschuldigen zu Grunde richten wollte und fast zu Grunde gerichtet hätte, eine durchaus und allgemein christliche, die Form der Frömmigkeit eine christlich-katholische und dabei altdeutsche; die Sprache setzt keinerlei antiquarische Gelehrsamkeit oder tiefere philosophische Bildung voraus: Umstände, Gründe, Vorzüge genug, um es zu erklären, daß dieses Gedicht ein Lieblingsgedicht des deutschen Volkes, auch der Jugend, bald geworden und geblieben ist. Aber nicht blos der Ungelehrte freut

---

**) Eine Menge von ähnlichen Erzählungen haben Hinrichs (I, S. 269—273) und Götzinger (vgl. a. a. O. S. 232—249) zusammengestellt. — C. Fr. Weber hat für den deklamatorischen Vortrag eine schöne musikalische Begleitung geschrieben; der Maler Moritz Retzsch endlich acht Umrisse zu Schillers Fridolin (Kupferstiche) geliefert und bei Cotta veröffentlicht.

sich an diesem Gedichte, weil es ihm nahe steht und durchaus verständlich und herzbewegend ist, sondern auch Gebildete, wie Körner und Goethe zollen dem Dichter ein volles Lob um dieser Ballade willen.

Die Abweichungen Schillers von seinem Originale sind sehr unbedeutend. Er hat an der Idee nichts geändert, noch wesentlich neue Motive erfunden, wie das sonst allerdings seine Art war; seine Darstellung ist einfach und nur auf die ununterbrochene Fortsetzung der Handlung bedacht, welche auch von Str. 4 an nicht mehr unterbrochen, sondern nur durch die vortreffliche Schilderung des Eisenhammers und die ausführliche der Messehandlung verlangsamt wird.

Schließlich haben wir noch des zarten Taktes zu gedenken, welcher unsern Schiller veranlaßte, die Scene des gräßlichen Untergangs Roberts nur anzudeuten, aber nicht auszuführen, und des tiefsten Kunstsinnes, welcher den Fridolin so darstellt, daß derselbe, obgleich an Jahren und Geschicklichkeit nicht mehr, doch in seiner völligen Unschuld noch immer ein **Kind** ist, in dessen reine Seele nicht einmal eine Ahnung der Sünden gekommen ist, welche er begangen haben soll, noch des Grades von Bosheit, welche in Roberts Seele wohnte, noch der entsetzlichen Gefahr, vor welcher ihn Gottes Gnade bewahrte, und des furchtbaren Gerichtes, dem Robert verfiel; seine Unbefangenheit und Heiterkeit denken wir uns von dem taktvollen gräflichen Ehepaar vorerst behütet, so daß der fromme Fridolin erst spät, jedenfalls lange nach dem Vorfalle, die Kunde jener entsetzlichen Vorgänge, deren Mittelpunkt er, ohne es zu ahnen, gewesen war, von dem Grafen, der ihn fortan nicht minder als die Gräfin liebt, empfangen haben mag.

8. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Gang nach dem Eisenhammer. Erzählung. — 2. Vergleichung des Gedichtes mit der Grundlage. — 3. Charakteristik Fridolins. — 4. Die übrigen Charaktere der Ballade (Robert, Graf und Gräfin, das entmenschte Paar am Hochofen.) — 5. Beschreibung eines Eisenhammers. — 6. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. (Erzählung; Erfindung des Schülers.) —

[Litterarisches: Liebrecht in dem Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache, Bd. VIII. S. 422. und Pfeiffer ebendas. Bd. IX, S. 207. — Viehoffs Archiv II, 1. S. 52. — Franz Pfeiffer, Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde Bd. III, S. 410, 437—440. — *Gude II, S. 221. — *Viehoff II, S. 284. — *Hoffmeister III. S. 322 ff. — *Hartert II. S. 56 X. — *Saupe S. 156. — *Götzinger II. S. 223 X. — *Kurz III, 320. — *Düntzer II, S. 304. — *Armknecht S. 162. — *Hinrichs, I, S. 266 — *Westphal a. a. O. — *Keller a. a. O.]

9. Die Kraniche des Ibykus.

[Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 153, Stuttgart, Cotta.]

2. Erläuterungen:

Str. 1. Die Griechen feierten vier große Nationalspiele, um in den zerstreuten Stämmen des Volkes die innere Einheit zu befestigen, die olympischen, pythischen, isthmischen und nemäischen. Die olympischen Spiele, welche alle 4 Jahre zu Olympia in Elis, einer Landschaft des Peloponnes, gefeiert wurden, hatten den meisten Ruf; ihnen standen an Bedeutung zunächst die isthmischen, d. h. die, welche auf dem Isthmus (Landesenge V. 2,) welcher den Peloponnes mit Hellas verband, unweit Korinth alle zwei Jahre gefeiert wurden. Während die olympischen zu Ehren des Zeus, des obersten Gottes, gefeiert wurden, waren die isthmischen dem Bruder des Zeus, Poseidon oder Neptun, dem Beherrscher des Meeres, geweiht. Die Spiele waren teils gymnische und ritterliche Wett-Kämpfe, teils Wett-Kämpfe in geistigen Produkten. Jene befaßten unter sich: Wettlauf, Ringen, Faustkampf, Werfen, Wettrennen mit Viergespann und Reiterrennen — diese Recitationen von Gedichten und Aufführungen von Gesängen. Das prächtigste jener Reihe war das Wettrennen der Wagen, und deshalb nennt Schiller dieses („Zum Kampf der Wagen“) in Verbindung mit dem musikalischen Wettkampf. („und Gesänge“). — So gering die Belohnung des Siegers war (sie bestand bei den isthmischen Spielen früher aus einem Kranze von Eppich, später aus einem Fichten-Kranze, da die Fichte dem Poseidon geheiligt war), so groß war die Ehre des Siegs. Auch die Vaterstadt nahm an dem Glanze eines siegenden Mitbürgers teil. —

Korinth, ehemals eine Stadt von über 300 000 Einwohnern in glücklichster Lage (an zwei Meeren), berühmt durch Handel und Wissenschaft, auch Kunstdenkmäler, 146 v. Chr. von Mummius zerstört, von Cäsar wieder aufgebaut — liegt jetzt in Trümmern; der unbedeutende Ort dieses Namens zählt wenig über 100 Einwohner.

„Froh vereint“: Unter allen griechischen Nationalspielen waren die isthmischen diejenigen, bei welchem es am lustigsten herging.

Ibykus blühte um 528 v. Chr. zu Rhegium (jetzt Reggio) in Unteritalien (Großgriechenland). Er lebte eine Zeitlang am Hofe des Tyrannen Polykrates von Samos. Einzelne Bruchstücke seiner leidenschaftlichen Liebeslieder sind noch erhalten.

Götterfreund. Als Sänger stand er in näherer Beziehung zu Apollo, dem Gotte der Dichtkunst, des Gesanges und der Weissagung, einem Sohne des Zeus und Bruder der Artemis (Diana), auch zu den Musen; aber auch allen Göttern stand der Dichter näher, als andre Menschen. — Des Gesanges Gabe = Dichtkunst.

„Der Lieder süßen Mund“ = „die Fähigkeit, in süßen Liedern seine Gefühle auszusprechen.“ (Hartert.)

Des Ibykus Ausgangsort war Rhegium. Von dort kam er zu Schiffe

bis in die Nähe Korinths zur westlichen Hafenstadt Lechäon. Dann „wandert er an leichtem Stabe", ohne viel Gepäck, wie ein echter fahrender Sänger arm an irdischem Gute, die letzte Strecke zu Fuße.*)

„Des Gottes voll" d. h. des Apollo, oder eigentlich der Gaben Apollos; Apollo lebte und wirkte in ihm, wie wir Christen auch sagen: voll des heil. Geistes sein. Möglich, daß unserm Schiller diese Ausdrucksweise der heil. Schrift vorgeschwebt hat. Der Dichter war voll heiliger Begeisterung, und solche führten eben die Griechen auf Apollo zurück. (Metonymie.) Götzinger erklärt „des Gottes voll" als „voll der Gesänge, durch die er in den Spielen siegen wollte.

Str. 2. „winkt." (Personifikation.) Akrokorinth = Im S. der Stadt Korinth lag ein Bergkegel (2800' hoch), welcher die korinthische Akropolis trug.

In Poseidons Fichtenhain stand der Tempel des Meerbeherrschers, zu dessen Ehren Theseus die von Sisiphus begründeten isthmischen Spiele erneuert haben soll. Den Palast des Poseidon dachte man sich tief im Schoße des Meeres. Von dort steigt der Beherrscher des Meeres auf einem von Rossen gezogenen Wagen, den Dreizack in der Rechten haltend, empor. Der Dreizack ist das Zeichen der Majestät Poseidons. Mit demselben erregt er Sturm und Überschwemmung.

Ein frommer Schauder ergreift den Wanderer, indem er sich in der Einsamkeit die Heiligkeit und Erhabenheit Gottes vorstellt.

Waldesstille rings umher; nur über sich erblickt das Auge des Wanderers einen Zug von Kranichen**), und der Dichter begrüßt in letzteren alte Bekannte, Reisegefährten („befreundete Scharen.") Selbstverständlich sind diese Kraniche nicht dieselben, welche der Dichter, auf dem Meere fahrend, gesehen hatte. Die Kraniche zogen rein südlich über das Mittelmeer. Vorübergehend mag auch Ibykus südlich gefahren sein, obgleich sein Reiseziel östlich lag.

Str. 3. Die Vögel galten als Boten der Götter für Glück und Unglück bringend. Vorzeichen suchten und Zeichendeuterei trieben Römer und Griechen viel; zwei römische Priesterklassen beschäftigen sich mit Vogelflug (Auguren) und Beschauen der Eingeweide geopferter Tiere (Haruspices). —

Der Sänger vergleicht sich mit den Kranichen und findet in ihrem Lose manches Ähnliche mit dem seinigen.***)

Der Gastliche ist ein Beiname des Zeus (*Ζεὺς ξένιος*), der als Schützer der Fremden angesehen wird. Auf Zeus läßt sich dieses Dichterwort schon um des 7. (prophetisch klingenden, eine trübe Ahnung aussprechenden) Verses willen leichter beziehen, als auf den Gastfreund (Str. 7). —

*) Freilich war diese Strecke so kurz, daß man den Mord hier nicht wahrscheinlich finden kann.

**) Daß die isthmischen Spiele abwechselnd entweder im Frühjahre oder im Sommer gefeiert wurden und daß zu dieser Zeit Kraniche sich nicht sehen noch hören lassen, braucht den Dichter nicht zu kümmern.

***) Sie kommen von fern wie er und hoffen wie er auf eine gastfrohe Aufnahme; zudem waren sie Reisegefährten des Sängers.

Str. 4. „Munter fördert er die Schritte.“ Vgl. in Schillers Glocke“:

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer.

Gedrang = oberdeutsch statt eng, schmal. Das Wort gedrang gebraucht schon Wieland, Oberon V, 81. cf. Keller a. a. O. S. 471. „Schiller zog, aus einem sehr richtigen Gefühl, in der Poesie die kurzen, kräftigen, wenn gleich weniger gebräuchlichen Adjektive vor“ („wohlgestalt, mißgestalt“). Viehoff.

Steg ist nach Keller nicht „schmales Holz zum Übergang über Wasser oder eine Tiefe (Weigand), sondern = dem norddeutschen Steig, Pfad, vgl. die Redensart: auf Weg und Steg (Bürgers Leonore 3, 2: Auf Wegen und auf Stegen, Schillers Ideale Str. 9, 6: „Auf dem rauhen Steg.“).

„Des Bogens Kraft“ = den kräftigen Bogen. Was sollte aber ein Bogen in solchem Kampfe nützen? Vielleicht will Schiller nur sagen, Ibykus sei im Gebrauch der Waffen nicht so geschickt gewesen, als im Gebrauche der Leier.

Str. 5, 3. „Wie weit er auch die Stimme schickt.“ Vgl. Bürgschaft, Str. 7.

V. 4—7. Hier spricht der angegriffene Sänger aus, was ihm die Bitterkeit des Todes erhöht; hier in dem Haine, den ich gegen Mordthat gefeit glaubte, von der Heimat weit entfernt auf fremdem Boden, unbeweint*) von meinen Verwandten und zahlreichen Verehrern, eine elende Bestattung zu erfahren, nachdem ich von böser Buben (Spr. Sal. 1, 10) Hand ermordet bin, und ohne Aussicht zu haben, daß mein Mord werde von der Obrigkeit gerächt werden können. Nur ein Umstand bleibt unausgesprochen, der den Griechen sonst sehr am Herzen lag, der Wunsch baldiger Bestattung. (Die Seelen, deren Leiber unbestattet waren, konnten nicht in den Hades eingehen. Vgl. Schlegels Arion Str. 6.)

Str. 6. Dies ist bereits eine andere Abteilung von Kranichen. Ihr Geschrei klingt trompetenartig und ist furchtbar, betäubend, — und jetzt in unmittelbarer Nähe tönt das Geschrei der Kraniche doppelt schrecklich. Es ist dem Sterbenden, als wenn diese Augenzeugen ein menschlich Gefühl hätten und den Mördern kundgeben wollten, wie empört sie über ihre ruchlose That sind. Darum ruft der Sänger die Kraniche auf, — die Ankläger der Mörder zu sein.

Str. 7, 1. Der Erschlagene war war völlig geplündert.

V. 2. Obgleich entstellt von Wunden ist Partizipialsatz zu: Züge.

„Und muß ich“: Der Dichter führt uns in die Gedankenreihe des Gastfreundes ein, da anknüpfend, wo der Gastfreund, was er bisher leise gedacht hat, laut redend fortsetzt. — Fichte, vgl. Str. 1. (Daß Eppich gebraucht wurde zur Zeit des Ibykus, ist ohne Bedeutung für die Stelle.)

---

*) Vgl. Schillers: Jungfr. v. Orleans II., 7:
O, schwer ist's, in der Fremde sterben unbeweint.

„des Sängers Schläfe“: Nicht nur die Schläfe werden umwunden, sondern das ganze Haupt. Es wird also bei einem Teil des Ganzen das Ganze mitgemeint, es werden durch den Teil die fehlenden Teile des Ganzen mitbezeichnet. Man nennt die Mitbezeichnung: Synekdoche und unterscheidet folgende Arten dieses bildlichen Ausdruckes:

1: Statt des vollen Bildes wird nur ein ausreichender Teil genannt, z. B.:

a. pars pro toto, Teil für das Ganze: Vgl. oben: „des Sängers Schläfe;“
Ach, ihm fehlt kein teures Haupt (= Familienglied, Mensch). Schiller, Glocke.

b. Werkzeug statt des Trägers: „Die Feder Schillers“ = Schiller

c. Stoff für das daraus Gefertigte: Stahl statt Lanze, Schwert:

> Es soll der scharfe Stahl
> Ihr Leben rasch zerschneiden. Schiller, Wallenst. Tod, 4, 8.

2, Statt des Teiles wird das Ganze gesetzt, z. B.:

a. Die Gattung statt der Art:

> Lagern sich die gräulichen Katzen. Schiller, Handschuh.

b. Die Art statt des Individuums: der Nürnberger Meistersänger statt Hans Sachs. — Der Atride statt Menelaus oder Agamemnon.

Alle diese Verhältnisse können auch umgedreht werden, und es kann z. B. die Art statt der Gattung, das Individuum statt der Art, die einfache Zahl statt der mehrfachen, die bestimmte statt der unbestimmten stehen. —

So steht in dem erstgenannten Beispiele: Schläfe statt Haupt, also der Teil statt des Ganzen, des Sängers statt des Ibykus, der nur ein Sänger war (Art statt des Individuums). —

Vers 7 ist zu ich ein Zusatz. Er, der Gastfreund, nahm an dem Glanze seines Gastes Teil; ein Teil des Ruhmes ging auch auf den Gastfreund über, bei dem der Sieger herbergte.

Str. 8. „Poseidons Fest“ vgl. Str. 1.

„Ganz Griechenland ergreift der Schmerz“ = Metonymie.

Prytane hieß jeder Vorsteher eines Kollegiums; hier ist der Inhaber der obersten Regierungsgewalt oder der Vorsteher des Gerichtshofes gemeint. Es ist also der (bestimmte) Prytane gemeint, dem die Kriminal-Untersuchungssachen oblagen.

Manen*) = (Plur.) die Seele (Sing.) des Verstorbenen. Die Manen wurden göttlich verehrt, und es wurden ihnen Spenden dargebracht (namentlich am 17. Febr., dem allgemeinen Totenfeste). In solchen Fällen hat man wohl eher an die Schutzgötter der Verstorbenen zu denken. Solche Spende soll jetzt das Blut des Mörders werden, damit dadurch der Mord und, wie

*) Keller hat diese Zeilen übersehen, darum ist er flugs mit dem Tadel bei der Hand: „Manen mag der geneigte Leser sich selbst auszulegen suchen!“ —

es Griechen nannten, die Manen gesühnt würden. Keller verweist auf die Braut von Messina IV, 9):

> Flüchte du dich hin zu unserm Grabe
> Und rufe deiner Söhne Gottheit an,
> Denn Götter sind wir dann.

Str. 9. Helios, der alles schauende Sonnengott, vgl. Klage der Ceres, Str. 2:

> Titan, deine Strahlen alle
> Sandt' ich nach der teuern Spur; —
> Und der Tag, der alles findet,
> Das Verlorne fand er nicht.

Str. 10. Theater. Das griechische Theater bestand aus drei Teilen:
1. Die Bühne (Proscenium) war mehr lang als breit. Nach hinten war die Bühnenwand (Scene) mit den Dekorationen. Die Bühne war erhöht, ruhte auf einer Mauer, deren sichtbare Vorderseite mit Kunstwerken geschmückt war. 2. Vor der Bühne befand sich der viereckige Raum der Orchestra, 10—12' niedriger als die Bühne; in derselben ein Altaor (Thymele), so hoch wie die Bühne. 3. Der 3. Teil des Theaters, der Zuschauerraum, bestand aus halbkreisförmigen Sitzreihen, welche terassenartig aufstiegen, auch wohl durch Gänge geschieden und in Stockwerke zerlegt waren.

Auf der Orchestra stand der Chor, welcher sich, wenn er nicht sang, auf der Thymele sammelte und aufhielt.

Der Zuschauerraum war unbedeckt, aber so groß, daß er oft 20—30,000 Menschen faßte; gegen Sonnenbrand schützte man sich durch breitkrämpige Hüte. Das Publikum bestand fast nur aus Männern. Die Schauspiele wurden meistens am Tage gegeben. Die Zuschauer waren von der Bühne so weit entfernt, daß Charaktermasken von den Schauspielern getragen werden mußten und in diesen Mittel zur Verstärkung der Stimme angebracht waren. Die Gestalten wurden durch den Kothurn*) wesentlich erhöht. Es waren Maschinen zum Emporheben und Versenken von Figuren vorhanden, und mannichfache Dekorationsmittel, Wandmalereien, auf Rädern schiebbare oder auf Walzen zu bewegende oder in Form von drehbaren Dreiecken mit verschiedenen Bildern auf beiden Seiten.

Str. 11. Bühne ist hier nicht die Schaubühne, sondern die Emporbühne, d. h. die bretternen, durch Balken gestützten Sitzreihen für die Zuschauer. (Armknecht hat Schiller in sehr falschem Verdacht, wenn er meint, Schiller habe sich die Zuschauer auf der Bühne sitzend gedacht! Vgl. a. a. O., S. 202.)

Str. 12. Theseus Stadt ist Athen, da Theseus das Verdienst zugeschrieben wird, die zerstreut umher wohnenden Einwohner um die Burg Kekropia angesiedelt und gesammelt zu haben. Von Aulis in Böotien fuhren

*) Eine Erklärung des Kothurn findet sich unten in der Erläuterung zu Schlegels Hexameter. Dies zur Beruhigung für den fehlersüchtigen Keller.

einst die nach Troja segelnden Griechen ab. Phocis ist ebenfalls, wie Attika (Athen), Böotien (Aulis, Theben), eine Landschaft in Hellas (Mittelgriechenland), in welcher das berühmte Orakel zu Delphi sich befand. Das Land der Spartaner ist Lakonien, ein Land im S.-O. des Peloponnes. Von den Griechen war eine große Menge von Inseln im Westen (Ithaka, Corcyra) und Osten Griechenlands (Euböa, Kreta; die Sporaden, z. B. Skyros, Thera; die Cykladen, z. B. Delos, Naxos, Paros 2c.) bevölkert, wie auch die ganze Südküste des schwarzen Meeres und die Westküste von Kleinasien von griech. Kolonieen besäet war.

Das **Schaugerüst** = der Ort, auf welchem die Zuschauer standen.

Der Chor bestand aus 15—24 Schauspielern, welche die Handlung auf der Bühne durch Rat, Trost und Warnung begleiteten und, wenn die eigentlichen Schauspieler, die auf der Bühne standen, nicht thätig waren, die Pausen durch Gesang und Tanz ausfüllten.

Str. 13. Der Chor trat für gewöhnlich nur auf der niedrigen Orchestra auf und hatte zu dieser zwei seitliche, besondere Zugänge. Schiller begeht den Irrtum oder gestattet sich die Freiheit, den Chor aus dem Hintergrunde hinter der Scene hervorkommen und so auf die Orchestra wandern zu lassen.

Dieser Chor stellt die Eumeniden (Erinnyen, lat. Furien) dar, welche jeden, namentlich blutigen Frevel rächen, und am furchtbarsten die Verwandtenmörder mit ihrem wahnsinnigmachenden Gesange unablässig verfolgten. Uns werden drei mit Namen genannt: **Alekto** (die nie ruhende), **Tisiphone** (die Rächerin des Mordes), **Megära** (die Feindliche). — Das übermenschliche Aussehen gewannen die „Weiber" durch den **Kothurn**. —

Schiller schildert die Furien in der Braut von Messina (am Schlusse) anders als hier; dort heißt es:

> Eherner Füße
> Rauschen vernehm' ich,
> Höllischer Schlangen
> Zischendes Tönen.
>
> Ich erkenne der Furien Schritte!
> Stürzt ein, ihr Wände!
> Versink', o Schwelle,
> Unter der schrecklichen Füße Tritt!

Ähnlich aber als in unserem Gedichte spricht sich Schiller anderwärts aus (zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände):

„Ein scheußlich verzerrtes Gesicht, hagere Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist." Äschylos ließ die Furien auch als häßliche alte Weiber auftreten, schlangenartig, mit blutigen Augen, gefletschten Zähnen, in langen schwarzen Gewändern mit blutrotem Gürtel. Über ihren Gesang sagt Äschylos:

erregte das Wort ihre Aufme
Infolge dessen überführt un
durch die Kraniche, sondern d

Diese Worte des Äschylos nach Humboldts Übersetzung hat Schiller nachweislich fast wörtlich benutzt. — Ebenso lagen für Str. 16 und 17 folgende Stellen aus Äschylos zu Schillers Benutzung vor:

> Denn wer in schuldloser Reinheit
> Seine Hände bewahret,
> Den besucht nie unser Zorn;
> Fern von Unglück durchwallt er das Leben.
> Aber wer, wie dieser, frevelnd
> Hände des Mordes birgt,
> Dem gesellen wir uns rächend bei.

Wir heften uns an seine Sohlen" = wir folgen ihm auf den Fersen.
Das „Geschlecht der Nacht" nennen sich die Eumeniden als „Töchter der Nacht.*)

Str. 17. Vgl. Äschylos:

> Plötzlich aus der Höhe stoßend,
> Hemmen wir des flücht'gen
> Bösewichts unsichern Schritt.
> Unter seiner Unthat Bürde
> Wankt im irren Lauf sein Fuß . . .

und an einer Stelle singt der Chor, es sei ihm auferlegt,

> . . . . wessen Frevlerarm
> Mordend unschuldvolles Blut verspritzt,
> Dem zu folgen, bis er zu den
> Schatten wallet; aber sterbend
> Wird er nicht der Bande ledig**).

Geflügelt = so rasch, wie wenn wir flögen.
die Schlingen um den Fuß werfen = bildlich. Die Angst verstrickt des Frevlers Füße. (Vgl. Hartert I, 87.)
„Bis zu den Schatten" = bis zur Unterwelt, also bis zum Tode.

Str. 19. V. 6. Die Macht, die des Schicksals dunklen Knäuel flieht ist ein Lieblingsausdruck Schillers, vgl. Das Ideal und das Leben (3, 2.): Mächte, die das dunkle Schicksal flechten; Glocke: Mit des Geschickes Mächten ist kein ewger Bund zu flechten. Ich sah mich bisher nicht veranlaßt, ohne Not auf noch nicht behandelte Stellen hinzuweisen, zog vielmehr die Rückblicke auf Bekanntes aus pädagogischen Gründen allem anderen Citaten-Wesen vor. Doch der horror vacui, die Furcht, man möchte in meiner Erläuterung Lücken finden, in welche Keller seine Galle oder Witze gießen könnte, hilft mir über mein Bedenken hinweg. Ich suche von ihm zu lernen, und hoffe seine Zufriedenheit zu verdienen. — Die Wirkung des Schauspiels und Chorgesanges ist so furchtbar, daß die Zuschauer und Zuhörer im Zweifel

---

*) Ich habe wieder mehr [illegible]mmelt zu haben. Von Aulis [illegible] Verdruß Kellers. Auch die Anspielung des Verses: [illegible] lles Irdische bescheint, auf die vielgenannte Stelle der [illegible] καὶ πάντ' ἐπακούει ist mir entgangen. [illegible] Kothurn findet sich unten in der Erlä[illegible]

**) Vgl. Viehoff II[5], [illegible]ung für den fehlersüchtigen Keller.

sind, ob, was sie sahen, Wahrheit oder Schauspiel war. Alle sind von der Macht der Nemesis überzeugt, welche, ob auch noch so geheim waltend, doch von jedem Herzen als vorhanden anerkannt wird, und zwar von dem sündenreinen, schuldlosen noch williger, als von dem schuldbeschwerten, oft aber verhärteten Herzen. Auch bei letzterem offenbart sich die Macht der Nemesis, der furchtbaren, verborgen wirkenden Gewalt, wenn auch da zunächst nur äußerlich: der Mörder wird durch die Erwähnung der Mordthat („des Mordes schwere That") an seine That erinnert; diese Mordthat erinnert ihn an die letzten, weissagenden, racheverheißenden Worte des Ermordeten, diese an die Kraniche, und da er plötzlich, weil hochsitzend, auch Kraniche heranziehen sieht, so ist die Verbindung fertig: Das ist das Kranichheer, welchem Ibykus die Anklage seiner Ermordung anbefahl. Er denkt laut — ohne daß er es weiß, er bemerkt nicht, daß die tiefste Stille, eine Wirkung des vernommenen Chorliedes, ihn rings umgiebt und spricht, was er denkt, so laut, daß seine Worte, die einzigen, lautgesprochenen, deutlich in der nächsten Nähe verstandenen Worte nicht überhört, sondern verstanden werden und zu der Entdeckung des Mordes führen.

Str. 22. „Das ist der Eumeniden Macht" = „die Hand der göttlichen Vergeltung." Vgl. Schillers Künstler. S. 230.

Str. 23. Die Scene = das Proscenium wird zum Tribunal (Gerichtsplatze.) Tribunen oder Prätoren saßen, wenn sie Gericht hielten, auf einer Erhöhung, um allen Zuschauern sichtbar zu sein. Von der Rache (Nemesis) Strahl getroffen = durch den Mund des zum Tode verurteilenden Gerichts. Das Bild ist vom Blitze entlehnt.

2. Die Form: Westphal sagt wörtlich: Schiller fügt der dikatalektischen und dibrachykatalektischen noch zwei brachykatalektische Perioden hinzu. Etwas verständlicher läßt sich auch sagen: V. 1 u. 2 sind unvollständige jambische Fünffüßler, V. 3. 4. vollständige jambische Vierfüßler oder um einen ganzen Fuß (Pause) gekürzte jambische Fünffüßler; diesen folgen noch zwei Langverse, welche eigentlich 9 Jamben haben, also Pentapodieen (aber verkürzt um einen Fuß) sind (und in der Mitte noch eine Pause von einer Länge haben) = brachykatalekttsche pentapodische Perioden.

3. Die historische Grundlage:

Die „rohe Fabel" kannte Schiller wohl in drei verschiedenen Formen: Plutarch in einer Schrift über die Geschwätzigkeit sagt: „Und die, welche den Ibykus töteten, wurden sie nicht auf gleiche Weise ertappt? Als sie im Theater saßen, und zufällig Kraniche vorüberzogen, flüsterten sie einander lachend zu: Da sind die Rächer des Ibykus! Die Nahesitzenden hörten es, und da Ibykus schon lange verschwunden war und gesucht wurde, so erregte das Wort ihre Aufmerksamkeit, und sie melden es der Obrigkeit. Infolge dessen überführt und hingerichtet, erlitten sie die Strafe nicht durch die Kraniche, sondern durch ihre eigene Schwatz-

Diese Worte des Äschylos nach Humboldts Übersetzung hat Schiller nachweislich fast wörtlich benutzt. — Ebenso lagen für Str. 16 und 17 folgende Stellen aus Äschylos zu Schillers Benutzung vor:

> Denn wer in schuldloser Reinheit
> Seine Hände bewahret,
> Den besucht nie unser Zorn;
> Fern von Unglück durchwallt er das Leben.
> Aber wer, wie dieser, frevelnd
> Hände des Mordes birgt,
> Dem gesellen wir uns rächend bei.

Wir heften uns an seine Sohlen" = wir folgen ihm auf den Fersen.

Das „Geschlecht der Nacht" nennen sich die Eumeniden als „Töchter der Nacht.*)

Str. 17. Vgl. Äschylos:

> Plötzlich aus der Höhe stoßend,
> Hemmen wir des flücht'gen
> Bösewichts unsichern Schritt.
> Unter seiner Unthat Bürde
> Wankt im irren Lauf sein Fuß . . .

und an einer Stelle singt der Chor, es sei ihm auferlegt,

> . . . . wessen Frevlerarm
> Mordend unschuldvolles Blut verspritzt,
> Dem zu folgen, bis er zu den
> Schatten wallet; aber sterbend
> Wird er nicht der Bande ledig**).

Geflügelt = so rasch, wie wenn wir flögen.

die Schlingen um den Fuß werfen = bildlich. Die Angst verstrickt des Frevlers Füße. (Vgl. Hartert I, 87.)

„Bis zu den Schatten" = bis zur Unterwelt, also bis zum Tode.

Str. 19. V. 6. Die Macht, die des Schicksals dunklen Knäuel flieht ist ein Lieblingsausdruck Schillers, vgl. Das Ideal und das Leben (3, 2.): Mächte, die das dunkle Schicksal flechten; Glocke: Mit des Geschickes Mächten ist kein ewger Bund zu flechten. Ich sah mich bisher nicht veranlaßt, ohne Not auf noch nicht behandelte Stellen hinzuweisen, zog vielmehr die Rückblicke auf Bekanntes aus pädagogischen Gründen allem anderen Citaten-Wesen vor. Doch der horror vacui, die Furcht, man möchte in meiner Erläuterung Lücken finden, in welche Keller seine Galle oder Witze gießen könnte, hilft mir über mein Bedenken hinweg. Ich suche von ihm zu lernen, und hoffe seine Zufriedenheit zu verdienen. — Die Wirkung des Schauspiels und Chorgesanges ist so furchtbar, daß die Zuschauer und Zuhörer im Zweifel

---

*) Ich habe wieder meh[...] Verdruß Kellers. Auch die Anspielung des Verses: [...]mmelt zu haben. Von Aulis [...]lles Irdische bescheint, auf die vielgenannte Stelle der [...] καὶ πάντ' ἐπακούει ist mir entgangen. [...]othurn findet sich unten in der Erlä[...]

**) Vgl. Viehoff II[5], [...]ung für den fehlersüchtigen Keller.

sind, ob, was sie sahen, Wahrheit oder Schauspiel war. Alle sind von der Macht der Nemesis überzeugt, welche, ob auch noch so geheim waltend, doch von jedem Herzen als vorhanden anerkannt wird, und zwar von dem sündenreinen, schuldlosen noch williger, als von dem schuldbeschwerten, oft aber verhärteten Herzen. Auch bei letzterem offenbart sich die Macht der Nemesis, der furchtbaren, verborgen wirkenden Gewalt, wenn auch da zunächst nur äußerlich: der Mörder wird durch die Erwähnung der Mordthat („des Mordes schwere That") an seine That erinnert; diese Mordthat erinnert ihn an die letzten, weissagenden, racheverheißenden Worte des Ermordeten, diese an die Kraniche, und da er plötzlich, weil hochsitzend, auch Kraniche heranziehen sieht, so ist die Verbindung fertig: Das ist das Kranichheer, welchem Ibykus die Anklage seiner Ermordung anbefahl. Er denkt laut — ohne daß er es weiß, er bemerkt nicht, daß die tiefste Stille, eine Wirkung des vernommenen Chorliedes, ihn rings umgiebt und spricht, was er denkt, so laut, daß seine Worte, die einzigen, lautgesprochenen, deutlich in der nächsten Nähe verstandenen Worte nicht überhört, sondern verstanden werden und zu der Entdeckung des Mordes führen.

Str. 22. „Das ist der Eumeniden Macht" = „die Hand der göttlichen Vergeltung." Vgl. Schillers Künstler. S. 230.

Str. 23. Die Scene = das Prosceniun wird zum Tribunal (Gerichtsplatze.) Tribunen oder Prätoren saßen, wenn sie Gericht hielten, auf einer Erhöhung, um allen Zuschauern sichtbar zu sein. Von der Rache (Nemesis) Strahl getroffen = durch den Mund des zum Tode verurteilenden Gerichts. Das Bild ist vom Blitze entlehnt.

2. **Die Form:** Westphal sagt wörtlich: Schiller fügt der dikatalektischen und dibrachykatalektischen noch zwei brachykatalektische Perioden hinzu. Etwas verständlicher läßt sich auch sagen: V. 1 u. 2 sind unvollständige jambische Fünffüßler, V. 3. 4. vollständige jambische Vierfüßler oder um einen ganzen Fuß (Pause) gekürzte jambische Fünffüßler; diesen folgen noch zwei Langverse, welche eigentlich 9 Jamben haben, also Pentapodieen (aber verkürzt um einen Fuß) sind (und in der Mitte noch eine Pause von einer Länge haben) = brachykatalekttsche pentapodische Perioden.

3. Die historische Grundlage:

Die „rohe Fabel" kannte Schiller wohl in drei verschiedenen Formen: Plutarch in einer Schrift über die Geschwätzigkeit sagt: „Und die, welche den Ibykus töteten, wurden sie nicht auf gleiche Weise ertappt? Als sie im Theater saßen, und zufällig Kraniche vorüberzogen, flüsterten sie einander lachend zu: Da sind die Rächer des Ibykus! Die Nahesitzenden hörten es, und da Ibykus schon lange verschwunden war und gesucht wurde, so erregte das Wort ihre Aufmerksamkeit, und sie melden es der Obrigkeit. Infolge dessen überführt und hingerichtet, erlitten sie die Strafe nicht durch die Kraniche, sondern durch ihre eigene Schwatz-

haftigkeit, die wie eine Erinnys oder Strafgöttin ihnen das Bekenntnis des Mordes abnötigte."

Antipater Sidonios erwähnt in folgendem Epigramme des Ibykos und des ganzen Vorfalls:

Räuber töteten dich, o Ibykos, während du harmlos
Wandeltest einsamen Wegs an dem Gestade des Meers.
Hülflos riefst du hinauf zu den Kranichen, welche herbei dir
Eileten, als du erblichst, Zeugen der schrecklichen That.
Nicht vergebens hobst du die flehende Stimme zum Himmel;
Durch der Vögel Geschrei rächten die Götter den Mord
In des Sisyphos Land. Wohlan, ihr Horden der Räuber,
Gierige, fürchtet ihr nun künftig der Himmlischen Zorn?
Auch der Frevler Ägisth, der Mörder des heiligen Sängers,
Floh dem rächenden Blick schwarzer Erinnyen nicht.

Endlich bemerkt der Lexikograph Suidas unter dem Worte „Ibykos" folgendes: Ibykos war in Rhegium geboren. Von dort ging er nach Samos . . . zur Zeit des Krösus. (Olympiade 54 oder 560 v. Chr.) Er erfand zuerst die sogenannte Sambuka, eine Art dreieckiger Cither. Von ihm gibt es sieben Bücher in dorischer Mundart. Von Räubern in der Wüste angegriffen, sagte er, im Notfall würden die Kraniche, die eben über ihm flögen, seine Rächer sein. Und er selbst wurde zwar erschlagen, aber später rief einer der Räuber, als er in der Stadt Kraniche sah: Sieh da! die Rächer des Ibykus! Da jemand dies gehört hatte und man dem Gesagten weiter nachforschte, wurde die begangene That eingestanden, und die Räuber wurden zur Strafe gezogen."

4. Die **Geschichte der Romanze**:

Wie uns der Briefwechsel Goethes und Schillers enthüllt, so haben beide Dichter, wahrscheinlich, als Schiller i. J. 1797 vom 11.—18. Juli bei Goethe zu Besuche war, verabredet, denselben Stoff, jeder auf seine Weise, zu behandeln. Goethe hatte aber auf einer bald nachher unternommenen Reise zu viel Zerstreuung, und Schiller wurde durch Fieberanfälle und andere bereits begonnene Arbeiten abgehalten. Letzterer glaubte lange, daß Goethe ihm zuvorkommen werde, allein Goethe kam gar nicht an die Ausführung des Plans. Schiller hatte über das griechische Theater und andere Punkte, auch wohl über die Ibykussage das Material von Böttcher erbeten und erhalten; er begann am 11. August die Ballade und beendete sie am 17. August. Sogleich sandte er sie an Goethe nach Frankfurt, der unter dem 22. Aug. bereits antwortete. Schiller hatte besonders auf zwei Punkte sein Augenmerk gerichtet: 1. in die Erzählung Kontinuität zu bringen, welche die rohe Fabel nicht hatte (und er erreichte dies dadurch, daß er Verbrechen und Entdeckung desselben, wie auch Bestrafung der Mörder aneinander rückte); und 2. die Stimmung für den Effekt zu erzeugen. (Letzteres suchte er durch die Einfügung des Eumenidenchores zu er-

reichen.) Goethe war mit der Ballade im allgemeinen sehr einverstanden, erkannte besonders die leichten und ungezwungenen Übergänge an, sowie die ganze wirkungsvolle Anwendung des Chorgesanges und Darstellung des Chores und hatte nur einiges an der Behandlung auszusetzen, was für Schiller Veranlassung wurde, an den betreffenden Stellen noch Strophen (im ganzen drei, Str. 2. 3. 19.) einzulegen und in diesen, namentlich in Str. 2. 3, fast alle von Goethe angedeuteten Gedanken zu verwerten. — Goethe selbst gab die Dichtung auf; er hatte bereits alles mitgeteilt, was er zur Vervollkommnung des Schiller'schen Gedichtes hergeben konnte. —

5. **Die Grundidee:** W. Humboldt und eine Reihe späterer Ausleger sind der Meinung, der Dichter habe die Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust darstellen wollen. Allein das ist doch nach Schillers eigenen Worten nicht sowohl der Zweck des Gedichtes, als vielmehr ein Mittel zum Zweck, und der Zweck selbst, die eigentliche Grundidee, ist doch wohl das geheimnisvolle Walten der strafenden göttlichen Gerechtigkeit (der Nemesis) zur Darstellung zu bringen. Allerdings tritt jenes Mittel zum Zweck in dem Gedicht etwas stark hervor, und daraus begreift sich, daß manche in dem Grundgedanken sich vergreifen konnten; dennoch zeigt schon die Bedeutung der Kraniche, welche dem wandernden Ibykus erscheinen, von dem todeswunden zu Rächern angerufen werden, und endlich des erschlagenen Rächer werden, welche also dreimal, am Anfang, in der Mitte und am Ende der Erzählung ihre Rolle haben, daß Schiller den allen Völkern einwohnenden Glauben, daß der Mord an das Tageslicht gebracht werde, an diesem gewaltigen Beispiele illustrieren wollte. Darum heißt auch das Gedicht nicht: Die Macht des Gesanges, sondern: Die Kraniche des Ibykus. Es wird die Wirkung des Gedichtes noch erhöht durch den Umstand, daß der so eigentümlich, wenn auch nicht gerade wunderbar enthüllte Mord an einer Person begangen wurde, welche mehr, als alle anderen Menschen, unter dem Schutze und der Huld der Götter stand (und darin berührt sich unser Gedicht mit Schlegels Arion), sowie durch den Seitengedanken, daß der vom heimlich Ermordeten zuletzt angerufene und zum Rächer bestellte Gegenstand, trotzdem er eigentlich zu dem Amt, für welches er bestellt wurde, äußerlich unfähig erscheinen mußte, wie er auch den Verbrechern nicht anders erschien, dennoch schließlich sein Amt ausführte und den Frevel entlarvte (und in diesem Punkte berührt sich das Gedicht mit der Sage von St. Meinrads Raben*) und Chamisso's Gedichte: Die Sonne bringt es an den Tag. Vgl. Erl. I[3], S. 91).

6. **Disposition:**

I. Des Ibykus Ermordung: Str. 1—6.

1. Ibykus vor dem Mordanfalle: Str. 1—3.

---

*) Vgl. Martin Crusius, schwäb. Annalen II, 2. Kap. 12.

a. Sein Plan: Str. 1, 1—3.
b. Seine Persönlichkeit: Str. 1, 4—8.
c. Sein Reiseziel: Str. 2, 1—4.
d. Die Kraniche, seine Reisebegleiter: Str. 2, 5—8.
e. Sein freundlicher Zuruf an die Kraniche: Str. 3.

2. Ibykus während des Mordanfalles: Str. 4—6.
a. Den 2 Mördern gegenüber beweist sich seine Kraft zu schwach: Str. 4.
b. Hilfe zeigt sich nirgends: Str. 5, 1—4.
c. Ibykus beklagt seinen unerwarteten Tod: Str. 5, 5—8.
d. Die Zeugen des Mordes erscheinen. — Das Kranichsheer: Str. 6, 1—4.
e. Ibykus bestellt sie sterbend zu seinen Rächern: Str. 6, 5—8.

II. Die Entdeckung des Mordes — ohne die Entdeckung der Mörder: Str. 7—10.

1. Der Mord wird entdeckt: Str. 7. 8.
a. Der Leichnam wird gefunden: Str. 7, 1.
b. Der Ermordete wird vom Gastfreund erkannt: Str. 7, 2—4.
c. Des Gastfreundes Klage: Str. 7, 5—8.
d. Das Volk vernimmt mit tiefstem Schmerz den Frevel an dem geliebten Sänger: Str. 8, 1—4.
e. Das Volk bestürmt die Obrigkeit, Rache zu nehmen an den Mördern: Str. 8, 5—8.

2. Zur Entdeckung der Mörder fehlt jede Spur: Str. 9. 10.
a. Auf eine bestimmte Person hinweisende Anzeichen fehlen: Str. 9, 1—4.
b. Es ist noch zweifelhaft, ob hier Raubmord oder Privatrache vorliegt: Str. 9, 5. 6.
c. Menschliche Zeugen der That fehlen: Str. 9, 7. 8.
d. Vielleicht ist der Mörder unter der zuschauenden Menge und trotzt den Menschen: Str. 10, 1—4.
e. Vielleicht trotzt er sogar den Göttern und hat sich einen Platz im Theater gesucht: Str. 10, 5—8.

III. Die Entdeckung der Mörder: Str. 11—23.

1. Das Schauspiel — als Vorbereitung: Str. 11—18.
a. Die Zuschauermenge: Str. 11. 12.
b. Der Chor erscheint: Str. 13. 14.
c. Der Chorgesang der Erinnyen: Str. 15—17.
   α, Sein Charakter: Str. 15.
   β, Sein Inhalt: Str. 16. 17.
d. Die erste Wirkung des Gesanges bei den Hörern: Str. 18, 1—4.
e. Der Chor verschwindet: Str. 18, 5—8.

2. Die Entdeckung selbst: Str. 19—23.
   a. Die Stille im Theater: Str. 19.
   b. Der verräterische Ruf in der Höhe: Str. 20, 1—4.
   c. Die rächenden Kraniche erscheinen: Str. 20, 5—8.
   d. Die Volksmenge ahnt die Bedeutung des Rufs: Str. 21. 22.
   e. Die erkannten Verbrecher werden ergriffen, gestehen die That und büßen ihren Frevel: Str. 23.

7. **Schriftliche Aufgaben**: 1. Erzählung: Die Kraniche des Ibykus. 2. Das griechische Theater (Beschreibung). 3. Vergleichung des Gedichtes mit a. Chamisso's: Die Sonne bringt es an den Tag; b. Apels: Simonides;. c. Schlegels: Arion; d. Schillers Graf von Habsburg; e. Conz': Gesanges Macht. — 4. Die Eumeniden, die Stimme des Gewissens. Auch unter Benutzung von Conzens „Hain der Eumeniden." —

8. Zur Vergleichung:

1. Gesanges Macht*).

(Von Karl Philipp Conz.)

[Geb. 28. Okt. 1782 zu Lorch in Württemberg, † als Prof. zu Tübingen 20. Juni 1827.]

[Ignaz Hub, Balladen und Romanzen, I, S. 101.]

1. Der Sänger zieht am Liederfeste
Mit wonnetrunknem heiterm Blick,
Bewundert von dem Schwarm der Gäste,
An Ehrengaben reich zurück.
Ihn trägt ein Roß voll Mut und Feuer
Der Hoffnung Farb' ist sein Gewand;
Von roter Schärpe hängt die Leier
Herab vom silberfarbnen Band.

2. Noch schwärmen ihm um seine Ohren
Die Schmeichelreden süßer Frau'n;
In ihrer Reize Mai verloren[1])
Kann man sein irrend Auge schau'n.[2])
Des Waldes Grund hat ihn empfangen,
Und in der Tanne Dämmergrün
Zieht recht ein sehnendes Verlangen
Nach dem Verlassenen ihn hin.

3. O selig, wer zum Preis des Schönen
Die liedersüße Harfe weiht,
Und wen mit des Gesanges Tönen
Der Geist der Lieder süß erfreut!
Er trägt sein Glück in seinem Herzen,
Und wie er andre hold entzückt,
Ist unter Freuden, unter Schmerzen,
Er durch sich selber hoch beglückt.

4. Jetzt wird des Waldes Dunkel dichter,
Und öder rings die Einsamkeit;
Hinsterben schon des Tages Lichter,
Matt durch den hohen Forst verstreut.
Da faßt ihn ein unheimlich Grausen
Mit einmal ungelegen an;[3])
Verworrne Stimmen hört er sausen
Seitab von der umengten Bahn.

5. Und plötzlich aus dem Dickicht springen
Nun Räuber mit gezückter Wehr[4]),
Und Schwerter blinken, Stöße dringen
Und Flüche schwirren um ihn her.
Geraubt wird alle seine Habe,
Ihm abgerissen das Gewand;

*) Vgl. Erl. I³, S. 202.

[1]) Versunken in die Erinnerung an die Schönheit der Reize. — [2]) irrend = in die Ferne schweifend, die Umgebung nicht beachtend. — [3]) Die Ahnung geht dem Überfall voran. — [4]) Ein unglücklicher Ausdruck. Die Wehre zückt man nicht, sondern die Waffen. Die Wehre dient zur Verteidigung, die Waffen dienen zum Angriffe. —

Die Leier selbst mit jeder Gabe
Der Ehre sieht er sich entwandt.

6. Und was er[5]) fleht ums nackte Leben,
Unmenschlich schleppen sie ihn fort,
Ihm selber noch den Tod zu geben;
Die Tiger rührt kein Schmeichelwort.
In seiner Blüte[6]) soll er sterben;
Des Waldes tiefste Felsenschlucht
Soll ihn verschlingen, ihn verderben,
Von keinem Menschentritt besucht.[7])

7. Dem Untergang jetzt zu entrinnen
Am Rand der ungeheuren Not,
Schickt ihm entschlossenes Beginnen
Und schneller Rettung Rat ein Gott.
Er fleht, er ringt die wunden Hände:
„Und soll ich sterben? Eines doch
Gewähret vor dem nahen Ende
Dem unschuldvollen Sänger noch!

8. Die Leier, gebt sie mir zurücke!
Daß ich nach Sitte bei Gesang[8])
Zu Gott auf kurze Augenblicke
Noch sende meines Herzens Dank.
In seine Hut möcht' ich das Leben
Empfehlen, das mir soll entfliehn;
In Tönen mög' es dann entschweben
Zum Schöpfer aller Harmonien.

9. Ihr zögert? Brecht dies starre Schweigen!
Denkt an den Tod, an das Gericht!
Seid meines Schwanenliedes[9]) Zeugen,
Und weigert mir die Bitte nicht!"
Sie reichen finster ihm die Leier,
Und schließen dicht um ihn den Reihn,[10])
Und er mit wunderbarem Feuer
Greift in die Saiten mutig ein.

10. Und wie die Wirbeltöne rauschen,
Erhebt er schmelzenden Gesang;
Der Wilden starre Ohren lauschen,
Schon halb erweicht, dem Zauberklang;
Und immer süßer rauscht die Fülle
Des Wohlklangs unter seiner Hand,
Und löset in des Kreises Stille
Der ehr'nen Herzen rauhes Band.

11. Als so die Runzeln sich entbreiten,
Schnell wechselt er so Lied und Klang
Und stürmt mit einmal in die Saiten
Beherzten, kriegrischen Gesang.
Er singt des Krieges freies Leben,
Des grünen Waldes frische Luft,
Des Mannes unverdroßnes Streben,
Die brave That entschloßner Brust.

12. Er singet von den kühnen Recken,
Die in des Kampfes Ungemach
Die Schande durfte nimmer decken,
Die mit des Schildes Ehrendach
Die Unschuld wollten frank beschützen,
Und für sie ließen Gut und Blut,
Daß vor der Heldenwaffen Blitzen
Erbleichen mußte frevler Mut.

13. „Nein, solchen Männern ohne Grauen
Will ich zu sicherm Unterpfand
Mein junges Leben froh vertrauen!"
Ruft er den Räubern zugewandt.
„Den frommen Sänger wollt ihr töten?
Es war nur Schimpf, was ihr gethan."
Da tritt sie alle Schamerröten
Und helle Reue plötzlich an.

14. Ein wildes Hurrah hört man schallen
Ganz umgewendet ist ihr Sinn.
„Zieh, reich begabet von uns allen,
Zieh frei, wie du's verdienest, hin!"[11])
Sie füllen ihm aufs neu' die Hände
Mit Geld und Gut im Augenblick,
Und führen an des Waldes Ende
Ihn im Triumphe froh zurück.[12])

---

[5]) Was er fleht = mag er noch so sehr flehen — es ist alles vergebens. — [6]) In der Jugend. — [7]) Diese Zeile ist Attribut zur Felsenschlucht. — [8]) Daß ich, wie ich es gewohnt bin, Gott auf der Leier unter Gesangesbegleitung meinen Dank ausspreche. Eigentlich begleitet die Leier den Gesang, nicht der Gesang das Leierspiel. — [9]) Vgl. Zimmermans König Enzios Tod, Schlußstrophe, am Schlusse dieses Bandes. [10]) Dies geschieht offenbar nicht aus Neugier, sondern, um ein Entfliehen des Sängers zu verhindern. — [11]) So recht motiviert ist die Wirkung des Gesanges auf die Herzen der Räuber nicht. Der Sänger schließt scheinbar aus der Teilnahme der Räuber auf edle Herzensregungen, er sieht in ihnen nur brave Männer, keine Verbrecher, nimmt zu ihrer Ehre an, daß sie sich mit ihm nur einen Scherz haben machen wollen. Schimpf bedeutet ursprünglich Kurzweil, Scherz, später erst verletzende Verunehrung. Der Gegensatz zu Schimpf war Glimpf. — [12]) Sie hatten ihn in das Waldesdickicht geschleppt, sie bringen ihn nun auf den rechten Weg zurück und weiter bis zum Ausgang des Waldes.

2. Der Hain der Eumeniden.

(Von C. Ph. Conz.)

[Wolffs Enzyklopädie der Deutschen Nationallitteratur II. S. 76. Leipzig, 1837. O. Wigand.]

1. Ein heilig Dunkel füllet den ernsten Hain;
Voll Andacht schweige, wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretnen, stillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen[1]).

2. Wer sind die furchtbar heiligen Jungfrauen?
Es sind die schrecklich blitzenden, gnädigen
Und strengen Eumeniden, sind die
Töchter des Erebus und der Erde[2]).

3. Sie walten hier, sie walten und schauen hin
Allgegenwärtig; hinter dem Frevler rauscht
Ihr schneller Fittich, Mord und Unthat
Späh'n sie, gewaffnet zum Strafgerichte.

4. Sie zürnen nur dem Bösen, ihr Rächerarm
Faßt nur das Laster; wär' es dem Angesicht
Der Welt verborgen, doch ereilet
Auch' das Verborg'ne gewiß ihr Auge.

5. Wer reine Hände hebt zu den Heiligen,
Ein reines Herz erhebt zu den Heiligen,
Den unbefleckten, o dem lächelt
Gnädig ihr segnendes Antlitz nieder.[3])

6. Sie folgen ihm in's einsame Schlafgemach,
Sie wecken ihn den kommenden Morgen auf,
Und rüsten seiner Hand[4]) zur guten,
Freudigen That, so die Pflicht gebietet.

7. Auch wenden sie vom reuigen Sünder weg
Ihr zürnend[5]) Antlitz; heiße Gebete, mehr
Die Flucht des Lasters und der bess're
Wandel versöhnen dich ihnen wieder.

8. Was scheuet ihr die Hehren, ihr Sterblichen?
Verehret sie, und lernt von den Göttinnen
Die ew'ge Schrift in eurem Busen[6])
Achtend erkennen und fromm befolgen.

9. Ein heilig Dunkel füllet den ersten Hain;
Voll Andacht schweige, wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretnen, stillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen.

---

[1]) Die alcäische Strophe; Schema:

```
⏓ | ´— ⏑ — ⏓ || ´— ⏑ ⏑ ´— ⏑ ⏓
⏓ | ´— ⏑ — ⏓ || ´— ⏑ ⏑ ´— ⏑ ⏓
    ⏓ — ⏑ —  |  ⏓ ´— ⏑ — ⏓
    ´— ⏑ ⏑ ´— ⏑ ´— ⏑ — ⏓
```

[2]) Die Eumeniden (anderer Name für Erinnyen, jener bedeutet die Wohldenkenden) werden gewöhnlich als aus den Blutstropfen, welche von dem vergewaltigten und gestürzten Uranos auf die Erde gefallen waren, hervorgebracht bezeichnet, bisweilen aber auch, wie hier, als Töchter des Erebos oder Tartarus (der Unterwelt) und der Erde. [3]) Der spätere attische Kult lehrt sie keineswegs nur als rächende Geister ansehen, sondern auch als milde, segnende, gnädige. Es hängt diese Veränderung der Anschauung mit dem mehr und mehr eindringenden Humanismus zusammen, welcher die Urheber von Vergehen nicht nur nach der That, sondern auch nach den Motiven derselben beurteilte, sodaß fortan mildernde Umstände in Betracht genommen wurden, was früher nicht geschehen war. — [4]) Wenn seiner nicht ein Druckfehler ist statt seine, so müßte rüsten, was sonst zubereiten heißt, hier in der Bedeutung von helfen gebraucht sein. — [5]) Wolff bietet einen mehrfach entstellten Text der Dichtung; dem Metrum widerspricht 7, 2 zürnendes, 8, 2 lernet, 9, 1 füllt statt zürnend, lernt, füllet, wie ich an den betreffenden Stellen den Text verbessert habe. — [6]) = das Gewissen. Überhaupt ist das ganze Ge-

3. Simonides.

(Von Johann August Apel.)

[Geb. 1771 in Leipzig, starb daselbst 9. Aug. 1818.]

1. Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopas[1]) tapfrem Arm der Preis,
Und würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,[2])
Der mit der nie verstimmten Leier
Den hohen Göttern Hymnen singt
Und bei der Spiele heil'ger Feier
Des Siegers Ruhm den Göttern bringt.

2. Und froh begrüßen alle Gäste
Den grauen Sänger bei dem Mahl;
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopas prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschet jedes Ohr,
Geschenke türmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.[3])

3. Da faßt Simonides die Leier,
Und festlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren[4]) hohe Feier
Erhebt begeistert sein Gesang:
Wie Kastor kühn die Rosse zügelt
Und ihre mut'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand beflügelt
Den Cästus[5]) auf den Gegner schwingt.

4. Und wie der Preis der Göttersöhne
Vom Mund des grauen Sängers schallt,
Begeistern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenspiels Gewalt.
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen[6])
Schaun leuchtend seine Blicke auf,
Er singt, wie sie die Völker schützen
Und leiten schneller Schiffe Lauf;

5. Wie seiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kastor Polydeukes teilt
Und willig, jenen zu erheben,
Bei Hades finstern Schatten weilt;
Wie sie, von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.[7])

6. Doch zürnend hört er jenen[8]) schelten:
„Du sangst der Götter Lob; laß dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung fordre nicht von mir!"
Da spricht der Sänger — ihn begeistern
Die hohen Gotteshymnen noch —
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?

7. Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden[9]) unbewußt,
Was sie gebieten, muß er singen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie sie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menschen kund.". —

8. „Wohl! Haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn",
Spricht jener: „doch, die du besungen,
Von ihnen fodr' auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein;
Ich ehre nun den frommen Weisen
Doch kann ich nicht Vergelter sein."[10])

9. Da rötet edle Glut die Wangen
Dem grauen Sänger und er spricht:
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht!
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,
Durch sie zum Himmel euch zu heben,
Begünstigte von Plutus' Raub![11])

---

dicht gewissermaßen eine allegorische Darstellung des Gewissens. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß auch diese Ansicht Keller bekämpft. Als Gründe führt er die ganze Haltung, namentlich das antike Versmaß der Dichtung an. Auch sei der ganze mythologische Apparat heidnisch. Aber das habe ich am wenigsten verkannt. Nur frage ich Herrn Keller: Was sind denn die Eumeniden — bei Licht betrachtet, d. h. ihres mythologischen Gewandes entkleidet, — anders als eine Allegorie des Gewissens? Das ist noch keine christliche Deutung, wie Herr Keller wittert, denn auch die ἄγραφοι νόμοι des Sophokles und das δαιμόνιον des Sokrates gehören in das Kapitel vom Gewissen, welches auch bei den Heiden, nicht nur bei den Christen sich findet.

10. Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht!
Ihm konnten sie die Schätze schenken,[12])
Doch wollten sie den Sonnenflug
Nicht zu dem finstern Schoße lenken,
Der eure toten Götter trug.[13])

11. Sie fesselten des Frühlings Blüte
Mit Wurzeln in der Erde Schoß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder sorgsam groß;
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schoß genährt,
Und sich in blühenden Gestalten
Zu Farb' und Leben schön verklärt.

12. So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weihn.
Wähnt nicht, des Sängers Lied zu lohnen,
Belohnung ist ihm sein Gesang;[14])
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang!

13. Ihr hörtet mich, Zeus' hohe Söhne!
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr!
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leier,
Die eurer Gottheit Hymnen singt". —

14. Und kaum hat er das Wort geendet,
So tritt ein Sklave schnell herein:
„Zwei Männer, ferne hergesendet",
Spricht er zum Sänger, „warten dein;
Sie wollen nicht im Haus verweilen,
Und weigern sich, dem Fest zu nahn,
Doch bitten sie, du wolltest eilen
Und deiner Lieder Lohn empfahn".

15. Der Sänger staunt bei diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sklaven nach.
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach,
Doch werden sie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menschen mehr gesehn;
Sie scheinen, Göttern gleich, verschwunden,
Die warnend schnell vorüber gehn.

16. Denn wie der Sänger es verlassen,
Erbebt das festliche Gemach;
Es stürzt in ungeheuren Massen
Herein das hochgewölbte Dach,
Die mächtigen Ruinen bauen
Den Toten, tötend selbst, das Grab,[15])
Und Zeus' gefei'rte Söhne schauen
Auf ihren Sänger mild herab.

Erläuterungen zu Simonides.

[1]) Das Geschlecht der Skopaden herrschte zu Krannon in Thessalien. Der hier genannte Skopas hat kurz nach 500 v. Chr. gelebt. Er war durch seinen außerordentlichen Reichtum berühmt. — [2]) Simonides ist im Jahre 558 v. Chr. in dem Dörfchen Julis auf der Insel Keos geboren und zu Syrakus i. J. 469 gestorben. Sein langes Leben verbrachte er zum kleineren Teile in der Heimat, meistens in Athen, anfänglich am Hofe des Hipparch, des Sohnes des berühmten Pisistratus, später nach dem Siege bei Marathon als Freund des Themistokles; zwischen 490 und 471 war er am Hofe der Aleuaden und Skopaden in Thessalien, während der letzten 10 Jahre seines Lebens war er in Syrakus. Er ist ein hervorragender Lyriker der Griechen, vielseitig, formgewandt; groß besonders in der Lyrik in engerem Sinne, im Epigramme, in der Elegie und in der Ode. Als Epigrammatiker ward er nicht übertroffen, als Odendichter steht er nur Pindar nach. — [3]) Es wird freilich gerade Simonides zum Vorwurf gemacht, daß er seine Muse in den Dienst der Hohen und Reichen sehr gern gestellt und um irdischen Lohnes willen sehr oft gesungen habe. — [4]) Die Dioskuren sind Kastor und Polydeukes (oder Pollux). Jener galt für den sterblichen Sohn des Tyndareus und der Leda, dieser als Sohn des Zeus und der Leda. Beide waren Geschwister der Helena und Klytämnestra, der Gemahlinnen des Menelaus und Agamemnon. Der Name Dioskuren bedeutet Söhne des Zeus, (Vgl. Str. 13, 1.) — [5]) Cästus war ein mit eisernen oder bleiernen Kugeln versehener lederner Riemen, welchen die Faustkämpfer um die Hände wickelten, um die Kraft des Faustschlags zu verstärken. Polydeukes war ein berühmter Faustkämpfer, Kastor ein ausgezeichneter Rossebändiger. — [6]) Zu dem Gestirn der Zwillinge. — [7]) Polydeukes durfte wählen, ob er ewig im Olymp wohnen wolle, in welchem Falle sein Bruder Kastor in den Hades hinabsteigen

sich von jenem zu reinigen, mit gesetztem, seine Schranken und Pflichten respektierendem, Geist.

Der Jüngling hat sich das Verbot des Kampfes so ausgelegt: Das Verbot wäre nicht gegeben worden, wenn man eine Aussicht gehabt hätte, den Sieg über das Ungeheuer davonzutragen; der Kampf wurde verboten, weil man ihn für nutzloses Vergeuden des Blutes von Ordensgliedern ansah. Bloße Tapferkeit richtete nichts aus, und ein Mittel, des Drachens Herr zu werden, kannte man nicht. Der Sinn und Geist (Willen) des Verbots ist nach des Ritters Meinung: „Die Ordensmitglieder sollen dem Orden ihr Leben erhalten und nicht nutzlos dasselbe aufopfern.“ „Und — so sinnt er weiter — wenn nun es dir möglich ist, dem Orden dein Leben zu erhalten und doch den Kampf siegreich zu bestehen, dann darfst du ihn wagen. Denn eigentlich ist ja der Kampf zum Besten der leidenden Mitmenschen unser, der Ordensritter, schöner Beruf. So erfüllst du des Ordens Pflicht, indem du scheinbar das spezielle Verbot übertrittst.“

Frevel deutet auf ein vorsätzliches, mutwilliges Gesetzesübertreten hin. Der Ausdruck ist keineswegs ungewöhnlich und neu, wie Armknecht meint.

Str. 6. Als Zierden der Religion waren sie auch eine Zierde des Ordens und umgekehrt. Sie fielen im Kampfe, weil sie nur Mut, aber keine Klugheit und List anwendeten.

Str. 7. Die tapferen Helden der heidnischen Sage (der Lieder und Dichtungen eines Homer) sind die Heroen oder Halbgötter der Griechen, wie Perseus, Herkules, Theseus, welche die leidende Menschheit von allerlei übermenschlichen Plagegeistern befreiten. Herkules besiegte den unverwundbaren nemeischen Löwen und Theseus den Minotauren im Labyrinthe zu Kreta; beide, auch Perseus, retteten duldende Menschen vom sichern Tode, oft unter heißen Kämpfen.

Str. 8. Sarazen, eigentlich = Morgenländer, später = Araber, Muhamedaner, Ungläubiger. — „Bekriegt er nur die falschen Götter?“ Der Christ und besonders der Ordensritter muß seine Pflicht für eine weiter gehende halten. Wie Christus ein Retter, ein Heiland, ein Erlöser war — so soll auch der Christ, und der geistliche Ordensritter vor allem, in gewisser Weise ein Retter der Welt — Christo nach — sein. Und wo sich irgend eine Not (jeder ist hier im Gedichte zu betonen) zeigt, da hat er sein Arbeitsfeld. Aber freilich soll ein Christ nicht nur kämpfen, sondern seinen Mut durch Weisheit zügeln, seine Kraft durch List unterstützen. Er darf aber dann kämpfen, wenn es ihm gelungen ist, dem Kampfe die Gefahr zu benehmen, da nur um der Gefahr willen der Kampf verboten war. Wenn der Grund wegfällt, so fällt auch die Wirkung weg.*) So dachte der Ritter.

Str. 9. Aus Frankreich stammte der Ritter; sein Name war Dieudonné de Gozon. (Der Großmeister hieß Helion de Villeneuve, welcher von 1323 — 1347 dem Orden vorstand). Gozon ist ein Schloß in Lan-

---

*) Die andere Deutung: „Gegen die Stärke muß List kämpfen“ liegt weniger nahe.

guedoc. Der Dichter nennt — ganz abweichend von seinem Gang nach dem Eisenhammer — hier gar keine Namen, außer Rhodus. — V. 7. Züge sind hier für die ganze Gestalt gesetzt.

Str. 10. „Daß es um Mann und Roß sich schlänge". Die Windung des Rückens ist so groß, daß sie wohl den Reiter mit seinem Rosse rings umschlingen könnte. Als Absichtssatz diese Zeile zu nehmen, was Götzinger für möglich hält, verbietet uns der Zusammenhang. Es ist ja nur von dem Modelle des Drachens, nicht von diesem selbst die Rede.

Str. 11. „kleid' es" = überziehe es, färbe es mit scheußlichgrauer Farbe.

Lache = stehendes Gewässer, Sumpf. — Doggen nennen wir jetzt eine englische Rasse großer Hetzhunde. — Läufe = Beine. — Ur = Auerochse. (Jetzt ist dieses größte Landsäugetier Europas nur noch in wenigen Exemplaren in Litthauen zu finden.)

Str. 12. Vließ (Fließ) = das Fell, an welchem sich noch die Wolle oder das Haar befindet.

Str. 13. V. 1—4 Wiederholung des Bindeworts und. (Polysyndese.)

„auf schnellen*) Schiffen": Er mußte unterwegs die Schiffe mehrmals wechseln, da keins von Frankreich bis Rhodus ging. Ihn selbst aber trieb die eigne Kampflust und die Furcht, es möchten die Eindrücke der Dressur bei Hund und Roß verwischt werden, zur größten Eile an.

Str. 14. Noch hatte der Ritter äußerlich sich nicht gegen das Verbot des Großmeisters ungehorsam gezeigt. Jetzt trat die Frage nochmals heran: Darfst du kämpfen? Da erfuhr er, daß neuerdings mehrere Hirten jämmerlich verunglückt und des Tieres Opfer geworden seien, und er entschließt sich rasch zur That. Seinen Verstand fragt er nicht, und darum achtet er dessen Bedenklichkeit nicht; sein Herz allein fragt er, und das sagt ihm: Dies Werk kann nicht sündlich sein, selbst wenn es äußerlich verboten wäre.

„versuchten" = eingeübten, erprobten Rappen.

Str. 15. Verächtlich = der Verachtung wert erscheint dem Oberflächlichen dies kleine, armselige Kirchlein. Der Berg hieß St. Stephan und war von der Hauptstadt zwei Meilen entfernt.

Mirakel = Wunderwerk (miraculum). Dieses „Gnadenbild" stellt die Anbetung der heil. drei Könige (Weisen aus dem Morgenlande) vor dem Jesusknaben im Stalle zu Bethlehem dar und muß wohl nicht blos eine sehr kunstvolle Arbeit gewesen, sondern auch für wunderthätig, heilkräftig gehalten worden sein (daher: Mirakel, Gnadenbild, Heiland).

begaben, seltenes Wort statt beschenken, mit Gaben versehen.

Str. 16. Fels ist nicht die gewöhnliche Form des Akkusativs, sondern Felsen; doch kommt jene Form auch sonst vor; vgl. Seidls: Hans Euler Str. 5.:

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan 2c.

---

*) Schnell ist bei Homer ein häufiges Beiwort der Schiffe.

Moor = Sumpf (Str. 14.), Morast ein Land mit schwarzem, sumpfigem Boden, aus welchem Torf gestochen wird.

„Höllendrache": Hartert erklärt dies Wort durch Cerberus, den am Eingange der Unterwelt wachehaltenden dreiköpfigen Höllenhund. Die Satzkonstruktion, welche als Vergleichungspunkt das Wachehalten zu nehmen nötigt, spricht scheinbar für diese Erklärung. Aber der Einwand, daß wegen des Ganzen, des christlichen Charakters der ganzen Dichtung, an Satan gedacht werden müsse (Götzinger), ist doch nicht unbegründet, und meiner Meinung nach ist als Vergleichungspunkt das Wachehalten am Gotteshause anzusehen, dies aber ohne Zweifel ein Werk des Teufels, welcher im Gleichnis vom Säemann das Wort der Predigt sofort aus den Herzen der Menschen zu reißen sucht, also als in der Nähe des Gotteshauses weilend angesehen werden muß, und von welchem auch das deutsche Sprichwort sagt, daß er seine Kapelle (seine Werkstätte) neben die von Gott gebaute Kirche setze.

„Unglücksstraße" (Mal passo, Maupas, Mala via) heißt der von dem Felsen herabführende Weg bei den italienischen und französischen Erzählern dieser Begebenheit. Diesen Weg hat auf dem Hinwege der Ritter vermieden, jetzt biegt er absichtlich in jene Straße ein, weil er den Kampf beginnen will.

V. 5. Zum „Reinigen des Herzens von Sünde" bedurfte freilich der katholische Christ eines Beichtvaters, was der evangelische Schiller übersehen zu haben scheint.

Str. 17. „Ich gebe scheidend die Befehle" an die Knappen. Bertot erzählt, der Ritter habe ihnen befohlen, nach Frankreich sofort zurückzukehren, falls er umkommen sollte; dagegen sollten sie heraneilen, falls sie sähen, daß er die Schlange getötet habe oder von ihr verwundet sei.

Schakal = ein in ganz Asien, auch in Palästina häufig, aber auch in Dalmatien und Griechenland noch hie und da vorkommendes Tier, wolfs- oder fuchsähnlich, gewöhnlich Goldwolf wegen seiner Farbe genannt, in der Geschichte Simsons durch Fuchs von Luther übersetzt.

Str. 18. Anschlagen nennt man „den ersten hellen Laut des Hundes beim Wittern des Wildes."

Str. 19. Drei Eigentümlichkeiten des Lindwurms sind es, welche dem gemalten Drachen nicht mitgeteilt werden konnten, der Gifthauch des aufgesperrten Mundes, das Geheul, dem des Schakals ähnlich, (Str. 18.) und der Basiliskenblick*). Die Lende ist die Nierengegend.

Str. 21. „Gekröse" = die Eingeweide, Gedärme.**)

*) Der Basilisk, eigentlich eine Eidechse, wurde später zu einer fabelhaften Schlange, deren Blick angeblich starr machte oder tötete.

**) Keller bin ich hier zu Dank verpflichtet, daß er mich auf einen „entschiedenen" Fehler in Schillers Darstellung aufmerksam machte. Man wird neugestärkt, d. h. stärker oder doch ebenso stark als früher, durch einen Schlaf, nicht durch eine Ohnmacht.

Str. 22. Der Beifall lag wie eine Last auf der Brust, welche ihn so lange nicht kundwerden lassen durfte.*)

Das Volk in dem Ordenssaale will den Ritter dem Volke draußen zeigen, welches um so ungeduldiger ist, da es von der Rede ja nichts hören konnte.

Str. 23. Betone dies Land (V. 1.) — die Welt (V. 12.)

Str. 24. „Mameluken" hießen ursprünglich die kaukasischen Sklaven, welche ein Sultan Ägyptens im 13. Jahrhundert kaufte und kriegerisch ausbilden ließ. In diese unter den Türken stehenden Sklaven und Krieger wurden auch die Gefangenen eingereiht, welche vom Christentum zum Islam abfielen. Um so demütigender ist des strengen Meisters Wort: „Mut zeigen heißt nur etwas thun, dessen auch die Sklaven der Ungläubigen fähig sind; aber Demut und Gehorsam üben, nach dem Vorbilde des Herrn, der sich selbst erniedrigte und gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz (V. 3 u. 4.), das ist der Schmuck eines christlichen Ritters." (Saupe.) „Zu bändigen den eigenen Willen": Echtermeyer erinnert hier an das altdeutsche Dichterwort:

> Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
> wer überwindet jenen und diesen?
> daz tuot jener, der sich selber twinget
> und allin siniu lit (Glieder) in houte (Hut) bringet,
> ûz der wilde (Wildnis) in staeter zühte (Zucht) habe.

Selbstverleugnung ist eigentlich die Aufgabe dieses Ordens, und diese Aufgabe berechtigt die Ordensbrüder, den Schmuck des Kreuzes zu tragen.

Str. 25. Mit dem Gewand legt der Ritter das Kreuz ab — und empfängt mit dem Kreuz das Gewand wieder. Zwei Kämpfe sind dem Ritter gelungen, der harte über den Drachen im Moore, der härtere über den Drachen des Hochmuts und der Widerspenstigkeit im Herzen.

Manche Ausleger meinen, die Erhebung zum Komthur sei mit: Nimm dieses Kreuz angedeutet. (Götzinger, Viehoff.) Mit Recht sprechen sich Saupe und Hartert dagegen aus: Die Andeutung ist zu schwach, um verständlich zu sein, der Gedanke einer Beförderung in einen höheren Stand, nachdem er eben fast aus dem Orden ausgestoßen wäre, zu fremdartig, der Lohn für die Besiegung des Herzens nicht passend. — Gleichwohl darf nicht

---

*) Keller sagt: Vielleicht ist an die κάθαρσις καθημάτων zu erinnern. (S. 417.) Sehr schön gesagt. Von letzterer sprechen wir in der Prima, aber was hindert uns Pädagogen daran, Tertianer an das Pensum der Prima zu erinnern? Hr. Keller sagt weiter unten (S. 413): „Manche meiner Ausstellungen mag vielleicht kleinlich, mancher meiner Zusätze wenig bedeutend scheinen. Aber ich gebe zu bedenken, daß wir uns auf dem Gebiete der Pädagogik befinden, wo nichts kleinlich und unbedeutend ist, wenn es nur ins rechte Licht gestellt wird — eine Aufgabe für den Erklärer, welcher K. nicht überall gerecht geworden ist." Pädagogen erinnern an den Schülern Bekanntes, im Unterrichte Dagewesenes; Keller erinnert an den Inhalt seiner Lexika und vielleicht seiner Kollegienhefte.

übersehen werden, daß die Quellen von der Erhebung des Ritters zum Komthur reden.

2. **Die Quelle** der meisterhaften Romanze ist die Niethammer'sche Bearbeitung von Vertots Geschichte des Malteserordens aus dem J. 1792. Schiller hatte selbst zu der deutschen Bearbeitung die Vorrede geschrieben. Er studierte jenes Werk aus einem anderen Grunde. Er war eine Zeit lang willens, ein Drama: der Malteser zu dichten. Gleichzeitig trat jedoch der Gedanke, den Wallenstein dramatisch zu behandeln, näher, und letzterer trug über den Malteser den Sieg davon. Vom „Malteser" besitzen wir nur noch den Entwurf und ein Bruchstück aus der ersten Scene. Wichtiger aber als diese beiden Erträgnisse mehrjähriger Vorstudien ist uns das Gedicht: „Der Kampf mit dem Drachen."

Aus der Quelle die ganze Erzählung jenes Vorganges mitzuteilen, erscheint um deswillen überflüssig, weil Schiller im ganzen sich genau an die Quelle angeschlossen hat. Nur einiges mag hier (nach Saupe) erwähnt werden: Der Großmeister Helion de Villeneuve (1323—1346) ward schon oben genannt. Unter ihm war eine krokodilartige Schlange von ungeheurer Größe der Schrecken der Insel. Ihr Zufluchtsort war eine Höhle neben einem Sumpfe am Fuße des Berges St. Stephan, zwei Meilen von Rhodus. — Die Haut des Tieres war mit Schuppen bedeckt und den schärfsten Pfeilen und Wurfspießen undurchdringlich; daher war die Niederlage der einzeln in den ungleichen Kampf ziehenden Ritter unvermeidlich. — Der Kampf ward den Rittern bei Verlust des Ordenskleides vom Großmeister verboten. — Einer gehorchte dem Verbote nicht, der provençalische Ritter Dieudonné de Gozon. Seinen Plan und seine Reise nach Frankreich kennen wir. — Auf die Insel zurückgekehrt, ließ er seine Waffen heimlich in die Kirche auf dem St. Stephansberge bringen, legte sie dort an und stieg mit seinen beiden, aus Frankreich mitgebrachten, Knappen zum Kampfe hinab. — — Als das tödlich getroffene Ungeheuer den Ritter mit sich niedergerissen hatte, „eilten die Knappen herbei, zogen ihren ohnmächtigen Herrn mit großer Mühe unter dem ungeheuren Leibe der Schlange hervor und brachten ihn wieder zur Besinnung. Sein erster Blick fiel auf den toten Feind; das schwere Werk war ihm gelungen."

Kaum hatte man in der Stadt gehört, die Schlange sei durch ihn erlegt, da strömten ihm die Einwohner entgegen. Die Ritter führten ihn im Triumphe zum Palaste des Großmeisters, aber Villeneuve, der die Ordenszucht streng aufrecht erhielt, empfing den Sieger, mitten unter dem Zurufen des Beifalls, mit finstern Blicken und der vorwurfsvollen Frage: Kennst du das Verbot nicht, das ich gegen den Kampf mit diesem Tiere erlassen, und glaubst du, es ungestraft verletzen zu können? Ohne ihn anzuhören, ohne auf die Bitten der Ritter zu achten, schickte er ihn ins Gefängnis und erklärte in der Ordensversammlung: Der Orden müsse einen Ungehorsam auf das strengste bestrafen, der für die Ordens-

zucht gefährlicher sei, als viele Schlangen für die Tiere und Einwohner der Insel. Doch brachte es die Versammlung dahin, daß er sich begnügte, dem Ritter das Ordenskleid zu nehmen, eine Strafe, die dem Ritter härter dünkte, als der Tod. Als aber auf diese Weise der Ordenszucht Genüge geschehen war, bewährte auch der Großmeister seinen sonst sanftmütigen und gütigen Charakter. Denn er selbst veranlaßt den ersten Komthur, um Begnadigung des Ritters zu bitten, gab darauf dem Gozon das Ordenskleid zurück und überhäuft ihn mit Gnadenbezeigungen.*) Nach dem Tode des Großmeisters 1346 wurde Gozon zum Nachfolger desselben erwählt und starb als solcher 1353.**) Sein Grabmal zierte die Aufschrift: „Draconis exstinctor" (Drachentöter).

Den Kopf der Schlange oder des Krokodils befestigte man auf einem Thore der Stadt als Denkmal des Sieges Gozons. Thevenot***) in seiner Reisebeschreibung erzählt, daß der Kopf selbst oder doch ein Abbild desselben zu seiner Zeit dort gewesen sei, das er gesehen habe. Es war dicker und größer als ein Pferdekopf, hatte einen bis an die Ohren geschlitzten Rachen, große Zähne und Ohren, runde Augen und eine grauweiße Farbe, die aber vielleicht vom Staube herrührte."†)

3. Die Idee des Gedichtes ist in den Worten enthalten:

> Da stifteten auf heil'gem Grund
> Die Väter dieses Ordens Bund,
> Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
> Zu bändigen den eignen Willen.

Es giebt noch etwas Höheres, als persönlichen Heldenmut, und dies Höhere ist eben der Geist, welcher den christlichen Ritter beseelen soll, der Geist des Gehorsams unter das höhere Gesetz, der demütigen, selbstverleugnenden Unterordnung des eignen Willens unter den Willen des Ordensmeisters. Der größte Sieg gegen einen äußeren Feind ist klein gegen den Sieg, welchen der Christ über sich selbst erringt, indem er alle Eitelkeit und Ruhmsucht, alle Eigenwilligkeit niederkämpft; der Ritter, welcher anfänglich, von dem eitlen Ruhme bethört, das

---

*) „Er wurde vom Großmeister, um für die ausgestandene Pein entschädigt zu werden, zum Komthuren und zum Statthalter der Insel gemacht, da der Großmeister die Überzeugung hatte, daß ein so tapferer und mutiger Ritter auch im Falle eines Krieges oder einer Belagerung die Insel besser als ein anderer gegen die Unternehmungen der Ungläubigen schützen werde."

**) Ja der Drachentöter soll sich selbst bei der Wahl des Ordensmeisters seine Stimme gegeben und dies mit den Worten begründet haben, er wisse keinen bessern, der in diesen gefährlichen Zeiten dem wichtigen Amte vorstehen könnte. (War der Wurm des Herzens tot?)

***) Auch Bosio, ein berühmter Schriftsteller des Ordens, erzählt die Begebenheit. Eine Übersetzung derselben bietet der 3. Band in Viehoffs und Herrigs Archive.

†) Daß aufgefundene Mammutknochen zu Drachensagen Anlaß gegeben haben, hat Keller „in Bär-Hellwalds höchst verdienstlichem, wenn auch ungenießbar geschriebenen Werke" „der vorhistorische Mensch" S. 76—78 gefunden. Ich will nicht ermangeln mit ihm auf diese Stelle zu verweisen. Cui bono? Das weiß ich nicht. Hier wird die Drachensage durch solchen Hinweis nicht erklärt.

Gesetz übertreten, sich des Ordens durch seinen Ungehorsam unwürdig gezeigt hat, welcher die Stimme des Gewissens durch allerlei Vernunftgründe zu überwinden gesucht hat und doch nicht ganz überwältigte, hat nachher, da der Erfolg für ihn zu sprechen schien, der Beifall des Volkes und des Ordens ihn belohnte und ihn stolz machen konnte, da nur ein einziger seine That in eiserner Unerbittlichkeit nicht nach dem Erfolge, sondern nach den Motiven beurteilte und verwarf, — also unter besonders erschwerenden Umständen — den Sieg über sich selbst gewonnen; die Demut hat den Sieg davongetragen im Kampf gegen den Hochmut. Mehr als Lorbeer und Eichenlaub zierte den christlichen Ritter dieser Gehorsam der Demut.

4. **Zur Würdigung des Gedichtes.** Im allgemeinen hat der Dichter seiner Quelle treu bleiben können; auf einige Unterschiede wird eine einigermaßen sorgsame Vergleichung der Quelle mit dem Gedichte von selbst führen. Aber wenn der Dichter nicht viel zu ändern, zuzusetzen oder wegzulassen hatte, seine ganze dichterische Kraft tritt uns entgegen, wenn wir den Verlauf der Darstellung betrachten. Sieben Stoffe liegen in dem Berichte neben- und hintereinander: 1, Der von dem Drachen über die Insel gebrachte Notstand, welchen fünf Ordensritter — offenbar mit Erlaubnis des Großmeisters — zu heben suchen, ihren lobenswerten Versuch mit dem Leben büßend; 2, das Verbot des Großmeisters für die Ordensbrüder, einen weiteren Kampf zu versuchen; 3, der Plan des Dieudonné de Gozon, welcher das Ordensverbot zu umgehen und den Kampf in anderer Weise zu unternehmen beschließt; — 4, die Vorbereitungen des Kampfes in der Heimat und die Rückreise nach Rhodus; — 5, der Kampf und Sieg; — 6, der Triumphzug in die Stadt; — 7, Verhör, Strafe und Begnadigung. — Alle diese „disparaten Momente" hat der Dichter, wie er selbst in einem Briefe an Goethe sagt, „zu einem harmonierenden Ganzen zu vereinigen" gesucht und, wie wir zunächst rühmend anerkennen müssen, trefflichst vereinigt. Es ist nicht mehr eine mehrfach wechselnde Scene und Handlung, es ist vielmehr eine ununterbrochene Handlung, in welcher alles Disparate vereinigt wird. Das erreichte der Dichter dadurch, daß er den Helden selbst in seiner Verantwortung genau alle die fremden und eignen früheren Erlebnisse erzählen läßt. Zugleich war es nur so möglich, den ganzen Verlauf der Begebenheiten mit dieser Lebendigkeit und Ausführlichkeit zur Darstellung zu bringen, indem der Dichter nicht selbst das Vergangene berichtet oder durch verschiedene, gar nicht oder nur nebenhin beteiligte Personen mitteilen läßt, sondern den Helden der That selbst zum Herold derselben macht. Daß ein Selbstlob hier nicht aufkommen kann, ist durch die dermalige Lage des Siegers bedingt: Der Sieger ist im Anklagezustande; man gestattet ihm zwar die ausführliche Selbstverteidigung, aber ein Blick in das finstere Auge des Großmeisters hatte genügt, den vielleicht bisher im Glanze

seines Ruhmes sich sonnenden, durch die Beifallrufe berauschten, Ritter zu ernüchtern und zur klaren Erkenntnis seines Unrechtes zu bringen. Vor wenigen Stunden noch sah er sein Werk als eine Großthat, ruhmeswert und trefflich, an — jetzt wird sie als Frevel hingestellt, und er fühlt, daß der Ausdruck zwar furchtbar streng, aber nicht ungerecht ist. Der ernste Blick des Großmeisters hält den Erzähler im Zaume; dieser berichtet mit epischer Umständlichkeit und Breite,*) und wir wissen, warum er das that. Der Jüngling will die ganze Bedeutung seiner That hervorheben — und alle seine Beweggründe mitteilen, damit seine Schuld nicht so groß erscheine, seine That vielmehr wo möglich ganz entschuldigt werden könne; deshalb stellt er auch mit aller Genauigkeit die Vorbereitungen zum Kampf dar; denn an ihnen sieht er ja eine Rechtfertigung für sich, da er, des Gesetzes Buchstaben übertretend, doch dessen Sinn und Willen zu erfüllen sich einbildete. Der Dichter hat auch *seine* Vorteile von dieser Art der Behandlung. Er läßt vor unseren Augen in tiefpoetischer Weise das Drachenbild zusammengefügt werden und malt den Drachen nicht, wie er *ist*, sondern wie er *wird*, um nachher bei dem Zusammentreffen des Ritters mit dem Drachen die Handluug nicht durch das Beschreiben des Feindes aufhalten zu müssen. Wir kennen den Drachen bereits aus seinem Gegenbilde, und der Dichter kann sofort an das Erscheinen des Feindes die Schilderung des Kampfes anschließen. — Noch einen Grund hat der Dichter, diesen Kampf so ausnehmend ausführlich darzustelleu: Der Kampf ist nicht um *seiner selbst* willen erzählt, *sondern um als Maßstab für den schweren Kampf mit dem schlimmeren Wurme, den das Herz erzeugt hatte*, zu dienen. Je größer nun schon der geringere Kampf erschien, je furchtbarer der Feind — um so mehr bangt uns vor dem *Wurme* des Herzens, dem widerspenstigen Geiste, welcher nicht blos ein Land schädigt, sondern die *Welt zerstört*, und um so großartiger erscheint uns der zweite Sieg, der dem Helden gelingt, die Bändigung des eigenen Willens. Endlich erreicht der Dichter noch eins durch den ausführlichen Bericht des Kampfes mit dem Drachen. Wir lernen einen *Helden* kennen — und in welchem Lichte! Seine That ist nicht „das gelungene Wagstück eines unbesonnenen Jünglings, in einer raschen Aufwallung beschlossen und ausgeführt; nein, sondern das Werk des reinsten Wohlwollens, der ruhigsten Aufopferung, der festesten Beharrlichkeit, bei aller Kenntnis der Gefahr. Ein solches Werk, mit der edelsten Begeisterung unternommen, und mit unerschütterlicher Geduld Monate lang vorbereitet, wird ihm als Verbrechen angerechnet. Unser Gefühl sträubt sich gegen dies Urteil, aber die Würde der Pflicht verklärt den Großmeister in unsern Augen. Wir glauben ein höheres Wesen zu hören, unterwerfen uns mit dem Ritter zugleich, und freuen uns, daß ihm ver-

*) Schiller schreibt an Goethe: „Die Erzählung des Ritters ist zwar etwas lang ausgefallen; doch das Detail war nötig, und trennen ließ sie sich nicht wohl."

ziehen wird". (Körner an Schiller.) Wenn, setzen wir hinzu, der Drachentöter schon ein solcher Mann ist, der nicht blos aus dem Menschengewühle leiblich hervor-, sondern der auch alle geistig überragt, den alle neidlos über sich emporheben und mit ihrem Beifalle bedecken — und dieser Held so klein, so untergeordnet vor dem steht, in welchem die sittliche Weltordnung sich manifestiert, welch' eine Figur muß dieser Großmeister gewesen sein, dessen Blick alle suchen, vor dessen Augen alle erbeben, dessen Mund alle verstummen und erbleichen macht, von dessen Wort auch jener Ritter im Innersten ergriffen wird und dessen Befehl er schweigend und beschämt ausführt! Ja, er scheint ein höheres Wesen — und was hebt ihn empor? Das ist die Ruhe, die keine Volksmenge erschüttern kann, der Ernst seiner Würde, der alle Herzen bannt, die Klarheit seines Blickes, den nicht der Schein, seines Urteils, den nicht der Erfolg besticht, das ist die für ihn so charakteristische Erkenntnis der furchtbaren Gewalt der Sünde und namentlich des Hochmuts, als des Weltzerstörers. Unter tausend Erfolganbetern, unter so vielen von der Freude berauschten Bürgern und Rittern der einzige, welcher nach Gottes Maß gerecht mißt, ohne Menschenfurcht, ohne Menschengefälligkeit, und dann derselbe voll Liebe und Versöhnlichkeit, als der Gerechtigkeit genügt ist, zur Gnade bereit, als die Sünde von dem Jüngling erkannt und durch stille, ergebungsvolle Übernahme der Sündenstrafen im Prinzipe gebüßt ist.*)

5. **Die Charakteristik** der beiden Hauptpersonen des Gedichtes dürfte nun keinerlei Mühe mehr machen. Auch genügt wohl nur der Hinweis auf die außerordentlich zahlreichen sprachlichen Schönheiten der Romanze, vor allem auf die Fülle großartiger Kontraste in den Worten und im Auftreten der handelnden Personen, auf den Reichtum an tiefen sentenziösen Sätzen, und wird es nicht schwer sein, diese Schönheiten im Einzelnen selbst aufzufinden und nachzuweisen.

Die **Form** bedarf kaum der Erwähnung. Die Strophen (welche Körner Stanzen nennt) haben 12 Verse mit jambischem, einfach feierlichem Rhythmus, wie das auch schon Körner anerkennend hervorhebt. (Reimbild: aabbccddefef.) Das ganze Gedicht würde nur aus Reimpaaren zu bestehen scheinen, wenn nicht die vier Schlußzeilen gekreuzten Reim hätten; auch wechselt sonst noch stumpfer (ace) mit klingendem Reime (bdf) ab.**)

*) Auch zu dieser Dichtung hat Moritz Retzsch eine Reihe trefflicher Umrisse geliefert; der Maler folgt in der Aufeinanderfolge der Bilder natürlich dem Geschichtsschreiber, nicht dem Dichter.

**) Westphal nimmt 6 Langzeilen an und nennt Zl. 1. 3. dibrachykatalektische, V. 2. 4. dikatalektische, V. 5. 6. probrachykatalektische; d. h. Pentapodien (allerdings doppelt unvollständige).

V. 1/2. 5/6 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — | ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
V. 3/4. 7/8 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ | ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
V. 9/10. 11/12 ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — | ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡.

6. Die **Disposition**. Am passendsten zerlegt man das ganze Gedicht in vier Teile.

1) Der Triumphzug des Drachentöters zum Haus des Ordensmeisters. Str. 1—3.
2) Die Anklage des Ordensmeisters. Str. 4. 5.
3) Die Selbstverteidigung des angeklagten Ritters. Str. 6—21.
4) Das Urteil und die Begnadigung. Str. 22—25.

7. **Schriftliche Aufgaben**: 1. Der Kampf mit dem Drachen. Erzählung: a, Nach dem Faden des Gedichtes. — b, Nach der zeitlichen Folge der Ereignisse. — 2. Charakteristik a, des Siegers und b, des Großmeisters. — 3. Kurze Darstellung der Geschichte des Johanniterritterordens. — 4. Über die Bedeutung der Ritterorden im Mittelalter für die Kirche und die Völker. — 5. Welches waren die Ursachen des Verfalls der Ritterorden? — 6. Das Verhalten des Ritters Dieudonné de Gozon (Heinze S. 46). — 7. Die Kapelle auf Rhodus. (In voller Einsamkeit — und doch vielbesucht; unansehnlich und unbequem zu erreichen — aber dennoch reich; ohne schöne Umgebung — aber mit prächtiger Fernsicht; — vorübergehend ein Ort des Grauens.)

[Litterarisches: J. Meier im Archiv von Herrig und Viehoff III, S. 332. — *Gude, Erläut. I, S. 176. — *Hartert, I, S. 125. — Rochholz, der deusche Aufsatz, S. 308. — *Heinze, Anleit z. Dispon. S. 46. — *Viehoff, II, S. 271. — *Götzinger II, S. 262. — *Hoffmeister, III, S. 333 ff. — *Saupe, S. 187. — *Kurz III, S. 318. — *Düntzer II, S. 279. — *Grube, Ästh. Vorträge I. S. 149. — *Armknecht, S. 129. — *Hinrichs I, S. 273. — Römheld, Ein Edelstein aus Schillers Dichterkrone. Die sittliche Weltordnung und die Weltzerstörung. Meditationen über Schillers Kampf mit dem Drachen, zugleich eine psychologische Studie. Gotha, 1871. Schlößmann. — *Westphal a. a. O. S. 191. — *Keller a. a. O.]

---

11. Das Siegesfest.

[Ausg. in 4 Bdn. I. S. 139. Stuttgart. 1874. Cotta.]

1. **Einleitung**: In allgemeinen Umrissen die Ursachen und den Verlauf des trojanischen Krieges darzustellen ist angemessen, weil wir dann das Einzelne viel rascher und leichter erläutern können.

Auf dem Hochzeitsfeste des Königs Peleus von Phthia in Thessalien mit der Meergöttin Thetis waren nicht nur Menschen, sondern auch die Götter eingeladen. Nur eine Göttin, die Eris, die Göttin der Zwietracht, hatte man nicht zu Gaste gebeten. Diese warf, um sich zu rächen, einen Apfel auf die Festtafel im Hochzeitssaale, welcher die Aufschrift trug: Der Schönsten. Sofort erhoben drei Göttinnen gleichzeitig Anspruch auf den Apfel: Juno oder Here, die Himmelskönigin, des Zeus Gemahlin — Athene, des Zeus weise, jungfräuliche Tochter, und Aphrodite (oder Venus), die holdselige Göttin der Liebe. Ihren

heftigen Streit sollte Zeus schlichten. Zeus aber wollte sich mit keiner Göttin verfeinden und wies das eifersüchtige Kleeblatt an einen menschlichen Schiedsrichter, an den auf dem Berge Ida in Kleinasien wohnenden Schäfer Paris, einen Sohn des Königs Priamus, welcher, weil von ihm vor seiner Geburt Unheil geweissagt worden war, ausgesetzt werden sollte, aber am Leben blieb. Hermes (Merkur) leitet die Göttinnen dorthin. Der Streitfall wird dem erstaunten Hirten vorgetragen, und lange schwankt er. Jede erschien ihm gleich schön und hoch. Endlich läßt er sie einzeln herantreten. Here verspricht ihm für den Fall der Bevorzugung die Herrschaft über ganz Asien; Athene verspricht ihm Weisheit, Kriegsruhm, Unbesiegbarkeit. Venus schmeichelte dem Schäfer, nannte ihn den schönsten Jüngling Phrygiens, versprach ihm den Besitz der schönsten Sterblichen, welche in ihren Reizen ihr, der Venus, gleichstehe, der wunderschönen Helena, der Gemahlin des Königs Menelaus in Sparta. Paris, hingerissen von diesen Worten, reicht ihr den Apfel. — Der Streit war zu Ende, der Jammer hub an. Paris vergaß seine Gemahlin, die Nymphe Onone, und seinen Sohn Corythus und zog nach Troja, wo er an einem Feste, welches die Leichenfeier für den ausgesetzten und totgeglaubten Paris sein sollte, teilnahm. In allen Wettkämpfen trug Paris den Sieg davon. Ein Bruder des Paris, entweder Hektor oder Deiphobus, wollte in Eifersucht den Fremdling töten, aber die Seherin Kassandra erkannte den Bruder, welcher am Altare des Zeus Schutz suchte. Priamus erkannte den Sohn an und erlaubte ihm, nach Sparta zu reisen. Dort vergalt er die Gastfreundschaft des Menelaus, indem er, von Venus und ihren Reizmitteln unterstützt, die Helena ihrem Gatten abwendig machte und die Zeit der Abwesenheit des Menelaus zur Flucht benutzte. Mit reichen Schätzen schifften sich beide ein und kamen in Troja an.

Die besonneneren Trojaner verlangten Auslieferung des von den Griechen zurückgeforderten Weibes, aber die königliche Familie nahm Partei für den Räuber und wollte der Gewalt der Griechen die eigene gegenübersetzen. So rüsteten denn Menelaus und sein Bruder Agamemnon, der König von Mycenä und Argos, ein großes Heer gegen Troja aus. Sämtliche Fürsten Griechenlands versprachen und leisteten Unterstützung. Nach zwei Jahren waren in Aulis, einem böotischen Hafen, 100000 Krieger zusammengebracht, welche auf 1186 Schiffen nach Troja gebracht werden sollten. Aber Windstille hielt die kampfbereiten Scharen zurück. Agamemnon konnte den Zorn der von ihm beleidigten Artemis nur durch die Opferung seiner Tochter Iphigenia versöhnen. Letztere wurde im Augenblicke des Todes von der mitleidigen Göttin gerettet und nach Tauris entrückt, um dort als Priesterin der jungfräulichen Göttin der Jagd, der Artemis, zu dienen.

Dem Zuge nach Troja stand kein Hindernis mehr im Wege. Aber die starkbefestigte Stadt trotzte lange den tapferen Griechenfürsten. Endlich

nach schweren Verlusten auf beiden Seiten gelang die Eroberung Trojas durch die List des Odysseus, welcher ein riesiges, hölzernes Pferd bauen ließ, in dessen hohlem Bauche sich die tapfersten Griechen verborgen hatten. Die Griechen zogen zum Scheine auf den Schiffen ab, die Trojaner stürzten aus der Stadt und fanden das Pferd und unter demselben einen Griechen, Sinon, welcher ihnen vorlog, das Pferd sei ein Weihgeschenk der Griechen für Athene. Die warnende Stimme des Priesters Laokoon ward durch Schlangen erstickt, der immer Unheil verkündende Mund der Kassandra fand kein gläubiges Ohr. Man riß die Mauer teilweise nieder und zog im Jubel das Roß in die Stadt und fröhnte der ausgelassensten Freude. In der Nacht öffnete Sinon den Bauch des Pferdes, die übrigen Griechen waren zurückgekehrt und heimlich in die Stadt eingelassen worden. Das letzte, furchtbarste Blutbad begann, und bald war das herrliche Troja ein Raub der Flammen, ein Schutt- und Aschenhaufen geworden. Wenige Männer entrannen, von Äneas geführt; die meisten, auch Priamus, fanden den Tod. Die Gefangenen waren fast nur Weiber; unter der Siegesbeute befand sich auch die schöne Helena, deren Gemahl Paris schon früher eine Beute des Todes geworden war.

2. Erläuterungen:

Str. 1. Im Südosten der Stadt Troja lag auf einer Anhöhe die Burg Pergamus, auf welcher sich die Paläste des Priamus, des Hektor, seines tapfersten Sohnes, und des Paris befanden. Hierhin hatten die thörichten Troer das hölzerne Pferd gebracht. — Troja oder Ilion, die Hauptstadt des Landes Troas, lag am Abhange des Ida zwischen den beiden Flüssen Simoeis und Skamandros, etwa eine Meile von der Küste des Hellespontos entfernt. Dieser ist die Meerenge, welche die thrakische Halbinsel Chersonesus von Kleinasien scheidet, und ist von der Helle benannt, welche auf der Fahrt nach Kolchis von dem Widder mit dem goldenen Vließe herabfiel und im Meere ertrank, während Phrixos, ihr Bruder, Kolchis glücklich erreichte und bei dem König Aetes Schutz gegen die Ränke seiner schändlichen Stiefmutter Ino fand. Heute nennt man den Hellespont die Straße der Dardanellen. — Die Schiffe der Griechen waren zur homerischen Zeit Ruderschiffe. Mehrere Reihen von Ruderbänken waren bei den größeren Schiffen über einander angebracht. (Darum ist der Ausdruck hohe Schiffe hier so bezeichnend.) Die Schiffe hatten nur einen Mastbaum. Ein großes Segel unterstützte bei günstigem Winde die mühselige Arbeit der Ruderer.

„Auf der frohen Fahrt begriffen.“ Noch war man nicht abgefahren, was in dem Ausdruck auch gefunden werden könnte; wohl aber war man zur Abfahrt bereit.

Str. 2. Trojerinnen ist eine falsche Form statt Troerinnen oder Trojanerinnen. Die Worte: „Weinend um das eigne Leiden in des Reiches Untergang“ sind allerdings nicht völlig klar. Man erwartet statt: in etwa: und, so daß die Thränen der Weiber dem eignen Leide und dem Untergange

des Reiches zugleich galten; daß ihnen des Reiches Untergang nicht nahe gegangen sei, sondern bloß der eigne Verlust und Jammer, daran dürfen wir nicht denken. Mangel an Patriotismus darf ihnen nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Und doch klagt jede ihr eignes Leid, wie nachher jeder der Helden seine persönlichen Freuden und Empfindungen zum Ausdruck bringt. Gemeinsames liegt doch in der Trauer — alle beweinen, daß sie die Heimat verlassen müssen, alle, daß sie jetzt Sklavinnen fremder Herren sind, alle haben Väter oder Brüder, Gatten oder Söhne im heißen Kampfe verloren. So ist jeder einzelnen Frau Klage subjektiv gefärbt, als Klage um das eigne Leiden, wie ein Solo, welchem der Chor den Refrain zufügt:

Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn!
Ach, wie glücklich sind die Toten!

Aus den Klagen der einzelnen Stimmen setzt sich das große Leid um den Untergang des vaterländischen Reiches zusammen, wie aus den Einzelstimmen der Sieger das „wilde Fest der Freuden.“ (Man vgl. II. 18, 301. Verg. Aen. IV, 321—324. Eurip. Hecuba 214 ff. Iliad. VI, 454 ff. Odyss. VIII, 523—530. V, 306.) In des Reiches „Untergang“; Untergang ist übrigens ein Dativ, kein Akkusativ.

Str. 3. Kalchas war der Priester und Seher der Griechen vor Troja. Er stammte aus Mycenä. Schon in Aulis war er es, welcher den Zorn der Artemis (Diana) nur durch das Opfer der Iphigenie stillen zu können erklärte.

Die bevorzugten Götter sind Athene, Neptun und Zeus. Ihnen opfern die Griechen, teils aus Dankbarkeit für ihre Unterstützung bei der Eroberung Trojas und für die Erhaltung des Lebens, teils, um eine glückliche Heimkehr zu erlangen. Athene (oder Pallas), die Göttin der geordneten Kriegsführung, hatte den Griechen unendliche Dienste geleistet. Ihr gebührte besonderer Dank — Neptun, der Gott des Meeres, war auch den Griechen günstig gewesen; aber jetzt lag es näher, sich seiner Hilfe durch Bitte zu versichern, wo die gefahrvolle Heimreise unternommen werden sollte. Zeus endlich, der oberste Gott, der Weltregent, durfte unter keinen Umständen vernachlässigt werden. Ihm gebührte viel Dank für die vergangenen Erlebnisse, und von ihm hing auch ein gutes Teil der zukünftigen Erlebnisse ab.

Die Ägis war ein großer, furchtbar leuchtender, mit dem Haupt der Gorgo Medusa bemalter Götterschild, welchen meist Zeus oder Athene gebrauchten.*) Wer diesen Schild trug, dem fiel stets der Sieg zu. Deshalb nennt man wohl auch jede schützende Bedeckung Ägis oder Ägide; daher die figürliche Redeweise: jemanden unter seine Ägide nehmen.

*) Homer beschreibt ihn (Ilias V, 738 ff.) so:
Siehe, sie (Pallas) warf um die Schulter die Ägis, prangend mit Quasten,
Fürchterlich, rund umher mit drohenden Schrecken bekränzet.
Drauf ist der Streit, und Schützung und drauf die starre Verfolgung,
Drauf auch das Gorgohaupt, des entsetzlichen Ungeheuers,
Schreckenvoll und entsetzlich, das Graun des donnernden Vaters.

Athene wird bei Homer die Städteschirmerin und Städtezerstörerin oft genannt, aber nicht die Städtegründerin. Doch schildert Schiller sie auch als solche im Eleusischen Feste, Str. 17.

> Feste Mauern will sie gründen,
> Jedem Schutz und Schirm zu sein,
> Die zerstreute Welt zu binden
> In vertraulichem Verein.

Neptun (oder Poseidon) führt dagegen auch bei Homer den Beinamen: Erdumfasser, wie Zeus dort der Ägishaltende heißt. Schiller hat beide Beinamen in einem Relativsatze umschrieben.

Kreis der Zeit = die von den Göttern zur Eroberung Trojas bestimmte Zeit. Auch Vergil spricht von dem „vollendeten Kreise der Zeit." (peracto temporis orbi. Aeneis IV, 744.) Keller erinnert an das Bibelwort „Da aber die **Zeit erfüllet** ward" (Gal. 4, 4.), aber nur, um mich wegen meiner Bibelfestigkeit zu verspotten, die sich hier nicht bewährt habe. Das nennt Herr Keller Kritik!!

Str. 4. **Atreus**, der Sohn des Pelops und Enkel des Tantalus, Herrscher von Mycenä, hatte zwei Söhne, den **Agamemnon** und Menelaus. Beide führen daher die Bezeichnung: **Atride** oder Atreus Sohn. Homer nennt jenen „Herrscher der Männer". Er war eine stattliche königliche Erscheinung und ein persönlich tapferer Mann. Doch war er auch übermütig und verschuldete durch seinen Hochmut den langwährenden Groll des Helden Achilles.

Agamemnon war übrigens der Anführer des gesamten Griechenheeres.

Skamander = ein kleiner, auch Xanthus genannter Fluß, in der Ebene von Troja, welcher, am Idagebirge entsprungen, seine gelblichen Wasser vor den Mauern Ilions vorbei und dem nahen Meere zuführte. (Jetzt Bach von Bunarbaschi.)

Str. 5. Ulysses (Ulixes, Odysseus), jener Günstling Athenens, berühmt durch seine Klugheit und Beredsamkeit, welcher König der Insel Ithaka war, spricht diese ahnungsvollen Worte, welche an Agamemnon selbst sich erfüllen sollten. Denn Ägistheus, der Vetter Agamemnons, hatte, um sich an den Nachkommen des Atreus, welcher die beiden älteren Brüder des Ägistheus hatte schlachten und dem eignen Vater Thyestes zur Speise vorsetzen lassen, zu rächen, nicht nur die Klytämnestra, des Agamemnon Gemahlin, zur Untreue verleitet, sondern er tötete auch, von der ehebrecherischen Klytämnestra unterstützt, den heimgekehrten Agamemnon im Bade. Auch **Kassandra**, die Siegesbeute Agamemnons, fiel unter den Händen der Klytämnestra, welche fortan an der Seite ihres Verführers das Reich so lange regierte, bis ihr eigner Sohn Orestes herangewachsen war und des Vaters Tod an seiner Mutter rächte.

„**Mögen sich**" ff. = **möglicher** Weise freuen sich nicht alle Wiedergekehrten des Heimzugs.

Ulysses hatte das seltne „Glück," eine Gemahlin (Penelope) zu besitzen, an deren Treue alle Versuchungen zahlreicher Freier wirkungslos abprallten.

Sie erhielt dem 20 Jahre von ihr und der Heimat getrennten Gemahle die eheliche Treue — („Sprachs Ulyss'" ist falsch; richtig ist nur sprach, wenn das Subjekt folgt.*)

„Denn das Weib ist" — mit wenigen Ausnahmen — „falscher Art. und die Arge liebt das Neue" und wird eben dadurch zur Untreue verleiten. Als einen passenden Gedanken kann man dies Wort freilich nicht ansehen, Agamemnon wurde nicht gewarnt, konnte hierdurch allein nicht gewarnt werden. Auf die Gefahren der Heimreise, auf die Schuld etlicher Griechen konnte hingewiesen werden; allein jeder darauf bezügliche Gedanke fehlt.

Str. 6. Menelaus, auch ein Atride (S. o. Str. 4.), hat seine Helena wieder erlangt, welche nachgerade ihre Sünde eingesehen und ihre Schuld bekannt hatte. Der Gemahl verzieh ihr und betrachtet sie eigentlich gar nicht als eine Mitschuldige,**) sondern als das unglückliche, unschuldige Opfer eines Frevels des Paris; diesen Frevel kann Zeus, der Kronide (Sohn des Kronos), nicht ungerächt lassen, zumal hier das Gastrecht***) aufs gröblichste verletzt war, dessen Schutz für Zeus (Xenios) eine ganz besonders wichtige Aufgabe war. (Vgl. IV², S. 108.) Wägend = deutet hin auf das Recht und Unrecht, Schuld und Entschuldigung abwägende Gericht des Weltenrichters Zeus.

Str. 7. Oileus tapfrer Sohn ist der jüngere Ajax, auch wohl der Lokrier genannt, da sein Vater Oileus in Lokris König war. Er hieß auch zum Unterschied von seinem Vetter, dem Salaminier (aus Salamis) oder Telamonier oder dem Großen,' der kleine Ajax. Seinem Vetter zur Seite kämpfte er am ruhmreichsten um Patroklus Leiche. Nach Achilles war er der schnellfüßigste Läufer im griechischen Heere. Ebenso war er im Speerwurf weit berühmt.

Auf der Rückreise fand der Lokrier Ajax seinen Tod. Er hatte nämlich die Kassandra, welche schutzflehend nach der Eroberung Trojas die Bildsäule der Pallas (Minerva) umfaßt hatte, mißhandelt. Die Göttin bat den Neptun um Bestrafung des Frevlers. Bei dem großem Sturme, welcher die heimkehrende Flotte der Griechen überfiel und fast vernichtete, scheiterte auch das Schiff des Lokriers. Doch vermochte sich Ajax schwimmend auf einen

---

*) Keller ist der Grund „unerfindlich". Wahrscheinlich, weil ichs gesagt habe. Allein auch Düntzer sagt (a. a. O. S. 111): „Sprachs mit folgendem Subjekt ist fehlerhaft. Meist bleibt das Subjekt aus, doch kann es auch stehn, aber nur vor dem Zeitwort, wie bei Voß jener sprachs. Dieser Gebrauch des 's statt dies, besonders nach sprach, rief, findet sich erst seit dem 17. Jahrhundert." (Besonders bei Voß.) Wie nun, Herr Keller?

**) Um den Reiz des schönen Leibes = statt um den reizend schönen Leib. (Hypallage.)

***) Diese Form mußte hier erwartet werden, da nicht das bestimmte Recht eines einzelnen Gastes, sondern „das die gastlichen Beziehungen betreffende Recht" (wie Düntzer und Viehoff mit Recht hier unterscheiden) gemeint ist. In solcher Bedeutung wird die uneigentliche Zusammensetzung: Gastesrecht nicht angewandt.

Felsen Euböas zu retten. Da prahlte er jedoch, daß er seine Rettung nicht dem Neptun, sondern seiner eignen Kraft zu verdanken habe; und diese neue Gottlosigkeit war der Anlaß, daß Neptun mit seinem Dreizack den Felsen und den Ajax zerschmetterte. (Odyss. IV., 500 ff.)

Patroklus war mit Achilles gemeinsam erzogen und dessen treuester Freund geworden. Seine Eltern waren Menötius aus Opus und Sthenele. Als Achill, dem er nach Troja gefolgt war, vom Oberfeldherrn Agamemnon schwer gekränkt, sich vom Kampfe zurückgezogen hatte, feierte auch Patroklus längere Zeit. Die Feinde drangen immer weiter vor, und das Heer der Griechen kam in große Bedrängnis. Da bat Patroklus seinen zürnenden Freund, als Anführer der Myrmidonen und in des Achilles Rüstung den Griechen helfen zu dürfen. Endlich gab Achilles nach. Pratroklus brachte den Griechen Sieg, führte sie zum Angriffe; aber von der Hand Hektors fiel er in demselben Kampfe. Hektor zog ihm die Waffen aus und prangte in den Waffen Achills. Die Klage des Achilles um Patroklus war eine ungemein heftige. Der Schmerz einer Mutter konnte nicht größer sein, als der Schmerz des Freundes. Endlich raffte sich der Held auf und schwur furchtbare Rache. Um des Toten und um der Rache willen söhnte sich Achill mit Agamemnon aus und nahm dann in einer neuen, von Hephästus (Vulkanus) selbst geschmiedeten und von der Mutter Achills, Thetis, überbrachten, Rüstung von ungewöhnlicher Schönheit den Kampf wieder auf. Furchtbar wütete er unter dem Heere der Troer und rastete nicht, bis er den Hektor, den Sieger über Patroklus, getötet hatte. Seine Leiche band er an seinen Wagen und schleifte sie zu dem Lager der Griechen. Dann wurde dem Patroklus ein glänzendes Begräbnis mit Leichenspielen zu teil. (Vgl. oben Hektors Abschied.)

Thersites ist nach der Beschreibung Homers der häßlichste Mann im Griechenheere vor Troja.

> Als der häßlichste Mann vor Ilios war er gekommen.
> Schielend war er und lahm am anderen Fuß und die Schultern
> Höckerig, gegen die Brust ihm geengt, und oben erhob sich
> Spitz sein Haupt, auf dem Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet:
> Widerlich war er' vor allen des Peleus Sohn und Odysseus;
> Denn die lästert' er stets. — (Ilias II, V. 212 ff.)

Nicht weniger häßlich war sein Charakter. Auch die Tapfersten und Edelsten verschonte seine Schmähsucht, sein Neid und seine Unverschämtheit nicht. Als er einst den Agamemnon sogar lästerte, gerbte ihm Odysseus mit seinem Zepter den Rücken blau und blutig. Aber er besserte sich nicht, und als er später den Achilles bis zum Übermaße gereizt hatte, schlug ihn dieser tot, wie einen räudigen Hund. (So erzählt Ovid.)

Nach Ovid ist also Thersites nicht in die Heimat zurückgekehrt. — Dagegen läßt Sophokles im Philoktet (V. 242 ff.) den Thersites wenigstens länger als Achilles leben. Als Philoktet von Neoptolemos, dem Sohn Achills, die Nachricht empfängt, daß Patroklus tot sei, aber Thersites wahrscheinlich noch lebe, antwortet dieser:

O sicher! denn das Schlechte geht nicht leicht zu Grund*);
Gar sorglich nehmen Himmelsmächte das in Hut.
— — — — Aber was gerecht
Und edel ist, das bannen sie in ewge Nacht.
Wie deut' ich mir dies Rätsel? Darf ich preisen noch
Der Götter Fügung, die als Unrecht mir erscheint?

Tyche hieß bei den Griechen die Glücksgöttin, bei den Römern hieß sie Fortuna. Pindar nennt sie eine Tochter des Zeus. Sie war eine hervorragende Parze (Schicksalsgöttin), der in Griechenland und Rom zahlreiche Altäre, Bildsäulen und Tempel errichtet waren. Sie wirkte nach Laune; bald gab sie, bald nahm sie unverdientermaßen; treulos und wankelmütig erschien sie den Dichtern, welche sie bald loben, bald schelten. Die Symbole der Göttin waren ein Steuerruder, da sie die Welt regiere, ein Füllhorn, aus welchem sie Schätze bis zum Überflusse ausstreue; eine Kugel oder ein Rad unter ihrem Fuße deutet auf ihre Unbeständigkeit, Flügel versinnbildlichen ihre Flatterhaftigkeit. Die Tonne (Tonnen ist der schwache Dativ Singul., vgl. das Licht der Sonnen, unserer lieben Frauen, in welchen Fällen wir auch nur einen Genetiv der Einzahl haben) ist im Altertum nie ein Symbol der Glücksgöttin. Der Dichter hat Tonne statt des Füllhornes, vielleicht um des Reimes willen, gesetzt.

In den letzten vier Versen dieser Strophe ist das Wort blind zu betonen: es giebt den Grund an („weil — verstreut"), weshalb jeder, der das Lebenslos gewonnen hat und folglich dem männermordenden, blutigen Krieg entronnen ist, sich freuen muß. Es geht eben nicht nach Verdienst; — darum kann jeder nur sein Glück rühmen und dessen sich freuen.

Str. 8. Mit den Worten: „Ja, der Krieg verschlingt die Besten" knüpft der leider nicht genannte Teukros, der Halbbruder des Telamoniers Ajax, an einen ebengehörten Ausdruck in der Rede des jüngeren Ajax an. Der ältere Ajax war nach Achill der stärkste und tapferste Grieche, ein Turm in der Schlacht. (Vgl. Od. XI, 556.) Seiner darf bei den „Festen der Griechen", an welchen die Thaten der Vergangenheit gepriesen wurden, nimmermehr vergessen werden. Seine größten Heldenthaten verrichtete er, als Hektor während des großen Grolles des Achilles die Griechen bis auf die Schiffe zurückdrängte und letztere anzuzünden begann. Dennoch erreichte es der vielgewandte (vgl. Odyss. I, 1.) schlaue Odysseus, daß die neue, herrliche Waffenrüstung des Achilles bei der Leichenfeier desselben als der Preis für das größte Verdienst um die Eroberung Trojas ihm zugesprochen wurde, während der tapferste Held im Griechenheer leer ausging. Außer sich vor Zorn sann Ajax auf Rache; da hüllte Athene, die Beschützerin des Odysseus, den Ajax in Wahnsinn und leitete ihn an, auf eine Herde Schafe, welche er für Griechen ansah, loszustürzen. Nachdem sein Schwert die sämtlichen Tiere niedergerafft hatte, öffnete Athene dem Ajax die Augen, und er sah, was er gethan hatte. Von unendlicher Scham er-

*) Man vgl. unser deutsches Sprichwort: Unkraut vergeht nicht.

griffen, stürzte er sich in sein eignes Schwert. Er starb nicht von Feindeshand, er ward ein Opfer des eigenen Zornes.*)

Str. 9. Dem Erzeuger = seinem Vater. Neoptolemos oder Pyrrhos war der Sohn des tapferen Achilles. Auf Skyros war er erzogen worden, und von dort holte ihn Odysseus ab, da die Einnahme der Stadt Troja durch Orakelspruch von seiner Teilnahme am Kampfe abhängig gemacht worden war. Er hat übrigens keinen besonderen Ruhm am Tage der Eroberung Trojas sich erworben. Den alten Priamos durchbohrte er am Herde des Zeus Herkeios; den einzigen Sohn Hektors, Astyanax, warf er vom Turm der Burg herab. Die reizende Tochter des Priamus, Polyxena, schlachtete er auf dem Grabmal seines Vaters Achilles. Ihm fiel von den Gefangenen Andromache, Hektors Gemahlin, und der Seher Helenus zu. Nach Epirus kam er glücklich zurück. Dort gebar Andromache dem Pyrrhus mehrere Kinder. Später heiratete sie ihres Mannes Bruder, den Mitsklaven Helenus. Aber der Frevel des Pyrrhus, an Priamus verübt, kostete dem Frevler das Leben. Als er sich einmal in Delphi aufhielt, wurde er auf Befehl der Pythia um der Ermordung des Priamus willen getötet.**)

Des Weins — gießt Neoptolemos. Der Form nach ist dieser Genetiv dem französischen Teilungsartikel entsprechend. Bei Schiller ist er nicht ganz selten. Vgl. Graf von Habsburg, Str. 1, V. 6: „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins." Hiermit vergleicht Viehoff passend 1. Mos. 9, 21. „Und da er des Weines trank." In der älteren deutschen Sprache war überhaupt dieser Genetiv häufiger.

Die Worte V. 7—8 dieser Strophe sind sprichwörtlich geworden und stehen auch wohl als Unterschrift unter Schillers Portrait.

Die beiden Schlußverse dieser Strophe wiederholen (im Munde des Chors) den bereits in V. 7 und 8 ausgesprochenen Gedanken, daß der große Name des Toten, auch wenn der Leib zu Staub geworden sei, im Liede fortlebe. Die in den beiden letzten Versen liegende Unklarheit beseitigt man am besten, indem man ergänzt: Denn wenn auch allerdings das irdische Leben flieht, so dauern doch die Toten im Liede immer (d. h. leben weiter im Munde der Nachkommen). —

Str. 10. Hektor, der tapferste Sohn des Priamus und der ruhmreichste Trojaner, welcher schließlich von Achill getötet wurde, wird durch den

*) Übrigens hat Schiller ohne Zweifel aus Ovids Metamorph. XII, 620 — XIII 398 einiges entlehnt. Dort lesen wir z. B.:

Er, der den Hektor so oft, der Eisen und Glut und den Donner
Jupiters trug, er allein, — der trägt den einzigen Zorn nicht.
Und nicht könne dem Ajax ein Mann obsiegen als Ajax! — —

Shakespeare spricht im letzten Auftritt seines Julius Cäsar von Brutus:
Denn Brutus unterlag dem Brutus nur,
Und keiner sonst darf seines Tods sich rühmen.

**) Herr Keller nennt das zu Strophe 9 bezüglich des Neoptolemos Gesagten einen Schwall von Erklärungen. Ich bin überzeugt, es wäre ihm der Tadel des Skizzenhaften, Ungenügenden ebenso leicht in die Feder geflossen, wenn ich einen Satz von dem Obigen ausgelassen hätte.

Sohn des Tydeus, den edlen Diomedes, König von Argos, der mit dem großen Ajax in Mut und Kraft wetteiferte, gepriesen.

V. 4—8 und 9—12 sind ähnlich gebaut. Ein Relativsatz geht beidesmal voraus, angeknüpft an das Demonstrativum ihn und ihm in der letzten Zeile. Die Konstruktion ist im ersten Falle: Wenn den Sieger größere Ehre krönt, so ehret ihn, der als ein Beschirmer für seine Hausaltäre kämpfend fiel, das schönre Ziel. — Äußerlich mag der Ruhm des Siegers der größere sein, doch bleibt das Schenkendorff'sche Wort wahr:

> Für die Kirchenhallen, für der Väter Gruft,
> Für die Liebsten fallen, wenn die Freiheit ruft:
> Das ist rechtes Glühen, frisch und rosenrot,
> Heldenwangen blühen schöner auf im Tod.

und das lateinische Sprichwort: Dulce et decorum est pro patria mori (Süß und ehrenvoll ist es für das Vaterland zu sterben.) — Man denke hier auch an die sprichwörtliche Redeweise: pro aris et focis pugnare (für Altar und Herd kämpfen). —

Str. 11. Nestor war ein Sohn des Neleus und König von Pylos im Peloponnesus. Die Sage berichtet, daß er bereits am Zuge der Argonauten ehrenvollen Anteil genommen habe. Jetzt hatte er nahe an hundert Jahre durchlebt; er beherrschte somit schon das dritte Geschlecht (à 30—33 1/3 Jahre gerechnet). Er war ein tapferer und gerechter und zugleich ein sehr weiser Mann, dessen Stimme im Rate sehr gern gehört und ebenso gern befolgt wurde. — Nebenbei war er allerdings auch ein Held im Trinken. Seinen gefüllten Doppelbecher konnte ein anderer Mann kaum vom Tische heben.

Hekuba, die mit Thränen benetzte (bethränte) Gemahlin des Königs Priamus, dem sie 19 Söhne geboren hatte, war dem Odysseus als Siegesbeute zugesprochen worden. — Die Schwierigkeit hat Schiller nicht bedacht, daß diese redenden Griechen in keinem Schiffe vereint gedacht werden können, sondern auf verschiedene verteilt angenommen werden müssen.

Bacchus (Siehe Erl. IV², S. 24.) Gabe ist der Wein.

Str. 12. Niobe, Gemahlin des Königs Amphion in Theben, Tochter des Tantalus, hatte ihrem Gemahle der Sage nach 7 Söhne und 7 Töchter geschenkt. Dennoch blieb sie, wie bisher, die schönste Königin ihrer Zeit. Aber ihr Glück brachte sie zu Fall. Weil sie sich in ihrem Übermut über die Göttin Latona gestellt und gesagt hatte, daß sie mehr Ehre verdiene, als diese, welche nur einen Sohn und eine Tochter geboren habe, töteten Apollo und Artemis auf Geheiß ihrer beleidigten Mutter Latona sämtliche Kinder der Niobe an einem Tage mit ihren tödlichen Pfeilen. In unsagbarem Schmerze und wilder Verzweiflung irrte die Mutter nun umher, bis die Götter sie auf dem Berge Sipylos zu Stein werden ließen und in einen immer weinenden Felsen verwandelten. Niobe aber war fortan den Griechen und Römern das Symbol des Mutterschmerzes, welches darzustellen Künstler und Dichter mit einander wetteiferten.

Als Achill den unglücklichen Priamus zu Besuch hatte, welcher von jenem den Leichnam des Hektor-losbitten wollte, erinnerte der Held den Vater daran, Speise zu sich zu nehmen mit den Worten:

> Denn auch Niobe selbst, die lockige, dachte der Speise,
> Welche zugleich zwölf*) Kinder in ihrem Hause verloren,
> Sechs der lieblichen Töchter und sechs aufblühende Söhne.
> Ihre Söhn' erlegte mit silbernem Bogen Apollon
> Zornigen Muts, und die Töchter ihr Artemis, froh des Geschosses,
> Weil sie gleich sich achtete der rosenwangigen Leto. — (Il. XXIV, 601 ff.)

Hier im Gedichte Schillers will der Hinweis auf die Frucht der Ähren allerdings nicht so gut passen, da einmal vorher und nachher nur vom Weine die Rede ist und andererseits der Wein mehr als irgend etwas, namentlich als Speise, geeignet ist, den Jammer zu bannen, in Vergessenheit zu bringen. (Lethes Welle vgl. Erl. II³, S. 5; IV³, S. 2.)

Der Wein ist hier Lebensquelle (Aqua vitae) genannt, weil er dem Schwachen neue Lebenskraft, dem Betrübten neuen Lebensmut schafft.

Str. 13. Die Seherin Kassandra erhebt sich jetzt, von ihrem Gott (Apollo) ergriffen**), schaute nach dem Rauch der Heimat hin, den rauchenden Trümmern Trojas***), und vergleicht diesem das ganze flüchtige, rasch vergehende Leben. Man vgl. hierzu die Bibelstellen: Ps. 102, 4. Meine Tage sind vergangen wie ein Rauch. Jak. 4, 14. Was ist euer Leben? Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, darnach aber verschwindet er.

V. 6. weht = verweht.

„Nur die Götter bleiben stät“ = fest, unbeweglich.

V. 9—12. Die Sorgen sind hier zugleich auch die Gefahren, welche das Leben abkürzen können. Dieser Gedanke von den mitreisenden Sorgen wird auch von Göthe benutzt:

> Sorge, sie steigt mit dir zu Roß, sie steiget zu Schiffe.

Göthe und Schiller entlehnten den Gedanken dem Horaz (Carm III. 1, 37. ff.):

> . . . Sed Timor et Minae
> Scandunt eodem quo dominus, neque
> Decedit aerata triremi, et
> Post equitem sedet atra cura.†)

„Morgen können wirs (vielleicht) nicht mehr“; darum wollen wir heute d. h. in der Gegenwart leben und das uns Beschiedene genießen.

---

*) Während Homer nur 12 kennt, zählen andre Dichter 14 Kinder.

**) Vgl. Des Gottes voll — Erl. IV³, S. 97. Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin. (Erl. zu Schlegels Arion in diesem Bande.) Apollo war ja der Gott der Dichtkunst und Weissagung. Freilich bewirkte ihr Gott auch, daß alle Prophezeiungen der Kassandra keinen Glauben fanden.

***) An den Opferrauch ist wohl nicht zu denken.

†) Vielmehr steigen Furcht und Drohungen ebenda auf, wo der Herr aufsteigt, und es weicht nicht vom gepanzerten Schiffe, und hinter dem Reiter sitzt die schwarze Sorge.

3. **Die Form** ist genau dieselbe, als diejenige des Liedes: An die Freude.

		Reim:
1.	— ‿ — ‿ — ‿ — ‿	a
2.	— ‿ — ‿ — ‿ —	b
3.	— ‿ — ‿ — ‿ — ‿	a
4.	— ‿ — ‿ — ‿ —	b
5.	— ‿ — ‿ — ‿ — ‿	c
6.	— ‿ — ‿ — ‿ —	d
7.	— ‿ — ‿ — ‿ — ‿	c
8.	— ‿ — ‿ — ‿ —	d
9.	— ‿ — ‿ — ‿ — ‿	e
10.	— ‿ — ‿ — ‿ — ‿	f
11.	— ‿ — ‿ — ‿ — ‿	f
12.	— ‿ — ‿ — ‿ — ‿	e

V. 1. 3. 5. 7. 9. 12. sind vierfüßige vollständige Trochäen, die übrigen Verse sind unvollständig, also um eine Silbe kürzer. Darum haben jene 6 Verse einen klingenden, die andern 6 einen stumpfen Reim. Die Strophe besteht immer aus zwei Teilen, aus dem achtzeiligen Hauptteil, welcher gewissermaßen von der Solostimme gesungen werden soll, und dem vierzeiligen Schlusse, welchen der Chor zu singen hat. V. 1—8 haben gekreuzte, V. 8—12 umarmende Reime.*)

4. **Abfassung und Zweck des Gedichtes:**

In einem Briefe an Goethe vom 24. Mai 1803 (zu welcher Zeit

---

*) Der hellerleuchtete Keller schreibt an a. O. St 407: „L.'s Gleichgiltigkeit gegen das Metrum rächt sich im „Siegesfest."" Das Obige stand wörtlich in der vorigen Auflage. Man fragt nach dem Grund solchen Verdikts und liest staunend weiter: „Dort wird der Gedanke des Refrains Str. 5 umpassend gefunden, der doch nur, wie in den andern Strophen (und wie L. selbst sagt zu Str. 9.) den Inhalt der vorhergehenden Strophe wiederholt." Was Herr Keller nicht alles weiß. Aber das habe ich auch gewußt. Mein Tadel bezog sich auf etwas ganz andres, wie der geneigte Leser leicht finden wird, und ich konnte der Erleuchtung durch einen Keller entraten. Wie aber sich hier meine Gleichgiltigkeit gegen das Metrum rächen soll, das ist mir „unerfindlich". Auch diesmal stimme ich mit Düntzer darin zusammen, daß der Gedanke nicht angemessen sei; denn er sagt a. a. O. S. 111. „Weshalb Athene aber eine solche Mahnung dem Odysseus in die Seele lege, sieht man nicht. Agamemnon, auf den allein die Warnung geht, kann davon keinen Nutzen ziehen; Athene hätte diesen bestimmter warnen müssen" &c. Es ist Herrn Keller das Unglück begegnet, daß er sich meine Worte nicht klar machte, weil er es allzu eilig mit dem Niederschreiben eines Tadels hatte. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort." Westphal (a. a. O. S. 88.) erklärt die Strophe als aus 4 trochäischen katalektischen Perioden bestehend, denen 2 Perioden in umgekehrter Verbindung (erst die katalektische, dann die prokatalektische) als dem Chor zugeteilter Schluß folgen. Das ist viel verständlicher geredet, als ich es oben vermochte. Vielleicht aber ists notwendig, Westphals Ausdruck prokatalektisch zu erklären. Er meint damit, daß im ersten Gliede der Periode (am Schlusse) eine Silbe am letzten Trochäus fehle, während er katalektisch das Fehlen der betr. Silbe im zweiten Gliede der Periode nennt und bikatalektisch eine Periode von folgenden Aussehen:

— ‿ — ‿ — ‿ —   — ‿ — ‿ — ‿ —

Was die lange Todesnacht   Mir auch für Gedanken macht.

das Lied entstanden sein muß*) schrieb Schiller, das Siegesfest sei die Ausführung einer Idee, die ihr Kränzchen ihm vor anderthalb Jahren eingegeben habe, weil alle gesellschaftlichen Lieder, die nicht einen poetischen Stoff behandelten, in den platten Ton der Freimaurerlieder verfielen. Er habe also gleich in das volle Ährenfeld der Ilias hineinfallen und sich da holen wollen, was er nur schleppen konnte.

In ähnlicher Weise spricht sich Schiller in einem Briefe an Humboldt aus (18. Aug. 1803.) —

Nun ist allerdings, wie oben erwähnt wurde, das weit ältere Lied An die Freude in derselben Form gedichtet. Auch ist ohne Frage die Pointe des Gedichtes in den Schlußworten der letzten Strophe zu suchen:

„Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!"

Endlich kann uns der Hinweis auf den engen und hochgebildeten gesellschaftlichen Cirkel, in welchem das Lied zum Vortrag kommen sollte, die Bedenken hinwegräumen, welche aus dem Inhalt heraus geschöpft und gegen den Gebrauch des Liedes als eines deutschen Gesellschaftsliedes gerichtet werden: Es war eben nicht für einen größeren Kreis, nicht für allgemeinen Gebrauch bestimmt Und doch kann ich dem von G. Schwab**), Karl Grün***), Viehoff†) und anderen ausgesprochenen Urteile nur beistimmen, daß dies Lied mit seinen steten, starken Kontrasten zu allem andern eher geeignet sei, als zu einem Gesellschaftsliede, welches die Erhöhung der Freude bezwecken muß.

Als Gesellschaftslied ist es verfehlt. — Schiller hat aufs neue gezeigt, daß die Freude in seinem Munde und unter seiner Feder nicht ein helles, rotfarbenes, sondern höchstens das Gewand der Halbtrauer trägt.

Als den Grundgedanken des Gedichtes, falls man dasselbe als Gesellschaftslied ansehen will, kann man etwa folgendes bezeichnen: Weil das Leben so reich an Entbehrungen und Leiden ist, weil des Jammers und der Trübsal so viel ist, Kummer und Sorgen uns nicht verlassen, immer neue, schwere Gefahren uns ungeahnt nahen, weil das Schicksal nicht nach Verdienst, sondern nach Laune die irdischen Gaben austeilt — darum laßt uns den Augenblick genießen, wo es uns vergönnt ist, Kummer und Sorge zu vergessen oder im Trank des Weines zu ertränken.

Immerhin sind die Worte von Heinrich Kurz beachtenswert und richtig:

*) Am 22. Mai steht in Schillers Tagebuch: „Helden vor Troja fertig."
**) Schillers Leben 1840. S. 718.
***) Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. 1844. S. 590.
†) II. S. 123.

„Das Siegesfest ist kein rein episches Gedicht, weil in ihm die lyrische Bedeutung noch mehr, noch ungekleideter hervortritt, als selbst im „Ritter Toggenburg“; aber auch ein rein lyrisches ist es nicht, da alle ausgesprochenen Gefühle auf den dargestellten Zuständen beruhen, aus ihnen sich entwickeln. Es ist gleichsam eine Reihe von Gemälden, welche nur lose an einander gebunden sind, aber insofern zusammengehören und ein Ganzes bilden, als sie alle ohne Ausnahme eine und dieselbe Idee versinnlichen. Die griechischen Helden sind im Begriffe, nach der Heimat zurückzukehren. Am Strande versammelt, von den gefangenen Trojanerinnen umgeben, wollen sie den schwer errungenen Sieg feiern, und in den Dankgebeten ihre Freude über die endliche Rückkehr in das geliebte Vaterland aussprechen. Aber ihre Freude, schon anfangs durch die Klage der gefangenen Frauen getrübt, kann nicht recht gedeihen; der Gedanke, daß sie so viele Treffliche hatten zurücklassen müssen, und die Ahnung, daß den Übriggebliebenen noch manches schwere Schicksal drohe, erfüllt aller Gemüt mit unbesiegbarer Bangigkeit und erdrückt jedes Aufflackern der Freude. Es zieht ein ungeheurer Schmerz durch das ganze Gedicht, der sich endlich in der Rede der Kassandras als Verzweiflung ausprägt.

5. Komposition und Gedankengang.

1. Nach zwei Strophen, welche gewissermassen die Einleitung des ganzen Gedichtes bilden und die Situation, ein Freudenfest mit Klage vermischt, uns darlegen, spricht ein jeder der hervorragenden Griechen einen Trinkspruch, an welchen der Chor seinen Gesang anschließt, welcher den bereits ausgesprochenen Gedanken aufnimmt und in anderer Form nur wiederholt. Nur der alte, redselige und weise Nestor hat zwei Strophen zugeteilt bekommen; sonst wickelt jeder der Sprecher seinen Spruch in acht Zeilen ab. — Endlich zieht eine unfreiwillige Sprecherin, die Kassandra, das Resümé des Ganzen, daß alle irdische Herrlichkeit kurz und vergänglich wie der Rauch sei, und hieran schließt die Nutzanwendung sich an: Weil alle Freude so kurz ist und so sicher und völlig vergeht, darum laßt uns an das Kommende, an die Zukunft nicht denken, sondern nur dem Heute, der augenblicklichen frommen Stimmung, uns ganz hingeben.

2. Endlich ist Troja erobert, die Griechen haben eine reiche Beute gemacht und diese auf ihre Schiffe geladen. Nun sind sie im Begriffe, die langersehnte Heimreise anzutreten. Zuvor aber soll noch am Strande ein Freudenfest gefeiert werden. (Str. 1.) Doch in unmittelbarer Nähe sitzen die vornehmen Trojanerinnen, jetzt fremden, zum Teil grausamen, Herren als Sklavinnen zugeteilt; sie können sich nicht freuen. Der Griechen Freude weckt ihre Schmerzen, der Griechen Lustgesang öffnet ihren Mund zur Klage. Sie haben zu viel verloren: Eltern und Geschwister, Männer und Kinder, Heimat und Freiheit — was ist das Leben dann noch für ein Gut! (Str. 2.) Inzwischen hat Kalchas, der Oberpriester, das Opfer bereitet und angezündet, das Opfer des Dankes und neuer Bitte. (Str. 3.) Nun beginnt der Völkerhirt Agamemnon die

Reihe der Trinksprüche. Er übersieht seine Festgenossen und kann nur mit einem Blicke, den Trauer und Unmut verdunkeln, das Volk zur Freude auffordern, weil i h n e n wenigstens noch das Leben blühe und die Hoffnung der Heimkehr grüne. (Str. 4.) Odysseus ahnt, daß selbst dem Agamemnon kein glückliches Lebenslos gefallen sei, daß ihm nach glücklichem Heimzug der Tod von seiner Gattin Hand drohe. Der Trinkspruch auf die t r e u e n Weiber in der Heimat, welchen Odysseus ausbringt, ist für manche der Krieger nichts anders, als bitterer Wermut im Weine. (Str. 5.) Einer der Fürsten hat sein Weib bei sich — es ist nicht fern, sehr schön und voller Liebreiz, aber war es treu und war es der Liebe wert? Menelaus kann sich in diesem Augenblicke nur freuen, indem er alle Schuld von Helena auf Paris zu schieben, und angesichts des durch dieses eine Weib heraufbeschworenen Herzeleids sich mit der Gerechtigkeit und dem ewigen Ratschlusse des Kroniden zu beruhigen sucht. (Str. 6.) Doch er scheint ja g l ü c k l i c h, da er sein schönes Weib wieder hat. „Rühme deines Glückes wegen die Götter, aber nicht um ihrer Gerechtigkeit willen" — so läßt sich nun Ajax, der Gottlose, der Spötter, vernehmen; die Götter spenden nicht aus gerechten Händen, sondern b l i n d d i e L e b e n s= u n d d i e T o d e s l o s e. Sonst würde Thersites nicht zurückkehren und wäre Patroklus nicht begraben. (Str. 7.) Nach Ajax, dem Lokrier, tritt für den großen Ajax auf Teukros, sein treuer Halbbruder. Nicht ohne herben Tadel für den Odysseus und die Griechen, welche durch letzteren sich täuschen ließen, singt er seines Bruders Ruhm. (Str. 8.) — Eines großen Toten ist erwähnt, einen größeren rühmt ein anderer. Der Bruder hatte des Bruders gedacht, nun preist des Sohnes Mund den großen Vater, und d e n R u h m — das höchste Gut der Erde, weil es über das Grab hinaus daure. (Str. 9.) — Ein gewisses Selbstlob lag in dem Preise des Bruders und des Vaters, zweier großer Toten; deshalb öffnet sich jetzt der Mund des gerechten Diomedes, um ein Wort der Anerkennung für Hektor zu sagen; die Thaten und das Ende des Hektor, des Feindes des Achilles, seien derart, daß auch in Feindes Munde ihm ein dauerndes Gedächtnis seines Ruhmes bleiben werde. (Str. 10.) — Der alte Nestor wendet sich jetzt der alten Hekabe zu, um sie in ihren Schmerzen zu trösten. Er heißt sie trinken — den Schmerz beim Weine zu vergessen. (Str. 11. 12.) Und nun kommt endlich die arme, unglückliche Kassandra und spricht, daß alle irdische Herrlichkeit und Größe nur Rauch sei und gleich dem Rauche bald und gar vergehe; — zudem sei der Mensch auch in seinen glücklichsten Stunden von Sorgen umgeben. Jammer ist alles, was du ansiehst, Trauer schafft alles, dessen du gedenkst, trostlos wirst du, falls du in die Zukunft schauen kannst: Darum schau nicht rück=, nicht vorwärts; schaue dich nicht um, schaue nur vor dich und suche dein Leid zu vergessen i m W e i n e. (Str. 13.)

3. Das Gedicht ist schön, mit Ausnahme weniger Stellen form=

vollendet — und doch wie wenig vermag uns der Inhalt in eine dem „Siegesfeste" entsprechende fröhliche Feststimmung zu versetzen! Jede Strophe erinnert fast an den Tod oder an Tote! Nicht blos die Frauen, denen ein trauriges Schicksal bevorsteht, auch die griechischen Helden können nicht zur Freude sich erheben. Vergessen, das ist die ganze Philosophie, welche Nestor hat; — im Munde der unglücklichen Kassandra klingt die Aufforderung zu einem heiteren Lebensgusse, selbst wenn wir dieselbe als die willenlose Verkünderin eines göttlichen Ausspruches ansehen wollten, nicht wie Freude, sondern wie Hohn, und ihr Lachen wie das der Verzweiflung, des Wahnsinns (man vgl. die oben mitgeteilten Worte von H. Kurz).

Allerdings ist es dem Deutschen eigentümlich, daß er auch in der Freude oft tiefernste Weisen anstimmt, und eine große Anzahl köstlicher Volkslieder hat einen schwermütigen, traurigen Ton und Inhalt. Dann mildert gewissermaßen der Ernst die Freude. Wo aber der Krieg solche Wunden geschlagen hat, wie dieser Krieg, da kann die Freude nur aufkommen, wenn man des Krieges vergessen kann; sie muß verschwinden, sobald man der Opfer des Krieges gedenkt. Hier war der Jammer noch zu frisch, zu groß, zu tief, zu nahe — darum konnte das Siegesfest nicht gedeihen. Es mußte mißlingen. Die Dissonanzen waren zu groß, zu zahlreich.

4. Aller Beachtung wert ist übrigens die ganze Ökonomie des Gedichtes. Paarweise treten die Personen auf: zwei Priester und Propheten, Kalchas am Anfange, Kassandra am Schlusse, dazwischen reden Agamemnon und Odysseus von der Heimkehr und ergänzen einander. Menelaus und Ajax behandeln das Thema der göttlichen Gerechtigkeit, welche jener behauptet, dieser bekämpft. Teukros und Neoptolemos gedenken der großen Toten im Griechenheere. Diomedes und Nestor nehmen sich der Feinde an, jener des toten Hektor, dieser der lebenden, gegenwärtigen Mutter desselben.

Auch sind die einzelnen auftretenden Personen mit kurzen, aber kräftigen Strichen uns sonst gezeichnet, so daß sie uns ziemlich deutlich vor Augen treten: Der Völkerhirte Agamemnon zeigt sich bekümmert um den Verlust so vieler wackerer Streiter; schlau und vielgewandt heißt der von Athene unterstützte, an die zukünftigen Eventualitäten denkende Odysseus; der versöhnliche und glückliche Menelaus hat das Bewußtsein, in einen gerechten, von den Göttern begünstigten, Krieg gezogen zu sein und geführt zu haben; der leichtfertige Ajax, dessen Gottlosigkeit noch später harte Strafe findet, spottet der göttlichen Gerechtigkeit; Teukros und Neoptolemos zehren beide von dem Ruhme ihres Bruders, bezw. Vaters; die Pietät und das Streben, dem Vorbilde der großen Toten ähnlich zu werden, vereinigt sie; der hochherzige Diomedes und der gemütvolle Nestor beschließen den Reigen. So treten auch dieselben Gestalten bei Homer uns entgegen.

5. Schillers Ansicht über die Weltregierung, daß in den meisten Fällen Verdienst und Glück mit einander in Widerspruch stehen, und daß dem Guten die Erde nicht gehöre, wird nicht allein hier ausgesprochen, und ihre praktische Anwendung: „Genieße, wer nicht glauben kann.“ — „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl“ stimmt vollständig mit derjenigen, welche Schiller der Kassandra in den Mund legt: „Darum laßt uns heute leben.“ Es ist zwischen den Worten des gottlosen Ajax, und der frommen gottgehorchenden Kassandra nur anscheinend ein großer Unterschied, in Wahrheit besteht eine ganz nahe Verwandtschaft.

6. Schriftliche Aufgaben. 1. Das Siegesfest. (Gedankengang). — 2. Würdigung dieses Gedichtes von Schiller. — 3. Ist der Ruhm das höchste Gut des Lebens? —

[Litterarisches: Hauck im Progr. des Gymnas. zu Königsberg i. d. Neumark. vom J. 1851. — *Düntzer II, S. 105. — *Hartert, I, S. 12. — *Viehoff II, S. 122. — *Götzinger II, S. 358. — *Hoffmeister V, S. 240 ff. — *Gustav Schwab, Schillers Leben. 1840. S. 718. — Karl Grün, Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. — *Kurz III, S. 321. — *Hinrichs I, S. 45. — *Armknecht, S. 271. — *Keller a. a. O. — *Westphal, S. 88.]

12. Nadowessiers Totenlied.

[Schillers Werke in 4 Bdn. Bd. I, S. 138.]

1. Die Entstehung der Ballade: Schiller schrieb am 30. Juni 1797 an Goethe: „Ich habe einige Reminiscenzen aus einer Reise durch Nordamerika von Thomas*) Carver, und mir ist, als wenn sich diese Völkernatur in einem Liede artig behandeln ließe. Dazu müßte ich aber jenen Carver noch einmal ansehen. Ich hatte ihn von Knebel, der aber, wie ich höre, fort ist. Vielleicht hat ihn Vogt, der ihn mir wohl auf einen Botentag leiht.“ Am 3. Juli ward das Gedicht verfaßt, und am 4. schickte es Schiller an Goethe, welcher am 5. antwortete: „Das Totenlied, das hier zurückkommt, hat seinen ächten realistisch-humoristischen Ton, der wilden Naturen in solchen Fällen so wohl ansteht. Es ist ein großes Verdienst der Poesie, uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, sowie es verdienstlich ist, den Kreis der poetischen Gegenstände immer zu erweitern.“**)

*) Ein Irrtum Schillers, der Vorname des Schriftstellers ist John.
**) Die ursprüngliche Überschrift im Musenalmanach war: Nadowessische Totenklage.

2. Die Quelle: John Carver hatte in den Jahren 1766—68 Reisen im Innern Nordamerikas gemacht und kurz darauf eine Reisebeschreibung veröffentlicht. J. J. 1780 erschien in Hamburg in einer Reihe anderer Reisebeschreibungen auch diese Carversche in deutscher Übersetzung. Carver, der grade unter dem Stamme der Nadowessier, welche damals zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains wohnten, sieben Monate verbracht hatte, teilt in seinem Werke außer zerstreuten Zügen, welche Schiller benutzen konnte, eine Ansprache an einen toten Nadowessischen Krieger mit, welche wörtlich so lautet:

„Du sitzest noch unter uns, Bruder; Dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unseligen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Atem geflohen, der noch vor einigen Stunden Rauch zum großen Geist emporblies? Warum schweigen jetzt deine Lippen, von denen wir erst kürzlich so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen Gebirgen? Warum hangen jene Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinaufklettern und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach! jeder Teil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansehen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als er es vor dreihundert Wintern war. Wir wollen dich jedoch nicht betrauern, als wenn du für uns immer verloren wärest, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte. Deine Seele lebt noch in dem großen Land der Geister, bei den Seelen der Landsleute, die vor Dir dahingegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um Deinen Ruhm zu erhalten; aber auch wir werden Dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir bei Deinen Lebzeiten für Dich hatten, kommen wir jetzt, um Dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit Dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe und den Tieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern Deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß Dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen."

Andere Stellen des Carverschen Werkes sind übrigens auch von Schiller benutzt worden.

3. Erläuterungen: Str. 1. Carver erzählt: „Sobald einer von den Oberhäuptern den Geist aufgiebt, so wird der Körper ebenso gekleidet, als er gewöhnlich bei Lebzeiten war. Das Gesicht wird bemalt, und man setzt ihn auf einer Matte oder einem Felle mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung und legt seine Waffen neben ihn. Hierauf setzen sich seine Anverwandten um ihn herum, und jeder nach der Reihe hält eine Anrede an den Verstorbenen."

M a t t e ist „grobe Decke von Stroh, Bast oder Wolle." (Hartert.)

Str. 2. Der „große Geist" ist das von den Indianern verehrte göttliche Wesen. Die „Pfeife" spielt bei den Indianern eine sehr hervorragende Rolle. (Vgl. Erl. II³. S. 278.)

Str. 3. Die Fertigkeit, die Spuren der Menschen und Tiere auf dem Grase zu erkennen, rühmt Carver und bestätigen spätere Romane (Coopers Pfadfinder!). — „D i e W e l l e d e s G r a s e s" = die wellenförmige Bewegung des hohen Grases im Winde oder beim Laufen über dasselbe.

Str. 4. Der nordamerikanische Hirsch gilt als das schnellste Tier in jenen Gegenden.

Str. 5. „streng und straff“: Allitteration.

Str. 6. Ein ewiges Leben glaubten die Indianer und hielten dafür, daß man sich dort ähnlich, wie hier, beschäftigen werde; nur werde die Arbeit mühelos, die Gegend voller Lust und Lieblichkeit sein und Überfluß an allem, an Mais und Wild und Fischen, die Seligen erfreuen.

Str. 11. Hier wird die Sitte des Skalpierens beschrieben; Skalp ist ein Haarbüschel mit der Kopfhaut, welche die Indianer von jedem überwundenen, wenn auch noch lebenden, Feinde geschickt und rasch abziehen.

Auch die vier letzten Strophen sind eine poetische Behandlung folgender Worte Carvers (S. 336.): „Da die Indianer glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf die gewöhnliche Art beschäftigen, daß sie sich ihren Unterhalt auf der Jagd erwerben müssen, und daß sie auch dort mit ihren Feinden zu kämpfen haben, so begraben sie sie mit ihren Bogen, Pfeilen und allen übrigen Waffen, die zur Jagd oder zum Kriege dienen. Außerdem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeuge zu Kleidungen und allerhand Hausrat, sogar Farbe, sich zu bemalen, mit in’s Grab.“

4. **Die Urteile** über dieses „Totenlied“ fielen unter den Freunden Schillers sehr verschieden aus. Goethe war ganz eingenommen — W. Humboldt hatte „ein Grauen an dem Liede.“ — Körner meint, Schiller könne seine Zeit besser anwenden, als mit Abfassung solcher Gedichte. — Dies letztere, besonders harte Urteil bestimmte wohl Schiller, welcher anfänglich den Plan hatte, eine Reihe Nadowessierlieder zu dichten,*) von diesem Plane zurückzukommen. — Goethe äußerte dagegen noch später zu Eckermann, es gehöre dieses Gedicht zu Schillers allerbesten und er wünsche, Schiller habe in dieser Art ein Dutzend gemacht. Ihn zog gerade die Objektivität des Liedes an, Schillers Freunde dagegen vermißten hier des Dichters idealen Flug. Den Schiller erkennt man allerdings hier nicht wieder. Die Anschaulichkeit des Bildes aber ist ohne allen Zweifel sehr groß, und die Sprache — von einigen mangelhaften Reimen abgesehen — sehr kräftig und derb, wie sie in einem Klagelied eines Mannes und Kriegers und besonders einer Rothaut erwartet werden muß.

5. **Form.** Die Strophe besteht aus vier Versen, von denen die erste und dritte vier vollständige, die zweite und vierte drei unvollständige Trochäen enthalten. Etwas gelehrter sagt Westphal: „2 brachykatalektische Perioden mit fünfsilbigem Nachsatze.“ Auch Chamisso hat diese Strophe angewandt. (Vgl. Lebenslieder und Bilder V.), und Schiller hat diese Strophe verdoppelt im „Ritter Toggenburg.“

*) Hierzu bot Carver noch eine Fülle von Stoff, z. B. eine Totenklage einer Mutter über ihren einjährigen Sohn (S. 339), die Rede des Anführers beim Beschlusse eines Krieges (S. 262), den Aufruf zum Kriege (S. 259), die Erwiderung des vornehmsten Oberhauptes an Carver (S. 69), den Segensspruch beim Scheiden (S. 7).

6. Schriftliche Aufgabe:
Vergleichung dieses Liedes mit Schillers: „Nänie“ und „Gruppe aus dem Tartarus.“

[Litterarisches: *H. Kurz III, S. 321. — *Viehoff, II, S. 117. — *Hartert II, S. 47. — *Hoffmeister III, S. 310. — *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. III. Bd. S. 136. — *Eckermanns Gespräche. 2. Bd. S. 89. — *Hinrichs I, 54. — *Düntzer II, S. 99.]

---

13. Klage der Ceres. 1796.

[Sämtl. Werke in 4 Bdn. I, S. 143. Stuttgart 1874, Cotta.]

1. Mythologische Erläuterungen: A. Ceres und Proserpina.

Ceres, die Göttin des Getreides, der Feldfrüchte und Beschirmerin des Ackerbaues (griech. Demeter), war eine Tochter des Kronos und der Rhea, eine Schwester des Zeus (Jupiter, gen. Jovis), des Poseidon (Neptun), des Hades (lat. Pluto) und der Hera (Juno). Ihre und des Zeus zauberhaft schöne Tochter Persephone (lat. Proserpina) pflückte einst (auf der nysischen Flur) mit ihren Gespielinnen Blumen, entfernte sich, durch eine Wunderblume bezaubert, von ihren Freundinnen zu weit und ward plötzlich von Hades, welcher aus der Unterwelt auf goldenem, von 4 schwarzen Rossen gezogenen Wagen emporgestiegen war und das zitternde Mädchen faßte und davontrug, geraubt und in die Unterwelt entführt, um dort des finsteren Beherrschers der Unterwelt Gattin zu werden. Die trostlose Mutter suchte ihr Kind vergebens 9 Tage und 9 Nächte auf der ganzen Erde mit einer am Ätna entzündeten Fackel.*) Der Sonnengott (Helios, Titan) half ihr beim Suchen und entdeckte ihr den Aufenthalt der Verlorenen. Die Mutter belegte in trostlosester Verzweiflung darauf die Erde mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit. Als die Mutter durch die Nymphe Arethusa erfuhr, daß der Bruder Hades den Raub vollführt habe, verlangte sie von Zeus, daß er die Geraubte zurückfordere. Dieser sandte, um den Fluch von der Erde zu entfernen, Hermes (Merkur), den Götterboten, in das Reich der Toten und brachte die Persephone in die Arme der Mutter zurück. Doch hatte Hades die freudige Stimmung, in welche der Gedanke an die nahe Rückkehr die Persephone versetzt hatte, benutzt, um ihre einige Granatkörner, in der Unterwelt gewachsen, das Sinnbild der Ehe, zu essen zu geben. Dadurch war Persephone gebunden, zu ihm zurückzukehren. Um das unabänderliche Geschick erträglicher zu machen, bestimmte Zeus, der Gott der Götter, daß Persephone ein Drittel des Jahres bei ihrem finstern Gatten in der Unterwelt

*) So wird Ceres auch oft abgebildet, oder mit einer Ähre oder einer Sichel in der Hand, ähnlich der Juno, doch mit weicherem Gesichtsausdruck.

zubringe, aber den übrigen Teil des Jahres hindurch des Umgangs mit ihrer geliebten Mutter sich erfreue. Für die Zeit, wo Persephone in der Unterwelt weilt, bleibt der Fluch der Mutter auf der Erde bestehen; sie ist wüste und starr.

B. Mythologische Erläuterungen zum Verständnisse einzelner Strophen:

Die Griechen dachten sich alle Naturkräfte als Personen, z. B. die Winde, geflügelt an Haupt und Schultern, mit geöffnetem Munde, aufgeblasenen Backen. Die Windgötter führten sämtlich besondere Namen: Boreas = Nordwind, Euros = Ostwind; Notos = Südwind und Zephyr*) = Westwind. Sie sind Söhne der Aurora (Morgeröte) und des Asträos. Selbst die Quellen, Meere, der Ocean, die Bäume wurden von den Griechen bewohnt gedacht und alle diese Wesen, immer junge und schöne Jungfrauen, hießen Nymphen. Man unterschied nun die Bergnymphen (Oreaden), Quellnymphen (Najaden), Baumnymphen (Dryaden), Meernymphen (Nereiden oder Doriden, cf. Schlegels Arion,) die im Okeanas lebenden (Okeaniden). Die drei ersten Gattungen wurden von Zeus, die folgende von Nereus und Doris, die letzte von Okeanos abgeleitet. (Vgl. Str. 1.)

Titan hieß Helios, der Sonnengott, deshalb, weil er von dem Titanen Hyperion abstammte. Er sitzt auf einem goldenen, von 4 Rossen gezogenen, Wagen und fährt Tag für Tag an dem Himmelsgewölbe her; abends spannen Nereiden seine Rosse ab, und Phöbus (oder Helios) fährt auf einem künstlichen Kahn auf dem Okeanos im N. um die Erde bis zu seinem im Osten stehenden Palaste, wo er bis zum Morgen verweilt, nachdem er im Sonnenteich**) (Casp. Meer) seine Rosse abgekühlt hat.

Zeus war als Mädchenräuber bekannt. Europa hat er, nachdem er in einen Stier sich verwandelt hatte, entführt, Mnemosyne als ein Schäfer verkleidet u. A. mehr. Mit seiner Gemahlin Hera (Juno) lebte er darum meist auf dem Kriegsfuße.

Der Orkus oder die Unterwelt lag nach der Meinung der Griechen im Innern der Erde — unbeschienen von den Sonnenstrahlen; große Ströme durchflossen ihn: der Acheron, Kokytus, Pyriphlegeton, Styx und Lethe. Schwarz wie die ganze Unterwelt sind auch diese Flüsse. — (Str. 2).

Über den Kahn vgl. Schlegels Arion Str. 6. (Str. 3.)

---

*) Die Griechen fürchteten diesen Sturm und Regen bringenden Wind, die römischen Dichter schmeichelten ihm und machten ihn zu einem milden, sanftsäuselnden, lieblichen. Vgl. Ovid, Metam. I, 108: placidi tepentibus auris mulcebant zephyri. Neuzeit gemacht.

**) Keller sagt: „Völlig überflüssig kommen in der Erklärung vor die nysische Flur, die Möven (!) und der Sonnenteich, welcher mit anerkennenswerter Kürze für das kaspische Meer erklärt wird." Ich bin dagegen ebenso fest davon überzeugt, daß Keller im andern Falle gerügt haben würde, ich hätte die Sage ad 1. nicht lokalisiert, ad 3 einen interessanten gelegentlichen Hinweis auf die astronomische Vorstellung der Alten mir entgehen lassen, ad 2 auf den griechischen Gesamtnamen nicht hingewiesen, während ich doch die griechischen Einzelnamen anführe! Solcher ewigen Nörgelei kann man es nie recht machen.

Alle Menschen stammen nach der großen Flut von dem übriggebliebenen Paare Deukalion und Pyrrha ab. Diese beiden wurden in einem Schiffe gerettet. (Vgl. Noahs Arche). Sie erweckten der Erde neue Bewohner, indem sie dem delphischen Orakel gehorchten, welches lautete:

Hüllet Euch beide das Haupt und löst die gegürteten Kleider,
Werfet sodann die Gebeine der großen Erzeugerin rückwärts.

Sie warfen nämlich beide Steine (= Gebeine der Erde) hinter sich; Deukalions Steine wurden Männer, Pyrrha brachte Weiber hervor.*)

Parzen waren die Göttinnen, welche das Schicksal der Menschen festsetzten; Die Griechen nannten sie Mören) (die Römer Parzen) und zählten drei namentlich auf: Klotho, die den Lebensfaden spann, Lachesis, welche das Geschick zuerteilte, Atropos, welche den Faden abschnitt. Es waren drei ernste, unerbittliche Jungfrauen. (Str. 4.)

Der Wagen des Sonnengottes fährt immer dieselbe Bahn — und was Zeus einmal als seinen Beschluß verkündet hat, bleibt unabänderlich bestehen. — Aurora, die Göttin der Morgenröte, und Iris, die Göttin des Regenbogens, kommen nie in die Unterwelt. Erstere geht ihrem Bruder alltäglich voran, rosig hellglänzend, safranfarbigen Gewandes, eine Fackel tragend, die Sonnenrosse am Zügel führend.

Iris ist die Götterbotin. Man stellte sie geflügelt dar, mit buntem Gewande bekleidet und mit einer Kanne in der Hand, mit welcher sie den Wolken Wasser zuträgt. (Str. 6.)

Vertumnus, ein urspr. etrurischer, später italischer Gott, der Gott der Jahreszeiten, des Frühlings und des Herbstes, besonders des letzteren, abgebildet als Mann, mit Kornähren und Fruchtzweigen bekränzt. Er vermochte sich in alle Gestalten zu verwandeln. Schiller weist ihm ein Füllhorn zu, mit welchem wir gewöhnlich nur Flora geschmückt sehen. (Str. 11.)

2. Andere Erläuterungen:

Str. 1. Eine im allgemeinen treffliche Schilderung des Frühlings: Die höher steigende Sonne erweckt und beleuchtet das Grün (V. 3),**) das Eis schmilzt (V. 4), die Ströme zeigen wieder das Bild des wolkenlosen, heitren Frühlingshimmels (V. 5. 6.), die milden Frühlingswinde wecken die Keime des neuen Lebens (V. 7). Die Bäume schlagen aus (V. 8). Die gefiederten Sänger kehren zurück und beleben die Wälder mit ihrem Gesange (V. 9).

„Der unbewölkte Zeus" = statt Himmel; also Metonymie: Person statt der Wohnung und des Reiches derselben. Im Munde der Ceres erwarten wir freilich diesen Ausdruck nicht. Der Himmel wird doch von Ceres nicht mit dem Namen ihres Bruders, des Himmelsherrschers,

*) Armknecht (S. 228.) weiß nur von der Pyrrha, daß sie Steine hinter sich geworfen habe.

**) Auffällt allerdings, daß das Schmelzen des Eises nach dem Grünwerden des Grases erzählt wird.

belegt worden sein; zugleich ist „unbewölkt“ zwar ein passendes Beiwort zu Himmel, aber nicht zu der Person Zeus, vielmehr erwartet man hier ein Epitheton heiter, freundlich ꝛc. — Was die Göttin an Veränderungen in der Natur sieht, das hört sie gewissermaßen aus dem Munde der Nymphen (Oreade): „Deine Blumen kehren“ alle „wieder“, eine, die schönste, teuerste ausgenommen; denn „Deine Tochter kehret nicht.“

Str. 2. „Durch der Erde Flur“ kann zu wallen und suchend gezogen werden; der Dichter hat vielleicht das erstere gemeint und sagen wollen: „Ach, wie lang ists, daß ich suchend — durch der Erde Flur walle.“

Schiller läßt auch Helios, der ja nur auf die Erde, nicht in dieselbe hineinschaut, den Raub nicht entdecken. (Vgl. dagegen oben!)

„Sehr kühn sagt Schiller, sie (Ceres) habe alle Strahlen des Sonnengottes ausgesandt, sie habe ihn gebeten, nach der Tochter zu suchen.“ (Düntzer, a. a. O.)

Wenn aber Düntzer daran Anstoß nimmt, daß nach dem Helios noch der Tag genannt werde, so ist er dazu nicht berechtigt. Es ist offenbar kein zweiter Suchender genannt, sondern in der Bezeichnung des Einen abgewechselt worden. Titan und Tag sind Synonyma.

„Der alles findet“ = der doch sonst alles findet. —

Daß Zeus die Tochter, die zugleich seine eigene Tochter war, aus ähnlichem Grunde wie Europa entführt habe, erschien der Mutter zu unglaublich, um bei dieser Möglichkeit länger zu verweilen. Und doch konnte die Tochter nur, da sie nicht auf der Erde zu entdecken war, im Himmel oder in der Unterwelt sich befinden. Ersteres war unwahrscheinlich; um so mehr denkt Ceres daran, daß Proserpina wohl von Hades geraubt sein möge, ja sie kommt zu dem Schlusse, daß ihre Tochter nur in der Unterwelt sein könne.

Str. 3. Die Griechen dachten sich die Seelen der abgeschiedenen Menschen als Schatten, d. h. zwar im Besitze der früheren körperlichen Umrisse, aber ohne Kraft und ohne Bewußtsein,*) als Schatten, welche in der Unterwelt den Weg finden, aber nicht rückwärts gehen dürfen (das verhindert der dreiköpfige Cerberus). Sie sind also als Boten nicht zu gebrauchen. Ein Gott (selges Auge) darf nicht hinunter gehen, ohne besondere Erlaubnis und Befehl des Zeus, und ein lebender Mensch (lebendiges Bild)**) kommt auch nicht über den Styx; der Kahn ist viel zu leicht gezimmert, um mehr als Schatten und Idole (Geister) tragen zu können.***)

---

*) Vgl. Odyssee XI, 602:
Und nach diesem erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Seine Gestalt, denn er selber fei'rt mit den ewigen Göttern
Himmlische Wonnegelag' und umarmt die blühende Hebe.

**) Bild = Gestalt, gesetzt statt des von dieser Gestalt umschlossenen Inhalts = Wesen und Geschöpf (Metonymie).

***) Die griechische und römische Sage kennen freilich Ausnahmen: Orpheus, Pollux, Herakles, Theseus, Odysseus, Äneas.

Tausend Steige = Die Griechen sahen jeden dunklen Schacht in der Erde als einen Weg zum Orkus an.

Str. 4. Sterbliche = genauer „als Sterbliche."

„Durch des Grabes Flamme" = durch den Scheiterhaufen, der ihre Gebeine verzehrt, und nachdem die Asche in der Urne beigesetzt ist. (Vgl. Arion und die Kraniche des Ibykus.) — Außer der Leichenbestattung war auch die einfache Einsargung und Bestattung bei den Alten üblich; erstere war sogar die außergewöhnliche, den Toten besonders auszeichnende, Bestattungsform.

„Jovis Haus" = der Olymp, der Palast der Götter. (Jovis = Genetiv von Jupiter.)

„Nacht der Nächte" = die höchste Steigerung für die dunkelste Nacht, = eine Nacht, die immer Nacht bleibt, und gegenüber der die gewöhnliche Nacht Tag genannt werden könnte.

Der „goldne Saal des Himmels" ist der Olymp.

Die Unsterblichkeit, das Recht der Göttin, ist für die Mutter unter diesen Umständen zur Qual geworden, da nun die Trennung von der Tochter ewig dauert.

Str. 5. Der finstere Gatte Pluto wird geschildert als ein Gott, dessen Haare schlecht geordnet sind, über die Stirne herabhängen, sein Auge verfinstern.

Die Schatten sind körper- und darum gewichtlos, können somit im Gehen kein Geräusch hervorbringen. Ihre Stimme war nur ein Piepen; eine spätere homerische Stelle (Od. XI, 43) spricht freilich von einem graunvollen Geschrei der Schatten.

„Das goldene Licht", nämlich des Tages. — Sphären (eig. Kugeln, Weltkörper) hier = Gestirne oder Räume überhaupt.

Das Auge fällt nicht auf die Mutter = Metonymie: Ursache statt der Wirkung (Auge = Blick.)

„Bis die Freude sie entdecket." Eine schwierige Stelle, von Götzinger, Viehoff und Hartert immer wieder anders gedeutet. Ich beziehe sie (Akkusativ) auf die Mutter im vorigen Verse und deute entdecken = aufdecken, offenbar machen, verraten. Die Freude ist Subjekt, und der Sinn ist: Die traurige Tochter schweift mit thränenfeuchtem Auge in die Ferne und sucht dort den geliebten Gegenstand vergebens; inzwischen steht ihre Mutter ganz nahe vor ihr, und die ausbrechende Mutterfreude entdeckt der Tochter die Mutter, macht die Mutter der Tochter kenntlich.*)

Der Orkus wird sonst durch menschliches Flehen nicht gerührt; Ausnahme ist nur der Sänger Orpheus.

Str. 6. gleiches Gleis = Allitteration und Assonanz.

*) Keller faßt die Freude = die Erfreute und nimmt eine Prolepsis an, so daß sie (Proserpina) Subjekt und die Freude (Mutter) Objekt wird. Neu ist das nicht. So ungefähr (nicht ganz) legt auch Hartert die Stelle aus.

Zeus befaßt sich nicht mit dem Reich der Finsternis, um sich in seiner glücklichen Stimmung nicht zu stören.

ewig — denn Aurora wird in Ewigkeit nicht diese Nacht des Tartarus erhellen, und Iris durch die Hölle (die Unterwelt) nie und nimmer ihre Bogen ziehen.

Str. 7. Konstruiere: (Ist) Keine Spur der teuren Hand (mir geblieben, welche bezeugen könnte), daß die Fernen sich noch lieben? Man nennt diese Umstellung der Satzglieder Inversion.

Eine solche Inversion findet sich auch V. 7. 8. — Aufgethan = geknüpft; eigentlich: eröffnet, ermöglicht.

„Die Fernen" kann auch heißen „die fern von einander wohnenden." Hartert bezieht den Ausdruck auf Olymp und Hades. Düntzer nimmt Anstoß an dem Ausdruck: die Fernen, „da ein solches Pfand doch ihre (der Mutter) eigene Liebe nicht zu beweisen brauche." Allein der Ausdruck will doch nur sagen: Ein Liebeszeichen von der Tochter Hand würde mir ein Beweis dafür sein, daß auch die größte Entfernung die Liebe nicht zerstört, daß jene mich so wenig vergessen habe, als ich es gethan.

Str. 8. „Das höchste Leben" = die Frucht der Pflanze, das kleine Samenkorn, in welchem das neue Leben schon keimartig beschlossen liegt. —

Styx = Hades: Ort für den darin befindlichen und herrschenden Gott = Metonymie. Alles, was nicht mehr auf der Oberfläche sich befindet, vielmehr in das Innere der Erde eingesenkt ist, kann als ein Opfer für den Hades angesehen werden.

Trauernd = unter Trauergedanken an das verlorne Kind. —

„Leg' es an des Kindes Herz", denn „unter der Oberfläche der Erde beginnt sogleich das Gebiet der Unterwelt." (Götzinger.) Allein damit ist doch der Ausdruck: „ans Herz des Kindes legen" noch lange nicht gedeutet. Die Schwäche der Wendung ist nicht hinwegzuerklären.

So verkündet es meine Liebe und zugleich meinen Schmerz.*)

Str. 9. Freudig verknüpfe mit Lenz = den fröhlichen Lenz.

„Dem Auge starben" = der Augenschein sieht nicht immer richtig. So ist auch der Same für das Auge nicht wirklich tot.

„Das Reich der Farben" = das Lichtreich, die Oberwelt. Nur in diesem Reich, wo es Licht giebt, giebts auch Farben. — Styx und Äther statt Unter- und Oberwelt (Pars pro toto: Synekdoche.). —

*) Das Wort mir kommt in dieser Strophe zweimal vor (Epanalepse=Wiederaufnahme), ein Gebrauch, den sich auch Schiller in der Braut von Messina II, 3,53 ff. und Uhland im Herzog Ernst II, 1 gestattet, worauf mich Keller mit den Worten aufmerksam macht, daß er dies in einem „Kommentar für Freunde der Litteratur" angeführt hätte, während er es in einem für die Schule allein bestimmten nur kurz angedeutet haben würde. So weit habe ich mir seinen Hinweis zu Nutze gemacht, auf das Gebiet der Textkritik einer horazischen Ode (II, 13), die er hier anschließt, kann ich ihm aber beim besten Willen nicht folgen. Da wirkt die Konzentrationsmethode entschieden das Gegenteil, zerstreuend.

Str. 10. sie selbst = die Persophone; er = Pluton.

Str. 11. „Des Nektars reinster Tau“ = Tau ist eine Metapher, und des Nektars Tau = die zweite; gemeint sind die Tropfen in den Blumenkelchen, süß wie Nektar, rein wie der Tau.

Der Tau glänzt in allen Regenbogenfarben.

V. 9—12. Ein vortrefflich ausgeführter Chiasmus.

Es lese jede zarte Brust

In des Lenzes heiterm Glanze — In des Herbstes welkem Kranze

meinen Schmerz und meine Lust.

3. **Gedankengang**: Die Klage der Ceres (und ihr Trost in der Klage).

I. Eingang: Die Frühlingsboten stellen sich alle ein — meine Tochter, die schönste Blume, bleibt aus.

II. Warum klagt Ceres? Str. 2—6.

Str. 2. Ceres sucht vergebens ihre verlorene Tochter. Auf der Erde findet sie keine Spur. Ob sie im Himmel — ob sie in der Unterwelt sei, weiß die arme Mutter nicht.

Str. 3. Kunde aus der Unterwelt zu empfangen ist unmöglich, und doch muß dort ihr Kind sein.

Str. 4. Ceres kann ihrem Kinde nicht nachfolgen.

Str. 5. Die Göttin denkt sich das Unmögliche als wirklich und malt sich ihre Vereinigung mit der geliebten Tochter aus. Solches Ausmalen vermehrt nur den Schmerz. (Str. 6, 1).*)

Str. 6. Ceres erkennt das Eitle und absolut Nutzlose aller solcher Gedanken. Es bleibt dabei: sie sieht die Tochter nicht wieder — nie wieder.

III. Wie tröstet sich Ceres? Str. 7—11.

Str. 7. Sie fragt: Ist ein Zusammenhang herstellbar zwischen Mutter und Tochter?

Str. 8. Ja, es ist eine Verbindung möglich. Das von mir im Herbste in die Erde gesenkte Samenkorn ist für die Tochter ein Zeichen meiner Liebe und meines Schmerzes.

Str. 9. Das im Lenze aus dem Tode zurückkehrende Leben begrüße ich als ein Zeichen, daß der Hades seine Beute nicht immer und ganz festhält.**)

---

*) Nach Keller ist dieser Satz rein erfunden. Ich habe ihn nicht aus Str. 5, sondern aus Str. 6, 1 entnommen. Mit welchem Rechte, beurteile der geneigte Leser. Keller nennt dieses sogar eine sog. „Schillerverbesserung“, d. h. er imputiert mir, daß ich Schiller habe verbessern wollen. Das ist mir nun gar nicht in den Sinn gekommen. Wie blind macht doch das Vorurteil.

**) Keller hält auch diesen Satz für rein erfunden. Der geneigte Leser wolle Str. 9 mit diesem Satze vergleichen und dann über die Berechtigung des Tadels urteilen. An eine christlich-symbolische Deutung des Gedichtes habe ich an dieser Stelle nicht gedacht.

Str. 10. Auch im Tode giebts ein Fortleben, das verkündigen die Blumen als die süße Antwort meiner lieben Tochter.

Str. 11. Darum sollen mir die Blumen ein Gegenstand meiner sorgsamsten Pflege sein. Ihr Welken im Herbste ist Sinnbild meines Schmerzes, meiner Klage; ihr Erwachen und Erblühen im Lenze das Sinnbild meiner Hoffnung und meines Trostes.

4. Die allegorische Bedeutung des Gedichtes:

Daß das Gedicht eine allegorische Bedeutung habe, hob schon Goethe*) hervor, und behaupten nahezu alle Interpreten.**) Sie sind nur nicht einig in der Idee, welche sie in dem Gedichte ausgesprochen finden. Dennoch hat unter allen allegorischen Auslegungen die entschieden den Vorzug, welche in dem Gedichte den Schmerz und Trost über den Verlust geliebter Toten dargestellt annimmt.

In der Natur sehen wir in einem Kreislauf alles wiederkehren; auf die Zeit des Todes folgt das Leben — im Lenze wieder. Nur das Grab, welches unseres geliebten Toten irdische Reste umschließt, öffnet sich nicht wieder. (Str. 1.) — Auf der ganzen Erde finden wir das geliebte Angesicht nicht wieder, so sehr wir auch fragen und suchen mögen. (Str. 2.) — Kein Bote verkündet uns, wie es unserm Geliebten in dem Totenreiche ergehe. Viele Tausende gehen den Weg hinwärts, keiner findet den Rückweg. (Str. 3.) — Es bleibt uns allerdings die Hoffnung, daß über kurz oder lang wir denen nachfolgen werden, die uns vorangegangen sind. Verkehrt aber wäre es, verwehrt ist es uns, diese Frist eigenwillig abzukürzen. (Str. 4.) — Wie schön aber wäre auch die Freude des Wiedersehens! Wie schön wird einst die Stunde sein, wo wir, des Erdenlebens müde, denen nachfolgen, welche uns jetzt schon vorangegangen sind, Wohnung bereitet und unser Herz mit dem Abschiede von hier vertraut gemacht haben! (Str. 5.) Traurig wäre es, wenn wir klagten, wie die Heiden, die keine Hoffnung haben. (Str. 6.) — Und doch verbindet das Reich der Lebenden mit dem der Toten ein süßes festes Band. (Str. 7.) — In dem Absterben und Erwachen der Samenkörner liegt unsere Hoffnung beschlossen. (Str. 8.) Es kommt ein Tag der Auferstehung des Fleisches, wo auch die Erde ihre Saat, von Gott gesäet, wieder zu neuem, unvergänglichem, herrlichem Leben hervortreiben wird. (Str. 9.) — Die Blumen, welche in der dunklen Erde aus kleinen Samen hervorkeimen, sprießen und blühen, sind mir ein Unterpfand dieser Hoffnung und ein Sinnbild meines Glaubens an ein ewiges Leben. (Str. 10.) — So sollen denn die Blumen, welche die Gräber unserer

*) Er sagt (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II, S. 44): „Das Gedicht ist gar schön geraten, die Gegenwart und die Allegorie, die Einbildungskraft und die Empfindung, das Bedeutende und die Deutung schlingen sich gar schön in einander; ich wünsche es bald zu besitzen."

**) Düntzer allein macht eine Ausnahme.

Lieben zieren, Sinnbilder unserer Hoffnungslust sein, so lange sie blühen, und, wenn sie welken, Zeichen unseres Schmerzes und der schmerzenreichen Liebe. (Str. 11.)*)

---

*) Ich habe absichtlich an dieser Stelle nicht ein Wort geändert, um nicht dem Vorwurfe mich auszusetzen, ich verdiene den Tadel Kellers deshalb nicht, weil ich meine Fehler ausgemerzt habe. Ich bekenne nun ganz offen, daß ich mich am Schlusse des ersten Absatzes unter 4 etwas deutlicher hätte aussprechen können. Ausdrücklich hätte ich sagen sollen: „Im Folgenden will ich versuchen, die Allegorie in die Gegenwart (um Goethes Worte zu gebrauchen) zu übertragen. Wir Christen würden den Inhalt der einzelnen Strophen etwa folgendermaßen festgehalten oder ergänzt oder geändert haben.“ Diesen Satz kann man wünschen, und insofern war in der Darstellung eine Unkorrektheit. Aber diese letztere berechtigt Keller nicht zu dem Folgenden: „Geradezu unbegreiflich ist es, wie Leimbach die „Heidengöttin“ [Keller erweckt den Glauben, daß ich diesen Ausdruck gebraucht habe! Wo ist das von mir geschehen?] Ceres zur Trägerin einer christlichen Idee, ja zur Repräsentantin der Christenwelt machen kann.“ [Ich bin Kellers Begriffsvermögen oben etwas zu Hilfe gekommen.] „Er deutet Str. 5 der „Klage der Ceres“ also: „traurig wäre es, wenn wir (Ceres spricht) klagten, wie die Heiden, die keine Hoffnung haben.“ [Das ist kein Mißverständnis mehr, sondern ein absichtliches Nichtverstehenwollen! Aus diesem Satze hätte ein ehrlicher und verständiger Kritiker entnommen, daß ich etwas andres darbieten wollte, als eine Inhaltsangabe des Gedichtes — diese war auf der vorigen Seite schon gegeben — nämlich eine Entwicklung unserer Christenhoffnung unter äußerer Anlehnung an die Klage der Ceres. Ceres bleibt, was sie ist. Sie wird nicht als Sprecherin des ebenangeführten Satzes hingestellt. Auf der ganzen Seite 165 der vorigen Auflage kommt das Wort Ceres gar nicht vor. Subjekt der ganzen Ausführung ist wir (Christen)!! Unter diesen Umständen kann ich nicht anders als eine hochgradige Sinnenverblendung oder Böswilligkeit bei Keller annehmen.] „und Str. 8: „„es kommt ein Tag der Auferstehung des Fleisches, wo auch die Erde ihre Saat von Gott gesäet wieder zu neuem, unvergänglichem, herrlichem Leben hervortreiben wird““ — „und so wird das ganze Gedicht in all seiner Herrlichkeit allegorisch“ [jetzt hat Keller den rechten Ausdruck doch gebraucht!] „zerdeutelt und zerdreht“, ganz nach dem Grundsatz: „im Auslegen seid frisch und munter.“ Wo sagt denn Schiller mit einer Silbe, daß Demeter und Persephone sich wiedersehen?“ [Wo sage ichs denn?] — „und wenn Schiller auch so geschrieben hätte, mußte man denn das ganze hellenische Gedicht erst auf christlichen Boden verpflanzen, um es zu verstehen? [Es war zunächst aus sich selbst heraus erklärt worden und dann erst habe ich zur Vergleichung unsere christliche Unsterblichkeitshoffnung herangezogen. Verstehen Sie mich ganz, Herr Keller?] „Auch im heidnischen Mythus liegt ja die Hoffnung auf eine Art Auferstehung“, [um so mehr war ich zu einer Vergleichung berechtigt] „der Glaube an eine neue, schönere, bessere Welt, wenn auch der Heide nicht egoistisch genug war, sich einzubilden, daß seine persönliche Wenigkeit unbedingt mit dabei sein müßte.“ [Das ist Spiel mit Worten. Was Keller Auferstehung nennt, ist keine. Die griechischen Heiden hatten eine Hoffnung auf ein persönliches Fortleben, aber nicht die Hoffnung auf Auferstehung. Nur modernen Heiden erscheint diese Hoffnung egoistisch, besonders Herrn Keller, der nicht genug an mir tadeln kann, daß ich einer tieferen Kenntnis unserer national-heidnischen Weltanschauung ermangele. Nun, ich darf Herrn Keller versichern, daß „die persönlichen Wenigkeiten“, welche „die Auferstehung von den Toten“ als einen „Egoismus“ verschmähen, keineswegs „unbedingt“ bei der Auferstehung, soweit sie ein Hoffnungsartikel ist, „mit dabei sein müssen“ und die Meinung aussprechen, daß solche schwerlich, falls sie fehlen sollten, vermißt werden. Es wird wohl auch ohne Keller gehen.] — Herr Keller macht mir zum Vorwurf, daß ich nicht Parallelen zwischen der althellenischen und der altgermanischen Mythologie gezogen habe. (S. 417.). Das hätte ihm besser gefallen; aber mir gefiel nun eine Parallele zwischen Althellenentum und Christentum besser, und meine Freiheit soll mir ein Kritiker

5. **Die Entstehung des Gedichtes:** In diesem Gedichte hat Schiller den Mythus absichtlich mehrfach verändert (in welcher Beziehung, das ergiebt sich sehr leicht), zugleich aber auch, wie Hinrichs hervorhebt, „die alte Vorstellung, nach welcher Persephone das Sinnbild der aus dem Samen keimenden Pflanze ist, umgekehrt und die Pflanze zum Symbol der verlorenen Tochter gemacht.“ Diese Veränderung der Idee ist für Schiller charakteristisch. Auch die Verallgemeinerung des Mythus und die Füllung mit tieferem, bedeutenderem Gehalte sind wir an Schiller gewohnt. Interesse flößt uns noch der zwiefache Umstand ein, 1. daß Schiller zur Komposition dieses Gedichts veranlaßt zu sein scheint durch den frühzeitigen Tod der jüngsten, von Schiller innigst geliebten, Schwester des Dichters, Nannette, welche im Frühjahre 1796 von einem epidemischen Fieber, welches infolge der Kriege in Süddeutschland ausbrach, in der Blüte der Jugend weggerafft wurde, und 2. daß auch zu diesem Gedichte die erste Anregung von Goethe, welcher damals mit der Farbenlehre sich eifrig beschäftigte und der über den Einfluß des Lichts und des Dunkels auf die Farben der Blumen Experimente anstellte, mag gegeben sein. Das Gedicht, im Juni 1796 entstanden, war das erste poetische Produkt jenes Jahres; es erschien im Musenalmanach 1797.

6. **Die Form:** 12 Verse bilden eine Strophe. Jeder Vers ist ein 4füßiger trochäischer Vers, die ungraden Verse sind vollständig, ihr Reim klingend; die graden unvollständig und der Reim stumpf. Das Reimbild ist ababcdcdefef, und so zerfällt eigentlich jede Strophe in drei gleiche Abteilungen mit 4 Versen und gekreuztem Reime.*)

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Mythos der Proserpina. — 2. Vergleichung der Mythos mit dem Gedichte. — 3. Der Gedankengang der Klage des Ceres. — 4. Die Unsterblichkeitshoffnung Schillers nach diesem Gedicht, der Glocke und dem Säemann (Epigramm) dargestellt. — 5. Die Blumen — das Unterpfand der Auferstehung der Toten. — 6. Die sterbende Blume (von Rückert) mit diesem Gedicht verglichen. —

[Litterarisches: Klautzsch, Progr. der Realschule zu Brandenburg 1857. — Winckelmann, Programm des Gymn. zu Salzwedel 1843. S. 30. — Lüben, prakt. Schulmann XII, 496. — *Kurz III, S. 292. — *Viehoff II, S. 138. — *Hinrichs I, S. 51. — *Götzinger II, S. 160. — *Düntzer II, S. 121. — *Hartert I, S. 27. — *Gude III, S. 126. — *Reuter S. 321. — *Armknecht S. 225.]

---

nicht nehmen. Ich überlasse ganz. dem Herrn, seinen Kommentar wesentlich anders einzurichten. Mir gefällt meine Weise und mißfällt vielleicht die seinige. Es darf auch umgekehrt so bleiben.

*) Eine solche Strophenabteilung hätten wir sogar vorzuziehen vollen Grund, da die Wiederholung dreier gleichartiger Systeme zu 4 Versen keine Strophe genannt werden kann, wie Düntzer richtig bemerkt. Westphal zählt freilich nur 6 katalektische Tetrameter mit Binnenreim und größeren Pausen (Gedankenabschnitten) nach der 2. und 4. Periode.

14. Kassandra. 1802.*)

[Werke in 4 Bdn. I, S. 164. Cotta, 1874.]

1. Zum äußeren Verständnisse des Gedichtes.

Kurz vor der Zerstörung Trojas trat nach einer nachhomerischen Sage ein Ereignis ein, welches einen befriedigenden Abschluß für die belagerte Stadt herbeizuführen schien: Achill (der Pelide Str. 1.), von unbesieglicher Liebe zur Tochter des Priamus, Polyxena, entbrannt, hielt um ihre Hand an, versprach um den Preis derselben von den Griechen sich zu trennen und auf die Seite der Trojaner zu treten, und erhielt die Zustimmung der Eltern und die Einwilligung der reizenden Prinzessin. Die Hochzeit soll im Tempel des Apollo stattfinden, welcher von Schiller nach einem Tempel in Thymbra (Dorf bei Troja) der Thymbrier, von andern der Thymbräer genannt wird. Das Ereignis, ein Wendepunkt zum Guten für die schwergeprüfte Stadt, wie es schien, hatte alle Troer zu ausgelassener Lustigkeit angeregt, so daß sie ein Fest des Bacchus (bacchantische Lust: Str. 2) zu feiern scheinen (vgl. Erl. IV² S. 24). Kassandra oder Alexandra allein (Vgl. Schillers Siegesfest, Str. 13) nimmt an der Freude keinen Anteil: sie zieht sich in einen heute vereinsamten Lorbeerhain des Apollo zurück (ungesellig d. h. von niemandem begleitet), während die Übrigen mit dem Apollo heiligen Lorbeeren den Tempel und sich selbst schmücken. Als die Seherin sich allein weiß, wirft sie in höchster Leidenschaft ihre Priesterbinde auf die Erde und bricht in laute Klagen aus: „Alles freut sich und hofft — ich allein kenne keine Freude, ich weiß ja der Stadt Untergang vor der Thüre. Es ist nicht Hymens, des Hochzeitsgottes Fackel, welche ich brennen sehe, vielmehr eine Totenfackel, ich schaue die Totenopfer, ich höre schon des Gottes Schritte, der da kommt, dies frohe Fest zu zerstören.**) Man schilt mich darum einfältig, man verlacht mich.“ (Das ist der Fluch, den Apollo seiner Gabe der Weissagung zur Strafe für Kassandra, welche um jene gebeten, aber des Gottes Werbung nachher nicht angenommen hatte, zufügte; sie wußte die ganze Zukunft, aber ihre Vorausverkündigung hatte das Schicksal, nie geglaubt zu werden; doch liegt der Schwerpunkt des Schillerschen Gedichtes nicht in diesem Momente, der Fluch, von dem die Sage weiß, ist für Schiller etwas Nebensächliches.) „Ich sehe alle Gefahren und vermag keine zu wenden, keiner zu entrinnen. O wüßte ich wenigstens nicht, was mir und uns allen bevorsteht, so könnte ich doch für Augenblicke glücklich sein; die Stunden des Schmerzes, der Trübsal kann ich doch nicht vermeiden.“ Sie will Apollo,

*) Anfangs Februar begonnen, ward das Gedicht erst im August jenen Jahres vollendet.

**) Str. 5, 8: „Der sie jammervoll zerreißt“; jammervoll ist nicht das Beiwort der Beschaffenheit, sondern der Bewirkung; der Gott zerreißt die Feste, sodaß sie jammervolle Tage werden“. (Götzinger a. a. O.)

dem pythischen Gotte*), ihre Gabe zurückgeben, die sie unglücklich gemacht habe, die sie der Mädchenfreuden beraubt, die ihr die Jugend entzogen habe. Sie preist Polyxena in ihrem Wahne glücklich, denn das Wissen der Wahrheit sei zugleich das Unglück, ja mehr als das, der Tod. Auch Kassandra (die schönste Tochter des Priamus und der Hekuba) liebt einen herrlichen Jüngling, den Homer Othryoneus (Il. XIII, 363 ff) und Vergil Koröbus (Aen. II, 340 ff.) nennt,**) und wird von ihm geliebt; allein ihr Brautstand ist um so unglücklicher, da sie weiß, daß der Geliebte während der Eroberung Trojas und bei der Verteidigung seiner Braut fallen wird. Sieht sie auch Tags den Mann ihrer Wahl, in jeder Nacht sieht sie nur sein Schattenbild („styg'scher Schatten", nach dem Styx in der Unterwelt benannt.***) (Vgl. Klage der Ceres Str. 3.). Und nicht nur sein Antlitz, sondern eine unzählbare Menge von Schattenbildern gewahrt sie, obgleich die Verwandten und Bekannten, welche jenen gleichen, noch leben; sie schließt aus ihren Erscheinungen auf den nahen Tod derselben. Es ist, als ob Proserpina (Erl. Bd. IV^2, S. 158) ihr immerfort Schattenbilder (Larven) zusende. Ja ihr eigenes Ende, den Tod in der Fremde von den Meuchelmördern, welche Ägisth und Klytämnestra gedungen hatten, oder von letzterer selbst (vgl. IV^2, S. 127), schaut sie voraus und kann doch an ihrem Geschicke nichts ändern. So klagt sie noch — da dringt an ihr Ohr verworrner Laut aus dem Tempel Apollos; der Held Achilles, der große Sohn der Thetis, ist durch einen Pfeilschuß des heimtückischen Paris meuchlings getötet; den einzigen verwundbaren Fleck, die Ferse, hat der Mörder, von Apollo unterstützt, getroffen. Mit der Hochzeit ist es aus. Die Streitgöttin Eris reizt aufs neue zum Krieg, wie sie schon bei der Hochzeitsfeier der Thetis, der Mutter des Achilles, gethan hatte.

---

*) Von dem alten Namen Delphis, wo Apollos berühmtester Tempel sich befand, so benannt. Von Pytho abgeleitet ist auch Pythia, die wahrsagende Frau in Delphi.

**) Vergil berichtet, daß Koröbus erst kurz vor Einnahme Trojas mit Hilfstruppen in Troja erschienen und um den Preis der Kassandra den Troern zu helfen versucht habe. Man braucht übrigens Othryoneus und Koröbus nicht für identisch anzusehen; es scheinen vielmehr zwei Verehrer, natürlich nach einander, der Kassandra gewesen zu sein. Das Scherzhafte dieser Bemerkung hat der humorlose Herr Keller nicht verstanden, er meint, ich hätte die Zweizahl der Verehrer erst entdeckt. Das ist nun nicht der Fall. Es haben vor mir verschiedene Erklärer auf die verschiedenen Lebensschicksale dieser zwei Persönlichkeiten hingewiesen. Daß ich alles für wahr und wirklich geschehen halte, was die Dichter erzählen, ist weitaus nicht das Schlimmste, was Keller von mir sagt, denkt und dichtet.

***) Hr. Keller versucht, das Wort „nur" pressend, allerlei Witzeleien zu machen, indem er mich als Kollegen der Kassandra unkollegialisch von ihr denken läßt. Für solche Erbärmlichkeiten ist Schweigen die beste Antwort. — Nächtlich = dunkel zu fassen und mit Schatten zu verbinden, wie Keller thut, ist zu gesucht. Eben das Vorausschauen seines Schattenbildes giebt Kassandra die Gewißheit seines baldigen Todes und ihrer Nichtvereinigung, sowie ihrer (der Kassandra) Hoffnungslosigkeit inbezug auf ihren Brautstand und ihr Lebensglück.

Die Götter weichen von Troja; das Ende Ilions und der Troer ist nahe.*)

2. **Disposition**:

Einer historischen Einleitung (Str. 1—3.) folgt der eigentliche Hauptteil, die Klage der Kassandra, dem Monologe in einem Trauerspiele zu vergleichen (Str. 4—14), auf welchen nur noch Str. 15. als Schluß folgt. Ein Teil der Visionen der unglücklichen Seherin erfüllt sich sogleich; Achill wird getötet — der blutige Kampf tobt aufs neue.

3. **Der Grundgedanke** dieses Gedichtes ist in den beiden Versen enthalten:

> Wer erfreute sich des Lebens,
> Der in seine Tiefen blickt!

Kassandra schaute all den Jammer der Zukunft und die Unabwendbarkeit desselben; darum konnte sie in der Gegenwart nicht glücklich sein. Sie war freilich ein Prophetin; aber man braucht nicht gerade Seher zu sein, man braucht nur gesunde Augen und den Trieb zu haben, durch den oft blendenden Schein und berauschenden Genuß des Augenblicks hindurchzuschauen auf den Kern, auf das Wesen, auf das Los und Ende aller irdischen Dinge, und es ist mit der Wahrheit der Ernst eingekehrt, und eine volle, reine Freude ist unmöglich. Der Blick in die Zukunft zieht schwere Wolken über den Horizont unseres Lebens und vernichtet die Freuden der Gegenwart.

Das Glück des Menschen ist nur deshalb möglich, weil Gott dem Sterblichen den Blick in die immer leidensvolle Zukunft versagt hat. So giebt sich der Mensch dem Genusse des Augenblickes hin, glücklich in seiner Blindheit; — denn

> „Nur der Irrtum ist das Leben,**)
> Und das Wissen ist der Tod“ (Str. 8, 3. 4.)
> „Schrecklich ist es, deiner (Gottes) Wahrheit
> Sterbliches Gefäß zu sein.“***)

4. **Kassandra**†) **und die Jungfrau von Orleans** bieten eine überraschende innere Ähnlichkeit, wie schon Götzinger bemerkt hat. Sie seufzen

---

*) Das Ende der Polyxena war traurig genug; sie wurde von Pyrrhos, dem Sohne Achills, an des letzteren Grabhügel geopfert.

**) Der Irrtum, d. h. das Nichtwissen, der Wahn, einem glücklichen Leben entgegenzugehen, ist Leben, d. h., er schafft irdische Lebensfreude.

***) Das Wort findet seine volle Bestätigung auch bei den Propheten des alten Bundes. Deshalb lassen sich letztere so schwierig finden, Gottes Berufung zum Prophetenamte anzunehmen. Wir denken an Moses, welcher anfangs seine schwere Zunge vorschob, dann aber gar sprach: Sende, wen du willst; wir erinnern uns an Jona, welcher Gott zu entlaufen sucht, an Jeremias und Jesaias. — Und wie gern wäre mancher das an Haß und Spott, Verfolgung und Entsagung so reiche Amt wieder los, oder wünscht wenigstens seines Lebens Ende herbei, wie Elias unter dem Wachholderbaume.

†) Die Form des Gedichtes (vier katalektische trochäische Tetrameter) bietet weiter keine Schwierigkeit.

beide unter einer Bürde, welcher ihre Seelenkräfte sich nicht gewachsen zeigen. Johanna soll aller irdischen Regungen sich entäußern, wie Kassandra auf alles irdische Glück verzichten soll. Beide sind von Gott auserkorene Jungfrauen, Werkzeuge in seiner Hand, zu einem Amte berufen, das Kassandra ihrem Gotte Apollo mit der Kopfbinde vor die Füße wirft und doch wieder aufnehmen muß, und welches Johanna im Anfange des vierten Aktes nie empfangen zu haben vergeblich wünscht. („Wärst du nimmer mir erschienen“). Ihre Seelen zerreißt dieser Kampf zwischen dem heiligen Amte und der menschlichen, auch an die Erde mannigfach geknüpften, Natur. Auch äußerlich besteht zwischen der Form der Dichtungen eine überraschende Ähnlichkeit, insofern auch Kassandras Klage eigentlich ein dramatisierter Monolog ist, wie jene Rede der Jungfrau von Orleans, und Kassandra denselben Strophenbau annimmt, in welchem der Schluß jenes (ein Jahr früher entstandenen) Monologs gedichtet war. Selbst die Situation ist analog. Denn mit der Schilderung einer großen Festfreude, welche auf Krieg und Haß gefolgt ist, und an welcher doch die Eine nicht teilzunehmen vermag, beginnen beide Dichtungen. (Vgl. Jungfrau von Orleans: 4. Akt.)

5. Schriftliche Aufgaben: 1. Kassandra (Gedankengang.) — 2. Kassandra und Jeanne d'Arc. Eine Vergleichung. — 3. „Herb ist des Lebens innerster Kern“. (Schiller.) — 4. Die Verwandtschaft zwischen Kassandra und dem Siegesfest. — 5. Der Genuß des Lebens und der Blick in die Tiefe oder Ferne, als die Schranke für jenen. —

[Litterarisches: *Gude III, S. 115 ff. — *Hartert I. S. 90. — *Viehoff, II, S. 221. — *Hoffmeister, 236 ff 242 ff. — *Götzinger II, S. 341. — *Düntzer II, S. 215. — *Armknecht, S. 207. — *Hinrichs I, S. 47. — *Keller a. a. O. S. 417. — *Westphal, S. 68.]

---

15. Das Eleusische Fest.

[Schiller a. a. O. S. 146.]

1. Die Form: Schiller hat in dieser Dichtung zwei verschiedene Strophen, eine nur 3mal wiederkehrende daktylisch-trochäische und sonst eine trochäische Form gebildet. Die erstgenannte findet sich in Strophe 1, 14. und 27 und besteht aus vier zweigliedrigen Perioden, von denen jede Periode aus zwei Tetrapodien, und zwar einer mit klingendem Ausgange und einer mit stumpfem Ende besteht. Die Grundform der Strophe würde folglich eine viermalige Wiederholung folgenden Schemas sein:

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ‖ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

Allerdings ist nicht selten an die Stelle eines Daktylus ein Trochäus

getreten, dessen betonte Silbe einen zweizeitigen Ton haben müßte. Freilich sind gerade die hier verwandten Trochäen: denn die — die Be— die den — und in und ähnliche, deren erste Silbe ohne jeden hervorragenden Wortaccent ist, nicht sehr glückliche Stellvertreter eines Daktylus.

Die übrigen Strophen sind rein trochäisch, vier zweigliedrige Perioden, deren erste Glieder akatalektisch-trochäische Tetrapodien, während die letzten, V. 2. 4. 6. 8., katalektisch-trochäische Tetrapodien sind. Jede Periode hat demnach folgendes Aussehen:

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡ —

2. **Die Entstehung der Dichtung:** Mit der Idee dieser Dichtung, d. h. mit der Darstellung der Bildung des rohen Naturmenschen durch die Kunst, hat sich Schiller schon lange vorher getragen, ja zeitweilig den Lieblingsplan gehegt, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch darzustellen. An die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes ist das eleusische Fest getreten, so berichtet Wilhelm von Humboldt. Der Plan mag im Jahre 1795 konzipiert worden sein, die Ausführung des Gedichtes gehört den letzten Tagen des August 1798 an. Trotz heftigen Schnupfens ward dies unmittelbar nach der „Bürgschaft" begonnene Gedicht am 7. September, wie aus Schillers Notizenbuch hervorgeht, abgeschlossen. Es erschien zuerst im Musenalmanach für 1799 und führte anfänglich die Überschrift „Bürgerlied." Bei der Aufnahme in die Gedichte änderte Schiller die Überschrift und nannte es „das Eleusische" statt das eleusinische Fest.

3. **Erläuterungen:** **Str. 1.** Der daktylische Rhythmus deutet überall, wo er erscheint, auf freudige Empfindungen hin; unser Gedicht will als eine eigentliche Festhymne für die eleusische Feier angesehen sein. „C y a n e n," centaurea cyanus, die sogenannte blaue Kornblume; das Fremdwort ist von Schiller offenbar um des Wohllauts willen gewählt. V. 4. „D i e K ö n i g i n" Demeter oder Ceres, die Göttin des Getreides, welche hier als Gründerin der bürgerlichen Gesellschaft und der Kultur überhaupt bezeichnet werden soll, vgl. das geschichtliche Ehrenprädikat: *Δημήτηρ θεσμόφορος* = Demeter legifera. Königin wird Ceres genannt, weil sie als erste von allen Göttinnen verehrt ward. (Vgl. Dünßer am angeführten Orte.) V. 7. 8. Der Bau fester Wohnungen ist als Gegensatz zum beweglichen Zelte des Nomadenlebens und zugleich als ein Zeichen, daß sich die Menschen zu Menschen gesellen, hingestellt worden. Irrig ist die Annahme Düntzers, daß diese Beschränkung der Geselligkeit auf die festen Wohnsitze anstößig sei. Es ist vielmehr hier die Geselligkeit, im weiteren Sinne, nicht die, welche zur Gründung einer Familie führt, gemeint, und diese der Demeter oder Ceres zugeschrieben.

Str. 2. Die unvollkommneren Stufen der Gesittung sind das Troglodytenleben, das Nomaden- und Jägerleben. Die ersteren, die Höhlenbewohner, stehen freilich den letzten beiden Klassen noch erheblich an Gesittung nach; den Ausdruck „T r o g l o d y t e" hat Schiller Herodot entlehnt, welcher ihn einem

äthiopischen, in Höhlen wohnenden, Volke beilegte. Alle drei Arten von Menschen kannten dem Fremden gegenüber keinerlei Mitleid, sie schlachteten die unglücklichen schiffbrüchigen Fremdlinge, wie es von den Scythen an der taurischen Küste berichtet wird, welche die Fremdlinge ihrer Artemis opferten. Ja, Götzinger denkt sogar bei diesen Worten an die schauerliche Sitte der Menschenfresserei.

Str. 3. V. 2. Ceres oder Demeter fand einst, als sie die Erde nach dem geraubten Kinde der Proserpina durchsuchte, die verlassene Küste, an welcher sie keine Spur glücklicher Menschen antraf, auch keine Anzeichen, daß das Land von götterfürchtigen Leuten bewohnt sei. Das „Begrüßte" in V. 1 ist allerdings nicht ganz passend und aus Reimnot für das einfachere Wort „sah" gewählt. „Vertraulich" bedeutet soviel als heimisch, heimelich. Die „heitere Säule" sagt Schiller in Beziehung auf den gesamten Charakter der griechischen Architektur, welcher vorwiegend Heiterkeit zeigt; darum sagt Schiller auch anderwärts, Str. 23, V. 7: „Und der Tempel heitre Wände" und in den „Göttern Griechenlands" Str. 7 V. 1: „Eure Tempel lachten gleich Palästen."

Str. 4. Die Reste von menschlichen Gebeinen zeigen der Göttin, daß hier Menschen geopfert werden; die schon oben angedeutete Grausamkeit an der taurischen Küste, welche Schiller aus der Iphigenie des Euripides ersah, hat ihm wohl bei dieser Schilderung vorgeschwebt. Wenn der Göttin ein Opfer angenehm war, so wäre ein solches das Opfer von süßen Ähren gewesen. Düntzer sagt: Dem Dichter schwebte bei der Frucht der süßen Ähren der Ackersmann Abel vor, der dem Herrn Früchte des Feldes opfert. Allein von einem Ackersmann Abel ist sonst nichts bekannt, wohl aber von einem Schäfer, der auch nicht Früchte des Feldes, sondern Schafe, Erstlinge der Herde und fette Schafe, dem Herrn als Dankopfer darbringt. (Vergl. 1. Mos. 4). Unter diesen Umständen wollen wir es nicht dem Dichter zur Last legen, daß ihm unrichtige Vorstellungen vorgeschwebt haben, sondern ausschließlich seinem Erklärer. — „Auf gräßlichen Altären dörret menschliches Gebein". Logisch müßten freilich die Altäre hinter Gebein gebracht werden; denn erst der Umstand, daß menschliche Gebeine auf ihnen dorren, macht sie zu gräßlichen. V. 5—8. Es war nicht nur eine vereinzelte Wahrnehmung verwilderter Sitte, sondern Ceres fand Roheit und mit ihr im Bunde Elend überall, auf der ganzen Erde und auch bei den Griechen, und darum ist ihr großer Geist von Mitleid oder Jammer über den Fall der Menschen erfüllt.

Str. 5. V. 1. und 2. Es ist ja allerdings am stärksten und klarsten die Gottebenbildlichkeit des Menschen in der heiligen Schrift betont, aber sie ist auch den Griechen und Römern nichts unbekanntes. Berichtet doch Ovid in den Metamarphosen I, daß Prometheus die Menschen nach dem Bilde geformt der alles beherrschenden Götter. Unter diesen Umständen muß aber der Dichter den jetzt von Ceres vorgefundenen Zustand als eine Verwilderung, als einen Fall ansehen, und dieser Gedanke ist von Schiller auch an

den verschiedensten Orten (vergl. „der Genius", „die vier Weltalter", „der Spaziergang") ausgesprochen werden. „Dessen schöngestalte Glieder droben im Olympus blühn." Die schöngestalten Glieder sind die der Götter, freilich sind sie noch schöner, als die menschlichen. Der Ausdruck „schöngestalt" entspricht ähnlichen Bildungen, ungestalt, mißgestalt, bei Schiller und Goethe. V. 4—8. Die Erde wird hier ein „Götterschoß" genannt; aber obgleich Viehoff darauf hinweist, daß die Erde wirklich ein Götterschoß gewesen sei, da sie den Uranus und Pontus geboren und mit jenem das ganze Göttergeschlecht der Titanen erzeugt habe, so kann doch hier das Wort nur bedeuten den Schoß, welcher wegen seiner Herrlichkeit selbst Götter befriedigen müßte, und einen Schoß nennt der Dichter die Erde, als die Hervorbringerin zahlloser Gaben. Auch das folgende Wort „Königssitz" deutet darauf hin, daß der Mensch die Erde beherrschen und zu dem Sitze eines Königs machen sollte, während er nunmehr elend und heimatlos auf ihr umherschweift.

Str. 6. Wenn kein Gott Mitleid mit den Menschen hat, keiner seine Rettung unternehmen will, so will ich es thun. Viehoff verweist hier auf eine Stelle in Herders „entfesseltem Prometheus," aus dem Jahre 1802, in welches, wie er meint, einige Reminiscenzen aus dem vorliegenden Gedichte, sowie aus der „Klage der Ceres" übergegangen seien. Dort spricht Ceres:

Seit meine Tochter mir vom Untergott
Entrissen ward und keiner der Himmlischen
Auf meine Klage achtete, den Schmerz
Der Mutter niemand fühlte, da verließ
Ich traurig den Olymp und wandte mich
Zu deinen Menschen, hilfreich dir Prometheus
Zu deinem großen Werk. Ich lehrte sie
Die edlen Saaten säen und erziehen;
Entwöhnend sie von Blut und Streifereien,
Gewährt ich ihnen Eigentum und Recht.
Ich lehrte sie auf jede Jahreszeit,
Auf jede Hora merken, bildete
Des Weltalls Ordnung ihnen thätig ein.
Dann baut ich ihnen väterliche Hütten
Und labete (so tröstet sich beraubt
Der eignen süßen Tochter eine Mutter
An fremden Kindern) — also labt' ich mich
An ihren Mutterfreuden, sah in jeder
Jetzt neu begrab'nen, jetzt aufgrünenden
Frohen Saat Proserpina mein Kind. —
Auch süß ist's für die Menschen sorgen, wirken,
Mit ihnen leiden, hoffen und sich freuen.

„Die Wehen der Menschheit" sind wohl, wie auch Götzinger andeutet, aus Reimnot entstanden. Ceres, als die selbst über den Verlust ihrer Tochter tief Betrübte, ist allein fähig und bereit, mit den Menschen zu fühlen und für sie eine Hilfe zu schaffen.

Str. 7. Ceres nimmt sich vor, die Menschen zu lehren, mit der Erde einen Bund zu stiften und die Jahreszeiten den Mondwechsel genau zu beobachten. „Daß der Mensch zum Menschen werde," d. h. zu der von Gott ursprünglich in ihn gelegten Natur zurückkehre. Der ewige Bund, welchen der Mensch gläubig mit der frommen Erde schließen soll, ist der Bund des Ackerbaues, wonach der Mensch der Erde mit vollem Vertrauen seine Saat übergiebt, in der Hoffnung, daß die Erde fromm, mit reichen Zinsen das Anvertraute zurückgeben werde. „Seinen mütterlichen Grund", die Erde ist ja auch des Menschen Mutter. V. 5. „Ehret das Gesetz der Zeiten." Die Jahreszeiten werden von der Natur mit größter Regelmäßigkeit zurückgebracht, der Mensch soll diese Regelmäßigkeit zu seinem eignen Vorteile beobachten

und ausnutzen. „Der Monde heil'gen Gang". Unter diesen Monden sind die Planeten zu verstehen, heilig wird ihr Gang genannt, weil in der unendlichen Dauer und Unveränderlichkeit ihres Laufes etwas Heiliges, Verehrungswertes liegt, wie Schiller anderwärts von der Zeit überhaupt (Vgl. Wallensteins Tod) eine heiligende Kraft behauptet.

„Der melodische Gesang" ist eigentlich etwas pleonastisch ausgedrückt, gemeint ist mit dem wohlklingenden Gesang die sogenannte Harmonie der Sphären oder Musik der Sphären, d. h. jene vollkommenste Übereinstimmung oder Harmonie der Planetenbahnen, welche die alten Weisen als eine Art von Musik bezeichneten. Schiller erwähnt anderwärts die Harmonie des Himmels auch als eine, durch die Bewegung der Sterne hervorgebrachte, dem Ohre der Dichter und Weisen verständliche Musik. (Vergl. „die Teilung der Erde," Str. 7.)

Str. 8. Aus dem Nebel pflegen die Götter plötzlich wie aus einer Verhüllung herauszutreten, und in den Nebel pflegen sie ihre Lieblinge zu verhüllen, wie z. B. den Odysseus (Odyss. 7, 143), den Äneas (Verg. Än. 1, 586. ff.). V. 4. „Ein Götterbild". Sie wird sofort als Göttin erkannt, nicht von den rohen Barbaren überfallen, sondern von denselben als Göttin durch Überreichung der blutgefüllten Schale geehrt. Wir sollen ohne Zweifel hier nicht an Tieropfer, sondern an Menschenopfer denken und zwar Opfer von Feinden, welche besiegt und gefangen waren und dann geschlachtet wurden.

Str. 9. Mit Schaudern weist die Göttin ein solches Opfer zurück; solche Mahlzeiten sind für einen Tiger verzeihlich, für den Menschen ein Frevel, für den Gott ein Gräuel und Ekel; denn ein Gott will reine Opfer haben (V. 5), an denen kein Mord haftet, und am liebsten die Früchte des Herbstes, den Ertrag des Feldes.

Str. 10. Die Göttin läßt sich herbei, die Menschen den Ackerbau zu lehren, sie in den Bund mit der Erde einzuführen, indem sie mit der Wucht des Speeres, d. h. mit dem wuchtigen Speere, den leichten Sand furcht, um gerade auch bei dem unfruchtbar scheinenden Erdboden die Wunderkraft ihrer Handlung zu zeigen. Der Kranz, welcher ihr Haupt wie ein Diadem ziert, enthält eine Menge wunderkräftiger Ährenkörner, sodaß ein Korn, welches durchaus nicht tief (vergl. „die zarte Ritze") in die Erde eingesenkt ist, sofort zu keimen beginnt. Der „Trieb des Keimes" steht statt der treibende Keim. (Hypallage).

Str. 11. Durch das Wunder der Ceres wird das gesamte, sonst einen Jahreslauf ausfüllende Pflanzenleben auf wenige Augenblicke zusammengedrängt. V. 3. 4. Man beachte die Allitteration des W (weit, wogt, wie, Wald); sie entspricht der Bewegung eines Ährenfeldes. Golden deutet auf die Reife der Ähren hin. Ob zwar sonst tief betrübt, erscheint die Göttin in diesem Augenblicke freudig lächelnd, im Vorgefühle des Glückes, welches sie dem Menschen bringen darf. „Wählt den Feldstein sich zum Herde." Irgend ein zufällig sich darbietender Stein wird zur Opferstätte bestimmt; an einen Grenzstein dürfen wir, wie Düntzer mit Recht hervorhebt, nicht

denken. Der Wechsel des Subjekts in der Periode V. 5—8 ist nicht glücklich zu nennen.

Str. 12. V. 1. Vater Zeus, so nennen ihn nicht nur die Götter, sondern auch die Menschen. Die Wortbrechung über alle — Götter ist deshalb weniger bedenklich, weil V. 1 und 2 als die beiden Glieder einer Periode, eines Langverses anzusehen sind, wie wir oben gesehen haben. —

Str. 13. Ceres heißt die Schwester des Zeus, da auch sie eine Tochter des Kronos (und der Rhea) war. Der Blitzstrahl aus blauer Höhe, welcher das Brandopfer entzündet, ist das göttliche Zeichen, daß Zeus die Bitte der Schwester erhört habe. Ein weiteres Zeichen seines Wohlgefallens ist der in V. 7 u. 8 erwähnte heilige Adler. Unwillkürlich wird man an die alttestamentlichen Opfer, welche durch göttlichen Blitzstrahl entzündet werden, namentlich an das von Elias auf dem Berge Karmel dargebrachte, erinnert. (Vergl. 1. Kön. 18, 36—39.)

Str. 14 bildet die Übergangsstrophe zur zweiten Abteilung. In dem Versmaß der Strophe 1 wird der Eindruck der bisherigen Handlung der Göttin auf die wilden Menschen dargestellt. Das Eis der Roheit schmilzt in dem ersten edlen Gesichte, welches die Königin oder Herrscherin erweckt hat, in dem Gefühle der Menschlichkeit oder Persönlichkeit, und in diesem Gefühle werfen die Menschen ihre blutigen Waffen von sich und lauschen mit Begier der Lehre, welche die göttliche Lehrerin ihnen darbietet, und welche den Zusammenhang der Menschen mit einer unsichtbaren, aber höheren Welt darstellt. „Öffnen den düstergebundenen Sinn“ so sagt Schiller ähnlich über den rohen Naturmenschen im 24sten Briefe über die ästhetische Erziehung der Menschen: „In dieser dumpfen Beschränkung (in der er mit seiner Menschenwürde unbekannt ist) irrt er durch das nachtvolle Leben, bis die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet.“

Str. 15. Unter den Göttern, welche mit dem Menschen jetzt in Gemeinschaft treten, und die letzteren ihrer Segnungen teilhaftig machen, tritt nach Demeter zunächst Themis auf, die Göttin des Rechts und der Sitte, sonst mit der Wagschale, hier mit dem Maßstabe erscheinend; denn sie hat in das Bewußtsein des Menschen den Begriff des Eigentums einzuführen und das Eigentum durch die heiligen Eide, welche unter Anrufung der verborgenen Gottheiten der Unterwelt, des Styx, geschlossen wurden, zu sichern.

Str. 16. Als dritter erscheint Vulkan oder Hephästos, der Gott der Esse (V. 1.), ein Sohn des Zeus, während die ebengenannte Themis als Gemahlin des Zeus aufgeführt wird, eine Tochter des Kronos und der Gäa und die Mutter der Horen ist. Hephästos repräsentiert vor allem die Schmiedekunst: Zange, Blasebalg, Hammer, Amboß sind die Werkzeuge, durch deren Gebrauch der Pflug, das wichtigste Werkzeug des Ackerbaus, entsteht.

Str. 17. Minerva, wie die Römer Pallas Athene, wie die Griechen die Göttin der Weisheit nennen, die Tochter des Zeus, welche den Städtebau, Gewerbe und Ackerbau, Mauern, Bürger, Häfen und alles, was zum Wohl des Staates im Krieg und Frieden geschehen kann, lehrt und schützt.

Sie trug auf dem Haupte den Helm, auf der Brust die Ägis, ein schuppiges Fell, welches, von Schlangen umrandet, in der Mitte das Gorgonenhaupt enthielt, ein entsetzliches Schreckbild des Hades, dessen Blick versteinernd wirkte. Ursprünglich war Pallas die Göttin des Krieges, aber nicht des rohen, wilden Krieges, welchen Ares (Mars) vertrat, sondern des Krieges als der Kunst der Schlachten, als der Feldherrnweisheit. Späterhin und hier tritt sie als das Symbol der städtebildenden Kraft auf. Das Neue, was Minerva hinzubringt, ist das Moment des Wohnens in befestigten Plätzen, welche mit der größeren Sicherheit auch ein höheres Maß von Vertraulichkeit erwecken.

Str. 18. Der Grenzgott, welcher nunmehr auftritt, ist eigentlich nur eine römische Gottheit, Terminus, und er fügt den Begriff des Staatseigentums dem bisher schon bekannten Begriff des persönlichen Eigentums hinzu. Man feierte später am 23. Februar die Terminalien und bekränzte an diesem Tage alle Grenzsteine. Vergl. Ovid. Fast. 2, 661. ff.: „Er begrenzet die Völker, die Städt' und gewaltigen Reiche, streitig wird ohne ihn jeglicher Ackerbesitz." Daß mit der Stadt auch Hügel und Fluß verbunden wird, erklärt sich daraus, daß dieser erste Stadtbezirk weder des Wassers, noch des Feldes und Waldes entbehren kann, und eben durch die Handlung der Minerva und des Grenzgottes wird das gesamte Gebiet geweiht und damit für unverletzlich, d. h. heilig, erklärt. —

Str. 19. Die Nymphen oder Oreaden wurden in der „Klage der Ceres" (Str. 1.) näher erklärt. Sie sind die Begleiterinnen der Artemis oder Diana, der Schwester des Apollo, der Spenderin des frischen, fröhlichen Naturlebens, also der edleren Jagdfreuden. Vergil (Än. 1, 498 ff.) läßt Diana von tausend Oreaden umschwärmt sein, und Homer schildert (nach Od. 6, 103 ff.) ihr Treiben also:

„So wie Artemis herrlich einhergeht, froh des Geschosses,
Über Taygetus Höh'n und des waldigen Erymanthus
Und sich ergötzt Waldeber und flüchtige Hirsche zu jagen,
Sie nun zugleich und Nymphen, des Ägiserschütterers Töchter,
Ländliche, hüpfen in Reih'n, und herzlich freuet sich Leto;
Denn sie raget vor allen, an Haupt und herrlichem Antlitz."

Daß die Bergnymphen hier als Holzfällerinnen verwandt werden, ist nicht völlig begründet; die Oreaden lieben zwar die Berge und Waldgebirge, aber sie zerstören doch nicht ihr eigenes Heim und verfolgen damit nicht die Dryaden, die Baumnymphen. Immerhin will der Dichter zum Bau der Stadt die Mitwirkung der Götter heranziehen, und in Ermangelung besserer Helfer ruft er die Oreaden herbei.

Str. 20. „Der schilfbekränzte Gott," welcher sich ebenfalls im Dienste der Minerva zeigt, und bei dem Städtegründen in seiner Weise bethätigt wird, ist nicht Neptun, sondern der betreffende Stromgott Potamos, in dessen Nähe die Städtegründung geschehen soll; der Flußgott aber wurde mit einem Schilfkranze dargestellt. Er schafft das im Walde gefällte Bauholz zur Stelle in Form großer Flöße (Schiller sagt den Floß statt das

Floß). „Die leichtgeschürzten Stunden“ sind die Horen, die Dienerinnen des Zeus, welche hier zum Abrunden und Zubereiten der Baumstämme verwandt werden.

Str. 21. Poseidon, der Meeresgott eilt jetzt heran und zertrümmert mit seinem Dreizack (tridens oder trident) die Felsen. Er versteht sich auf das Mauerbauen; hat er doch im Vereine mit Apollo die Mauern Ilions errichtet. „Die granitnen Säulen“ geben den Erklärern Veranlassung, auf die großen erratischen Blöcke im germanischen Tieflande hinzuweisen, welche einst Meeresgewalt von den Bergen Skandinaviens losgerissen und so weit nach Süden fortgeschleudert hat. V. 7. Hermes, der Sohn des Zeus und der Maja, der Götterbote, Geleitsmann der abgeschiedenen Seelen, Gott des Handels und der Industrie, auch der Diebe Schutzgott, wird als der gewandteste unter den Göttern dem Poseidon zur Seite gestellt, und beide deuten so die aus dem Städtebau sich ergebenden großen Verkehrsarten der Schiffahrt und des Handels an.

Str. 22. Auch die Künste haben jetzt Raum in der neuen Stadt, und Apollo, der Führer der Musen, lockt aus den goldenen Saiten die Harmonie, den Einklang verschiedener Töne, das holde Maß der Zeiten (V. 3.), den Rhythmus der Töne und die Macht der Melodie, d. i. die in ihrem Wechsel und Zusammenhange das Herz des Hörers ergreifende Anzahl von Tönen. Der Gesang wird durch die Kamönen oder Musen, deren die alte Welt neun zählte (Kalliope, die Göttin des epischen Gesanges; Euterpe, die des lyrischen Gesanges; Melpomene, die tragische Muse; Erato, die Muse der Liebespoesie und der Mimik; Polyhymnia, die Muse der Musik; Thalia, die Muse der Dichtkunst, der Komödie; Terpsichore die Muse des Tanzes; Klio, die der Sternkunde,) verschönt. V. 7. 8. In der Sage von Amphion wird berichtet, daß sich die Steine zur Mauer Thebens nach dem Klange der Lyra Amphions selbst zusammenfügten.

Auch Amphion, so heißt es, lenkte durch Lyragetön und sanft einschmeichelnde Bitte Felsen herab, u. s. w. (Horaz, ars poetica 394.) — Leise nach des Liedes Klange, die drei L. = Lautmalerei.

Str. 23. Cybele oder Rhea, die Tochter des Uranus und der Gäa, ist die Mutter des Zeus und des Poseidon und vieler anderen Götter, die sie dem Uranus geboren hat. Sie hieß auch wohl die große Mutter und trug als Attribut eine Mauerkrone, unter welcher ein Schleier herabwallte. Ein Löwengespann fuhr sie von einem Orte zum andern. Sie ist das Symbol der Fruchtbarkeit der Erde; hier ist sie es, welche die Thore einsetzt und damit den Städtebau (den Wunderbau, weil ihn Götterhände gefertigt haben) vollendet. Es fehlt auch nicht an heiteren Tempeln in dieser neu gegründeten Stadt, deren Existenz für alle die wie ein Wunder erscheint, welche den großen Bildungsunterschied zwischen den unkultivierten und jetzigen Menschen ermessen und zu der kurzen Spanne der dazwischenliegenden Zeit in Verhältnis setzen.

Str. 24. Die erste Ehe ist das Werk der Juno oder Hera. Juno ist die Beschützerin der Ehen, und ein schönerer und engerer Bund, als die Ehe,

kann in dem neuen Staate nicht gedacht werden. Freilich ist dann unter dem Ehebunde der geweihte, heilige Bund gemeint, welcher den Myrtenschmuck verdient und auf eine höhere Stufe der Gesittung, auf die Stufe der Sittlichkeit, schließen läßt. V. 3. Noch waren die Menschenkinder im günstigsten Falle Hirten, erst durch die Einführung in die Stadt werden sie zu städtischen Bürgern. Die Anmut und das Glück der Ehe bringt Venus oder Aphrodite mit ihrem holden Knaben Eros (bei den Römern Amor oder Cupido). Nunmehr haben Pallas und auch Ceres ihr Werk an der Gesittung vollendet.

Str. 25. Die letzte Segnung der von den Göttern geliebten ersten Bürger vollzieht Ceres am Altar des Zeus, des höchsten Gottes. V. 7. Das Händefalten ist den Alten fremd, welche entweder die Hände betend erhoben, oder segnend senkten.

Str. 26. Alles, was Ceres erreicht hat, faßt sie in diese Worte zusammen: „Der Mensch unterscheidet sich von dem Tiere und von den Göttern wesentlich. Das Tier ist ebenso wie der Gott frei, nur besteht des Tieres Freiheit darin, daß es seiner Natur, beziehungsweise dem Instinkte, folgt. Aber das Tier hat trotz seiner Ungebundenheit keine wirkliche sittliche Freiheit; es erstrebt die Unabhängigkeit vom Menschen, und am meisten thun das die wilden Tiere (das Tier der Wüste), aber es gehorcht nimmer Vernunftgesetzen. Die Götter sind auch frei, sie haben kein Gesetz, keine Pflicht, keine Sorge." Gleichwohl bleibt V. 3 und 4 dieser Strophe schwer zu erklären. Armknecht meint, diese Worte könnten nur heißen sollen: Ihre Lüste stimmen mit dem Naturgebote überein; aber dem widerspricht schon allein das Wort „zähmen"; Viehoff meint, daß nach Schillers Auffassung bei den Göttern kein Konflikt der Vernunft und der Sinnlichkeit stattfinde; ihre göttliche Natur nötige sie so zu handeln, wie sie handeln. Die Notwendigkeit ist bei den Göttern mit der Freiheit vermählt. Götzinger sagt: „Das Tier ist frei, weil es ganz Tier, der Gott ist frei, weil er ganz Gott ist"; bei jenem liegen Vernunft und Sinnlichkeit nicht im Streite, bei diesem sind die physischen und sittlichen Forderungen eins, Angenehmes und Gutes sind für ihn dasselbe, und so ist für Gott der Streit ausgeschlossen. Nur der Mensch, welcher in der Mitte zwischen Tier und Gott steht, hat den Kampf zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit zu kämpfen. Darin, daß er durch einen geselligen Verkehr mit dem Nebenmenschen seine Sinnlichkeit beschränkt, ein gesetzmäßiges, gerechtes Handeln zu seiner Lebensgewohnheit oder Sitte macht, und sich selbst so als eine sittliche Persönlichkeit zeigt, kann er Freiheit mit Kraft vereinen. Tiere und Götter bedürfen der staatlichen Institution nicht, der Mensch kann derselben nicht entraten; nur in der Unterwerfung unter das Urteil einer Gesamtheit liegt die Gewähr für die Erhebung des einzelnen zur Sittlichkeit, d. i. zur wahren Freiheit und Kraft des Menschen.

4. **Die Idee des Gedichtes** steht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem schon oben erwähnten Lieblingsgedanken Schillers, der Darstellung der Einführung erster Gesittung in Attika durch fremde Einwanderungen. Es ist ein kulturhistorisches Gedicht, wie auch der später zu

behandelnde Spaziergang, und Schiller stellte sich die Aufgabe, den Übergang der Menschheit aus der Stufe der Wildheit zu der festen Bürgerordnung (Viehoff) darzustellen und lehnte diese Darstellung an eine zu Ehren der Ceres dienende, frei erfundene Sage an. Ceres ist die Göttin, welche als Erfinderin und Schützerin des Feldbaues, als Stifterin geselliger Vereine und Staaten und endlich als Begründerin der Ehe verehrt wurde. Vielleicht dachte Schiller sich diese Dichtung als eine Art Festhymnus zur Feier der Thesmophorien, eines Festes, welches von vermählten, untadligen Frauen Attikas zu Ehren der Ceres gefeiert wurde und von den eleusinischen Festen im engern Sinne unterschieden werden muß. Letztere waren zum Teil geheime, vermittelten Geheimlehren, vielleicht besonders über die Unsterblichkeit, und galten ebenso der Proserpina, der Fürstin der Unterwelt, als ihrer Mutter, der Ceres. Es soll die Mitteilung nicht unterlassen werden, daß Viehoff an die großen Eleusinien (9tägige Feste) denkt und unsere Dichtung als eine für diese verfaßte Festhymne ansieht, so daß Strophe 1, 14 und 27 eine Art Chorgesang des Volkes, die übrigen aber als vom Hierophanten, dem Leiter des Festes und dem Offenbarer der geheiligten Dinge, wie sein Name sagt, vorgetragen angesehen werden sollen.*)

[Litteratur: *Götzinger II. S. 291 ff. — *Viehoff II. S. 151 ff. — *Düntzer, Schillers lyrische Gedichte IV. S. 133 ff. — *Hartert I. S. 44 ff. — *Armknecht S. 325.

---

16. Pegasus im Joche.

[Schillers sämtl. Werke 1874. Stuttgart, Cotta Bd. I, S. 258.]

1. **Erläuterungen:** V. 1. Haymarket war ein Flecken in England, wohin nach uraltem Recht ein jeder Ehemann der Umgegend sein untreues Weib an einem Stricke führen und zum Verkaufe bringen durfte. Hierdurch erklärt sich die scherzhafte Äußerung Schillers „wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln“. Durch das „vielleicht“ wird der Erzählung der launige Ton verliehen. Beiläufig bedeutet das „Haymarket“ eigentlich Heumarkt, und es ruht der Ton keinesfalls derartig auf der Schlußsilbe, daß dies Wort sich hätte im Ernste als reimend mit „Poet“ (V. 3) verwenden lassen.

*) Eleusis, eine kleine Stadt Attikas, lag 2 Meilen von Athen, an der Grenze von Megara, und in der Nähe dieser Stadt wurde alljährlich das rharische Feld zum Andenken daran feierlich gepflügt, daß hier das erste Getreide gesät worden war. Anfänglich feierten nur eleusinische Einwohner eine Art Saat- und Erntefest, jenes die kleinen, dieses die großen Eleusinien. Am sechsten Tage des letzten Festes fand später, als die Athener an dem Gottesdienste im Eleusis Anteil nahmen, ein feierlicher Zug von Athen nach Eleusis statt, an welchem nicht nur die Obrigkeiten und Priester, sondern auch Tausende von Mysten oder Eingeweihten, mit Eppich und Myrte bekränzt, Ähren, Ackergerät, Fackeln in den Händen tragend, teilnahmen. (Vgl. Hartert am angeführten Orte.)

V. 4. Das „Musenroß“ wird in der Überschrift „Pegasus“ und im Verlaufe der Dichtung Hippogryph genannt. Es ist das Flügelroß des Perseus, welches den Namen Pegasus trug und später zum Musenroß wurde, nachdem es am Helikon mit seinem Hufe die Musenquelle Hippokrene geöffnet hatte. Unter Hippogryph ist eigentlich etwas durchaus anderes zu verstehen, als das griechische Flügelroß Pegasus, nämlich der bei italienischen Dichtern, z. B. Ariosto, vorkommende Bastard des Vogel Greif und einer Stute und als solcher das Roß des Zauberers Atlas, so im „Rasenden Roland“ Gesang 4. V. 8. — Wieland gebrauchte den Hippogryph als ein Fabeltier des Mittelalters in seinem Oberon, und Schiller scheint die beiden fabelhaften Rosse für identisch gehalten zu haben.

V. 5. Das „helle Wiehern“ des Tieres deutet auf den kräftigen Mut desselben hin, wie auch

V. 6. „und bäumte sich in prächtiger Parade,“ d. h. in vollendeter edler Haltung und Stellung. (Vergl. Hartert).

V. 31. „Krabbe“, eine verächtliche oder komische Bezeichnung einer unansehnlichen, aber gleichwohl rührigen Person; die rasche Beweglichkeit des Tieres ist hier für den Ausdruck maßgebend geworden, da wir uns den Pegasus keineswegs als besonders klein vorzustellen haben.

V. 32. „Koller“ wird sonst die Tollheit der Pferde, die Tollsucht genannt; hier ist es ein Ausdruck für Wildheit überhaupt.

V. 34. „Klepper“. Im Niederdeutschen bedeutet „kleppen“ laufen, und unter Klepper verstehen wir gewöhnlich ein minder gutes, aber immerhin zum Laufen noch brauchbares, Pferd.

V. 48. Der „Tollwurm“ ist eine Krankheit des Pferdes; die Raserei der tollen Hunde wurde auf einen Wurm unter der Zunge zurückgeführt, den man wegschneiden müsse, wenn die Hunde nicht toll werden sollten. Hier ist natürlich die Tollheit des Pferdes, nicht das tolle Pferd mit dem Ausdruck Tollwurm gemeint.

V. 57. „Der Greif“, von seinem Vater, dem Greif, hat der Hippogryph das Streben in die Höhe geerbt.

V. 60. „Phöbus' stolzes Roß“. Da Apollo oder Phöbus der Führer der 9 Musen ist, so bedeutet das stolze Roß des Phöbus nichts anderes, als das oben erwähnte Musenroß.

2. **Geschichtliches**: „Pegasus im Joche“ erschien zuerst im Musenalmanach des Jahres 1796, allerdings unter dem Titel: „Pegasus in der Dienstbarkeit“. Am 20. Juli 1795 war Schiller mit diesem Gedichte beschäftigt, am 7. August sandte er es an Wilhelm von Humboldt zur Einsicht auf dem Aushängebogen des Musenalmanachs. Humboldt war durch diese, an Schiller völlig ungewohnte, Art der Dichtung sehr überrascht und erfreut. „Es sei ihm göttlich gelungen“, so schreibt er, „die Erzählung eile sehr leicht und unterhaltend weiter, die Schilderung sei überaus lebendig und charakteristisch, der Schluß von V. 84 an sei majestätisch und verrate unverkennbar seine Hand.“ Allein gerade jenen

Schluß hat Schiller verändert, er ließ die Rede des den Pegasus besteigenden Apollo, welcher die Moral des Stückes aussprach, auf Körners Rat weg und fand auch hierfür die nachträgliche Zustimmung Humboldts. Übrigens ist letztere Veränderung als eine Art Kompromiß anzusehen, da Körner am liebsten gesehen hätte, wenn der Pegasus am Hungertode zu Grunde gegangen wäre, während für den Dichter Apollo unentbehrlich und der Hungertod zu platt schien. Friedrich Schlegel hat mit heftigen Worten über dieses Gedicht abgeurteilt und sich dafür in den Xenien (Nr. 306) verspotten lassen müssen: „Meine zarte Natur chokiert das grelle Gemälde“.

3. **Gedankengang und Idee des Gedichtes**: In heiterer Stimmung stellt der Dichter in dieser Allegorie gewissermaßen sein Lebensschicksal dar. Der Dichter kann nicht allein vom Ideale leben, er lebt auch auf dieser Erde und muß sein Brot haben. Aber wenn er auch in niederer Arbeit um das tägliche Brot ringen will, so gelingt ihm das nur höchst unvollkommen. Dem Pachter scheint die Kraft des Tieres sehr brauchbar; die Menge bewundert das Talent, und der einzelne sucht es auszunutzen. In einer bürgerlichen Anstellung findet der Dichter Aussicht auf Brot, aber seine Leistungen sind so ganz andersartig, als sie erwartet waren, daß er alles sehr bald aus dem Geleise und an den Rand des Abgrunds bringt. So denkt der Pachter, nachdem er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hat, das Tier allein arbeiten zu lassen, besonders klug zu handeln, wenn er es zwei abgearbeiteten Kleppern vorspannt und nun der Hoffnung lebt, diese würden jenes ebenso zu zügeln vermögen, als sie andererseits von jenem zu größerer Beweglichkeit hingerissen werden würden. Auch im Staatsleben mußte man sich bald überzeugen, daß das Genie nicht allein arbeiten dürfe, aber vielleicht nütze sein Feuer zur Belebung langsamer Beamten, die im Dienste eingeübt und wegen ihres Mangels an innerem Eifer jenen zu zügeln im stande seien. Aber auch dieser Versuch muß scheitern. Über kurz oder lang vergißt das Genie die routinierten Mitarbeiter und will eigenmächtig vorgehen. Der Verdruß der Vorgesetzten ist groß, und, um den Genialen überhaupt brauchen zu können, wird derselbe zurückgesetzt und gestraft, zu den niedrigsten Arbeiten verurteilt, zum Hungern gezwungen. Der Dichter stellt dies so dar, daß er den Pegasus mit einem Ochsen zusammengekoppelt vorführt, d. h. zu solchen Arbeiten verwertet zeigt, die schließlich jeder Dummkopf auch leisten kann. Das muß den Geist des Genialen lähmen, niederdrücken. Pegasus siecht dahin und stürzt endlich unter den Scheltworten seines Herrn, dessen Versuche, das teuer erworbene Tier zweckmäßig auszunutzen, ebenso viele Zähmungsversuche des eigenartigen Geistes dieses Tieres sind, zusammen. Der Pachter Hans verzweifelt an diesem total unnützen Tiere, das zu garnichts, nicht einmal zum Ackern, tauglich ist. Da kommt der Retter. Ein Jüngling, der den inneren Wert des Tieres erkannt, naht, geschmückt mit goldenem Stirnband, in der Hand

eine Zither, und ihm ist es ein Leichtes, das ganze Wesen umzuwandeln, da er dem Pegasus andere Ziele steckt. Das alte Feuer, die Kraft, das königliche, majestätische Wesen erwachen, und die Schwingen, welche der Pachter binden oder stutzen wollte, weil er ihren Zweck nicht erkannte, tragen das Roß zu den Höhen des Himmels empor. Mit anderen Worten: Nachdem bisher Hohn und Verachtung, Mißhandlung und Strafe den Dichter, der sich in seiner Umgebung und in den ihm aufgedrungenen Beruf nicht schicken wollte, verfolgt hatten, hat ihn ein Auge erblickt, welches seinen vollen Wert erkennt und ihm nunmehr die Möglichkeit giebt, ganz seinem Ideale zu leben, ohne durch die Not der Erde irgend wie noch ferner behelligt zu werden. Allerdings sind viele Dichter in dem Kampfe ums Dasein unterlegen oder doch wesentlich niedergedrückt worden. Ich erinnere an Lessing, Bürger und andere, welche für ein bürgerlich Amt sich unpraktisch oder untauglich erwiesen und schließlich doch auch nicht fähig waren, die volle Kraft ihres Genies zu entfalten, da ihnen die Anforderungen des realen Lebens stets neue Hemmnisse bereiteten. Der Dichter vermag nur dann das Höchste zu leisten, wenn er, unberührt von der Not des Lebens, nur seinem Genius leben kann. Seine Kraft in den Dienst eines gewöhnlichen, niederen Berufes zu stellen und den Genius zu zwingen, sich mittelmäßigen Geistern zu akkommodieren oder gar den Daseinskampf in seiner armseligsten und drückendsten Gestalt zu kämpfen, ist thöricht, schädlich für die Gesamtheit und vor allem verderblich für den Genius selbst.

Es ist nicht unmöglich, daß Schiller, wie oben schon angedeutet wurde, sein eigenes Lebensgeschick zur Darstellung gebracht hat, wenigstens möchte ich Streicher, Schillers Jugendfreunde, Recht geben, welcher sagt: „Ohne eigene Erfahrung hätte Schiller in späterer Zeit seinen poetischen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung „Pegasus im Joche“ unmöglich so natürlich hinstellen können, daß derjenige, der mit den Verhältnissen vertraut ist, sich alles auf den Verfasser deuten kann.“ Als junger Mann war er gezwungen, auch ohne Neigung und inneren Beruf die Arzneikunst auszuüben; in Jena mochte manche prosaische Natur, die ihm als Kollege zugesellt war, seinen Dichtergenius dämpfen, Entbehrung und Armut, sowie den Druck der Arbeit hatte er zur Genüge kennen gelernt; und ich möchte wirklich Hofmeister Recht geben, welcher in dem Apollo, dem blondgelockten Jüngling, einen Hinweis auf den größeren Genius Goethes sieht, von dessen Meisterhand geleitet sich Schillers niedergedrückter Genius leicht, schnell und königlich zu seiner Ideenwelt emporgehoben habe.

[Litteratur: *Viehoff III, S. 353. — *Götzinger II, S. 64. — *Düntzer, Schillers lyrische Gedichte 1874. IV., S. 334. — *Hartert I., S. 166.]

17. Die Macht des Gesanges.

[Schillers sämtl. Werke. 1873 Cotta, Stuttgart. I, S. 219.]

1. Erläuterungen: Str. 2. V. 1—4. Die Konstruktion dieses Satzes ist schwierig, die Apposition: „Verbündet mit den furchtbaren Wesen u. s. w." gehört nicht zu wer, sondern zu des Sängers, und es drückt dieser Satz den Gedanken aus: Wer kann den Zauber des Sängers lösen, der mit den furchtbaren Wesen im Bunde steht? Unter den „furchtbaren Wesen" sind selbstverständlich die Parzen, die Schicksalsgöttinnen zu verstehen, Klotho, Lachesis und Atropos. (Vergl. „Klage der Ceres" Str. 4.) Der Dichter kann wohl insofern mit den Schicksalsgöttinnen verbündet bezeichnet werden, als die Entscheidung jener unabwendbar und sein Gesang unwiderstehlich wirkend ist. Auch in dem folgenden Gleichnisse der Strophe ist die unwiderstehliche Wirkung der Poesie der Vergleichungspunkt der letzteren mit dem Rate des Götterboten (V. 5.). Merkur, als des Führers in die Totenwelt, des Inhabers der Zauberrute, durch welche Wachende in den Schlaf, Lebende in den Tod versenkt, Verstorbene in das Leben zurückgerufen wurden.

Str. 3. V. 8. „Jede Larve", hier = jede Verstellung. —

Str. 3. u. 4. bilden übrigens eine einzige Periode.

2. Gedankengang der einzelnen Strophen: Wie ein Regenstrom aus Felsenrissen mit donnerähnlichem Getöse niederstürzt, Bergtrümmer mit sich ziehend, die Eichen unterspülend und zu Falle bringend, und sein Brausen für den Wanderer ein Gegenstand des Staunens wird, so hört und spürt der Edle mit einem Grausen, dem die Freude untermischt ist, die übernatürliche Gewalt der Poesie, aber den Quell beider kennt weder jener, der Wanderer, noch dieser.*) (Str. 1.) Und nicht allein unergründlich in Bezug auf seinen Quell und gewissermaßen göttlichen Ursprungs, sondern auch überwältigend in seiner Wirkung ist der Gesang, ja er ist ebenso unwiderstehlich, als die Entscheidungen der Schicksalsgöttinnen unabwendbar sind, und wunderbar wie die Zauber des Hermes; denn es ist beides dem Dichter möglich; er kann das Herz erstarren machen und fast in Todesnacht versenken und wiederum zu dem fröhlichsten Leben emporführen; ja es ist ihm ein Leichtes, den vollen Wechsel der Gefühle zwischen dem tiefsten Ernste und dem heitersten Scherze in den Seelen der Hörer hervorzurufen. (Str. 2.) Noch mehr; der Gesang übt dieselbe Wirkung aus, welche in einer von oberflächlicher Freude erregten Menge ein schweres Schicksal hervorruft; der Jubel verstummt, die Mummerei hat ihr Ende, und man beugt sich vor dem geheimnisvollen, ungeheuren Schicksale. So vermag es auch der Dichter, mit der Kraft der Wahrheit, die ja auch in seiner Poesie wohnt, uns der Welt der Nichtigkeit, Leerheit und Lüge zu entreißen, uns in das Reich der Ideale hinaufzuheben und auf uns seinen erhebenden, heiligenden, läuternden Einfluß auszuüben. Ja, das Reich der Ideale ist zugleich das Reich der Freiheit, der Kummerlosigkeit, der seelischen Erleichterung. (Str. 3 und 4.) Der

*) Vgl. Joh. 3, 8.

Dichter vermag noch eins, er vermag uns aus der Welt des Scheins, der Unnatur, vom Ausland erborgter Sitten und dem Zwange kalter Regeln zu der wahren, unschuldigen, ewigjugendlichen Natur zurückzuführen und in uns dasselbe Gefühl zu erwecken, welches ein Kind empfindet, das nach langer Zeit der Trennung, des Heimwehs und des Unfriedens, voll Thränen, Sehnsucht und Reue zur Heimat zurückkehrt und zu der verlassenen Mutter und im tiefsten Schuldbewußtsein und im Glauben an ihre treue Liebe an deren treue Brust sich wirft. (Str. 5.).

3. **Zur Geschichte der Dichtung:** Dieses bilderreiche Gedicht stammt aus dem Jahre 1795 und gehört zu den ersten Dichtungen Schillers nach einer längeren, historischen und philosophischen Berufsstudien gewidmeten. Zeit. Durch den näheren Verkehr mit Goethe und die Beschäftigung mit dramatischen Arbeiten wird auch die bisher gebannte Lust zur lyrischen Poesie wieder befreit, und es strömen eine Menge Dichtungen, die im Herzen wunderbar schliefen, aus Schillers Geist hervor, ihm selbst in ihrem Ursprung ein Geheimnis. Eines dieser Zeugnisse, daß der Strom der Poesie die Felsenkammern des Herzens gesprengt habe und von unerklärlicher, unergründlicher Herkunft, unwiderstehlicher, den Thaten der Götter ähnlicher, Kraft, sowie das Herz erhebender, von der Last der Erdensorge befreiender und wahrhaft beseligender, Wirkung sei, ist vorliegende Dichtung. — Übrigens hat der Dichter selbst in einem Briefe an Körner als die Einheit des Liedes, als die Grundidee derselben den Satz ausgesprochen: „Der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her." Unter diesem Gesichtspunkte würde die Schlußstrophe die Pointe, das Ziel angeben, und die ersten 4 Strophen es erklären, warum der Gesang erhabene und erhebende Wirkung haben könne; weil er göttlichen Ursprungs ist, von unwiderstehlicher, alles mit sich fortreißender Kraft (Str. 1), weil er mit Zauberkraft ausgerüstet ist (Str. 2), weil seine Macht, als die Macht der Wahrheit, eine alles Scheinwesen niederschlagende ist (Str. 3), weil er in ein heiliges, reines, von der Unnatur, Lüge und Sünde der Welt unbeflecktes, Reich erhebt (Str. 4).

Doch wird es nötig sein, noch auf zwei Punkte den Blick zu lenken. In Strophe 2 wird der Dichter als mit den Schicksalsgöttinnen im Bunde dargestellt, und es erklärt sich nicht ohne weiteres die Unwiderstehlichkeit des Gesanges als eine Folge der Verbindung des Sängers mit den Repräsentantinnen der Unabänderlichkeit. Götzinger glaubt die Verbindung so herstellen zu können: Der Dichter erregt und leitet unsere Gefühle, Gedanken und Bestrebungen, von denen unser Schicksal abhängt. Damit wird gewissermaßen unser Thun und Lassen zur Voraussetzung unseres Schicksals gemacht, und somit der Dichter zu dem auf unser Schicksal, weil auf Gefühl und Thun Einfluß übenden, Geiste. Wilhelm von Humboldt spricht dieselbe Ansicht in folgender Form aus: „Das geheime Leben, die innere Kraft jedes Wesens, von

welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und insofern unbekanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen. Diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillt im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die Ursache aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun gleichsam durch ein Einverständnis mit ihr jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen; denn daß er das letztere nicht thut, sagt der Rest der Strophe so schön. Seine Macht ist ein Zauber, er beherrscht das bewegte Herz, aber durch die eigene Kraft desselben.“ Dagegen hat Viehoff folgendes Raisonnement: „Im Schoße der Parzen liegt für uns Wohl und Wehe, Freude und Schmerz; sie stürzen den Menschen vom Gipfel des Glücks in grenzenloses Unglück und heben ihn wieder aus dem Staube zu glänzender Höhe. Ihrer Gewalt gleicht die des Dichters über die menschliche Brust. Auch er weckt Furcht und Hoffen, Liebe und Abneigung, Schmerz und Freude, wie es ihm gefällt. Hermes führt die Seelen der Verstorbenen jetzt zum schauervollen Tartarus hinab, jetzt an die glanzvollen Regionen des Lichts. Vergl. Vergil Än. IV, 242 ff.:

> Drauf ergreift er den Stab, womit er vom Orkus die bleichen
> Seelen entführt und andre zum traurigen Tartarus hinschickt.

So führt der Dichter unsere Phantasie bald vor die Abgründe grausenvoller, menschlicher Schicksale, bald erhebt er uns zu den glänzenden Höhen menschlicher Verherrlichung.“

Mir will weder die eine noch die andere Auslegung ganz zusagen. Zunächst ergiebt sich aus der Konstruktion des Satzes, daß in der Verbindung des Sängers mit den Parzen die Zauberkraft des Sängers liegt, der sich niemand entziehen kann und der niemand zu widerstehen vermag, und daß wir somit berechtigt sind, V. 1—4. der zweiten Strophe in folgende Form zu übertragen: Weil der Sänger mit den furchtbaren Wesen, die still des Lebens Faden drehn, im Bunde steht, so ist sein Zauber unlöslich, und sind seine Töne unwiderstehlich. Inwiefern aber kann von einem solchen Bündnis die Rede sein? Ich glaube insofern, als die geheimnisvolle Kraft der Poesie, welche den Dichter befähigt, Lebensläufe tragischer Helden zu spinnen und in der Katastrophe zu beenden, also gleichsam dasselbe zu thun, was die Schicksalsgöttinnen zu Gunsten oder Schaden der Menschen thun, eine übernatürliche, göttliche, gewissermaßen von den Schicksalsgöttinnen selbst durch freie Entschließung abgetretene und den Dichter in gewisser Beziehung in die Kategorie jener furchtbaren, über das Leben und Sterben der Menschen endgiltig beschließenden, Wesen erhebende Kraft ist.

In Strophe 5 findet Götzinger wohl mit Recht die beiden Hauptarten der Poesie angedeutet, die sentimentale und die naive. In seiner

Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung bezeichnet Schiller die Natur als die einzige Flamme, aus der sich überhaupt der Geist des Dichters, des sentimentalischen wie des naiven, nährt. Aus ihr allein, heißt es dort, schöpft er seine Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen.“ Viehoff fährt fort: „Diesem aber erscheint, wie uns eine frühere Stelle sagt, die Natur als eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Übermut unserer Freiheit hinaus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren und hören im Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme.“ Soweit Viehoff am angeführten Orte. Somit wäre die Natur der Kunst entgegengesetzt, und letztere als das ferne Ausland fremder Sitten anzusehen. Doch viel ungezwungener verbindet sich Str. 5 mit der dritten und vierten dergestalt, daß in Strophe 3 die plötzlich wirkende Gewalt der Poesie als der Wahrheit, in Strophe 4 die heiligende, erhebende Kraft des Gesanges dargestellt wird, während in Strophe 5 die Wiederherstellung der Wahrheit im Menschenherzen unter dem Bilde einer reuig zur Mutter Natur zurückkehrenden, abtrünnigen Tochter vorgeführt und die Poesie selbst als das Reich der Jugend, der Unschuld und der Liebe, ihre Wirkung somit als eine schlechthin beglückende bezeichnet wird. Dann ist die Natur gleichbedeutend mit der Wahrheit, von welcher man sich in demselben Maße entfernt, als man unter die kalten, starren Regeln der Konvenienz und der Unwahrheit sich unterordnet, wie sie allerdings nicht sowohl die Kunst, als die Scheinkultur hervorbringt. Eben dieses Leben führt in die Fremde aus der Heimat, aus der Unschuld in die Reue, aus der Fülle in die Leere, aus der liebewarmen Hand der Mutter in die liebeleeren kalten Formen und Fesseln der Fremde; wohl dem, welcher durch die Macht der Poesie seinen Rückweg findet zu dem einst preisgegebenen und später so sehnsüchtig begehrten, so schmerzlich vermißten Paradiese der Kindheit, dem Reiche und Quell des Friedens, der Unschuld und der Seligkeit.

[Litteratur: *Viehoff III, S. 89. — *Hartert II, S. 125. — *Götzinger II, S. 57. — *Pollack in Dietlein u. s. w. Aus deutschen Lesebüchern Bd. III, S. 9.]

---

18. Das Mädchen aus der Fremde.

[Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 196.]

1. Die metrische Form des Gedichtes:

Wir finden hier einfache, vierzeilige Strophen mit gekreuztem Reim (abab). Die je erste und dritte Zeile jeder Strophe sind hyperkatalek-

tische (überzählige) vierfüßige Jamben, die graden Zeilen sind vollständige vierfüßige Jamben.*) Somit ist der Reim a klingend, b stumpf.

2. Das Mädchen aus der Fremde:

So klar und verständlich das Lied Schillers scheint, so ergiebt sich doch bei genauer Betrachtung, daß wir es hier mit einem Bilde zu thun haben, und zwar nicht sowohl mit einem offenen, als vielmehr mit einem verschwiegenen Gleichnis oder einer Allegorie. Ja die Allegorie ist so künstlich, so absichtlich verdeckt, daß für diese Art die Bezeichnung Rätselgleichnis wohl angebracht ist. Was hat Schiller gemeint? Zwei Deutungen kannte man bisher; man hielt „das Mädchen aus der Fremde“ einmal für den Frühling, und dann für die Poesie.

Das „junge Jahr“, das Schwirren der Lerche gab zu ersterer Deutung Veranlassung. Und doch war dies nur ein großer, leicht erkennbarer Irrtum. Setzen wir nur in der ersten Strophe statt der Worte: junges Jahr den bildloseren Ausdruck Frühjahr, so hätten wir folgenden Gedanken: In einem Thal bei armen Hirten erschien in jedem Frühjahr der schöne, wunderbare Frühling! Str. 3 wäre sehr dunkel, und Str. 4, wo der Frühling Blumen und Früchte bringen soll, welche auf einer anderen Flur gereift wären, völlig unverständlich. Auch die fünfte und sechste Strophe böten neue Schwierigkeiten für die Deutung.

Die meisten Ausleger verwerfen die erste Deutung mit Recht, und erklären: Das Mädchen aus der Fremde ist die Poesie. So namentlich Götzinger, Hoffmeister, Viehoff und alle neuen. Allein alle Interpreten erkennen die Schwierigkeiten, welche auch dieser „Lösung“ ankleben; man ist der Lösung allerdings näher gekommen, aber man hat sie nicht. Was fehlt, soll durch des Dichters Schuld fehlen, welcher das Bild nicht zu voller Klarheit durchzuarbeiten vermocht habe. Allein Unklarheit in der Ausführung von Bildern sind wir an Schiller am allerwenigsten gewohnt.

Götzinger und Viehoff erklären das Thal als die Erde (?), die armen Hirten als die Menschen, welche vom Schicksal an die Bedürfnisse des Augenblicks gebunden seien (!), oder als die Menschen, „welche friedlich und ruhig, frei von Bosheit und Ränken, in einfachen, reinen Sitten leben“ (Hartert). Der Frühling soll der „Frühling erfreulichen, geselligen Daseins“ sein (Viehoff), oder, weil die Zeit, welche von den Hirten am meisten begrüßt werde, der Frühling sei, so wirke auch das Erscheinen der Poesie immer Freude; überdies sei der Frühling (d. i. die Jugend) der Poesie am günstigsten. (Hartert.) — Str. 2 weise dann

---

*) Westphal nennt solche Strophen zwei Perioden mit 2 Gliedern, das erste Glied jeder Periode ist eine katalektische, das letzte eine brachykatalektische jambische Pentapodie (dort fehlt die Länge des Jambus, hier ein ganzer Jambus).

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ = | ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — = =.

Durch das Zeichen = habe ich die Pausen angedeutet.

auf den überirdischen und geheimnisvollen Ursprung der Poesie und ebenso auf die Unmöglichkeit hin, die entschwundene Poesie willkürlich zurückzurufen (Viehoff.) Für diese beiden Gedanken lassen sich allerdings Analogien in den Gedichten Schillers finden (vgl. Graf von Habsburg, Macht des Gesanges, Gunst des Augenblicks). — Str. 3 erklärt Viehoff: „Die herzerweiternde Wirkung der Poesie, der Kunst empfindet jedes nicht ganz verstockte Gemüt, aber zugleich fühlt jeder, daß die Poesie eine edle, höhere, ehrfurchtgebietende Erscheinung ist."*)

Doppelt sind nach Str. 4 und 5 die von dem Mädchen ausgeteilten Gaben: Blumen und Früchte. Diese beiden Gaben lassen sich nach Viehoff nicht auseinanderhalten und werden von letzterem als die verschiedene Disposition der Empfänger gegenüber der Gabe der Poesie gedeutet.

Künstlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten, Zweifel, ungelöste Knoten bleiben, wie wir sehen, auch bei dieser Deutung noch übrig.

Prov.-Schulrat Karl Bormann hat nun in einem kleinen Büchlein: „Das Mädchen aus der Fremde. Auch eine Enthüllung eines Schillerdenkmals," wie mir's scheint, die richtige Lösung dargeboten. Ein „liebliches Rätsel" nennt ja auch Körner, der Vater des Freiheitsdichters und Helden, das Gedicht in einem Briefe vom 11. Okt. 1796. — **Das Mädchen ist** (nach Bormann) **die Muse** [des Almanachs vom J. 1797.**]

Ich folge Bormanns Deutung und gebe zunächst im Zusammenhang den bildlosen, ja nackten Gedankengang des Gedichtes und dann die notwendig erscheinenden Erläuterungen.

3. Die Deutung:

In der Mecklenburger Tiefebene[1]) unter armen Bauern[2]) erscheint alljährlich[3]) und mit den ersten Frühlingsboten ein Musenalmanach.[4]) Sein Inhalt ist dort nicht entstanden, die Meisten kennen seine Verfasser nicht,[5]) und diese Gedichte wollen nur als Kinder des Augenblicks, was sie sind, Freude und Lust des Augenblicks wecken.[6]) Längere Wirkung beanspruchen sie nicht. Und doch erquickt den Dichter die neue Beschäftigung mit der Dichtkunst nach so langer Unterbrechung und Beschäftigung mit rein philosophischen, zwar wertvollen, aber sehr undankbaren Studien[7]) und so erquickt, wie gehofft werden darf, der Inhalt dieses Almanachs auch alle Leser. Zugleich aber ist die Erhabenheit der Poesie derart, daß zwischen den Lesern und den Dichtern eine Schranke bleibt.

---

*) So spricht sich in einem Briefe an Körner vom 20. Nov. 1805 Schiller über die Erbprinzessin Maria Paulowna aus: „Sie ist äußerst liebenswürdig, und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignatät zu paaren, die alle Vertraulichkeit entfernt."

**) Viehoff nennt zwar die Schrift Bormanns eine ziemlich anspruchsvolle, giebt aber doch zu, daß Schiller die von Bormann angedeuteten speziellen Beziehungen vorgeschwebt haben könnt n.

Der Inhalt des Almanachs sind lyrische Gedichte (Blumen)[8]) für die Freunde und Xenien[9]) (Früchte, Küchenpräsente, spanischer Pfeffer) für die zahlreichen Anfeinder der Dichter Schiller und Goethe. Sie sind zu Weimar und Jena unter einem angenehmeren Himmelsstriche und in der Umgebung glücklicherer Menschen entstanden. Die Gaben sind zum Verteilen bestimmt, für Jung und Alt, für Freund und Feind; es sind eben Gastgeschenke. Das schönste Gedicht aber in dem Musenalmanach von 1797 ist den Liebenden geboten in der Idelle: Alexis und Dora von Goethe.[10])

4. Erläuterungen:

[1]) Mecklenburg ist ein Tiefland; besonders ist Strelitz mit seinen zahlreichen Seeen eine Thalsenkung, so daß es passend ein Thal genannt werden kann.

[2]) Fast alle Mecklenburger beschäftigten sich damals (und noch heutzutage 71 Prozent!) mit Ackerbau und Viehzucht; solche Landleute nennt Schiller öfters Hirten. (Vgl. „Huldigung der Künste.") Damals noch leibeigene Bauern verdienen aber wohl das Epitheton arm.

[3]) Der erste Almanach war bei dem Hofbuchhändler Michaelis in Neustrelitz im Frühjahre 1796 erschienen, und Schiller nahm, als dies Gedicht entstand (vielleicht im Juli 1796), noch an, daß dieser Verleger jährlich den Almanach herausgeben werde. Erst, nachdem das Gedicht, die liebliche Allegorie, das tiefe Rätsel, entstanden war, übernahm Cotta den Verlag.

[4]) Die Muse wird von Schiller oft personifiziert. (An die Muse. Die Gunst der Muse. Sängers Abschied oder Abschied vom Leser im Musenalmanach 1796). Sie ist ihm sonst die Quelle aller dichterischen Begeisterung und Kraft und im Abschiede vom Leser eben die Jungfrau mit errötenden, verschämten Wangen.

> Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
> Erröten im verschämten Angesicht,
> Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu erlangen;
> Sie achtet es, doch fürchtet sie — es nicht.

[5]) Wilhelm vom Humboldt hatte von Berlin aus die Korrektur besorgt, die Herausgabe des ersten Jahrgangs geleitet. Die eigentlichen Verfasser traten großenteils durch die Anonymität zurück (die meisten Gedichte erschienen 1796 und auch noch 1797 anonym, namentlich auch die 400 Xenien, die tabulae votivae, die Epigramme von Venedig). —

[7]) Vgl. 1796: Abschied vom Leser; Str. 2.

> Nicht länger wollen diese Lieder leben,
> Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
> Mit schönen Phantasien es umgeben,
> Zu höheren Gefühlen es geweiht;
> Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
> Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
> Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
> Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Dieses letzte Gedicht im Musenalmanach für 1796 steht zu dem ersten Gedichte Schillers im folgenden Jahrgang in mehr als einem Punkte in schönster Beziehung.

7) Die Herausgabe der Horen, 1794 beschlossen, mit vorwiegend ästhetisch-philosophischem Inhalt, hatte Schiller und Goethe, wie den andern Mitarbeitern, zahlreiche Feinde zugezogen, deren Angriffe besonders der reizbare Schiller schwer empfand. Jetzt hatte Schiller sich der Poesie wieder zugewandt und in ihrer „beseligenden Nähe" sich wieder erholt, sein Gemüt beruhigt.

8) Blumen nennt Schiller alle lyrischen Gedichte, besonders aber 18 Distichen („Frühling" in Goethes Jahreszeiten) von G. und S., in welchem unter dem Bilde von Blumen Mädchen und junge Frauen besungen wurden.

9) Die Xenien (eigentlich Gastgeschenke) waren kleine Gedichte, meist einfache Distichen (im Jahrgang 1797 des Almanachs 400), in welchem die Feinde Schillers und Goethes (vgl. Erläut. 7) für ihre Liebe und Freundschaft belohnt werden sollten. Unter dem Scheine völliger Seelenruhe heißt man die Gäste willkommen, giebt ihnen, sie bewirtend, Küchengeschenke; aber es ist kein Braten, Gemüse oder Wein, sondern spanischer Pfeffer. Vgl. Xen. 364.

> Xenien nennet ihr Euch? Ihr gebt Euch für Küchenpräsente?
> Ißt man denn — mit Vergunst — spanischen Pfeffer bei Euch?

Die Wirkung dieses kitzelnden „spanischen Pfeffers" war groß genug. —

10) Dieses Gedicht steht darum 1797 auch vorn an der Spitze des Almanachs. — An der Spitze aller Lieder Schillers aber steht, wie eine Widmung, „das Mädchen aus der Fremde." —

5. **Schluß**: Hat das „liebliche Rätsel" Schillers an Reiz verloren? Ich fürchte nicht — ich bin vielmehr gewiß, daß es an Wert gewonnen hat, wie auch Bormann das als seine zuversichtliche Hoffnung ausspricht. — Wir freuen uns des Dichters, der in so lieblicher Weise die oben angegebenen prosaischen Gedanken poetisch idealisiert, ja kunstvoll in einem Liede verhüllt hat, welchem seine Erklärer „anmutvolle Goethesche Klarheit, Einfachheit der Sprache" mit vollstem Rechte nachrühmen. Viehoff glaubt nicht an die Richtigkeit der Bormann'schen Lösung, weil es Schillers Art nicht sei, ein eigentliches Gelegenheitsgedicht zu dichten, vielmehr „das Individuelle und in der Wirklichkeit Gegebene zu verallgemeinern, zu idealisieren und die Spuren des Persönlichen möglichst zu verwischen zu suchen." Aber hat das Schiller hier nicht gethan? und sagen er und Körner nicht ausdrücklich, daß dies Gedicht ein ganz eigenartiges, daß hier die frühere Manier Schillers verlassen sei, daß eine Erweiterung der Natur Schillers an diesem Gedichte gezeigt und verzeichnet werden könne?

Das Lied ist ein Lieblingslied des deutschen Volkes geworden, als es ein ungelöstes Rätsel war; es wird ferner der deutschen Nation lieb

und wert bleiben, nachdem diese die tiefsten Beziehungen erkannt hat. Der Schleier ist erst spät gelüftet, — aber um so größer ist jetzt unser Interesse, unser Beifall, und Schiller bleibt derselbe große Geist, auch nachdem wir diese ungeahnte Seite erschaut haben. Ja wir werden ihn sogar noch lieber gewinnen, noch mehr bewundern.

Doch darf ich freilich auch nicht übergehen, in welcher schroffen Weise Düntzer über Bormanns „anspruchsvolle" Schrift zu Gericht sitzt. Er nennt diese Schrift Bormanns geradezu eine Versündigung an Schiller, und sagt weiter: „Zur Widerlegung dieser Verbormannung, die ihre Xenienfrucht in sich selbst trägt, brauchen wir nicht darauf zu verweisen, daß der Almanach nicht im Frühling, sondern im Herbst erschien, nur im ersten Jahr in den Januar sich verspätet hatte, daß der bedeutendste Teil der Gedichte Schillers und Goethes Namen trug, außer ihnen noch elf Dichter namentlich genannt waren. Bormann läßt das Gedicht, das bereits im Jahre 1796 gedruckt wurde, wie ich sieben Jahre vorher gezeigt hatte, im September 1797 (soll heißen 1796) entstehn, und behauptet, erst später sei der Verlag an Cotta übertragen worden, da dies doch bereits im Frühjahr geschah; schon am 19. August erhielt Cotta Aushängebogen. Zur Erklärung Schillers gehört in unserer Zeit etwas anderes, als diese seltsame Enthüllung eines Schillerdenkmals, welche die wunderlichste ästhetische Anschauung voraussetzt, dazu mitbringt."

Der arme Bormann! Aber es rächt sich, wenn man Düntzers Gedichtserläuterung im Jahre 1872 nicht kennt, obgleich sie schon 1865 erschienen war, es rächt sich noch mehr, wenn man gar diesen Namen totschweigt. Im Übrigen verdient das Epitheton „anspruchsvoll" Bormann weit weniger als andere Ausleger. Endlich ist, was Düntzer gegen Bormanns Deutung vorbringt, ziemlich unwesentlich. Man kann getrost das Gedicht in den Juni zurückdatieren und den Übergang des Verlags an Cotta noch nach der Entstehung des Gedichts ansetzen. Der Hauptsache nach kann die Erläuterung Bormanns aufrecht erhalten werden, auch wenn dem, welcher sich erst selbst in dieser Spezialfrage orientieren müßte, zwei kleine Irrtümer nachgewiesen werden können. Daß man aber das Erscheinen eines Jahrbuches oder Kalenders in das junge Jahr verlegt, ist doch begreiflich, da ein solcher Kalender die neue Jahreszahl trägt. Wenn um der Konkurrenz willen die Schrift im Buchhandel eher zu haben ist oder eher zu haben sein soll, so ist das für diese Frage gleichgiltig. Schließlich ist noch sehr die Frage, ob nicht Bormann zur Erklärung und Würdigung Schillers ebenso viel oder noch mehr Urteil und Geschmack mitbringe, als der, welcher ihn deshalb so scharf zu richten scheint, weil er durch den Nebentitel: „Auch eine Enthüllung eines Schillerdenkmals" sich, den unbeachtet gebliebenen früheren Erläuterer, persönlich angegriffen und beleidigt wähnt.

6. Schriftliche Aufgaben: 1. Deutung der Allegorie. — 2. Die Muse unter dem Bilde einer Jungfrau. (Schilderung.)

Abschied vom Leser.*)

[Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 268.]

1. Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröten im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht;
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

2. Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönren Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

3. Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein munter Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

[Litterarisches: Eckardt, Anleitung, deutsche Musterwerke zu lesen, S. 100. — Rochholz, der deutsche Aufsatz, S. 287. — *Kriebitzsch, deutsche Dichtungen, S. 28. — Neuling, prakt. Schulmann, VIII, S. 593. — Herling II, S. 165. — *Viehoff III, S. 12. — *Kurz III, S. 290. 300. — *Götzinger II, S. 158. — *Düntzer II, S. 367. — *Hartert I, S. 154. — *Hinrichs I, S. 106. — *Bormann, das Mädchen aus der Fremde. 1872. Berlin, Wiegand u. Grieben.]

---

19. Die Teilung der Erde.

[Schillers sämtl. Werke. 1874. Cotta, Stuttgart I, S. 195.]

1.. **Erläuterungen: Str. 1.** Das „ew'ge Lehen" in V. 3 bedeutet nichts anderes, als ein bleibendes Geschenk; denn Lehen ist eigentlich nur das zum Gebrauch unter der Bedingung der Rückgabe oder des Rückfalls Übergebene. Hier sind derartige Bedingungeu durch das Wort „ewig" ausgeschlossen. — Die Wahl des Wortes „Zeus" in dieser parabelähnlichen Dichtung ist durchaus zweckmäßig; man vergleiche, was hierüber in Kleist's „Arist" (Erläuterungen, Bd. II.) gesagt ist. „Von seinen Höhen" kann ebensowohl vom Olymp als vom Himmel selbst verstanden werden.

*) Es war das erste Mal, daß Schiller im Bau von Stanzen (Oktaven) sich versuchte. Stanze ist eine achtzeilige, italienische Strophe, bestehend aus einem sechs Verse umfassenden, in drei Glieder geteilten Auf- und einem aus 2 Versen bestehenden Abgesang. 5 Jamben (mit teilweise überschüssiger Silbe) bilden einen Vers. Reim der reinen Stanze immer a b a b a b c c. Schiller charakterisiert „die achtzeilige Stanze" so:
Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — dreimal
Fliehest du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

Str. 2. „Birschen“ bedeutet das Jagen mit Spürhunden im Walde zum Unterschiede vom Beizen, der Jagd auf Vögel mit Hilfe abgerichteter Falken.

Str. 3. V. 2. „Der Firnewein“ bedeutet eigentlich den vorjährigen und somit abgeklärten Wein; hier ist Firnewein in der Bedeutung des alten Weines zu fassen.

Str. 5. Jovis = Genctiv von Zeus oder Jupiter.

2. **Die Geschichte der Dichtung**: In seiner ersten Gestalt ist dieses Gedicht im Anfange Oktober 1795 gedichtet und unter dem 16. Goethe zur Einsicht mitgeteilt, der dasselbe sehr artig, ja ganz allerliebst, wahr, treffend und tröstlich fand. Schiller schlägt in diesem Gedichte, ähnlich wie im früher besprochenen „Pegasus im Joche“ einen heiteren Ton an. Nachdem es im 11. Stück der Horen, Mitte Dezember, aber anonym erschienen war, fand es allgemeinen Beifall. Später wurde es mehrfach verändert; die Varianten siehe weiter unten.

3. **Gedankengang und Idee der Dichtung**: Zeus übergiebt den Menschen zum bleibenden Eigentume und Gebrauche die ganze Erde unter der einzigen Bedingung, daß sich die Menschen brüderlich in dies Geschenk teilen. Jeder beeilt sich, das für seinen Geschmack Angenehmste auszuwählen. Der Ackermann (wir sagen heute Ackersmann) erwählte sich des Feldes Früchte (d. h. die fruchtreichen Felder), der Adlige den Wald für die Freuden der Jagd (Str. 2), der Kaufmann füllt den Speicher mit allerlei Produkten, der Abt füllt seinen Keller mit edlem Weine, der König führt Brücken- und Straßenzölle ein und beansprucht außerdem den Zehnten aller Einnahmen. (Str. 3.) Als alles verteilt war, kehrt der Poet aus weiter Ferne zurück und überzeugt sich, daß für ihn nichts mehr übrig gelassen ist. (Str. 4.) In dem Wahne, daß nicht seine Schuld, sondern des Zeus Schuld es sei, wenn er unter allen Sterblichen allein der irdischen Freude entbehre, trägt er in tiefem Schmerz seine Klage Zeus vor. (Str. 5.) Allein dieser weist dieselbe zurück, der Poet sei allein an seiner Armut schuld, er habe die rechte Zeit versäumt, doch stimmt Gott die Antwort des Poeten, daß er während der Teilung der Welt bei ihm, bei Gott, mit seinen Gedanken geweilt habe, die höchsten Wahrheiten durchdacht und an himmlischen Gütern seinen Geist erquickt habe, mild (Str. 6 und 7), und da die Erde thatsächlich an Gütern nichts mehr dem Poeten übrig gelassen habe, so ladet er ihn zur Entschädigung in seinen Himmel ein.

So schön und genußreich es auch für den Dichter sein mag, im Reiche der Träume oder der Ideale zeitweilig zu leben, so ist und bleibt er doch ein Kind der Erde und kann der irdischen Bedürfnisse nicht dauernd entbehren, und es treten dann für ihn Zeiten ein, in welchen er seiner Armut, ja der bitteren Not in empfindlicher Weise sich bewußt wird. Und doch giebt es nur einen Rat für ihn, er muß auf irdische

Güter freudig verzichten, und sich mit den geistigen Genüssen begnügen, welche ihn die Schöpfungen seines Geistes bereiten, und über diesen rein geistigen Genüssen die irdischen Bedürfnisse zu vergessen suchen und müssen. Schiller nannte seine Dichtung in jenem Briefe an Goethe eine Schnurre. Dieses Wort soll auf den heitern Ton hinweisen und auf die fröhliche Stimmung, in welcher der Dichter bereits der irdischen Sorgen Meister geworden ist. In Wahrheit erfreut an der Dichtung nicht nur die Heiterkeit des Tones, sondern auch der Tiefe des Gehaltes.

4. Varianten:

Str. 1. V. 1—3:

Da! nimmt sie hin, die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschenkindern zu; nehmt! sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum ew'gen Lehen;

Str. 2. V. 1:

Da griff, was Hände hatte, zu, sich einzurichten.

Später hat Schiller statt „griff“ „lief“ geschrieben.

Str. 3:

Der Kaufmann füllte hurtig sein Gewölb', die Scheune
Der Fermier*), das Faß der Seelenhirt;
Der König sagte: „Jeglichem das Seine,
Und mein ist, was geerntet wird.“

Str. 4. V. 1:

Jetzt spät erschien, nachdem die Teilung längst geschehen,
Auch der Poet.

Später in der ersten Ausgabe steht die heutige Form mit Ausnahme der Worte: „Naht der Poet“, für welche Schiller damals noch schrieb: „Erschien auch der Poet.“

Str. 6. V. 1:

Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet,

Antwortete der Gott (Horen), antwortet ihm der Gott (erste Ausgabe).

Str. 7. V. 1:

Mein Auge hing an deinem Strahlenangesichte.

Str. 8. V. 1:

Was kann ich thun? spricht Zeus — —

5. **Die Form:** In der jetzigen Gestalt zeigt das Gedicht vierzeilige Strophen und zwar in V. 1 und 3 hyperkatalektische, fünffüßige Jamben, in V. 2 akatalektische, in V. 4 um einen Fuß verkürzte, also vierfüßige jambische Verse. Nur in Strophe 8 ist vielleicht unabsichtlich der fünffüßige Jambus stehen geblieben.

[Litteratur: *Götzinger II, S. 68. — *Viehoff III, S. 8. — *Harter, I, S. 151. — *Düntzer, Schillers lyrische Gedichte IV, S. 364.]

*) Der Pachter. Da übrigens der Ackermann schon genannt war, eine nicht passende neue Kategorie.

20. Der Handschuh.

[Schillers sämtl. Werke 1874. Cotta, Stuttgart I. S. 182.]

1. **Geschichtliches**: Der Handschuh entstand kurz nach Beendigung des Tauchers und wurde am 19. Juni 1797 vollendet. Die Quelle war für Schiller eine Anekdote in dem essai sur Paris von St. Foix (Vierte Ausgabe 1766). Dieselbe lautet im Bd. I folgendermaßen: Eines Tags, als Franz I einem Kampfe seiner Löwen zusah, ließ eine Dame ihren Handschuh fallen und sagte zu de Lorges: „Wollt ihr mich glauben machen, daß ihr mich liebt, wie ihr mir alle Tage schwört, so hebt mir den Handschuh auf". De Lorges steigt hinab, hebt den Handschuh aus der Mitte dieser schrecklichen Tiere auf, steigt wieder zurück, wirft ihn der Dame ins Gesicht (le jette au nez de la dame) und wollte sie nachher nie wiedersehen, ungeachtet vieler Anträge und Neckereien von ihrer Seite. Götzinger weist eine ausführliche Rezension dieser Sage, welche St. Foix in die Löwenstraße, neben St. Paul in Paris verlegt hat, bei Brantome: „Leben galanter Damen" (Teil 2, sechste Unterhaltung) nach, wo sie ebenfalls von de Lorges, einem mutigen Hauptmann des Fußvolkes, erzählt wird. „Er geht ohne zu zögern, den Mantel um die Linke, den Degen in der Rechten, herzhaft unter diese Löwen, um den Handschuh aufzuheben. Und das Glück war ihm günstig. Ohne eine Miene zu verziehen, wies er mit schöner Festigkeit die Spitze seines Degens den Löwen, sodaß diese ihn nicht anzugreifen wagten. Nachdem er den Handschuh genommen, kehrte er zu seiner Geliebten zurück und überreichte ihr denselben. Sie und alle Umstehenden priesen ihn deshalb sehr hoch, aber man sagt, Herr von Lorges habe sie verlassen, aus Unwillen darüber, daß sie ihren Scherz auf diese Weise mit ihm und seinem Mute habe treiben wollen. Auch setzt man hinzu, er habe ihr vor Verdruß den Handschuh ins Gesicht geworfen. Lieber hätte er gesehn, daß sie ihm geboten, in ein Bataillon Fußvolk einzubrechen, was er gelernt habe, als einen Kampf mit Bestien zu bestehen, der wenig Rühmliches habe."

Gewisse Proben sind weder schön, noch der Ehre gemäß, und die Personen, welche dieselben machen, sind sehr zu tadeln.

Da König Franz wirklich für Löwengärten und Tierkämpfe eine besondere Liebhaberei hatte, so ist man einigermaßen versucht, in dieser Anekdote den Kern historischer Wahrheit anzunehmen. Allein die Sage ist offenbar spanischen Ursprungs und wird dort auf einen spanischen Ritter, Don Manuel Ponce de Leon zurückgeführt, welcher am Hofe des Königs Ferdinands des Katholischen durch ein Edelfräulein der Königin in die hier geschilderte Lage gebracht wird. Die Novelle ist in dieser Form bei Sansovino (Centonovelle scelte, Tag 10. Nov. 2.) und hier wieder aus Candello (Bd. III, Novelle 39) weitläufig erzählt und kann bei Götzinger am angeführten Orte (S. 37) nachgesehen wer-

den. Ferdinand Wolf veröffentlicht in der Rosa de romanses (Leipzig, Brockhaus 1846) eine Romanze über Don Manuel, welche Liebe in dem neuen Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache (Bd. VII, S. 419) in Übersetzung darbietet. Götzinger teilt folgendes Stück aus derselben mit:

Um zu sehn nun, wer der Kühnste
Aller wäre, ließ die Dame,
Gleichwie durch Unachtsamkeit,
Einen Handschuh niederfallen,
Sagt hierauf, daß der Verlust
Gar sehr schweres Leid ihr mache;
Dann sie noch mit Schmeichelworten
Solcher Weise weiter fragte:
„Welcher Ritter wird es sein,
Der sich zeigt so kühn und tapfer
Und den Handschuh von den Löwen
Bringt mir, den so hoch ich achte?“
Denn ich geb' ihm mein Versprechen,
Sein bin ich an diesem Tage,
Mehr als alle acht' ich ihn,
Lieb ihn mehr als alle andern.
Dieses hört der Manuel,
(Ein gar edler Ritter war er)
Und auch er fühlt sich getroffen
Von der Schmach der andern allen.
Aus der Scheid den Degen ziehend,
Rollt er um den Arm den Mantel
Und trat in den Löwenzwinger,
Scheinend so noch viel erhabner.
Und die Löwen schauen es,
Doch rührt keiner sich von dannen.
Durch die Thür, die ein ihn ließ,
Frei und ungehindert kam er,
Stieg die Trepp' hinauf; den Handschuh
In die Linke hat gefaßt er.
Doch eh' er ihr diesen reichte,
Einen Backenstreich ihr gab er
Und mit Worten voller Mut
Und voll hohen Sinnes sprach er:
„Nehmet! Nehmt, und nimmer wieder
Bringet in Gefahr der Schande
Eines Edelmannes Ehre,
Einen Handschuh zu bewahren.
Und wer glaubt, daß ungeziemend
Sei, was jetzt gethan ich habe,
Tret' hervor nach Ritterweise,
Kämpf mit mir im offnen Kampfe.“

Donna Anna de Mendoza fühlt sich aber in dieser Erzählung gar nicht beleidigt, sondern reicht Don Manuel die Hand, und dieser nimmt sie an.

Baron von Pöllnitz erzählt in seinen Memoiren (Bd. III, S. 216.) ebenfalls die spanische Sage und zwar auch mit erfreulichem Ausgange.

Der noch tiefer in die Kenntnis der spanischen Litteratur eingedrungene Johannes Fastenroth teilt uns im „spanischen Romanzenstrauße“ mit, daß die Sage aus dem 16. Jahrhundert stamme, aber die betreffende Romanze einen Unbekannten zum Verfasser habe, sowie daß die Heldenfamilie Ponce de Leon in der berühmten Universitätskirche von Sevilla ihre Grabstätten besitze und daß diese Romanze auch von Heine schon fast wörtlich in einem Briefe an Steinmann übertragen worden sei. Nach Pöllnitz hat Adolf Stöber in diesem Jahre (1884.) die Romanze in folgender Weise nachgedichtet. (Vgl. Leimbach, Feierabend 1884. S. 94.)

Der Donna Handschuh und Hand.

Von Adolf Stöber.

In Hispaniens Königsschlosse
Wandeln Edelfraun und Ritter;
Drunten tief im Erdgeschosse
Schließt den Löwenhof ein Gitter.

Von den Marmorgallerien
Schaun die Damen auf die Tiere,
Die mit Grimm die Stirn verziehen,
Löw' und Löwin, ihrer viere.

Sieh, da fällt ein Handschuh nieder
Auf die Bestien vom Balkone.
„Ach wer bringt den Schmuck mir wieder?"
Frägt die Dam' in weichem Tone.

„Welcher von den Kavalieren
Wagt's, den Handschuh zu entreißen
Diesen wild ergrimmten Tieren?
Den will ich als Helden preisen."

Donna de Mendoza war es,
Die so umfrug bei den Rittern,
Don de Leon, lockgen Haares,
Wagt es ohne Furcht und Zittern.

Aller Augen vom Altane
Suchen bang den jungen Ritter,
Der da trotzt dem Löwenzahne,
Sieh, da öffnet er das Gitter.

Murrend regen sich die Tiere,
Drohend funkeln ihre Blicke
Auf dem Sprung sind alle viere,
Wie entrinnt er dem Geschicke?

Von den Bestien rings umbrüllet,
Steht er fertig da zum Fechten
In den Mantel fest gehüllet
Und den Degen in der Rechten.

Flugs den Handschuh raffend, lähmt er
Ihre Mordlust, stolz besonnen,
Und mit Geisteskraft bezähmt er
Ihre Wut — und ist entronnen.

Alsbald eilt der junge Degen
Auf die Gallerie zurücke;
Beifall jubelt ihm entgegen,
Und er strahlt von Ruhm und Glücke.

Auch die Donna hochgebrüstet
Will nun ihren Helden grüßen;
Doch de Leon wirft entrüstet
Ihr den Handschuh zu den Füßen.

„Künftig, Donna, wollt verwegen
Nimmer solchen Frevel wagen,
Eines schlechten Handschuhs wegen
Ritter in den Tod zu jagen.

Ungern hab' ich euch beleidigt,
Und Genugthuung zu geben
Dem, der eure Ehr' verteidigt,
Setz' ich ein mein junges Leben."

Nein, so fleht sie angstgehoben,
Nimmer will ich euch gefährden,
Was bedarfs auch neuer Proben
Eures Muts, des altbewährten?

Daß ihr mich zurecht gewiesen,
Dank ich euch, anstatt zu grollen;
Keinen bessern Mann erkiesen
Könnt' ich als den weisheitsvollen.

Ja, der Mann ist ganz der meine,
Der den Mut hat, auch zu rügen.
Das ist Liebe, golden reine,
Die auch züchtigt ohne Trügen.

Don de Leon! Euer, Euer
Bin ich ganz mit Seel und Leibe;
Ist's genehm Euch, Vielgetreuer,
Nun so nehmet mich zum Weibe!

So hat edle Frucht getragen
Seine Saat, mit bestem Hoffen
Schließt den Bund er ohne Zagen
Mit der Braut so kindlich offen.

Gerne hat er ihr vergeben
Auch die leidge Handschuhsache;
Ihre Hand, ihr Herz fürs Leben
Ward ihm so zur süßen Rache.

Fastenraths Bearbeitung lautet dagegen also: (Vergl. Ein spanischer Romanzenstrauß, 1866, Leipzig, S. 112.)

Der Handschuh.

Donna Ana de Mendoza
Wandelt in dem Schwarm von Freiern,
Die sie all ob ihrer Schönheit
Und ob ihres Geistes feiern.

Doch ob jeder seine Gluten
Warm ihr wie die Sonne preise,
Wie ein Stern bleibt sie gefühllos,
Kalt vernimmt sie's, lächelt leise.

Von den Freiern schaut sie plötzlich
In des Löwenzwingers Schrecken,
Wo sich vier gewalt'ge Löwen-
Mähnen majestätisch strecken.

Wie von ungefähr den Handschuh
Läßt sie ihrer Hand entsinken,
Zu den Löwen fällt er nieder,
Und sie spricht mit gnädgem Winken;

Zu dem Schwarm der Kavaliere
Spricht sie da mit Honigstimme:
„Wer von Euch vermag zu bieten
Trotz dem wilden Löwengrimme?

Wer von Euch holt mir den Handschuh
Wieder aus dem Löwenzwinger?
Meine Hand will ich ihm geben
Und mein Herz dem Wiederbringer!"

Mit Sirenenlächeln spricht sie's,
Alle stehn in starrem Bangen,
Einer nur, Don Manuel Ponce,
Ist voll Zorn hinabgegangen.

Öffnet kühn die Löwenpforte,
Zieht das Schwert aus seinem Gurte,
Tritt dann unter die vier Löwen,
Aber ihrer keiner murrte.

Von den Schrecklichen hat ruhig
Er den Handschuh sich genommen,
Und ist wieder dann gegangen,
Ruhig, wie er hergekommen.

Ist die Stufen aufgestiegen
Mit dem Handschuh und im Drange
Giebt der Dame mit dem Handschuh
Einen Streich er auf die Wange.

Dann erst hat er den verlangten
Ihr gereicht und sagt ihr bitter:
„Nehmt, doch kränkt um einen Handschuh
Nie mehr einen span'schen Ritter!

Groß für alle Edelleute,
Donna, war heut eure Kränkung,
Großes gilt mir meine Ehre,
Doch Geringes eure Schenkung.

Wer von Euch mir widerredet,
Ist gefordert zum Tourniere!
Doch die Donna spricht errötend:
„Friede diesem Kavaliere!

Er ist Tapferster der Tapfern,
Ihn nur wollt ich heut erproben —
Don Manuel, an dir die Kühnheit
Muß ich und den Freimut loben.

Du machst mich zum frommen Lämmchen,
Allen Stolz machst du zunichte,
Und zu dir hebt sich mein Auge
Wie zum goldnen Sonnenlichte.

Einen Mann, wie du nur lieben
Kann ich, einen heldentüchtigen,
Und auch du liebst: Nur aus Liebe
Konntest du mich also züchtigen.

Willst du noch mich zur Gemahlin?"
Fragt sie glühend ihn mit Beben,
Und Manuel hat vor den Rittern
Ihr die Heldenhand gegeben.

2. Erläuterungen: Str. 1. V. 1. Das Wort Garten in „Löwengarten" hat die Bedeutung eines ringsum abgeschlossenen Raumes; wir müssen uns diesen Löwengarten in Paris denken. V. 3. König Franz, ein leidenschaftlicher Freund der Tierkämpfe, regierte in Frankreich von 1515—1547. V. 4. Unter den „Großen der Krone" haben wir uns die ersten Würdenträger des Reichs zu denken. V. 5. Etwas schwierig bleibt die Erklärung des Wortes Balkon an dieser Stelle. Am bequemsten erscheint noch die Auslegung, nach welcher die Damen zu beiden Seiten, entweder in gleicher Höhe mit der königlichen Loge oder noch höher als diese, auf altanähnlichen Gerüsten Platz genommen haben.

Str. 2. Der „Zwinger" scheint gerade gegenüber der Loge des Königs gewesen zu sein. Früher verstand man unter Zwinger den Raum zwischen der inneren und äußeren Stadtmauer, dann einen ringsum eingeschlossenen Ort, in welchem Tiere eingesperrt wurden, z. B. Hundezwinger; hier ist offenbar der Behälter gemeint, in welchen die Tiere vor bzw. nach dem Kampfe eingeschlossen wurden.

Das „Gähnen" der Löwen ist nicht ein Zeichen momentaner Langweile, sondern eine bei den Löwen häufig vorkommende und hier doppelt charakteristisch wirkende Unart.

Str. 3. Der Tiger bewegt sich viel rascher als der König der Tiere, aber er wagt doch keinen Angriff auf diesen. V. 27 hieß früher „Und leckt sich die Zunge". Goethe erhob gegen diese Zeile die Einwendung, daß man

doch wohl so sich nicht ausdrücken dürfe, worauf Schiller die Zeile in „Und recket die Zunge“ veränderte.

Str. 4. Die zwei Leoparden, welche aus dem Zwinger der wilden Tiere gleichzeitig durch Öffnen zweier Thüren ins Freie hinausgelassen werden, gehen zum Angriff auf den Tiger über, allein trotz des wütenden Hervorspringens wagen sie doch von dem Augenblicke den Kampf nicht mehr, in welchem der Löwe sich mit gewaltigem Gebrüll aufrichtet. So lagern denn vier „große Katzen“, d. h. vier wilde, dem Katzengeschlecht angehörige, Tiere, jedes an einer anderen Stelle des Löwengartens, alle von gleicher Mordlust erfaßt und doch nicht aufgeregt genug, um den Kampf zu beginnen.

Str. 5. V. 1. Ob von des Altans oder Balkons Rand der Handschuh gefallen oder geworfen ist, ist nicht deutlich ausgesprochen. Trotz des Ausdrucks „fällt“ darf man annehmen, daß die Dame den Handschuh absichtlich habe fallen lassen.

Str. 6. V. 1. De Lorges muß als französischer Name eigentlich de Lorsch gesprochen werden, ist aber hier wohl dreisilbig zu lesen und genau so auszusprechen, wie geschrieben steht.

Str. 7. V. 2. Diesmal ist unter dem „Zwinger“ der Löwengarten selbst zu verstehen, also der eigentliche Kampfplatz. Schiller erwähnt nichts davon, daß der Ritter irgend welche Maßregeln zu seinem Schutze getroffen habe, während die Quellen, die wir oben kennen lernten, derartiges nicht unerwähnt lassen. Trotzdem geht aus dem Worte: „Mit festem Schritte“ deutlich genug hervor, daß der Ritter trotz der Eilfertigkeit, mit der er dem Befehle Kunigundens nachzukommen strebt, seine Besinnung nicht verloren habe. Allerdings ist sein Wagnis viel mehr auf die Keckheit, die Selbstverständlichkeit seiner Bewegungen, als auf irgend welche Waffen zur Verteidigung seines Lebens gestützt.

Str. 8. V. 3. „Und gelassen bringt er den Handschuh zurück“, nicht als ob er ohne jegliche Aufregung über die glücklich bestandene Gefahr habe zurückkehren können, vielmehr gelingt es ihm, seine Aufregung zu verbergen, und obgleich Kunigunde, nachdem ihre Eitelkeit befriedigt und ihr Anbeter durch eine so kühne That in den Augen aller Zuschauer aufs glänzendste sich ihrer Liebe wert gezeigt hat, ihn mit Blicken empfängt, welche ihm die Gewährung aller seiner Wünsche, die Hand und die Liebe des Edelfräuleins verheißen, so leistet er doch auf jeglichen Dank (so hieß der nach dem Ritterspiele den Siegern überreichte Preis) Verzicht und weist die Hand derer, welche um einer Bagatelle willen ihn der Todesgefahr aussetzen konnte, zurück, um ihr nie wieder mit Liebeswerbungen zu nahen.

3. Gedankengang und Würdigung der Dichtung: In die Zeit der Erwartung eines heißen, blutigen Kampfspiels, an welchem ein Löwe, ein Tiger und zwei Leoparden sich beteiligen sollten, fällt unerwartet, durch eine unvorsichtige und im gewissen Sinne leichtfertige Handlung und Äußerung veranlaßt, wie ein Intermezzo, die ritterliche That des de Lorges, welche um der Eigentümlichkeit der Zumutung, des Mutes in der

Ausführung und um des glücklichen Ausgangs willen alles Interesse für sich von dem erwarteten Tierkampfspiele hinweg nimmt. Freilich entspricht der Lohn dieser ritterlichen That nicht. Zwar fehlt es dem Ritter nicht an der Anerkennung aus dem Munde der Zuschauer, auch der höchste Lohn winkt ihm aus den Augen seiner Dame, aber in seinem innern Herzern ist er empört über die Leichtfertigkeit eines Weibes, welches sein Leben in so schmähliche Gefahr bringen konnte oder vielmehr, welches durch ihre Forderung den deutlichsten Beweis lieferte, daß sie der Liebe dessen nicht wert sei, dessen Leben sie offenbarer, vierfacher Todesgefahr auszusetzen fähig war. Charakteristisch aber für die Handlungsweise des Ritters ist, daß er erst nach der That und nachdem er die glänzende Probe seines Mutes abgelegt hat, zu einer thatsächlichen Kritik der Zumutung seiner Dame übergeht. Die Gründe, welche den Ritter zum Wagnis geführt haben, sind, mögen sie nun ihm voll bewußt gewesen sein, ehe er handelte, oder mehr unbewußt als die Konsequenzen seines Charakters ihn bestimmt haben, mannigfaltig. Es galt ihm offenbar, der Kränkung gegenüber, welche er erfahren hatte, in einer seiner würdigen Weise sich Luft zu machen, sodann der Dame zu beweisen, daß ihr Mißtrauen durchaus unbegründet sei, dem Hofe gegenüber und dem großen Kreise der Zuschauer sich keine Blöße zu geben, die spöttischen Worte der Dame durch eine nur zu ernste That zu bedecken und der Dame, welche mit seiner Liebe so leichtfertig gespielt hatte, den tiefen Ernst seiner Neigung und ihr, welche sein Leben so mutwillig preisgegeben hatte, den hohen Wert seiner Liebe zu bekennen und den Verlust der letzteren um so mehr zu Gefühl zu geben.

4. **Die Dichtgattung**: Schiller hat dieses Gedicht eine Erzählung genannt; ob er damit den anekdotenhaften Charakter des Stoffes oder die etwas freiere, metrische Form oder endlich das Fehlen einer tieferen, sittlichen Grundidee hat andeuten wollen, bleibt dahin gestellt. Jedenfalls ist die Erzählung von einer Anschaulichkeit und poetischen Kraft, daß wir sie getrost dem Besten, was Schiller gedichtet hat, zur Seite stellen dürfen. Eine besonders nahe Beziehung hat schon Goethe zwischen dieser Dichtung und dem Taucher hergestellt, allerdings durch die Bezeichnung „Nachstück zum Taucher", welche Schiller in einem Briefe gebraucht hatte, dazu veranlaßt. Daß der Ritter hier die That ausführt, obgleich er keinen Zweck, am wenigsten aber die Erreichung der Hand seiner Dame damit verbunden hat, hat schon Goethe erwähnt und auf den umgekehrten Zweck des Tauchers hingewiesen. Während der Taucher sich in die Todesgefahr begab, um den köstlichen Preis, die Hand der Königstochter, zu erwerben, hat dieser Ritter die Todesgefahr aufgesucht, um auf eine recht drastische Weise den Liebesbund zu zerreißen, auf welchen er zuvor den größten Wert gelegt hatte, während derselbe jetzt keinen Wert mehr für ihn besaß.

Die Schönheit der Schilderung beruht übrigens nicht nur in den

charakteristischen Beiwörtern, sondern auch in dem Wechsel der Zahl der Hebungen in den verschiedensten Strophen. Die Zeilen sind zwar ungleich inbezug auf die Silbenzahl, dagegen ziemlich gleichmäßig inbezug auf die Zahl der Hebungen. So finden wir 3 Hebungen regelmäßig angewandt bis zu dem Erscheinen des Löwen, während das letztere ebenso wie das Hervorspringen des Tigers in einer Reihe von Zeilen mit 2 Hebungen geschildert wird. Das Herbeistürzen der beiden Leoparden schildert Schiller in Versen mit 2, 3 oder 4 Hebungen. Immer aber mindert sich die Zahl der Hebungen, wenn es etwas den Löwen Angehendes zu berichten giebt, und gewöhnlich sinkt dieselbe dann auf zwei herab; erst im letzten Abschnitte finden sich fast durchgehends vier Hebungen angewandt. Daß auch sonst in den Versen durch Wörterwahl in großartiger Weise Wortmalerei anzuwenden gelungen ist, soll nur ausgesprochen, nicht im einzelnen nachgewiesen werden. Dieses Gedicht, welches im Musenalmanach von 1798 zuerst erschien, nachdem es am 19. Juni 1797 vollendet worden war, endigte weniger grob mit den Worten: „Und der Ritter sich tief verneigend spricht: Den Dank, Dame, begehr' ich nicht." Wie aus einem Briefe an Böttiger hervorgeht, hielt Schiller sich für verpflichtet, der Höflichkeit diese Abweichung von seiner Quelle zu konzedieren und zwar veranlaßt durch eine Bemerkung der Frau von Stein. Erst später überzeugte er sich, daß diese empfindliche Strafe des Edelfräuleins die der Situation gemäßeste sei und schrieb wieder wie anfangs: „Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht." Die tiefe Verbeugung, bemerkt Hoffmeister mit Recht, wäre ein Zeichen zu kalten Hohnes, zu gleichgiltiger Verachtung gewesen. Wir dürfen dagegen annehmen, daß der Ritter, wie er zu gerechtem Zorn über die Zumutung der Dame berechtigt war, sein sittliches Pathos in dieser absichtlichen Beschimpfung des Edelfräuleins am passendsten ausgesprochen habe. Körner hielt die Frage, ob die Verbeugung oder die stärkere Beschimpfung vorzuziehen sei, noch in späterer Zeit für strittig und meinte, jene sei die dem Ritter, diese die dem Menschen gemäßere Handlungsweise. Schiller läßt in den drei Dichtungen: „Kampf mit dem Drachen", „Taucher" und „Handschuh" einen Menschen mit einer Naturmacht und zwar einer menschenfeindlichen, absolut gefühllosen, den Kampf aufnehmen und im ersten und letzten Falle den Sieg erringen. Dadurch hat er wenigstens in diesen beiden Dichtungen, ganz abgesehen von der sonstigen Komposition, den eigentlichen Balladencharakter vermieden, und während wir den „Taucher" ohne weiteres den Balladen zuzählen dürfen, können wir die beiden anderen Dichtungen mit gutem Gewissen als Romanzen bezeichnen.

[Litteratur: *Hartert, II, S. 140. — *Viehoff, Schillers Gedichte III*, S. 118. — *Düntzer III, S. 152.]

21. Das verschleierte Bild zu Saïs.

[Schillers sämtl. Werke, Cotta, Stuttgart. 1874. S. 193.]

1. **Erläuterungen:** Saïs ist eine Stadt Unterägyptens, im Nildelta gelegen, in der sich ehemals die Residenz der Könige und ein prächtiger Neïtempel befand. Aus einem Briefe Wilhelm von Humboldts, welcher dieses Gedicht „Heliopolis“ nennt, wird man wohl mit Recht schließen, daß Schiller anfänglich diese Überschrift der Dichtung gegeben habe. Heliopolis, die Sonnenstadt, von den Ägyptern „On“ genannt, liegt ebenfalls in Unterägypten. Dort war der Sitz des ägyptischen Sonnendienstes und zugleich der Verehrung des heiligen Stieres Mnevis. Als nächstliegender Grund für die Änderung der Überschrift dürfen wir wohl die dem Metrum sich mehr anpassende Form [„Saïs“] ansehen.

V. 3. „Geheime Weisheit.“ Ob und welche Art geheimer Priesterweisheit in Ägypten Eingeweihten mitgeteilt worden sei, ist bis heute noch ein ungelöstes Problem, doch wird behauptet, daß die Griechen ihre Geheimkulte (Eleusinischen Mysterien und dergl.) erst von den Ägyptern überkommen hätten.

V. 4. „Schon mancher Grad.“ Der Dichter dachte sich ohne Zweifel die Eingeweihten in Ägypten, ähnlich wie die Mysten in Eleusis und etwa die Freimaurer der Neuzeit, in mehrere Grade gesondert, sodaß des eifrigen Studiums Lohn der Eintritt in den nächst höheren Grad war. Bei den eleusinischen Mysterien unterschied man 2 Grade, zuerst den der Mysten, später den den Epopten oder Schauenden, während der Inhaber und Ausleger der höchsten Weisheit der Hierophant war. (Vgl. V. 6.)

V. 19. Unter „Rotonde“ haben wir uns ein durch Oberlicht erleuchtetes Rundgebäude vorzustellen.

V. 78. „Die Isis,“ die Personifikation des Nillandes, und Osyris, die Personifikation des Nilflusses sind zwei bekannte ägyptische Gottheiten; erstere, das weibliche Prinzip, nennt sich nach Apulejus die Allmutter Natur, die Herrscherin aller Elemente, die Erstgeburt aller Natur und Jahrhunderte, Heiligste der Gottheiten, Königin der Namen, Fürstin der Himmlischen, eingestaltige Erscheinung aller Götter und Göttinnen, deren Wink über Himmel, Meer und Unterwelt gebietet.

2. **Gedankengang**: Ein Jüngling strebte mit unersättlicher Wißbegierde nach Wahrheit und gönnte sich nicht eher Ruhe, bis er nicht sowohl das letzte Stück derselben, sondern die eine, ungeteilte Wahrheit gefunden habe. In einem auch sonst geheimnisvollen Gebäude schaut er ein verschleiertes, riesengroßes Bild und fragt den Hierophanten, was für ein Bild der Schleier verhülle, worauf dieser ihm sagt, daß es die Wahrheit sei. Dem Jüngling, dem es ja nur um diese Wahrheit zu thun ist, ist nichts verwunderlicher, als daß dieselbe dem nach ihr Strebenden verhüllt werde. Die Antwort des Meisters klingt seinen Ohren noch wunderlicher. Die Gottheit selbst hat bestimmt, daß niemand diesen Schleier rücke, bis sie selbst ihn heben werde, und wer sich doch erkühnt,

mit schuldiger, ungeweihter Hand den heiligen, verbotnen Schleier wegzunehmen, der werde auch die Wahrheit schauen. Der Jüngling staunt ob der Seltsamkeit dieses Orakels, noch mehr aber, als er erfährt, daß der Hierophant den Schleier nie zu lüften gewagt und nie die Versuchung dazu in sich gespürt habe.

Von ihrem Anblicke trenne den Sterblichen nicht nur der dünne Schleier, wie der Jüngling wähne, sondern ein Gesetz, und die Übertretung dieses Gesetzes müsse wie ein Zentner das Gewissen des Übertreters beschweren. Der Jüngling beruhigt sich durch diese Weisung nicht, der Wissensdurst läßt ihm keine Ruhe, der Schlaf flieht sein Lager, und endlich rafft er sich um Mitternacht auf, um den Weg in die Rotunde zu nehmen. Es gelingt ihm die Mauer zu ersteigen und in die Rotunde hinabzuspringen. Hier kämpft er zunächst mit den grauenerregenden Eindrücken, die der einsame, von fahlem Mondlicht magisch erhellte Raum in ihm weckt, dann aber tritt er näher an das Bild heran, dessen Gestalt der Schleier verhüllt und andererseits als die einer furchtbar drohenden Gottheit zu enthüllen scheint. Noch einmal schreckt ihn des Gewissens Stimme von der verwegenen That zurück, und schließlich ruft er in die Totenstille des Raumes: „Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf. Ich will sie schauen.“ Spottend ruft dem sündigen Erdensohne das Echo der Wände nach: „Schauen,*) und er thut das Verbotne. Was er geschaut, davon wird uns nichts mitgeteilt, aber daß der Jüngling bewußtlos am anderen Morgen am Fußgestell der Isis ausgestreckt gefunden, und daß Zeit seines Lebens die Heiterkeit der Seele ihm genommen sei, und ein tiefer Gram seinen Tod beschleunigt habe, das wird erzählt und zugleich das warnende Wort, aus dem Munde des todunglücklichen, innerlich gebrochenen Mannes doppelt ergreifend: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld, sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“

3. Der Grundgedanke: Etwas Rätselhaftes bleibt in dieser Dichtung, und es ist nicht zufällig, daß auch die Ausleger in gewissem Sinne vor dem Gedicht wie vor einem verschleierten Bilde stehen und jeder, welcher den Schleier gehoben zu haben glaubt, von den anderen sich belehren lassen muß, daß er wenigstens die Wahrheit nicht recht gesehen.

Karl Grün meint in dem Jünglinge ein Bild des Dichters, d. h. Schillers selbst zu sehen, welcher seinen eigentlichen Beruf als Dichter

---

*) Hierzu bemerkt Götzinger: Da die Wahrheit, das Beste der Dinge, ebensowenig mit dem Auge geschaut werden, als mit dem Verstande begriffen werden kann, so versuchte der Jüngling etwas Unmögliches; denn er konnte doch nur sehen was sichtbar ist. Deshalb spottet das Echo seines Ausrufes. Nach meiner Auffassung liegt nicht der Spott darin, daß der Jüngling etwas Unmögliches erstrebt, sondern vielmehr, wie ich weiter unten zu zeigen versuchen werde, darin, daß er Schauen und Besitzen für identisch hält. Die große Täuschung, deren jener sich dabei schuldig macht, läßt der Dichter dadurch ahnen, daß er aus dem Rufe des Echos den Ton des Spottes heraushört und gewissermaßen diese Empfindung anderen mitteilt.

in unschuldvoller Unmittelbarkeit, aber nicht im vorwitzigen Schauen die Wahrheit zu erkennen, überschritten und durch seine Hingabe an die Kantische Philosophie sich gegen seinen wahren Dichterberuf versündigt habe und durch die Lähmung seines dichterischen Genius bestraft worden sei. Hoffmeister sieht seinerseits in dem Bilde die Schranken veranschaulicht, welche unserer Wißbegierde durch das Sittengesetz gezogen seien, und ähnlich sagt Hinrichs, die Schuld des Jünglings bestehe darin, daß er eigenmächtig sich die Wahrheit nehmen wolle, welche sich nur freiwillig geben will. — So verliere er in dem Augenblicke die Wahrheit, das höchste Gut und das Ziel seines Strebens, wo er sie finde. Düntzer sagt, der Mensch dürfe die von der Gottheit ihm gesetzten Schranken der Erkenntnis nicht verrücken, nicht gewaltsam die ihm gewehrte Erkenntnis der Gottheit sich zu verschaffen suchen, sondern müsse ruhig abwarten, bis diese selbst ihm offenbare, was sie auf Erden zu sehen ihm verwehrt habe. Götzinger sagt: Das Gedicht will uns nicht lehren, daß der Mensch die Wahrheit nicht finden könne, ein Gedanke, den Schiller sonst häufig ausspricht, z. B. in dem „Künstler“, oder in den „Worten des Wahnes“:

> Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
> Wir können nur raten und meinen,

auch nicht, daß der Besitz der Wahrheit ihn unglücklich machen müsse, wie etwa die Kassandra (Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod), sondern die Worte: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld“ sprächen den Sinn des Ganzen aus. Freilich betont Götzinger in diesem Satze nicht nur das Wort „Schuld“, sondern sondern auch das Wort „gehen“. Die landläufige Auffassung, daß dieser Satz besage: „Weh dem, welcher zu der Wahrheit durch Schuld gelangt“, sei unrichtig, das Gehen deute nicht auf das Erreichen des Zieles hin, sondern nur auf den Weg, um zu jenem Ziele zu gelangen, und der wahre Sinn der Worte sei: „Weh dem, der durch Schuld zur Wahrheit zu gelangen sucht.“ Während sich im wesentlichen Viehoff der Auslegung Götzingers anschließt, spricht Hartert, welcher die Auslegung des Wortes „gehen“, wie sie Götzinger gegeben, für zu gesucht hält, sich etwa so aus: Der Mensch soll im Bewußtsein der Schranken, die ihm, als endlichem Wesen, gesetzt sind, warten, bis die Gottheit ihm die volle Wahrheit enthüllt, und sich nicht aus Unzufriedenheit über die ihm gesteckten Grenzen des Wissens dadurch gegen Gott versündigen, daß er sich leichtsinnig über alle Überlieferung und die Anschauung seiner Zeitgenossen zu seinem eigenen Unheile hinwegsetzt. Dabei kann es denn geschehen, daß der Mensch trotz der Verletzung aller Pietät eine Stufe der verstandesmäßigen Erkenntnis weiter kommt, aber was er dadurch gewinnt, kann ihm nur schaden; denn das Wissen allein macht den Menschen nicht aus. So wurden auch dem ersten Menschenpaare durch den Genuß von dem verbot'nen Baume der Erkenntnis die Augen zwar

aufgethan, wie die Schlange dem Weibe verheißen hatte (vgl. 1. Mos. 3, 7 ff.), aber sie wurden dadurch nur gewahr, daß sie nackend waren. Richtig ist ohne Frage an der Harterschen Auslegung, und darin gebe ich ihm entschieden im Gegensatz zu Götzinger Recht, daß die Wahrheit nicht vergeblich gesucht, sondern im gewissen Sinne aufgefunden wird; nur so bekommen die Worte: „Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein" die rechte Bedeutung und eine volle Kraft. Auch der Hinweis auf die Täuschung der Eva durch die Schlange ist nicht ungeschickt. Der Ton liegt übrigens meines Erachtens nicht sowohl auf dem Gehen zur Wahrheit, als einer unvollendet bleibenden Handlung, als vielmehr auf dem Sehen derselben. Der Jüngling sieht, wie der Priester vorausgesagt hatte, die Wahrheit, aber weil er durch Schuld zu diesem Anblicke gelangt ist, so gelangt er nicht zugleich zum Besitze, zum Genusse der Wahrheit; der Augenblick, der ihm die Wahrheit zeigte, entzog sie ihm. — Es giebt eine Erkenntnis des Guten; wer aber durch Schuld zu derselben gelangt, findet, daß sie nicht mehr ein Schatz, ein Glück für die Seele ist, sondern das größte Unglück, der Vernichter des Seelenfriedens. Charakteristisch ist ohne Frage, daß dieser Jüngling sich nicht von einer edlen, sondern von einer von Anfang an durch die sittlichen Vorschriften nicht geleiteten Wißbegier treiben und ziehen läßt; es fehlt ihm bei allem Streben nach Wahrheit jeglicher sittliche Ernst, und die Ungeduld, welche er dem Hierophanten so oft an den Tag legt, ist zugleich ein deutliches Zeugnis für die Ungenügsamkeit und Unbefriedigtheit an dem, bzw. durch den bisher gewonnenen Wahrheitsbesitz. Der nackte Wissensdurst gewährt auf keiner Stufe Befriedigung, und am allerwenigsten auf der letzten, höchsten, weil er endlich auch dann als ein verkehrter Weg, ja als ein schwerer Frevel erscheinen muß, wenn er das dem Menschen bei redlichem Suchen und Arbeiten mögliche, allmähliche, stückweise Erkennen durch eigenmächtiges Ansichreißen der vollen Wahrheit abzukürzen und überflüssig zu machen sucht. Insofern bleibt es auch nur ein Versuch, und das gesamte Streben nach dem Besitze endigt mit einem schauerlichen Ausgestoßensein aus der Reihe derer, welchen sich die Wahrheit freiwillig zu geben verheißen hat, aber nicht hingiebt, falls sie hierzu gezwungen werden soll. Gott, die höchste Wahrheit, läßt sich nur so weit erkennen, als er es erlaubt, und nur auf dem Wege, den er selbst gezeigt, anderenfalls endigt alles menschliche Streben mit dem vollsten Zusammenbruch der Seele, deren äußeres Abbild die Bewußtlosigkeit des Jünglings am Fuße der Isis, das frühe Siechtum und Ende dieses unglücklichen Forschers ist.

4. **Geschichtliches**:

a) Die Quelle der Dichtung hat Götzinger in Plutarchs Schrift über Isis und Osyris vermutet, in der sich folgende Worte finden: Das Heiligtum der Minerva zu Saïs, welche von einigen für die Isis gehalten wird, hat folgende Inschrift: „Ich bin das All, das gewesen

ist, das ist und das da sein wird, noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt." Voxberger bezeichnete aber als Schillers Quelle ein anderes Werk, „die ältesten hebräischen Mysterien" von Br. Decius (Professor Reinhold), deren er in seinem Aufsatze „die Sendung Mosis" gedenkt (1790). — Hier heißt es: Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist; und auf einer Pyramide zu Saïs fand man die uralte, merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird, kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben;" und weiterhin im Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Ursprunge nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit sein sollte . . . Diese Lade herumzutragen war das Vorrecht der Priester oder einer eigenen Klasse von Dienern des Heiligtums, die man deshalb auch „Kistophoren" nannt. Keinem, als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder auch nur zu berühren. — Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei. Am Schlusse des Aufsatzes bezeichnete Schiller die obengenannte Schrift von Br. Decius als eine, von einem berühmten und verdienstvollen Schriftsteller verfaßten, „aus welcher er verschiedene, hier zu Grunde gelegte Ideen und Daten gewonnen habe." Voxberger hat denn auch in der Schrift von Reinhold diese Data entdeckt; der Verwegene, der den Kasten öffnete, war nach Pausanias (Antig. I, 8. Kap. 12.) ein gewisser Euripilus, welcher durch den Anblick des im Kasten eingeschlossenen Bacchusbildes den Verstand verlor. Hiernach bleibt wohl kein Zweifel übrig, aus welchen Elementen Schiller seine Dichtung zusammengesetzt hat (Vergl. Viehoff am angeführten Orte). Daß die Inschriften in keiner Weise ägyptischen Charakter verraten, hebt Düntzer hervor, welcher auf Seite 355 mitteilt, daß der obenerwähnte Euripilus von seiner Krankheit später in der achäischen Stadt Paträ geheilt worden sei. —

b) Schiller hat im Jahre 1795 dieses Gedicht verfaßt und fand am 31. August jenes Jahres Humboldts volle Anerkennung, der in dem betreffenden Briefe einer ungünstigen Beurteilung durch Herder Erwähnung thut und an der Dichtung selbst sowohl die Wahrheit, als eine große und wichtige, als auch die Form als eine sehr poetische rühmt und nur das an dem Gedichte vermißt, daß ihm der Schmuck des Reimes fehle. Am 7. September jenes Jahres war, wie aus einem Briefe Schillers an Humboldt hervorgeht, das Gedicht mit der jetzigen Überschrift bereits an den Verleger der Horen abgesandt. Im neunten Stücke der Horen gelangte es zum Abdruck. Viehoff hält gerade bei dieser Art der erzählenden Poesie die Anwendung des reimlosen Blancverses für einen durchaus glücklichen Griff und hebt außerdem die Schönheit der

Sprache, den Wohllaut der Verse, den häufigen Wechsel der Cäsuren hervor.

5 **Zur Vergleichung:** Siehe: „Der Spiegel oder das Bild zu Saïs" von Justus Schumann (Gedichte 1884. Goslar, Koch.):

Im Tempel weilest Du, dem altersgrauen,
Von Wissensdrang Dich selbst zu schau'n geleitet
Vor Dir ein Spiegel, groß und klar bereitet,
Geschickt, mit reinstem Glanz Dich zu erbauen.

Du siehst hinein — er will Dirs nicht vertrauen,
So viel Dein Blick auch hin und wieder gleitet,
Denn um Dich her ist Dämmrung ausgebreitet,
Daß Du Dein eignes Bild nicht kannst erschauen.

Und wie Du noch vergebens Dich beflissen
Tritt hinter Dich, von Klarheit hell umlichtet,
Der Geist des Herrn zum Helfer Dir gesendet.

Nun strahlt im Glanz, der erst Dein Aug geblendet,
Des Spiegels Bild zu Dir aus Finsternissen:
Du siehst dich selbst — und starrst und stehst vernichtet!

[Litteratur: *Düntzer, Schillers lyr. Gedichte. IV, S. 354. — *Hartert II, S. 73. — Götzinger II, S. 79. — Viehoff III. S. 6.]

---

22. Deutsche Treue.

[Schillers sämtl. Werke in 12 Bdn. I, S. 386. Stuttgart, Cotta. 1838.]

1. **Form:** Das Distichon. Vgl. darüber II³, S. 246. (Göthe: Karl August von Weimar.)

2. **Gattung:** Über das Epigramm vgl. II³, S. 245.

3. Die **historische Grundlage** und der **Inhalt** des Gedichtes:

Am 19. Okt. 1315 war die Kaiserwahl in Frankfurt. Es sollte dem i. Jahre 1313 gestorbenen Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg*) ein Nachfolger gesetzt werden. Die Parteien konnten sich nicht einigen; so wählte die eine in Frankfurt den Herzog Ludwig von Oberbayern, die andere in der Vorstadt Sachsenhausen den Sohn Albrechts von Habsburg, Enkel des berühmten Rudolf, nämlich Herzog Friedrich den Schönen von Östreich. Jeder nahm die Wahl an, jeder erwirkte seine Krönung durch einen Erzbischof, jeder suchte sein Recht und seine allseitige Anerkennung mit dem Schwerte zu erringen. Acht Jahre wogte ein blutiger

---

*) In der ersten Ausgabe des Gedichtes 1795 war Luxemburg gedacht mit folgendem Distichon (dort das zweite in dem Gedichte):

Jenen schützte Luxemburgs Macht und die Mehrheit der Wähler,
Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst.

Kampf, der beider Erblande und andere schöne Gauen des Vaterlandes verwüstete, herüber und hinüber. (Str. 1.)

Endlich i. Jahre 1322 am 28. September entschied die Schlacht („bei Mühldorff") unweit des Dorfes Ampfing zu Gunsten Ludwigs von Baiern, da dessen schwaches, von Geld und Nahrung fast entblößtes Heer durch das Verdienst Siegfried Schweppermanns und eine List des Burggrafen Friedrich von Nürnberg nicht nur den Sieg und unermeßliche Beute gewann, sondern auch nach tapferster Gegenwehr Friedrich der Schöne selbst von dem baierischen Anführer Albert Rindsmaul gefangen genommen wurde. Der Austrier (d. h. Östreicher) war in des Feindes Gewalt, wurde aber von Ludwig freundlich begrüßt („Vetter, wir sehen euch gern, sehr gern") und dann nach Schloß Dornburg, später in die Burg Trausnitz (unweit Amberg) gebracht und dort verwahrt. (Str. 2.)

Leopold von Östreich aber, des Gefangenen Bruder, „die Blume der Ritterschaft", setzte den Kampf im Interesse Friedrichs fort und besiegte den Kaiser Ludwig bei Burgau in Baiern. Außerdem lastete der Bann des Papstes Johann XXII. auf Ludwig, während die Feinde von dem Papste begünstigt und unterstützt wurden. Da suchte denn Ludwig mit seinem Gegner zur Ruhe zu kommen. Diesen zu befreien, war von Leopold alles vorbereitet gewesen; ein Kerkerknecht hatte sich bestechen lassen und wollte Friedrich befreien; dieser aber wollte nicht heimlich fliehen. Da kam Ludwig selbst zu Friedrich, versprach ihm Befreiung und Versöhnung, wenn Friedrich auf die Krone Verzicht leiste und wider den Papst („gegen die Freunde") seinen Beistand zusage. Friedrich, des Lebens in der Gefangenschaft müde, unterschrieb das Verlangte, ward in Freiheit gesetzt und ging nach Wien. (Str. 3.)

Leopold, so sehr er sich über des Bruders Befreiung freute, wollte jedoch von solchem Vertrage nichts hören und erwirkte es, daß der Papst diesen Vertrag als erzwungen für ungültig erklärte und Friedrich seines ritterlichen Versprechens entband. Aber obgleich Leopold ihn bat, zu bleiben, obgleich die Gattin Friedrichs, die edle Elisabeth, sich schon blind um ihren Gatten geweint hatte, obgleich der Papst ihn von Versprechen und Gehorsam gelöst hatte, — Friedrich kehrte, seines Ritterworts gedenkend, das ihm mehr als das päpstliche Wort galt, in des Gegners Gewalt zurück und stellte sich auf's neue als Gefangenen Ludwigs.*) (Str. 4. 5.)

Dieser seltene Beweis von Treue überwältigte Ludwig. Er fiel Friedrich um den Hals und ließ ihn nun nicht mehr von sich. Sie aßen

*) „Da Friedrich sah, daß er nicht Wort halten konnte, stellte er sich von selbst zu München ein und warf sich seinem Gegner in die Arme, der, durch diese Großmut gerührt, nun mit Friedrichen als seinem besten Freund umging, mit ihm an einer Tafel speisete und in einem Bette schlief, ja sogar, da er seinem bedrängten Sohn nach Brandenburg zu Hilfe ziehen mußte, ihm die Statthalterschaft von Baiern auftrug." (Schmidt, Gesch. d. Deutschen III, 536.)

fortan an einem Tische und schliefen in einem Bette, wie zwei leibliche Brüder. Leopold aber setzte den Kampf gegen Ludwig fort. (Str. 4. 5.)

Am 5. Sept. 1326 schlossen sie einen neuen Vertrag, sie wollten auch die Herrschaft mit einander teilen, beide den Kaisertitel führen, sich Bruder nennen, täglich bei Unterzeichnung von Urkunden u. s. w.*) den Vorrang wechseln lassen. Schon vorher hatte Ludwig dem Friedrich die Statthalterschaft über Baiern vorübergehend übertragen, als ersterer in den Krieg außer Landes ziehen mußte. (Str. 6.)

„Der in deutschen Sitten unerfahrene Papst" (oder, wie er auch wohl nach dem alten heidnischen Oberpriester zu Rom, dem Pontifex maximus, genannt wurde, Pontifex) „Johann, dem dieser Überrest altdeutscher Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb hierüber an den König [Karl] von Frankreich, diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland selbst durch ein Schreiben gemeldet worden." (J. M. Schmidt's Geschichte der Deutschen III., 356**) (Str. 7.)

4. **Grundgedanke** (welcher als Pointe am Schluß ausgesprochen ist): Die selbstverleugnende Treue, welche ein echter Deutscher zu beweisen fähig ist, überrascht alle Ausländer, sogar das Haupt der katholischen Kirche. Namentlich sollte in dieser deutschen Treue die italienische Hinterlist sich spiegeln.

5. **Entstehung des Gedichtes:** Wahrscheinlich entstand das Gedicht im Anfange des Sept. 1795. Körner erwähnt dasselbe in einem Briefe an Schiller vom 14. Sept. In den Horen (Stück 9) erschien es zuerst.

6. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Ludwig und Friedrich. Darstellung der Zeit ihres Streites und ihrer Freundschaft. — 2. Vergleichung der zwei Fürsten Ludwig und Friedrich mit den beiden Freunden Damon und Phintias (Vgl. die Bürgschaft von Schiller). — 3. Deutsche Treue und Harmosan. (Vgl. Platens Gedicht: Harmosan im Bde. 3.) Eine Vergleichung. — 4. Deutsche und römische Freundschaft. (Vgl. das folgende Gedicht.)

König Perses.***)

(Von Otto Friedrich Gruppe.)

[Geb. zu Danzig 15. April 1804, gestorben zu Berlin 7. Jan. 1876.]

1. Rom hat den Sieg davongetragen,
Ämilius Paulus hat gesiegt,
Doch Macedonien ist geschlagen,
Und König Perses unterliegt.

2. Den König bringen sie gefangen,
Und des Gefangnen Los ist schwer.
Er läßt den Blick am Boden hangen,
Er war einst König, jetzt nicht mehr.

---

*) Die deutschen Fürsten nahmen diesen Vertrag nicht an, doch lebten beide Freunde innigst verbunden, thatsächlich zusammenregierend bis 1330, in welchem Jahre Friedrich starb.

**) Eben durch diese Notiz in Schmidt's Werk ist Schiller zu dem Gedichte, das durch seine Kontraste das Merkwürdige und für einen Italiener Unbegreifliche deutscher Treue so schön darstellt, veranlaßt worden.

***) Perseus, der letzte König Macedoniens, regierte seit 179 v. Chr. Sein Römerhaß suchte den Krieg mit Rom und fand ihn. Anfangs siegte Perseus wiederholt über

3. Da quillt dem Sieger selbst die Zähre,
In seiner Brust ist tiefer Schmerz,
Er nimmt den König auf mit Ehre,
Er schließt ihn näher an sein Herz.

4. Verloren hat er Reich und Krone,
Jedoch gewonnen einen Freund:
O muß ein König erst vom Throne,
Um zu gewinnen einen Freund!

5. Sie teilten alles, und sie lagen
Auf Einem Polster bei dem Mahl,
Sie fuhren beid in einem Wagen,
Nur einmal nicht, ein einzig Mal:

6. Der Consul zieht mit weißen Rossen,
Im Lorbeerkranz, siegprangend, ein:
Der König folgt zu Fuß, geschlossen,
In schweren Ketten, hinterdrein.

[Litteratur: *Hartert, II, S. 140. — *Viehoff, Schillers Gedichte III[5]. S. 118. — *Düntzer III, S. 152.]

---

23. Die Johanniter. 1795.

[Ausgabe in vier Bdn. I. Bd. S. 224.]

Auch dieses Epigramm ist ein Abfall der obenerwähnten, geschichtlichen Studien über den Malteserritterorden; ja man kann dasselbe als eine poetische Bearbeitung einer Stelle aus des Dichters Vorrede zu Vertots Werk (S. Erl. IV[3], S. 118) ansehen, welche folgenden Wortlaut hat:

„Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschar heimkehrt und, anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren, mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht; wenn diese Löwen im Gefecht hier am Krankenbett eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagen-

römische Feldherrn, nutzte aber seine Erfolge nicht aus, verdarb vielmehr alles wieder durch seinen Geiz gegenüber den eigenen Söldnern. Ämilius Paulus erhielt jetzt (168) den Oberbefehl, ein Sohn des bei Cannä gefallenen Consuls gleichen Namens, und beendete den Krieg in 16 Tagen. Er siegte in der Schlacht bei Pydna am 22. Juni; eine Mondfinsternis ließ er am Tage vorher den römischen Soldaten vorausfündigen, um sie zu beruhigen, die Macedonier sahen dagegen in dieser Verfinsterung ein Vorzeichen des Unterganges ihres Reiches Die Schlacht dauerte nur eine Stunde, dann war das macedonische Heer, dessen Phalanx zersprengt worden war, auf voller Flucht. Der geizige Perseus floh mit seinen Schätzen nach der Insel Samothrake, wo er sich jedoch den Römern ergeben mußte. Seine Gefangenschaft ertrug er nicht würdig. Paulus tadelte sogar das unmännliche Benehmen seines besiegten Gegners; er behandelte ihn zwar mit Achtung, aber doch nicht mit der Herzlichkeit, welche Gruppe annimmt. Perseus starb nach zwei Jahren im Kerker zu Alba, nachdem des Ämilius Fürsprache noch die Strenge der Gefangenschaft zu mildern gewußt hatte. Sein Sohn Alexander wurde ein geschickter Schreiber und Drechsler. —

den Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht, und sich keinem der verächtlichsten Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören: wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren?

So bedarf das Epigramm nur weniger Worte der Erläuterung: Akkon (im Mittelalter Ptolemais, von den Franzosen St. Jean d'Acre genannt) konnte von den Johannitern bis 1291, nachdem Jerusalem an die Ungläubigen verloren war, gehalten werden; Rhodus war Sitz des Ordens bis zum Jahre 1522, wo es an den türkischen Sultan Soliman verloren ging. — V. 4 werden die Johanniter dem Cherubim verglichen, welchen Gott nach 1. Mos. 3, 24 vor dem Garten Eden mit bloßem, hauendem Schwerte wachen und den Eingang ins Paradies verwehren ließ. So sind die Ritter Wächter und Beschirmer des heil. Grabes. — V. 6. „Söhne des edelsten Stammes“ = der angesehensten, altadligen Familien.*)

Zwei Tugenden sind es, welche sich sonst so selten, hier aber so vollständig vereint finden: Demut und Kraft. Das Überraschende dieser Vereinigung wird am Schlusse des Epigramms ausgesprochen, bildet somit die Spitze (Pointe) des Gedichtes. Während Schillers Kampf mit dem Drachen diese beiden Tugenden nicht in ihrer harmonischen Vereinigung, sondern im Kampfe miteinander darstellt, dessen Ende der Sieg der Demut über den Eigenwillen und dessen Kraft ist, haben wir hier keinen Kampf, sondern nur Friede — Harmonie. Aber der Gegensatz ist großartig und überraschend, die Steigerung, daß man die Wärterschürze schöner findet, als die ritterliche Rüstung, nur angemessen, und der Zusammenschluß, welcher nur in der Religion der Christen, der Kreuzesreligion sich findet, eine Anerkennung der hohen, einzigartigen Stellung der christlichen Religion über den anderen.

[Litterarisches: *Hoffmeister, III, S. 338; IV, S. 75 f.; V. S. 415. — *Viehoff, III, S. 116. ff. — *Hartert, II, S. 140. — *Düntzer III, S. 139. — *Götzinger II, S. 133, — *Hinrichs I, S. 162.]

---

24. Odysseus.**) (1795.)

[Schillers Gedichte in 3 Bd. I. S. 223.]

1. Erläuterungen.. V. 2. „Der Scylla Gebell“. Die Scylla (vgl. oben Erl. zu Schillers Taucher) kennt schon Homer, und ihm entlehnte Schiller den Ausdruck der bellenden Scylla, vgl. Homers Odyss. XII, V. 85:

---

*) Die Deutschen mußten z. B. 16 Ahnen nachweisen, also bis ins 4. aufwärts reichende Glied nur adlige Vorfahren haben.

**) Dies und die folgenden 4 Gedichte gehören der epigrammatischen Dichtungsart an, wie auch die beiden vorausgehenden.

> Drinnen im Fels wohnt Scylla, das fürchterlich bellende Scheusal,
> Deren Stimme so hell, wie des neugeborenen Hundes,
> Hertönt; aber sie selbst ein entsetzliches Graun, daß schwerlich
> Einer sich freut, sie zu sehn, und ob auch ein Gott ihr begegnet.

Unweit der Scylla war die Charybdis:

> Dreimal strudelt sie täglich hervor und schlurfet auch dreimal
> Fürchterlich.

V. 3. „Die Schrecken des feindlichen Meers". Neptun, der Gott des Meeres, war dem Odysseus feindlich gesinnt, weil dieser den Sohn jenes, den Riesen Polyphem, geblendet hatte. (Vgl. Od. I, 20.) Aber auch das Land brachte dem ebenso gewandten als tapferen Griechenfürsten vielerlei Gefahren und Verluste, so eine Niederlage seines Heeres im Kikonenland (Od. IX, 40 ff.) und im Lande der Lästrygonen den Verlust von 11 Schiffen (Od. X, 80), der Leiden im Lande der Cyklopen nicht zu gedenken.

V. 4. In Aïdes Reich (Im Musenalmanach 1796 findet sich noch die falsche Betonung des Wortes als eines Daktylus: „Selbst in des Aides Reich"), d. h. in dem Totenreiche war Odysseus besuchsweise nach Odyss. XI.

V. 5. 6. Es waren die Phäaken, welche den ganz einsam gewordenen Odysseus ehrenvoll aufnahmen und, nachdem sie ihn reich beschenkt haben, auch noch seiner Bitte willfahren und ihm das Geleit in das ungeduldig ersehnte Ithaka geben. Aber Odysseus ist im Schiffe eingeschlafen und wacht auch nicht auf, als die Phäaken den vielgeprüften Odysseus ans Land trugen, auf den Sand legten und, nachdem sie die Geschenke neben ihn gelegt hatten, heimwärts eilten. Vgl. Odyss. XIII, V. 187 ff.

> Da erwacht der Held Odysseus,
> Schlummernd im Vatergefild'; und nicht erkannt' er die Heimat,
> Schon so lang ihr entfernt.
> Auf nun fuhr er, und stand und schaute sein Vatergefild' an;
> Laut dann jammert er auf und rief wehklagend den Ausruf:
> Weh mir, in welches Gebiet der Sterblichen jetzo gelang ich?"

Der arme Dulder wähnt, daß die Phäaken treulos an ihm gehandelt und ihn auf einer unbekannten Insel ausgesetzt hätten; in Wahrheit aber hatte Athene, des Odysseus Gönnerin, die Heimat in Nebel gehüllt, damit Odysseus nicht eher erkannt werde, bis er den Frevel der Freier gerächt hätte.

„Er erkennt jammernd sein Vaterland nicht", d. h. er jammert, weil er sein Vaterland als solches nicht erkennt.

2. **Der Grundgedanke,** den schon Humboldt (11. Sept. 1795) „groß und tief" gefunden, aber nicht ausgesprochen hatte, wird von Viehoff in folgender Weise entwickelt: „Odysseus, der unter tausend Gefahren Meere und Länder durchkreuzt, um die Heimat zu finden, und selbst in den Hades hinabsteigt, und zuletzt, als er schlafend an der heimischen Küste gelandet ist, jammernd sein Vaterland nicht erkennt, ist ein Bild des Menschen, der aus allen Kräften nach beglückenden Verhältnissen ringt, und, wenn ihm endlich nach langjährigem Ringen ein günstiges Geschick ohne sein Zuthun, wie im Schlafe, das erstrebte Glück gewährt, die

inneren Bedingungen eingebüßt hat, dieses Glückes froh zu werden, ja sogar die Fähigkeit, es als das angestrebte zu erkennen. Selbst ein anderer geworden, sieht er das Erreichte in anderem Lichte, als es ehedem seiner Phantasie erschienen, und fühlt sich nicht dadurch beglückt." Aber der Ton liegt meines Erachtens doch darauf, daß Odysseus das Ziel seiner Sehnsucht nie erreicht, so lange er es mit eigener Kraft erstrebt; er irrt und duldet, so lange er sucht, und findet das Vaterland endlich, selbst schlafend, so ganz ohne sein Zuthun, so ganz aus freier Huld, daß er die Heimatinsel anfangs nicht einmal erkennt, ich will nicht sagen, weil sie sich wesentlich verändert, als weil er sie noch nicht so nahe geglaubt, weil er das Ziel seiner Irrfahrt noch nicht erwartet hat.

[Litteratur: *Hinrichs, a. a. O. S. 152. — *Viehoff III, S. 115. — *Hartert II, S. 138.]

---

25. Der Kaufmann. (1795.)

[Schillers sämtl. Werke a. a. O. I, S. 223.]

1. **Erläuterungen**: V. 1. „Sidonische Männer", d. h. Phönizier (Sidon war die alte Hauptstadt Phöniziens) unternahmen im Altertum ihre weiten Handelsreisen, auf welchem sie bis an die Scillyinseln oder auch nach Britannien (wo das Zinn geholt wurde) und sogar bis an die Ostseeküste (wo Bernstein gewonnen wird) vorgedrungen sein sollen. Beide Länder gehören dem „frierenden Nord" an, wenngleich dieses Attribut nur vergleichsweise jenen Gegenden beigelegt werden kann und als eine der Übertreibungen angesehen werden könnte, welche den Phöniziern bekanntlich sehr geläufig waren. Jedenfalls scheut der Kaufmann die klimatischen Gefahren und Unbequemlichkeiten ebensowenig, als die Gefahren des Meeres und die anderen Strapazen der Seefahrt und des Handels in der Fremde.

V. 3. Neptun ist statt Meer gesagt, der Beherrscher statt des Reiches

V. 5. Der Kaufmann gehört den Göttern. Er ist allen Göttern verpflichtet, da sie ihm alle Beistand leisten müssen, wenn er sein Ziel erreichen und seinen Reisezweck erfüllen will, Zeus, der Gastliche, Neptun, der Meerbeherrscher, die Winde in des Aeolos Reich, Merkur, der Gott des Handels u. s. w.; sie alle haben aber auch zugleich ein Interesse an den Fahrten der Kaufleute, weil diese, ohne es zu wissen und oft, ohne es zu wollen, während sie nur nach dem Erwerbe irdischer Schätze trachten, die Bahnbereiter der Kultur und Bildung sind. So sollen die alten Phönizier in ihre Pflanzstädte und an die Handelsplätze in fremden Ländern nicht nur ihre Tauschwaren, sondern auch ihre Erfindungen und Künste (Glas- und Purpur-Bereitung, Schreib- und Rechenkunst) nach fremden Ländern gebracht haben. Und mehr als das trägt der Kaufmann nach fernen

Ländern: mit den Erzeugnissen einer höheren Kultur bringt er den unkultivierten Völkern die Kultur selbst; die Gelehrten folgen den Spuren des Kaufmanns, die Forscher (Geographen, Historiker, Sprach- und Naturforscher) und nicht zuletzt die Verbreiter der höchsten und besten Civilisation, des Christentums (die Missionare).

2. **Grundgedanke**: Derselbe ist in den beiden letzten Zeilen ausgesprochen. Der Kaufmann verdient und findet den Schutz der Götter (Gottes), weil er trotz seiner materialistischen Richtung und Bestrebungen unwillkürlich der Beförderer der edelsten Bestrebungen der Menschheit ist.

[Litteratur: *Hinrichs a. a. O. S. 151. — *Viehoff III, S. 114. — *Hartert II, S. 137.]

---

26. Der Sämann. (1795.)

[Schiller a. a. O. I, S. 223.]

1. **Historisches.** Die bisher (vgl. Nr. 24—25) behandelten Epigramme, sämtlich 1795 entstanden, fanden ganz besondere Anerkennung durch Herder und Wilh. von Humboldt. Herder rühmte besonders den Odysseus, Humboldt fand grade dieses Epigramm der Sämann im Ausdruck besonders vollendet. Auch dies kleine Gedicht erschien zuerst im Musenalmanach 1796.*)

2. **Grundgedanke:** Sehr sonderbar ist Hinrichs Raisonnement: „Ohne Arbeit kann das menschliche Leben nicht sein. Diese ist vielmehr zugleich Inhalt des Lebens. Das Arbeiten ist vom Leben und Genießen ungetrennt. Der Sämann muß den Acker pflügen, ehe er den goldenen Samen der Erde anvertrauen kann. Auch folgt der Lohn nicht sogleich auf die Arbeit, der Samen muß keimen und wachsen: „Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich ꝛc.?“ so fragt der Dichter. Aber das Leben und Genießen läßt die Arbeit nicht ruhen; es bedarf der Mittel immer fort und fort. Darum kann der Sämann keine für die Ewigkeit blühenden Thaten säen. Er sorgt fürs Leben, und sorgt dafür, daß die Weisheit solche Thaten säen kann.“ Namentlich die letzte Hälfte dieser Ausführung ist ziemlich ganz unverständlich und verkehrt. Wir sollen vom Landmann fröhliche Hoffnung und felsenfestes Vertrauen lernen, damit wir nicht ferner uns dann bedenken, solche Thaten zu säen, deren Keimen und Blühen von uns nicht mehr erlebt, aber ganz gewiß ebenso sicher eintreten wird, als die Ernte der Aussaat des Landmanns folgt.

---

*) Einzige Variante: Sieh, voll im M. A. ist weit besser als die jetzige Lesart Siehe, voll (als — ◡ ◡)!

Thaten bleibenden Wertes sind die Thaten der Weisheit; diese sind dem Samenkorn gleich, ein Organismus, der nach Entwicklung hindrängt, auch in späteren Zeiten und kommenden Geschlechtern noch Gegenstand der Freude (Blüte) und des Segens (Frucht) ist. Auf den Erfolg in der Mitwelt, bei Lebzeiten mußt du verzichten lernen und dich trösten mit dem Verständnis deines Thuns, welches die Nachwelt für dich haben wird. Jede Zeit aber ist geeignet (gefurcht), diese Aussaat deiner Weisheit aufzunehmen. Nur warte und wirke, von fröhlicher Hoffnung unterstützt und getrieben.

[Litteratur: *Hinrichs a. a. O. S. 150. — *Viehoff III. S. 113. — *Hartert II, S. 137.]

---

27. Kolumbus.

[Werke in 4 Bdn. I, S. 224. 1874. Cotta.]

1. Erläuterungen:

Witz ist hier nur ein vermeintlicher Scharfsinn beschränkter Geister, welche vielmehr durch Spott ihrer kleinen Seele die großen Ideen des Genius angegriffen und dessen Pläne zerscheitern machen wollten. — Lässig ist die Hand der meuterischen Schiffsleute, welche nicht mehr weiter fahren wollten. —

2. Inhalt und Grundgedanke:

Achte nicht den Spott der Feinde, trotze fest dem Widerspruch und Widerstand der Untergebenen — steure nach Westen; das Land deiner Berechnung liegt deutlich vor dir! Du wirst es finden. Denn was der Genius verspricht, leistet die Natur sicher.

Der Abglanz Gottes, der ewigen Wahrheit, ist die Wahrheit in der Natur und die im menschlichen Genius. Letzterer ahnt die Wahrheit in der Natur, — und seine Beharrlichkeit krönt „der leitende Gott“ mit dem Finden des Gesuchten.

3. **Zur Würdigung** dieses in mehrfacher Beziehung wichtigen und tiefen Epigrammes will ich noch auf Humboldt hinweisen, welcher in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller sich also ausspricht:

„Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den Kolumbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbare Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach

auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachhing, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia, in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: Als Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere einging . . . findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.*)"

4 **Schriftliche Aufgaben**: 1. Über die Folgen der Entdeckung Amerikas. — 2. Das traurige Lebensende eines großen Mannes. (Vgl. F. Wehls Gedicht: Kolumbus' Sterbewunsch.) — 3. Vergleichung von Wehls: Kolumbus' Sterbewunsch mit Platens: Der Pilgrim St. Just. (Erl. III³, S. 286.)

5. **Zur Vergleichung:**

1. Kolumbus' Sterbewunsch.

(Von Feodor Wehl.**)

[Feodor von Wehlen, geb. 19. Febr. 1821 zu Waldenburg i. Schl., jetzt Generalintendant des Hoftheaters in Stuttgart.]

1. Zu Valladolid[1]) in seiner Sterbestund'
Christoph **Kolumbus** sprach mit bleichem Mund:

2. „Von allen Ehren, die die Welt mir gab,
Nicht eine nehm' ich mit mir in das Grab.

3. Den Königsmantel von San Salvador[2])
Die Schulter lang in Fetzen schon verlor.

4. Der Grandenhut,[3]) mit dem man mich geschmückt,
Zerstampft ward er, zertreten und zerstückt.

5. In tausend Scherben sprang das goldne Vließ,
Mit dem Fernando einst mich zieren ließ.[4])

6 Die Würden, die mir Isabell verlieh,
Der Haß und Neid mit Geifer mir bespie.

7. Die Ketten nur, in die mich Undank schlug,
Unangetastet ich durch's Leben trug.[5])

8. So holt sie nun, die ich gar treulich barg,
Und legt sie mit der Leiche in den Sarg.

9. Der eine neue Welt dem Erdball gab,
Der nimmt als Lohn die Ketten mit in's Grab.[6])

Erläuterungen zu Kolumbus' Sterbewunsch.

[1]) In Valladolid (spr. Walljadolid), der damaligen Hauptstadt des Königreichs Kastilien, starb Kolumbus im 59. Jahre seines Lebens am 20. Mai 1506.

[2]) Kolumbus war vor seiner Abreise zum Großadmiral aller von ihm zu durchsegelnden Meere, sowie zum Vicekönig aller zu entdeckenden Länder durch Isabella ernannt worden. Somit kehrte er nach der Entdeckung von Guanahani, welche er San Salvador nannte, als Vicekönig dieser Insel nach Spanien zurück.

[3]) Den Grandenhut, d. h. die Würde eines spanischen Granden, erhielt Kolumbus nach seiner Heimreise unter andern Gunstbeweisen von Isabella und Ferdinand.

---

*) Die von Humboldt angezogene Stelle heißt: „Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltenentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hemisphäre zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis, zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte?"

**) Seine kleineren Gedichte erschienen unter dem Titel: „Von Herzen zu Herzen." Leipzig 1867.

[4]) Das goldene Vließ ist der höchste spanische (und österreichische) Orden, am 10. Jan. 1429 vom Herzog Philipp dem Guten von Burgund zu Ehren der an diesem Tage stattfindenden Vermählung mit Isabella von Portugal gestiftet; der Orden hatte stets nur eine Klasse und wurde nur an Fürsten und die höchsten und verdienstvollsten Edelleute verliehen. Er ist ein goldenes Widderfell, welches an einem blau emaillirten, flammenspeienden Feuersteine hängt. Auch die an Festtagen getragene Ordenskette bestand aus Feuerstählen und flammenspeienden Feuersteinen. Die Ordenskleidung ist eine sehr kostbare.

[5]) Franz von Bovadilla, jener elende Höfling des Königs Ferdinand, ließ den verleumdeten Kolumbus ohne alle Untersuchung auf Hayti im August 1500 in Ketten legen und in Ketten nach Spanien senden. Der edle Villsjo, Befehlshaber des Schiffes, welches den Gefangenen nach Spanien bringen sollte, wollte Kolumbus die Ketten abnehmen, aber dieser sprach: „Mein König hat mir befohlen, den Anordnungen Bovadillas Folge zu leisten. In des Königs Namen wurde ich gefesselt, und nur des Königs Befehl kann mir die Freiheit zurückgeben Willig werde ich sie tragen, diese Ketten, und stets sollen sie mich daran erinnern, welcher Lohn mir für meine Dienste geworden ist!" Schon vor der Landung im Hafen von Cadix war übrigens der Befehl des Königs angelangt, daß Kolumbus sofort befreit und mit aller Auszeichnung behandelt werde. Bovadilla war in seiner ganzen Nichtswürdigkeit entlarvt worden.

[6]) Er wurde in der Karthäuserkirche zu Sevilla beigesetzt, seine Ketten wurden nach des bekannten Historikers Keller Ermittelungen nicht mit ins Grab gelegt, wie Kolumbus doch gewünscht hatte. Später ward er in San Domingo in der Kathedrale (1516) beigesetzt, und nach Verlust dieser Insel brachten die Spanier die teure Leiche nach Havanna auf Kuba, wo sie jetzt in der Kathedrale unter einer einfachen Pyramide ruht. (Man vgl. oben S. 51.)

2. Kolumbus im Tode.

(Von Heinrich von Mühler.)*)

[Geb. 4. Nov. 1812 zu Brieg, gestorben zu Potsdam als preuß. Kultusminister a. D. am 2. April 1874.]

1. Zu Valladolid im Dome
Brennen Kerzen am Altare,
Drinnen auf der Leichenbahre
Liegt Kolumbus todesbleich.[1])

2. Seinen Helden noch zu schauen,
Drängt das Volk sich an den Thüren,
Noch das Grabtuch zu berühren
Und zu küssen seine Hand.

3. Waffengraue[2]) Krieger stehen,
Stumm gefaltet ihre Arme,
Aus den Wimpern rollen warme
Thränen in den greisen Bart.

4. Sturmgewohnte Meeressöhne
Beugen ihre harten Glieder
Zwingend[3]) zum Gebete nieder,
Weich das kampferstarrte Herz.

4. Keine Thräne, keine Klage
Kann den Toten wiedergeben!
Den verraten ihr im Leben,
Keine Reu' erweckt ihn mehr!

6. Statt des meerdurchgeh'nden Schiffes
Birgt ihn jetzt des Sarges Hülle,
Statt der weißen Segel Fülle
Wallt um ihn das Leichentuch.

7. Statt der frischen Morgenwinde
Dumpfe Grabesluft ihm wehet.
Und das Land, wohin er gehet —
Kein Gefährte geht mit ihm!

8. Großer Christoph! wie doch gleichet
Deinem Heil'gen all dein Ringen,
Dessen Riesenschultern bringen
Erd und Himmel übers Meer![4])

*) Seine „Gedichte" erschienen in Berlin 1842.

[1]) Man beachte die den spanischen Romanzen nachgebildete Form: 4füßige Trochäen, mit Reim der Binnenzeilen (a b b c) und unvollständigem trochäischem Schlußvers, dessen stumpfer Ausgang den natürlichen Ruhepunkt darbietet. — [2]) Kühner Ausdruck statt: in Waffen ergraute Krieger. — [3]) = mit Gewalt, weil diese Seeleute weder des Knieens noch des Betens gewohnt sind. — [4]) Der große Christoph ist dem heiligen Christo-

9. Einer Welt gewalt'ge Ahnung
Hast du lang in dir getragen
Und sie uns mit kühnem Wagen
Siegend über's Meer gebracht.

10. Eine Welt hast du getragen
Schwarzen Undanks, still ergeben,
Die für reiches Gold gegeben
Dir der Ketten Eisenlast;

11. Die für ungemessne Länder,
Größer als zehntausend Reiche,
Einen Raum für deine Leiche
Dürren Sandes nur dir beut.

12. Legt ihm in den Sarg die Ketten,
Tiefen Schlafes feste Bande,[5])
Frische Palmen seiner Lande,
Kühlung wehend, ihm aufs Haupt.

13. Wenn einst die Posaunen tönen,
Sprengend auf der Toten Betten,
Werden Flügel seine Ketten
Und die Palmen Kronen sein!

[Litterarisches: *Viehoff III, S. 120. — *Kurz III, 34. 148. 304. — *Düntzer III, S. 145. — *Hartert II, S. 142. — *Götzinger II, S. 134. — *Hinrichs I, S. 154.]

---

28. Karthago.

[Schiller a. a. O. I, S. 22.]

Zum Verständnisse. Auch dieses Epigramm gehört zu der nicht kleinen Zahl kulturhistorischer Gedichte. Es scheint im November 1795 entstanden zu sein und wurde zuerst im 12. Stück der Horen abgedruckt, wo sich V. 2 in folgender Form findet:

Das mit des Römers Trotz paaret des Tyriers List.

Karthago war eine Tochterstadt (Kolonie) der phönizischen Hauptstadt Tyrus (Gründung durch Dido, die Tochter des Königs Agenor von Tyrus, um 880.), aber, obgleich diese Stadt von den Tyriern die Klugheit geerbt hatte und in langjährigen Kämpfen mit den Römern an Kraft wetteiferte, auch viele Eroberungen mit dem Schwerte machte, so steht sie doch den Römern ebenso nach wie den Phöniziern; denn jene haben doch ihr Reich lange mit Kraft zu erhalten gewußt, und diese, welche mit List und Falschheit so viele Völker auszunutzen und zu bestehlen verstanden, haben doch außerdem Bildung und Kultur den zunächst bestohlenen Völkern gebracht und so denselben genützt; Karthago aber hat von den Tyrern nur die Treulosigkeit (sog. punische Treue) und Bestechungssucht (Regieren mit Geld) geerbt, und von den Römern, seinen Nebenbuhlern, die Grausamkeit gelernt, also von beiden nur das Schlechte angenommen und sich somit sogar den Phöniziern gegen-

---

phorus ähnlich, da dieser auf seinen Riesenschultern nur mit großer Anstrengung das Christuskind durchs Wasser trug, in welchem Himmel und Erde vereint waren und welches in der Legende dem Tragenden so schwer wurde, als hätte dieser Himmel und Erde zu tragen. Kolumbus trägt auch eine Welt in seinem Herzen, den Himmel der gewaltigen Ahnung, die Erde des schnöden Undanks. — [5]) Die Ketten sollen jetzt Symbole des tiefen Schlafs des Todes sein.

über als eine entartete Tochter gezeigt, und die Geschichte weiß von Karthago nichts zu rühmen, von dieser Stadt keinen Segen für die Mit- und Nachwelt zu berichten.

[Litterarisches: *Hinrichs a. a. O S. 151. — *Viehoff III, S. 115. — *Hartert II, F. 139.]

---

29. Sehnsucht.

[Schiller a. a. O. I, S. 128.]

1. **Geschichtliches.** Dieses Gedicht erschien zuerst in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, Jahrgang 1803. Aber am 17. März 1802 schon wird es einem Briefe an Körner beigelegt, und es kann also immerhin schon 1801*) entstanden sein. Schiller legte anfangs der Dichtung keinen großen Wert bei, gab aber später in einem Briefe an Körner zu, daß es etwas Gefühltes, Poetisches habe, und daß es durch (die von Körner beabsichtigte) Komposition noch gewinnen könne.

2. **Erläuterungen** und **Gedankengang**. **Str. 1.** Die Dichtung hat in ihrem Inhalte mehrfache starke Beziehungen zu der Dichtung Schillers: „Das Ideal und das Leben", aber auch einige Anklänge an „Das Mädchen aus der Fremde", so z. B. gleich in Str. 1, 1. „Ach aus dieses Thales Gründen", wozu man vergleichen mag: In einem Thal bei armen Hirten. Das Thal ist in der „Sehnsucht", die wir mit Fug auch eine Allegorie nennen können, die Erde, das reale Leben mit seinen mannigfachen Dissonanzen, welche durch die Worte: „Die der kalte Nebel drückt" angedeutet werden. Schillers Geist sehnt sich eben aus diesem realen Leben in die Welt der Ideale. Er schaut die schönen Hügel der idealen Welt, aber er kann sie nicht erreichen; so wünscht er Flügel zu haben, sich zu jener Welt hinaufzuschwingen. Allerdings meint er mit der Welt der Ideale nicht in erster Linie das jenseitige Leben, die Ewigkeit, und die Sehnsucht ist nicht, wie manche Ausleger (z B. Düntzer und Hartert) meinen, zunächst oder ausschließlich der Himmel oder die Seligkeit des Menschengeistes nach dem Tode. Doch ist sein Heimweh mit dem Heimweh der Christen verwandt, und so mag immerhin die auf einem anderen Boden erwachsene Strophe Gustav Knaks hier angezogen werden:

> O wie schön, o wie schön ist der Engel Lobgetön;
> Hätt' ich Flügel, Hätt ich Flügel,
> Flög' ich über Thal und Hügel
> Heute noch nach Zions Höhn.

---

*) In dieses Jahr verlegt es die von Schiller besorgte Crusiussche Ausgabe der Gedichte.

Str. 2. Während Str. 1 der Sehnsucht nach dem Reiche der Ideale Worte leiht und dem Wunsche, aus dem nebelgedrückten und den Wanderer erkältenden Thale zu den ewig jungen und grünen Hügeln aufsteigen zu können, schildert der Dichter in Str. 2. Die Herrlichkeit seiner idealen Welt: Dort ist Friede und Versöhnung, im Gegensatz zu dem Streite und der Zerrissenheit der Wirklichkeit, dort ist Erquickung für die Seele, reiner, reicher, unverlierbarer und unvergänglicher Genuß.*)

Str. 3. Es wäre so schön, dort wandeln zu können, aber ein Strom scheidet uns und das Thal, in dem wir wandeln, von jenen sonnebeglänzten Hügeln. Mit diesem Sterne kann nur die Fülle von äußeren Eindrücken, Anforderungen und Beschäftigungen gemeint sein, welche den auf das Ideale gerichteten Sinn aus seiner Bahn in die rauhe Wirklichkeit zurückstoßen und stets verhindern, hier auf Erden schon der Erde zu entfliehen, im diesseitigen Leben bereits das Reich der Ideale zu erlangen.

Ich möchte gern in der Allegorie das Thal von dem Strome scheiden und, während ich jenes als die Welt der eigenen Unvollkommenheit und Sünde ansehen möchte, sähe ich gern in dem Strom die Macht der uns umgebenden und den nach Selbsterhebung ringenden Geist stets in das Land der Irrungen, Wirrsale, Fehler und Sünden, in das Reich der Sinnenlust zurückwerfenden Welt, der Nebenmenschen.**)

Str. 4. V. 1. Der auf dem Strome schwankende Nachen ist der Glaube, daß das Wunderland erreichbar sei. Der Fährmann fehlt freilich, d. h. das von den Göttern dargebotene Pfand, daß man über diesen Strom fahren könne. Aber mutig hinein, ruft das bessere Selbst dem Dichter zu; der Glaube ist ein Wunderschiff, welches, ohne Fährmann, nur durch die beseelte Kraft der Segel (vgl. die Schiffe der Phäaken, welche auch ohne Steuerleute und Ruderer den Weg wissen und finden, den die

---

*) Die Verse 5. 6. klingen an die Verse in Goethes Mignon an:
Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn?

**) Vgl. Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.
(Das Ideal und das Leben, Str. 10.)

Freilich darf ich nicht unerwähnt lassen, daß Düntzer dem Strome die allegorische Bedeutung abstreitet. Derselbe solle nur den übersetzenden Nachen einleiten. Freilich steht Düntzer auf dem Standpunkte, daß er geradezu den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit in diesem Gedichte nicht ausgesprochen findet, sondern nur den zwischen dem Diesseits und Jenseits, während andrerseits Viehoff die Meinung Düntzers, „es sei hier allegorisch der Gedanke dargestellt, „daß nur der fromme Glaube uns die Überzeugung von dem wonnigen Glücke des Jenseits verschaffen könne“ mit den Worten zurückgewiesen hat: „Wer dem Gedicht einen so trivialen Sinn unterzuschieben vermag, muß in Schillers Lebensanschauung wenig eingedrungen sein.“ Das ist ein wenig sehr hart, ja unverdient hart mit Düntzer umgegangen. Allein Düntzer hat gewiß auch seine Gründe gehabt, dies Gedicht der Resignation entgegenzustellen, und etwas von Himmelsehnsucht steckt ohne Frage in diesem Gedichte.

Fahrenden wünschen. Odyss. VIII, V. 557 ff.) den Heimwehkranken in das schöne Wunderland hinüberträgt.

3. **Der Grundgedanke:** Ich muß allerdings annehmen, daß die Sehnsucht nach der Idealwelt, als der reinen, aus vollster Befriedigung hervorquellenden und alle befriedigenden Lebensanschauung, für Schiller näher lag, als die Sehnsucht nach dem jenseitigen Leben, in welchem durch das Aufhören der Versuchungen und Leiden die vollste Seligkeit gesetzt ist, aber es ist auch nicht zu verkennen, daß jenes Reich der Ideale für Schiller in seinen letzten Lebensjahren mehr war, als ein Gebilde der eigenen Phantasie und des eigenen Gedankens, als ein Erzeugnis der Selbstthätigkeit der Seele, wie Hoffmeister und Viehoff meinen. Und wenn wir auch nicht nur die Himmelssehnsucht, den Glauben an das Fortleben der Seele in dem Reiche der Seligen, in diesem Gedichte dargestellt finden, so müssen wir doch sagen, daß Schillers „Sehnsucht" nach dem Reiche der Ideale nur deshalb so groß ist, weil der Glaube an die Realität jenes Reiches in Schiller erwacht ist. Im jenseitigen Leben wird das Reich der Ideale Realität, und dies Reich wird erlangt durch den Glauben, welcher nicht sowohl die Brücke, als das für viele überaus unsichere, schwankende und doch für den Wagenden das zielbewußte und sicher führende Fahrzeug ist. Es ist ganz richtig, daß wir ganz Schillers Art hier wiedererkennen; doch hat die Reflexion hier eine so starke Beimischung lyrischer Empfindung, daß sich hieraus schon ein Rückschluß darauf machen läßt, daß hier Schillers Poesie auf dem innersten Grunde religiösen Lebens entsprungen und daß die Wunderwelt, zu welcher ihn der Glaube führen soll, nicht sowohl ein Produkt der Phantasie, als eine Forderung und eine Hoffnung des Glaubens sei, zu welchem Schiller in dem großen Läuterungsprozesse seines Lebens sich zurückgefunden hat.*)

*) Hiermit würde denn auch trefflich zusammenstimmen die Umbildung dieser Dichtung nach Schillers Tode, welche Schillers Schwester Christophine verfaßte und als Nachruf des verewigten Bruders an seine Geliebten bezeichnete:

Fort aus dieses Thales Gründen,
Das der kalte Nebel drückt,
Wünscht' ich einst das Ziel zu finden,
Das mein Glaube froh erblickt.
Nun umgeben schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün,
Und die Hoffnung trug mit Flügel
Mich zu diesen Hügeln hin!

Engelschöre hör' ich singen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die reinen Lüfte bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Hier im ewig grünen Laub,
Und die Blumen, die hier blühen,
Werden keines Winters Raub.

Einem Nachen mich vertrauen,
Der mich sicher führt zum Ziel?
Hoher Glaube führt zum Schauen,
Mildert jedes Schmerzgefühl.
Mich erschreckt nicht mehr das Toben,
Das in jenen Tiefen braust;
Nimmer stört ein Sturm hier oben,
Wer das Heil'ge liebt und glaubt.

Selig kann man sich ergehen —
Hier im ewgen Sonnenschein;
Denn die Luft auf diesen Höhen
Ist so köstlich, ist so rein.
Kommt, Geliebte! alle teilet
Diese Seligkeit mit mir!
Meine Sehnsucht ruft euch — eilet!
Hier ist ew'ge Labung — hier! !

[Litteratur: Hoffmeister, Nachträge III, S. 278. — *Hinrichs a. a. O. S. 83. — *Götzinger II, S. 327. — *Viehoff II, S. 54. — *Düntzer IV, S. 29. — *Hartert II, S. 23. — *Pollack a. a. O. S. 175.]

---

30. Der Pilgrim.

[Schiller a. a. O. I., S. 124.]

1. **Die Entstehung des Gedichtes.** Am 26. April 1803 sandte Schiller dem Buchdrucker, welcher eine leere Seite ausfüllen wollte, dies Gedicht, und so erschien dasselbe zunächst in dem zweiten Teile der Schillerschen Gedichte.

2. **Dichtgattung:** Das vorliegende Gedicht gehört, wie das eben besprochene: Sehnsucht und das früher behandelte: Das Mädchen aus der Fremde zu den Allegorien, und es darf am Eingange dieser Besprechung die Leichtigkeit des Versbaues und die Durchsichtigkeit der Darstellung rühmend hervorgehoben werden. Gerade diese Art von Gedichten zeigen den Schillerschen Geist auch von einer anderen Seite: Das Bild ist einfach, einheitlich festgehalten, die Sprache ist bei aller Schönheit doch von besonderer Klarheit und Einfachheit.

3. **Erläuterungen** und **Gedankengang: Str. 1. u. 2.** Schon in früher Jugend gab der Dichter seine Heimat, alle Vergnügungen (der Jugend frohe Tänze), seine äußeren Vorteile (Erbteil und Habe) preis, um im fast kindlichen Vertrauen auf die Erreichbarkeit eines höheren Zieles auszuwandern.

Str. 3. 4. Es rief eine dunkle, geheimnisvolle Stimme nach Osten, und ich glaubte dem Worte, obgleich dasselbe mir nur sehr unbestimmte Weisung gab. Wenn ich die goldne Pforte im Osten erreicht haben würde, so werde ich in ein Land kommen, wo schon auf Erden die Erfüllung meiner Sehnsucht zur Wahrheit komme. (Pforten ist die richtige ältere Dativform, von Schiller nicht selten aus Reimnot angewandt).

Str. 5. 6. Nach einer langen, angestrengten Wanderung, auf welcher ich die größten Hindernisse zu bekämpfen und zu überwinden hatte, erreichte ich einen nach Morgen strömenden Fluß*); nun hoffte ich das Ziel leichter, bequemer zu erreichen, indem ich mich diesem Strome anvertraute. Ich kam zum Meere, aber nicht zum Ziel meiner Wünsche. Ja das Meer grade ist das größte Hindernis der Fortsetzung meines Wanderns. (Str. 7—8.) Der Himmel ist nicht auf Erden. — Die Gewißheit ist mir jetzt geworden; die Stimme, welche mich einst gehen hieß, hat mich getäuscht. (Str. 9.)

4. **Grundgedanke:** Eine volle Befriedigung, den Himmel

---

*) Auch hier wehrt sich Düntzer gegen die Deutung des Stromes als der Hingabe an die Kantische Philosophie, auf welche Viehoff hingewiesen hatte.

auf Erden, träumt sich wohl die Jugend, sucht der Mann, aber sie findet sich nicht; ja man kommt dem Ziele nicht näher, sondern es tritt nur ferner für den, welcher einzelne Hindernisse für die einzigen Schranken, welche ihn von dem vollen Glücke trennten, und einzelne Lebensbahnen für die zweifellos zum Glücke hinführenden hielt. Jene Schranken waren nicht die letzten, diese Bahn führte dem Ziele nicht um einen Schritt näher. Resignation ist der beste Rat für den, welcher für sein Leben zu viel erwartete.

[Litteratur: *Hinrichs a. a. O. S. 83. — *Viehoff, II S. 59. — *Düntzer, a. a. O. S. 34. — *Hartert, a. a. O. II. S. 25.]

---

31. Die Worte des Glaubens.

1797.

[Schiller a. a. O. I, S. 234.]

1. **Erläuterungen** und **Gedankengang:** **Str.** 1, 3. „Doch stammen sie nicht von außen her“: Die drei Worte des Glaubens werden uns nicht durch unsere Sinnesorgane (von außen), sondern durch unmittelbare Eingebung und Überführung des Herzens gewiß; aber sie bestimmen den Wert des Menschen, sie machen den Menschen zu einer freien und doch sittlichen und einem Höheren verantwortlichen Persönlichkeit. (Str. 1, 5. 6.)

Str. 2, 1. 2. Trotz aller, möglicher Weise noch so großen, Abhängigkeit von der Außenwelt ist im Menschen und zwar ihm bewußt ein Etwas der Unabhängigkeit, der vollsten Selbständigkeit, die Freiheit unseres Willens. Und eben diese macht uns zu Personen (Wesen mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung). Allerdings ist dieses Gut selten oder nie rein im Menschen zu finden. Wir sind von außen nur zu oft und nur zu sehr abhängig, aber wir fühlen auch unsere Abhängigkeit als den Zwang der Verhältnisse, als die Kette der Sinnlichkeit, und sind nur in dem Falle noch freie Menschen, wenn wir von diesem äußeren Zwange innerlich noch nicht völlig überwunden und zu Sklavenseelen geworden sind. Wer als Sklave geboren ist, ist noch nicht damit ein geborener Sklave, ein sklavischer Geist.

Str. 2, 3. 4. Freilich das Geschrei des Pöbels, der Ruf der rohen durch Schlagwörter regierten und mißleiteten, Menge nach Freiheit (Gleichheit und Brüderlichkeit) ist nur ein Beweis, daß Unfreie, geistig Gebundene, Rasende nach Freiheit, nach Entfesselung streben, und solche können in ihrer Freiheit nur gefährlich werden. Sie sind die schrecklichen Zerrbilder der menschlichen Freiheit. „Sie sind Sklaven, welche die Kette brechen“ (Str. 2, 5.) und als solche ebenso gefährlich, wenn nicht schlimmer, als wilde Tiere. (Vgl. Schillers Glocke: Da werden Weiber zu Hyänen). Vor

ihnen muß man zittern, wenn man nicht die Mittel besitzt, sie mit physischer Gewalt unschädlich zu machen; sie sind keine Menschen mehr, auf welche ein physischer Eindruck möglich ist. Dagegen braucht niemand vor dem freien Menschen zu erzittern, auch wenn er das äußere Gesetz, die Kette äußeren Zwanges, zerbräche. Er ist sich selbst ein Gesetz und wird nach demselben leben und darum schon andere Persönlichkeiten als solche achten. (Die Wortfolge der beiden letzten Verse ist durchaus falsch; man konstruiere: Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, zittert [immerhin]; vor dem freien Menschen [braucht ihr] nicht [zu erzittern]).

Str. 3, 1. „Leerer Schall“ = ein Wort ohne Inhalt, ein Begriff, dem die Realität fehlte.*) Es giebt eine menschliche Tugend. Die Freiheit des Menschen ist nicht etwa eine absolute; denn dann wäre sie etwas Formales; der Mensch ist an ein Sittengesetz innerlich gebunden, seine Freiheit ist ein innerlicher Gesetzesgehorsam. Die Freiheit ist eine sittliche, mit dem Gotteswillen angefüllte, nach diesem sich richtende. Solche Freiheit nennen wir Tugend. Die Tugend ist die zur That hindrängende Freiheit. Allerdings verlangt dieselbe Übung, um zu wachsen und die äußeren Hemmnisse zu überwinden, und es geht nicht ohne vielfaches Straucheln ab (V. 3), aber die Richtung des Willens ist in diesen Fällen zum Ausgangspunkt der Würdigung unseres Thuns zu machen, und das Streben nach dem Göttlichen, nach Übereinstimmung unseres Thuns mit dem Gotteswillen (Str. 3, 4.) ist das, was der That Wert verleiht, auch wenn sie mißlingt, und was nach dem Straucheln uns Kraft verleiht, vom Falle uns zu erheben. V. 5. 6. Die Verständigen sind zu sehr in Gefahr, an die Stelle der Tugend die Klugheit zu setzen, aber die größte Klugheit kommt nicht so weit, als die Lauterkeit des Herzens. Ja das einfältige (lautere), kindliche Gemüt betritt den Weg, den jene Klugheit vergeblich suchte, ohne selbst ihn zu suchen, als etwas durchaus Selbstverständliches. Hierzu ist Goethes Wort im Faust zu vergleichen:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Viehoff verweist mit Recht auch auf 1. Kor. 1, 19.: „Und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.“

Str. 4. Während bei dem Menschen Freiheit und Heiligkeit sich nicht in höchster Verschmelzung zeigen, sondern jene als ein Vermögen, diese als eine Forderung und ein Maßstab für jene, ist Gott das Wesen, in welchem Freiheit (Wille) und Heiligkeit in absolutem Sinne vorhanden, verbunden und verschmolzen sind; Gott ist der heilige Wille. Und Gott ist, er lebt, er webt = er wirkt und waltet, er ist das Bleibende in allem Wechsel, das Feste in allem Schwanken, das Unendliche über allem Endlichen, die volle innere Ruhe = Unveränderlichkeit, Wahrheit, Treue und Seligkeit. Gott ist der höchste Gedanke, weil ein Höheres nicht gedacht werden kann (objektive Erklärung) und weil er das höchste denkende Wesen,

*) Vgl. Hallers: Die Tugend: „Freund, die Tugend ist kein leerer Name.“

auf Erden, träumt sich wohl die Jugend, sucht der Mann, aber sie findet sich nicht; ja man kommt dem Ziele nicht näher, sondern es tritt nur ferner für den, welcher einzelne Hindernisse für die einzigen Schranken, welche ihn von dem vollen Glücke trennten, und einzelne Lebensbahnen für die zweifellos zum Glücke hinführenden hielt. Jene Schranken waren nicht die letzten, diese Bahn führte dem Ziele nicht um einen Schritt näher. Resignation ist der beste Rat für den, welcher für sein Leben zu viel erwartete.

[Litteratur: *Hinrichs a. a. O. S. 83. — *Viehoff, II S. 59. — *Düntzer, a. a. O. S. 34. — *Hartert, a. a. O. II. S. 25.]

---

31. Die Worte des Glaubens.

1797.

[Schiller a. a. O. I, S. 234.]

1. **Erläuterungen** und **Gedankengang**: **Str.** 1, 3. „Doch stammen sie nicht von außen her“: Die drei Worte des Glaubens werden uns nicht durch unsere Sinnesorgane (von außen), sondern durch unmittelbare Eingebung und Überführung des Herzens gewiß; aber sie bestimmen den Wert des Menschen, sie machen den Menschen zu einer freien und doch sittlichen und einem Höheren verantwortlichen Persönlichkeit. (Str. 1, 5. 6.)

Str. 2, 1. 2. Trotz aller, möglicher Weise noch so großen, Abhängigkeit von der Außenwelt ist im Menschen und zwar ihm bewußt ein Etwas der Unabhängigkeit, der vollsten Selbständigkeit, die Freiheit unseres Willens. Und eben diese macht uns zu Personen (Wesen mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung). Allerdings ist dieses Gut selten oder nie rein im Menschen zu finden. Wir sind von außen nur zu oft und nur zu sehr abhängig, aber wir fühlen auch unsere Abhängigkeit als den Zwang der Verhältnisse, als die Kette der Sinnlichkeit, und sind nur in dem Falle noch freie Menschen, wenn wir von diesem äußeren Zwange innerlich noch nicht völlig überwunden und zu Sklavenseelen geworden sind. Wer als Sklave geboren ist, ist noch nicht damit ein geborener Sklave, ein sklavischer Geist.

Str. 2, 3. 4. Freilich das Geschrei des Pöbels, der Ruf der rohen durch Schlagwörter regierten und mißleiteten, Menge nach Freiheit (Gleichheit und Brüderlichkeit) ist nur ein Beweis, daß Unfreie, geistig Gebundene, Rasende nach Freiheit, nach Entfesselung streben, und solche können in ihrer Freiheit nur gefährlich werden. Sie sind die schrecklichen Zerrbilder der menschlichen Freiheit. „Sie sind Sklaven, welche die Kette brechen“ (Str. 2, 5.) und als solche ebenso gefährlich, wenn nicht schlimmer, als wilde Tiere. (Vgl. Schillers Glocke: Da werden Weiber zu Hyänen). Vor

ihnen muß man zittern, wenn man nicht die Mittel besitzt, sie mit physischer Gewalt unschädlich zu machen; sie sind keine Menschen mehr, auf welche ein physischer Eindruck möglich ist. Dagegen braucht niemand vor dem freien Menschen zu erzittern, auch wenn er das äußere Gesetz, die Kette äußeren Zwanges, zerbräche. Er ist sich selbst ein Gesetz und wird nach demselben leben und darum schon andere Persönlichkeiten als solche achten. (Die Wortfolge der beiden letzten Verse ist durchaus falsch; man konstruiere: Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, zittert [immerhin]; vor dem freien Menschen [braucht ihr] nicht [zu erzittern]).

Str. 3, 1. „Leerer Schall“ = ein Wort ohne Inhalt, ein Begriff, dem die Realität fehlte.*) Es giebt eine menschliche Tugend. Die Freiheit des Menschen ist nicht etwa eine absolute; denn dann wäre sie etwas Formales; der Mensch ist an ein Sittengesetz innerlich gebunden, seine Freiheit ist ein innerlicher Gesetzesgehorsam. Die Freiheit ist eine sittliche, mit dem Gotteswillen angefüllte, nach diesem sich richtende. Solche Freiheit nennen wir Tugend. Die Tugend ist die zur That hindrängende Freiheit. Allerdings verlangt dieselbe Übung, um zu wachsen und die äußeren Hemmnisse zu überwinden, und es geht nicht ohne vielfaches Straucheln ab (V. 3), aber die Richtung des Willens ist in diesen Fällen zum Ausgangspunkt der Würdigung unseres Thuns zu machen, und das Streben nach dem Göttlichen, nach Übereinstimmung unseres Thuns mit dem Gotteswillen (Str. 3, 4.) ist das, was der That Wert verleiht, auch wenn sie mißlingt, und was nach dem Straucheln uns Kraft verleiht, vom Falle uns zu erheben. V. 5. 6. Die Verständigen sind zu sehr in Gefahr, an die Stelle der Tugend die Klugheit zu setzen, aber die größte Klugheit kommt nicht so weit, als die Lauterkeit des Herzens. Ja das einfältige (lautere), kindliche Gemüt betritt den Weg, den jene Klugheit vergeblich suchte, ohne selbst ihn zu suchen, als etwas durchaus Selbstverständliches. Hierzu ist Goethes Wort im Faust zu vergleichen:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Viehoff verweist mit Recht auch auf 1. Kor. 1, 19.: „Und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.“

Str. 4. Während bei dem Menschen Freiheit und Heiligkeit sich nicht in höchster Verschmelzung zeigen, sondern jene als ein Vermögen, diese als eine Forderung und ein Maßstab für jene, ist Gott das Wesen, in welchem Freiheit (Wille) und Heiligkeit in absolutem Sinne vorhanden, verbunden und verschmolzen sind; Gott ist der heilige Wille. Und Gott ist, er lebt, er webt = er wirkt und waltet, er ist das Bleibende in allem Wechsel, das Feste in allem Schwanken, das Unendliche über allem Endlichen, die volle innere Ruhe = Unveränderlichkeit, Wahrheit, Treue und Seligkeit. Gott ist der höchste Gedanke, weil ein Höheres nicht gedacht werden kann (objektive Erklärung) und weil er das höchste denkende Wesen,

*) Vgl. Hallers: Die Tugend: „Freund, die Tugend ist kein leerer Name.“

der absolute Geist ist (subjektive Erklärung). Für Schiller ist es nicht zweifelhaft, daß dieser Geist sei, lebe, wirke, beharre; Schiller glaubt an diesen Geist, nicht nur an seine (des Dichters) höchste Idee. Im Glauben an Gott aber liegt die Anerkennung der Sittlichkeit als einer vollen Realität, und damit des Gottesgesetzes als eines allgemein verbindlichen, als einer uns zur Richtung und zum Leitsterne gesetzten und uns zur Verantwortung ziehenden Macht, als einer Macht der Vorsehung, für welche Raum und Zeit keine Hindernisse sind und welche durch den Wechsel aller Dinge ihren Halt und ihre Ruhe nicht verliert, von ihrer Seligkeit und Stetigkeit nichts einbüßt.

2. **Zur Würdigung der Dichtung**: Das Gedicht erschien zuerst im Musenalmanach für 1798 und ist eines der bekanntesten, am häufigsten vorgetragenen und gesungenen Gedichte Schillers. Wie erklärt sich diese außerordentliche Aufnahme dieser Dichtung? Jedenfalls aus dem Umstande, daß diese Dichtung im Jahrhundert der Aufklärung die drei Begriffe, welche auch der aufgeklärteste deutsche Freidenker noch festhalten wollte und welche man als den Kern der natürlichen und allein wahren Religion ansah, in einer auch dem minder gebildeten Manne, ja der Jugend verständlichen und dabei zum Herzen sprechenden Weise vorführte. Sie sind gewissermaßen Forderungen unseres Herzens, welche der Verstand ihm nicht nehmen kann, obgleich er andrerseits ihm diese Dinge als objektiv vorhanden nicht beweisen kann. Die Philosophie hat auch ihre Grenze, sie muß dem lauteren Herzen zu glauben überlassen, was sie nicht mehr beweisen kann, und sie muß dem Herzen den Glauben lassen. Allerdings sind die Worte in aller Munde zu finden, sie sind so häufig gebraucht, wie die Scheidemünze, und werden vielfach nicht nach ihrem wahren Werte erkannt; und doch sind sie inhaltsschwer, eine ganze Welt von Gedanken in sich schließend. Sie werden oft wie selbstverständliche Forderungen unseres Geistes behandelt, wie Axiome, aber darin liegt nicht ihr Wert, sie leuchten jedem Menschen ein, aber das macht sie nicht bedeutsam, auch die Freidenker haben tote Orthodoxe zu ihren Anhängern, — vielmehr muß man an diese Dinge, an diese Realitäten glauben, sein Vertrauen auf dieselben setzen als auf Realitäten (Hebr. 11, 1.), wenn man an sich nicht verzweifeln soll, sich nicht selbst aufgeben will. Deshalb ist es mir gradezu unbegreiflich, daß Hinrichs a. a. O. folgendes Fazit aus diesem Gedichte zieht: „Wirklich ist das alles nicht: Die Freiheit nicht, wegen der Sinnlichkeit, womit sie im Zwiespalt ist; die Tugend nicht, weil wir immer nur nach derselben sollen streben können; Gott nicht, da Gott nicht zugleich in der Welt und Zeitlichkeit, sondern blos über Raum und Zeit erhaben gedacht wird. Über das Sollen kommt dieser Glaube nicht hinaus.“ Aus einem anderen Grunde, weil nämlich hier die Unsterblichkeitshoffnung nicht ausdrücklich ausgesprochen wurde, hat Niemeyer das Schillersche Gedicht durch eine Strophe ergänzen zu müssen geglaubt:

Und Leben bleibt und Unsterblichkeit,
Ob auch, was Staub ist, vermodert;
Die Asche verglimm, in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.
Was denket und liebet und forscht und späht,
Der Geist in dem Menschen nicht untergeht.

(Vgl. Niemeyers Briefe an christliche Religionslehrer.)

Der Dichter der Freiheit hat unter den Worten des Glaubens die Freiheit vorangestellt; so meint Hoffmeister, wenn er sagt: „Seine Religion war die Freiheit und alles Ideale, was diese zu Tage fördert." Ich kann dem auch von Götzinger und Viehoff vertretenen Gedanken nicht beipflichten. Im Gegenteil: Das erste Wort des Glaubens ist das niedrigste, auch nach Schillers Meinung. Nichts ist der Mißdeutung und dem Mißbrauche mehr ausgesetzt, als die Freiheit. Sie ist ein uns anerschaffenes Vermögen, aber wertvoll erst, wenn es praktisch wird, als Widerstandskraft gegenüber dem äußeren Zwange, als guter Wille oder Tugend, d. h. die unter das Gesetz des Ewigen gestellte Freiheit; und in dem Glauben an den ewigen Gott, die absolute Heiligkeit und Freiheit, den absolut heiligen Willen, ist das Höchste ausgesagt und zugleich das Allein-Feste, wenn der menschliche Wille schwankt, wenn seine Freiheit und Tugend ein zweifelhaftes Gut geworden sind. Man wird nicht leugnen können, daß in dieser Steigerung die Strophen aufgebaut sind, und damit fällt jene Erklärung in nichts zusammen.

Das Gedicht ist ein deutliches Zeichen der antimaterialistischen Richtung Schillers. Mit den französischen Freiheitshelden, den Bluthunden der französischen Revolution, hat sein Geist nichts zu schaffen. Mit dem Haß gegen die Kirche, den Voltaire gepredigt hatte, hatte er auch nichts zu thun. Aber von dem Christentume als einer positiven Religion hat sich Schiller zunächst nur diese drei Worte gerettet oder vielmehr auf sie als auf das Allgemeinmenschliche, Allgemeinanerkannte, als auf die allgemeine Religio nzurückgezogen.

Und doch sollte Götzinger nicht recht haben, wenn er sagt: „Der nüchterne Aufklärungsglaube, wenn er überhaupt noch Glaube heißen durfte — Schiller nennt sein Gedicht Worte des Glaubens — hat in Deutschland nicht befriedigt. Fege deinen Verstand, so sauber du kannst, mit dem Besen der Erkenntnis, du wirst nicht selig davon, nicht glücklich, du lebst damit nur ein schales, leeres Leben! es bleibt immer noch etwas übrig, was der Verstand nicht begreifen kann und mag, und wunderbar! gerade dieses Unbegreifliche ist es, was am mächtigsten wirkt und die Seele in ihrem Innersten bewegt."? Diesem Unnennbaren, meint Götzinger, sei das Hervorsprießen der deutschen Dichtung aus der deutschen Aufklärung zu verdanken. Nur dürfte Götzinger nicht den Glauben erwecken, als sei dies eine Art menschlichen Instinktes, am stärksten bei dem Genius, sonst stärker bei Frauen als bei Männern, bei Kindern

mehr, als Erwachsenen, bei Herder mehr als bei Lessing, am meisten bei Goethe zu finden. Ich möchte ganz einfach Glauben nennen, was Götzinger unnennbar findet. Es giebt ja eine fides qua credimus und eine solche quae creditur, ein Glaube als Kraft und ein Glaube als Inhalt des Geglaubten. Und ich möchte nun sagen: Der Mensch muß an die drei Worte glauben, um Mensch zu sein, eine freie, gute, ihrer Verantwortung bewußte Persönlichkeit, aber dies ist die Minimalforderung, welche dem Menschen sein Menschentum rettet, das Mehr des Glaubens ist weder ausgeschlossen noch auszuschließen, die Thatsache der göttlichen Offenbarung ist weder als solche zu leugnen noch als solche beweisbar. Aber auf dem Boden der so bestimmten Weltanschauung hat allein der Mensch vollen Wert.

[Litteratur: *Hinrichs a. a. O. S. 141. — *Viehoff III, S. 172. — *Pollack a. a. O. S. 290. — *Götzinger II, S. 249. — *Hartert I, S. 172.]

---

32. Hoffnung.

[Vgl. Schiller a. a. O. I, S. 222.]

Zum Verständnisse. Mit dem ebenbesprochenen Gedichte nahe verwandt und in mancher Beziehung seine Ergänzung ist dies Gedicht: die Hoffnung. Aber es steht auch mit dem: die Worte des Wahns in Beziehung. Während in dem letzteren geradezu als Wahn der Glaube oder die Hoffnung bezeichnet wird, daß dereinst die Zeit komme, in der das Rechte und Gute in der Welt siegen und herrschen, daß der Edle auch auf Erden glücklich sein und durch sein Verdienst das Glück an sich heften, daß der Weisheit suchende Geist auf Erden die volle Wahrheit finden werde, stellt der Dichter in der Hoffnung*) einen anderen Gedanken dar. Trotzdem der Mensch bei seinem Suchen nach dem Glücke so oft und so starke Enttäuschnngen erlebt, obgleich er dieses goldene Ziel nie erreicht, er hört nicht auf zu hoffen. Jedes Lebensalter hofft, auch der Sterbende hofft noch. Was folgt daraus? Nicht, daß alle Menschen von einem hirnverbrannten Thore zur Annahme dieses Wahnes sich haben verleiten lassen, sondern daß dieser Hoffnung Realität zukomme. Wir tragen in uns die Idee, daß wir zu etwas Besserem geboren sind, mehr noch, eine Stimme im Innern

---

*) Anapästische Verse hat Schiller nicht nur hier, sondern auch in dem vorigen Gedichte und in vielen Dichtungen kleineren Umfanges und sittlichen Inhaltes angewandt. Vgl. Breite und Tiefe, Licht und Wärme (jambische Verse, sonst ähnliche Strophe), Vier Weltalter, die Worte des Wahns &c. — „Hoffnung“ entstand wahrscheinlich im Dez. 1797, erschien zuerst im 10. Stück der Horen (1797, aber erst im Febr. 1798.).

ruft es uns zu, daß mit diesem Leben von uns noch nicht alles, nicht das Höchste, das Beste erreicht sei.

Diese sonst so leicht faßliche und so weit verbreitete und viel zitierte Dichtung spricht die Unsterblichkeitshoffnung als eine Wahrheit aus. Die Idee selbst könnte ein Wahn sein, aber hier ist eine solche Täuschung geradezu ausgeschlossen. Die Stimme im Herzen ist zu laut, zu allgemein, zu übereinstimmend, um eine Täuschung sein zu können.

[Litteratur: *Götzinger II, S. 254. — *Hartert II, S. 134. — *Hinrichs S. 142. — Viehoff III, S. 110.]

---

33. Die vier Weltalter.

[Schiller a. a. O. I., S. 132.]

1. **Geschichtliches**: Das Gedicht entstand 1802 und war für das Gesellschaftskränzchen bestimmt. Am 4. Febr. 1802 sandte dieses Lied Schiller an Körner und bat um eine Komposition, damit das Lied bereits am 17. Febr. gesungen werden könnte. Schiller nannte das Lied damals noch den Sänger und wünschte ihm eine recht belebte, dithyrambische Musik, um eine recht exaltierte Stimmung auszudrücken, auch wünschte er für die beiden letzten Verse jeder Strophe, als eines vom Chore zu wiederholenden Satzes, eine Variation der Melodie. Körner komponierte das Gedicht, welches seinen vollen Beifall fand, sofort, fügte aber der Melodie einen längeren Brief hinzu, aus welchem folgende Stelle überaus wichtig ist: „In dem Sänger ist eine Stelle, welche von den Feinden des Christentums mißbraucht werden wird. Eine Bitterkeit gegen das Mönchswesen ist bei dem Dichter sehr begreiflich; und in einem dithyrambischen Gesange, wo er seine Ausdrücke nicht abmißt, kann er zu harten Äußerungen gegen eine Religion hingerissen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist. Das erste Wunder, das von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah. Das Christentum in seiner ursprünglichen Reinheit war gewiß ehrwürdig, und noch in seiner jetzigen Gestalt kann und soll es veredelt werden. Du hast als ein Lieblingsdichter der Nation einen weit verbreiteten Einfluß, daher ist es nicht gleichgiltig, wie Du Dich über das Christentum äußerst. Also nimm diese Predigt als Zugabe zu dem Gesange an.“ Aus Schillers Antwort folge nur die Stelle: „Was Du über die Ausfälle gegen die christliche Religion in meinem Gedichte anmerkst, ist gegründet; auch meinte ich vorzüglich diese Stelle, als ich schrieb, daß dem Gedichte noch die letzte

Hand fehle." Somit ist klar, daß Schiller das in Str. 10 Gesagte ehemals in noch derberen Ausdrücken gesprochen hat. Da das Gedicht einen begeisterten Lobpreis der Poesie enthält, so möchte man sich den Titel: Der Sänger gern beibehalten wünschen. Die Poesie ist es, welche den irdischen Freuden erst das höchste bringt, die Krone aufsetzt, ja die irdischen Freuden verklärt. Der Dichter zeigt uns erst das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, das Gestaltete und Gewordene in seinem wahren innersten Werte, wie sie allen Zeitaltern erst die wahre Weihe verliehen hat.

2. **Erläuterungen: Str. 1, 3.** Hierzu vergl. man im Grafen von Habsburg Schillers Worte:

Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.

* * *

Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt. rc.

V. 5. 6. Ohne die Leier (Gesang) ist selbst im himmlischen Saale jeder Genuß, selbst der des Nektars (und der Ambrosia), nur als ein mittelmäßiger (gemeiner) zu bezeichnen.

Str. 2. Der Sänger (und Dichter) ist der Götter besonderer Liebling. Sein Geist ist weit genug, um eine ganze Welt aufzunehmen, und rein genug, um sie wiederzuspiegeln; er ist ein Prophet, dessen Auge ebenso klar das Vergangene als das Zukünftige schaut, ja der zu den geheimsten Anfängen und Ursachen („Saat") der Dinge vorgedrungen ist, als ob er in der Götter ersten Rate gesessen oder doch bereits das erste Leben des Keimes belauscht hätte.

Str. 3. V. 2. „Das zusammengefaltete Leben" = die Welt, die er in seinen Geist aufgenommen und dort gewissermaßen zusammengedrängt hat, breitet der Dichter wieder aus, wie einen schönen und prangenden Teppich, nämlich in den Dichtungen, und zwar nicht nur, wie Hartert meinte, auf der Bühne, sondern überall, jedes Haus zu einem Tempel durch seinen Gesang weihend, da sein Gesang der Preis der Götter ist. So kann der Sänger aus der kleinsten Hütte ein Pantheon (den Himmel voll Götter) machen. (Düntzer erinnert daran, daß Jupiter nach Ovid Met. VIII, 699—702 die Hütte von Philemon und Baucis in einen Tempel verwandelte.)

Str. 4, 1. Zeus erfindungsreicher Sohn (vgl. Eleus. Fest Str. 16) ist Hephästus, der Gott der Esse, (*πολύφρων* Jl. XXI, 367, *πολύμητις* Jl. XXI, 355) und das in dieser Str. angedeutete Meisterwerk ist der Schild

des Achilles, auf die Bitte des Thetis, der Mutter Achills, geschmiedet. Vgl. Homers Il. 18, 778—808 und besonders die Worte:

> Drauf nun schuf er die Erd' und das wogende Meer und den Himmel,
> Helios auch, unermüdet im Lauf, und die Scheibe Selenes*),
> Drauf auch alle Gestirne, so viel sind Zeichen des Himmels.

V. 5. All steht aus Reimnot hier statt des richtigeren Alls.

Str. 5, 5. 6. Das 5. Menschenalter ist das jetzige, welchem die vier anderen, verflossenen, in der Dichtung vorgeführt werden. Hesiod zählte fünf Menschenalter: das goldne, saturnische; das silberne; das eherne; — das heroische und das eiserne. Das silberne deutet den ersten Verfall, das eherne und eiserne deuten den vollen Verfall, jenes vor der Flut, dieses in der Gegenwart (Hesiods), an.

Str. 6. Saturnus oder Kronos wird in der griechischen Mythologie als Sohn des Uranus und der Gäa und als der jüngste der Titanen bezeichnet. Zu seiner Zeit und unter seinem milden, weisen Regimente lebten die Menschen sorglos, glückselig, bis zum höchsten Alter, ohne zu altern, und wurden dann in sanftem Schlummer aus diesem Leben hinausgeführt. „Die Erde gab alles freiwillig her." Der Menschen Thun war ihre Liebe. Vgl. außerdem Hesiod (Werke u. Tage 112 ff.), Ovid (Metam. I, 89 ff.), Vergil (Landbau I, 125).

Str. 7, V. 2. Das heroische Zeitalter ist das Zeitalter der starken Arbeit und des heißen Kampfes. Man denke an Theseus' Kampf mit dem Minotauros, an Herkules' zwölf Arbeiten. Der Stärkste wurde nicht nur als Held anerkannt und gepriesen, sondern auch zum König von den Schwachen erwählt. Am Ausgange dieses Zeitalters steht der trojanische Krieg. Er ist zugleich das stärkste Zeugnis für die Wahrheit der Behauptung Schillers (V. 6), daß die Schönheit immer der Gott der Welt gewesen sei, d. h. daß um der Liebe zu schönen Frauen willen nicht nur ein Kampf von der Bedeutung des trojanischen Krieges**) gefochten worden, sondern daß Frauenliebe überhaupt die Macht gewesen sei, der auch die stärksten Herrscher bewußt sich unterwarfen. (Vgl. Hesiod, Werke u. Tage, V. 159 ff.)

Str. 8. Das dritte Zeitalter ist das der griechischen Kultur, erwachsen aus den Siegen der Hellenen über die Perser, auch anzusehen als ein Sieg über die Roheit und Unkultur, reich an Poesie aller Art (der Chor der Musen deutet das an) und an Künsten der Malerei und Bildhauerei (vgl. die Götterbilder). Ja man könnte dieses Zeitalter gradezu dasjenige der Phantasie (V. 5) nennen. Freilich ist mit diesem auch die Sinnlichkeit („der Sinne flüchtige Lust") verbunden, welche der Dichter hier verschweigt, weil er an jedem Zeitalter nur das Glänzende und Angenehme hervorheben will.

Str. 9. Das christliche Zeitalter ist das vierte. Der Jungfrau Sohn heißt Jesus oder Heiland, weil er die Gebrechen (Sünden) der Welt zu heilen gekommen ist. Die Religion ist hier als das (mit dem

*) = des Mondes.
**) Des Skamanders Feld ist das trojanische Gefilde.

höchsten Inhalte gefüllte) Denken bezeichnet. Der Seelenfrieden verbannt die Sinnenlust, ja er sucht sogar die Versuchungen der Sinnlichkeit (die als Eitelkeit und Üppigkeit erkannt, aber nicht mehr als Zier [vgl. Str. 10, l. 2.] anerkannt wird) zu überwinden in strenger Askese oder Bußübung (z. B. in der Selbstgeißelung der Mönche und Nonnen) oder in ernster Kraftübung (im Turnier der Ritter) zu vergessen. Und daneben ist gerade das Turnier so geeignet, die Liebe zu edlen Frauen zu steigern und die Liebe edler Frauen zu gewinnen (Farbe der Dame, Werben um Frauenminne, „Dank" aus Frauenhand). Besonders geschah alles dies in dem finsteren (vgl. V. 5) Mittelalter, aus welchem als leuchtende Sterne nur die Poesie und die reine Frauenminne in ihrer innigen Verbindung hervorleuchten. Ja gerade die Minne ist die Quelle der neuen Epoche unserer Poesie geworden.

3. Grundgedanke und Disposition: Gesang und Liebe sind die beiden Zaubermittel, welche dem Leben die Jugend erhalten und Frauen und Sänger sollen darum stets zusammenwirken, als die Ursache aller edlen Thaten und die Symbole des Lohnes für letztere. Niemand aber ist so geeignet, die Weltgeschichte zu erfassen und zurückzuspiegeln, als der Dichter, da er die Gabe hat, alles in sich aufzunehmen, aber nur das Angenehme weiterzugeben. Denn der Dichter ist ein fröhlicher Wandrer durch der Zeiten Lauf.

I. Einleitung: Des Sängers Lob: Str. 1—5.
 1) Er ist der Spender der reinsten Freude (Str. 1.).
 2) Er ist der von den Göttern befähigte Deuter der Weltgeschichte (Str. 2.).
 3) Er schmückt das Leben der Mit- durch den Preis der Vorwelt. (Str. 3.)
 4) Er versteht die göttliche Kunst, in ein Augenblicksbild eine Welt zu bannen. (Str. 4.).
 5) Er schaut alles, aber er zeigt nur das Schöne, Angenehme (Str. 5.)

II. Die vier Zeitalter. Str. 6—11.
 1. Das vorgeschichtliche, goldene Zeitalter. (Str. 6.)
 2. Das heroische Zeitalter. (Str. 7.)
 3. Das griechische oder das Zeitalter der Schönheit. (Str. 8.)
 4. Das christliche Zeitalter. Str. (9—11.)
  a, Die erste christliche Zeit. (Str. 9.)
  b, Das Mittelalter a) in seiner Herbigkeit. (Str. 10.)
   b) in seiner Herrlichkeit. (Str. 11.)

III. Schluß: Gesang und Liebe — Frauen und Sänger im innigen Bunde: Die Signatur des fünften Zeitalters.

4. Schlußbemerkungen:

Die Heiterkeit des Tones ist diesem Liede durchaus eigentümlich, und als das letzte der kulturhistorischen Gedichte zeigt es eben darin,

daß es diese Klangfarbe zeigt, eine Steigerung. Nach den verschwundenen Weltaltern findet sich kein Zurücksehnen, höchstens mischt sich ein elegischer Ton am Schlusse der achten Strophe ein, und wir werden unwillkürlich an die Seufzer der 1. Str. in Schillers: Die Götter Griechenlands erinnert. Die meisten Ausleger sehen in der Schlußstrophe nur eine galante Wendung, „die keinen Abschluß giebt“ (Düntzer). Ich kann das nicht finden. Als das Höchste wird immer die Liebe gepriesen und zwar in allen Zeitaltern (nur im 3. tritt sie nicht deutlich hervor, fehlt aber auch da nicht), im ersten wird die Liebe geradezu als das einzige Thun der Menschen bezeichnet, im 2. und 4. als die Krone, der eigentliche Zweck des Lebens hingestellt, und so ist doch eine Zusammenfassung in der 12. Strophe als guter Abschluß anzusehen, um so mehr, da der Gesang doch einer Pointe bedurfte.

[Litteratur: *Viehoff, II, S. 95. — *Hartert II, S. 35. — *Düntzer IV, S. 78. — *Hinrichs S. 99.]

---

34. Berglied.

[Schiller a. a. O. I, S. 129.]

1. **Geschichtliches**: Auch dieses Gedicht ist während der Tellstudien entstanden, wie der oben besprochene Alpenjäger, und zwar gleich im Anfange des Jahres 1804, vor dem 4. Jan., an welchem Tage es bereits in einem Briefe an Körner erwähnt wird. Am 26. Jan. sandte Schiller es an Goethe und zwar als „eine Aufgabe zum Dechiffrieren“. Goethe löste die Aufgabe und schrieb zurück, daß das Lied nichts als ein recht artiger Steig auf den Gotthard sei. Schiller hat also absichtlich jeden Hinweis auf die Gegend vermieden, weil das Gedicht den Charakter eines Rätsels behalten sollte. Daß einzelne Stellen aus Goethes: Mignons Lied (Kennst du das Land?) dem Dichter während der Arbeit vorgeschwebt haben, worauf u. a. Düntzer hinweist, muß zugegeben werden. — Den Stoff (die Ortskenntnis) entnahm Schiller Goethes schriftlichem und mündlichem Berichte, den in den Horen 1796 erschienenen Briefen auf einer Reise nach dem Gotthard, Joh. Müllers Geschichte der Schweizer, Ebels Schilderung der Gebirgsvölker, Scheuchzers Naturhistorie der Schweiz und Fäsis Beschreibung der Eidgenossenschaft. (Vgl. Düntzer a. a. O.)

2. **Form.** Die Strophe ist als eine deutsche mit Aufgesang (und 2 Stollen à 2 Versen) und Abgesang (V. 5. 6.) anzusehen, der Rhythmus ist steigend, bald jambisch, bald anapästisch. — Andre sprechen

gradezu von jambischen Dimetern, und zwar vollständigen V. 2. 4., verkürzten V. 1. 3., bald unverkürzten, bald verkürzten, V. 5. 6.

3. **Erläuterungen:** **Str. 1.** schildert den „Weg von Amstäg über Wasen und Göschenen durch den von hohen Granitfelsen eingeschlossenen Engpaß der Schöllenen, bis zu der 5/4 Stunden davon entfernten Teufelsbrücke.“ (Vgl. Düntzer.) Düntzer weist die Quellen, welche Schiller zu dieser Strophe benutzt hat, einzeln nach. Es sind Wahrheit und Dichtung von Goethe, Goethes Tagebuch der Schweizerreise von 1797, Müller a. a. O. (I, 11.), Meiners (Briefe über die Schweiz, vielleicht!) — V. 1. Steg ist hier so wenig, als im Alpenjäger und in den Kranichen des Ibykus, ein Flußübergang, sondern ein Steig, wie es auch Goethe gebraucht in Mignons Lied: Wolkensteg. Ein langer Aufstieg, auf der einen Seite mächtige, schreckliche Felsen, auf der andern Seite zwar auch Felswände, aber zwischen diesen und dem Pfade das wilde Wasser der Reuß. — V. 2. Ein einziger Fehltritt stürzt dich in den Abgrund und in den Tod. Du gehst unablässig dem Rande deines Grabes entlang. — V. 3. Die Riesen, welche den einsamen Weg sperren, sind die Schöllenen, „sie erscheinen dem Geängsteten als Räuber, welche dem Wanderer auflauern.“ (Düntzer a. a. O.) Von denselben sagt auch Fäsi: „Von Geschenen bis zur Teufelsbrücke reiset man immer der Reuß nach die Schöllenen hinauf. Eine gräßliche und wegen der vielen Lauwenen gefährliche Gegend.“ — — Dir, dem einsamen Wanderer; ein ewig Verderben, weil es scheint, als ob es jeden Augenblick über dich kommen könne, und dir gewissermaßen nie Ruhe, nie das Gefühl größerer Sicherheit sich darbietet. — Und noch eins droht dir, die schlafende Löwin, d. h. die Lawine, der Schneerutsch, den dein Fuß in Bewegung bringen (wecken) und der dich dann mit in das Verderben hinabziehen kann. Die Lawine wird hier eine Löwin genannt, einmal um des Umstandes willen, daß die Lawine in manchen schweizerischen Gegenden so heißt, sodann aber, weil der Dichter hier einen trefflichen Vergleich mit einem schlafenden Raubtiere anfügen wollte. Daß Schiller, der damals allgemein verbreiteten, landläufigen Theorie über die Entstehung der Lawinen huldigte und Ausdruck gab, ist selbstverständlich.

Noch wolle man vgl., was Schiller im 5. Akte des W. Tell, Sc. 2. den Tell zu Parricida sagen läßt: Ihr steigt hinauf dem Strom der Reuß entgegen ꝛc.

Eine Reihe von Kreuzen, am Wege angebracht, sind ebensoviele Memento mori für den Wanderer, wenn gleich vielleicht nicht alle Denkzeichen eines wirklichen Unglücksfalles sind.

Str. 2. Die hier geschilderte Brücke hieß früher die stäubende Brücke, weil sie, aus der Ferne gesehen, selbst zu stäuben scheint, später die Teufelsbrücke, sie wird von dem Wasserstaub besprengt, den die grade unter der Brücke 80 Fuß hinabstürzende Reuß hervorbringt. Die Volkssage läßt diese alte, sehr schmale Brücke vom Teufel erbaut sein. Schiller deutet das nur an, um die Lösung des „Rätsels“ nicht zu sehr zu erleichtern.

V. 4. **Es hätte sich's keiner verwogen.** Das s ist ein Rest

des Genitivs (des Neutrums jetzt noch) statt des. Das Wort verwagen (und sich verwägen) lernte Schiller bei Tschudi kennen; es bedeutet soviel als unser wagen und wird in gutem und bösem Sinne gebraucht. Vgl. die Form verwogen im Alpenjäger: Str. 5, 5. (Aber hinter ihr verwogen rc.)

Str. 3. Jetzt wird das sogenannte Urner Loch und der Blick in das Urner oder Urserner Thal geschildert. Das Urner Loch ist ein durch den Teufelsberg im Jahre 1707 gesprengter, 200 Fuß langer und 12 Fuß breiter Tunnel. Auch für diese Strophe hat Goethes Wahrheit und Dichtung die Quelle abgeben können, ebenso Goethes Briefe; Müller sagt, „hier lächle gleichsam die ganze Natur. Alles ist grün, durch die ganze Gegend wallt hohes Gras, belebt mit aller Art Blumen; alles durchschlängelt die Reuß; da ist Ursexen an der Matte, ein schönes Dorf, an den Hügeln weidet Vieh, über dem Dorf steht ein alter unverletzbarer Hain, ihm wider die Schneelawinen zum sichern Schirm."

Auch in Schillers Tell findet sich auf diesen Blick eine Beziehung:

Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf,
Kein Tag hat's noch erhellt, da geht Ihr durch.
Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude.

Herbst und Frühling gatten sich hier, d. h. sie vereinen sich, sie reichen sich fast die Hände. Der Sommer dauert hier nur 3—4 Monate (nach Fäsi), und es giebt hier eigentlich weder einen Frühling, noch einen Herbst. Ganz so paradiesisch schön, so zum Wohnsitze einladend ist das Thal nur für den, welcher, wie Goethe, es in seinem besten Lichte (im Hochsommer) sieht oder welcher nach Reisebeschreibungen sich ein falsches Bild macht.

Str. 4. Der Ursprung der vier Flüsse, die von hier, (d. h. vom St. Gotthard) ihren Ausgang nehmen und nach den vier Richtungen der Welt und Winde aus einander gehen, ist der Gegenstand der 4. Strophe. Von diesen Flüssen entspringen die Reuß und der Tessin zwei Seen, dem von Stella und dem von Lucendro, und beide kleine Seen sind unweit des Hospiz auf dem Gotthard. Nordöstlich von letzterem Berge, auf dem Gebirge von Crispalt, entspringt der Rhein, und an einem Fuß der Furka endlich (im Westen) nimmt die Rhone ihren Anfang und wendet sich bald, während der Rhein nach Osten fließt, in rein westlicher Richtung durch das Wallis. Da die letzteren beiden Flüsse in den Gletschern entspringen, so kann der Dichter sagen, ihr Quell bleibe ewig verborgen, dasselbe kann auch bezüglich der beiden erstgenannten Flüsse ausgesagt werden. Daß die Reuß durch die Vermittlung der Aar doch noch später mit dem Rheine sich vereinigt, ist ja bekannt. (Licentia poetica)

Str. 5. Unter den beiden Zinken versteht Gödeke den Galenstock und das Mutthorn oder das Schreckhörner und das Finsteraarhorn, während Düntzer an die Felsspitzen des Prosa und des Fiendo, beide 2000' höher als das Hospiz, denkt.

Es ist zweifellos, daß des Dichters Phantasie die Wolken auf diesen Bergzinken ebenso tanzen läßt, wie Goethe und der Volksaberglaube die

Hexen auf dem Blocksberge; man mag immerhin an Elfen denken, welche in dieser unermeßlichen*) Höhe ihren Reigen schlingen.

Der goldene Duft wird von Düntzer nicht mit der in Str. 6 erwähnten Sonnenbeleuchtung in Verbindung gebracht, sondern für eine dichterische Ausschmückung des Wolkentanzes gehalten. Aber an den Nebel erinnert das Wort Duft ebenso deutlich, als an die Sonnenstrahlen das Wort goldene, und ich möchte doch glauben, daß als Tanzreigen der Wolken die sich stets verändernden, herumziehenden Wolken- oder Nebelgebilde aufgefaßt seien, welche die Sonnenstrahlen zu vergolden scheinen.

Str. 6. Gödeke denkt hier an die Jungfrau, Düntzer hingegen an das Mutthorn mit seinem ewigen Eise. Wie Diamanten glitzert das sonnenbestrahlte Eis. Boxberger erinnert daran, daß Schiller den Ausdruck: Sie vergolden sie nur Müller entlehnt habe („Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast, sie vergolden sie nur.) Vgl. das Alpenglühen.

4. Anmerkungen. 1) Goethe hatte in seinem Briefe an Schiller gesagt: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthard, dem man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann, und ein zum Tell sehr geeignetes Lied“. Er mißverstand also einen Passus im Briefe Schillers vom 4. Jan. dahin, daß Schiller das Berglied im Drama Wilhelm Tell verwenden wollte. Daß das Gedicht nicht als eine Allegorie angesehen werden kann, ist klar. Dennoch gebe ich Viehoff darin ganz recht, daß neben den angeschlagenen Saiten eine Reihe von verwandt gestimmten leise mitklingen und daß es dem Dichter wohl nicht unlieb gewesen sein möchte, in Str. 1 an das gefahrumringte Leben, in Str. 3 an den Tod selbst und an das jenseitige Leben flüchtig erinnert zu haben.

2) Aus Schillers Notizensammlung hebt Boxberger zu Str. 3 die Stelle heraus: „Alle vier Jahreszeiten erscheinen oft nebeneinander; Eis, Blumen, Früchte;“ sodann aus der Reise auf den Montanvert in Schilles Thalia (III, S. 17.): „Hier flieht der Winter nicht vor dem Frühling; eine Jahreszeit bietet verträglich der anderen die Hand,“ und (ebd. S. 41.): „Man wünscht hier seinen Lauf endigen zu können, hier zu bleiben und den Ort, mit allem, was man hat, was einem am liebsten ist, zu verschönern.“ Überhaupt läßt sich fast für jedes Wort in dieser Dichtung eine Stelle in einem der Reise- oder geographischen Werke nachweisen, welche Schiller benutzte, und es bleibt doch erstaunlich, wie der Geist Schillers die zerstreuten Stoffe zu einem solchen anschaulichen und naturgetreuen Bilde seiner Phantasie zu gestalten vermocht hat.

Selbstverständlich ist es, daß Schiller eine Reihe landschaftlicher

---

*) Unersteiglich sind jene Felsenhörner zwar nicht, aber genau genommen ist auch das nicht behauptet. Der irdische Zeuge der Wolkentänze fehlt vielmehr dort.

Bilder von besonderer Schönheit hier nahe aneinander gerückt hat. So ist die Teufelsbrücke von der Schreckensstraße $1^1/_4$ Stunden entfernt. —

[Litteratur: *Düntzer, IV, S. 59. — *Hinrichs S. 217. — *Viehoff II. S. 81. — *Hartert II, S. 30. — *Armknecht S. 151.]

---

35. Das Mädchen von Orleans.

[Vgl. Schillers Werke in 4 Bdn. I, S. 228.]

1. Veranlassung des Gedichtes. Bötticher hat im Taschenbuch Minerva (1812) darauf hingewiesen, daß sich gegen Schillers Jungfrau von Orleans in Weimar selbst unter dem Eindrucke, welcher Voltaires unsauberes Gedicht: La Pucelle d'Orléans, (1757) hervorgerufen habe, die stärksten Vorurteile, spöttische Mißdeutungen und hämische Bekrittelungen gerichtet und die Aufführung dieses Dramas in Weimar verhindert hätten. Voltaire hatte die ganze Lauge schmutzigen Spottes auf die Jungfrau gehäuft und die geschichtliche Jungfrau dermaßen diskreditiert, daß man das Wort pucelle in allen feineren französischen Zirkeln verpönte. Auch die arglosesten Ausdrücke Schillers suchten unsaubere Geister in Obscönitäten umzustempeln, und an der ganzen romantischen Erscheinung mit ihren Visionen, Weissagungen, geheimnisvollen Kräften und Wundern nahm der aufgeklärte, religions- und poesielose Zeitgeist Anstoß. Das veranlaßte Schiller, in diesem Gedichte, welches am 19. Juni 1801 an Cotta abgesandt wurde und in dem Taschenbuch für Damen 1802 unter dem Titel: „Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans“ erschien, seinem Grolle Luft zu machen. Erst später erhielt dasselbe die obige, kürzere Überschrift, welche deshalb vom Dichter vorgezogen wurde, weil sein Versuch, die historische (und von Schiller verherrlichte) Jungfrau in einen Gegensatz zu dem Zerrbild Voltaires zu bringen, nicht scharf genug ausgeführt oder ausgefallen war. War schon Schillers Drama eine Ehrenrettung des von Voltaire verleumdeten Wesens, so ist dieses kleine Gedicht eine Abwehr gegen die frivolen, freigeistigen Zeitgenossen, welche die günstige Aufnahme und unbefangene Würdigung der größeren Dichtung verhinderten.

2. Erläuterungen: Str. 1. Von der Jungfrau von Orleans sei hier nur erwähnt, daß Jeanne d'Arc 1410 zu Dom Remy bei Vaucouleurs in Frankreich als die Tochter eines Landmannes geboren wurde, durch himmlische Erscheinungen sich berufen wußte, Orleans, welches die Engländer belagerten, zu entsetzen und Karl VI in Rheims zu krönen. Nach vielen überraschenden Siegen über die Engländer fiel sie 1430 den Burgundern in die Hände und wurde am 30. Mai 1431 zu Rouen als Hexe verbrannt.

Der gemeine Witz ist der geborne („auf ewig") Feind des Edlen und Heiligen; was er nicht erreichen kann, weil ihm die sittlichen Qualitäten mangeln, zieht er in den Schmutz des Spottes herunter und zerstört so, wenn auch angeblich nur sich gegen den Wahn wendend, den Glauben an das Heiligste zugleich.

Str. 2. Doch eine Freundin hat die geschmähte Unschuld, die Dichtkunst; sie erhebt dich, die reine Schwester in ihrem Werte erkennend, zu den Sternen und zu der Glorie der Heiligkeit und Unsterblichkeit.

Str. 3. Momus ist die Personifikation der Tadelsucht, ein Sohn der Nacht, welcher vor Ärger geplatzt sein soll, weil er an der Aphrodite nichts auszusetzen fand; hier ist er, wie Hartert richtig bemerkt hat, mehr der Gott des Witzes und des Spottes, oder, wie ich es deutlicher ausdrücken möchte, der unedle Possenreißer für die gemeinen Naturen, welche der laute Markt vereint; er suche ein Publikum für seine zweideutigen oder eindeutigen Gemeinheiten. Die edleren Geister (welche freilich mit der Welt nicht identifiziert werden dürfen, obgleich sie in der Welt leben) werden den wahren Wert der Jungfrau von Orleans und damit auch der Verherrlichung derselben durch Schiller erkennen und gebührend anerkennen. (V. 1. 2. sind bekannte Memorialverse.)

[Litteratur: *Viehoff III, S. 140. — *Hartert II, S. 147.]

---

36. Pompeji und Herkulanum.

[Schillers sämtl. Werke in 4. Bd. 1874. I, S. 225.]

1. Form: Distichon. (Vgl. Erl. II³, S. 248.)

2. Dichtgattung: Beschreibendes Gedicht. Die poetische Schilderung soll Natur- und Kunstgegenstände, welche sinnlich wahrnehmbar sind, darstellen. Sonach ist dies Gedicht zunächst ein episches, es neigt jedoch, wenn zugleich der Eindruck geschildert wird, welchen die Erscheinung auf das Gemüt des Anschauenden macht, zur Lyrik hin und kann ebenso didaktische (lehrhafte) Elemente aufnehmen. Das Gedicht Schillers: Pompeji und Herkulanum ist ein lyrisch-episches, welches man auch wohl zu den Elegien gerechnet hat. (Vgl. Erl. I³, 183—184 Anm.)

3. Zum Verständnisse des Gedichtes:

Tacitus erzählt uns in seinen Annalen, daß die beiden Städte Pompeji und Herkulaneum (wir sagen gewöhnlich, aber minder richtig, Herkulanum), nachdem sie bereits i. J. 63 nach Chr. durch ein schweres Erdbeben furchtbar gelitten hatten, i. J. 79 nach Chr. am 24. August durch einen Ausbruch des Vesuv, in dessen Nähe diese Städte Cam-

paniens lagen, mit Asche und Lava völlig überschüttet seien. Wer nicht zeitig entrann, der wurde eine Beute des jähen Todes, wie, vom Forschungstrieb zurückgehalten, auch der berühmte Naturforschers Plinius der Ältere. Pompeji ward vierzehn Fuß hoch mit Asche, Sand und Bimstein bedeckt, über Herkulaneum lag eine solche fünfzig bis hundert Fuß dicke Lavadecke. Auf dieser Asche und Lava, welche Herkulaneum begraben hatte, baute man später die Städte Portici und Resina auf.

Erst im Jahre 1711 stieß man, als auf Befehl des Prinzen Elboeuf in Portici ein Brunnen gegraben wurde („wir flehten um trinkbare Quellen"), auf das Theater zu Herkulaneum. Man fand drei weibliche Statuen. Aber erst 30 Jahre später wurden die Ausgrabungen fortgesetzt; damals unterblieben sie, weil sie größere Forschungen wegen der darauf gebauten Städte und wegen der Festigkeit der Lava nicht vornehmen ließen. Pompeji aber ward später zu mehr als einem Drittel ausgegraben und der Wissenschaft ein getreuer Einblick in eine altgriechische Stadt eröffnet.

Schiller fordert Griechen und Römer auf, die alten und neuerstandenen Städte anzuschauen, jene haben in Herkulaneum (die der Sage nach Herkules zum Gründer hatte) das Muster einer griechischen, diese in Pompeji das einer römischen Stadt.

Von nun an verbindet Schiller das, was sich in beiden Städten gefunden hat, zu einem Gesamtbilde, die einzelnen Züge bald den Resten jener, bald dieser Stadt entlehnend.

Man hat ganze Straßen aufgedeckt und sie schnurgerade gefunden (Giebel an Giebel); der räumige Portikus ward entdeckt, d. h. von oben bedeckte und an beiden Seiten halb verschlossene, auf 2 oder mehr Säulenreihen ruhende Hallen, welche man zum Spaziergang bei ungünstigem Wetter benutzte. Die Wände waren durch Gemälde geziert. Man fand ferner ein Theater mit 7 Ausgängen zu Herkulaneum fast zu Anfang der Ausgrabungen und später zwei Theater in Pompeji. Alles ist so wohl erhalten, daß man, wenn die Schauspieler (Mimen) da wären, ein altes griechisches Trauerspiel aufführen könnte, etwa „die Iphigenie in Aulis," die griechische Jungfrau, welche von dem Sohne des Atreus, dem König Agamemnon, ihrem eigenen Vater, geopfert werden sollte, um den Zorn der Göttin Artemis zu besänftigen und für die griechischen Helden und Streiter, welche nach Troja absegeln wollten, günstigen Wind zu erlangen, oder „die Eumeniden," jenes furchtbare Stück, in welchem der Sohn Agamemnons, Orestes, von dem Chor der grausigen Erinnyen oder Rachegöttinnen (Eumeniden) wegen seines Frevels verfolgt wurde. (Er hatte seine gattenmörderische und in Ehebruch gefallene Mutter Klytämnestra, welche ihren Gemahl Agamemnon nach der Heimreise von Troja getötet hatte, ermordet, war aber dann selbst von den Rachegöttinnen unsagbar gepeinigt worden, bis ihn der Areiopag in Athen, das heiligste Gericht Griechenlands,

feierlich lossprach.) Das erstgenannte Stück hat Euripides, das letztgenannte Äschylus zum Verfasser.*)

Weiter führt uns der Dichter durch den Triumphbogen („Bogen des Siegs“) zu dem Marktplatze („Forum“), wo auch Gericht gehalten wurde. Der Stuhl, auf welchem der Richter („Prätor“) saß, wenn er Recht sprach, hieß der kurulische. Er war ein stattlicher, aus Elfenbein oder Marmor oder Metall bereiteter Sessel ohne Lehne (auf solchen saßen übrigens auch andere obrigkeitliche Personen). Alle Magistrats-Personen (außer den Censoren) hatten ihre besonderen öffentlichen Diener, die Liktoren, welche das Zeichen der Amtsgewalt des ihnen folgenden Beamten vorantrugen, nämlich die Fasces (Rutenbündel mit vorragenden Beilen).

Auf den Straßen sehen wir auch längs der Häuserreihen höher gelegene Trottoirs (namentlich in den sorgfältig gepflasterten, übrigens schmalen Straßen Pompejis). —

Nun zeigt uns Schiller ein einzelnes Wohnhaus. Das Dach springt über des Hauses Vorderwand vor und schützt so den Fußgänger vor Wind und Regen. Die Häuser haben meist nur Fenster nach dem Hofe, nicht nach der Straße.**) Die Fenster waren übrigens nur Licht- und Luftlöcher, mit Läden verschließbar. Folgen wir dem Dichter zunächst ins Speisezimmer (triclinium)! Da sind die Bänke (3 Speise-Sophas = lecti) an den drei Seiten des Zimmers („rings um den Rand“) der Betrachtung wert (die Vorderseite blieb für die Diener frei, welche die Speisen herbeitrugen), aber auch der schöngetäfelte Fußboden (das „Estrich“); an der Wand gewahren wir auf trockenem Kalk Gemälde, zu kleinerem Teil Freskogemälde, so frisch und wohlerhalten, als hätte der Maler eben den Pinsel weggelegt.***) Von einer gemalten Guirlande („Feston“) von Blumen, Blättern und Früchten sind oft solche Gemälde eingerahmt.

Einzelne solcher Gemälde werden uns vorgeführt. Zunächst sehen wir einen Liebesgott (Amor) und Schutzgeister der Menschen (Genien) mit Weinlese und Kelter beschäftigt (man hat die zahlreichen Liebesgötter oder Eroten, welche menschliche Thätigkeiten nachahmen, anfänglich für Genien gehalten; so auch Schiller.) Auf einem anderen Bilde sieht man eine tanzende Bacchantin, d. h. eine der rasenden Frauen, welche den Gott Bacchus oder Liber (Dionysos), den Gott des Weins, des Wein- und Obstbaues, begleiteten; ein drittes Bild zeigt uns eine schlummernde Bacchantin, in ihrem Schlafe von einem Faun, d. h. einem Sohn des Feld- und Waldgottes Faunus und seiner Gemahlin Fauna, belauscht. Solche Faunen wurden mit

*) Übrigens vollzog Agamemnon nicht selbst die Opferung seiner Tochter, sondern der Priester that solches.

**) Man gelangt durch die Hausthüre zunächst in die äußere Hausflur (vestibulum), dann durch eine zweite Thür in einen zweiten Gang, die innere Flur (ostium) und von dort auf den Hof (atrium), in welchen alle Gemächer des Parterres ihre Ausgänge hatten.

***) Über 2000 solcher Gemälde hat man in beiden Städten wieder aufgefunden.

kleinen Hörnern zwischen den krausen Haaren, krummer Nase, bocksähnlichem Gesicht, spitzen Ohren, Ziegenfüßen und kurzen Schwänzen dargestellt. Die Faunen waren spezifisch italische, altlateinische Gottheiten niederen Ranges. Ihr Anblick war für die Menschen um so entsetzlicher, da die Faunen es liebten, den Menschen unvermutet zu erscheinen. Ein viertes Bild zeigt uns eine Bacchantin, auf einem Centauren reitend.*) Centauren, die Söhne des Ixion, werden später meist mit Pferdeleib und Pferdefüßen, aber mit menschlichem Oberkörper, Kopf und Armen dargestellt. Auf einem solchen Doppelwesen ritt eine Bacchantin, deren wild umherfliegendes Haar mit Schlangen durchflochten, deren Stirn von Epheu und Weinlaub geschmückt war, während die Schulter das Fell einer Hindin deckte. Sie schwang den Thyrsus, eine Weinrebe, welche mit Epheu umwunden war. —

Es fehlt im Speisezimmer nur an den Knaben (Sklaven), welche die Speisen auftragen, an den Mädchen (Sklavinnen), welche in den etrurischen (zu Aretium in Etrurien, dem heutigen Toskana, gefertigten kostbaren Vasen) Krügen (meist schwarzen, aus Ton gebrannten Gefäßen, mit roten Figuren) Wein holen könnten. Auf dem Herde steht ja noch der Dreifuß, dessen drei Füße geflügelte Sphinxen waren. Letztere sind Ungeheuer, deren Kopf und Brust wie eine Jungfrau gebildet war, deren Rumpf einem geflügelten Löwen glich. — Auf die Dreifüße setzte man die Pfannen.

Münzen finden sich noch, unter dem damaligen Kaiser Titus Flavius Vespasianus (der von 79—81 regierte) kürzlich geprägt. — Unter den Schmuckgegenständen finden sich auch in Glas nachgebildete Edelsteine („glänzende Pasten"). Auch die Badestube ist unversehrt, die kostbaren Salben und Öle finden sich noch vor; desgleichen von den eitlen Athenienserinnen zuerst gebrauchte, später weiter verbreitete Schminken.

Auch für die Männer findet sich des Interessanten genug in der reichen Bibliothek („Museum"). In Schränken sind noch viele Rollen**) d. h. Bücher. (Diese bestanden damals zumeist aus Blättern von Pergament, welche an einer Seite durch Leinen zusammengefügt und an einem hohlen Cylinder befestigt waren; ein drehbarer, oben und unten mit einem Knopfe versehener Stab ging durch diesen Cylinder.) — Weiterhin fand man Schreibgerät, Wachstafeln und dazu gehörige oben breite***) metallene Griffel.

---

*) Gerade dieses ist eines der schönsten Gemälde zu Herkulanum. (Vgl. Murr. Bd. I, Tab. XXV. Nürnberg 1777. 9 Bde.) Dem Centauren sind die Hände auf den Rücken gebunden, die Bacchantin ist fast nackend, ihre Kleider flattern im Winde, sie hält an den Haaren den Centauren fest und stößt ihn mit dem rechten Fuße.

**) Seltene, d. h. wertvolle Rollen waren es jedoch nicht; es wurden viele mühsam entziffert, obwohl sie bereits verkohlt waren; der Inhalt aber blieb weit hinter den Erwartungen zurück.

***) Zum Auswischen der in Wachs eingegrabenen Schrift, was durch Glätten des Wachses mit dem breiten Stifte geschah.

In der Hauskapelle (sacellum) stehen in besonderem Schranke die Bilder der **Penaten**, der Hausgötter der Römer. — Auch Tempel findet man, so z. B. einen Tempel des **Hermes** (Merkur), des Götterboten und Gottes des Handels; dieser trägt seinen goldenen Heroldstab (**Caduceus**), mit dem er die Augen der Menschen schließt (für den Traum) und dann wieder öffnet. In ihrer andern Hand trägt die Statue des Hermes hier die Siegesgöttin (Victoria), ein „reizendes geflügeltes Mädchen," welches in leicht schwebender Stellung sonst auch auf einer Hand der Statue des Jupiter, der Pallas Athene ꝛc. gefunden worden ist. Übrigens sind alle diese Funde nicht mehr in Pompeji (noch weniger in Herkulaneum) zu sehen; vielmehr sieht man dort nur noch die leeren Häuser. Alles Wertvolle, Kunstwerke und Geräte, wurde sorgfältig herausgelöst und entfernt, damit es vor neuen Ausbrüchen des nahen Vesuvs gesichert bleibe, nicht minder aber gegen die Beschädigungen und Beraubungen geschützt sei, welche Neugierde, Frivolität und Sammlertrieb an solchen Denkmälern des Altertums vornehmen könnten; alle diese Antiquitäten findet man jetzt schön geordnet in Neapel.

4. Einzelne Bemerkungen zu dem Gedichte.

Das Gedicht ist im Juli 1796 schon gesetzt worden (für den Musenalmanach des folgenden Jahres) und steht auf dem ersten Bogen des Almanachs. Es ist schon früher entstanden, nicht erst, wie man infolge einer irrtümlichen Auffassung eines Briefes an Goethe annahm, im August jenes Jahres.

Str. 4, 1. „Giebel an Giebel." **Götzinger** findet diesen Ausdruck sehr unpassend, da Giebel die Spitze eines schrägstehenden Daches bedeute, während die Häuser der Alten platte Dächer gehabt hätten. Allein **Düntzer** macht darauf aufmerksam, daß auch Goethe dies Wort im Sinne der **senkrechten Vorderwände** gebrauche.

Str. 5, 1. Dio Cassius erzählt in seiner römischen Geschichte, daß die Bewohner von Pompeji gerade im Theater gewesen seien, als das Unglück hereinbrach. Doch war Rettung um so leichter möglich, da das Theater „sieben Mündungen" hatte und außerdem in der Nähe des Thores der Stadt sich befand. (Vgl. Götzinger a. a. O. S. 151.)

Str. 6. Übrigens hatte Schiller eine ganz besondere Veranlassung, gerade diesem Sagenkreise mehrere Scenen zu entnehmen: Man hat in Pompeji mehrere Wandgemälde gefunden, welche diese Gegenstände behandelten. Gleichwohl irrte er in der Annahme, daß dort **griechische** Stücke zur Aufführung gelangt seien. — „**Mimen**" nannten die Römer übrigens nicht alle Schauspieler, sondern nur die **Nachahmer**, die **Komiker**. Schiller gebraucht das Wort auch sonst im weitesten Sinne.

Str. 7, 2. Auf dem „**curulischen Stuhl**" konnte sich nur eine Person befinden, eben der Prätor. Der Plural **Gestalten** bleibt immerhin dunkel. Winkelmann teilt mit, daß sich im Museum zu Portici (also jetzt in Neapel) zwei sellae curules befunden hätten. Ebenfalls ist es nicht leicht

zu erklären, daß nach Str. 8 in Pompeji oder Herkulaneum die Anwesenheit eines Prätors vorausgesetzt wird, obgleich es in der Zeit des Titus etwa 18 Prätoren gab, von denen ein Teil in dem Lande umherreiste, um an den einzelnen Orten Recht zu sprechen. In Pompeji gab es übrigens keinen Prätor, sondern zwei Männer, welche des Richteramts pflegten (duumviri juri dicundo.). Wahrscheinlich waren ihre Sessel den curulischen ähnlich; jene im Museum zu Portici sind von Erz und haben kreuzweise gelegte runde Beine, wie auch die curulischen Stühle, welche früher aus Elfenbein, später aus Marmor oder Erz gefertigt und von den Prätoren in die Provinz oder auch in den Krieg mitgenommen wurden.

Str. 10, 2. „heimlich“ kann als ein Wortspiel angesehen werden. da es sowohl geheim, als gemütlich (wo man sich heimisch fühlt), bedeuten kann; geheim, weil kein Fenster von der Straße ab die Zimmer erkennen lassen; gemütlich ist mit traulich fast gleicher Bedeutung, weil jedes Plätzchen, welches gegen die Außenwelt abgeschlossen ist, in seiner Verborgenheit auch etwas Beruhigendes, Angenehmes hat.

Str. 11, 2. „lustige“ = heiter und darum erheiternd, zur Fröhlichkeit stimmend.

5. **Disposition:**

1. Einleitung (St. 1—3): Die wundersame Entdeckung. Der Gesamteindruck der beiden Städte.
2. Die Hauptgebäude: (Str. 4—8a.)
   a. Portikus: (Str. 4.)
   b. Theater: (Str. 5—7.)
   c. Triumphbogen: (Str. 8a.)
3. Das Forum und die Straßen: (Str. 8a—9.)
   a. Das Forum: (Str. 8a—9a.)
   b. Die einzelnen Gassen: (Str. 9a.)
   c. Die Trottoirs: (Str. 9b.)
4. Ein einzelnes Haus: (Str. 10—26a.)
   a. Dach: (Str. 10a:)
   b. Zimmer, Thüren, Fenster: Str. (10a—11.)
   c. Das Speisezimmer:
      α, Die Tischbänke: (Str. 12a.)
      β, Das Estrich. (Str. 12b.)
      γ, Die Wandgemälde: (Str. 13—17.)
         a. Liebesgötter und Genien in Weinlese und Kelter.
         b. Tanzende Bacchantin.
         c. Schlummernde Bacchantin, von einem Faun belauscht.
         d. Bacchantin auf einem Centauren reitend.
      δ, Geschirre und Krüge: (Str. 19.)
   d. Der Herd und die Küche: (Str. 19.)
   e. Münzen, Wage, Leuchter, Lampe, Kleinodien: (Str. 20—22.)
   f. Badestube und Toilette-Gegenstände: (Str. 23.)

g. Bibliothekzimmer: (Str. 24. 25.)
h. Hauskapelle und Penaten: (Str. 26a.)
5. Götterbilder, Tempel, Altäre: (26a—28.)

6. Zur Würdigung.

Über das Gedicht sagt Kurz a. a. O., daß Schiller im Gegensatz zu den „Sängern der Vorwelt“ und den „Göttern Griechenlands“, in welchen das Lob der Vergangenheit neben den Tadel der Gegenwart gestellt sei, hier ein „selbständiges Bild des entschwundenen Lebens uns gebe, das auch ohne Gegensatz zur lebendigsten Anschauung gelangt.“ „In dieser Elegie tritt das Talent des Dichters in mehrfacher Weise glänzend hervor. Denn erstens ist die Kunst bemerkenswert, mit welcher er ein so reiches volles Gemälde — er stellte uns ja das öffentliche und häusliche Leben des Altertums in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen dar, — in so wenigen Zügen zeichnet, daß die Phantasie, ohne überladen zu werden, eine Fülle von Anschauungen gewinnt; und wenn wir uns dann Rechenschaft zu geben suchen, wie er dies bewerkstelligen konnte, so wird es uns klar, daß dieses Ergebnis nur durch die meisterhafte Anordnung des Ganzen gewonnen wurde, indem der Dichter anfangs ein Bild der allgemeinen Erscheinung entwirft, hierauf die Höhepunkte desselben feststellt und erst dann auch in die Einzelheiten eingeht.“ — Viehoff (ausgew. Stücke II. S. 234.) erkennt zwar die Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung vollkommen an und zwar um so bereitwilliger, da Schiller Italien nie gesehen habe und doch mit einer wunderbar glücklichen Phantasie nach den Berichten der Reisenden so treue Bilder hervorbringe; auch lobt er den Reichtum der Bilder und Ideen auf beschränktem Raume; aber er tadelt, daß das Gedicht da abgebrochen sei, wo es der Dichter geschlossen habe. Er vermißt einen Wende- und Beruhigungspunkt im Gedicht, da die Illusion, welche der Dichter in sich und uns erweckt habe, doch sich ausleben müsse. Es fehlten dieser wiedererstandenen Stadt doch die Bewohner, und so werde die Erwartung, welche der Dichter in dem Leser oder Hörer wecke, daß der nächste Augenblick Menschen bringen werde, nicht erfüllt. Darum sagt er schließlich: „Bis zur Enttäuschung, bis zu einer Katastrophe, bis zu einer Auflösung der, wenn auch aus freudiger Anregung hervorgegangenen, doch mit etwas peinlichem Staunen gemischten, Illusion in ein klarbewußtes Gefühl der Trauer um das längstversunkene große römische Leben hätte, nach meiner Ansicht, das Gedicht fortgeführt werden müssen.“ Hoffmeister hatte darauf erwidert: „In den Göttern Griechenlands hatte Schiller seine Sehnsucht nach der Hellenenwelt rührend und erschütternd ausgegossen; in milderer Klage hatte er in den Sängern der Vorwelt den entschwundenen Volkssinn für Schönheit und Kunst zurückgewünscht. Hier, in Pompeji und Herkulaneum, bewillkommnet er freudig das Geschlecht und die Zeit als neu erstanden, deren Verlust er früher beweinte.

Das ist die Bedeutung des Gedichtes. Und darum ist das Entzücken ganz rein durchgehalten von Anfang bis zu Ende, und die Illusion der Phantasie nicht am Schluß des Gedichtes der Wirklichkeit zur Beute gegeben. Die Komposition wäre durch einen elegischen Ausgang abgeschwächt worden; die Macht dieses Phantasiegebildes besteht eben darin, daß sie den Schein zu etwas Wirklichem macht." Das bestreitet nun Viehoff (Schill. lyr. Ged. III[b], S. 128) durchaus und mit Recht. Ein freudiges Gefühl ist im Gedichte wohl zu finden, das Gefühl der Überraschung für solche, welche wertvolle Entdeckungen machen, doch von einer freudigen Begrüßung des längst begrabenen Geschlechtes ist nicht eine Spur. Der Dichter vermißt die Menschen allerorten. Darin stimme ich mit Viehoff überein, aber doch nicht in seinem Tadel. Ich bestreite, daß der Dichter in uns habe die Illusion erwecken wollen, es lebten in Pompeji noch die alten Römer, in Herkulaneum noch die griechischen Kolonisten, und es würden im nächsten Augenblicke die Einwohner auf die Straße treten, aus dem Theater herausfluten, auf dem Markte zum Gerichte zusammen strömen, es würden die alten Sklaven und Sklavinnen unseren Befehlen nachzukommen sich beeilen und die Priester der Aufforderung zum Opfer entsprechen. Die Frage: Wohnt unter der Lava verborgen noch ein neues bisher unbekanntes Geschlecht? braucht der Dichter nicht mit Nein zu beantworten. Die neue Frage: Kehrt das entflohne zurück? verneint jene erstere. Aber darum handelt es sich nicht, uns die Selbsttäuschung zu erhalten, ob das erstandene Pompeji wirklich bewohnt sei, sondern uns davon zu überzeugen, wie wohlerhalten diese Jahrtausende ruhende Stadtmumie sei, so daß sie erst eben verlassen zu sein scheine, obgleich sie schon so lange verschüttet sei (Vgl. Str. 3, 1. und Schlußstrophe) und uns dann ein Bild altrömischen Lebens und Treibens zu geben. Um letzteres uns zu deutlicher Anschauung zu bringen, wünscht er, ruft er, befiehlt er die Menschen herbei, welche unsere Pantasie uns nun sofort hervorbringt. Es vertreten unsere Phantasiegebilde die alten, längst verschwundenen Bewohner dieser Stadt und dieser Häuser, die Besucher dieses Theaters und des Forums, unsere Gebilde treten mit uns in Beziehung, sie bedienen uns, sind unseren Wünschen gehorsam und beleben so die begrabene Stadt. Der Dichter aber leitet unsere Phantasie, damit das hervorgezauberte Leben dem Leben der alten Welt auch vollkommen entspreche.

Eine elegische Stimmung ruht nicht auf dem Ganzen, und am Schlusse unserer Wanderung durch die neuerstandene Stadt soll sich nicht der Seufzer emporringen: „O wären wir doch Griechen oder Römer und Heiden statt Deutsche und Christen!" sondern der Dank gegen den Dichter sich äußern, der so liebenswürdig gewesen ist, unser Führer in dieser fernen und fremden Stadt zu sein, und so geschickt, von dem altrömischen Leben und Treiben uns so anschaulich, als es eben in einer

so kurzen Schilderung irgend möglich war, unterrichtet zu haben. Eine Klage über die entschwundene Zeit und über die traurige Gegenwart ist hier ebenso wenig zu finden, als ein Lob der Vergangenheit; noch weniger hat der Dichter irgend welche Veranlassung, uns am Schlusse seinen und unsern Schmerz auszudrücken, daß das alles, was wir als bewohnt uns eingebildet hätten, doch öde, leer, tot sei, daß unsere Illusion leider eine — Illusion sei. Wir begleiten den staunenden und doch mit dem Altertum vertrauten Dichter mit freudiger Überraschung, nehmen dieses edlen Cicerone*) lebendige Erläuterungen an, aber von einer süßen Selbsttäuschung ist keine Rede, und darum ist eine schmerzliche Enttäuschung uns erspart.

7. Schriftliche Aufgaben:

1. Zerstörung und Entdeckung der beiden Städte Herkulaneum und Pompeji. — 2. Gedankengang des Gedichtes gl. N. von Schiller. — 3. Ein römisches Haus. Beschreibung. —

[Litteratur: *Götzinger II⁵, 1877. S. 150 ff. — *Viehoff, ausgew. Stücke deutscher Dichter II, S. 226. — *Hartert I, S. 160. — *Düntzer III, S. 147. — *Viehoff, Schill. lyr. Gedichte III⁵, S. 121. — *Hinrichs I, S. 156. — *Reuter, S. 307. — *Kurz, III, S. 295. 355.]

---

37. Der Spaziergang.

[Schiller a. a. O. I, S. 205.]

1. Erläuterungen:

V. 1. Mein Berg, ein Ausdruck der Vertraulichkeit für den Berg, welchen Schiller zunächst erschaut, wenn er des Zimmers Gefängnis in der Frühe des Morgens entflohen ist und nun dem Berge entgegen wandert, dessen Gipfel bereits von der Sonne vergoldet wird.

V. 4. Der fröhliche Chor der Singvögel. Daß das Wort Chor Schiller besonders geläufig war, ist oben schon erwähnt; vgl. auch Schillers Grafen von Habsburg, Str. 1.

V. 9. Balsamisch = duftend wie Balsam; von dem angenehmen und starken („Strom") Duft, welchen die gesamte morgenfrische Natur ausströmt, empfängt der Dichter Stärkung und Erquickung zugleich. —

V. 10. Die Augen saugen, wie im Durstgefühle, mit Wohlbehagen das energische Licht ein.

V. 12. Die verschiedensten Farben erscheinen im Wettstreite mit einander, dennoch ist in ihrem Nebeneinander die vollste Harmonie. So

*) Es ist eine geradezu unverantwortliche Leichtfertigkeit, wenn Keller a. a. O. S. 414 behauptet, ich sähe in Schiller nur einen „edlen Cicerone".

weckt jedes Einzelne ein besonderes Wohlbehagen, einen angenehmen Reiz, und das Ganze zugleich das Gefühl der Vollbefriedigung, d. h. der Anmut.

V. 13. Es ist schon von Götzinger auf das Charakteristische in dieser Schilderung hingewiesen, daß der Dichter lediglich als der Empfangende hingestellt wird. Die Wiese empfängt ihn, die Biene summt um ihn, der Sonne Pfeil trifft ihn, ambrosische Nacht umfängt ihn, das schattige Buchendach nimmt ihn auf. Es kann nicht besser als auf diese Weise das völlige Hingegebensein an die Natur, der Naturgenuß geschildert werden. Der Mensch ist da ganz der Empfangende, er ist der Einsame und darf alles Schöne, was in seine Empfindung tritt, auf sich beziehen und als ihm gegeben annehmen.

V. 15. Der Flügel wird zweifelnd genannt, weil die Biene durch ihr Hin- und Herfliegen den Eindruck des Schwankens und Zweifelns macht: Es ist also eine Metapher und Synekdoche verbunden.

V. 17. Die Weste = die kühlenden Winde überhaupt (Pars pro toto, Synekdoche); kein Lüftchen regt sich, und darum wirkt (im Sommer) auch die Morgensonne bald stechend. Pfeil und Strahl sind eigentlich identische Begriffe, da man unter Strahl zunächst auch nur einen Pfeil verstehen muß. So ist also unser Sonnenstrahl eigentlich auch ein bildlicher Ausdruck, nur daß das Bild uns verloren gegangen ist. (Vgl. Berglied, Schlußstrophe: Es schießt die Sonne Pfeile von Licht.)

V. 20. Ein einzelner Windstoß macht die Bäume, besonders hier die Erlen, erbeben. Auch das vom Tau bedeckte und versilberte Gras gerät in wogende Bewegung.

V. 21. Der Dichter hat den Saum des Buchenwaldes und damit den Fuß des Berges erreicht. Ambrosisch soll wohl hier in demselben Sinne verstanden werden, wie erquickend (Ambrosia war die Götterspeise, Nektar der Himmlischen Trank) und ist der Ausdruck nur deshalb gewählt worden, damit durch diese Einschränkung des Begriffes der letztere gesteigert werde.

V. 35. Bis jetzt ist auch nicht eine leise Spur menschlichen Lebens in der Schilderung dargeboten. Erst der Steig (V. 36) deutet auf menschliche Kunst und Vorsichtsmaßnahmen.

V. 39. 40. Diese Verse erinnern deutlich an Schillers Eleusisches Fest. Dort ist es Demeter, welcher die Grenzlinien (Furchen) zieht und damit das Eigentum unter den Schutz des Gesetzes stellt.

Diese Furchen sind auch eine Schrift (V. 41.), eine freundliche Schrift des Gesetzes*), wodurch Gott die menschliche Gesellschaft erhält, nachdem sie aus der ersten Liebe des goldenen Zeitalters, wo das Mein und Dein noch nicht geschieden waren und alle die Liebe regierte, herausgefallen ist. (V. 42.)

V. 55. „Noch nicht zur Freiheit erwachet" „Glückliches

*) Die Vorstellung entlehnte Schiller Röm. 2, 15.



Volk der Gefilde" ist allerdings nicht ganz zusammenstimmend mit der vorausgehenden Stelle: „Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand." Immerhin hat diese Stelle wohl die Bedeutung, daß ein Volk, welches zwar nicht mehr von der Liebe, aber doch vom Gesetze sich regieren läßt und noch nicht die Kehrseite der Bildung, den Durchbruch der Gesetze in Willkür und Schrankenlosigkeit, kennen gelernt hat, noch verdient glücklich gepriesen zu werden. Es respektiert doch das Gesetz und bleibt harmlos, wie wohlerzogene Kinder.

V. 59. Der fremde Geist ist der Geist des von der Natur losgelösten, aber der letzteren seine Ideen aufprägenden, Menschen, des Kulturmenschen. Die bisherige Natur war in ihrer Planlosigkeit schön, jetzt berühren die planmäßig zu Alleen vereinten Bäume (Pappeln) fremdartig.

V. 66. Unter dem Dienergefolg verstand Götzinger fürstliche Diener und Söldlinge, die er vor dem Fürstenschlosse postiert annimmt, während es auf alle die Anzeichen des städtischen Geistes außerhalb der Stadt zu beziehen ist. Die Stadt ist der Herrscher, und alles, was außerhalb der Stadt auf die letztern hinweist, das Dienergefolg.

V. 68. Türmend ist ein Schiller geläufiges Epitheton der Stadt und Paläste (Vgl. Melancholie an Laura Str. 3.: „Unsre stolz auftürmenden Paläste") und findet sich schon in Klopstocks Messiade (VII, V. 626 „Rings ertönte die türmende Stadt"). Das Wort ist in reflexivem Sinne gebraucht.

Schwerer erscheint die Auslegung der Worte: „Aus dem felsigen Kern." Man darf wohl annehmen, daß sich die Stadt auf einen Felsen gegründet habe. Dadurch erglänzt sie weithin und ist zugleich gegen die Feinde gesicherter. Endlich wird damit die relativ große Schwierigkeit angedeutet, welche der entwickeltere Kulturmensch, der Städter, zu überwinden gehabt und gewußt hat, um sich eine feste Heimat zu gründen.

V. 69. Die Faunen, d. h. eigentlich neben den Satyrn und Panen mißgestaltete Begleiter des Bacchus. Es sind gewissermaßen untergeordnete Gottheiten, welche später vornehmeren Platz machen und in des Waldes Verborgenheit, ähnlich unserem Köhlerglauben, ihre Existenz fristeten oder weiter gehegt wurden.

V. 72. Je größer die Stadt, desto größer ist der Verkehr, desto schneller der Umsatz, desto eiliger der Mensch, desto teurer die Zeit. Das Wort „ummwälzt" ist allerdings keine ganz richtige Bildung und zugleich ist die Vorsilbe um um ihren Ton gebracht und zur tonlosen (kurzen) Silbe herabgedrückt worden.

V. 73 schildert allgemein den Wettstreit der verschiedenen Handwerke, und zwar noch ungeschieden nach seinen inneren Motiven.

V. 74 stellt die feindliche Konkurrenz („Großes wirket ihr Streit") und das Ineinanderarbeiten, den Zusammenschluß verschiedener Handwerke in der Fabrik („Größeres wirket ihr Bund) nicht nur neben einander, sondern auch einander gegenüber.

V. 79 ff. finden wir eine ganz ähnliche Darstellung als in dem Eleusischen Fest. Dort sind auch die Götter bereits einzeln besprochen; Ceres kommt freilich hier etwas post festum, da sie eigentlich nicht sowohl in die Stadt, als auf das Land gehört; doch ließ die große Rolle, welche sie in jenem naturhistorischen Gedicht spielt, nicht zu, daß sie hier ganz übergangen werde. Hermes deutet hier auf den schätzeerwerbenden Seehandel (Anker) hin, Bacchus und Minerva (Athene) bieten höhere Genüsse des Friedens, Neptun (Poseidon) das Streitroß, Mutter Cybele die Mauern (si vis pacem, para bellum!). In der Stadt entwickelt sich schneller die Civilisation: Lehrer werden hinaus gesandt als Bahnbrecher der Kultur, die Rechtspflege bildet sich aus und wird zu einem geordneten Institute, der patriotische Gemeinsinn erzeugt sich und erzeugt Helden, welche dem Vaterlande auch sterbend nützen. Die Penaten (V. 90) sind somit nicht sowohl die Haus-, als die Schutzgötter des Staates (Lares publici).

V. 97—98. Dieses Distichon ist eine Übersetzung der von Herodot (VII, 228) dargebotenen, von Cicero (Tusc. I, 42, 101) übersetzten ins Lateinische Grabschrift der 300 Spartaner, welche unter dem Oberbefehl des Königs Leonidas in der Schlacht bei den Thermopylen den Opfertod für das Vaterland erlitten.

V. 100. Der Friede und die Früchte desselben sprießen aus der Saat des heldenmütig durchgekämpften und ehrenvoll beendeten Krieges.

V. 102. Der bläulichte Gott, d. h. der Flußgott, winkt herbei und ladet die Menschen ein, sich die Kräfte seines Wassers in jeder Beziehung, zur Schiffahrt und zum Fabrikbetriebe, nutzbar zu machen.

V. 103. Dryade = die Baumgöttin der Griechen, welche mit dem Baume stirbt, also gewissermaßen bei jedem Schlage, der den Baum trifft, selbst getroffen wird und seufzt.

Die Holzfällung, der Steinbruch und der Bergbau sind alles Unterstützungen einer erhöhten Civilisation; denn jetzt wird alles planmäßig und mit vielen Menschenkräften gleichzeitig getrieben.

V. 107. Mulcibers (Vulkans, Hephästos') Ambos ist für die Schmiedearbeit gesetzt; V. 109—110 kommt die Weberei, V. 111 die Schiffahrt zur Erwähnung. Die Rhede ist der von der Küste entfernte Ankergrund für Schiffe mit größerem Tiefgang, wenn das Meer am Strand zu seicht ist und nur von Kähnen befahren werden kann. Pilot (V. 111) heißt der Steuermann (eigentlich wohl der pilende oder peilende, das Senkblei auswerfende und die Meerestiefen messende Seemann).

V. 115. Der Krahn ist offenbar der Landungsplatz, wo die Krahne sind, d. h. die Hebemaschinen, mittelst welcher schwere Lasten auf die Schiffe geladen, bzw. von den letzteren ausgeladen werden.

V. 117. Stapel bedeutet eigentlich ein Gerüst, dann eine Baustelle, auf welcher ein Schiff aufgebaut wird, hier ohne Frage einen Ort, wo die Menge der fremdländischen Waren angehäuft wird.

V. 119. Thule soll den äußersten Norden im Gegensatz zu dem heißen Afrika und Arabien, den Repräsentanten des Südens, bedeuten.

V. 120. Amalthea. Die Amme des Zeus, eine Ziege, führte einst diesen Namen. Sie stieß sich ein Horn an einem Baume ab. Eine Nymphe brachte dies Horn, schön bekränzt, mit allerlei Früchten des Feldes gefüllt, dem Zeus; dieser gab es aber den Nymphen zurück als ein Horn des steten Überflusses. So soll denn V. 120 hier weiter nichts bedeuten, als: Gaben aller Art kommen in reichstem Maße in der Stadt zusammen. Die Stadt gelangt zu unermeßlichem Reichtum.

Auf dem Boden des Reichtums und des Talentes, unter dem begünstigenden Einflusse der Freiheit, wachsen die Künste empor (Malerei, Bildhauerei, Architektur). Von den Säulen der verschiedenen Bauarten werden nur die der letzten, vollkommensten und heitersten Bauart, des jonischen Stiles, und von allen Bauwerken nur ein Tempel, der allen Göttern (dem ganzen Olymp) zu Ehren erbaut war, das Pantheon,*) als Beispiel genannt. Auch der Brückenbau entsteht und vervollkommnet sich zu überraschender Leichtigkeit und Kühnheit, ähnlich dem Bau der Iris (der Götterbotin), welche den Regenbogen als Brücke schlug, wenn sie vom Olymp zu den Erdbewohnern gesandt wurde. —

V. 129 weist auf den Ursprung der Wissenschaft der Mathematik hin, Mechanik (oder Chemie) und Magnetismus folgen (V. 131), desgl. Akustik und Optik V. 132.

V. 133—134. Solange wir noch nicht das Gesetzmäßige der uns bedrohenden Erscheinungen erkannt haben, fürchten wir die letztere (als grausende Wunder des Zufalls), während uns die Erscheinungen selbst vertrauter werden, sobald wir das Gesetzmäßige gefunden haben. Denn der Geist selbst ist an Denkgesetze gewöhnt und sucht auch in der umgebenden Natur Gesetz und innere Triebfeder zu erkennen. Der ruhende Pol (V. 134) ist wohl schwerlich als die Gottheit zu erklären, wie Götzinger meint, welcher diese Worte in Parallele setzt mit dem Ausdrucke in den Worten des Glaubens: „den in ewigem Wechsel beharrenden Geist.“ Vielmehr ist an das Naturgesetz zu denken, welches in V. 133 schon erwähnt war und welches das Bleibende, Feststehende ist gegenüber all der großen Anzahl der auf diesem Gesetze ruhenden Einzelerscheinungen.

V. 135. Durch die Schrift ist dem Gedanken eine greifbare, in seiner Wirkung nachhaltigere und durch Jahrhunderte andauernde Gestalt und Kraft gegeben. Die Wirkung der Schrift (und der Litteratur und der Buchdruckerkunst fügen wir hinzu) ist eine aufklärende. Die Wahngebilde thörichten Aberglaubens weichen vor dem Lichte der Aufklärung, wie Nebel vor der Sonne. (V. 137—138). Der Mensch wird frei vom Wahne und würde beglückt zu nennen sein, wenn er nicht zugleich in der großen Gefahr stünde, sich von dem Gesetze loszumachen, welches ihn bisher trotz aller Errungenschaften und Freiheiten von dem Wege der Pflicht nicht abweichen ließ. Die höchste Civilisation kann entarten, verfallen, wenn der

*) Das Pantheon zu Rom, ein rundes Gebäude mit rundem Dachgewölbe, ist die jetzige Kirche Sancta Maria della Rotonda.

Mensch sich nicht auf dem Wege des Gesetzes, welches eine göttliche Hand in sein Herz geschrieben hatte, erhält. Zunächst freilich zeigen sich die Spuren des Verfalls der Menschheit in dem Zerreißen des Zügels der Scham. Es werden die Leidenschaften entfesselt, und man rechtfertigt die Zügellosigkeit der Triebe mit der Naturgemäßheit derselben, man nennt Freiheit ein Wahngebilde, welches mit der vernünftigen Freiheit nichts als den Namen gemein hat.

V. 147. Der Polarstern ist ein Stern am Wagen (am kleinen Bären) und als das Bleibende bei dem Unwetter auf dem Meere ein Leitstern, so lange er sichtbar bleibt; aber freilich jetzt entschwindet jeder äußere Führer und selbst der Führer im Herzen, der „Gott im Busen“ (V. 148) irrt.

V. 152. Sykophanten hießen in Griechenland die, welche andre wegen heimlicher Feigenausfuhr, also wegen Steuerdefraudation, denunzierten; später wurde das Wort nur im tadelnden Sinne nicht nur von dem Polizeispione, sondern von den elenden Seelen gebraucht, welche im Verrat andrer ihren Vorteil suchen.

V. 155. Feil ist der Gedanke. Es giebt keine gewissenhafte Überzeugung mehr, vielmehr richtet jeder nach dem äußeren Vorteile sein politisches oder religiöses Bekenntnis ein. Die Käuflichkeit der Gesinnung ist ein starkes Zeichen des Verfalles. — Die Auslegung Götzingers, daß das anvertraute Geheimnis feil sei, halte ich mit Viehoff nicht für richtig.

V. 156. In der innigen Zuneigung und freien Hingabe liegt der Adel der Liebe, liegt ihre göttliche Kraft. Wenn die Ehen aus Rücksichten auf Geld geschlossen werden, oder wenn gar die „freie Liebe“ die heilige Eheverbindung ersetzen soll, und das Weib und der Mann in Zucht- und Schamlosigkeit versinken, dann ist der Adel der Liebe weggeworfen.

V. 157. Wenn der Betrug der Natur eigenste Stimmen, die äußeren Zeichen tiefster Gefühle der Zuneigung, der Teilnahme, der Rührung mißbraucht, sich anmaßt, entweiht, und also auf diese Zeichen im Munde abgefeimter Heuchelei kein Verlaß mehr ist, im Gegenteil in ihnen die Gefahr des Verrats lauert — dann ist das Verderben der Gemeinschaft nahe.

V. 161. Die wichtigsten Worte werden zu Phrasen, die, je mehr sie im Munde geführt, um so schnöder mit Füßen getreten werden. Man scheint die Eintracht zu haben, trägt sie nach außen zur Schau, und doch ist im Inneren der Familie nichts als Uneinigkeit zu finden.

V. 162. Das Gesetz ist nur noch ein Gespenst, welches wenige schreckt, nicht mehr die sittliche, ins Herz eingegrabene und die gesamte Gemeinschaft leitende Macht.

Zu solcher Beschaffenheit ist das gesamte Staatswesen nur eine Mumie, d. h. ein Leichnam mit dem Scheine des Lebens, zu nennen. Und mag dieser traurige Zustand Jahrhunderte dauern, einmal zerbricht eine schwere Hand (die Revolution oder ein anderes starkes weltgeschichtliches Ereignis) das hohle Gebäude, und die Mumie zerfällt in Staub.

Der Dichter führt das Bild der Revolution weiter, stellt dieselbe als Tigerin dar, welche, wütend geworden vor Heimweh nach dem numidischen Walde,*) ihre Gitter durchbricht und Verderben bringend in die Freiheit sich stürzt.

V. 187. Jetzt findet sich eine starke Interpunktion nach ergriff; aus der Variante der ersten Lesart ergiebt sich deutlich, daß Schiller so konstruierte:

Der finstre Traum, welcher mich mit des Lebens furchtbarem Bilde schaudernd ergriff, stürze mit dem stürzenden Thale hinab. —

V. 200. Die Natur ist ewig jung und schön; dieselbe Sonne, welche zur Zeit Homers erfreut hat, lächelt auch uns noch.

2. **Veranlassung**. Eine äußere Veranlassung zu dieser Dichtung, welche im Jahre 1795, in jenem Jahre reichster poetischer Produktion, entstand, war eine Rezension des Gartenkalenders für das Jahr 1795, welche Schiller für die allgemeine Litteraturzeitung verfaßte und in welcher er schreibt:

„Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten längs der Landstraße zeigt sich dem Betrachter der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, wird das Bedürfnis nach Simplizität bis zum höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannte englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Aber die Natur, die wir hier finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die nur nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt."

Diese frühen und dauernden Eindrücke des Weges von Stuttgart nach Hohenheim sind für die Elegie, wie Schiller unsere Dichtung früher nannte, das Substrat geworden, auf welchem sie entstand. Im ganzen hat der Dichter diese Gedankenfolge beibehalten.

3. **Dichtgattung und Idee der Dichtung.** Wir haben eben das Gedicht als eine Elegie bezeichnet, und es ist aus Schillerschen Worten ersichtlich, daß er die Natur, als Gegenstand unserer sittlichen Trauer und reinmenschlichen Sehnsucht hingestellt, als den Inhalt der Elegie definierte, und daß er das vorliegende Gedicht als eine Art von Repräsentantin dieser Dichtgattung aufgefaßt wissen wollte, sowie daß er sich mit dem Gedanken trug, als Pendant zu dieser Elegie eine Idylle zu dichten. Der letztgedachte Plan blieb unausgeführt, und

*) Die Dichter bevölkern Afrika auch mit Tigern, obgleich der Tiger nur in Asien sich findet, das Land Numidien aber als Heimat der Löwen ehedem berühmt war und zum Teil noch heute bekannt ist. Vgl. Freiligrath: Der Mohrenfürst. (Erl. Bd. 1.)

die Folge hiervon ist wohl die Änderung der Überschrift in die ebenso formale: Der Spaziergang gewesen.

Der Dichter hat sich zur Aufgabe gestellt, in diesem kulturhistorischen Gedicht von höchster Bedeutung die Entwicklung der Kultur von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer höchsten Spitze, dann aber auch ihren Verfall und Zusammenbruch und endlich die Rückkehr des Kulturmenschen zur Natur als der ewigschönen und reinen Kräftespenderin darzustellen.

4. **Der Gedankengang** und die **Disposition**: 1. Der Dichter sucht in früher Morgenstunde die Natur auf, zu welcher er sich aus der Enge des Studierzimmers geflüchtet hat, und begrüßt den Berg, welchen er zunächst zu ersteigen gedenkt, unter dem wohlthätigen Einfluß, den eine einsame Wanderung an einem warmen Sommermorgen auf ein gefühlvolles Herz haben muß, er begrüßt Sonne, Flur, Linden und Singvögel, die Bläue des Himmels, den braunen Gebirgsrücken, den grünen Wald, die balsamischen Lüfte. Er schildert die Blumenpracht auf den Wiesen, den schmalen Wiesenpfad, den er verfolgt, die Bienen und Schmetterlinge und Lerchen, welche ihn umsummen, umflattern, umschmettern, er freut sich der Windstille ebenso, als nachher des frischen, kühlenden Luftzugs, der, in den Kronen der Erlen zuerst erkennbar, sich bis zu dem taubedeckten, versilberten Grase fortpflanzt, und tritt sodann in den Wald ein, dessen Buchen ihn umschatten und ihm die Aussicht auf die vorige Landschaft entziehen. Langsam steigt der Dichter am Berge auf geschlängeltem Pfade empor. Die einzige Aussicht bot sich ihm bisweilen, wenn er nach oben schaute, von wo das Blau des Himmels herabblickte. Da öffnet sich der Wald, und ein neuer Ausblick wird dem Wandernden zu teil, ein Ausblick auf eine weite, am Ende des Gesichtskreises durch ein blaues Gebirge abgegrenzte, Landschaft. Am Fuße des Berges, auf welchem er steht, sieht er einen großen Strom vorbeifließen. Die Großartigkeit des Panoramas übertrifft alle Erwartungen.

Es ist dies die Schilderung der Natur ohne Beziehung zur Kultur. (V. 1—34.)

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß auch die leiseste Spur menschlichen Lebens fehle. Des Zimmers Gefängnis und der Pfad auf der Wiese und im Walde deuten darauf hin, daß es nicht etwa an aller Kultur gefehlt habe. Aber die völlige Einsamkeit in einer von den Menschen sonst nicht berührten und vielleicht gar entweihten Natur ermöglicht doch dem Wanderer, sich völlig der Natur hinzugeben.

2. Zunächst ist der wandernde Dichter imstande, auf einem Pfade, welcher durch Geländer auf der einen Seite gegen tiefe Abgründe geschützt ist, weiter zu gehen und gleichzeitig die verschiedenen landschaftlichen Bilder in sich aufzunehmen. Er sieht Ackerfelder mit Grenzlinien, gewissermaßen den Anzeichen des zweiten Zeitalters der Menschen, nachdem das goldene, das der reinen Liebe, entschwunden war, er sieht eine

Landstraße, welche die verschiedenen Gegenden mit einander verbindet und so den Verkehr der Länder ermöglicht, er sieht die Flüsse, die ersten Ansätze zur Schiffahrt, die ersten Transportmittel der erwachenden Kultur, er sieht Herden und Hirten und erfreut sich an dem Geläute jener und dem Gesange dieser, welche den Wiederhall aus den Bergen hervorlocken; endlich sieht er noch Dörfer in ursprünglichster Bauart, so daß jedes weinumrankte Haus inmitten der Felder des Besitzers liegt und zunächst von Obstgärten umhegt wird.

Die Schilderung der ersten Kulturstufe des Landlebens in seiner Beschränktheit, seiner Gleichmäßigkeit und seinem Glücke umfaßt die V.V. 35—58.

Es fehlt zwar nicht der Ansatz zu einer größeren Art des Gemeinsinns. Schon jener geländerte Steg auf der Höhe des Berges, welcher an den Abgründen sicher vorbeileitet, ist ein Anzeichen für denselben; auch die Landstraße, welche mehr als Vizinalweg ist, d. h. nicht nur zur Verbindung der nächsten Dörfer angelegt ist, weist über die nächste Umgebung hinaus auf wichtigere Aufgaben, auf weitere Anknüpfungen, auf erhöhte Kulturinteressen, ebenso auch die Ausnutzung des Stromes zum Transporte großer Baumstämme, welche andern Ortes teurer verwertet werden können, weil sie dort hochwillkommen sind: aber diese wenigen Spuren stören den Charakter der Landschaft nicht und dienen höchstens als Fäden, an welchen der Dichter seine Schilderung über ihr nächstes Ziel hinausführen und weiterspinnen kann.

3. Ein durchaus anderer Geist tritt dem Dichter entgegen, welcher, eine Zeitlang nur mit seinen Reflexionen beschäftigt, weitergeschritten war und jetzt aufschaut und der Umgebung seine Aufmerksamkeit wieder zuwendet. Es sind die Beweise einer höheren Kultur zugleich die Anzeichen für die Nähe der Stadt, in welcher eine ganz andere Kulturstufe erreicht ist und notwendiger Weise erstrebt werden mußte. Die Nähe der Stadt (V. 59—68) erkennt man an der Ablösung einzelner Stände in der Natur, z. B. in der Anpflanzung gleichartiger Bäume (Alleen von Pappeln sind als Beispiel gewählt), in der größeren Regelmäßigkeit und Planmäßigkeit aller Kulturen, und bald zeigt sich auch die ferne, aber in ihren Kuppeln weithin sichtbare Stadt als der Mittel- und Gipfelpunkt menschlicher Kultur.

4. Die Phantasie des Dichters schafft diesem ein Bild von dem Treiben und Leben in der Stadt, ohne daß er die Stadt selbst zu betreten hat; der Dichter bleibt vielmehr auf seinem Pfade, während sein Geist der seitwärts gelassenen Stadt sich zuwendet, in welcher zunächst eine andere Art von Religiösität, als die auf dem platten Lande war, sich entwickelt. Die größere Nähe der Menschen bewirkt stärkere Reibung, die Industrie und Konkurrenz, auch der Gemeinsinn, als Gemeinsamkeit der Interessen und als die Folge gemeinsamer höherer Ideen, der Patriotismus erwacht, ferner das Streben nach dem Handel in fernen, überseeischen

Ländern, Ehre und feinerer Lebensgenuß, Tapferkeit und Gastfreundschaft, — der Verkehr steigert sich, die Pioniere der Kultur ziehen hinaus, Wissen und Kenntnisse, auch edle Sitten verbreitend, die Helden ziehen hinaus, von den Segenswünschen ihrer Gattinnen begleitet, zum Kampf für die Freiheit ihres Gemeinwesens, und erstreiten siegend oder fallend die Freiheit und die Segnungen des Friedens. Immerhin stellt alles dies nur die erste Entwicklung des Städtelebens dar, welches Bild einzelne Züge aus der Geschichte Trojas, Spartas, Roms und vielleicht auch mittelalterlicher deutscher Städte in sich aufgenommen hat. (V. 58—100.)

5. Wohlstand und Handel, gesteigerte Produktion, Entdeckungen und Erfindungen auf materiellem Gebiete, gesteigerter Verkehr mit dem Auslande sind die Folgen siegreicher Kämpfe und bilden das erste Glied in der Schilderung der Blüte der Kultur. Hieran schließt sich Reichtum, Überfluß im Leiblichen an, welcher mit dem Talente, also hohem geistigem Erbe, die Künste hervorbringt, welche in der Freiheit, unter der sie sich entwickeln können, herrlich gedeihen (Malerei, Bildhauerei und Architektur) und denen die Wissenschaften, zunächst die Mathematik und die Naturwissenschaften, auf dem Fuße folgen, wesentlich unterstützt von der Erfindung der Schrift (und des Buchdrucks). Aufklärung ist die letzte Wirkung aller dieser Kulturfortschritte.

Soweit reicht die Schilderung der Blüte der Kultur (V. 101—138.) Das folgende Distichon, welches auf einen Schaden weittragendster Wirkung hinweist, bildet den Übergang zum folgenden Abschnitte. Das Menschengeschlecht könnte sehr glücklich sein, wenn es nicht mit allen Wahnvorstellungen auch die Religion, die Moral, das ewige Gesetz über Bord würfe. (V. 139. 140.)

6. Leider ist das geschehen, und das daraus entstehende Verderben zeigt sich zunächst als das Bestreben des Geistes, jede sittliche Verantwortlichkeit zu leugnen, allen im Menschengeiste ruhenden, bislang durch das Gesetz gezügelten sündigen Begierden die Zügel schießen zu lassen, und das ist das Verderben, wenn gleich zunächst erst die Gedankensünden, die Habsucht, Ehrsucht, Genußsucht, und später erst die Wortsünden (Lüge, Treulosigkeit, Verrat, Lästerung) und die Thatsünden (Heuchelei, Eidbruch, Käuflichkeit der Überzeugung und der Liebe, Herrschaft der Phrase und des Scheins) folgen. Das ist der Tod der Kultur, wenngleich sie lange noch den Schein des Lebens hat. Endlich zerbricht die staatliche Gemeinschaft unter den Faustschlägen sklavischer Seelen, welche ihre Ketten zerbrechen, wilden Raubtieren gleich wüten und erst in der Asche der Stadt, d. h. in voller Zerstörung alles Bestehenden, die Möglichkeit der Herstellung des früheren glücklichen Naturlebens zu finden vermeinen. Der Verfall der Kultur und ihr jähes und furchtbares, definitives Gericht schildert der Dichter V. 141—172.

7. Während dieser Ereignisse, welche der Geist des Dichters voraussah und dann mit Entsetzen erlebte, ist der Fuß des wandernden Dichters in eine Gegend gelangt, welche in ihren abschüssigen Gründen, in ihren aufgehäuften Felsmassen, in ihrer Wildheit einerseits ein Abbild der eben im Geiste geschauten Zerstörung, andererseits auch wieder von Menschenhand noch unberührt zu sein scheint und somit als reine Natur sich darstellt und, es kommt dem Dichter zum Bewußtsein, daß der Mensch durch Rückkehr zur Natur, der immer jugendlichen, immer schönen, immer frommen und immer erquickenden Natur, sich neue Lebenshoffnung, neue Lebenskräfte und namentlich auch eine Seelenreinigung verschaffe. (V. 173—200.)

5. Zur Entstehung und ersten Würdigung dieser Dichtung.

Der Spaziergang ist in der Mitte Septembers (1795) entstanden, und schon am 21. Sept. schrieb Schiller bei Übersendung der Dichtung an Körner: „Die Elegie macht mir viel Freude. Unter allen meinen Sachen halte ich sie für diejenige, welche die meiste poetische Bewegung hat, und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet." Das Gedicht erschien 1795 noch in den Horen. Auf eine Reihe später ausgemerzter oder veränderter Verse kann ich wegen Raummangels hier nicht eingehen.

An Wilhelm von Humboldt schrieb Schiller unter dem 5. Okt. 1795: „In Ansehung der Versifikation bin ich auf Ihre Warnung strenger gegen mich gewesen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler finden werden." Später, am 22. Nov. desselben Jahres, schreibt er an denselben Folgendes: „Mir däucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produktes dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemütslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. s. w. fliehen; auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen; denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichtes auf die ungleichsten Gemüter ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Übung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden, Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus. Ich glaube deswegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, blos zufällige Ursachen daran schuld sind. Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben

werden, in diesem Gedichte erweitert; noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüt so sehr als Eine Kraft gewirkt."

Humboldt selbst hat unter dem 23. Okt. bereits eine sehr günstige Rezension und Analyse der Dichtung in einem Briefe an Schiller gesandt: „Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dieses unbegreiflich schön organisierte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit der Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamiert, erscheint alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Das Gemüt wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein und giebt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Kultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal in alle mannigfaltigen Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel des Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rauhen Natur wieder in sich zurück, und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreits, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfange durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sprache der Vernunft."

Noch eine Stimme sei angemerkt: Herder bezeichnete das Gedicht als eine Welt voll Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Situationen der Welt und der Menschheit. Es sollte ihm „eine Land-

karte sein, die er sich an die Wand schlagen wollte." Man hat das Gedicht auch wohl eine Geschichte der Menschheit genannt.

Um so großartiger ist der Kontrast zwischen der Überschrift: Der Spaziergang und dem Inhalte. Es ist allerdings ein Spaziergang des Dichters durch die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit, welche bald dem Geiste neue Nahrung und Anregung giebt zu Spaziergängen im Reiche der Geschichte und des Geistes, bald auch dem Geiste eine heilsame Ablenkung darbietet, auf eine andere Phase des Lebens sich zu konzentrieren. Aber sowohl in jener anregenden als in dieser ablenkenden Kraft der Natur liegt eine außerordentliche Kongenialität der Natur und des Dichtergeistes und infolge dessen auch die Harmonie und Kongruenz, welche dieser Dichtung in hervorragendem Maße eignet.

[Litterarisches: Düntzer, a. a. O. – Hinrichs I, S. 59. — *Götzinger II, S. 110. — *Viehoff III, S. 47. – Gude III, S. 155. — *Hartert II, S. 88. — Pollack a. a. O., S. 100. 102.]

---

38. Das Ideal und das Leben. 1795.

[Vgl. Schiller a. a. O. I, S. 197.]

1. **Erläuterungen**: Str. 1. Das Leben der Götter ist ein leichtes, allezeit seliges, während das der Menschen zwischen der Sinnlichkeit und dem Seelenfrieden hin und her schwankt und weder im sinnlichen Genusse, noch im Verzichten auf denselben eine volle Befriedigung findet.

Schon Homer nannte die Götter leicht lebend (ῥεῖα ζώοντες); ihr Leben ist ein Leben des Spiels ohne alle Konflikte zwischen der Forderung der Sinnlichkeit und derjenigen des Sittengesetzes. Natur und Geist sind bei den Göttern ungeschieden. „Sinnlicher Reiz und Geistigkeit bilden die Züge des Götterideals." (Düntzer a. a. O. S. 379.) Der Menschen Leben ist dagegen ein stetes Hin- und Herschwanken ohne das Gefühl der Indifferenzierung beider Mächte, ohne das Gefühl der Vereinigung derselben und einer daraus sich ergebenden seligen Ruhe.

Die Natur der Geschöpfwelt ist stets sich verändernd, verbrauchend und erneuend; daher Schiller von einem ewigen Ruin sprechen kann. (V. 6.)

Unter dem Seelenfrieden ist nicht nur die Ruhe des Gewissens, der Folge des moralischen Verzichtes auf das Sinnenglück, sondern die Befriedigung aller rein geistigen Bedürfnisse zu verstehen. (Vgl. Götzinger a. a. O.)

Schillers Worte aus dem 15. Briefe über die ästhetische Erziehung mögen hier zur Verdeutlichung der ganzen Strophe angefügt werden: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz ist nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur

daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Lose des Götterstandes: ein bloßer menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Sein. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höheren Begriff von Notwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Notwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bunde zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmut, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte“ ꝛc. —

„Des hohen Uraniden“ = des von Uranus abstammenden, den hohen Olymp bewohnenden und über alle menschliche Unvollkommenheit erhabenen Gottes.

Str. 1a. Zwischen der jetzigen Str. 1 und der Str. 2 war im ersten Druck der Dichtung (Horen 1795) folgende Strophe zwischengeschoben:

> Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
> Muß der Blume Schmuck vergehen,
> Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
> Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
> Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
> Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
> Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
> Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
> Die von ihren Gütern nichts berühren,
> Fesselt kein Gesetz der Zeit.

Der Gedanke dieser Strophe ist: Es giebt freilich auch für den Menschen einen Weg zu einem göttergleichen Leben; dieser Weg ist ein Lösen des Geistes von allen Gaben der Endlichkeit.

V. 2. 3. Das Bild will sagen: Ist denn kein Nebeneinander von Blume (Blüte) und Frucht möglich, muß ich auf das eine (den Sinnenreiz) verzichten, wenn ich an dem andern (dem Seelenfrieden) mich laben soll. Es

ist freilich insofern unglücklich, als das eine aus dem andern hervorgeht und beides auf dem Gebiete des sinnlichen Genusses zu liegen scheint. (Vgl. Düntzer a. a. O.)

V. 4—6. Drückt denselben Gedanken mit einem anderen Bilde aus, freilich auch keinem ganz geschickten. Schiller denkt sich den Mond als eine Scheibe, welche stets nur halb erleuchtet ist, so daß in dem Maße, als das Licht auf der uns zugewandten Seite der Scheibe zunimmt, dasselbe auf der uns abgewandten Seite entzogen wird. So mag die Strahlenscheibe uns voll Lichtes erscheinen, der Mond erscheint zu derselben Zeit auf seiner Kehrseite, weil durchaus finster, gar nicht. Entweder hüben oder drüben muß entbehrt werden; beides kann nicht nebeneinander, nicht zugleich sein. Es liegt klar auf der Hand, daß der Vergleich nicht passend ist, da der Vergleichungspunkt nicht sein sollte: Gleichzeitig können zwei nicht dasselbe genießen, sondern gleichzeitig kann einer nicht beides genießen.

V. 7—10. Die Güter der Zeit nicht berühren, das ist Freiheit vom Gesetz der Zeit und Hinandringen auf dem Wege zur Götterähnlichkeit des Lebens, zur Unendlichkeit.

Schiller hat die Strophe 1a offenbar um der unpassenden Bilder willen später gestrichen, und Str. 2. unmittelbar, freilich auch etwas unvermittelt, an Str. 1. gerückt.

Str. 2. Wollt ihr hier auf Erden schon so frei sein, wie die Götter, so verwandelt die irdischen Güter nicht in Genußmittel; beschränkt euch auf die Freude an der Form. Der Genuß verschwindet mit der Begierde, und diese hält durchaus nicht lange vor, läßt aber gewöhnlich ihre unselige Wirkung eine bleibende sein und verknüpft dauernd an das Reich des Todes.

Vgl. Schillers Schrift: Über das Erhabene: „Schöpfet aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen."

V. 2. Frei ist der, welcher nur von sich selbst abhängig ist. V. 3. Der Sinnengenuß ist mit dem Brechen der Gartenfrucht gemeint und ebenso wohl an den Paradiesapfel als an die Frucht (Granatkörner) zu denken, durch welche die Proserpina sich die Rückkehr aus dem Orkus, an welcher sie sonst auch das neunfache Band des Styx*) nicht verhindert haben würde, unmöglich machte. (Vgl. Erl. IV[3], S. 142.)

V. 5. 6. Die Sättigung und damit die Flucht der Begierde ist zugleich der Tod des Genusses.

V. 7—10. Aber die Folgen sind unwiderrufliche. — V. 10. „Des Orkus Pflicht." Düntzer nimmt an diesem Worte, welches statt Gesetz stehe, unnötigen Anstoß. Ruht doch Schillers Wort im Grafen von Habsburg: „Er steht in des größeren Herren Pflicht" ganz auf derselben Vorstellung

*) Aus Vergils Äen. (VI, 438: et novies Styx interfusa coercet) entlehnter Ausdruck.

des Verhaftetseins an einen Herrn (Gen. obj.), wie die Worte: des Orkus Pflicht. Freilich Düntzer legt aus: „Das Gesetz des Orkus ist, daß keiner aus ihm zurückkehrt."

Str. 3. Nur die Materie ist abhängig von den Mächten des Todes, nicht die Gestalt, das Ideal.

Die schicksalflechtenden Parzen sind auch zugleich Todesmächte; sie sind Kinder der Nacht, wie die Eumeniden, auch wenn die Mythologie eine andere Mutter nennt. Vgl. Erl. III[3], S. 266. Natürlich ist hier nicht etwa an den Körper des denkenden Menschen (V. 1.), sondern an alles Körperliche, welches Gegenstand unserer sinnlichen Triebe werden könnte, zu denken. Schiller nennt als Gegensatz zu dem Körperlichen die Gestalt und behauptet von ihr, daß sie unvergänglichen Wesens, himmlischen Ursprungs sei, und darum ist sie das Objekt der reinsten Befriedigung und erhebt uns in das Reich der Götter. V. 4. Gespielin heißt die Gestalt, weil sie als ein seliges Wesen aufgefaßt ist, welches neben andern oben in des Lichtes Fluren wandle.

V. 8. Die Angst des Irdischen. Es handelt sich um das von allen irdischen Dingen und Genüssen ausgehende beengende Gefühl, die Vorausempfindung der baldigst folgenden Unseligkeit und die nachfolgende Empfindung der letzteren. Darum ist auch das Leben inmitten und mittels der Körper ein enges, dumpfes genannt (V. 9.). Statt V. 10. schrieb Schiller früher: In der Schönheit Schattenreich und änderte wohl später mit der Überschrift (die anfangs das Reich der Schatten hieß), diese Stelle, weil wir mit Schattenreich meist einen ganz andren Begriff verbinden.

Str. 3. a. b.

Und vor jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet mutig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid;
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnrung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligtum sich flüchten,
Alle Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt.
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Die Str. 3a. will sagen: Wollt ihr von all den scheinbar erfreulichen, in Wahrheit unangenehmen, quälenden Erscheinungen der Sinnenwelt ein für alle Mal Ruhe haben, so ertötet in euch die ganze sinnliche Natur (nicht etwa durch Selbstmord, sondern in ähnlicher Weise, als die heilige Schrift von einem Kreuzigen, Ersäufen und Ertöten des alten Adam [Menschen, des Fleisches] spricht). Es ist das Herausreißen der Sinnenlust eine Art Sterben, aber nur durch den Weg zum Grabe gelangt man auf den Weg zum wahren Leben. Reißt euer Herz los vom Besitze, euern Geist von euerer äußeren

Stellung, von euren Beziehungen zu den Nebenmenschen, den ehemaligen und jetzigen, und brecht ab mit eurem bisherigen Leben.*)

Str. 3b. Das selige Vergessen ist dann die absolute Schmerzlosigkeit und das Aufhören aller Gewissenspein, aller inneren und äußeren Fesseln. Die Flucht in dies Asyl und Heiligtum, wo die Schuldner, Sklaven, Sünder frei werden und sich glücklich fühlen, ist nur unter der Voraussetzung des Absehens von der Vergangenheit möglich. Das Leben ist unter dieser Voraussetzung reine Seligkeit.

V. 9. Erinne (statt Erinnys) wird hier geradezu statt des Gewissens gesetzt. Hiermit wolle man Erl. IV[3], S. 109. 110 vergleichen.

V. 7. 9. Die Reime Sklave — schlafe hatte Humboldt beanstandet und Schiller mit den Worten verteidigt: „Ich kenne in der Aussprache (von v und f) keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu sein." Diese Rechtfertigung giebt Viehoff völlig unnötiger Weise zu der Bemerkung Anlaß, daß sie zeige, „wie wenig Schiller für die richtige Aussprache der Konsonanten ein feines Ohr hatte." Ich halte eine Verschiedenheit in die Aussprache von f und v hineinzutragen, für geradezu ebenso willkürlich, als unsere Unterscheidung der Schreibung in deutschen Wörtern (von Lehnwörtern abgesehen).

Str. 4. Im Reiche der Ideale ist der Mensch, bezw. das Menschheitsideal, frei und vollkommen.

V. 1. Erdenmale sind hier alle Spuren des Erdenlebens, alle Makel des Erdenleibes.

V. 4. Die Phantome sind die Geister der Abgeschiedenen, welche körperlos und im Vergessen aller irdischen Erlebnisse, ein glückliches (glänzendes) Dasein führen. Vgl. Vergils Aen. VI, 729 ff., bes. V. 745—47:

> Bis langwieriger Tag nach vollendetem Ringe der Zeiten
> All' anklebende Makel getilgt und völlig gekläret
> Stellt den ätherischen Sinn und die Glut urlautrer Heitre.

Der Styx ist bereits Erl. IV[3], S. 2 erklärt.

V. 6—8. Die Seele des Menschen existierte schon in ähnlicher Vollkommenheit und Heiterkeit im Himmel, ehe sie in den irdischen Körper (Sarkophag; Plato nennt den Körper: Kerker) hinabstieg.

V. 9. 10. Das irdische Leben ist die Zeit der Kämpfe und damit des Auf- und Niedersteigens der Wage, der Angst — das Leben im Reich der Ideale ist das kampflose, aber weil es jenem folgt, das durch das Siegesgefühl mit Freude gefüllte, Leben.

Str. 5. Zur zeitweiligen Erholung von den Kämpfen des Lebens und zur Gewinnung neuen Mutes eilt von Zeit zu Zeit in das beseligende Reich der Formen.

Diese Strophe, etwas spätern Ursprungs als die anderen und anfangs

*) Das Mißverständliche in dieser Strophe hat wohl den Dichter veranlaßt, diese Str. auszumerzen.

als Str. 8 (mit Recht) bezeichnet, wehrt dem Mißverständnisse ab, als sollte man dem Kampf der Erde durch freiwilligen Tod entfliehen. So soll der Rat des Dichters in Str. 4 nicht aufgefaßt werden. Eine Entstrickung des Menschen vom Kampfe (V. 1.), d. h. eine Befreiung von demselben, ist zwar für Augenblicke, aber nicht für die Dauer gemeint. So ist vor V. 2 zu ergänzen: vielmehr nur. V. 3. Hier d. h. im Reich der Ideale. „Der duft'ge Kranz des Siegs“ ist eine Wiederaufnahme des Gedankens, mit welchem Str. 4 schloß. Selbst wenn der Mensch nicht kämpfen wollte, würde er doch die Abhängigkeit vom Leben und die starke Beeinflussung seiner Person durch äußere unabwendbare Kräfte erfahren und erdulden müssen. Die Form ruhten (Z. 5) entspricht nicht besonders gut dem Präsenz reißt (V. 6.)

V. 9. 10. Diese Verse lauteten im ersten Drucke:

Dann erblicke(t)*) in der Schönheit Spiegel
Fröhlich das erreichte Ziel.

Der jetzigen Form liegt folgender Gedanke zu grunde: Dann fliegt hinauf auf den Hügel der Schönheit (in das Reich derselben), um dort angelangt, der Entrückung euch freuen zu können.

Str. 6—7. Im Kampfe um Begründung oder Erhaltung der Herrschaft zerreibt sich wohl Kühnheit (des Geistes) an der Kraft (des Körpers), verwirrt sich und zerbricht vielleicht und unterliegt auf der Rennbahn des Wettkampfs oder des Glückes, während Mut und Kraft vereint den Sieg erringen, auch unter den erschwerendsten Umständen. — Aber in dem Reich der Ideale wird dasselbe Leben, welches dort im wildesten Kampfe stand, sanft und ruhig dahin fließen und im Gefühle des vollsten Friedens Erquickung finden.

Die Strophen stehen sich von jetzt an dergestalt gegenüber, daß die eine Strophe den Kampf und die Mühe des wirklichen Lebens darstellt, die andre die Seligkeit der Ruhe im Reich der Ideale malt.

Str. 6 fand wegen des ausdrucksvollen Wortklanges schon Humboldts volle Anerkennung. — V. 7. Dank = der alte Siegespreis bei den Deutschen (aus Frauenhand); — V. 8. Hippodromos = die Rennbahn für das Wagenwettrennen. V. 10. Wenn hat hier die Bedeutung von während.

Str. 7. V. 1—4. Die Konstruktion ist schwierig: Aber derselbe Fluß des Lebens (der Wirklichkeit), welcher, von Klippen eingeschlossen (zum Kampfe gezwungen) wild und schäumend sich ergossen hat, rinnt sanft und eben (mühlos) durch die stillen Schattenlande der Schönheit. — Die Sphäre der Schönheit wird ein Schattenland genannt, weil hier keine Körper, sondern nur Seelen und Formen sich befinden.

*) Erblicket war gemeint, erblicke war Druckfehler.

V. 6. Aurora und Hesperus, Morgen- und Abendröte vereinen ihre Strahlen, das Reich des Schönen zu bestrahlen.

Str. 8—9. Nur mit der größten Anstrengung ist es dem Genius möglich, dem spröden Stoffe die schöne Form aufzuprägen. — Im Reich der Schönheit entsteht das Bild, die Schöpfung des Künstlergeistes, in vollster Leichtigkeit, Sicherheit und Vollkommenheit.

Diese beiden Strophen, welche bezüglich des Inhaltes und der Form Wilh. von Humboldts vollste Anerkennung, ja Bewunderung fanden, zeigen einen Fortschritt gegenüber dem vorigen Strophenpaar. Es handelt sich nicht mehr um eine Ehre, welche vermittelst der Materie im irdischen Leben errungen wird, um einen Sieg, den Mut und Kraft vereint erfechten, sondern um eine Belebung der toten Materie (V. 1 in Str. 8.), um eine Verbindung von Geist und Stoff zu einer seelenvollen Form (V. 2. 3.). Nur dem beharrlichen Ringen des Gedankens wird es möglich, sich soweit das Element, den Stoff, dienstbar zu machen, daß dieser den Gedanken tragen und darstellen kann.

Auf den ersten Blick könnte man versucht sein, anzunehmen, daß V. 7. 8. von der Wissenschaft und V. 9. 10. von der Kunst handle. So faßt die Worte Götzinger, welcher „zwei eigentliche Thaten des Geistes“ annimmt, „der in der Erforschung der Wahrheit und Darstellung der Schönheit sein letztes Ziel findet und bei allem Wechsel der Erscheinungen das Bleibende, in allem Scheine des Lebens das Wahre, in allem Vorhandenen das Gesetz zu erkennen und darzustellen sucht. Den Inbegriff dessen, was man als wahr annimmt mit innigem Bewußtsein der Gründe warum, dessen, was in das Gemüt eingeht, als Resultat von Forschungen, die man mit möglichster Gewissenhaftigkeit angestellt, in Folge von Überzeugungen, die man sich errungen hat, — das nennt man Wissenschaft, und die Darstellung des Gedachten und Gewonnenen an irgend einem Stoff und in irgend einer Form Kunst.“ Gewiß sind das alles an sich richtige Sätze, und doch läßt sich der Gedanke nicht abweisen, daß Schiller in V. 7. 8. nicht an die Wissenschaft gedacht, sondern nur ein Bild gebraucht habe für den V. 9. 10 in größerer Deutlichkeit ausgesprochenen Gedanken, daß er also auch in V. 7. 8 von der Kunst gesprochen habe. Der Quell der Wahrheit rauscht tief in dem Felsen versteckt. Es gehört ein angestrengtes Arbeiten des Geistes dazu, in diese tiefsten Schatzkammern der Wahrheit vorzudringen, aber um so herrlicher ist dann der Lohn, die Entdeckung des Geheimnisses der vollen wahrsten Gestaltung. — V. 7. bleichet = schreckt und abschreckt. — V. 9. schwer tadelt Düntzer, weil es nur von der ersten roheren Bearbeitung des Marmorblockes gesagt werden könne, hier also nicht gesagt werden dürfe.

Str. 9. In der Wirklichkeit findet der Künstlergeist die vielfachste Hinderung an dem Stoffe, der sich für seine (des Künstlers) Gedanken zu hart, zu spröde, zu unnachgiebig zeigt. In der Sphäre der Schönheit steht das Bild viel rascher da, ein volle Schöpfung („aus dem Nichts entsprungen

V. 5.), leicht, keinem Zweifel und Schwanken unterworfen, in voller Freiheit und in voller Notwendigkeit (leicht, sicher) entstanden, erzeugt, geschaffen; die Bedürftigkeit, die Schwächen menschlichen Könnens läßt erst der Versuch, dies Bild mit einem irdischen Stoffe zu vermählen, erkennen. Da ist der Stoff zu oft zu schwer und zu hart, um die menschliche Kraft in ihrer Bedürftigkeit erkennen zu lassen.

Str. 10—11. Das Gesetz der Gottheit erscheint dem Menschen als eine für die menschliche Kraft unerreichbare Forderung; er fühlt sich vor dem ungeheuren, nicht zu überbrückenden Abgrund, der sein Thun von seinem Ideale trennt, in stets peinigendem Schuldbewußtsein. — Anders ist es im Reiche der Gedanken. Da ist die Kluft weggefallen, da ist der Gottheitswille in unsern Willen über- und eingegangen, und wir schmecken (was dem Christen als der Inhalt der Seligkeit verheißen ist) die Gottesgemeinschaft, zunächst als Willensgemeinschaft, die vor Gottes nur Strafe blickender Majestät verschwindet und dem Gefühle beseligendster Gottesnähe und Gottesmilde weicht, (der Christ erwartet, diesen Zustand als eine Folge der Gottesgemeinschaft.).

Humboldt bietet folgende, von Schiller wohl im allgemeinen gebilligte (Schiller widerspricht wenigstens nicht) Analyse der beiden Strophen: „Der bloß moralisch ausgebildete Mensch gerät in eine ängstliche Verlegenheit. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres vermittelst der Idee der Schönheit zu einer höheren Natur umschafft, so daß Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstand ganz auf." — Richtig, wenn nur das Wenn nicht wäre. Daß der Mensch sich selbst umbilden könne, bezweifle ich, nicht aber, daß er sich umgebildet denken und dann auf Augenblicke dieses Lebens im Reiche der Gedanken die Seligkeit eines solchen neuen Lebens fühlen, ahnen, vorschmecken könne. In dem von Humboldt gemeinten Sinne giebt es eben in Wirklichkeit keine umgebildeten, ästhetisch ausgebildeten, über die lediglich moralische Ausbildung hinausgewachsenen Menschen.

Daß das Wort Majestät in Str. 11, 10. nicht recht passe, ist oben angedeutet. Es soll hier Furcht erweckende Kraft bedeuten. Düntzer hält es für aus Reimnot gewählt. Daß wir in einen Zustand gelangen können, in welchem das Gesetz nicht mehr schreckt, sondern von uns geliebt wird, in welchem wir dem Gesetze nicht wie Sklaven voll Furcht und voll innerem Widerstreben gegenüber stehen, sondern wo wir es zur Richtschnur unseres Lebens gemacht haben, wo wir nach dieser unserer Maxime handeln, wo Gottes Gesetz unser Wollen und unser Maßstab geworden ist, wo wir Gottes Gebote nicht mehr schwer finden, soll nicht geleugnet werden; aber wir dürfen da nicht sowohl von einer ästhetischen Selbst-Ausbildung, als von einer religiösen Umbildung reden, die Gottes eigenstes Werk ist. Und selbst diese ist auf Erden nur eine allmählich sich ausgestaltende, nicht eine sofort den Menschen nach seiner Totalität verändernde neue Gestaltung. Wir

sinds noch nicht, wir werdens aber. Wir sinds in einem Stücke mehr, leichter, eher als im andern.

Str. 12—13. In wirklich erlebten Leiden ist es dem Menschen unmöglich, die Schmerzen zurückzuhalten, und dem angeschauten Leiden andrer gegenüber hat die volle innerste Teilnahme ein Recht. — Aber in den Regionen der Formen giebt es keine die Seelen durchschneidenden Schmerzen mehr, sondern nur noch Wehmut.

Str. 12, V. 2. Der Dichter exemplifiziert seinen Satz auf die bekannte Scene vom Untergange Laokoons, welche von Vergil (Aen. 2, 199 ff.) erzählt wird und im Altertum eine sehr berühmte plastische Darstellung gefunden hat. (Vgl. auch Lessings Laokoon.) Aus welchem Grunde Schiller Laokoon, den Priester Neptuns, anfangs zu einem Sohn des Priamus gemacht hat, ist nicht ersichtlich. Doch schon im Druckfehlerverzeichnis der Horen war vom Dichter die Bemerkung beigefügt worden, man solle statt: „dort Priams Sohn“ Laokoon lesen. Gleichwohl war der Druckfehler zähen Lebens. Er stand noch lange Zeit in den Gedichten. — V. 4—6. Der Dichter fordert nicht sowohl zur Empörung gegen Gott auf, als vielmehr er findet eine derartige Anklage entschuldbar und naturgemäß. — V. 8. Der Freude Wangen steht für die freudeausstrahlende, die hochgerötete Wange. — V. 10. „Das Unsterbliche in uns“, welches der Sympathie erliegen soll, ist nach der Meinung Viehoffs das „freie, über die Naturgewalten herrschende Prinzip im Menschen“. Dünzer hatte diese Worte als die Seele erklärt, aber Viehoffs Beifall nicht gefunden. Ich finde keinen Grund, Dünzers Ansicht zurückzuweisen.

Str. 13. Im Gegensatz zu dem Jammer auf Erden findet sich im Reiche der Ideale nur noch Wehmut; dort trüber Sturm, hier lieblich strahlender Regenbogen und ein den düstern Schleier der Wehmut durchschimmerndes heitres Blau. — Es ist nicht zweifelhaft, daß Schiller hier besonders die Rührung im Auge hat, welche die Tragödie hervorrufen soll. Vgl. Schillers Abhandlung „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.“

Str. 14—15. Den großartigen Kontrast zwischen dem realen Leben und dem Leben in idealer Vollkommenheit veranschaulicht am besten Herkules, dessen irdisches Leben ein steter Kampf war, der aber als Lohn dieses Kampfs die Unsterblichkeit davonträgt. Mit dem Steigen des Bewußtseins dieser neuen Kraft und Würde steht im Verhältnis das Sinken der Mühen des Erdenlebens aus dem Bewußtsein des neuen Gottes.

Str. 14, 1—3. Der Alcid, d. h. der Enkel und Nachkomme des Alkäos (Alkide) oder Herkules ist als ein wirkliches Mannesideal im Altertum aufgefaßt worden. Er war der Sohn des Zeus und der Alkmene und von Anfang seines Lebens an der Göttin Juno verhaßt, die ihn mit

allen möglichen Listen verfolgt und dadurch seinem Ziele nur näher bringt (Vgl. Str. 14, 8. 9.). Ihre List bewirkte zunächst, daß Euristheus eher geboren wurde als Herkules und daß dieser dadurch jenem, dem Feigling, (Str. 14, 1.) zu gehorchen genötigt war. Euristheus lud dem Herkules jene zwölf Arbeiten auf, von welchen hier nur der Kampf mit der lernäischen Hydra und der Kampf mit dem nemeischen Löwen (beide durch Umarmung und Erstickung beendet), sowie das Eindringen in die Unterwelt, um den Höllenhund Cerberus zu holen, erwähnt werden (V. 4—6.). Übrigens ist er auch in die Unterwelt hinabgestiegen aus eigenem Antriebe, um Alkeste, die Gemahlin Admets, aus der Unterwelt zu befreien. Bei der erstgedachten Totenfahrt hat er auch Theseus und Pirithous aus dem Totenreiche zurückgebracht. — Bei allen diesen mühseligen Arbeiten und Kämpfen unterstützt ihn kein Gott, während seine Feindin Hera ihm das Gelingen der Arbeiten, so weit sie nach des Schicksals Rat darf, erschwert. Am schlimmsten waren die Schmerzen am Lebensende. Er hatte ein von seiner Gemahlin Dejanira ihm gesandtes vergiftetes Nessusgewand angezogen und wurde nun von unsäglichen Schmerzen geplagt. Da besteigt er einen Scheiterhaufen (Ovids Metam. IX, 238 ff.) und verbrennt sich selbst. Die irdischen Glieder verbrennen:

Kein Zug der Ähnlichkeit bleibet
Ihm von der Muttergestalt; nur Jupiters Spuren behält er.
Wie wenn die Schlange verjüngt mit der Haut ablegte das Alter
Und nun üppiger prangt im erneueten Glanze der Schuppen:
Also, nachdem der Alcid auszog die sterblichen Glieder,
Blüht' er am edleren Teile von sich, und erhabenen Wuchses
Scheint er und ehrwürdig in Feierlichkeit und Verklärung;
Den in hohlem Gewölk der allmächtige Vater entführend
Auf vierspännigem Wagen erhob zu den strahlenden Sternen.

Str. 15, 2. Der Flammentod wird auch von Sophokles in den Trachinierinnen dargestellt. — V. 3—6. Schiller läßt ihn natürlich nicht auf einem Viergespann emporfahren, sondern als ein Geist sich zu den Wolken erheben und in dem Maße das Erdenleben wie ein Traumbild herabsinken, als der göttliche Geist sich in des Aethers Höhe emporschwingt. Besonders schön ist die Wiederholung in V. 6. — V. 7. Des Himmels Harmonie legt Düntzer als die Gesänge der Musen und das Saitenspiel Apollos aus. Ich denke hier lieber an die „Harmonie der Sphären," welche auf den Geist wie Musik einwirken soll, als an ein eigentliches Empfangskonzert zu Ehren des neuen Gottes. Der Saal Kronions ist die Himmelswohnung überhaupt, bzw. der Ort, wo sich alle olympischen Götter zusammenfinden. Die rosenwangige (*Καλλιπάρηος*) Hebe kredenzt allen Göttern den Pokal mit Nektar, sie reicht ihn auch dem neuen Gotte, lächelnd, als ein Zeichen ihrer Zuneigung zu Herkules, der ja bald auch der Hebe Gemahl wird. (V. 9. 10.)

2. Zur Geschichte der Dichtung. Schiller war anfänglich von dieser Dichtung sehr eingenommen und meinte, sein Bestes und Höchstes in der Gedankenlyrik hier geleistet zu haben. Es geht das aus einem Briefe

an W. v. Humboldt, dem er am 9. August 1795 die Dichtung übersandte, und besonders aus den Eingangsworten jenes Briefes hervor: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor . . . Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin; und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, und deren mich Ihr letzter Brief versichert, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen in Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein anderer, als Sie und ich, noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern. Für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. . . . Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Ästhetik geendigt, so würde dies Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat."

Humboldt zeigt sich in dem Briefe vom 26. August überaus dankbar. Er wisse nicht, wie er dem Freunde für den unbeschreiblich hohen Genuß dieses Gedichtes danken solle; er habe es sich auf eine Weise zu eigen machen können, wie noch kein anderes, und es werde ihn noch sehr lang und anhaltend beschäftigen. „Solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideen enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genius erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verrät sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Inneren hervorzuschaffen, was Sie ihr bezeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart und die Eigenschaften, die sie im Dichten voraussetzt, daran zu entwickeln. — Daß dies Gedicht nur für die Besten ist und im ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber sind wir ja längst einig, und zu den Besten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten, gesunden Verstand mit einem offenen Sinn und einer reizbaren Phantasie verbindet. Zwar haben Sie Recht, daß es Bekanntschaft mit Ihren Ideen brauchen kann, aber es bedarf ihrer nicht, und ruht in jedem Verstand auf sich selbst."

Nicht ganz so begeistert spricht sich Körner aus, der erst im September die Dichtung kennen lernte und namentlich darin eine Schwierigkeit sah, daß es philosophisch gebildete Leser voraussetze, ja solche, welche das in Schillers ästhetischen Briefen entwickelte System durchgearbeitet hätten. Das Letztere wollte nun Schiller nicht zugeben, er meinte mit

Humboldt, daß das Gedicht keines aus den Prosawerken herbeigeholten Schlüssels zum Verständnisse bedürfe; nur täuschte er sich vielleicht darin, daß er annahm, seine Dichtung harmoniere zwar mit jenem System, „ruhe aber im übrigen auf den currenten Begriffen."

Die Dichtung ist nicht ohne Mängel, und sie hat auch des Dichters bessernde Hand in mannigfacher Beziehung erfahren, aber sie ist doch eine sehr wertvolle, hochpoetisch in der Idee und an sehr vielen Stellen auch überraschend im Ausdrucke. Daß sie auf der ästhetischen Grundanschauung des Dichters ruhe, ja daß sie „die Blumenkrone der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" sei, wie Hoffmeister sagt, muß zugestanden, daneben kann gleichwohl behauptet werden, daß ein vollkommen ausreichender Genuß der Dichtung auch ohne Kenntnis, bzw. Studium jener Schriften Schillers möglich sei. Wer die Zeit hat, möge übrigens außer den ästhetischen Briefen auch die Abhandlungen über das Erhabene, über naive und sentimentale Dichtung, über das Interesse an tragischen Gegenständen vergleichen und sich der vielfachen dort auftretenden verwandten Gedanken freuen. Unter den Gedichten Schillers sind verwandt: Die Macht des Gesanges, Sehnsucht, Das Glück, Die Worte des Wahns und Die Würde der Frauen.

Das Gedicht führte in den Horen den Namen: Das Reich der Schatten. Die Mißverständnisse, welche diese Überschrift erregt hatte, suchte Schiller zu beseitigen, indem er die Dichtung in der ersten Ausgabe seiner Gedichte das Reich der Formen nannte; ein Titel, welcher in der 2. Auflage der Gedichte dem: Das Ideal und das Leben gewichen ist.

[Litteratur: Hinrichs S. 110. — Pollack S. 178. — *Götzinger II, S. 84. — *Düntzer IV, S. 371. — *Viehoff III, S. 16.]

---

39. Das Lied von der Glocke.

[Werke in 4 Bdn. I. S. 209. Cotta, Stuttgart 1874.]

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

1. Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

2. Zum Werke, das wir ernst bereiten,
10 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
20 Was er erschafft mit seiner Hand.

3. Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

4. Was in des Dammes tiefer Grube
30 Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
40 Die es erbaulich weiter klingt.

5. Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

6. Denn mit der Freude Feierklange
50 Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
60 Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmeshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
70 Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

80 7. Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

8. Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
90 Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
100 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
110 Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
120 Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
130 Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

9. Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
140 Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

10. Wohl nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
150 Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

11. Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,

Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
160 Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
170 Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut;
Welch Getümmel
180 Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
190 Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
200 Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
210 Und bewundernd untergehn.

12. Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

13. Einen Blick
Nach dem Grabe
220 Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

14. In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
230 Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

15. Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde,
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
240 Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

16. Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

250 17. Ach, die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach, des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
260 Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

18. Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
270 Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

19. Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
280 Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen; bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
290 Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket!
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

300 20. Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

310 21. Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen

Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
320 Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

22. Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
330 Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

23. Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
340 Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

24. Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt er das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
350 Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

25. Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
360 Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

26. Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.
370 Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn

380 Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

27. Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

390 28. Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

29. Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
400 Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führet das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
410 Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

30. Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
420 Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

1. Die Entstehung der Glocke: Nach den Mitteilungen der Frau von Wolzogen trug Schiller dies Lied eine ungewöhnlich lange Zeit mit sich herum. Schon 1788, als er in Rudolstadt weilte, ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt und belehrte sich über den Vorgang des Glockengusses. Seitdem sind neun Jahre verflossen. Da schreibt Schiller an Goethe am 7. Juli 1797: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen und studiere seit gestern in Krönitzens Enzyklopädie, wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu verarbeiten ist."*) — Aber am 30. August klagt der Dichter, daß die Glocke noch lange nicht gegossen wäre. Sein Freund Goethe tröstet ihn deshalb, je länger es daure, desto besser wäre der Guß, desto reiner werde der Klang sein.

*) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe: III, S. 161.

So verging das große Balladenjahr, und Schiller setzte seine Hoffnung auf das folgende Jahr, welches ein Liederjahr werden sollte. Inzwischen wolle er, der Dichter, das Gedicht noch länger mit sich herumtragen, bis es ausgereift sei. Das Jahr 1798 brachte den Wallenstein — die Glocke ward noch nicht gegossen. Aber das Jahr 1799 führte den Dichter wieder einmal nach Rudolstadt, und nun gelangte das Lied zum Durchbruche, ans Licht der Welt. Am 14. August 1799 hatte Goethe seinen Freund nochmals um Vollendung des Gedichts für den nächsten Musenalmanach gebeten. Dieser Wunsch ward erfüllt, das Gedicht erschien im Almanach für 1800.

Das Motto: Vivos voco rc. hat Schiller aus Krönitz' Enzyklopädie entlehnt, und dort wird dieser Spruch als Inschrift auf der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen in der Schweiz bezeichnet.

2. Die Komposition der Glocke:

Drei große Gedanken hat der Dichter in seinem großen, vielleicht größten lyrischen Gedichte behandeln wollen und meisterlich behandelt: 1) es wird vor unsern Augen der Glockenguß in allen seinen einzelnen Teilen ausgeführt, und diese verschiedenen achtzeiligen Strophen, welche der Meister an die Gesellen richtet, sie über das Werk des Gusses und das Teil ihrer Arbeit an demselben belehrend, geben in ihrer Zusammensetzung ein vollkommen ausreichendes und nicht minder anschauliches Bild. Sodann wird 2) die Bedeutung der Glocke im Familien- und im Gemeindeleben als der steten Begleiterin aller wichtigeren Ereignisse trauriger und fröhlicher Art im Menschenleben dargestellt. Und endlich 3) gehen die meist sogenannten Meistersprüche, besser die auf den Guß bezüglichen Belehrungen des Meisters, neben Betrachtungen über das Menschenleben und der Glocke mitwirkende Thätigkeit in einer solchen Weise her, daß niemandem diese innere Verwandtschaft je einer Belehrung und einer Betrachtung des Meisters entgehen kann. Vielleicht gelingt es mir, in folgender Disposition diese drei Eigentümlichkeiten deutlich werden zu lassen.

3. Disposition:

A.	B.
Der Glockenguß, ein Bild des Menschenlebens.	**Die Glocke,** Begleiterin des Menschen durchs Leben.
Belehrungen.	Betrachtungen.
I. Einleitung: Die Form ist vollendet, der Tag des Gusses ist angebrochen. Str. 1.	Einleitung: Die Arbeit des Glockengusses soll durch ernste Betrachtungen über die Bestimmung der Glocke begleitet und gewürzt werden. Str. 2.
II. Anfang des Gusses: Das	Anfang der Betrachtungen:

Feuer wird angezündet, das zu gießende Metall wird in den Ofen geschüttet. Str. 3.

III. Die Massen sind im Flusse, Pottasche wird zugeführt, das Metall abgeschäumt. Str. 5.

IV. Die Prüfung der Mischung Str. 7.

V. Die Gußprobe. Gebet um das Gelingen des Gusses. Letzterer beginnt. Str. 10.

VI. Das Metall ist dem Schoße der Erde anvertraut. Str. 14.

VII. Ruhe- und Erholungszeit für die Gesellen, während die Glocke sich abkühlt. Str. 18.

VIII. Das Zerbrechen des Mantels. Str. 23.

IX. Der Guß ist gelungen. Str. 27.

Allgemeines über die vielfache Beziehung der Glocke zum Menschenleben. Str. 4.

Der Glocke Klang ruft die Eltern zur Taufe des Neugebornen ins Gotteshaus. Die Kinder wachsen, Knaben und Mädchen spielen heiter zusammen; der Jüngling kehrt aus der Fremde zurück zur blühenden Jungfrau. Str. 6 (Brautstand.)

Die Glocke begrüßt ein Brautpaar am Tage der Trauung. — Die Ehe. Die Familie, der Wirkungskreis der Hausfrau. Des Mannes Fleiß (Str. 8.) — des Hauses Wohlstand. — Übermut des Mannes fordert das Schicksal heraus. Str. 9.

Die Glocke verkündet den Ausbruch eines Brandes. Der Brand (Str. 11.). Nach dem Brande (Str. 12.) Abzug der Obdachlosen; Trost: Str. 13.

Die Glocke begleitet dumpfklingend einen Leichenzug. Die Hausfrau ist gestorben. Ihr Leib wird als Saatkorn der heiligen Erde anvertraut: Str. 15—17.

Die Feierabendglocke. Bei ihrem Klange kehren die Wandrer, die Arbeiter und die Herden heim. In Stadt und Land ist Arbeitsruhe. Erholung nach der Arbeit (Str. 19.) — Staatliche Ordnung und ihr Segen (Str. 20—22). — Der Friede.

Der Bruch der menschlichen Ordnung im Aufruhr: Str. 24—25. Schilderung des Aufruhrs und seiner fluchesreichen Folgen: Str. 26.

Die Glockentaufe und Weiherede: Concordia bedeute der Stadt dauernden Frieden, stete Eintracht: Str. 28. 29.

X. Die Glocke wird emporgehoben und zum ersten Male geläutet. Str. 30.

4. **Der Glockenguß***) wird in besonderen, den sogenannten technischen, Meistersprüchen beschrieben und es heben sich diese Strophen auch äußerlich durch die regelmäßige Bildung ab; es sind immer 8 Verse mit trochäischem Rhythmus und dem Reimbilde ababccdd (ad klingend, bc stumpf); V. 1. 3. 7. 8 sind vier vollständige Trochäen, V. 2. 4. sind unvollständige vierfüßige, V. 5. 6. nur unvollständige dreifüßige Verse. —

Der Glockenguß aber wird in folgender Weise ausgeführt: Wenn eine Glocke gegossen werden soll, so wird zunächst eine geräumige Grube (V. 29.) vor dem Schmelzofen hergestellt, groß genug, um außer der Glockenform auch die Arbeiter noch aufzunehmen. Der Boden wird gehörig festgestampft. Dann beginnt man mit dem Aufbauen der Form. (V. 2.) Zunächst wird aus Backsteinen der Kern aufgerichtet und dieser mit Lehm überkleidet. Dem Lehme giebt man dann die Form, welche die Glocke auf der Innenseite haben soll, indem man sich dazu einer Schablone bedient, nämlich eines Brettes, auf welchem der halbe Durchriß der inneren Glocke ausgeschnitten ist. Vermittelst dieser Schablone entfernt man den überflüssigen Lehm auf allen Seiten — und nun ist der Kern hergestellt. Mit einem Pinsel trägt man noch gesiebte Asche auf. In der Mitte des Kerns bleibt ein hohler Raum, welcher mit glühenden Kohlen durch eine oben angebrachte Öffnung gefüllt wird, und zwar haben diese Kohlen den Zweck, der Lehm zu backen, d. h. auszutrocknen und zu erhärten. Wenn das geschehen ist, so ist der innere Teil „der Form, aus Lehm gebrannt" (V. 2.) fertig. Nun bekleidet man den in Backstein verwandelten Lehm mit einer neuen Lehmschicht, der Dicke oder Dickte. Diese wird so dick und so geformt, als die Glocke, welche gegossen werden soll. Ihre Gestalt wird wieder mit Hilfe einer Schablone, welche der Glocke äußerliche Gestalt im Durchrisse zeigt, hergestellt. So entsteht denn ein Modell der Glocke aus Lehm. Dieser Lehm wird tüchtig mit Talg bestrichen, damit der Lehm des Mantels sich mit der Dicke nirgends verbindet. Die Dicke wird auch durch das innere Feuer getrocknet. Nun wird eine dritte Schicht aufgetragen: der Mantel, aus zerstoßenem, gesiebtem Lehm, Ziegelmehl, alten Schmelztiegeln und Kälberhaaren bestehend, und, damit dieser nicht zerbreche, wird er mit eisernen Reifen umgeben. Darauf wird an einer Winde der fertige Mantel emporgezogen und nun sorgfältig die Dickte entfernt. Dann läßt man den Mantel wieder herab, und natürlich bleibt ein leerer Raum zwischen Mantel und Kern, durch dessen Ausfüllung mit Glockenspeise die Glocke entsteht.

*) Leider nötigt mich der Mangel an Raum zu einer kürzeren Form der Behandlung dieses Gedichtes. Ich werde darum die wichtigsten Erläuterungen unter 4 und 5 dem Texte einfügen oder in Anmerkungen am unteren Rande geben.

Ist die Dicke herausgeholt, und der Mantel in die richtige Stellung gebracht, so wird die Dammgrube mit Erde ausgefüllt und letztere festgestampft, um vereint mit dem Mantel dem fließenden Metalle Widerstand zu leisten, damit es nicht ausbreche und der Guß mißrate. Nunmehr steht „festgemauert in der Erden die lehmgebrannte Form" — und der Glockenguß kann beginnen. Der Dichter schildert nur letzteren, setzt in Str. 1 den Bau der Form voraus.

In Str. 3 wird die Kenntnis des Schmelzofens auch vorausgesetzt, wie auch die Bestandteile der Glockenspeise sich kaum angedeutet finden. Dicht an der Dammgrube steht nämlich der Gießofen. Er besteht aus zwei Teilen, aus dem Metallherde oder Ofen im engeren Sinne und aus dem Schornstein. Der Ofen ist einem Backofen nicht unähnlich; er hat hoch oben an der Seite ein mit eiserner Thüre verschließbares Loch, durch welches das Metall in den Ofen geworfen wird. Noch weiter oben befinden sich sechs Zuglöcher (Windpfeifen), welche geöffnet und geschlossen werden können. Hinter dem Ofen steht der Schornstein. Durch das Schürloch wird von oben auf den Rost, unter welchem sich ein Aschenraum befindet, das Brennholz geworfen, am besten trockenes Fichtenholz[1]. (V. 21. 22.) Wenn das Feuer in Zug gekommen ist, so wird das Schürloch geschlossen und die Flamme somit von oben „eingepreßt". (V. 23.) Diese sucht deshalb den einzigen ihr noch gebliebenen Ausweg und kommt durch den Schwalch (V. 24.), das Loch, welches Schornstein mit Ofen verbindet, unter den Schmelzherd und erhitzt denselben. Jetzt wird das zur Glocke verwendbare Metall, zuerst das Kupfer (V. 25.), welches am schwersten schmilzt, und dann, wenn jenes zum Schmelzen gebracht ist, das weit rascher schmelzende Zinn (V. 26.), manchmal auch etwas Messing, auf den Herd gebracht. Das Verhältnis des Kupfers zum Zinn ist wie 5 zu 1.



Wenn die Metalle recht in Fluß gebracht sind, so zeigen sie oben einen weißlichen Schaum (weiße Blasen V. 41.). Sobald dieser bemerkbar wird, so wird auf je 10 Zentner Metall ein Pfund Pottasche oder Aschensalz (eigentlich ausgelaugte Pflanzenasche) zugesetzt, um den Fluß und die Vereinigung der Metalle zu befördern (V. 43. 44), und dann wird die Metallmasse zweimal abgeschäumt (V. 45 ff.) und somit gereinigt.

Nach etwa 12 Stunden färben sich die Windpfeifen gelb und bräunlich (V. 80.) — ein Zeichen, daß der Guß bald beginnen kann. Ein noch besseres Zeichen ist ein rasch in die kochende Masse getauchtes Stäbchen. Scheint dasselbe überglast zu sein, d. h. mit einer feinen Glasur überzogen, so zeigt uns dies an, daß der Guß beginnen kann.[2])



[1]) Krönitz sagt: „Nasses Holz bringt nie das Metall in den rechten Fluß, und daher können sich die Bestandteile auch nicht gehörig vermischen. Das Fichtenholz ist hierzu das geeignetste.

[2]) „Wird's zum Gusse zeitig sein." Schiller scheint entweder an das Metall oder

Nunmehr wird die eigentliche Gußprobe gemacht. Die Gesellen schöpfen auf des Meisters Geheiß etwas von der Mischung in einen ausgehöhlten warmen Stein und lassen es erkalten (V. 84—87.). Zeigt dann das Metall, nachdem es kalt geworden ist (V. 148.), einen schön gezackten Bruch, so kann der Guß beginnen (V. 147.) Die Zacken des Bruches dürfen weder zu groß sein, noch zu klein; im ersten Falle wird Zinn, im letzten Kupfer nachträglich zugesetzt. Ist die Gußprobe befriedigend ausgefallen, folgt das Gebet um Segen von oben (V. 150.), und dann wird der Zapfen aus dem Zapfenloche, in welches jener von innen nach außen eingeschlagen war, durch eine schwere eiserne Stange von außen nach innen ausgestoßen.[3]) Nun ergießt sich das flüssige, rauchende Metall durch eine vor dem Zapfenloche beginnende Rinne nach der Form zu und strömt zunächst in die Höhlung ein, deren Ausfüllung den Henkel der Glocke bildet (V. 153. 154.).

Bald ist die sämtliche Glockenspeise in die irdene Form[4]) eingegossen (V. 227), sie hat gereicht zur Ausfüllung der Form (V. 228); nur bleibt die Möglichkeit, daß der Mantel den Druck des Metalles nicht aushielt und zersprang; dann ist die Arbeit vergeblich, und dem Fleiß und der Kunst wird nicht vergolten. (V. 230.) Es dauert längere Zeit, bis das heiße Metall erkaltet ist, und eher kann an der Glocke nichts geschehen. So können die Gesellen sich von der anstrengenden Tagesarbeit durch Trunk und Kurzweil erholen[5]).

Dann gehts zu neuer Arbeit. Die Dammgrube wird wieder aufgerissen und mit einem Hammer der Mantel[6]) abgeschlagen. Die Glocke zeigt sich in allen Teilen wohlgelungen. Der Glocke Teile sind: Der Kranz, der unterste Teil der Glocke, an welchen der Klöppel anschlägt, (V. 386.), die Schweifung, der mittlere, dünnere Teil, und die 7 Henkel,[7]) von denen 6 um einen Mittelbogen stehen. Wappen und Inschriften befinden sich auch an der Glocke (V. 388).[8])

---

an das V. 85 folgende Wort: Gemisch mit dem 's gedacht oder zeitig sein irrtümlich statt Zeit sein gebraucht zu haben.

[3]) Das Ganze, Ofen und Form, ist durch ein Dach überbaut und wird hier Haus genannt. (V. 152.)

[4]) „In die Erd' ists aufgenommen."

[5]) Der Meister hat auch jetzt zur Erholung noch keine Zeit V. 273. Konstruiere übrigens: Wenn der Sterne Licht winkt, so hört der Bursche, ledig aller Pflicht, die Vesper schlagen (welche ihn zur Erholung ruft, nachdem die Arbeit beendet ist).

[6]) Dieser ist unter dem Gebäude (Form): V. 334 gemeint.

[7]) Schiller sagt hier: Helm (V. 386).

[8]) Eine solche Inschrift bildet auch das von Schiller als Motto vorangestellte Wort: Vivos voco, mortuos plango, fulmina frango: Die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich. — Die letzten Worte deuten auf die Sitte der Väter hin, durch Glockengeläute bei heftigem Gewitter die Herzen zum Gebete aufzufordern. Der Aberglaube schrieb die Abwendung von Schaden dem Glockengeläute direkt, der Glaube schreibt jene letzterem indirekt zu (während er die Erhörung der Gebete in den Vordergrund stellt). — Bilder (V. 389.) ist zwar richtiger gebildet als Bildner; doch wird nur diese Form sonst gebraucht, cf. Redner st. Reder.

Dann folgt die Glockentaufe, das Heraufwinden derselben aus der Grube; — aber erst, nachdem ein vom Schmiede gefertigter Klöppel eingehängt ist, kann die Glocke geläutet werden. (V. 418—425.)[9])

5. **Die Glocke als Begleiterin der menschlichen Erlebnisse:** V. 29—40 schildern im allgemeinen die Aufgabe der Glocke, mit den Betrübten zu klagen, zu dem Chor der in der Kirche versammelten Gemeinde zu rufen und in allen Verhältnissen des Menschen ein Zeuge seiner Erlebnisse und seiner Gefühle zu werden. Freilich ist die Glocke herzlos (V. 411.), aber unser Ohr hört doch ganz verschiedene Klänge, jenachdem unser Herz in diese oder jene Stimmung gebracht ist.

Freudig und feierlich zugleich ist der Klang der Taufglocke[10]) (V. 49 ff.), ernst klingen die Glocken, welche das Hochzeitspaar zur Trauung[11]) rufen (V. 88 ff.) — schauerlich und ängstlich wimmernd die Feuerglocke (V. 174), schwer und bang tönt das Grabgeläute (V. 244 ff.), mit freudigen Empfindungen hört man die Vesperglocke schlagen (V. 272 ff.), gräßlich ist das Geheul der Glocke unter den zerrenden Händen der Aufrührerischen (V. 358 ff.).

Einfach feierlich klingt sie, wenn sie die liebende Gemeine zu herzinniger Gemeinschaft zusammenruft. (Vgl. 394. ff.)[12]) Ernst stimmt den Aufmerksamen der Glocke Ton bei jedem Stundenschlage (V. 408). Möge sie nur ewigen und ernsten Dingen dienen (V. 406); — möge ihr Ton eine Stimme von oben sein allewege (V. 402), und das Verklingen des Schalles im Ohr die Lehrerin der wichtigen Wahrheit, daß nur das Ewige bleibe (V. 414--419).

Friede ist der Gemeinschaft höchstes Gut, und Friede mit Gott und den Menschen des Herzens höchster Schatz, Concordia der Glocke schönster Name (V. 393. 425.).

6. Die merkwürdigen Beziehungen zwischen dem Werke des Glockengusses und den Ereignissen im Menschenleben.

In ungezwungenster Weise knüpft der Meister Schiller, seine Gedanken in des Glockengießermeisters Mund legend, Glockenguß und Menschenleben aneinander. Jedes ernsten Arbeiters ist es nur würdig, daß er sein Werk nicht gedankenlos vollbringe, nicht mechanisch, sondern mit Verständnis, nicht nur mit den Händen, sondern mit einer Beteiligung

[9]) Gleichwohl sind die Scherze A. W. v. Schlegels über den fehlenden Klöppel unberechtigt.

[10]) Die Erklärer kennen keine Taufglocke. Allein gerade während des Läutens der Vaterunserglocke, besonders im Nachmittagsgottesdienste treten die Eltern und Gevattern mit dem Täufling in vielen Gegenden Deutschlands in das Gotteshaus ein. Dasselbe geschieht seitens des Brautpaares und der Hochzeitsgäste. Auch bzgl. des Vormittagsgottesdienstes wird mir dies aus der Umgegend von Königslutter bestätigt.

[11]) Nicht zum Brauttanz, wie Viehoff „des Festes Glanz" erklärt. Vgl. sonst die vorige Anmerkung.

[12]) „Der Ruf der Glocke zum Gottesdienst und die Schilderung der kirchlichen Gemeinschaft hätten wohl eine eigene Betrachtung verdient." Gößinger.

des Herzens[13]) (V. 9—20). So ist es auch nur angemessen, daß man während der langen Arbeit des Glockengusses die Bedeutung der Glocke im Menschenleben und die reichen Beziehungen, welche zwischen Glockenguß und Menschenleben bestehen, erwäge[14]) (V. 29—40).

Der eigentliche Glockenguß beginnt mit V. 41. — In den Beginn des Menschenlebens fällt die heilige Taufe (V. 49—56). Während das Kupfer und Zinn schmelzen, findet die Reinigung der Mischung von dem Schaume wiederholt statt (V. 45—48). Eine solche Reinigung ist auch die heilige Taufe (V. 49—56) und ist sodann das Leben, in welchem das Mädchen zur züchtigen Jungfrau, der wilde, stolze Knabe zum ernsten Jüngling sich läutert (V. 57—79).[15])

Die Glockenspeise, welche zu gutem Klange sich vereinigen soll, besteht aus dem härteren*) Kupfer und dem leichter schmelzenden, weicheren Zinn. Auch zwischen dem stärkeren und schwächeren Geschlechte der Menschen giebt es eine Vereinigung, welche von dauernder Art sein soll, die Ehe. Wie gar oftmals der Guß ohne vorhergegangene Gußprobe mißlingt, so zeigt sich auch die Vereinigung der Herzen, falls die Liebenden keine genaue Probe zuvor angestellt haben, als ein Schritt von den traurigsten Folgen. Die Hochzeit selbst ist dann das letzte frohe Ereignis, und der schöne Traum (Wahn) einer glücklichen Ehe erweist sich als Schaum. (V. 88—101.) Nicht die Leidenschaft, sondern nur die wahre Liebe überdauert auch die Abkühlung, welche das Leben mit den für Mann und Frau so verschiedenen Berufsarten, verschiedenen Sorgen und Arbeiten (V. 102—115. — V. 116—132.)**) bringt — wie nur wirklich harmonische Vereinigung einen guten Guß des Glockenmetalles bewerkstelligt.

Der Bruch des Metalles muß bei der Gußprobe ein normaler sein (V. 148.), die Zacken müssen von richtiger Art sein, sonst ist von der Glocke nichts zu hoffen; so muß auch in dem Zusammenbruch des Hauses sich die Festigkeit des Ehebundes, der Liebe zwischen Mann und Weib erproben.

---

[13]) „Daß er im innern Herzen spüret" ff. V. 19.

[14]) „Stimmen zu der Andacht Chor" = einstimmen in den Chor der Christengemeinde.

[15]) V. 73: „Womit er seine Liebe schmückt." Liebe bedeutet hier den Gegenstand seiner Liebe, das Konkretum steht statt des Abstraktums. (Düntzer.) Nur Armknecht bietet folgende Auslegung: „Es scheint unpassend, unter „seine Liebe" sie (die Geliebte) zu verstehen, da nicht von einem Beschenken, sondern vom „Schmücken" der Liebe die Rede ist; daher bleibt kaum etwas anderes übrig, als die Worte auf das Liebesgefühl und zwar seiner selbst, des Liebenden, gehen zu lassen, womit man dann allerdings bei der Neigung junger Leute ankommt, sich mit Rosen und dgl. zu zieren." (!) Schon dies Ende hätte den Erklärer belehren können, daß er nicht auf dem rechten Wege war.

*) Spröde im eigentlichen Sinn kann das Kupfer nicht im Vergleich zum Zinn genannt werden.

**) Die Polysyndese (und) ist sehr wirksam, sie zeigt das Nebeneinander aller dieser Handlungen an, welche in den Berufskreis der Frau gehören. Ebenso schön ist die Allitteration in V. 110. 111.

Der Guß beginnt erst dann, nachdem ein Gebet zu Gott emporgesandt ist, um Segen des Werkes, um Bewahrung vor Schaden. Es ist nicht allein an der Menschen Thun und Sorgen, Laufen und Rennen gelegen, sondern es kommt auch auf Gottes Erbarmen und Gnade an. Das größte Unglück kann mit dem Ausstoßen des Zapfens beginnen. (V. 149. 150.) — Auch in der Ehe ist solcher Segen von oben zu erbitten, und schwer büßt oft der, welcher, durch sein Glück stolz gemacht, des göttlichen Segens nicht mehr zu bedürfen glaubt. So gieng es auch dem Hausvater, welcher auf sein Errennen und Erjagen allein sah und vertraute und die Möglichkeit einer Verarmung nicht anerkennen; noch Gottes Segen sich erbitten wollte. (V. 133—146.)

Der Feuerstrom des Metalles ergießt sich in die Form — er bleibt in seinen Grenzen wohlthätig wirkend (V. 153—158.); aber er konnte auch, wie so manchmal geschieht, seinen Fesseln sich entziehen und — dann richtet er ein großes Unglück an.*) — Dieselbe Wolke, welche den gedeihlichen Regen mitteilt, kann auch den furchtbaren Blitzstrahl entsenden.**) (V. 159 ff.) Der übermütige Hausvater muß, da er den Segen von oben nicht anerkennen wollte, die Strafe von oben hinnehmen. Der Blitzstrahl hat sein Haus entzündet.

Den furchtbaren Brand zu löschen strengt man sich vergebens an; jener hat sich mit dem Sturme verbündet, und ihre Gewalt spottet der menschlichen Anstrengungen. Endlich giebt der Mensch den Kampf auf und sieht seine Werke müßig, da alle Arbeit vergebens ist, bewundernd, da er seinen Gegner als Gottesboten anerkennen muß, untergehen. Der ganze Erwerb so vieler Jahre ist in einer Nacht dahin; — nur Weib und Kind hat er noch, sie sind unversehrt geblieben, wie auch seines Körpers und Geistes Kräfte, er kann noch von Gnade sagen in seiner Züchtigung, und so hat er noch Trost in der Trübsal, er zieht weg, ein anderes Daheim sich zu suchen — unter Gottes Segen, den er nun nicht mehr verachtet, sondern heiß erfleht. (V. 174—226.)

Inzwischen war der Glockengießer glücklicher. Die Form ist mit der glühenden Masse gefüllt, und letztere ruht in dem Schoße der Erde für einige Zeit. Man hofft auf das Gelingen des Gusses. Es kann freilich auch jetzt noch durch Bruch des Mantels die Glocke mißraten (V. 227—234). Hoffnung und Unheil lösen sich oft ab; ein Glück ists, daß dem Unglücke, welches uns alle einmal betrifft, dem Tode eines Familiengliedes nämlich, die Hoffnung sich wieder anschließen kann, daß unseres Leibes Staub einst werde auferweckt werden zu schönerem Leben (V. 235—243). Die Möglichkeit des Unglückes bringt uns in die Trauer-

*) „So wurde, als Benvenuto Cellini die Bildsäule des Perseus goß, die Werkstätte vom Feuer ergriffen". (Vgl. Goethes Übersetzung IV, 6. Schillers Briefwechsel mit Goethe I, S. 276.)

**) Ohne Wahl für den Oberflächlichen, und doch nicht zufällig; denn der Blitzstrahl ist des Höchsten Strafe für des Hausvaters Übermut.

stimmung, welche zu dem Klange der Trauerglocke (V. 244—249) sich eignet, und die Ähnlichkeit der Dammgrube mit dem Grabe, in welches wir unser Liebstes auf Hoffnung einsenken, ist groß und augenfällig genug, um den Übergang zu dem Verluste der Gattin und Mutter zu bilden. (V. 250—265.) Die Gattin stirbt — der Gatte lebt; die inneren, die Familienbande sind gelöst; die äußeren Bande bleiben, und der Dichter stellt diese äußeren in dem Folgenden dar.*)

Für die bei dem Gusse beteiligten Gesellen ist inzwischen Feierabend gekommen; denn, während die Glocke sich abkühlt, haben jene nichts zu thun, — sie können sich Ruhe und Erholung gönnen. Zu beidem rufen auch die Töne der Vesperglocke, und nicht blos sie, auch die Wandrer, die Ackerleute, die Hirten werden heimgerufen. Das Stadtthor schließt sich. Die Nacht sinkt auf die Stadt. An einzelnen Orten sucht die Jugend Lustbarkeiten zur Erholung auf, das Alter begnügt sich mit der Ruhe; — dann legt sich alles nieder — unbekümmert, dem „Auge des Gesetzes“ die Wache in der Nacht überlassend. (V. 226 —299.)

Hieran schließt sich ein Bild des Segens der obrigkeitlichen Ordnung eines staatlichen oder gemeindlichen Verbandes (V. 300—309), und des regelmäßigen Fleißes der Bürger in geordnetem Verbande von Arbeitgeber und Arbeitnehmer (Meister und Geselle) (V. 310—321.), und endlich des Friedens (V. 322—333.) in Stadt und Vaterland gegenüber dem Bilde eines Krieges, den ein stärkerer äußerer Feind bringen könnte. Aber noch schlimmer als ein äußerer Feind ist doch der innere, schlimmer als Krieg ist doch der Aufruhr!

Der Meister läßt — als es Zeit ist — die Form zerbrechen; da geht alles ohne Schaden ab, aber wehe, wenn das glühende Erz den Mantel selbst zersprengt und wie die flüssige Lava sich verderbenbringend weitergegossen hätte. (V. 334—351.) Aus der gewaltsamen Selbstbefreiung der Völker entspringt auch nie etwas Gutes.

Hier schließt sich das Bild des Aufruhrs trefflich an. Der stille Funke glomm lange im Verborgenen, endlich bricht die Flamme hervor. Der Friede ist dahin, jegliche Ordnung ist durchbrochen, gearbeitet wird nicht mehr, Raserei hat Männer und Weiber befallen, und sie werden fähig der scheußlichsten Greuel und laden auf sich Schuld um Schuld. (V. 352—381.)

Das Werk ist — vom Mantel befreit — sichtbar, ohne Tadel; der Guß ist gelungen. Die neueste Glocke empfängt ihren Namen — der Meister hält die Weiherede. Concordia soll die Glocke heißen. Möge sie nur den ernsten, ewigen Dingen geweiht sein, nur Zeugin des Friedens der Bürger sein, in deren Stadt sie fortan täglich predige

*) Walten ist das Arbeiten der Liebe und Umsicht, Schalten das einfache Hantieren.

von der Vergänglichkeit des Irdischen, von der Wichtigkeit der Ewigkeit.*) Als eine Stimme, die von oben kommt, weise sie nach oben hin, rufe zum Lobe des Schöpfers und zum Vertrauen auf seinen Segen, auf seine Wahrheit und Allmacht. (V. 382—425.)

7. Über die **Form** der Dichtung ist bereits oben einiges gesagt, insoweit von der äußeren Gestalt der Meistersprüche gehandelt wurde. Die Strophen dieser Meistersprüche sind einfach. Westphal zerlegt jede dieser trochäischen Strophen in zwei Teile und hebt hervor, daß jeder dieser Doppelsprüche in zwei auch logisch getrennte Abschnitte zerfalle. Diese Meistersprüche sind für sich ein Ganzes, so daß sie aus dem Liede von der Glocke sich bequem herausheben lassen.

Zwischen den Meistersprüchen finden wir metrisch freie Partieen eingeschaltet, in welchen Westphal den antiken Nomos nachgeahmt findet und in welchen er die alte Einteilung der Griechen (Archa = Eingangsteil; Omphalus = Hauptteil; Sphragis = Schlußteil) nachweisen zu können meint. Im einzelnen hat Westphal folgende Einteilung aufgestellt:

Anfangsteil.

1. troch. Str. | Jamben (12 Reihen). 2. troch. Str. | Jamben (12 Reihen).

Hauptteil.

1. Bilder aus dem Leben der Familie.
   a. Freudige Glockentöne.
      3. troch. Str. | 3. astrophische Partie: Taufglocke.
      4. troch. Str. | 4. astrophische Partie: Trauglocke.
   b. Schmerzliche Glockentöne:
      5. troch. Str. | 5. astroph. Partie: Feuerglocke.
      6. troch. Str. | 6. astroph. Partie: Totenglocke.

2. Bilder aus dem Leben der Gemeinde.
   a. Freudige Glockentöne.
      7. troch. Str. | 7. astroph. Partie: Ruhe- und Abendglocke.
   b. Schmerzliche Glockentöne.
      8. troch. Str. | 8. astroph. Partie: Aufruhrglocke.

Schlußteil.

9. troch. Str. | Jamben (28 Reihen). 10. troch. Str.

Es geht aus diesem Übersichtsbilde die überaus große Symmetrie und Sorgfalt der Darstellung auch bezüglich der äußeren Seite derselben deutlich hervor. Auch ist mit Absicht die freudige Stimmung der traurigen in jedem der beiden Abschnitte des größeren Hauptteiles vorangestellt.

8. Wir müssen es uns versagen, die Einzelheiten dieses Meisterwerkes, die so reichen Anlaß zu sprachlichen Bemerkungen darbieten, zum Genusse poetischer Schönheiten, zur Vergleichung mit anderen Aussprüchen Schillers und andrer einladen, ausführlich darzulegen. Zum Glücke bietet das Gedicht für das Verständnis keine eigentlichen Schwierigkeiten mehr, wenn die unter 4 dargelegten technischen Erörterungen von dem Schüler begriffen sind. Zu **schriftlichen Aufgaben** aber eignen sich die unter 4—6 andeutungsweise ausgeführten Themata, sowie eine Reihe von jenen Bildern, welche Schiller uns hier mit einer Vollendung entworfen hat, an welche, wie an die Schilderung des Brandes, kein anderer Dichter heranreicht, z. B.: Gedanken bei dem Anblick eines Täuflings; die Feuersbrunst; die Zerstörung der Familie durch den Tod der Mutter; der Trost am Grabe; Feierabend; Erntefest; Wanderung durch die Stadt während der Nacht 2c.

*) Das Jahr ist bekränzt gedacht, wie die Horen, die Zeitgöttinnen, von den Griechen bekränzt dargestellt wurden.

[Litterarisches: *Viehoff, ausgew. St. I, S. 65. — G. v. Leinburg, Sch. Lied von der Glocke. Beleuchtet und erklärt. 1845. 8. Frkf. a. M. — Fr. J. Günther, deutsche Klassiker. Bd. I. Elberfeld 1853. — Töchteralbum von Thekla von Gumpert, Bd. IV. S. 419. — 426. — Dr. Wiedasch, über den idealen Charakter, die künstlerische Form und den Gedankengehalt in Sch. Lied von der Glocke, Progr. des Lyceums von Hannover, 1858. — *Gude II. S. 191. — *Kriebitzsch, deutsche Dichtungen. S. 44. — Kolbe in Fleckeisen und Masius' Neue Jahrbücher, 1868. 2. Abt. S. 257. — Deinhardt, Beiträge zur Würdigung Schillers I. Bd. — *Heinze (Anleit. z. Disponieren) S. 135 u. 204. — *Götzinger, II. S. 300 — *Viehoff, III. S. 69. — *Hartert, II. S. 103. — *Hoffmeister, IV. S. 97 ff. — *Reuter, S. 317. — *Westphal, a. a. O. S. 243. ff. — *Düntzer, III. S. 54. — *Kurz III, S. 294. — *Armknecht, S. 239. — *Hinrichs I, S. 67.]

Biographie des Dichters.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10.*) November 1759 zu Marbach geboren. Dort war Schillers Vater als Lieutenant in einem Infanterieregimente angestellt, und von hier stammte auch Schillers Mutter, Elisabeth Dorothea, geb. Kodweis. Im großelterlichen Hause erblickte der Knabe das Licht der Welt. Erst nach vier Jahren kehrte der Vater aus dem Kriege zurück; während dieser Zeit hatte der schwächliche, von Kinderkrankheiten oft heimgesuchte, Sohn im Hause der Großeltern gelebt. Er war schon frühzeitig den edelsten Beschäftigungen zugewandt, namentlich hörte er gern aus der Bibel vorlesen. Sein Kopf mit den blauen, gen Himmel gerichteten Augen und hochblonden Locken soll wie ein Engelskopf anzuschauen gewesen sein. Der Vater war ein biederer, einfacher Charakter, welcher übrigens für seinen Beruf nicht besonders eingenommen war und viel lieber der Beschäftigung mit Gartenkunst und Baumzucht sich hingab. Die Mutter, obgleich eine einfache Bäckerstochter, übte doch durch ihre zarte, gemütvolle Erziehung, durch ihr Erzählen aus der Bibel und der Märchenwelt und später durch das Vorlesen berühmter deutscher Dichtungen einen anregenden Einfluß auf den Knaben aus. Im Jahre 1765 wurde Schillers Vater als Werbeoffizier nach Lorch versetzt, wo der Sohn den ersten Unterricht im Pfarrhause durch Pastor Moser empfieng. Folgsamkeit, Religiösität und eine unbegrenzte Freigebigkeit zeichneten früh den Knaben aus. Im Jahre 1768 wurde Schillers Vater von Lorch nach Ludwigslust versetzt, und der Sohn besuchte die Lateinschule daselbst; auch Griechisch und Hebräisch lernte er ein wenig, da er sich für den Beruf eines Pfarrers vorzubereiten gedachte; aber im Jahre 1770 zog der Vater auf die Solitüde, und der Sohn wurde dem strengen Magister Jahn in Kost und Wohnung übergeben; dieser behandelte ihn noch strenger als der Vater. Verkehrter Unterricht zerstörte nach und nach

*) Gust. Schwab sagt am 11. Nov. (vgl. Schillers Leben. S. 13.), gestützt auf das Marbacher Taufbuch.

seinen religiösen Sinn. Mit 9 Jahren regte sich in ihm seine poetische Gabe. Im Jahre 1773 ward er der von Herzog Karl v. Württemberg neuerrichteten Militärakademie, der später sogenannten Karlsschule, übergeben. Infolge dieser Aufnahme mußte Schiller auf seinen Lieblingswunsch, Theologie zu studieren, verzichten. Die Anstalt, in welcher ebenso große Begeisterung für die Wissenschaften, als kleinliche Pedanterie zu finden war, wirkte übrigens auf die Besucher verschieden ein; auf Schiller schon deshalb nicht angenehm, weil er nur widerwillig an diesen Ort gegangen war; doch errang er sich bald Lob im Studium der gelehrten Sprachen. Die Rechtswissenschaft, welche er zunächst erwählte, sprach ihn nicht an, und er wandte sich der Medizin zu. Seine dichterische Anlage hatte sich schon früher gezeigt, und wir besitzen Gedichte in deutscher und sogar in lateinischer Sprache aus Schillers Knabenzeit.

Auf der Karlsschule setzte er seine Studien und Versuche fort, freilich heimlich. Schiller las namentlich Goethes erste Schriften und Shakspeare; aber auch Leisewitz, Lessing, Mendelssohn wurden mit Eifer studiert. Mit 16 Jahren begann er seine medizinischen Studien. Haug, der Vater des Epigrammendichters, veröffentlichte die ersten Gedichte Schillers in seinem schwäbischen Magazine. Schon im Jahre 1775 machte Schiller, welcher unter dem Zwange der Anstalt mehr als andre seufzte, Fluchtpläne. Der Herzog bevorzugte übrigens den jungen Schiller, und doch vermochte dieser sich nicht in den Geist des Herzogs und seiner Schule hineinzuleben. Religiöse Zweifel quälten außerdem seine Seele; in der Medizin aber machte er eifrige Studien und erwarb sich sogar am 14. Dezember 1779 gleichzeitig drei Preise. In den letzten Jahren arbeitete er sein erstes Drama aus. Gleichzeitig erwarb er sich den medizinischen Doktorgrad durch eine in lateinischer Sprache verteidigte deutsche Dissertation. Zu dramatischen Versuchen fühlte er sich durch den Besuch des Theaters, durch theatralische Vorstellungen in der Karlsschule, an welchen er selbst, wenn auch mit großem Ungeschick, mitwirkte und durch die Lektüre der Shakspeare'schen und Goethe'schen Dramen angeregt. Jenes Drama aber sollte seinen ganzen Haß gegen den Zwang bestehender Ordnungen, wie er ihn in der Karlsschule empfand, aussprechen. Es wurde unter steter Furcht der Entdeckung im Krankenzimmer abgefaßt. Im Dezember 1780 ward Schiller in Stuttgart als Regimentsarzt mit 18 Gulden monatlicher Gage angestellt. Schillers Leben ward jetzt ein zügelloses; die lang entbehrte Freiheit suchte er in der Schrankenlosigkeit. Das fertige Drama: „Die Räuber“, für dessen Titelblatt als Vignette ein aufsteigender zorniger Löwe mit dem Motto: „in Tyrannos“ gefunden war, wurde von einem geringen Buchdrucker zu Mannheim auf Schillers Kosten gedruckt; allein, als das Buch keinen rechten Absatz hatte, wandte sich Schiller an den Buchhändler Schwan zu Mannheim, welcher sich sofort mit dem Frh. v. Dalberg,

dem Mannheimer Theaterintendanten, in Verbindung setzte, der auf Umarbeitung des Stückes drang, um es zur Aufführung geeignet zu machen; zu dieser verstand sich Schiller im Jahre 1781. Am 13. Januar fand die erste Aufführung des Stückes in Mannheim statt. Schiller selbst war heimlich zugegen. Das Haus war ungewöhnlich voll, und eine große Menge erschienener Besucher mußte abgewiesen werden. Der Erfolg war ein außerordentlicher. In einem Monat war die ganze Auflage des Dramas vergriffen. Räuberdramen und Banditenromane überschwemmten Deutschland, die Polizei fürchtete für die Ruhe des Staates und untersagte jegliche Aufführung. Dem Herzoge wurde die Autorschaft Schillers verraten. Der Herzog verbot ihm bei den schwersten Strafen, irgend eine Schrift nichtmedizinischen Inhaltes in Druck zu geben, und verlangte ferner, daß er sich jeder Verbindung mit dem Auslande enthalte und sich blos auf den Beruf und die Stadt, in der er lebe, beschränke. Schiller wagte es trotzdem, zum zweiten Male heimlich nach Mannheim zu gehen, und büßte dafür mit 14tägigem Arreste. Zu jener Zeit arbeitete er schon an der Verschwörung des Fiesko. Vergeblich wandte er sich an Dalberg um Hülfe; dieser gab ausweichende und zuletzt gar keine Antwort. Der Dichter aber geriet in eine so bittere Stimmung, daß für ihn, d. h. für die Entwicklung seines Charakters, die Flucht eine Notwendigkeit, eine Rettung war. Mit einem Freunde, dem jungen Tonkünstler Andreas Streicher, verabredete er, in der Hoffnung auf Dalbergs Beistand, die Flucht. Sein Freund Streicher wollte ohnehin nach Hamburg reisen, um bei Bach die Musik zu studieren, und mit Wissen der Mutter und Schwester Schillers, sowie der Mutter Streichers, begünstigt von der Aufregung, welche die Vorbereitungen zu dem festlichen Empfange des Fürsten Paul von Rußland hervorbrachten, wurde die Flucht am 17. Dezember ausgeführt. Am Thore angehalten gaben sie sich für „Dr. Ritter und Dr. Wolf, die beide nach Eßlingen reisen wollten“, aus und gelangten glücklich ins Freie. Um 8 Uhr Morgens hatten sie die pfälzische Grenze erreicht, und andern Morgens kamen sie in Mannheim an. Von Mannheim aus richtete Schiller ein Bittgesuch an seinen Herzog Karl und erbat sich desselben nachträgliche Verzeihung; aber des Herzogs Antwort, welche nur mündlich an ihn ausgerichtet wurde, lautete zu unbestimmt, um ihn trösten zu können.

Sein Fiesko, den er mehreren Schauspielern vorgelesen, machte ganz und gar keinen Eindruck, was jedoch zum großen Teil durch sein schlechtes Vorlesen verschuldet wurde. Dalberg, auf welchen der Dichter seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, ließ ihn im Stiche. Erst verlangte er von ihm eine Umarbeitung des Fiesko, und als diese ausgeführt war, verweigerte er gleichwohl die Aufführung des Stückes. Schon vorher waren die beiden Freunde über Darmstadt nach Frankfurt a. M. zu Fuß gewandert. Unterwegs verließen Schiller die Kräfte, und in einem Wäldchen brach er zusammen; er schlief, von seinem treuen Freunde bewacht,

mehrere Stunden, und durch den Schlaf etwas erquickt, legte er den Rest des Weges bis nach Frankfurt zurück und nahm in der Vorstadt Sachsenhausen eine bescheidene Wohnung. Nochmals bat er Dalberg um Hülfe, aber vergebens. In der größten Not half eine Nachsendung der Mutter Streichers für einige Tage aus; dann kehrten beide nach Oggersheim bei Mannheim zurück, wo Schiller, statt noch einmal an Fiesko zu leimen und zu flicken, mit „Luise Millerin“ sich beschäftigte. In seiner letzten Not verkaufte er das Manuskript des Fiesko an den Buchhändler Schwan zu Mannheim und bezahlte damit seine Schulden im Viehhofe zu Oggersheim. Um weiterer Not zu entgehen, rief er die Unterstützung einer früheren Freundin, der Frau v. Wolzogen, an, welche in Bauerbach bei Meiningen wohnte. Hier verfaßte er im Jahre 1783 seine Luise Millerin, welcher Iffland den neuen Namen „Kabale und Liebe“ beigelegt hat. Auch schloß er mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen, seinem späteren Schwager, einen innigen Freundschaftsbund. Inzwischen hatte Dalberg die Härte bereut, mit welcher er den notleidenden Dichter von sich gestoßen hatte, und, vielleicht von dem Gedanken geleitet, daß sich das Schillersche Talent doch recht wohl in Mannheim ausnutzen lasse, ersuchte er Schiller, nach Mannheim zurückzukehren und versprach ihm seine volle Unterstützung. Schiller griff nicht sofort zu, aber als ihm der Aufenthalt in Bauerbach wegen einer hoffnungslosen Liebe zu Charlotte von Wolzogen, der Tochter seiner Freundin, verleidet wurde, nahm er Dalbergs Anerbieten an und kehrte nach Mannheim zurück. Dalberg und Iffland waren verreist, aber als ersterer nach 14 Tagen zurückkehrte, empfieng er ihn mit einer so großen Liebenswürdigkeit, daß Schiller in Mannheim zu bleiben beschloß, zumal in Bauerbach sein erklärter Nebenbuhler zu längerem Aufenthalte eingetroffen war. An einer Seuche, welche nahezu die Hälfte der Einwohner Mannheims im August und September des Jahres 1783 ergriff, erkrankte auch Schiller gefährlich und erholte sich nur langsam, ja er legte vielleicht den Grund zu seiner spätern körperlichen Schwäche. Dalberg stellte den Dichter mit einem Gehalte von 300 Gulden an, von welchen 200 sofort ausgezahlt werden sollten, und Schiller hatte dagegen sich verpflichtet, außer Fiesko und Luise Millerin binnen Jahresfrist noch ein Stück zu schreiben. Am 11. Januar 1785 gieng Fiesko über die Bretter, allerdings in recht verkümmerter Gestalt, am 18. Januar wurde die Vorstellung mit größerem Erfolg wiederholt. Weit größer jedoch war der Erfolg, den das Stück in Berlin errang. Nunmehr vollendete er Luise Millerin, welches Stück am 15. April aufgeführt wurde und stürmischen Beifall fand. Das Stück, bei Schwan in Mannheim im Drucke erschienen, erlebte in kurzer Zeit ein Reihe von Auflagen und Nachdrucken. In Italien und Frankreich wurde es wiederholt übersetzt und zahllos aufgeführt. Aber den freudigen Empfindungen über die errungenen Erfolge folgten aufs neue schmerzliche, durch seine in Stutt-

gart gemachten und noch immer nicht abgetragenen Schulden veranlaßt. In der Schwermut, die ihn jetzt befiel und seine Dichterkraft lähmte, richtete ihn eine Sendung aus Leipzig auf, welche 2 Brautpaare, Körner und Huber, veranlaßt hatten und die außer einer kostbaren, kunstvoll gestickten Brieftasche, sowie einer Komposition der Arie Amaliens in den Räubern noch Portraits der vier Geber, auf Pergament mit Silberstift gezeichnet, enthielt, und eifriger arbeitete er an seinem „Don Carlos“. Da aber die Ausgabe einer Zeitschrift: „Die Rheinische Thalia“ wenig Erfolg hatte und Dalbergs Interesse für den Dichter sich abkühlte, so war Schiller nahe daran, das Brodstudium der Medizin wieder aufzunehmen.

In die letzte Zeit seines Mannheimer Aufenthaltes fällt auch das ebenso einflußreiche als auffallende Verhältnis zu Charlotte v. Kalb, der jungen Gattin eines Offiziers. Im März 1785 trat Schiller seine Reise nach Leipzig an; er traf zwar nicht den Rat Körner, wohl aber Huber, mit welchem er glückliche Tage verlebte. Auch verbrachte er einige Wochen des Sommers in dem bei Leipzig gelegenen Orte Gohlis; in jener Zeit entstand unter anderem das Lied an die Freude. Im Herbste aber siedelte er nach Dresden über, wo er in dem Hause oder in der Familie des Appellationsrats Körner bis zum Juli 1787 blieb. In Loschwitz, wo er seinen Sommeraufenthalt mit Körners nahm, vollendete er seinen Don Carlos, welcher übrigens in den letzten Akten eine durchaus andere Anlage erhielt, als die ersten, früher veröffentlichten, erwarten ließen. Der Hauptheld des zweiten Teiles ist nicht mehr Don Carlos, sondern der Marquis Posa. Immerhin zeigt dieses Drama im Vergleich zu den früheren einen großen Forschritt. Die Läuterung des Dichters hat sich bereits vollzogen. Außerdem hat Schiller in jener Zeit eine Reihe von prosaischen Schriften entweder vorbereitet oder beendet, auch mit der Kantischen Philosophie und dem Studium der Geschichte sich ernstlich beschäftigt. Im Sommer 1787 ging Schiller nach Weimar und wurde von Herder und Wieland, namentlich von letzterem, mit großer Freundlichkeit empfangen. Goethe weilte in Italien. Kleinere Abstecher nach Bauerbach zu seiner alten Freundin, nach Meiningen zu seinem Schwager Reinwald, brachten in sein Stilleben angenehme Abwechslung; auf einem Ausfluge nach Rudolstadt lernte er die Familie von Lengefeld und in derselben auch seine spätere Gattin kennen. Da es ihm hier so wohl gefiel, so ging er im folgenden Jahre abermals nach Rudolstadt zurück und mietete sich in dem nahen Dörfchen Volkstedt ein, wo er fleißig an seiner „Geschichte der Niederlande“ schrieb, auch den Roman „Der Geisterseher“ fortsetzte und einen regen Verkehr mit dem Lengefeldschen Hause unterhielt. Hier lernte er auch zuerst Goethe kennen, welcher ihm freundlich entgegen kam, aber doch auf den weit jüngeren Dichter zunächst keinen durchaus günstigen Eindruck machte. Gleichwohl erwies ihm Goethe mancherlei Dienste und verschaffte ihm

eine freilich unbesoldete Professur an der Universität Jena. Am 11. Mai 1789 zog Schiller in Jena ein; mit einer akademischen Antrittsrede „Was heißt und wozu studiert man Universalgeschichte“ eröffnete er seine Laufbahn als Dozent. Aber obgleich seine Vorlesungen anfänglich mit ungemeinem Beifall besucht wurden, so verminderte sich doch die Zahl der Zuhörer bald, und er, dem ohnehin ein guter Lehrvortrag fehlte, verlor die Lust am Dozieren immer mehr. Nachdem ihm der Herzog von Weimar ein Gehalt von 200 Thlr. ausgesetzt und der Meininger Hof ihm den Hofratstitel verliehen hatte, gründete sich Schiller durch Verheiratung mit Charlotte v. Lengefeld einen eigenen Hausstand; am 22. Februar 1790 wurden sie in aller Stille zu Wenigenjena getraut. Es folgte nun ein glückliches Leben im folgenden Jahre, angenehmer Freundesverkehr kam hinzu, und Schiller hatte sich nie so wohl befunden als jetzt. Aber das Glück sollte nicht lange dauern. Nachdem Schiller seine philosophischen und historischen Studien mit großem Eifer fortgesetzt hatte, überfiel ihn plötzlich eine schwere Brustkrankheit; zwar fand er jetzt allgemeine Teilnahme und Liebe, die edelsten Jünglinge lösten sich in der Pflege und im Nachtwachen bei dem Kranken ab; aber Schiller genas nicht völlig. Er mußte seine öffentlichen Vorlesungen abbrechen und auf kleinere Kollegien in seinem Privatzimmer sich beschränken. Anfälle von schweren Brustkrämpfen kehrten von Zeit zu Zeit wieder. In Karlsbad und Erfurt verbrachte er den Sommer 1791 und den Herbst zu Rudolstadt. Allmählich aber flossen seine Einnahmen spärlicher und standen zu den großen Ausgaben, welche seine Krankheit notwendig gemacht hatte, in keinem Verhältnis. Doch in der höchsten Not ward ihm auf unvermutete Weise Hülfe zu teil. Es war nämlich in Hellebeck von Verehrern des Dichters eine Schillerfeier verabredet worden, als plötzlich die Nachricht von dem Tode Schillers die dänischen Freunde erreichte. Drei Tage lang trug man gemeinsam Leid um den geliebten Freund. Die Lektüre der besten Stücke aus seinen Werken war ihre einzige Beschäftigung. Um so größer war die Freude derselben, als sie erfuhren, daß Schiller noch lebe, und als sie weitere Nachricht von der bedrängten Lage des Dichters erhielten, war ihr Entschluß sogleich gefaßt. In einem sehr zarten Schreiben boten der Graf Ernst von Schimmelmann und der Herzog Chr. F. v. Holstein-Augustenburg dem kranken Dichter für 3 Jahre ein Geschenk von je 1000 Thalern an, damit er sich völlig erholen könne. Jetzt entsagte Schiller gänzlich seiner amtlichen Stellung, und im Frühjahre 1793 unternahm er eine Reise in seine Heimat. Seinen Herzog Karl sah er nicht wieder, wohl aber seine Eltern und viele seiner Jugendfreunde; auch knüpfte er mit dem Buchhändler Cotta ein echtes Freundschaftsverhältnis an. Erst im Mai 1794 kehrte Schiller nach Jena zurück. Auch sein Aufenthalt in Schwaben trug einige litterarische Früchte, besonders die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Zurückgekehrt, gewann Schiller

nicht nur in W. v. Humboldt einen treuen Freund, sondern trat auch zu Goethe in ein viel innigeres Verhältnis. Zugleich gab er eine Zeitschrift „Die Horen" heraus und wandte sich aufs neue und als ein durchaus gereifter Dichter der Poesie zu. Neben den Horen, welche die auf sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllten, gab er den Musenalmanach heraus, in welchem die größten und reifsten Gedichte, vor allem auch die schönen Erzeugnisse der Gedankenlyrik und der Ballade, nach und nach veröffentlicht worden sind.

Unter den Dichtungen des zweiten Musenalmanachs aber hatten die Xenien, eine große Menge sehr scharfer Epigramme, in welchen fast alle zeitgenössischen Gelehrten angegriffen worden waren, ebenso großes Aufsehen als Entrüstung hervorgerufen und auf die beiden Verfasser Goethe und Schiller eine Flut von Schmähschriften herabgezogen. Nunmehr blieb den Dichtern nichts andres übrig, als durch die vollkommensten Leistungen die Gunst des deutschen Publikums sich zurückzuerobern, und Schiller gab uns den „Wallenstein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina" und „Wilhelm Tell". Im December 1799 hatte er Jena verlassen und war nach Weimar übergesiedelt. Der Herzog erwirkte ihm vom Kaiser das Adelsdiplom und erhöhte sein Gehalt, um ihn in Weimar zu erhalten, auf 800 Thlr. Eine Reise nach Berlin, wo man ihn gerne fest gehalten hätte, griff auf's neue seine Gesundheit an, und er verlebte einen nicht ganz angenehmen Winter. Am 1. Mai 1805 erkrankte er wiederum und schon am 9. desselben Monats endete fast unerwartet ein Nervenschlag das Leben des Dichters. Über seinen Tod vgl. Erl. II[3] S. 259 ff. Er war erst 45 Jahre alt und hinterließ außer der Witwe 2 Söhne und 2 Töchter. Seine Leiche wurde kurz nach Mitternacht am 12. Mai von Gelehrten und Künstlern zum Kirchhofe getragen. Der ringsumwölkte Himmel drohte Regen; als aber der Sarg vor der Gruft niedergesetzt wurde, da teilten sich plötzlich die Wolken, und der Mond trat in voller Klarheit hervor, den Sarg mit seinem Lichte überstrahlend.

Schillers Bedeutung für das deutsche Volk ist eine unberechenbar große. Das deutsche Volk hat keinem Dichter mehr zu danken, denn es hat von keinem mehr empfangen, als von ihm; Goethe, der größere, reichere, allseitigere Dichter, blieb doch dem deutschen Volke ferner, als Schiller; namentlich aber ist Schillers Idealismus von dem entscheidendsten Einfluß auf die Jugend geworden und geblieben. Goethe ist mehr der Dichter für das gereifte Mannesalter. Schiller ist der Dichter der Freiheit, und zwar hat sich seine Freiheitsidee ebenso im Laufe der Jahre gereinigt und geläutert, als er selbst durch seinen ganzen Entwicklungsgang in stetem Ringen und Kämpfen mit sich selbst und der Außenwelt sich von den übersprudelnden, schlackenreichen Schöpfungen einer noch nicht durchgebildeten Jugendkraft zur sittlichen Reinheit und dichterischer Vollendung emporgearbeitet hat.

Wir unterscheiden drei Perioden in seinem Wirken und seinen Werken: 1. Die Sturm- und Drangperiode, in welcher es in ihm und in dem Widerschein seines Geistes, in seinen Werken, noch gährt und braust; 2. von 1781—1794: Die Zeit der Läuterung und Ausreifung; 3. die klassische Zeit und Zeit der Reife von 1794 bis an seinen Tod.

Schiller ist besonders reich und groß als Dramatiker (von den hauptsächlichsten Dramen wurde schon oben geredet), als Lyriker, den Großartigkeit der Gedanken und hinreißende Darstellung auszeichnet (das Ideal und das Leben, die Macht des Gesanges, das Lied von der Glocke, der Spaziergang); weniger bedeutend ist er im Lehrgedicht (Xenien. Die Künstler. Epigramme). Um so größer aber glänzt er wieder in einer Art epischer Dichtung: der Ballade und Romanze; besonders fruchtbar waren für diese Dichtgattung die Jahre 1797 und 1798 (die Balladenjahre). In diese Zeit fallen: Der Gang nach dem Eisenhammer (1796), der Taucher, der Handschuh, die Kraniche des Ibykus, Ritter Toggenburg (1797), Bürgschaft, Kampf mit dem Drachen (1798). Seine geschichtlichen Arbeiten wurden schon erwähnt. Unter den philosophischen und ästhetischen Arbeiten verdienen besonders Erwähnung: „Über Anmut und Würde“ (1793), „Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen“ (1795); „Über naive und sentimentale Dichtung“ (1795); „Über das Erhabene“ (1796). —

Schriften des Dichters.*)

1. Gesamtausgaben.

*Sämtliche Werke. Chronologisch geordnet. 12 Bde. Stuttg. 1812—15. Cotta. 42. 75—103.50. Mk. — 2. Ausg. 12 Bde. 1818—19. Ebd. 36 Mk. — Wiener Ausgabe. Ebd. 18 Bde. 1818—19. 21 Mk. — Taschenausgabe 20 Bdch. 1818—19. 40—90 Mk.**) — 1822—24. 18 Bdch. 14 Mk. — 1827—29. 14.60 Mk.

In einem Bande: 1829—30. gr. 4°. 20.25. Mk. N. A. 1833—34. Ebd. — 3. A. 1839—40. 14 Mk. — Prachtausg. mit 13 Stahlstichen nach Zeichnungen von W. Kaulbach. 1840. 21 Mk. (Stahlstiche allein 6 Mk.) — 1868. 2.70 Mk. kart. 3 Mk. — 1868. Teschen, Prochaska 3 Mk. — 1868. Philadelphia, Schäfer u. Koradi, 4 Mk. — 1869. Stuttgart, Göpel. Mit 32. Stahlstichen 11.25 Mk. — 1874. Stuttgart, Cotta. 3 Mk. — Mit Illustrat. Teschen 1871, Prochaska. 4 Mk.

In zwei Bänden: Stuttgart 1858, Cotta. 12 Mk. — 1869. Mit 12 Stahlstichen nach Zeichn. v. W. Kaulbach 4.60 Mk. — 1870. Teschen, Prochaska 3 Mk. — 1874. Stuttgart, Cotta. 5.60—9 Mk.

In vier Bänden: Mit Einl. von K. Goedeke. Stuttgart 1871, Cotta 3 Mk. 1874 Ebd. 3 Mk. — 1877. Ebd. 3.50 Mk. — 1879 Ebd. 7 Mk.

In fünf Bänden (Leinenband): 5.50 Mk. Stuttgart 1871, Cotta.

In sechs Bänden: Ausgew. Werke (!) Ebd. 1865. 9 Mk. — Hsg. v. H. Kurz. Hildburghausen 1868—69. Bibliogr. Inst. 15.50 Mk. — Leipzig 1869, Payne. 3 Mk.

---

*) Vgl. das über die Goethelitteratur Gesagte. Erl. II², S. 248.

**) Die Preise differieren, jenachdem Druckpapier, Schweizer- und Velinpapier verwendet ist.

— Hsg. v. H. Kurz. Stuttg. 1869—76. Göpel. 32 Stahlstiche. 20 Mk. — Hsg. v. K. Goedeke. Stuttg. 1872, Cotta 9 Mk.

In acht Bänden: Theater. Ebd. 1871. à 25 Pf. (Nur die Dramen!) — Sämtl. W., hsg. v. Rob. Boxberger. Berlin 1877. Grote 25 Mk. Illustr.

In neun Bänden: Krit. Ausg. v. H. Kurz. 1868—70. Hildburgh. 15.50 Mk. — Elberfeld, Lolls Nachf. Geb. 13,50 Mk. 1882—83.

In zehn Bänden: Stuttgart 1844. Cotta. 20 Mk. In Antiquaschrift. Ebd. 1871. 12 Mk. — Leipzig (Grimme und Trömel) 1882. geb. 10 M.

In elf Bänden. Berlin 1882. Wallroth. 11 Mk. (Unvollst.)

In zwölf Bänden: Mit 12 Stahlst. Ebd. 1835—36. 36 Mk. — Mit Portr. 1838. Ebd. 12 Mk. — Taschenausg. 1847. Ebd. 12 Mk. — Gr. 16. Ebd. 1853—57. 10 Mk. — 1860. 18 Mk. — 1865—67. (Goedeke) 18 Mk. — 1867. Leipzig, Reclam jun. 3 Mk. — Stuttg. 1867, Cotta 3 Mk. — 1867. (Goedeke) 7.50 Mk. — Ausgew. Werke. Ebd. 1867. 18 Mk. — Sämtl. Werke. Brünn 1868, Winiker. 6 Mk. — Illustr. A. 1869—70. — Stuttg. Göpel 13.50 Mk — Berlin 1873—74, Grote. Illustr. A. 15 Mk. Min.-Ausg. 1874. Cotta 4.50 Mk. — Von K. Goedeke. Ebd. 1874. 7.50 Mk. — 1881. Cotta. 12. Mk.

In fünfzehn Bänden (Lieferungen) Stuttg., 1867. Cotta 3 Mk. — 15 Bd. Mit Einl. von Karl Goedeke. Stuttg. 1882—84 Cotta 15 Mk.

In sechzehn Bänden: Berlin, Hempel. 1868—74. 10.25 Mk. Hist. krit. Ausg. v. K. Goedeke. 1867—76 à 3.60 Mk. Jeder einz. Bd. 7 Mk. Cotta.

In 30 Lieferungen: Ausgew. Werke. Stuttg. 1867. Cotta. 6 Mk.

In 60 Lieferungen: Hsg. von Prof. Dr. J. G. Fischer. 600 Illustr. Stuttg. 1877—79. Hallberger à 50 Pf. Kompl. c. 30 Mk. — Illustr. von den ersten deutschen Künstlern, 4 Bde. 2. Aufl. 1881 Verlagsanstalt. Geb. 48 Mk. — 3. Aufl. à 65 Lieff. à 50 Pf. Ebd. 1884 ff. (Nationallitt. von Kürschner. Stuttg., Spemann. 1882—3. à 2,50 Mk.) Bis jetzt Bd. 3. u. 4. erschienen.

2. Einzelausgaben.

Schillers poet. Meisterwerke. Gedichte u. Dramen. Cannstatt. 1882. Bosheyer. gebdn. Mk. 4.50.

Braut von Messina, oder die feindl. Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören. **1803.** Stuttgart, Cotta. — N.A. 1818. 2 Mk. — 1846. 16° 3 Mk. 1854. 1 Mk. — 1867. 20 Pf. — 1867. 50 Pf. — 1868. Leipz., Reclam jun. 20 Pf. — mit Tell. Freiburg 1868, Herder 75 Pf. — 1869. Stuttg., Exped. d. Freya. 30 Pf. — 1870. Cotta. 70 Pf. — 1870. Berlin, Grote. Illustriert 80 Pf. — Teschen 1871, Prochaska 50 Pf. — 2 Mk. — Schulausg. von Prof. Dr. J. W. Schäfer. Stuttg. 1874, Cotta 1 Mk. — La sposa di Messina. Tragedia. Ricata in versi ital. da W. E. Frye. Mannheim, Schwan u. Götz. 1826. 3 Mk. — The bride of Messina, or the hostile brothers. A tragedy with chorusses. Deutsch und engl. München 1839. Franz. 3 Mk. — The bride of Messina. A tragedy with chorusses, translated into English from the German by J. Towler. 1850. Karlsruhe, Bielefeld 1.50 Mk. Braut von Messina. Schulausg. Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. gbdn. 60 Pf. — Ebenda. 1880. 30 Pf. — herausg. u. m. Erl. begl. v. Franz Hülskamp. Münster. 1882. Aschendorff. 20 Pf. — herausg. v. Hentschel u. Linke. Leipzig 1883. Peter. 30 Pf. — Graz. 1884. Styria. 1.80 Mk.

Demetrius. Ein Trauerspiel. Nach dem hinterlassenen Entwurfe des Dichters bearbeitet von Franz v. Maltitz. Karlsruhe 1817. Marx. 2.60 Mk. — Nachlaß. (Demetrius. Warbeck. Die Malteser. Die Kinder des Hauses.) Elberfeld. 1882. Loll's Nachf. 30 Pf.

Don Carlos, Infant von Spanien. Trauerspiel. Leipzig **1787.** 4 Mk. — Don Carlos. Elberfeld. 1881. Loll's Nachf. 40 Pf. — Mit Einleitg. u. Anmerkgn. v. Prof. Dr. Ferd. Khull. Wien. 1884. Graeser. 1.12 Mk.

Gedichte 2 Tle. Leipzig 1800. 2. A. 1803. 3. A. 1807. Vogel. 7—10 Mk. 1826 — Stereotyp=Ausg. 1818 à 4—7.50 Mk. — Min. A. Stuttg. 1840. Neue Aufl. 1845. Cotta 6 Mk. Schulausg. 1818. Leipz. Vogel (Stuttg. Cotta.) 2.40 Mk. - Neue A. 1851. Ebd. 2.40 Mk. — Ins Lat. übersetzt von G. Feuerlein 2 Bde. Stuttgart 1831, Metzler. 4.60 Mk. — Schilleri carmina selecta latine reddidit Ph. H. Welcker Gotha, Becker. 1840. 1.50 Mk. rhytmis latt. redd. W. A. Svoboda. Prag 1844. (Durch Taussig zu beziehen. Nicht im Buchh.) 80 Pf. — 2 Bde. 1852. Cotta 6 Mk. 1854. 2.40 Mk. — 1854. 1.20 Mk. — 2 Bde. 1855. 6 Mk. — Ausw. f. d. Jug. 1859. 1867. 60 Pf. — Jubiläumsausg. Mit 43 Photogr. Ebd. 1859. 86.40 Mk. aber auch zu 42, 23.60, 34.50, 10.50 Mk. Holländ. Ausg. 1859. Rotterdam, Petri 40 Pf. Min. A. 1865. Cotta 3.50 Mk. — 1866. 1.40 Mk. 1867. 80 Pf. und 30 Pf. — Schulausg. m. Anm. v. Denzel u. Kratz. 1868. 80 Pf. Ebd. 1873. 1 M. — 32°, 1868. Berlin, Grote 40 Pf. — Illustr. A. Ebd. 1868. 2—3 Mk. — Diam. A. Ebd. 1868. 3 Mk. Illustr. Prachtausg. Ebd. 13.50 Mk. 1868—70. — 1868. Brünn, Winiker. 40 Pf. — Reclam jun. Leipz. 1868. 30 Pf. — Illustr. A. 1868 Wien, Wenedikt 60 Pf. 3 A. 1875. 90 Pf. — Illustr. wie die Jubil.=Ausg. 21.60 Mk. Stuttg. 1850. Cotta. — Berlin. 1869. Illustr. A. Grote. 1.60—3 Mk. — Teschen. 1871, Prochaska. 1.50—3 Mk. — Illustr. A. Leipz. 1875. Amelang 6 Mk. — Poems complete. Ed. and translated by Henry D. Wireman. Philadelphia 1873. Schäfer u. Koradi. 8 Mk. — Elberfeld. 1881. Loll's Nachf. 80 Pf. — Leipz. 1882. Grimme u. Trömel. gebdn. Mk. 1. — Mit Einl. v. K. Goedeke. Stuttg. 1882. Cotta. 80 Pf. gebdn. Mk. 1. — Ausgew. Gedichte, erläut. v. J. Ev. Haselmayer. Würzburg. 1882. Stahel. Mk. 2.60 — Ausgew. Gedichte; herausg. von J. Scheuffgen. Münster. 1882. Aschendorff. 20 Pf. — Gedichte. (Neue Miniatur=Ausg.) Stuttg. 1883. Cotta. gebd. 3.50 — (Neue Aufl.) Ebenda. 1883. Mk. 1.10. — Für d. deutsche Volk erläut. u. mit Namen u. Sachregister versehen v. Dr. K. E. Putsche. Leipz. 1884. Wartig. Mk. 2.40. gebd. 3 Mk. — Gedichte u. Dramen; ausgew, u. mit erläut. Anmerkg. versehen von A. Hentschel u. K. Linke. Leipz. 1883. Peter. gebdn. Mk. 3. — Gedichte, herausg. v. Hentschel u. Linke. Leipz. 1883. Peter. 30 Pf. — Elberfeld. 1882. Loll's Nachf. 80 Pf. — Balladen. Mit 8 Stahlst. u. Zeichn. von A. Noack u. Ph. v. Foltz. Darmstadt. Litter.=art. Anstalt. 1880. gebdn. Mk. 2.50. — Genau dieselbe Ausg. wiederholt sich im Katalog 1883. Verleger: C. Hoffmann in Darmstadt. Preis 2.25. (Ohne Bezeichng. 2. Aufl. oder 2. Ausg.) — Romanzen u. Balladen nebst dem Lied von der Glocke, erl. v. T. Ev. Haselmayer. Würzburg. 1882. Stahel. Mk. 1. —Balladen. Für den Schul= u. Privatgebr. herausg. v. Ad. Ey. Leipz. 1883. Reclam. 20 Pf.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Mit 2 Bildern und 1 Kärtchen. 1. u. 2. Teil. Leipzig **1791—93**. N. A. 1802. Göschen 7.50—12 Mk. (Erschien zuerst u. d. T.: Historischer Kalender für Damen auf die Jahre 1791—93. Mit Kupfern von Chodowiecki, 11 Mk.) — Elberfeld. 1882, Loll's Nachf. 1 Mk.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. **1788**. Leipz. 1. Tl. in 2 Bdn. Fortges. von Curths (Bd. 2—4) Vogel 16 Mk. — Elberf., 1882. Loll's Nachf. 80 Pf.

Iphigenie in Aulis. Elberf. 1882. Loll's Nachf. 30. Pf.

Jungfrau von Orleans. Eine romantische Komödie. **1801**. (Als Kalender.) 2. A. 1802. Berlin. N. A. 1822. Berlin, Herbig 4 Mk. — N. A. 1816. Stuttg., Cotta 1.50 Mk. — 1847. 1850. 1864. 1,20 Mk. 1867. 50 Pf. 1867. 20 Pf. 1868. 20 Pf. 70 Pf. — Leipzig. Reclam jun. 1868. 20 Pf. — 1869. Stuttg. Exp. d. Freya. 30 Pf, — Illustr. A. Berlin 1871. Grote. 80 Pf. — Teschen 1871, Prochaska 75 Pf. — Mit Einl. v. G. Wendt. 1871. Berlin, Grote. 60 Pf. — Schulausg. mit Anm. v. Prof. Dr. J. W. Schaefer. Stuttg. 1874, Cotta. 1 Mk. — Leipz. 1875, Sigismund u. Volkening, 40 Pf. Herausg. u. mit kurzen Erläut. begleitet von Franz Hülskamp. Münster. 1879. Aschendorff. 20 Pf. — Schulausg. Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. gebdn. 60 Pf. — Ebenda. 1880. 30 Pf. — Herausg. v. Hentschel u. Linke. Leipz. 1882. Peter. 30 Pf. — Graz. 1882. Styria. 80 Pf. — Mit Einleitg. u. Anmerkg. herausg. v. Prof. Hans Kny. Wien, 1884. Graeser. 72 Pf.

Kabale und Liebe. Mannheim 1784. Neue Aufl. 1804. Schwan u. Götz. 1.25 Mk.

Macbeth. Trauerspiel von Shakspeare, zur Vorstellung auf dem Hoftheater zu Weimar. Stuttgart 1801. Cotta. 1.75 Mk.

Die Räuber. Ein Trauerspiel. Mannheim. 1781. Neue Aufl. 1804. Schwan und Götz 1 Mk. — Die Räuber. Zur 100jähr. Jubelfeier der Räuber gedruckt in der Werkstatt der Heinzelmännchen. München. 1880. Adolf Ackermann. gebdn. Mk. 6. — Elberfeld. 1881. Loll's Nachf. 30 Pf.

Maria Stuart. Trauerspiel. Stuttgart 1800. N. A. 1825. Cotta. 2 Mk. 7. A. 1846. 1.20 Mk. Min. A. 1846. 4.50 Mk. — 1852. Cotta. — 1855. — 1857. Hamburg, Perthes, Besser u. Mauke. 1.20 Mk. — 1867. Cotta. 50 Pf. — 1867. 70 Pf. 1868. 20 Pf. — 1868. Reclam jun. Leipz. 20 Pf. — M. S. u. Jungfrau v. Orleans, Freiburg 1869. Herder 75 Pf. — 1869. Stuttgart. Exp. d. Freya. 30 Pf. — 1869. Berlin. Grote 80 Pf. — Schulausg. m. Anm. von Prof. Dr. J. W. Schaefer. Stuttg. 1870. Cotta 80 Pf. — Teschen 1871, Prochaska. 75 Pf.—3.40 Mk. Marie Stuart tragédie, traduite de l'allemand par Pierre Lebrun. Berlin. 1850. Schlesinger. 75 Pf. — Tragédie etc. traduite de l'allem. par Barante. In der französ. u: deutschen Theaterbibl. 4 Bde. Prag. 1822, Haase Söhne. 3 Mk. — Mary Stuart, a tragedy from the german with other versions of some of his best poems by W. Peter. Heidelberg 1841, C. F. Winter. 3.75 Mk. — Marija Stuart. Tragedya v. 5 djanjih. Poslovenil France Cegnar. Klagenfurt 1861, Leon 2.40 Mk. — Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. 30 Pf. — Mit ausführl. Erläut. f. d. Schulgebr. u, d. Privatstudien herausg v. Dr. H. Heskamp. Paderborn. 1884. Schöningh. Mk. 1.35. — herausg. v. Prof. J. Pölzl. Wien. 1884. Hölder. 60 Pf. — herausg. v. Hentschel u. Linke. Leipzig. 1883. Peter. 30 Pf.

Wilhelm Tell. Trauerspiel. Stuttgart 1804. 3. Aufl. 1817. Cotta. 1 Mk. N. A. 1840. 3 Mk. Oktavausg. 1846. 1848. 1850. 1853. 1 Mk. 1855. 1.80 Mk. 1855. 1 Mk. 1865. Cotta 80 Pf. (Mit Anm. v. Prof. Denzel.) — Mit engl. erklär. Noten versehen von Lektor Dr. Emil Otto. Ebd. 1866. 1.20 Mk. — 1867. 50 Pf — 1868. 60 Pf. — 1868. 16° 20 Pf. — Leipzig 1867. Reclam 20 Pf. — Mit Einl. von Gust. Wendt. Berlin 1871, Grote 60 Pf. — Teschen 1871. Prochaska 50 Pf. — 2 Mk. — Illustr. A. Berlin 1871. Grote. 80 Pf. — Mit Einl., dem alten Volksschausp. von Uri und Erläuterungen hsg. von Mr. Carriere. 1871. Leipzig, Brockhaus. 1.20 Mk. — 1873. Grote. 1.80 Mk. — In stenogr. Schrift. München 1877. Lindauer 1.80 Mk. — Leipz. 1877. Siegismund u. Volkening. 40 Pf. William Tell, from the german with notes and illustrations by W. Peter. Heidelberg 1839, Winter. 2. Ausg. Luzern 1867. Gebhardt. — 3. A. 1873. 3 Mk. — The german text with interlinear translation, grammatical and historical notes etc. by L. Braunfels and A. C. Withe. 2. edit. London 1859. Williams u. Norgate. 5 Mk. William Tell in German. With english notes by M. Meissner. London 1859. Frc. Thimm. boards 2 Mk. — Poeme dramatique, traduit dans le mètre de l'original par Franc. Sabatier-Ungher. Königsberg 1859. Bons Verl. 1.80 Mk. — Viljem Tell. Poslovenil France Cegnar. Klagenfurt 1862, Leon. 2.50 Mk. — Guglielm Tell, drama en 5 acts. Vertius e publicans en lungaty rhätoromonsch da T. A. Bühler. Chur, 1865. Hitz. 1.80 Mk. — Guillaume Tell. Traduction française avec le texte allemand en regard, notes explicatives et aperçu des recherches critiques sur la tradition de Tell. Dresden 1871. Schöpff 2 Mk.

— — Mit ausführl. Erläuterungen. f. den Schulgebr. u. d. Privatstudium von Dr. C. A. Funke. Paderborn. 1880. Schöningh. 2. Aufl. 1883. Mk. 1.20. — Schulausg. Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. cart. 60 Pf. — Ebenda. 1880. 30 Pf. — Leipzig. 1880. Matthes. 80 Pf. — herausg. v. A. Hentschel u. K. Linke. Lpzg. 1881. Peter. 30 Pf. — herausg. v. J. Pölzl. Wien. 1883. Hölder. 80 Pf. — v. Prof. O. Kallsen. Gotha. 1884. F. A. Perthes. Mk. 1.20. — Mit vollständ. Komment. herausg. v. Dr. J. Naumann. 2. Aufl. Leipzig. 1884. Siegismund u. Volkening. 80 Pf. — Graz. 1884. Styria. 60 Pf.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Trauerspiel. Mannheim. 1783. N. A. 1804. Schwan u. Götz. 1.50 Mk. — Elberf., Lolls Nachf. 1881. 30 Pf.

Wallenstein. Dramat. Gedicht. 2 Tle. Stuttgart 1800. 5. Aufl. 1816. Cotta.

2.25 Mk. 1843. 6 Mk. u. 2.25 Mk. — 1805. Mannheim, Löffler. 1.50 Mk. — Für die Bühne bearbeitet von K. Fr. W. Fleischer. Glogau 1803. Flemming. 1.25 Mk. — [Ins Franz. übertragen von Colonel F. Lefrançois 1837. Straßburg, Levrault 15 Mk. — Ins Lateinische von G. Griesinger. Tübingen 1830. Osiander 1.25 Mk. — Ins Engl. v. Edw. Thornton Frkf. a. M. 1854. Hermann 60 Pf.] Stuttgart 1852. 2.25 Mk. — Für Schule und Haus von K. G. Helbig. Stuttgart 1856, Cotta 3 Mk. (jetzt 1.80 Mk.) — Nach den Handschr. und Veränderungen des Verf. v. J. 1799. Hsg. von Wendelin v. Maltzahn. Ebd. 1861. 1.60 Mk. — Gew. A. 1866. 1.40 Mk. 1867. 40 Pf. — Reclam 1868, Leipz. 40 Pf. — Wallenstein 1868. Stuttg. Exp. d. Freya. 60 Pf. — Schulausg. v. Prof. Dr. J. W. Schaefer. Stuttg., Cotta. 1869—70. 1.60 Mk. — Illustr. A. Berlin 1869. Grote. 2 Mk. — 1871. Teschen, Prochaska. 1 Mk. — In Arendsscher Stenogr. v. G. Wendtland. Straßburg 1875. Astmann. 1 Mk. — Schulausg. Elberfeld. 1880. Loll's Nachf. 2 Teile. kart. 1.20. Mk. — Ebenda. 1880. 60 Pf. — Graz. 1881/2 Styria. 3. Teile. Mk. 1.80. — herausg. u. erl. v. J. Scheuffgen. Münster. 1883. Aschendorff. 40 Pf. — herausg. v. Prof. J. Pölzl. Wien. 1884. Hölder. Mk. 1.20. — herausg. v. Hentschel u. Linke. Lpzg. 1883. Peter. 60 Pf.

Goethe-Schillers Xenien-Manuskript. (Z. erstenmale bekannt gemacht von Ed. Boas und hsg. von Wendelin v. Maltzahn. Berlin 1856, Hirsch. 4.50 Mk. — Xenien. Leipz. 1872 Reclam jun. 40 Pf.

Der Parasit. Elberfeld. 1882. Lolls Nachf. 20 Pf.

Der Neffe als Onkel. Elberfeld 1881. Lolls Nachf. 20 Pf.

Der Menschenfeind. Stuttg. 1881. Goldhausen. 20 Pf.

Das Lied von der Glocke. Mit Illustr. von G. Jäger und A. Müller. München 1882, Bruckmann. geb. 20 Mk.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Stuttg. 1881. Goldhausen. 20 Pf.

Kleine Schriften vermischten Inhalts. Elberf., Lolls Nachf. 1883. Mk. 1.60.

Prosaische Schriften. Elberf. 1883. Lolls Nachf. Mk. 1.

Über die ästhetische Erziehung des Menschen. In einer Reihe von Briefen Brdbg. 1877. Wiesike. 75 Pf.

Über Schiller.

a. Biographien, Briefe, Charakteristiken.*)

Briefe Schillers an den Freiherrn von Dalberg. 1781—85. Karlsruhe 1819. Marx. 2.75 Mk.

Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel. 1846. Leipzig, Weidmann. 1 Mk.

Ungedruckte Briefe von Schiller, Goethe, Wieland. Hsg. vom Besitzer der Handschriften Justizrat Bitkow. Breslau 1845. Aderholz. 1 Mk.

Briefe mit erl. Anm. von Dr. H. Döring I. Briefe v. J. 1780—90. II. Briefe a. d. J. 1791—96. Altenburg 1846, Pierer. 7.50 Mk.

Briefe von Schillers Gattin a. einen vertr. Frd. Hsg. v. H. Düntzer. Leipzig 1856. Brockhaus. 8 Mk.

Briefe an Schiller. Hsg. von L. Ulrichs. Stuttgart 1877, Cotta. 10 Mk.

Briefwechsel Schillers und Fichtes. Hsg. v. J. H. Fichte. Berlin 1847. Veit u. Co. 1.20 Mk.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1794—1805. 34 Mk. Stuttg. 1828—29. Cotta. 2. Aufl. n. d. Orig. Handschr. verm. 1856. Cotta. 9.60 Mk. 3. A. 1870. 7 Mk.

*) Ich beschränke mich auf das Wesentliche, im Übrigen auf Unflad, die Schillerlitteratur 1878. München (1.60 Mk.) verweisend.

Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt. Ebd. 1830. 6 Mk. (Jetzt 3 Mk.) 2. verm. A. Ebd. 1876. 5 Mk.

Briefwechsel zwischen Schiller u. Cotta Hsg. v. W. Vollmer. Ebd. 1876. 12 Mk.

Carlyle, Thom., Leben Schillers. Aus d. Engl. Eingeleit. von Goethe. Frankfurt 1830. Grimma. Gebhardt. 6.75 Mk.

Döring, H. Gallerie weimarischer Schriftsteller. 2 Tle. Weimar 1822—24. Hoffmann 9.25 Mk. (Teil I. Fr. v. Schillers Leben 1822 4 Mk.) 2. A. 1824. Leipz. Böhme. 75 Pf.

Döring, H. Friedr. v. Schiller. Ein biogr. Denkmal. 1832. 2. verb. A. 1841. Jena, Mauke. 1.50 Mk.

Döring, Dr. H., Schillers Familienkreis. Grimma 1852. Verlagskompt. 2 Mk.

Döring, H. Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Leipzig 1852. Falk. 1,80 Mk.

Döring, H. Schillers Sturm- und Drangperiode. Weimar 1852. Jansen u. Co. 3 Mk.

Döring, H., Schillers Selbstcharakteristik. Nach des Dichters Briefen entworfen. Stuttgart 1858. Hallberger. 3 Mk.

Döring, H., Biographie Schillers. Jena 1853. Döbereiner. 40 Pf.

Döring, H., Schillers Leben. Wohlfeile Volksausg. Jena 1859. Mauke. 60 Pf.

Düntzer, H., Schillers Leben. Mit authentischen Illustr.; 46 Holzschn. u. 5 Beilagen. Leipz. 1881 Fues. 7 Mk., geb. 9 Mk.

Frank, Paul. Schiller. Sein Leben und Wirken. Einfach dargestellt und den Verehrern des großen Dichters gewidmet. Leipzig 1862. Merseburger. 1.50 Mk

Goedeke, Karl, Goethe und Schiller. 2. Aufl. Hannover 1859 Ehlermann. 2.80 Mk.

Greiner, J. L., Schillers Leben und Wirken als Mensch und Gelehrter. Mit Bildn. u. Facsimile. Grätz 1826. Ferstl. 1 Mk.

Gruber, J. G., Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie x. x. Berlin 1805. Tauchnitz 1.50 Mk.

Grün, K. Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter. Gedrängter Kommentar zu Schillers sämmtl. W. Leipz. 1844. Brockhaus. 8 Mk.

Hettner, H., Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller. Braunschweig 1850. Vieweg u. S. 3 Mk.

Hettner, H., Goethe und Schiller. 2 Abteil. Braunschweig 1870. Ebd. 14.50 Mk. 3. verb. Aufl. 1876. 14.50 Mk.

Hoffmann, Franz, Schillers Jugendjahre. Eine Erzählung für meine jungen Freunde. Mit 4 Stahlst. Würzburg 1872. Stahel 75 Pf.

Hofmeister, K., Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang. Stuttgart 1838—42, Balz 16.75 Mk.

Hofmeister K., Schillers Leben für die weiteren Kreise seiner Leser. Ergänzt hsg. von H. Viehoff. 3 Tle. Stuttgart, Becher 1846. 4.50 Mk. 2. A. 1853. 3.60 Mk. — 3. (Tit.) Ausg. 1857 u. 58.

Kastein, W., Schillers Lebensbild. Hannover 1859. Lohse. 1.20 Mk.

Klassiker, moderne. Heft 29 u. 30. Friedr. Schiller. Eine Biographie von W. Neumann. 2 Tle. 3 Mk. Cassel 1854. Balde.

Köpke, Gymn. Prof. Dr. E., Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin 1852. Hertz. 2 Mk.

Kuhn, Schillers Geistesgang. Berlin 1863, v. Warnsdorff. 6 Mk. (2. Tit.) Aufl. 1863. — 3. Tit. A. 1864. 1868. Berlin, Schweigger.)

Kühn, Adalb., Schiller. Sein Leben und sein Sterben, sein Wirken und seine Werke. Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmale gesammelt. I. Bd. 1. Abt. Weimar 1859. Kühn.

Kurtz, H., Schillers Heimatsjahre. Vaterländischer Roman. 3 Tle. Stuttg. 1843. Frankh. 18 Mk.

Langenberg, E., Schillers Leben f. d. ges. deutsche Nation und die reifere Jugend verfaßt. Bonn. 1857. Habicht. 1.50 Mk.

Laube, Heinr., Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Akt. 7. Aufl. Leipz. 1873, Weber. 3 Mk.

Laube, Demetrius, histor. Trauersp. in 5 Akt. Mit Benutzung des Schillerschen Fragments. Ebd. 1872. 3 Mk.

Palleske, Emil, Schillers Leben und Werke. 1858–59. Berlin, Besser. 12 Mk. — 2. A. 1859. 6 Mk. — 5. A. Berlin, Dunker. 1871—72 3 Mk. 8. A. 1876. Ebd. — 9. A. 1877. Stuttgart, Krabbe.

Rank, Jos., Schillerhäuser. Leipz. 1856. Brockhaus. 1 Mk.

Rudolph, Ludw., erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken. Unter Mitwirkung von K. Goldbeck bearb. Berlin 1869. Nicolai 9 Mk.

Saupe, E. J., Schiller und sein väterl. Haus. Leipzig 1851, Weber. 2.40 Mk.

Saupe, Schillers Leben und Werke in chronologischen Tafeln für die gebildeten Verehrer d. Dichters bearb. Fr. Fleischer. 1855. Leipz. 80 Pf.

Schaefer, J. W., Schiller. Eine biogr. Schilderung. Leipzig 1858. Brockhaus. 50 Pf. — 1860. 1.20 Mk.

Scherr, Dr. J., Schiller und seine Zeit. Leipz. 1859. O. Wigand. 30 Mk. — 3 Bde. o. Illustr. Ebd. 1859. 4 Mk. — 2. Aufl. 1860. 3. Aufl. 1862. Illustr. A. 2. Aufl. 1876. geb. 17 Mk.

Schiller, Charlotte v., und ihre Freunde. Von Ludw. Ulrichs. 1. Bd. 1860. Cotta. 9.60 Mk. 2. Bd. 1862. Ebd. 7 Mk. 3. Bd. 1865. Ebd. 7 Mk.

Schillers, Fr. v., Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Stuttgart 1859. Cotta 7.60 Mk.

Schillerbibliothek. Biographie und Beurteilung seiner Werke. Von J. K. S. 2 Abt. Wien 1810 2. A. 1812. Schmidt. 3 Mk.

Schillers Briefwechsel m. Körner. Von 1784 bis z. Tode Schillers. 4 Tle. Leipz. 1847. Veit u. Co. 6 Mk. — 2. Aufl. (v. K. Goedeke.) 16 Mk. 1874. Ebd.

Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—85. Von Andr. Streicher. Stuttg. 1846. Cotta 3 Mk.

Schiller und Lotte. 1787—89. Stuttgart 1856, Cotta 7.20 Mk. — 1788—1805. 2., den ganzen Briefwechsel umfass. Ausg., bearb. von W. Fielitz. 3 Bücher. Stuttgart. 1879. Cotta. In 1 Bd. gebdn. Mk. 4.

Schmidt, Julian, Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. Nov. 1859. Leipzig 1859. Herbig 7 Mk.

Schwab, G., Schillers Leben in 3 Büch. 2. A. 1841—44. Stuttg., Liesching 5.25 Mk. in gr. 12. 1840. 4 Mk. Titel-Ausg. 1859. 2.40 Mk. u. (gr. 8°) 3 Mk.

Seidl, J. G., Schillers Manen! Bilder aus dem Dichterleben. Wien 1826. Wallishausser 1.15 Mk.

Spieß, A., Schillers Leben und Dichtungen. Wiesbaden 1859. Kreidel und Niedner 6 Mk.

Stieglitz, H., Briefe Sch. an seine Braut Charlotte. Hsg. v. L. Curtze. 2 Tle. Leipzig 1859, Brockhaus 12 Mk. — Erinnerungen an Charlotte. Aus Tagebuchblättern und sonstigen Handschriften der Verstorbenen, hsg. v. Curtze. Marburg 1863. Elwert. 2 Mk.

Vlana, Schillers und Goethes Leben, nebst kritischer Würdigung ihrer Schriften. 2 Bde. Dünkelsbühl 1826. Walther. 4 Mk.

Viehoff, Schillers Leben, auf der Grundlage der K. Hoffmeisterschen Schriften neu bearb. 3 Tle. in 1 Bde. Stuttg. 1875. Conradi. 7.50 Mk.

Wenzel, Reg. R. a. D. Carl Gust. Aus Weimars goldenen Tagen. Bibliographische Jubelfestgabe 2c. 1859. Dresden, Arnoldi. 8 Mk.

Wolzogen, Carol. v., Schillers Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie seinen eigenen Briefen und denen seines Freundes Körner. 2 Tle. Stuttgart 1830, Cotta. 9 — 1845. 3 Mk. 1850. 1.80 Mk. 1851. gr. 8° 3 Mk. 5. A. 1876. 2 Mk.

---

b. Erläuterungen der lyrischen Gedichte Schillers. Übersetzungen ꝛc.

Deinhard, H., Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers. 1. Bd. Stuttgart 1860. Cotta. Hbgeſ. Preis 1.60 Mk.

Düntzer, H., Schiller und Goethe. Übersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Stuttg. 1859. Cotta 3.60 Mk.

Düntzer, H., Schillers lyr. Ged. 10 Bdch. Erl. 1864. 4 Mk. Leipzig 1874. 4 Mk.

Fuss, J. D. carmina latina (Ambulatio et Campana Schilleri et alia carmina Schlegeli et Goethei). Cöln 1822. Du Mont Schauberg. 3.50 Mk.

Fuss, J. D., Dissertatio etc. (Adhaerent Schilleri festum victoriae et Cassandra etc.) 50 Pf. Ebd. 1824.

Gaßner, Fr. Jgn., Die Schiller-Goethischen Xenien. Mit einer Einleitung und Erläut. Wien. 1870 (Helfs Verl.) 1 Mk.

Hartert, Pfr. F. K., Schillers Gedichte gemeinfaßlich erläutert f. d. Haus und die Schule. N. A. 1873. Kassel, Wigand. 3 Mk.

Heinemann, J., Wörterbuch zu Fr. v. Schillers Gedichten. 1834. Berlin, Büreau f. Litt. 1.75 Mk. — 2. A. Hamburg 1838. Leipz., Böhme. 1.50 Mk.

Hinrichs, H. F. W., Schillers Dichtungen nach ihren histor. Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. 1. lyr. Teil. 2. dramat. Teil. Leipzig, 1837—39. 11.50 Mk.

Leinburg, G. v., Schillers Lied von der Glocke beleuchtet und erläutert. Frankfurt a. M. 1845. Brönner. 75 Pf.

Löffler, Ludw., Schillers Lied a. d. Freude. Illustrationen. Leipzig 1859, Mendelssohn. 10 Mk. — 2. A. 1860. Verm. v. Dr. Max Schasler 10 Mk.

Parodieen, drei, auf Schillers Lied von der Glocke. Von Jocosus Parodista. Nordhausen 1865, Büchting. 50 Pf.

Quaßnigk, Campana bilinguis. Schillers Lied v. d. Glocke, deutsch und lat. Köslin 1871. Schulz. 60 Pf.

Reil, Fr., Der Gang zum Eisenhammer. Eine große romantische Oper in 3 Aufz. In Mus. gesetzt von Konradin Kreutzer. Wien. 1838. Wallishausser. 90 Pf.

Reinhardt, Heinr., Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers. 1. Bd. Stuttgart 1861. Cotta. 4.20 Mk.

Röpe, Dr. G. R., Schillers Götter Griechenlands, ein Zeugnis für die gute Sache des Christentums. Als Beitrag zum Verständnis und zur gerechteren Würdigung Schillers. Hamburg 1853, Perthes-Besser und Mauke. 60 Pf.

Saupe, Goethes und Schillers Balladen und Romanzen erläutert. Leipzig 1853. Fleischer. 4 Mk.

Saupe, Die Schiller-Goetheschen Xenien, erläutert 1852. Leipz. Weber. 4.50 Mk.

Schillers sämmtl. Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt. Berlin 1862, Reymann. 1.50 Mk.

Schillers, Die Götter Griechenlands, z. Behufe der Deklamation hsg. und mit mytholog. Anm. begleitet v. K. F. Solbrig. Leipzig 1804. Steinacker 50 Pf.

Schlegel, Dr. Schillers sämmtl. Werke vollst. in allen Beziehungen erklärt. Leipz 1840. N. A. 1842. Polet 1 Mk. 5. verb. A. 1859. 1.50 Mk.

Schmidt, Fr. W. V., Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stolberg und Schiller erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt. Berlin 1827. Rauck 4.50 Mk. 2. Titel-Ausg. 1865. Leipz. Werl. 1.50 Mk.

Schütze, Chr. H., Kritik der mythologischen Beruhigungsgründe mit Rücks. a. Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlands. Altona 1799. Hammerich 1.50 Mk.

Schwenk, Konr., Schillers Werke. Erklärungen. Frankf. a. M. 1850. Sauerländer. 2.60 Mk.

Simonson, Prof. L., Deutsches Balladenbuch. Mit Lebensskizzen, Einleitungen, gramm. und sonst. Anmerk Boston 1865. 5 Mk.

Tobien, Dr. W., Erklärung ausgew. Gedichte v. Schiller. Elberfeld. 1872. Volkmanns Nachf. 1.80 Mk.

Viehoff, H., Schillers Gedichte, in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt. 5 Tle. Stuttg. 1839—40. Balz. 5.65 Mk. – 2. A. 3 Bde. Stuttg. 1856. Becher. 6 Mk. — 3. A. 1859. 6 Mk. — 4. A. 1873. Stuttg., Conradi. 6 Mk. 5. A. Ebd. 1876. 6 Mk.

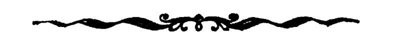
Wiedasch, Obl. Dr. W., Das Lied von der Glocke als ein Denkmal von Schillers edler Geistesrichtung erläutert. Hannover 1859, Rümpler. 75 Pf.



Inhaltsverzeichnis.

Vierter Band, erste Abteilung.

[Die mit einem * bezeichneten Erläuterungen sind in dieser (3.) Auflage zuerst aufgenommen worden.]



Ausgewählte deutsche Dichtungen

für

Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

von

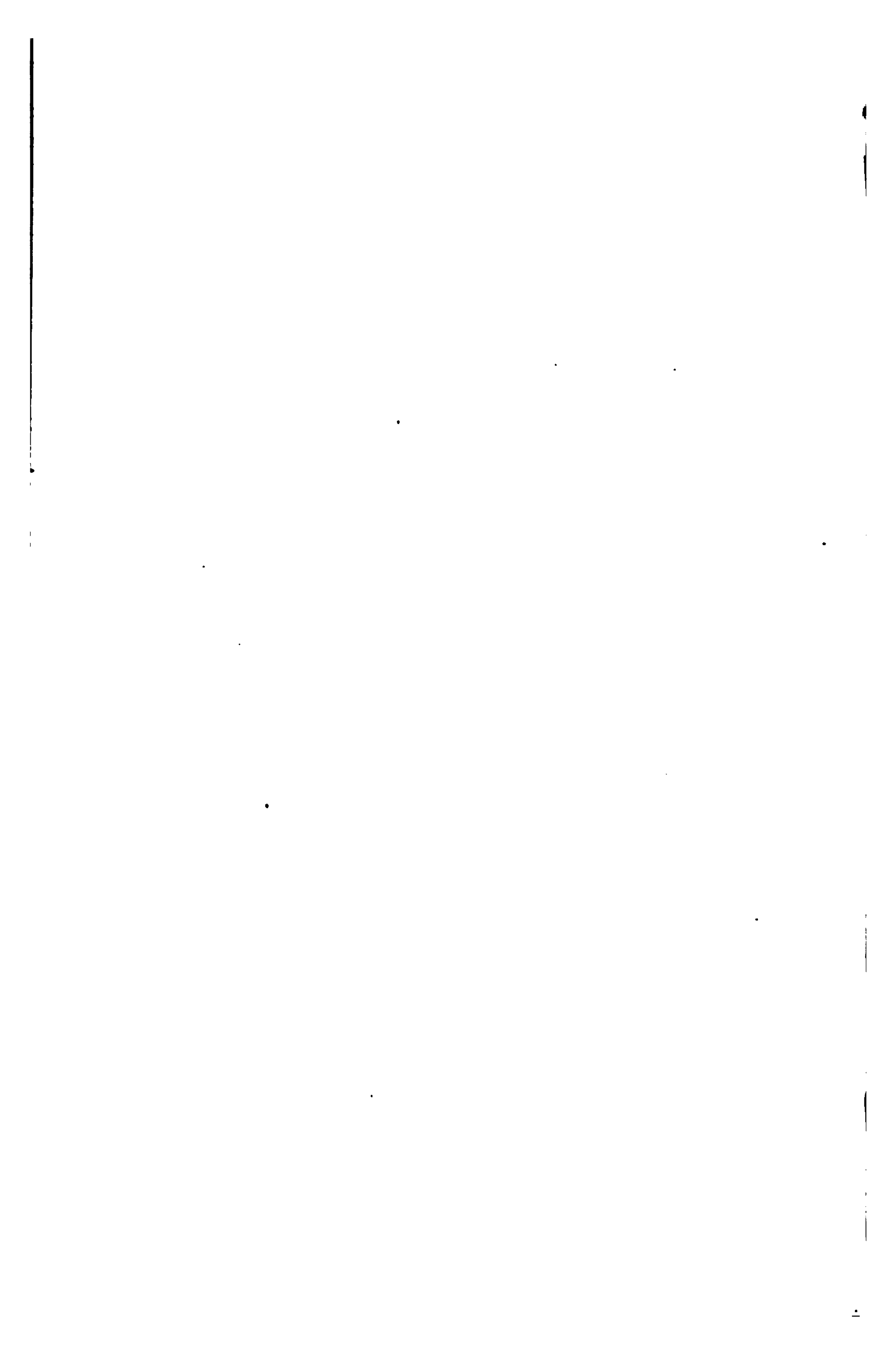
Karl L. Leimbach,
Lic. theol., Dr. phil., Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar.

Vierter Teil.
Zweite Abteilung:
Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.





Leipzig Seeburgstraße 4. **Frankfurt a/M.** Opernplatz 10.
Kesselring'sche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer).
Verlag.



Vorwort zur dritten Auflage.

Nachdem die dritte Auflage dieses Schlußbandes meines Erläuterungswerkes im Drucke vollendet ist, spreche ich den vielen Freunden desselben meinen Dank aus für alle die freundliche Unterstützung, welche sie mir angedeihen ließen, das Buch immer mehr zu vervollkommnen und bis auf die neueste Zeit zu vervollständigen.

Besonders fühle ich mich außer dem jüngstentschlafenen Emanuel Geibel den Herren W. Ryssel in Hannover, Dr. Klusmann in Rudolstadt für ihre schätzenswerten, teilweise kritischen Mitteilungen und Herrn Buchhändler Ludwig Koch in Goslar für viele bibliographische Nachweise zu herzlichem Danke verpflichtet.

Nochmals mache ich alle Leser auf mein als Supplement zu diesem Werke erscheinendes Werk „Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart" mit dem Bemerken aufmerksam, daß in diesem Werke nicht nur die Biographieen von etwa 400 neueren Dichtern, sondern eingehende Würdigungen ihrer sämtlichen poetischen Werke und sehr zahlreiche und thunlichst charakteristische Proben ihrer Dichtungen, sowie endlich ein genaues Verzeichnis aller Schriften der betreffenden Dichter dargeboten werden. Bislang sind zwei Bände erschienen, und an die Fortsetzung des Werkes setze ich alle mir für diese Arbeit verfügbare Kraft. Dieses letztere Werk hat ebenfalls von allen Seiten und jenseit der deutschen Grenzen eine sehr erfreuliche Beachtung und durchgehends die lebhafteste Anerkennung gefunden. Die größten politischen und belletristischen Blätter haben durch günstige Kritiken anerkannter und unabhängiger Männer die Verbreitung dieses Werkes, welches jedem Lehrer der Litteraturgeschichte und Freunde der Litteratur dringend zu empfehlen sei, zu fördern vermocht.

Goslar, 1. Mai 1885.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Das Vorwort zu dieser zweiten Abteilung des vierten Bandes, mit welchem mein Erläuterungswerk nicht nur für diesmal, sondern für immer im Wesentlichen abgeschlossen sein wird, darf wohl nur ein Rückblick sein.

Wenn ich auf des Buches Geschichte zurückschaue, so fühle ich zunächst Gott mich zum innigsten Danke verpflichtet, daß er mir Kraft und Freudigkeit gegeben hat, neben meinem arbeitsvollen und schweren Amte noch diese Arbeit zu vollenden, welche im Interesse unseres deutschen Volkes und besonders der deutschen Jugend unternommen worden ist.

Sodann freilich danke ich auch allen denen, welche meines Buches erste Auflage so wohlwollend beurteilt haben. Sie sind die Veranlassung gewesen, daß ich, als es sich um die Veranstaltung einer zweiten Auflage handelte, mir die Frage vorlegte, in welcher Weise meine Arbeit nicht nur im Einzelnen zu berichtigen und zu vervollkommnen, sondern im Allgemeinen so umzugestalten sei, daß sie nicht nur eine Reihe von Erläuterungen deutscher Dichtungen zur Probe darbiete, sondern auch in der Vereinigung dieser Gedichtserläuterungen ein Ganzes gebe, welches mit den für die Jugend besonders geeigneten Dichtungen ebenso, als mit dem Wesentlichen der Poetik und Litteraturgeschichte bekannt machen könne.

Die vier Bände der zweiten Auflage werden dieser neuen Aufgabe, welche ich mir gestellt, hoffentlich im Wesentlichen gerecht geworden sein. Wenigstens habe ich keine Mühe und kein Opfer gescheut, dem Buche eine möglichst vollkommene Gestalt zu geben und durch dasselbe diesem besonderen Bedürfnisse Rechnung zu tragen.

Kommentare über die Dichtungen einzelner Dichterfürsten gibt es sehr viele und zum Teil vortreffliche. Neben ihnen wird dieses Buch noch seinen Leserkreis finden unter denen, welche über das Schönste, Vollendetste, Anregendste, Gehaltvollste der gesamten neueren deutschen Litteratur belehrt zu sein wünschen, dabei aber stets im Auge behalten, daß bei Auswahl und Behandlung der Dichtungen in erster Linie die Empfänglichkeit und die Interessen unserer Jugend maßgebend sein mußten.

Über die Auswahl der Dichter und Dichtungen wird mancher mit mir rechten wollen, ja, ich gebe auch zu, rechten können. Es werden viele diesen und jenen Dichter vermissen, andere jenen und diesen Dichter, den ich nicht übergieng, gern entbehren wollen. Aber wer kann es jedem Urteile und Geschmack recht machen? Im Einzelnen werde ich vielleicht später noch einiges ausmerzen, was mir überflüssig, und anderes nachtragen, dessen Aufnahme mir wünschenswert erscheinen wird. Im Ganzen aber wolle man die Kritik nur auf solche Gedichte richten, welche man einer derartigen Behandlung unwert hält, nicht aber meinem Werke als Fehler anrechnen, daß viele gute Dichtungen in demselben fehlen.

Es ist wohl jedem verständlich, daß ich, der ich die ganze zweite Auflage auf Quellenstudien gegründet habe, in meiner Auswahl zu ganz anderen Ergebnissen

gekommen bin, als die meisten Verfasser von Lesebüchern und Anthologien, welche aus den bereits vorhandenen Mustersammlungen das ihnen besonders zusagende Material entnahmen.

Die Kritiker dieser zweiten Auflage mache ich außerdem darauf aufmerksam, daß diese Auflage von der früheren sich wesentlich unterscheidet. In der ersten fehlten die Texte der Dichtungen, hier sind sie sämtlich den Erläuterungen vorgedruckt; dort fehlte in der Anordnung jeglicher Plan, hier ist die alphabetische Folge der Dichter innegehalten und durch fliegende Überschriften am oberen Rande des Buches das Aufsuchen wesentlich erleichtert worden. Dort waren 97 Gedichte behandelt, hier finden sich 389 Gedichte, darunter 284 ausführlich erläutert. Das Buch selbst ist von 480 auf 1400 Seiten angewachsen. Erst in der zweiten Auflage findet sich ein authentischer Text der Dichtungen, der leider dem Textbuche der ersten Auflage (A. u. d. T.: Perlen lyrischer und epischer Poesie. 1876. Kassel, Kay) fehlt. Die Biographieen sind wesentlich erweitert und durch selbständige Nachforschungen in vielen Fällen verbessert worden; die Übersichten über die Schriften der Dichter sind neu hinzugefügt. Endlich habe ich die Einrichtung des zweiten Bandes der ersten Auflage beibehalten und gewissenhaft alle mir bekannten Litteraturnachweise unter jeder Erläuterung gebucht.

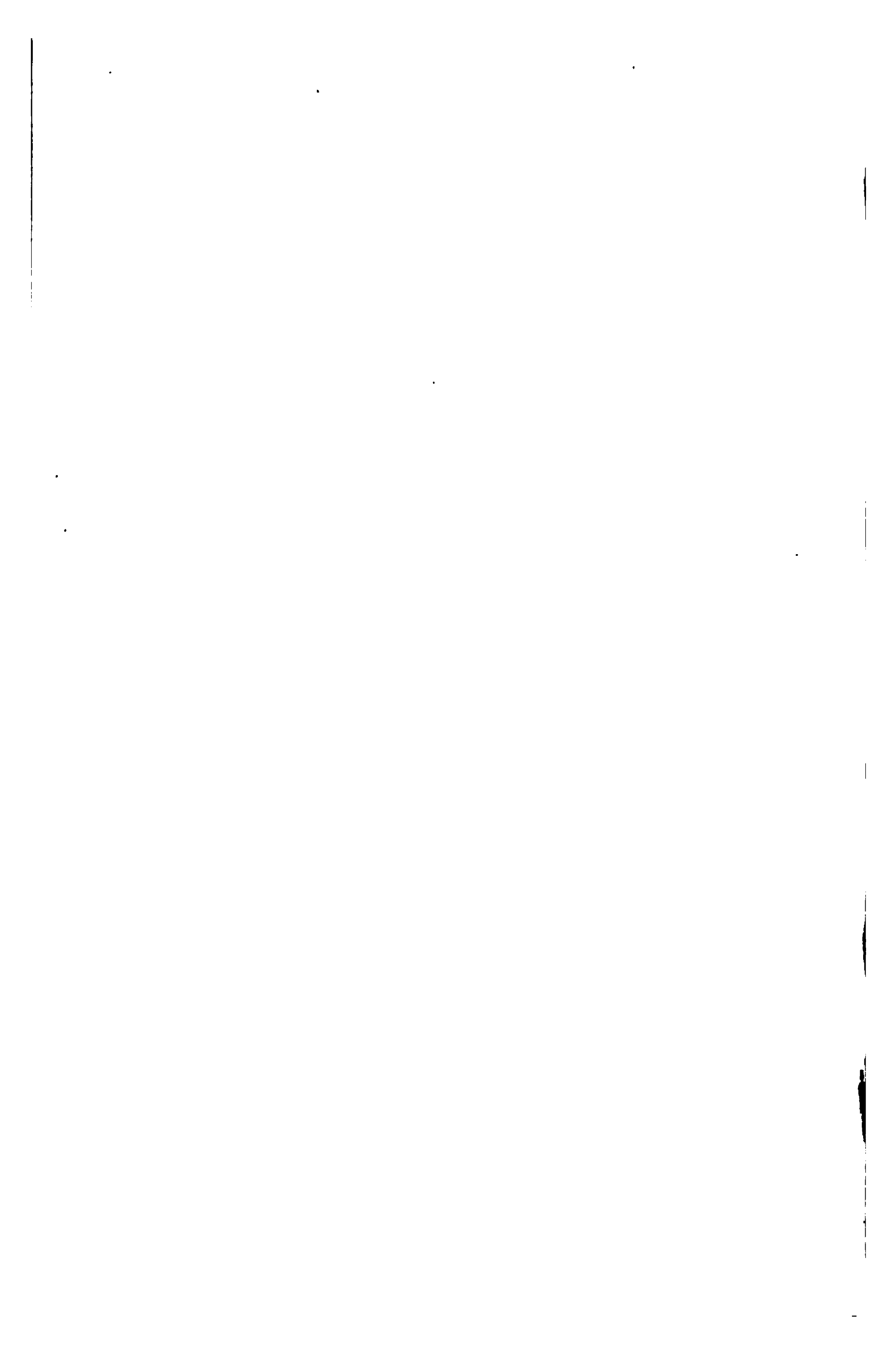
Daß sich in eine Arbeit, wie die meinige ist, bei aller Sorgfalt noch Irrtümer und Fehler einschleichen, erachte ich als selbstverständlich, und die späteren Auflagen werden noch manche Spuren einer bessernden Hand zeigen. Für Nachweise von Irrtümern bin ich jedem Leser des Buches herzlich dankbar. In vielen Fällen werden auch meine und der Leser Urteile nicht übereinstimmen; ich selbst habe mir ja auch viele von meinen Vorgängern ausgesprochene Ansichten nicht aneignen können, aber ich habe doch jeder fremden Ansicht Achtung entgegengebracht; Spott und Verachtung verdient nicht der Gegner an sich, sondern nur die Unwissenschaftlichkeit und die Unlauterkeit. Darin wird jeder edle und gebildete Mann mir beistimmen.

Noch zweier bisher uneingelöst gebliebener Versprechen erinnere ich mich aufs neue und füge hinzu, daß ich im Laufe der nächsten Jahre an ihre Ausführung gehen zu können hoffe: Eine Anleitung zum deutschen Aufsatzunterrichte und eine schulgemäße Behandlung der sogenannten Meisterdramen Lessings, Goethes und Schillers. Die letztere wünscht der Herr Verleger in kleinerem Formate und in Einzellieferungen herausgeben zu können.

Und nun sende ich dieses Buch hinaus, die Frucht von fast zehnjährigen ununterbrochenen Studien, und wünsche demselben eine freundliche Aufnahme bei allen denen, welche die früheren Bände dieser Auflage liebgewonnen haben. Allen meinen Freunden, den bekannten und den unbekannten, ein aufrichtiges: Grüß Gott!

Goslar, 4. April 1880.

Der Verfasser.



August Wilhelm von Schlegel.

40. Arion. 1797.

[Zuerst abgedruckt in Schillers Musenalmanach 1798. — Gedichte. Originalauflage 1800. Tübingen. S. 95.*]

1. Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergetzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden
Zum schönen Hellas heimgewandt.

2. Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dirs in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

3. Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworb'nen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

4. Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind' und warm:
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

5. Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

6. „Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

7. „Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verrietst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

8. Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;

---

*) Dort und hier fehlen Str. 16—18, welche sich in Schlegels poetischen Werken (Wien, Bauer 1815. Teil I, S. 139) finden.

Daß ich nach Zitherspielersitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wenn ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

9. Die Bitte kann sie nicht beschämen.
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —

10. Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

11. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht in's blaue Meer hinein.

12. Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysium's Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich euch!

13. „Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du giengst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

14. „Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

15. Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort.
Eh' Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

16. Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

17. So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Tier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

18. Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

19. „Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen;

Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn." —

20. Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

21. Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

22. Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt." —

23. Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt von Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, siehe, tritt Arion her.

24. Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar,
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen;
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

25. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd hinein!" —

26. „Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Mut!"

1. Erläuterungen:

Str. 1. Arion von Methymne (auf der Insel Lesbos) war ein gefeierter griechischer Zitherspieler, Dichter und Sänger. Nach Herodot kam ihm keiner der Griechen seiner Zeit im Zitherspiele gleich. Er lebte um 600 v. Chr., in vertrautem Umgange mit Periander, dem damaligen Tyrannen von Korinth, einem der „sieben Weisen" Griechenlands.

Tarent ist eine berühmte griechische Kolonie, Handels- und Hafenstadt in Großgriechenland oder Unteritalien und zwar auf der Ostseite gelegen (das heutige Taranto am Meerbusen gleichen Namens).

Hellas, eigentlich Mittelgriechenland, hier = Griechenland; den Namen leiteten die Griechen (Hellenen) ab von Hellen, dem Sohne Deukalions, jenem Manne, an welchen die Griechen die sagenhaft veränderte Geschichte Noahs und der Sintflut anschlossen.

Str. 3. Vgl. Körner: Sängers Wanderlied (Erl. II[3], S. 191.) — V. 4. Tausend ist eine unrichtige Form statt Tausende.

Str. 4. „O Periander, eitle Sorgen!“ Nach Str. 2 hatte P. von dieser Reise abgeraten. Die Sorgen, unter welchen P. der Rückkehr Arions harre, seien unnötig. „Ich bin bald in deinen Armen.“ Götzinger dachte früher auch an Regentensorgen Perianders. (Vgl. Deutsche Dichter, erläutert 1831. I. 437.)

Die Lüfte wehen lind und warm (schöne doppelte Allitteration).

Str. 5. graut = steigt in grauer Farbe in der Ferne gefahrdrohend und Grauen erweckend auf.

Str. 6. „Begehrst du auf dem Land ein Grab.“ Wenn der Leib nicht begraben war, so fand die Seele keine Ruhe und konnte nicht ins Totenreich (Hades) gelangen, wurde nicht über den Styx, den Grenzfluß der Unterwelt, von dem greisen, häßlichen, finsteren Fährmann Charon für zwei Obolen (2 Groschen) im morschen Kahne gefahren, sondern mußte 100 Jahre ruhelos diesseit des Styx verweilen. So glaubten die Griechen.

Str. 9. „Die Bitte kann sie nicht beschämen“ u. s. w. Der Zusammenhang ist: Auf solche verhärtete Gemüter, welche die Habgier gänzlich füllt, macht diese edle Bitte nicht etwa den Eindruck, daß Schamgefühl in ihnen sich geregt und sie zur Zurücknahme ihres grausamen Entschlusses bewogen hätte, nein ganz und gar nicht; und doch gesangliebend sind auch sie, wie alle Griechen; so erlauben sie denn dem Sänger Spiel und Gesang als etwas, was sie gern noch vorher mitnehmen möchten, ehe Arion sich in den Tod stürzen würde. —

„Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin“ = Nur, wenn ich geschmückt bin, erfüllt mich Apollo mit dichterischer Begeisterung. Apollo war der Gott der Weissagung, Poesie und Heilkunde, ein Sohn Jupiters und der Latona.

Str. 10. Spange, eigentlich = Nadel, Schnalle, hier = Schmuck, Geschmeide.

duftend, mit Salböl getränkt.

Str. 11. Das Elfenbein, ein Stäbchen, mit welchem die Zither geschlagen wurde. Bande = verworfene Gesellschaft.

Str. 12. Die Zither ist die Gefährtin, Begleiterin seiner Stimme; jene hofft er auch in den Tod und in das Schattenreich mitnehmen und durch die ihr entlockten Töne den dreiköpfigen, schrecklichen „Höllenhund“ Cerberus besänftigen zu können. Elysium ist der Aufenthaltsort der seligen Geister in der Unterwelt, während die zur Strafe verurteilten im Tartarus sich aufhalten mußten, um dort mannigfach gepeinigt zu werden.

Heroen = Helden.

„dem dunkeln Strom entflohen“ = die ihr über den vom Styx und Kokytos gebildeten See hinübergeführt seid.

„Friedlichen“ = Nur auf der Erde ist Streit und Unruhe, im Elysium leben die Seelen, auch die der Heroen, im tiefsten Frieden. (Diese Vorstellung berührt sich ganz mit der christlichen: „Und keine Qual rührt sie an.“ „Ruhe in Frieden“ 2c.)

Str. 13. „Doch es ist euch unmöglich, mich von dem Schmerze zu be-

freien, welcher mir heraus entspringt, daß ich meinen Freund zurücklassen muß." (Gemeint ist Periander.) Wie viel anders giengs dem berühmten Sänger Orpheus, dem Sohne Apollos, welcher seiner verstorbenen Gattin Eurydice nachzog, ins Schattenreich (Hades) als Lebender gelangte, auch den Cerberus besänftigte, den finstern Pluto durch die Macht seines Gesanges rührte und von ihm die Erlaubnis erlangte, seine Gattin auf die Erde zurückführen zu dürfen; dieselbe sollte hinter ihm hergehen, und dem Orpheus war es zur Pflicht gemacht, auf dem ganzen Heimwege bis zur Erdoberfläche sich nicht nach ihr umzusehen. Es geschah dennoch vor unsäglicher Sehnsucht, und Eurydice wurde unwiderstehlich zurückgezogen und entschwand unter traurigem Abschiede den Blicken des verzweifelnden Gatten. — Der Sonne Blick = Metapher.

Str. 14. „Die Götter schauen aus der Höh'!" Sie werden Zeugen und Rächer eures Frevels sein. Ihr habt mich erschlagen (getötet) = eine die Zukunft in die Vergangenheit rückende Redeweise (Prolepsis).

Obgleich Arion in den Tod zu springen glaubt, bittet er doch die Nereiden, seine Rettung auszuführen. Diese sind die 50 Töchter des greisen, gerechten, freundlichen, weissagenden Meer-Gottes Nereus und der Doris; die gesangskundigen Nereiden wurden mit schönen Füßen, rosigen Armen, schlanker Gestalt, schwarzen Augen, grünen oder blonden Haaren, ewigem Frohsinn vorgestellt und auf Meerrossen, Delphinen 2c. reitend dargestellt.

Str. 15. „sicher" = sie glauben sich gegen jede Entdeckung ihres Frevels hinreichend gesichert zu haben. Port = Hafen.

Str. 16. „Verbinde: Nur des Meeres verworrenes Gebrause ward 2c.

Str. 17. Als menschenliebend wird der Delphin in den griechischen Mythen oft geschildert. Delphine trugen den Melikertes, den Sohn der Ino, nach Korinth. Die Leiche des von seinen Mördern ins Meer gestürzten Dichters Hesiodos trugen Delphine abwechselnd mit Stolz an die Küste. Einst wurden tyrrhenische Schiffer vom Gotte Bacchos (Dionysos), den jene gefangen nahmen und gegen reichen Gewinnst zu verkaufen hofften, zur Strafe ihres Vergehens in das Meer getrieben und in Delphine verwandelt.

Der Leier Zier = die schöne Leier. Vgl.: „Saß König Rudolfs heil. Macht.*) „Wie nach der Saiten Klingen" = als wenn auch sie den Gesang und das Saitenspiel hörten und nach diesem zu tanzen versuchten.

Str. 19. Galatea war eine Nereide, eine Meernymphe.

„heilig" = durch dieses hehre Amt geheiligt.

Str. 20. Das Fahren (Vgl. Str. 26, 6) von Sängern statt ziehen, wandern kam früher noch häufiger vor als jetzt. Früher wurde fahren für jede Bewegung von einem Orte zum andern gebraucht und begriff also gehen, reiten, schiffen, fahren als Unterbegriffe unter sich (Fahrende Schüler) Vergleiche:

> Des Morgens mit dem Früh'sten steigt Eberhard zu Roß,
> Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß.**)

---

*) Graf v. Habsburg v. Schiller. Str. 1.
**) Uhland: Döffinger Schlacht. Str. 17.

Könnt er zu Rosse fahren, so hätt's noch keine Not.*)

V. 7. Bleibt ihm der Freund (nämlich Periander und) die Zither nur. —

Str. 22. geborgt. Es muß doch wohl dieser Ausdruck ein Hinweis auf die Unsicherheit der Macht eines Tyrannen sein, welche dieser heute noch besitzt, morgen aber vielleicht schon verloren haben kann. So lange Periander dieselbe noch hat, will er sie auch ausnutzen.

„hier verstecken“ = im Palaste verborgen halten, damit niemand von deiner Rückkehr in der Stadt etwas vorher erfahre, ehe die Räuber zur Verantwortung gezogen sind.

Str. 23. kommen = ankommen. Es sind nicht alle, sondern nur die betreffenden Schiffer, welche von Tarent hergekommen waren, zum Periander beschieden worden. — „Mich kümmert seine Wiederkehr“ = Mir macht es Kummer, daß ich ihn als wiederkehrend erwarten durfte und ihn nun doch nicht angekommen sehe. Mich bekümmert, daß er ausgeblieben ist. —

Str. 25. „Es trifft sie.“ Das unbestimmte Es faßt alles zusammen, was auf die Schiffer so überwältigend wirkt: Das plötzliche Erscheinen, die herrliche Erscheinung Arions, ganz dieselbe, wie in jenem Augenblicke, da sie ihn in die Flut zu springen nötigten, das Wunderbare der Rettung, ihre Schuld; alles das wirkt zusammen, um sie vollständig niederzuschmettern. — „hineinschlingen“ ist übrigens kein besonders glücklicher Ausdruck.

V. 26. Diese letzten Worte spricht wohl Periander**). Der Anfang: „Er lebet noch“, ferner: „der Töne Meister,“ endlich „Arion will nicht“ lassen diese Deutung wahrscheinlicher finden. Periander hat sicher dem Arion das Versprechen gegeben, eine härtere Strafe als die Verbannung nicht eintreten zu lassen. In Griechenland aber konnte ihres Bleibens nicht mehr sein, wenn auch Perianders Macht nicht über ganz Hellas sich erstreckte. Wohin die Kunde von Arions wunderbarer Rettung drang, und diese durcheilte gewiß im Nu ganz Griechenland, da waren die geldgierigen Mörder von der Volksstimme gerichtet, geächtet. — Verbannung war härter als der Tod; Verachtung ist der wahre Tod. Die Rachegeister (Erynnien) blieben ohnehin, wenngleich von Arion und Periander nicht gerufen, nicht aus.

Mut = Gemüt.

2. Historische Grundlage: Die eigentliche Quelle dieses Gedichtes ist Herodot (Geschichte I., c. 23. 24). Doch findet diese Sage von der wunderbaren Rettung Arions auch später oft genug durch andere Schriftsteller Erwähnung oder ausführlichere Schilderung. Herodot erzählt:

„Periander war ein Sohn des Kypselos; er herrschte aber über Korinth. Diesem (so erzählen die Korinther und Lesbier übereinstimmend) sei in seinem Leben ein sehr großes Wunder begegnet; es sei nämlich Arion von Methymna (S. o.!) auf einem Delphin bei Tänaros“ (der Südspitze des Peloponneses, der südlichen Halbinsel Griechenlands, welche durch die korinthische Landenge mit dem eigentlichen Festlande verbunden

*) Seidlitz von Theod. Fontane. Str. 9, 3.
**) So deute ich mit Götzinger gegen Viehoff.

ist) ans Land gesetzt worden, ein Zithersänger, der keinem der damals lebenden nachstand, und der erste, welcher, soweit wir wissen, den Dithyrambus dichtete, benannte und in Korinth lehrte. Dieser Arion, sagen sie, habe, nachdem er sich meistens bei Periander aufgehalten habe, eine Reise nach Italien und Sicilien unternehmen wollen; dort habe er sich auch große Schätze erworben und dann nach Korinth heimkehren wollen. Bei seinem Aufbruch aus Tarent nun habe er, weil er den Korinthiern am meisten Vertrauen schenkte, auf einem korinthischen Schiffe sich eingemietet. Die Schiffer hätten jedoch auf offener See den Anschlag gemacht, den Arion über Bord zu werfen und seine Schätze sich anzueignen. Als jener dies gemerkt hätte, habe er sie inständig um Erhaltung seines Lebens gebeten und alle seine Schätze ihnen angeboten. Allein ungerührt durch sein Flehen, hätten ihm die Schiffer geboten, entweder sich selbst den Tod zu geben, wenn er ein Grab auf dem Lande begehre, oder sofort ins Meer zu springen. So aufs äußerste bedroht, habe Arion begehrt, sie möchten, wenn solches bei ihnen feststünde, ihm gestatten, sich im vollen Schmucke auf die Ruderbänke hinzustellen und einen Gesang anzustimmen; wenn er diesen gesungen, versprach er, sich selbst umzubringen. Und jene seien (denn es habe sie die Lust angewandelt, den trefflichsten Sänger unter den Menschen zu hören) aus dem Hinterteile des Schiffes in die Mitte desselben zurückgetreten. Er aber habe sich, mit seinem ganzen Schmuck bekleidet, die Zither in der Hand, auf die Ruderbänke gestellt und die „hohe Gesangesweise" (diese hatte besonders den Charakter des Kraftvoll=Mutigen) durchgesungen, und als die Weise zu Ende ging, sich selber, wie er war, mit dem vollen Schmuck ins Meer gestürzt. Und jene seien nach Korinth geschifft; ihn aber, sagt man, habe ein Delphin auf den Rücken genommen und nach Tänaros*) ans Land gebracht. Hier nun ans Ufer gestiegen, sei er in seinem Schmuck nach Korinth gegangen, und habe nach seiner Ankunft den ganzen Vorfall erzählt. Periander aber, voller Unglauben, habe den Arion in Haft gehalten**) und nirgend wohin entlassen, auf die Schiffer aber gefahndet, und als sie nun angekommen, habe er sie zu sich beschieden und sich erkundigt, ob sie nichts von Arion zu sagen wüßten. Als jene nun erwiedert, er sei wohlbehalten in Italien, und sie hätten ihn in gutem Befinden in Tarent zurückgelassen, da sei Arion vor sie hingetreten, eben so, wie er über Bord gesprungen war; da hätten sie, bestürzt und überführt, nicht länger leugnen können. — Dies also erzählen die Korinthier, wie auch die Lesbier; auch ist von Arion ein ehernes, nicht großes Weihgeschenk bei Tänaros, ein Mann auf einem Delphin."***)

3. **Der Grundgedanke** wird am Schlusse selbst ausgesprochen in den Worten: „Der Sänger steht in heil'ger Hut." Wer ihn angreift, erfährt, daß ein Gott ihn schützt, und verliert selbst weit mehr, als er gewinnen mag, nämlich die Freude am Schönen.

Nebengedanken, welche zugleich allgemeine Wahrheit enthalten und wert sind, dem Gedächtnisse als Sentenzen eingeprägt zu werden, sind noch:

1. Viel kann verlieren, wer (viel) gewinnt.
2. Ein wandernd Leben gefällt der freien Dichterbrust.

Die Kunst, die mir ein Gott gegeben, Sie sei auch vieler Tausend Lust!

---

*) Das heutige Cap Matapan.

**) Diese Mitteilung in der Quelle, welche allerdings auch widerspruchsvoll ist, hat Schlegel weggelassen, bezw. glücklich modificiert. Zwischen den Freunden darf Mißtrauen nicht aufkommen. Arion in Haft! — viel besser: Du mußt dich hier verstecken!

***) Welcker deutet dieses Weihgeschenk als einfaches Denkmal glücklich überstandener Seereise; letztere sei durch den Delphin symbolisiert. Ist diese Erklärung richtig, dann darf es uns nicht wundern, wenn wir die ganze Arionsage auf jenes Weihgeschenk zurückgeführt finden, welches den phantasiereichen griechischen Geist zur Schöpfung jener schönen Sage angeregt habe.

4. Disposition:

I. Arion auf der Heimreise von Tarent nach Korinth: Str. 1—4.

1. Schilderung des Sängers nach seiner Bedeutung: Str. 1, 1—4.
2. Sein Reichtum: V. 5—7.
3. Ziel der Reise und Verhältnis zu Periander: Str. 2, 1. 2.
4. Rückerinnerung an die letzte Unterhaltung zwischen dem bedenklichen Periander und dem vertrauensseligen Arion: Str. 2, 3—7. Str. 3.
   a. Perianders wohlgemeinte Warnung: Str. 2, 3—7.
   b. Arions Wanderlust und Hoffnungsseligkeit: Str. 3.
5. Der verhängnisvolle zweite Tag der Schiffahrt bricht an und berechtigt zu der Hoffnung baldiger Heimkehr: Str. 4.

II. Der Mordanschlag der Schiffer auf Arions Leben: Str. 5—7.

1. Heimliche Pläne: Str. 5, V. 1—6.
2. Offenbarung der Mordpläne: V. 7 u. Str. 6, 1—4.
3. Der Sänger bietet alle seine Schätze als Lösegeld an: Str. 6, V. 5—7.
4. Die Schiffer verwerfen dies Anerbieten und fordern Arions Tod und seine Schätze: Str. 7.

III. Arions Vorbereitung auf den Tod: Str. 8—14.

1. Arions Bitte, ein letztes Lied spielen und singen zu dürfen: Str. 8.
2. Die Bitte wird gewährt: Str. 9, 1—4.
3. Arions letzte Bitte, sich dem Apollo zu Ehren schmücken zu dürfen: Str. 9, 5—7.
4. Arion im Sängerschmuck: Str. 10. 11.
5. Das letzte Lied: Str. 12—14, V. 6.
6. Der Sprung in die Tiefe: Str. 14, V 7.

IV. Arions Rettung: Str. 15—19.

1. Die Schiffer halten Arion für untergegangen: Str. 15, 1—2
2. Doch ihn rettet ein Delphin: Str. 15, 3—7.
3. Abschweifung des Dichters, durch diese wunderbare Rettung veranlaßt:
   a. Str. 16: Die Vorliebe aller Delphine für Menschen und Musik.
   b. Str. 17: Nähere Schilderung des eigentümlichen Rittes über das Meer.
   c. Str. 18, 1—4: Hinweis auf das spätere Denkmal, welches dieses Ereignis feiert.
4. Trennung und Dank Arions: Str. 18, 5—7. Str. 19.

V. Heimkehr Arions und Entlarvung der Verbrecher: Str. 20—26.

1. Arion zieht nach Korinth, leicht und fröhlich: Str. 20.
2. Mitteilung seiner Schicksale: Str. 21—22, 1. 2.
3. Die Entlarvung der Mörder: Str. 22, V. 3.—Str. 25.
   a. Perianders Plan: Str. 22, 3—7.
   b. Vorladung der heimgekehrten Schiffer: Str. 23, 1—4.
   c. Den frechen Lügnern tritt Arion gegenüber: Str. 23, 5—7. Str. 24. 25, 1. 2.
   d. Die Frevler bekennen ihr Schuld: Str. 23, 3—7.
4. Die milde und doch harte Bestrafung der Mörder: Str. 26.

5. **Dichtgattung:** Da der Dichter sich mit ganz geringen Ausnahmen nicht nur genau an die Quelle, sondern auch an die stoffliche Anordnung in der Erzählung Herodots anschließt, so ist auf das hervorragende Merkmal der echten Romanze*) Verzicht geleistet, nämlich auf die scenische Einheit; ja es ist sogar eine künstlerische Anordnung der Teile in diesem Gedichte nicht zu finden; mithin verdient es nicht die Bezeichnung Romanze, sondern muß eine **poetische Erzählung** genannt werden. Man kann an dieser noch weiter aussetzen, daß das „letzte" Lied Arions nicht warm, nicht eindringlich genug sei, sich nicht deutlich genug als eine hohe Sangesweise von dem übrigen Gedichte abzeichne; man kann Schwächen in der Charakteristik der handelnden Personen, namentlich des Periander und der Schiffer, finden, da besonders die letzteren sich nicht genug als Verbrecher, als rohe, barbarische, verworfene Menschen in ihren Worten offenbaren; man kann, wie gesagt, dies und manches andere dem Dichter am Zeuge flicken, und wird doch eingestehen müssen, daß der Dichter uns ein Gedicht voll poetischer Schönheiten hinterlassen habe, und die Schwächen des Gedichtes werden schwerlich jene Vorzüge in den Hintergrund zu drängen vermögen.

6. **Form:** Die Strophe besteht aus 7 Zeilen, welche uns folgendes Schema darbieten:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ — ◡ —

Die 1. und 3. Zeile sind 4 Jamben mit einer überschüssigen Kürze, die 2. 4. 7. sind 4 vollständige Jamben; die 5. und 6. Zeile sind gar nur 3füßige jambische Verse mit überschüssiger Silbe (hyperkatalektische Verse). Das Reimbild ist ababccb; nur b ist stumpf, a und c sind klingend. Die Strophe hat eine gewisse Dreiteiligkeit (ab — ab — ccb), der dreimal wiederkehrende Reim b und die Kürzung der 5. u. 6.

*) Als Romanze wird das Gedicht in Schlegels Werken aufgeführt.

Zeile um eine Länge machen die Strophe zu einer kunstvollen und lebendigen.

Bezüglich der Form, der Reime, der Sprache ist das Gedicht fast durchaus meisterhaft. Die Reime sind ebenso klangvoll und gewichtig, als neu und rein; unreine Reime sind in dem ganzen Gedichte sehr selten.

7. Besondere Schönheiten des Gedichtes.

1. Metaphern: Str. 1, 3. Die Zither lebt in seiner Hand; Str. 11, 3. Die Luft trinken; Str. 13, 7. Der Sonne Blick.

2. Vergleichungen: da wie ein Traum zerronnen (Str. 13, 5); als lockte sie ein Zauberwort (Str. 15, 4).

3. Kontraste: Viel kann verlieren, wer gewinnt. (Str. 2, 7). Er hat nicht allzuviel den Wogen, den Menschen allzuviel vertraut. (Str. 5, 3. 4). (Zugleich ein schöner Chiasmus.) — Er hört die Schiffer flüstern — doch bald umringen sie ihn laut. (Str. 5, 5—7).
Vgl. Str. 9, 1—4. Str. 19, 3. 4; 20, 6. 7; 21, 5—7. —

4. Der Gebrauch der gegenwärtigen Zeit statt der vergangenen.

5. Die Anrede (Apostrophe), durch welche Abwesende, wie Periander (Str. 4. 3 ff.), oder Tote, wie Elysiums Heroen (Str. 12, 5 ff.), Orpheus (Str. 13, 3 ff.), oder ein lebloser Gegenstand angeredet werden, als wenn sie anwesend, bezw. lebend wären. Der letzte Fall der Anrede schließt zugleich

6. Die Personifikation, die vollkommenste Art der Metapher, ein; z. B. Gefährtin meiner Stimme (Zither): Str. 12, 1. 2.

7. Die Anspielung (Allusion), Hindeutung auf ähnliche Begebenheiten, Sitten, Personen: Die Kunst, die mir ein Gott gegeben, (d. i. Apollo.) Str. 3, 3; ferner Str. 12, 3. 4 (Orpheus); ebenso Str. 13. —

8. Poetische Adjektia und Adverbia: golddeladen, freie Dichterbrust, Fliegt duftend das bekränzte Haar, sehnsuchtsvolle Blicke, menschenliebend sinn'ges Tier, gewölbter Rücken, blauliches Revier, Arions volles Herz, feuchte Spiegel ꝛc. ꝛc. — Poetische Komposita: Dichterbrust, Zitherspielersitte, Morgensonnenschein, Zauberwort, Wanderleben, Wunderdinge. —

9. Allitteration: Str. 4. Die Lüfte wehen lind und warm; Wind Wölkchen, Wogen (Str. 5) und sehr oft, Lieb und Lust (Str. 20), Räuber, Ruhm, wohlerworbnen — bewußt. (Str. 21).

10. Die Schilderung Arions kehrt zweimal wieder, in sehr großer Lebendigkeit, nach Gestalt (Str. 10, 1. 2), Kleidung und Schmuck (V. 3—7), Haltung (Str. 11, 1—2), Beleuchtung (Str. 11, 4), Bewegung (Str. 11, 6), und ist in jeder Beziehung meisterhaft. —

8. Schriftliche Aufgaben: 1. Darstellung der Geschichte Arions, im Anschluß an Schlegels Gedicht oder an Herodot. — 2. Vergleichung

des Gedichtes Tiecks mit dem Gedichte Schlegels. — 3. Charakterbild Arions. — 4. Vergleichung zwischen Arion und dem Sänger von Goethe. — 5. Arion und Simonides von Apel. (Vgl. Erl. IV³, S. 110.)

9. Zur Vergleichung:

1. Arion.

(Von Ludwig Tieck.)
[Geb. 31. Mai 1773 zu Berlin, gestorben am 28. April 1853 daselbst.]
[Gedichte. I. Teil. S. 53. Dresden, Hilscher. 1821.]

1. Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner teuren Heimat zu,
Er wird vom Winde fortgezogen;
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

2. Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht ins Morgenrot,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

3. Arion merkt die stille Tücke.
Er bietet ihnen all' sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold. —

4. Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit.
Hinab ins Meer wird er gestoßen;
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

5. Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluten hingebettet
Ist Freude von ihm abgewandt.

6. Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung widerklingt;
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:

7. „Klinge Saitenspiel!
In der Flut
Wächst mein Mut,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

8. Unverdrossen
Komm' ich, Tod;
Dein Gebot
Schreckt' mich nicht, mein Leben ward genossen.

9. Welle hebt
Mich im Schimmer;
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Flut begräbt."

10. So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegetiere aufgeregt.

11 Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn;
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

12. Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresfesten nicht vernahm.

13. Arion sieht mit trunknen Blicken
Laut singend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

14. Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank,
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

15. Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphiert in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an noch Tod.*)

2. Arion.

(Übersetzung aus Ovids Fasti II, 93 ff.)

Rings erfüllte der Sikuler[1]) Städte der Ruf des Arion,
Und auf der Lyra Getön lauschte Ausonias[2]) Strand.
Dorther strebend zur Heimat, bestieg der Sänger ein Seeschiff,
Mit den Schätzen gesamt, so durch die Kunst er gewann.
Unglücksel'ger, dir bangte vielleicht vor Winden und Wogen,
Aber der Sicherheit mehr bot dir das Meer, als dein Schiff.
Denn es stand mit gezogenem Schwert der Steuerer vor dir,
Und mit bewehreter Faust stand der Verschworenen Schar.
Schiffer, was soll dir das Schwert? Den schwankenden Kiel nur geführet!
10 Deiner Rechten geziemt solcherlei Rüstung ja nicht.
Jener begann furchtlos: Nicht Erlaß des Todes begehr' ich,
Laßt mich nur einiges noch singend der Lyra vertraun.
Lächelnd gewähren sie ihm den Verzug; er setzt sich den Kranz auf,
Nicht unwürdig, Apoll, deines ambrosischen Haars.
Ihn umwallt ein Talar, getaucht in tyrischen Purpur[3]),
Liebliches Saitengetön zaubert sein Finger hervor,
Wie in klagenden Weisen ein schwergetroffener Schwan singt,
Dem ein tödlicher Pfeil grausam die Schläfe durchbohrt.
Plötzlich stürzt er, in vollem Schmuck, sich hinab in die Wogen,
20 Hochauf spritzen zum Bord blauliche Fluten der See.
Hier nun taucht, mit gewölbtem Rücken (so meldet die Sage
Wundervoll) ein Delphin unter die seltene Last.
Jener saß mit der Zither und sang dem Träger den Fährpreis,
Und mit lieblichem Lied sänftigt er schmeichelnd die Flut.
Götter, ihr schaut auf Thaten der Frömmigkeit! Jupiter machte
Zum Gestirn den Delphin, strahlend in neunfachem Glanz.[4])

[Litterarisches: Götzinger a. a. O. — *Viehoff, ausgew. Stücke. I. S. 133 ff. — *Heinze, Anleit. z. Disponieren. S. 75. — Widmann, prakt. Schulmann, VI, S. 522.]

---

*) Tiecks Gedicht hat zunächst den unbestreitbaren Vorzug vor dem Schlegels, daß die Idee der Sage als Grundgedanke in diesem Gedichte deutlich hervortritt: Die Wirkung der Töne auf die vernunftlose Kreatur des Meeres; sodann läßt uns Tieck den Hymnus, die hohe Sangesweise des Sängers, auch in Rhythmus und Form klarer hervortreten; die Exposition ist kürzer und sparsamer; die Wirkung der Töne auf alle Meeresbewohner ist sehr schön dargestellt. — Andererseits ist die Form des Schlegelschen Gedichtes weit schöner, reiner, korrekter, während das Gedicht Tiecks zahlreiche Unebenheiten im Satzbau und Reime aufweist. Beachtenswert ist endlich, daß Tieck den Arion erst im Meere seinen Gesang anstimmen läßt, so daß die Schiffer ihn nicht mehr hören noch seine Rettung sehen können.

[1]) Die Einwohner Siciliens (Sicani oder Sikuler). — [2]) Ausonia ist ein Nebenname Italiens, besonders Süditaliens. — [3]) tyrisch = phönizisch. In Phönizien entdeckte man den Purpur. — [4]) Das Sternbild des Delphin befindet sich in der Nähe der Milchstraße. — Auch Cicero erzählt des Arion Abenteuer und Rettung: (tusc. 2, 27, 67.)

41. Der Hexameter. 1808.

[Poetische Werke. Wien 1815. (Bauer) 2. Tl. S. 156.]

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schar zahlloser Gestirne,
Bei hell atmender Luft, abspiegelt in bläulicher Tiefe:
5 So auch trägt das Gemüt der Hexameter; ruhig umfassend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schoß auf
Kreisender Flut, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weit hinströmenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieselen oder entbrausen.
10 Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahin reißt:
So kann ernst bald ruh'n, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! Der Hexameter, immer sich selbst gleich,
15 Ob er zum Kampf des heroischen Lied's unermüdlich sich gürtet,
Oder, der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil dir, Pfleger Homers! ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch, und andern Gesanges.

1. **Erläuterungen des Gedichtes:**

Ausblick = Rundsicht; hell atmend = rein, vom Winde sanft bewegt.

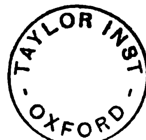
Kreisend = sich im Kreise bewegend.

Epos = erzählendes Gedicht; heroisch = den Helden besingend.

Idyllien oder Idyllen. Unter einem Idyll versteht man eigentlich ein kleines Gemälde, dann eine Erzählung, welche sich in den einfachsten reinsten Lebensverhältnissen bewegt und die Menschen darstellt entweder im Stande der Unschuld („naive und sentimentale Schäfergedichte") oder unbeirrt um das Treiben der Welt in stiller Häuslichkeit und häuslichem und herzlichem Frieden (Voß: Louise; der 70. Geburtstag).

Olymp*) und Okeanos: Der Okeanos wird von Homer auch ein Gott genannt (Sohn des Himmels und der Erde) und trägt den Beinamen Urheber aller Flüsse und Quellen (Jl. XXI, 196.), ja der Vater auch aller Götter (Jl. XIV., V, 201). Auch der Ausdruck: „weit hinströmender Herrscher" erinnert an homerische: „der strömende, tiefströmende, in sich selbst zurückströmende Herrscher." Man betrachtete (nach Homer) den Okeanos nicht als das Meer, wovon er stets unterschieden wird, sondern als einen rings um die ganze Erde (in Gestalt eines Gürtels) sich bewegenden und Erde und Meer einschließenden, in sich selbst in stetem Kreislauf zurückfließenden Strom.

*) Der Götterberg in Thessalien = Himmel.



iet er, dankt den Göttern,
em nassen Tod.

Der Sänger triumphiert in
Ihn rührt Gefahr nicht an noch

2. Arion.

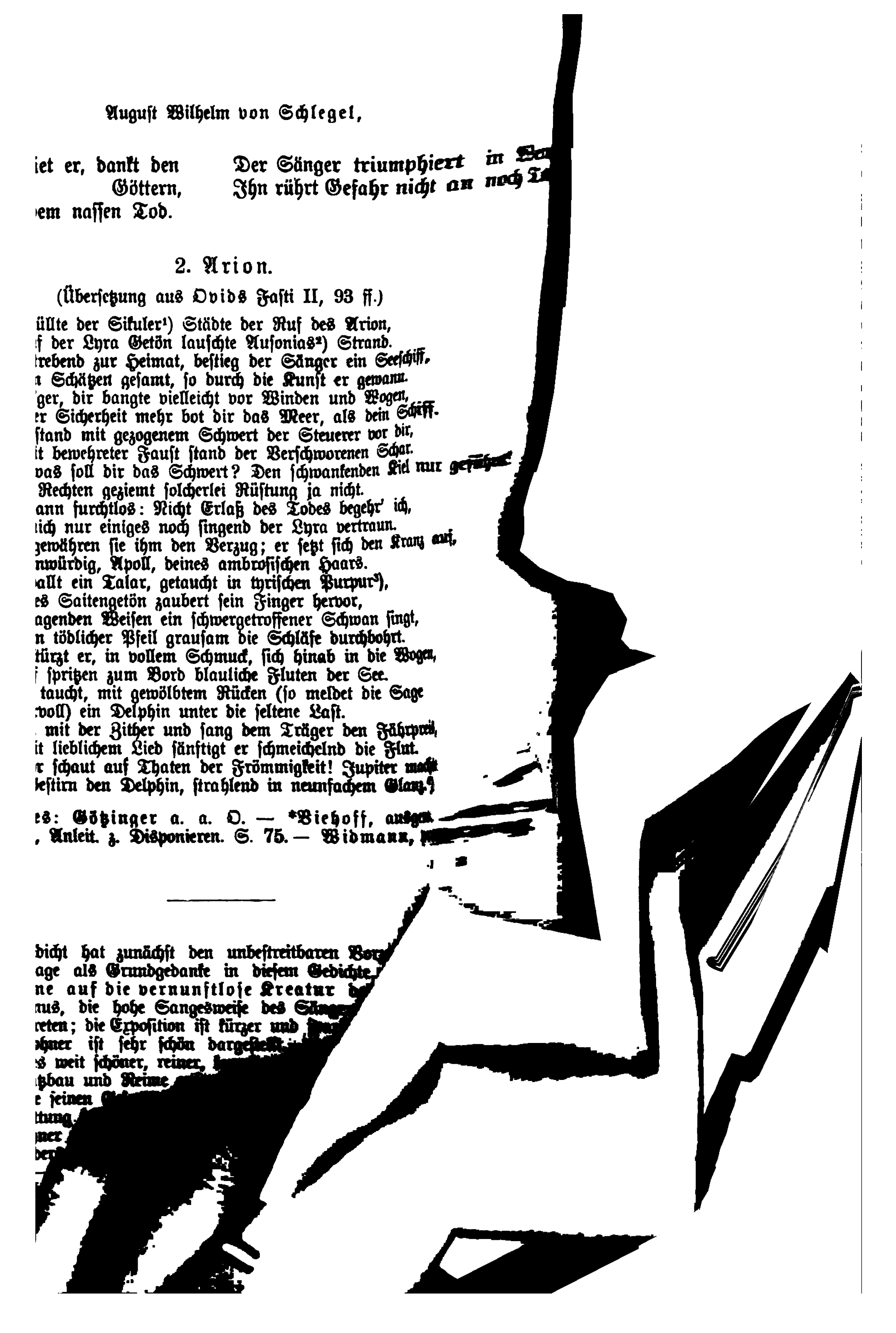
(Übersetzung aus Ovids Fasti II, 93 ff.)

üllte der Sikuler[1]) Städte der Ruf des Arion,
f der Lyra Getön lauschte Ausonias[2]) Strand.
rebend zur Heimat, bestieg der Sänger ein Seeschiff,
n Schätzen gesamt, so durch die Kunst er gewann.
ger, dir bangte vielleicht vor Winden und Wogen,
r Sicherheit mehr bot dir das Meer, als dein Schiff.
stand mit gezogenem Schwert der Steuerer vor dir,
it bewehreter Faust stand der Verschworenen Schar.
vas soll dir das Schwert? Den schwankenden Kiel nur
Rechten geziemt solcherlei Rüstung ja nicht.
ann furchtlos: Nicht Erlaß des Todes begehr' ich,
ich nur einiges noch singend der Lyra vertraun.
ewähren sie ihm den Verzug; er setzt sich den Kranz auf,
nwürdig, Apoll, deines ambrosischen Haars.
allt ein Talar, getaucht in tyrischen Purpur[3]),
es Saitengetön zaubert sein Finger hervor,
agenden Weisen ein schwergetroffener Schwan singt,
n tödlicher Pfeil grausam die Schläfe durchbohrt.
türzt er, in vollem Schmuck, sich hinab in die Wogen,
spritzen zum Bord blauliche Fluten der See.
taucht, mit gewölbtem Rücken (so meldet die Sage
voll) ein Delphin unter die seltene Last.
mit der Zither und sang dem Träger den Fährpreis,
it lieblichem Lied sänftigt er schmeichelnd die Flut.
r schaut auf Thaten der Frömmigkeit! Jupiter macht
estirn den Delphin, strahlend in neunfachem Glanz.

es: Götzinger a. a. O. — *Viehoff, ausgew.
, Anleit. z. Disponieren. S. 75. — Widmann,

---

dicht hat zunächst den unbestreitbaren Vor
age als Grundgedanke in diesem Gedichte
ne auf die vernunftlose Kreatur
aus, die hohe Sangesweise des
reten; die Exposition ist kürzer und
hner ist sehr schön dargestellt
s weit schöner, reiner,
bau und Reime
e seinen
tung
mer
de



41. Der Hexameter. 1808.

[Poetische Werke. Wien 1815. (Bauer) 2. Tl. S. 156.]

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schar zahlloser Gestirne,
Bei hell atmender Luft, abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüt der Hexameter; ruhig umfassend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schoß auf
Kreisender Flut, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weit hinströmenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieselen oder entbrausen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahin reißt:
So kann ernst bald ruh'n, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! Der Hexameter, immer sich selbst gleich,
Ob er zum Kampf des heroischen Lied's unermüdlich sich gürtet,
Oder, der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil dir, Pfleger Homers! ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch, und andern Gesanges.

1. **Erläuterungen des Gedichtes:**

Ausblick = Rundsicht; hell atmend = … wegt.

Kreisend = sich im Kreise bewegend.

Epos = erzählendes Gedicht; heroisch…

Idyllien oder Idyllen. Unter einer … n kleines Gemälde, dann eine Erzähl… …infsten Lebensverhältnissen bewegt und … stande der Unschuld („naive und sent… m das Treiben der Welt in stille… …chem Frieden (Voß: Louise; der … Olymp*) und Okeanos: … enannt (Sohn des Himmels … ller Flüsse und Quellen (… Jl. XIV., V. 201). … …cher" erinnert an hom… …urückströmende Herrsch… …ls das Meer, wovon … …m die ganze Erde … und Meer einschlie…

fol-
… t sich ebenso … er des … ger als … nge von … n solchen aus dem

… n noch ver- … nmen in den … s unser Vers

… fünften, wo ein … statt der Daktylen … en hinter einander … chwerfällig und büßt … mehr ein, als er an … er Spondäen in einem … it des Gedichtes beein- … e Schönheit des Verses, … mit Absicht so schwerfällig

… ausnahmsweise wegen der … en des Mangels spondäischer … sich nur im ersten, vierten … vereinzelt zulässig. Mehrere auf … Charakter des Hexameters und

… Verse des Schlegel'schen Gedichtes … Verfahren nennt man Skandieren.) … Verse, welche skandiert folgendes

… h- | schifft auf | offener | Meerhöh' |

Ausblick | nirgend um- | schränkt ist, |

die | Schar zahl- | loser Ge- | stirne

3 Daktylen und drei Spondäen, im … aber dennoch ist die Verschiedenheit

„Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet“ = Anspielung auf die sehr langen Epen, welche den Kampf der Menschen unter sich und mit den Göttern besingen, wie Ilias und Odyssee, und in deren Bau der Dichter ebensowenig ermüden darf, wie der Held im Kampfe.

„Lehrsprüche.“ Auch zur Spruchdichtung, d. h. kürzeren, lehrhaften Gedichten empfiehlt sich der Hexameter. Das vorliegende Gedicht ist auch ein Beweis dafür.

2. Dichtgattung und Zweck des Gedichtes:

Das obige Gedicht gehört der didaktischen Poesie an; es ist also ein Lehrgedicht und zwar ist die Aufgabe dieses Gedichtes, durch Form und Inhalt uns über den Bau und das Wesen des Hexameters Aufschluß zu geben, soweit solches in dem engen Rahmen eines derartigen Gedichtes möglich ist.

3. Verwandlung des Gedichtes in Prosa:

Um der einzelnen Schwierigkeiten in der Satzkonstruktion willen ist eine solche, das Verständnis des Ganzen fördernde Übertragung, welche sich möglichst genau an den Wortlaut halten, aber die Wortfolge in der Weise umzugestalten hat, daß die einzelnen Satzteile ihre, in prosaischer Redeweise ihnen zukommende, Stellung erhalten und daß wo möglich der Versrhythmus zurücktritt oder verschwindet, wünschenswert, und kann als mündliche oder schriftliche Aufgabe den Schülern gestellt werden. Da dieselbe jedoch eigentlich gar keine Schwierigkeiten bietet, sondern bei geringer Nachhilfe) sogleich von jedem einigermaßen befähigten Schüler gelöst werden kann, mag sie hier nur angedeutet werden, aber unausgeführt bleiben. (Aufg. 1.)

4. Form des Gedichtes:

Das Gedicht ist, dem Inhalt und der Überschrift entsprechend, in Hexametern geschrieben.

Unter einem Hexameter versteht man einen Vers, welcher aus sechs daktylischen Versfüßen besteht. Ein Daktylus ist eine Länge mit zwei ihr folgenden Kürzen, also ein dreisilbiger Versfuß, deren jeder die folgende Gestalt hat: — ◡ ◡.

Ein solcher, sechs Daktylen enthaltender, Vers würde also eigentlich folgende Form haben:

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡

Weil aber solcherart gebaute Verse unter einander gar nicht genug abgegrenzt und auch nicht wohlklingend wären, und weil es sehr große Schwierigkeiten haben würde, an jedes Versende zwei kurze Silben zu bringen, hat man niemals einen solchen Hexameter gebaut, sondern hat sich ein für allemal erlaubt, den letzten Versfuß zu einem zweisilbigen zu machen, welcher für gewöhnlich ein Trochäus, eine lange mit folgender kurzen Silbe (— ◡) ist, aber auch aus zwei langen Silben, d. h. einem Spondäus (— —), bestehen kann.

Es enthält demnach der daktylische Hexameter („Sechsmaß“) folgende Gestalt:

— ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ⏓ |

Aber auch dann, wenn der Hexameter nur in dieser Gestalt sich fände, würde diese Form, bei längeren Gedichten angewendet, ebenso ermüdend als schwierig sein; ermüdend, weil der Charakter des Daktylus hüpfend ist und ein fortdauerndes Hüpfen nichts weniger als angenehm zu nennen ist; allzu schwierig, weil eine ganze Menge von Wortbildern vom Hexameter verbannt würde, da sie eben in einen solchen hüpfenden Rhythmus nicht hineinzubringen sind, ohne daß aus dem Hüpfen ein Holpern und Stolpern und Humpeln würde.

Aus diesem Grunde hat man sich von allem Anfange an noch verschiedene Freiheiten innerhalb eines Verses gestattet, und kommen in den ersten vier Füßen auch vereinzelte Spondäen vor, so daß unser Vers auch folgende Gestalt haben kann:

— ⏕ — ⏕ — ⏕ — ⏕ — ◡ ◡ — ⏓

Es können somit in allen Versfüßen außer dem fünften, wo ein Spondäus nur in einem bestimmten Falle zulässig ist, statt der Daktylen Spondäen stehen. Wenn jedoch mehrere Spondäen hinter einander folgen, so wird der Charakter des Verses langsam, schwerfällig und büßt von der ursprünglichen Lebendigkeit und Frische mehr ein, als er an Kraft gewinnt. Es ist darum der Gebrauch mehrerer Spondäen in einem Verse im allgemeinen verwerflich und die Schönheit des Gedichtes beeinträchtigend, in manchen Fällen aber eine besondere Schönheit des Verses, wenn derselbe nicht aus Nachlässigkeit, sondern mit Absicht so schwerfällig gebaut ist. —

Ja es werden von den deutschen Dichtern ausnahmsweise wegen der Fülle trochäischer Wortfüße (Wörter) und wegen des Mangels spondäischer die Trochäen angewandt, sind jedoch eigentlich nur im ersten, vierten (und sechsten) Fuße und auch da nur vereinzelt zulässig. Mehrere auf einander folgende Trochäen zerstören den Charakter des Hexameters und sind ein Fehler.

Aufgabe 2. Teile die obigen 19 Verse des Schlegel'schen Gedichtes nach ihren Versfüßen ab! (Dieses Verfahren nennt man Skandieren.) Ein Beispiel seien die drei ersten Verse, welche skandiert folgendes Schema haben:

— ◡ ◡	— ◡ ◡	— —	— —	— ◡ ◡	— —
Gleichwie sich	dem, der die	See durch-	schifft auf	offener	Meerhöh'
— ◡ ◡	— —	— ◡ ◡	— —	— ◡ ◡	— ◡
Rings Hori-	zont aus-	dehnt und der	Ausblick	nirgend um-	schränkt ist,
— ◡ ◡	— ◡ ◡	— ◡ ◡	— —	— ◡ ◡	— ◡
Daß der um-	wölbende	Himmel die	Schar zahl-	loser Ge-	stirne

In dem ersten Verse sind demnach 3 Daktylen und drei Spondäen, im zweiten ebenwohl drei Daktylen; aber dennoch ist die Verschiedenheit

„Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich
gürtet" = Anspielung auf die sehr langen Epen, welche den
der Menschen unter sich und mit den Göttern besingen, wie Ilias
Odyssee, und in deren Bau der Dichter ebensowenig ermüden darf, wie
Held im Kampfe.

„Lehrsprüche." Auch zur Spruchdichtung, d. h. kürzeren, lehrh
Gedichten empfiehlt sich der Hexameter. Das vorliegende Gedicht ist
ein Beweis dafür.

2. Dichtgattung und Zweck des Gedichtes:

Das obige Gedicht gehört der didaktischen Poesie an; es ist
ein Lehrgedicht und zwar ist die Aufgabe dieses Gedichtes, dur
Form und Inhalt uns über den Bau und das Wesen de
Hexameters Aufschluß zu geben, soweit solches in dem
Rahmen eines derartigen Gedichtes möglich ist.

3. Verwandlung des Gedichtes in Prosa:

Um der einzelnen Schwierigkeiten in der Satzkonstruktion willen
eine solche, das Verständnis des Ganzen fördernde Übertragung, we
sich möglichst genau an den Wortlaut halten, aber die Wortfolge
der Weise umzugestalten hat, daß die einzelnen Satzteile ihre, in pros
Redeweise ihnen zukommende, Stellung erhalten und daß wo mögl
der Versrhythmus zurücktritt oder verschwindet, wünschenswert, und
als mündliche oder schriftliche Aufgabe den Schülern gestellt werde
Da dieselbe jedoch eigentlich gar keine Schwierigkeiten bietet, sondern
geringer Nachhilfe) sogleich von jedem einigermaßen befähigten Sch
gelöst werden kann, mag sie hier nur angedeutet werden, aber unausge
bleiben. (Aufg. 1.)

4. Form des Gedichtes:

Das Gedicht ist, dem Inhalt und der Überschrift entsprechend,
Hexametern geschrieben.

Unter einem Hexameter versteht man einen Vers, welcher aus
daktylischen Versfüßen besteht. Ein Daktylus ist eine Länge mit
ihr folgenden Kürzen, also ein dreisilbiger Versfuß, deren jeder die
gende Gestalt hat: — ◡ ◡.

Ein solcher, sechs Daktylen enthaltender, Vers würde also eig
folgende Form haben:

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡

Weil aber solcherart gebaute Verse unter einander gar nicht
abgegrenzt und auch nicht wohlklingend wären, und weil es sehr
Schwierigkeiten haben würde, an jedes Versende zwei kurze Silb
bringen, hat man niemals einen solchen Hexameter gebaut, sondern
sich ein für allemal erlaubt, den [illegible]ten Versfuß zu einem zweisilb
zu machen, welcher für gew[illegible]
kurzen Silbe (— ◡) ist,
einem Spondäus (— —)

Der daktylische Hexa...

Es enthält demnach der Hexameter ...
...gende Gestalt:

— ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡

Aber auch dann, wenn der Hexameter ...
fände, würde diese Form, bei längeren ...
ermüdend als schwierig sein; ermü...
Daktylus hüpfend ist und ein fortdauernd...
angenehm zu nennen ist; allzu schwieri...
Wortbildern vom Hexameter verbannt w...
hüpfenden Rhythmus nicht hineinzubri...
Hüpfen ein Holpern und Stolpern und ...
Aus diesem Grunde hat man sich ...
schiedene Freiheiten innerhalb eines V...
ersten vier Füßen auch vereinzelte S...
auch folgende Gestalt haben kann:

— ◡◡ — ◡◡ — — — ◡◡ — ...

Es können somit in allen V...
Spondäus nur in einem bestimm...
Spondäen stehen. Wenn jed...
folgen, so wird der Charakter ...
von der ursprünglichen Leben...
Kraft gewinnt. Es ist darum de...
Verse im allgemeinen verwerf...
trächtigend, in manchen Fälle...
wenn derselbe nicht aus Nach...
gebaut ist. —

Ja es werden von den ...
Fülle trochäischer Wortfüße, ...
die Trochäen angewandt, ...
(und sechsten) Füße und ...
einander folgende Troch...
sind ein Fehler.

Aufgabe 2. Teile ...
nach ihren Versfüßen ...
Ein Beispiel seien ...
Schema haben:

...schaft
Sch...
...dene
...däus
mag a...
jedes ...
bald so ...
auf ab ...
Die ...
Es darf a...
Vortrage ...
schwerer möge...
der Arsis ...
finden. Frei...
erschwert und ...
oft nicht zur ...
die Form hat ...
heit und Form...

Der zweite ...
uns (nicht ausdehn...

Aufgabe 3. ...
16. und 18. Verse ...
schiebung bei Spon...

Anmerkung 1. ...
findenden Verstöße gegen ...
zu seinem malerischen ...
...mehr, als man ...
... ist bei ...
...el und W...
...unkt ein; ...

der beiden Verse unter einander und vom dritten Verse mit 4 Daktylen, 1 Spondäus und 1 Trochäus klar ersichtlich.

Außerdem ist bei dem Gebrauche der Spondäen im Hexameter die erste, von den besseren Metrikern jetzt geforderte, Grundregel*) die, daß stets die erste Silbe den Ton habe, die zweite dagegen der ersteren im Tone nachstehe. Man nennt solche Spondäen fallende und unterscheidet diese (—́ —) von den steigenden (— —́), wo die zweite Silbe den Ton hat, und den schwebenden Spondäen (—́ —́) wo eine Silbe so schwer und so hochtonig ist, als die andere. Nur im sechsten Fuße ist ein schwebender Spondäus nicht unbedingt fehlerhaft: ein steigender Spondäus ist im Hexameter unter allen Umständen zu verwerfen. (Vgl. Erl. II[3], S. 294.)

Beispiele fallender Spondäen sind: Vorsicht, Mißgunst, Freundschaft, Senkblei, manchmal, Balsam; steigender: vielleicht, Abtei. Schwebende können natürlich nur dann eintreten, wenn zwei verschiedene Wörter zusammenstoßen, da ein Wort, wenn es auch ein Spondäus wäre, immer den Hochton auf einer bestimmten Silbe hat; z. B.: mag auch, voll Blut, fremd Volk, von welchen einsilbigen Wörtern jedes unter Umständen den Ton erhalten kann: „Wurf abwehren" kann bald so gelesen wurden, daß auf Wurf der Ton liegt, bald so, daß er auf ab sich legt; wurf ab ist also ein schwebender Spondäus.

Die Hebung des Tones nennt man Arsis, die Senkung Thesis. Es darf also nie in der Thesis eine Silbe stehen, welche bei richtigem Vortrage sich hervorhöbe, oder welche gar mehr Ton hätte und schwerer möge, als die in der Arsis stehende Silbe, und umgekehrt in der Arsis keine schwachtonige, vielleicht gar unbedingt kurze Silbe sich finden. Freilich wird dadurch das Bauen guter Hexameter wesentlich erschwert und zu einer Kunst, in welcher es auch die größten Dichter oft nicht zur vollen Meisterschaft gebracht haben. Solcher Verstöße gegen die Form hat auch das obige Gedicht einige, trotz seiner sonstigen Schönheit und Formvollendung, so z. B.:

Vers 2. Rings Hori- | zont aus- | dehnt und der
—́ ‿ ‿ | —́ — | —́ ‿ ‿

Der zweite Fuß hat die Silbe aus in der Senkung und zwingt uns (nicht ausdehnt, sondern) ausdehnt zu lesen, was sprachlich falsch ist.

Aufgabe 3. Welche Füße im 3., 4., 7., 8., 10., 11., 12., 15., 16. und 18. Verse leiden an dem oben gerügten Mangel der Tonverschiebung bei Spondäen?

Anmerkung 1. Übrigens bin ich weit entfernt, alle die im obigen Gedichte sich findenden Verstöße gegen diese Regel dem Dichter sehr hoch anzurechnen, da derselbe, um zu seinem malerischen Zwecke zu gelangen, größere äußere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, und mehr, als mancher Kritiker vermöchte, geleistet hat.

Ferner ist bei einem Hexameter notwendig, daß er Einschnitte im

*) Schlegel und Voß, mehr noch Goethe, nahmen freilich in diesem Stücke einen freieren Standpunkt ein; sie beachteten diese Regel noch nicht.

Verse selbst habe, und zwar gute Einschnitte. Es werden solche Einschnitte durch die Enden der Wortfüße, stärkere noch obendrein durch Interpunktionszeichen gebildet; aber es ist da ein Doppeltes möglich. Trifft das Ende eines Wortes (Wortfuß) mit dem des Versfußes zusammen, so nennt man diesen Einschnitt jetzt Diärese; dagegen nennt man den Verseinschnitt Cäsur, wenn das Ende des Wortfußes in die Mitte eines Versfußes fällt, und man unterscheidet hier wieder männliche und weibliche Cäsuren, von welchen die erste nach der Hebung, die zweite nach der ersten kurzen Silbe eines Daktylus sich findet.

Es sind nun verschiedene Einschnitte möglich und müssen solche in jedem Verse vorkommen, aber es ist von vornherein zu beachten, daß Diäresen keine guten, empfehlenswerten Einschnitte und darum möglichst zu vermeiden (sie völlig zu vermeiden ist eine unmöglich zu erfüllende Forderung) und daß nicht alle Cäsuren gleich empfehlenswert, wenn auch zulässig sind. Nur im letzten Fuße ist eine tiefere Cäsur ein Fehler.

Vier Einschnitte haben sich aber ein besonderes Bürgerrecht im Hexameter erworben, so daß in jedem einzelnen Verse einer dieser Einschnitte notwendig vorkommen muß, wenn auch andere (Neben-Cäsuren) vorkommen können.

1. Nach dem fünften Halbfuße oder nach der Arsis des dritten Fußes (männliche Cäsur):

	— ⏑⏑	— ⏑⏑	— ‖	⏑ ⏑	— ⏑⏑	— ⏑ ⏑	— ⏓
V. 2.	Rings Hori-	zont aus-	dehnt, ‖	und der	Ausblick	nirgend um-	schränkt ist
V. 6.	Nimmt er des	Epos O-	lymp, ‖	das ge-	waltige	Bild, in den	Schoß auf

2. Nach der ersten Kürze des dritten Fußes, nach dem dritten Trochäus:

	— ⏑ ⏑	— ⏑⏑	— ⏑ ‖	⏑	— —	— ⏑ ⏑	— ⏑
V. 3.	Daß der um-	wölbende	Himmel ‖	die	Schar zahl-	loser Ge-	stirne
V. 8.	Wie vom O-	keanos	quellend, ‖	dem	weit hin-	strömenden	Herrscher

3. Nach der Arsis des vierten Fußes, also nach dem siebenten Halbfuße, mit welcher starken (männlichen) Cäsur sich noch entweder eine nach dem 3. Halbfuße (männliche), oder nach dem zweiten Trochäus (nach der ersten Kürze des zweiten Fußes, also weibliche) regelmäßig verbindet:

	a. — ⏑ ⏑	— ‖	⏑ ⏑	— ⏑⏑	— ‖	⏑⏑	— ⏑ ⏑	— ⏑
V. 15.	Ob er zum	Kampf ‖	des He-	roischen	Lieds ‖	uner-	müdlich sich	gürtet

	b. — ⏕	— ⏑ ‖	⏑	— ⏑ ⏑	— ‖	⏕	— ⏑ ⏑	— ⏑
V. 19.	Dein will	ferner ‖	ge-	denken ich	noch ‖	und	andern Ge-	sanges.

4. Gewöhnlich nicht selbstständig, und auch nicht eigentliche Cäsur, sondern nur Diärese ist die in den bukolischen oder idyllischen Gedichten beliebte sog. bukolische Cäsur (Diärese) am Ende des vierten Fußes.

	— ⏑⏑	— ⏑⏑	— ⏑ ⏑	— ⏑⏑ ‖	— ⏑ ⏑	— ⏑
V. 17.	Oder ge-	selliger	Hirten I-	dyllien ‖	lieblich um-	flüstert.

Auch Nebencäsuren sind natürlich erlaubt, ja wünschenswert bei 2

und 3, und mit den Hauptcäsuren muß gewechselt werden, damit der Rhythmus nicht durch Eintönigkeit an Leben, Kraft und Schwung verliere.

Aufgabe 4. Suche in den einzelnen 19 Versen dieses Gedichtes die Cäsuren!

Aufgabe 5. Skandiere schriftlich 20 Verse aus einem andern, in Hexametern verfaßten Gedichte (der 70. Geburtstag von Voß; Übersetzung aus Homer; Göthes: Hermann und Dorothea.)!

Anmerkung 2. Ein Vers, welcher in dem fünften Versfuße einen Spondeus hat, heißt versus Spondaicus. Er findet sich in besonderen Fällen auch bei den besten Dichtern, z. B. bei längeren Eigennamen, jedoch nur sehr vereinzelt; ein Vers, welcher blos aus 6 Spondeen bestünde, hörte auf, ein daktylischer Hexameter zu sein.

Vgl. V. 11. Fort ar- | beitet das | Schiff, dann | plötzlich der | Wog' Ab- | gründe.

Anmerkung 3. Der vollständige Name des Hexameters ist: versus hexameter dactylicus catalecticus, d. h. der unvollständige, sechsfüßige, daktylische Vers; unvollständig heißt er, weil ihm die zweite Kürze des letzten (6.) Fußes fehlt.

Anmerkung 4. Da es keine in Hexametern geschriebenen Gedichte von nur mäßigem Umfange gibt, welche nur aus Daktylen bestehen, so rechnet man den Hexameter unter die daktylisch-spondeischen Verse, wobei man die sehr ausnahmsweise zulässigen Trochäen nicht besonders berücksichtigt.

Anmerkung 5. Der Hexameter wird, wie alle alten Maße, nicht gereimt. Wo es doch geschieht, ist es mehr oder weniger Spielerei; jedenfalls wird der Reim sich in diesem Verse weder als Binnen- noch als Außenreim einbürgern können.

5. Einteilung des Gedichtes:

Das Gedicht zerfällt deutlich in drei Teile:

1. V. 1—9. Die Bedeutung des Hexameters;

2. V. 10—17. Der verschiedenartige Charakter des Hexameters;

3. V. 18. 19. Preis derer, welche in diesem Verse zu dichten gelehrt und gelernt haben.

6. Die Bedeutung des Hexameters. (V. 1—9.)

Der Hexameter wird mit einem offenen Meere verglichen. Wie dieses einen sehr weiten Gesichtskreis hat, welcher durch nichts, als den gewölbten, ringsherum sich zu dem Meere niederneigenden, Himmel beschränkt ist, und wie es bei heller Luft das ganze Bild des Himmels und seines Sternenheeres in seiner bläulichen Flut aufnimmt und widerspiegelt, trotz der steten Bewegung des Wassers, — so ist der Hexameter fähig, das ganze, große, herrliche, nur dem schönen, sich allerseits wohl abrundenden Himmelsgewölbe selbst vergleichbare Bild eines Epos in sich aufzunehmen und aus seinen so mannigfacher Bewegung und Gestaltung fähigen Teilen dieses Bild in einzig schöner Gestalt herausstrahlen zu lassen in stetem Wechsel und steter Harmonie. — Oder ohne Bild geredet: Kein Vers ist zur Verwendung bei Bearbeitung epischer Stoffe so geeignet, als der Hexameter, weil keiner ihm an Ausdehnung, keiner an Ruhe, mit Beweglichkeit innig verbunden, gleich kommt. Er ist der längste Vers, der je gebildet ist, denn er kann bis zu 17 Silben haben; er ist der gleichmäßigste, gewaltigste und zugleich bewegbarste, ohne jedoch

seinen ursprünglichen Charakter der Ruhe einzubüßen; fast stets ein anderer und dabei doch immer sich selbst gleich. Einen solchen Vers verlangt ein epischer Stoff, der groß und weit an sich ist, und der so verschiedene größere und kleinere Sterne, wie auch schwärzere oder farbige Wolkenbildungen, d. h. Licht und Schatten, in der mannigfaltigsten Art zur treuen Wiedergabe dem Dichter übergibt. Soll das Bild ein treues sein, so muß es in weitem, ruhigem und zugleich lebendigem Spiegel zu schauen sein, wie nur in der stets sich bewegenden Meeresflut der ganze Himmel sich schön abspiegelt; und ein solcher treuer Spiegel ist nur der Hexameter. — Freilich wird das Bild mitunter schlecht, auch in dem besten Spiegel, und zur Karrikatur; es spiegelt sich ja auch der Himmel in der Meeresflut nur dann schön ab, wenn die Luft hell atmet, d. h. rein ist, nicht von Regen rc. durchzogen, verfinstert wird. Es liegt auch am Dichter selbst, und an seiner Gabe und Befähigung, sonst mißrät das Bild des besten Gegenstandes in dem besten Spiegel. Und es sind fürwahr die Tage zu zählen, wo dieser schöne Anblick auf offener Meerhöhe zu schauen ist, und die Meister, welche Form und Stoff beiden entsprechend zu behandeln und auf jener das Bild dieses heraufzuzaubern verstehen, während die Zahl der Pfuscher Legion ist. Ein zweites Bild vergleicht den Hexameter auch mit dem Okeanos (Meere), weil jener und insofern er mit Recht der Urvater aller Verse genannt wird. Denn wie vom Meere alle Gewässer, die großen, brausenden Ströme und die kleinen, rieselnden Bächlein, ihren eigentlichen Ausgang nehmen, so entstammen alle Rhythmen, welcherlei Gattung sie sein mögen, dem ersten unter ihnen, dem Hexameter. Der Hexameter ist also der durch Alter und innere und äußere Vorzüge über alle Rhythmengeschlechter sich erhebende Vers.

7. Der verschiedenartige Charakter des Hexameters.

Hier wird abermals der Hexameter mit einem Meere verglichen, und zwar mit den verschiedenen Formen, welche Windstille, leichte Brise und Sturm dem Meere geben, und es zeigt sich da ein dreifacher Charakter des Hexameters; ein ruhiger, ernster Charakter bei der didaktischen (lehrhaften) Poesie sowohl, als an besonders tragischen, feierlich-ernsten Stellen im Heldenepos; dann ein leichter, gemütlicher, geschwätziger, bei den Idyllien sowohl, als bei leicht hinfließender Erzählung im Epos; endlich ein alle verschiedenen tiefen Bewegungen aufzeigender, in besonders lebhafter, herzerschütternder oder herzerhebender epischer Darstellung. Selbstverständlich ist im Heldenepos für alle drei Gattungen des Hexameters Raum, während in den Lehrgedichten die erste und im Idyll die zweite vorherrscht.

Für drei verschiedene Gattungen epischer Poesie finden wir den Hexameter empfohlen, für das Heldenepos („heroisches Lied"), für das didaktische Gedicht (Episteln) und fürs Idyll. Das erstgenannte Gedicht zeigt einen großartigen, imposanten Horizont, das letzte einen beschränkteren, aber darum auch anmutigeren; das mittlere ist die Abstraktion, aus beiden anderen Arten gezogen.

8. Preis derer, welche in diesem Verse zu dichten gelehrt und gelernt haben. (V. 18. 19.)

Heil dir, Pfleger Homers! Der Vater Homers wird hier begrüßt und glücklich gepriesen, weil er den Sohn erzeugte, dessen Werk die Erfindung oder besondere Pflege des Hexameters war, und von dessen Hand wir die berühmtesten, oft nachgeahmten und nie erreichten Epen: Ilias und Odyssee haben. Der Hexameter, für das Heldenepos verwendet, heißt darum auch versus heroicus. Aber auch die Pythia preist der Dichter, das zu Delphi sitzende Weib, welches seine Orakelsprüche im Namen des Gottes Apollo in Hexametern kund gab, welcher Gebrauch dem Hexameter den Namen versus pythicus zubrachte. Die „anderen," nicht genannten Dichter und Gesänge, an die Schlegel hier besonders gedacht haben mag, sind Hesiod (Theogonie: Lehrgedicht), Theokrit (Bucolica), Vergil (Aeneis: Heldenepos; Episteln; bukolische Gedichte); Horaz (Episteln und Satiren: Lehrgedichte), Ovid (Epische kleinerte Gedichte 2c.), Klopstock (Messias: religiöses Epos), Voß (Idyllen, Übersetzung Homers), Goethe (Hermann und Dorothea: bürgerliches Epos) 2c.

9. Die Schönheiten des Gedichtes.

Der Hauptvorzug dieses Gedichtes ist unstreitig außer der treffenden Schilderung des Hexameters nach Bedeutung, Wesen, Eigenschaften und Ursprung die vollständige Harmonie zwischen Stoff und Form, das Malerische in der Schilderung, welches sich in der Form mit so überraschender Wirkung ausprägt.

Ruhig und ehrwürdig, klar und durchsichtig in den ersten 9 Versen (mit Spondeen untermischte Daktylen), dann sehr langsam und träg, daß man fast nicht von der Stelle zu kommen meint, und unwillkürlich unter der klar vor die Seele tretenden Last des Ruderns bei Windstille seufzt (vorherrschend Spondeen), dann auf einmal wankend und schwankend, wie ein Schiff im Sturm und Wogenbraus, ohne Halt und Sicherheit, bald in den Lüften schwebend, bald in die Tiefe gestürzt (sich überstürzende Daktylen und absichtliches Durchbrechen der Satzkonstruktion), dann wieder schwungvoll, wie unter dem gleichmäßigen, starken Ruderschlag, und rasch vorwärts strebend.— Wer vermöchte wohl, Schlegel nach, in so wenigen Versen den Charakter des mannigfaltigen und „immer sich selbst gleichen" Hexameters durch Wort und Bild und, was noch viel schwerer ist, durch Versrhythmus besser zu malen?

V. 17. Der von der bukolischen Dichtungsart handelnde Vers hat auch die bukolische Diärese.

Selbst die dunkelen Vokale in V. 15, der Vokal e in V. 16, das e und i in V. 17 sind nicht zufällig, sondern um des Inhalts willen ausgewählt. Vgl. auch den v. spondaicus. (V. 11.)

10 Nachträge.

Der preußische Major Ewald von Kleist hat in seinem Gedichte:

„Der Frühling“ einen Hexameter mit einem einsilbigen Vorschlag verwendet; z. B.:

⏓ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ⏓

O dreimal seliges Volk, das keine Sorge beschweret,
Kein Neid versuchet, kein Stolz! Dein Leben fließet verborgen.

Nachahmer hat dieser Dichter nicht gefunden.

Umgekehrt hat der Dichter Max Waldau die erste Silbe des Hexameters, bezw. die erste Hälfte eines Anfangsspondeus, weggelassen, z. B.:

— — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡

Der Sturm der Natur war dem Sturme der Menschen gewichen.
Von Schauer gefesselt verhielten die Lüfte den Atem.

Auch dieser Vers steht isolirt, obwol er von der Kritik nicht unschön gefunden wird. Ein Hexameter ist dies nicht mehr, eher ein Pentameter. Über den Pentameter vgl. Erl. II³, S. 246.

Aufgabe 6: Darstellung des Baues des Hexameters.

Aufgabe 7: Wiedergabe des Inhaltes des Schlegelschen Gedichtes: Der Hexameter. —

---

42. Der Jambe.

[Poetische Werke. 2. Teil. Wien, 1816. S. 158.]

Wie rasche Pfeile sandte mich Archilochos,
Vermischt mit fremden Zeilen, doch im reinsten Maß,
Im Rhythmen-Wechsel meldend seines Mutes Sturm.

Hoch trat und fest auf dein Kothurn-Gang, Aeschylos;
Großart'gen Nachdruck schafften Doppellängen mir,
Samt angeschwellten Wörterpomps Erhöhungen.

Fröhlicheren Festtanz lehrte mich Aristophanes,
Labyrinthischeren: die verlarvte Schar anführend ihm;
Hin gaukl' ich zierlich in der beflügelten Füßchen Eil'.

1. Die Dichtgattung ist die didaktische: denn der Dichter hat sich zur Aufgabe gesetzt, über das Wesen und den verschiedenartigen Charakter des Jambus, sowie über die verschiedenen Männer, welche den Jambus erfunden oder den Charakter dieses seitdem so vielgebrauchten Verses veränderten, Aufschluß zu geben. Das Gedicht ist zu dem Ende selbst in Jamben abgefaßt.

2. Die Jambendichter. Die ersten Jamben baute ein griechischer Dichter Archilochus um 700 v. Chr. Von diesem Dichter wird erzählt, daß er aus einer angesehenen aber armen Familie auf der Insel Paros stammte. Anfangs pries er die Götter in Hymnen und Lobliedern; dann aber trieb ihn eine heftige Leidenschaft zu Neobule, der Tochter des Lykambes, und er dichtete Liebeslieder. Allein der arme Werber war keines

wegs schön und liebenswürdig, und Neobule verschmähte ihn. Nun erwachte in Archilochos, der ohnedem reizbar, bitter, schmähsüchtig war, ein heftiger Haß, und er wurde zum *ersten* Satiriker. Seine Gedichte waren voller Spott — und wirkten wie Pfeile. Die sämtlichen Töchter des Lykambes sollen sich aus Scham und Verzweiflung erhängt haben. Sein Leben gestaltete sich auch nicht heiter, er war gefürchtet und berühmt zugleich und fiel nach einem bewegten Leben, im Kriege tapfer kämpfend. Er ist *der Vater des Jambus*.

Seine jambischen Verse waren mit anderen Versarten wohl untermischt, aber selbst ganz rein und streng:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —

Jambus aber hieß dieser Vers wegen seines *neckischen* Charakters; das Necken an den Festen der Demeter wurde schon früher Jambos genannt.

Der Charakter des Jambus ist, wenn auch nicht immer der des Spottens, doch der des Ringens, „des unruhigen Strebens, des sehnsüchtigen Gefühls." (R. von Gottschall.)

Aeschylos, der erste berühmte Trauerspieler der Griechen, zu Athen lebend,*) veränderte den Charakter des Jambus, als er diesen Vers für seine Trauerspiele benutzte. Der *ernste, kraftvolle* Ton des Trauerspiels gab Veranlassung, daß in den jambischen Versen auch Spondeen (— —) Aufnahme fanden, so daß der Vers ebenso an seiner Spitzigkeit, Schärfe verlor, als er an Schwere, Nachdruck, Feierlichkeit gewann. Langatmige neugebildete Wörter kamen in diesem Jambus der Tragöden (Aeschylos, Sophokles, Euripides) vor; — und dieser neue Charakter des Jambus paßte durchaus zu dem Trauerspiel, in welchem Aeschylos den Kothurn, jene Fußbekleidung eingeführt hatte, welche den Darstellenden *größer* als gewöhnliche Menschen erscheinen ließ.

Aristophanes endlich, der größte Lustspieldichter der Griechen, benutzte *auch* den Jambus in seinen *Lustspielen***) aber in viel freierer Weise, — um ihm einen fröhlicheren, eilenderen Schwung mitteilen zu können. Da kamen weniger Spondeen, als vielmehr Anapäste (◡ ◡ —) und vielleicht auch Trochäen (— ◡) in den Vers, dessen Grundzug der jambische blieb.

V. 7. — ◡ | ◡ ◡ — | — — | ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ — |
8. ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — |
9. ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ — | ◡ — |

Zur Verdeutlichung der Freiheiten, welche Aristophanes mit unserm sechsfüßigen Jambus vornahm, habe ich die drei Verse des Schlegel'schen Gedichtes, welche nicht nur den veränderten Charakter enthüllen, sondern

---

*) Er war 525 v. Chr. in Eleusis geboren und wohnte später in Athen. In der Schlacht bei Marathon kämpfte er tapfer mit (490 a. Chr.).

**) Alle Schauspieler trugen Larven, daher „die verlarvte Schar", unter welcher der *Chor* gemeint ist.

auch durch den Rhythmus selbst veranschaulichen sollen, skandiert. Welch ein Unterschied von dem ursprünglichen:

◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡ — |,

und welche Verschiedenheit von dem tragischen jambischen Vers!

V. 4. — — | ◡ — | — — | ◡ — | — — | ◡ — |
5. — — | ◡ — | — — ¦ ◡ — | — — | ◡ — |
6. — — | ◡ — | — — | ◡ — | — — | ◡ — |

Und doch sind alle die genannten und skandierten Verse jambische.

3. Der **jambische** Vers wurde von den Griechen und Römern später noch zur Fabeldichtung angewandt und zwar in freierem Bau. (Phädrus.)

Der Jambus spielt in der Neuzeit eine hervorragende Rolle; in den lyrischen Gedichten finden wir ein- bis vierfüßige Verse, aus Jamben bestehend; besonders häufig aber ist der Blankvers, das heißt der reimlose fünffüßige Jambus:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —;

er ist der beliebteste Vers für den Dialog im neueren Drama. Der Jambus der Alten, der Griechen und Römer, war sechsfüßig. Er hatte nach der dritten oder vierten Kürze eine Cäsur. (Versus senarius.)

◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡ —
◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ —

Er ist neuerdings nachgeahmt worden von Platen, so in der verhängnisvollen Gabel, z. B.:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —

Die Kutsche steht im nächsten Busch bereit bereits,

◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ —

Und auch gepackt ist alles.

Danke, Crusoe.

Eine andere, keineswegs empfehlenswerthe Art des sechsfüßigen Jambus ist der Alexandriner.

◡ — ◡ — ◡ — || ◡ — ◡ — ◡ —

Vgl. über diesen Vers Erl. I³, S. 233 ff.

Wird vor dem Einschnitt noch eine Kürze eingeschoben, so entsteht der neuere Nibelungenvers: Vgl. Erl. II³, S. 293.):

◡ — ◡ — ◡ — ◡ || ◡ — ◡ — ◡ —

Noch eine Form des sechsfüßigen Jambus soll erwähnt werden, der Hinkjambus (Skazon, Choliambus):

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — — ◡

Der letzte Fuß ist ein Trochäus statt ein Jambus; daher der treffende Name Hinkjambus. Ein Beispiel ist folgendes Gedicht A. W. von Schlegels:

Der Choliambe oder Skazon.

[Poetische Werke. II. Teil 1816. S. 159.]

Der Choliambe scheint ein Vers für Kunstrichter,
Die immerfort voll Naseweisheit mitsprechen
Und eins nur wissen sollten, daß sie nichts wissen.
Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers lahm sein.
Wer sein Gemüt labt am Gesang der Nachteulen,
Und, wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zustopft,
Dem sollte mans mit scharfer Dissonanz abhaun.

Sieben- und achtfüßige jambische Verse haben nach dem vierten Fuße eine ständige Diärese. (Vgl. Platen, Harmosan. Erl. III^{3}, S. 277.)

---

43. Das Sonett.

[Originalausgabe. Gedichte 1800. S. 198.]

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, geteilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen,
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

1. Didaktische Dichtgattung: Vgl.: Der Hexameter, der Jambe.

2. Form: Vierzehn Zeilen machen ein Sonett (ein Klinggedicht) aus; jeder Vers ist ein hyperkatalektischer, fünffüßiger jambischer Vers. Die 14 Verse sind in zwei vier- und 2 dreizeilige Strophen in obiger Reihenfolge (4, 4, 3, 3) verteilt. In den beiden vierzeiligen Strophen sind nur zwei, je viermal vorkommende Reime, von denen jedesmal der Reim a den Reim b umarmt (a b b a a b b a).
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.

Die 2 dreiteiligen Strophen (Terzette) haben entweder den Terzinenreim (s. Erl. I^{3}, S. 89), also zwei Reime a b a b a b, oder drei Reime, z. B. a b c a b c, a b c b a c, a b c c b a, a b b a c c, u. a.*)

*) Eigentlich müßten alle Verse hyperkatalektisch und somit weiblich gereimt sein.

3. **Geschichtliches:** Nachdem die schlesische Dichterschule diese italienische Strophe zuerst angewandt hatte (die Verse waren freilich Alexandriner), ward Bürger der Erneuerer der kunstreichen Form. Die Romantiker, wie Schlegel, pflegten das Sonett und dichteten in reinen jambischen Versen, während Bürger den fünffüßigen Trochäus angewandt hatte. Rückert dichtete seine berühmten geharnischten Sonette. (Vgl. Erl. III³, S. 307.)

Im Übrigen vgl. man Erl. II³, S. 250 ff.

Der Meister im Sonette ist Platen, welcher uns 87 formell und inhaltlich meist vollendete Sonette hinterlassen hat. Er hat im Sonette des Lebens Schmerz und Hoffen und auch seine Grabschrift gesungen. Vgl. Erl. II³, S. 252; III³, S. 289.

4. **Wesen des Sonettes.**

Der Dichter zeigt (in Str. 1), daß die beiden ersten Strophen vierzeilig sind, daß in den acht Zeilen nur zwei Reime vorkommen, jeder also viermal wiederkehrt, daß Str. 1 und Str. 2 jedes Sonettes ganz gleich im Baue sind, wie zwei Chöre einander gegenüberstehen, und daß dort und hier (in der ersten und zweiten Str.) der Reim ein umarmender ist (zwei sind von zweien eingefaßt, abba). Sodann führt er aus, daß der Reim in den beiden folgenden dreizeiligen Gliedern des Sonettes freier wechseln könne, aber doch durch alle 6 Zeilen sich schlingen müsse. (Str. 2.) Das Sorgfältige und Kunstvolle im Bau des Sonettes ist keine Spielerei, noch Eigensinn, also durchaus nichts Willkürliches. Die Strophen 1 und 2 verhalten sich vielmehr wie Bild und Gegenbild zu einander, und Str. 3. und 4. bilden die Lösung. Die Regelmäßigkeit ist der äußere Abdruck der inneren Ruhe und Hoheit, welche aus dem Gleichgewicht, dem Ebenmaße der Gegensätze, entspringt. (Str. 3. 4.)

Zu einem guten Sonette gehört, daß es 1. einen Ruhepunkt am Ende jeder Strophe darbiete, 2. nur einen Hauptgedanken enthalte und 3. mit der Entwickelung dieses Gedankens bis zur Schlußstrophe warte, also eine Spannung in den Anfangsstrophen erwecke und am Schlusse die Lösung darbiete. Darin liegt eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Epigramme. Man kann allerdings auch in dieser künstlichen Form, falls man ihrer Meister geworden ist, nicht nur wichtige Gedanken abhandeln („Füll' in engen Gränzen"), sondern auch durch das „Ebenmaß der Gegensätze" eine sehr schöne Wirkung hervorbringen.

Über das „Für und Wider" bezüglich dieser Dichtungsform vgl. Göthes und Platens Urteile (Erl. II², S. 252.)

[Litterarisches: *Kurz III, S. 386 ff.]

Die deutschen Dichter haben mit Recht auch männliche Reime eingeführt und dadurch der Verse Kraft und Wohlklang oft vermehrt.

5. Zur Vergleichung:

1. Die Bekehrung zum Sonett.[1])

(Von Ludwig Uhland.)

[Gedichte und Dramen. Volksausgabe I. S. 207. Cotta, Stuttg. 1863.)

Der du noch jüngst von deinem kritschen Stuhle
Uns arme Sonettisten abgehudelt,
Der du von Gift und Galle recht gesprudelt
Und uns verflucht zum tiefsten Höllenpfuhle,

Du reines Hermelin der alten Schule,
Wie hast du nun dein weißes Fell besudelt!
Ja, ein Sonettlein hast du selbst gedudelt,
Ein schnalzend Seufzerlein an deine Buhle.

Hast du die selbstgesteckten Warnungszeichen,
Hast du, was halb mit Spott und halb mit Knirschen[2])
Altmeister Voß gepredigt, all vergessen?

Fürwahr, du bist dem Lehrer zu vergleichen,
Der seinen Zögling ob gestohlnen Kirschen
Ausschalt und scheltend selber sie gefressen.

2. Die Sonettendichter.

(Von Aug. Graf von Platen.)

[Ges. Werke. II, S. 88. Stuttg., Cotta 1853.]

Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette!
Er sang sie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben teuer.[3])

Und also sang auch manches Abenteuer
In schmelzend musikalischem Sonette,
Ein Held, der einst durch wildes Wogenbette
Mit seiner Liebe schwamm, als seinem Steuer.[4])

---

[1]) Gemeint soll der Dichter Weisser in Stuttgart sein.

[2]) = halb in der Erkenntnis der Schwächen des Sonettes und halb aus Wut, d. h. in der Erkenntnis der eigenen Schwäche, dem gute Sonette eben nicht gelingen wollten. Vgl. Erl. II³, S. 252.

[3]) Francesko Petrarca, Italiens größter Lyriker, geb. am 20. Juli 1304 zu Arezzo, Seine Liebe zu „Laura" war die Lust und Qual seines Lebens (er war anfangs Geistlicher), und er hat zum Preis der lebenden Geliebten 226 Sonette, 21 Kanzonen, 8 Sestinen und 10 Balladen, zum Preis der Gestorbenen 90 Sonette, 8 Kanzonen und 1 Ballade gedichtet. — Über seine Folianten hingebeugt fand man ihn am 18. Juli 1374 todt; ein Schlagfluß hatte ihn hinweggenommen. Er † in Venedig.

[4]) Camoens (spr. Camoings) ist der größte portugiesische Dichter. Er lebte von 1524—1578. Kaum ist ein wechselvolleres Leben zu denken, als das seinige. Nach seiner Studienzeit war er anfangs am Hofe zu Lissabon, wegen seiner Schönheit, seines Heldensinnes und seines Talentes geschätzt; ein Liebesverhältnis mit einer Palastdame zog ihm

Der Deutsche hat sich beigesellt, ein Dritter,
Dem Florentiner und dem Portugiesen,
Und sang geharnischte für kühne Ritter.[3])

Auf diese folg' ich, die sich groß erwiesen,
Nur wie ein Ährenleser folgt dem Schnitter,
Denn nicht als Vierter wag' ich mich zu diesen.

Biographie des Dichters.

August Wilhelm von Schlegel ist am 8. September 1767 zu Hannover geboren. Er entstammte einer ihrer Zeit hochgefeierten Dichterfamilie. Sein Vater Johann Adolf Schlegel war der zweite der Brüder eines Dichterkleeblatts und bekleidete seit 1759 zu Hannover die Stelle eines Konsistorialrats und ersten Predigers. Dessen beide Brüder Johann Elias und Heinrich sind als Dramatiker und Übersetzer nicht ohne Ruf für ihre Zeit gewesen; der Vater unseres Dichters dagegen ist der verhältnismäßig unbedeutendste der drei Brüder. A. W. studierte von 1786 an zu Göttingen, erst Theologie, dann Philologie und Philosophie, ward dort mit dem bekannten Dichter G. A. Bürger bekannt und befreundet und trat hier schon mehrfach als Schriftsteller und Dichter auf. Nach Beendigung seiner Studien war er mehrere Jahre in einem Handlungshause zu Amsterdam Hauslehrer. Im Jahre 1795 begab er sich nach Jena, wo er mit Schiller und vielen andern Dichtern als Privatdozent und seit 1798 als außerordentlicher Professor bis 1804 zusammen lebte, in welchem Jahre er nach Berlin übersiedelte und dort Vorlesungen über Kunst und Litteratur hielt. Hier wurde er mit einer geistreichen französischen Schriftstellerin, der Frau von Staël, bekannt, welche, von Napoleon aus ihrem Vaterlande vertrieben, in Deutschland einen Zufluchtsort gesucht und gefunden hatte, und schloß sich so eng an dieselbe an, daß er derselben ständiger Begleiter auf ihren Reisen durch Italien, Frankreich, Dänemark und Schweden wurde und auf ihrem gastlichen

---

die Verbannung vom Hofe zu. Jetzt entwarf er den Plan zu seinem großen Epos, den Luisiaden. Dann diente er freiwillig im Kriege gegen Marocco, verrichtete Wunder der Tapferkeit, ward schwer verwundet und verlor außerdem das rechte Auge in einer zweiten Schlacht. Nun setzte er sein Heldenepos in der Zeit unfreiwilliger Muse fort. Da man ihn zwar restituierte, aber nicht am Hofe anstellte, schiffte er sich nach Goa in Indien ein. fand aber auch da kein Amt, wurde wieder Soldat, dann wegen eines satirischen Gedichtes auf die Mängel der portugiesischen Verwaltung Indiens nach Macao an der chinesischen Küste verbannt. Dort lebte er fünf Jahre und vollendete sein Epos. Zurückberufen, erlitt er Schiffbruch; der Dichter rettete sich, mit dem rechten Arme schwimmend, mit der Linken das Manuskript seines Epos über dem Wasser haltend, ans Land, unweit der Mündung des Kambodjaflusses. Arm, bettelarm kam er in Goa an; durch Unterstützung anderer gelangte er in die Heimat zurück, als gerade die Pest in Lissabon wütete (1566). Erst 1572 war er im stande, sein Werk zu veröffentlichen. Mangel litt er bis zum Tode, sein treuer Diener bettelte für ihn. Doch dem Toten baute man ein prächtiges Denkmal. Die Nachwelt hat ihn vergöttert, seine Landsleute feiern ihn noch heute, hoch und niedrig liest sein Werk.

[3]) Gemeint ist Fr. Rückert. Vgl. Erl. III[a], S. 307.

Schlosse zu Coppet am Genfersee die übrige Zeit bis zum Jahre 1812 verbrachte. Aber auch dort, wo ihr Aufenthalt in ihrem Eigentum dem in einem Gefängnisse in vielen Beziehungen sehr ähnlich war, ließ Napoleon sie nicht ungestört, sondern vertrieb sie aus Anlaß eines ihm mißfallenden Werkes aus dem europäischen Kontinent, und Schlegel begleitete die Dame auch nach England 1812. Während der Befreiungskriege war Schlegel Sekretär des Kronprinzen von Schweden, welcher den alten Reichsadel seiner Familie erneuerte und welchen Schlegel auf seinen Feldzügen gegen Napoleon begleitete. Nach dem Sturze des einst so mächtigen Franzosenkaisers holte Schlegel Frau von Staël in England wieder ab und verbrachte in ihrem Umgang die Zeit bis 1816, wo jene starb, um dann erst nach seinem Vaterland zurückzukehrn und bald darauf an der neuerrichteten Universität Bonn eine ordentliche Professur der Kunstgeschichte anzunehmen, in welchem Amte er bis zu seinem am 12. Mai 1845 erfolgten Tode verblieb.

Schlegel gehört zu den Häuptern der romantischen Schule, besaß aber keineswegs ein besonders großes dichterisches Talent. Es fehlt ihm Phantasie, Tiefe der Empfindung und poetische Gestaltungskraft in gleichem Grade. So entbehren auch seine besten Dichtungen der Tiefe, Klarheit und Wärme, sie sind ohne eigentliches Leben. Um so größer aber ist seine Begabung in Handhabung der Form, sein Vermögen, fremde Dichtungen nachzuempfinden und sich anzueignen; seine Kunst in der Nachbildung ist außerordentlich, Vers und Sprache sind vortrefflich; so gehört er zu den vorzüglichsten Übersetzern der Deutschen, und seine Übersetzungen des Shakespeare, sowie der südlichen Dichter sind lange Zeit Vorbilder gewesen. Auch seine Verdienste auf litterarhistorischem (besonders die indischen und die altdeutschen Studien) und kritischem Gebiete sind im allgemeinen sehr verdienstlich. Ungerecht und parteilich sind nur seine Urteile über Schiller; um so schätzbarer sind seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur.

Leider war sein häusliches Leben nicht glücklich. Zwei Ehen wurden geschieden. Sein Lebensabend war nicht ohne Schuld des Dichters ein trüber. Die persönliche Eitelkeit, welche mit den Jahren zunahm, entzog dem Dichter und Kritiker viel von der Achtung, welche er sich früher erworben hatte. Ein Beweis davon, wie er selbst sich beurteilte, liegt in seinem Gedichte:

August Wilhelm Schlegel.

Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in Eines Wissens Kette.

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren,*)

*) = Hausgötter, also „unterm Schutz der Laren" = zu Hause.

Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette.

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
Mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel.

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Schlegels jüngerer Bruder, Friedrich, 1772 geboren und schon 1829 gestorben, ist ihm an dichterischem Talente überlegen und als kunstkritischer Schriftsteller gleich verdienstvoll.

Werke des Dichters.

Indische Bibliothek. 1.—2. Bd. 1820—23. Bonn, Weber. 3 Thlr. 12 Sgr. 3. Bd. 1830. 21 Sgr.

Blumensträuße ital., span. und portugiesischer Poesie. Berlin, Reimer 1804, $1^1/_3$ Thlr.

Über das Kontinentalsystem. Berlin, Reimer. 1813. 6 Sgr. — (Frzs. Ausg. 6 Sgr.) Altenburg, Brockhaus. 1814, 12 Sgr. (Frzs. Ausg. 12 Sgr.) Deutsche Ausg. Stralsund 1814. Löffler. 18 Sgr. — Wien, Schaumburg 1813. 16 Sgr.

Ehrenpforten und Triumphbogen v. Kotzebue ꝛc. Braunschweig 1801. Vieweg. 10 Sgr.

Gedichte. 1800. — 2 Tle. N. A. Heidelberg, Mohr. 1811. 3 Thlr. 16 Sgr. — Wien 2 Tle. 1815—16.

Über dramatische Kunst und Litteratur. 3 Tle. 2. Aufl. Heidelb., Winter. 5 Tlr. 1817.

Marias Krönung, nach J. v. Fiesole. Paris 1818. 12 Thlr.

Prometheus zum Behuf der Deklamation v. Solbrig. 8. Leipzig. Klein 6 Sgr.

Betrachtung über die Politik der dänischen Regierung. Leipzig 1813. Brockhaus 6 Sgr. (Auch frzs. Ausg. ebd.)

Rezension von Niebuhrs röm. Geschichte. 8. 1817. Heidelberg, Mohr. 12 Sgr.

Römische Elegie gr. 5. Berlin 1805. Reimer. 6 Sgr. (lat. Ausg. Cöln, Rommersk. 10 Sgr.)

Vergleichung der Phädra des Racine mit Euripides. Wien, Pichler. 1808. 1 Thlr. (frzs. Ausg. Berlin 1807. Reimer. 18 Sgr.)

Romantische Wälder v. Verf. d. Lacrimas. (A. W. Schlegel). 16° Berlin. Reimer. 1808. 1 Thlr.

A. W. und Friedr.: Athenäum 1 Bd. Brschw., Vieweg. $1^1/_3$ Thlr. — 2. 3. Bd. Berlin, Dunker und Humblot. 2 Thlr. 20 Sgr.

Charakteristiken und Kritiken. 2 Tle. Berlin, Nicolovius. 1801. $2^1/_2$ Thlr.

Spanisches Theater. 1. 2. Bd. (Don Pedro Calderon de la Barca.) Berlin 1805—9. Dümmler. 4 Thlr.

Berichtigung einiger Mißdeutungen. Berlin 1828. Reimer 10 Sgr.

Kritische Schriften. 2 Tle. Berlin 1828. Reimer $4^1/_3$ Thlr.

Opuscula, quae latine scripta reliquit. Collegit et ed. Ed. Böcking. Lipsiae. 1858. Berlin, Weidmann. 1 Thlr.

Sämtliche Werke. Hsg. v. Ed. Böning. 12 Bde. Leipzig 1846,47. Weidmann à 1 Thlr.

Oeuvres, écrites en français et publ. par Ed. Böcking. Tom. 1—3. Ebd. 1846. à 1 Thlr.

Essais littéraires, et historiques. Bonn, 1842. Weber. 3. Thlr.

Elegie auf Rom. Erklärt v. Ch. Th. Schuch. 1823. Donaueschingen, Schmidt. 3 Sgr.

Gedichte. Neue Auswahl. 1854, Berlin (Leipzig) Weidmann. 1½ Thlr.

Briefe der Caroline Schlegel an ihre Geschwister nebst Briefen des Dichters. Hsg. v. G. Waitz. 2 Bde. 5⅓ Thlr. Leipzig, 1871. Hirzel.

Gustav Schwab.

44. Das Gewitter. 1828.

[Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart. 1838. S. 161.]

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnt, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,

Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?
6. Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

1. Erläuterungen:

Str. 1. Urahne = Ahne (ahd. anâ, mhd. ane,) ein seltenes Wort, = Vorfahr. vgl. auch Pfeffels Tabackspfeife:

Das war mein Ahne, lieber Alter.

Lehmanns Feldmarschall Derfflinger:

Ein Herr aus Baierlande,
Wohl sechszehn Ahnen schwer.

Pfühl stammt vom lat. pulvinus (mhd. pfulwe), bedeutet eigentlich den Teil des Bettes, welcher zwischen dem in dem ganzen Bettgestelle ausgebreiteten Unterbette und dem Kissen liegt, das letztere an Umfang etwas überragend. Hier ist vielleicht nur ein gepolsterter, weicher Lehnstuhl gemeint.

Str. 2. Hag ist oft und vielleicht ursprünglich eine hölzerne Einfriedigung, ein Zaun oder Verschlag zum Hegen des Wildes; oft auch = Hain, Wald, Buschwerk. — Hier steht das Wort in letzterem Sinne.

Anger = ahd. und mhd. gepflügtes und auch ungepflügtes Bauland, meist wildgrünes Land von kleinerem Umfang.

Str. 3. Gelag = Schmaus, rüsten = in Bereitschaft setzen.

2. Die geschichtliche Grundlage:

Im Jahre 1828 las Gustav Schwab in einer Zeitung, nämlich in dem schwäbischen Merkur (Nr. 63), folgende Notiz:

„Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tötete von 10 Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts: Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte erst 8 Jahre alt."

Aus dieser einfachen Zeitungsnachricht hat der Dichter diese wirklich meisterhafte, tief ergreifende Ballade gebildet, indem er die geschichtliche Grundlage nur als den Rahmen benutzte, welcher als 1. und 6. Strophe den eigentlichen, tiefen Inhalt des Gedichtes, das Werk des Dichters, in Str. 2—5 umschließt.

3. Inhaltsangabe:

Es war an einem schwülem Sonnabende im Monat Juni des Jahres 1828, als nach der kleinen württembergischen Stadt Tuttlingen hin ein Gewitter zog. In dieser Stadt waren in einer Stube eines ärmlichen Hauses vier Personen versammelt, alle mit einander nahe verwandt, als

Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Tochter, alle in irgend einer Weise beschäftigt. Das achtjährige Mädchen spielt und plaudert harmlos und fröhlich von dem kommenden Sonntage, den es ganz mit kindlichen Freuden zu verbringen hofft. Auch die Mutter, welche ihr Festkleid in Bereitschaft setzt, freut sich auf den kommenden Sonntag, an welchem sie sich eine besondere Erquickung nach den Mühen und Sorgen des Alltaglebens gönnen will. Die Großmutter ist in anderer Stimmung. Bei ihr zeigen sich schon die Spuren des Alters. Der jugendliche Lebensgenuß fehlt ihr. Sie hat Tag für Tag ihre Arbeit und auch am Sonntag keine eigentliche Erholung mehr. Auf ihr lastet dann die Sorge des Hauswesens. Hinter dem Ofen aber sitzt die alte Urgroßmutter, gebrochen an Körper und Geist. Ihr fehlt die Kraft zur Freude, ja selbst zur Sorge für das Haus; zur Arbeit im Hause ist sie schon längst unfähig geworden. So wünscht sie denn den Tag ihrer Erlösung herbei und möchte gern, daß der morgige Feiertag bereits sie in den ewigen Feiertag einführe.

So unterhalten sich die vier Personen in der Stube, und keine merkt etwas davon, daß das Gewitter inzwischen ganz nahe gekommen ist. Plötzlich, als die Urahne ihren Wunsch zu sterben ausgesprochen hat, fällt ein Blitz nieder, fährt in die Stube und tötet alle vier Personen. —

Der Wunsch der Alten ist erfüllt. Doch nicht nur sie ruht, alle haben — Feiertag.

4. **Erweiterter Gedankengang** der einzelnen Strophen. **Charakteristik der vier Personen:**

Vier weibliche Personen, vier verschiedenen Altersstufen angehörend, und außerdem aufs nächste verwandt, sind in einer Stube vereinigt, während ein Gewitter nach der Stadt heranzieht und bereits durch die schwüle Luft, welche in der Regel einem Gewitter vorangeht und welche auch das Zimmer dumpf macht, sich ankündigt.

Jede der vier Personen ist in anderer Weise beschäftigt, und zwar in einer jeder durchaus angemessenen. Das Kind spielt, die Mutter schmückt sich, die Großmutter spinnt, die Urgroßmutter sitzt hinter dem Ofen auf gepolstertem Stuhle („im Pfühl") und ruht sich aus, wie sie schon lange thut, von der Last des Lebens, der Jahre gebrochen.

Von dem heranziehenden Naturereignis scheinen alle keine Ahnung zu haben; uns aber läßt der Dichter das kommende Gewitter merken, und wir empfinden etwas von der Schwüle nach, welche über dem Schauplatze des noch unbekannten Ereignisses lastet. Wir fühlen, daß uns etwas Schweres zum Nacherleben vorgeführt wird, und wissen nur nicht, welcher Art das Unbekannte sei. (Str 1.)

Unter den vier Personen findet eine Unterhaltung statt. Diese dreht sich um den kommenden Tag, einen Sonntag. Zuerst spricht das Kind, welches wir spielen sahen. Für das Kind ist das Leben noch Lust und Spiel, und Spiel und Lust sind seiner Gedanken Inhalt. So plaudert es denn

in kindlicher Weise von all dem Schönen, was es morgen am Feiertag zu genießen hofft. Während man es an den Wochentagen hie und da, je und dann von dem Spiele abruft zu kleinen Aufträgen und Arbeiten, am Feiertage hofft es sich ganz seinen kindlichen Freuden hingeben zu können. Spielen, springen, Blumen zu suchen, pflücken, winden, singen — das ist die liebste Beschäftigung des Kindes. In dieser seiner Freude hofft es am Sonntag am wenigsten gestört zu werden. Deshalb freut es sich auf den Sonntag. Inzwischen wird das ferne Grollen des Donners anderen Leuten, nicht aber den vier Personen jener Stube, hörbar. (Str. 2.)

Die Mutter ist offenbar noch eine junge, lebenslustige Frau, welche nach anstrengender Wochenarbeit und nachdem sie mancherlei Not, Entbehrung und Armut getragen, an dem kommenden Sonntage einen Tag der Erholung, Lust und Freude zu haben hofft. Dieser Sonntag soll sie für das Elend der Woche entschädigen. So finden wir denn die Mutter damit beschäftigt, ihr Festkleid anzuprobieren (sich zu schmücken) und in Stand zu setzen.

Wiederum läßt uns der Dichter einen Donner hören, und wir haben das Gefühl, daß derselbe stärker gewesen, daß das Gewitter schon näher gekommen sei. (Str. 3.)

Nun spricht die Großmutter, während Fuß und Hand das Spinnrad in Thätigkeit erhalten. Sie weiß auch, daß morgen ein Feiertag ist, aber für sie gibts wenig Feiern, wenig Ruhe. Werktags spinnt sie für die Familie, Sonntags muß sie wenigstens das Mahl besorgen. Freude am Leben hat sie nicht mehr, wohl aber seufzt sie unter den Sorgen des Lebens und fühlt zugleich, daß ihr Leben bald zu Ende gehen kann, und weiß, daß dann der Tag des Gerichtes kommt, an dem sie über ihr vergangenes Leben sich vor Gott verantworten muß. Mag das Leben Lust oder Last bringen, wenn nur die Lust geheiligt wird durch den Gedanken an diese Rechenschaft, wenn nur die Last gefühlt wird als Dienst der Liebe an andern, als läuterndes Kreuz aus des treuen Gottes Hand, dann ist das Herz ebenso durch Gottes Güte, als durch Gottes Züchtigungen auf das Lebensende und das kommende Gericht vorbereitet.

Inzwischen kommt das Gewitter rasch näher, neuer Donner wird hörbar. (Str. 4.)

Endlich spricht auch die Urgroßmutter einige Worte. Sie fühlt sich gänzlich überflüssig auf der Erde, ist sich und, wie sie glaubt, andern zur Last geworden, zur Freude, zum Scherze ebenso unfähig, als zur Sorge und Arbeit; wenn sie noch einen Wunsch hat, so ist es der, daß der morgige Tag der Anfang des ewigen Ruhetags für sie sein möge.

So ist denn aus dem Munde einer der Personen das Wort gesprochen, welches das Feiern und den Feiertag in ganz anderer Weise auffaßt, als jene drei ersten Sprechenden gethan haten. Jene hatten entweder das Leben in ganz reiner Freude — oder als aus Leid und

Lust gemischt — oder als fast nur Leid und Last, Mühe und Arbeit bringend dargestellt; und von dem Sonntage nur entweder rein irdische, kleine oder vorübergehende Freuden oder gar nichts Besonderes erwartet, — jenachdem sie am Anfang, in der Mitte, oder nahe dem Ende des Lebens standen, diese hat von diesem Leben gar nichts mehr zu hoffen, weiß in diesem Leben nichts mehr zu leisten, sie sehnt sich nach dem Ruhetag, sie wünscht seinen Eintritt morgen zu erreichen. —

Sie sollte die Ruhe noch eher finden. Plötzlich fällt ein Blitzstrahl nieder in das Zimmer. (Str. 5.)

Die Zimmerbewohnerinnen hören den Donner nicht mehr, sehen sogar den Blitzstrahl nicht mehr — der Schlag hat sie alle getötet. Der Wunsch der Urgroßmutter ist erfüllt; — auch für die andern ist wohl der Feiertag ein Feiertag geworden, reich an ungemischten Freuden für Kind und Mutter und alle, eine Erlösung aus des Lebens Last und ein Trost nach des Lebens Mühsal für die Groß- und Urgroßmutter. (Str. 6.)

Wir aber sehen das furchtbare Ereignis, als wenn es eben vor unsern Augen geschähe, sich vollziehen. Eine ganze Geschlechtsfolge, vier Glieder zählend, ist hinweggerufen mit Einem Schlage. Alle stehen vor Gottes Angesicht, empfangen nach ihren Werken.

Wohl dem, der that, was er sollt!

„Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden“ (Ps. 90, 12)!

5. Grundgedanke:

Soweit der Himmel über der Erde ist, sind Gottes Gedanken höher, als die der Menschen. Wenn aber Gott den Menschen etwas entzieht, so thut er es, um Höheres ihnen zu geben.

Zugleich merke: Morgen ist's Feiertag vielleicht auch für dich —; und wie, wenn der Tod morgen käme, dich abzurufen; bist du bereit, vor Gott zu erscheinen?

6. Disposition:

I. Die Personen und der Schauplatz des Ereignisses. Die Beschäftigung ersterer: Str. 1.

II. Die 4 Personen im Gespräche unter einander: Str. 2—5.

1. Das Kind redet in Str. 2.
2. Die Mutter: Str. 3.
3. Die Großmutter: Str. 4.
4. Die Urgroßmutter: Str. 5.

III. Das plötzliche Lebensende aller vier Personen: Str. 6.

7. Zur Würdigung sei auf zwei Urteile hingewiesen:

Götzinger schreibt: „In den Worten der Redenden spiegelt sich der ganze Charakter der Redenden ab, nicht nur die innere Gesinnung, sondern auch der äußere Zustand. — — In dem Ereignis spiegelt sich die große Idee des Verhängnisses wieder, und in den unscheinbaren Stoff ist ein bedeutender menschlich-poetischer Gehalt niedergelegt worden. — —

Jede Strophe bildet ein Ganzes. — Die erste und letzte Strophe enthalten eigentlich den überlieferten Stoff; die vier eingeschobenen sind reines Werk des Dichters. Die Str., deren jede ein bestimmtes, abgeschlossenes Bild gibt, sind durch den Kehrreim trefflich zu einem Ganzen verbunden. Schön ist es, daß die erste Zeile jeder Str.*) auf den Feiertag, die letzte immer auf das Gewitter hinweist,**) in der 6. Str. die 6. Zeile auf beides."***)

H. Kurz (und ganz ähnlich auch Barthel) sagt: „Das Gewitter gehört zu dem Wirkungsreichsten, was wir von Schwab besitzen, und es ist dieses Gedicht um so mehr hervorzuheben, als der Effekt ganz ungesucht ist, er vielmehr nur in der schönsten Komposition und in der einfachen Darstellung liegt. Es war ein überaus glücklicher Gedanke, die vier menschlichen Lebensalter nach ihren verschiedenen Eigentümlichkeiten, nach ihren Beschäftigungen, ihren Freuden und Leiden, ihren Gefühlen und Hoffnungen einander entgegenzusetzen, und sie doch dadurch zu einem Gesamtbild zu vereinigen, daß sie alle das gleiche vernichtende Schicksal ereilt."

8. Vortrag der Ballade.

Lenau schreibt unter dem 12. Januar 1832 von Heidelberg aus an den Dichter Schwab: „Auch dein: Morgen ist's Feiertag! habe ich nun eingeübt. Ich glaube, es muß ungefähr auf diese Weise gelesen werden: Die Endverse: wie wehen die Lüfte so schwül! — hört ihr's, wie der Donner grollt? — seht ihr, wie der Blitz dort fällt? sind je um einen halben Ton höher und mit verhältnismäßig steigender Intensität zu sprechen. Das „Morgen ist's Feiertag"! soll jedesmal in derselben Tonlage der Stimme gesprochen werden, jedoch so, daß die verschiedenen Empfindungen, mit welchen das Kind, die Mutter rc. den Feiertag erwarten, deutlich herausgehört werden. Ich sage: in derselben Tonlage, damit die letzten Worte: „und morgen ist's Feiertag" gleichsam in dieselbe Furche des Herzens fallen, in welche dieser Refrain früher gedrungen ist, damit der Donnerschlag des Schicksals genau die Furche treffe, worin der Mensch seine Hoffnung gesäet". (Klüpfel, G. Schwab, S. 241.)

9. Aufgaben:

1. Das Gewitter (nach dem Gedichte). Erzählung. — 2. Schilderung des Tuttlinger Gewitters durch einen Augen- und Ohrenzeugen. — 3. Die vier Lebensalter. Beschreibung von 4 allegorischen weiblichen Figuren. — 4. Das Gewitter als Naturereignis: a. Beschreibung. — b. Schilderung.

*) Nur auf Str. 2—5 paßt dieser Ausspruch.

**) Mit Ausnahme der 6. Str., in welcher der Hinweis auch, aber schon in Z. 5 vorkommt.

***) Auch nicht genau; die 5. Zeile weist auf das Gewitter, die letzte auf den Feiertag hin.

[Litterarisches: Viehoff, Archiv I, 3. S. 34. — *Kriebitzsch, Musterstücke. S. 110. — Gude IV, S. 154. — *Kurz III, S. 422. — *Götzinger II, S. 516 ff.]

---

45. Der Riese von Marbach. 1815.

[Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart 1838. S. 269.]

1. Seht ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

2. Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide;
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier sein finst'res Haus
Dem ganzen Gau zum Leide.

3. Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fieng eilig an zu bauen;
Er warf sie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

4. Es sei der Riese, sagt das Buch,
Aus Asia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bacchus sei das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

5. Die Steine längst verschwunden sind,
Der Wald ist ausgereutet,
Ein Märchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umsonst mit seinem Klang
Es jetzt zurück euch läutet.

6. Denn ob des Schlosses Felsengrund
Versunken ist in Schweigen,
Wird man doch d'rauf zu dieser Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen;
Und keine sechzig Jahr' es sind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

7. Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Aufwuchs es und gedieh geschwind,
Kein Riese zwar von Leibe;
Von Geist ein Riese wundersam,
Als ob der alte Heldenstamm
Ein junges Reis noch treibe.

8. Und als er groß gewachsen war,
Da sang er wilden Mutes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Arg's und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenspiel,
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär' er ihres Blutes.

9. Auf einmal ward er stiller jetzt,
Begann ein ernstes Dichten,
Er las, in fremdes Land versetzt,
Tiefsinnige Geschichten;
Doch ward in des Gedankens Schoß
Er noch des Heidentums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.

10. Im Geiste drauf in's span'sche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon gesungen allerhand

In gar großmächt'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmut,
Des heißen Landes fromme Glut
Hatt' er noch nicht empfunden*).

11. Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf seinen irren Zügen;
Er aber hatte keine Ruh',
Es mocht' ihm nicht genügen,
Es saß der edle Riesengeist,
In sich gekehret als verwaist,
Und seine Lieder schwiegen.

12. Da plötzlich sieh! erhebt er sich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte stolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerstreuet.
Es zieht vor uns sein Wallenstein
In's Leben, in den Tod hinein,
Daß er das Herz erfreuet.

13. Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebessterben;
Maria wirft sich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben;
Und hoch im ew'gen Glanze steht
Die Frankenjungfrau fromm erhöht
Bei allen Himmelserben.

14. Und, ach, da kommt der freie Tell
Mit seinen Eidgenossen:
Ihm folgt der gute Sänger schnell,
Er hat den Zug beschlossen,
Er singt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimatsort,
Aus dem die Riesen sproſſen.

1. **Erläuterungen:**

Str. 1. „gegraut" = hat Grauen eingeflößt. (Vgl. Erl. IV³, S. 292.) Ein Tannenwald weckt an und für sich das Grauen leicht; namentlich, wenn er „dumpf und dicht" ist, scheint er zum Schlupfwinkel der Wegelagerer und Räuber besonders geeignet.

Str. 3. „Das Grauen" = das grauenhafte Haus des Riesen.

Str. 4. „ein alter Fluch" statt „seit langer Zeit von den Christen verflucht"; nun kommt er mitten in das Christenland, um an seinen Verfluchern Rache zu nehmen. Mars oder Bacchus: Der Kriegs- oder der Weingott der Griechen soll Marbach den Namen gegeben haben. Nach solcher Art der Worterklärung muß man sogar annehmen, die beiden Silben der Stadt seien aus Mars und Bacchus zusammengeschweißt.

2. **Inhalt:** Der Dichter erzählt im 1. Teile seines Gedichtes von einem Riesen, welcher der Sage nach in der Gegend gehaust habe, wo jetzt das freundliche Städtchen Marbach im Neckarflußspiegel sich beschaut. Damals sei die Gegend von einem großen, dumpfen Tannenwald bedeckt gewesen. (Str. 1.) Der Riese, ein alter, grausamer, mordlustiger Heide, habe hier ein großes Haus aus schwarzen, unbehauenen, aus der Erde mit den Händen hervorgegrabenen, Steinen aufgebaut. (Str. 2. 3.) Der Riese sei aber nichts anderes als ein aus Asia gekommener Götze gewesen, vielleicht Mars oder Bacchus, und daher komme der Name Marbach. (Str. 4.) Das Haus verschwand, und auch der Wald; — keine Spur mehr blieb von dem Riesen, dessen Geschichte voller Schrecken man in die Märchenzeit verwies und vergaß. (Str. 5.) Gleichwohl ward in

*) Schwab setzt hierzu folgende Anmerkung: „Der Leser wird berücksichtigen, daß diese Zeilen kurz nach dem großartigen Kampfe Spaniens gegen Napoleon gedichtet sind."

dieser auf jenem sagenreichen Grund und Boden erbauten Stadt und zwar in einem kleinen Hause („Hüttlein“) vor sechzig Jahren ein wundersames Kind geboren. (Str. 6.) Zwar hatte es ehrliche, wackere Christenmenschen zu Eltern, auch war äußerlich nichts Riesenhaftes an seinem Leibe zu bemerken, und doch erscheint es ein Riese am Geiste zu sein und ein spätes junges Reis des alten heidnischen Riesenstammes. (Str. 7.) Herangewachsen singt dieser „Riese“ von Räubern (sein erstes Trauerspiel) — von Mohren (die Verschwörung des Fiesko, in welcher ein Mohr eine Hauptrolle spielt), „von Trug und Mord und Lügenspiel“ (Kabale und Liebe) und „von den Griechengöttern viel.“ (Die Götter Griechenlands, Zerstörung von Troja, Dido, Hektors Abschied, die Freude, später die Resignation, Dithyrambe, vier Weltalter, Siegesfest, Eleusisches Fest, Kassandra 2c.) Er schien ihres Blutes zu sein, denn er preist die Zeit ihres Regimentes über die Erde und zieht jene Zeit der christlichen Gegenwart vor. (Str. 8.) Dann kam eine ernste Zeit ruhigen Studiums in „fremdem Lande“ (Leipzig, Jena, Weimar); besonders vertiefte sich Schiller in das Studium der Geschichte. Nur nebenbei erschienen noch Gedichte, deren Unterlage allerdings häufig genug die griechische Mythologie war. (Str. 9.) Don Carlos ward hierauf beendet („ins span'sche Land“); etwas kannte Schiller noch nicht, den später glänzend bewährten Glaubensmut der Spanier. (Str. 10.) So groß der Beifall war, welchen der Dichter allenthalben fand, sich selbst genügte er doch nicht, und er versenkt sich noch mehr als bisher in das Studium verschiedener Gegenstände des Wissens, namentlich der Geschichte und Philosophie. Die Folge war, daß seine dichterische Quelle versiegt schien (Str. 11.). Aber diese Jahre von 1787—1794 giengen vorüber, und Schiller ist nicht nur in ein höheres Lebensalter, in eine Periode der Läuterung eingetreten, er scheint ein ganz andrer zu sein, verklärt oder, wie Phönix, in eigner Asche verneut. Nun kommen die großartigen Dramen: Wallenstein (Str. 12.). Die Tochter Wallensteins, Thekla von Friedland, folgt ihrem treugeliebten Max Piccolomini im Tode nach, Maria (Stuart) thut Buße und stirbt begnadigt; und am reinsten und höchsten steht die Frankenjungfrau Jeanne d' Arc. (Str. 13.) Des Sängers (Schillers) Schwanenlied ist der freie Tell; denn bald nach Vollendung dieses herrlichen Schauspiels geht der Sänger in die Welt der Ewigkeit, wo die Seligen neue Lieder singen mit neuen Zungen, doch ohne ihrer irdischen Heimat zu vergessen.

So ist die Sage von den Riesen zu Marbach nur herangezogen, um dem Riesengeist des geschichtlichen Marbacher Kindes den rechten Hintergrund zu geben. Die Verwandtschaft besteht zwischen beiden nur in dem Zug Schillers nach dem griechischen Heidentum, welchen er nach und nach abstreifte, und in der Kraft, die bei dem Kinde der Sage nur eine wilde Leibeskraft, hier eine Kraft des Feuergeistes war.

Im Übrigen vergleiche man die Biographie Schillers. (Erl. IV³, S. 270.)

Leben des Dichters.

Gustav Benjamin Schwab wurde am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren. Nach gründlicher Vorbereitung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt studierte er in Tübingen vom Herbste 1809 an Philologie und Theologie. Dort begann sein Verkehr mit den Häuptern der schwäbischen Schule, Uhland und Kerner, und entstanden seine ersten, zum Teil überaus schönen, innigen Lieder. Nachdem er ein Jahr als Vikar zu Bernhausen bei Stuttgart gewirkt hatte, trat er 1815 eine größere Reise nach Norddeutschland an, welche ihn mit den berühmtesten Dichtern (Göthe, Fouqué, Chamisso rc.) und Theologen (Schleiermacher und Neander) in nähere Berührung brachte. Dann wurde er Repetent im Stifte zu Tübingen, machte größere philologische Studien, weil er sich auf ein höheres Lehramt vorbereiten wollte. Im Dezember 1817 ward ihm auch eine Gymnasialprofessur der alten Litteratur beim oberen Gymnasium zu Stuttgart übertragen. Am 25. März 1818 vermählte er sich mit Sophie Gmelin aus Tübingen.

Zwanzig Jahre verblieb er in dieser Stellung, und die meisten Werke entstanden in dieser Lebensperiode. Aber im Jahre 1837 nahm er, der Sammlung und Abspannung bedürftig, eine Pfarrstelle in Gomaringen bei Tübingen an, kehrte jedoch 1841 als Stadtpfarrer und Stadtdekan nach Stuttgart zurück, wo er an der St. Leonhardskirche wirkte. Seit 1844 war er Hilfsarbeiter im Oberkonsistorium, seit 1845 Dr. theol. und Oberstudienrat. Mit großer Treue wirkte er in seinen Ämtern. Im Frühjahre 1850 bedrohte ihn ein Herzschlag: ein Aderlaß vermochte noch ihn zu retten. Aber am 3. November desselben Jahres starb er am Schlagflusse. Seine letzten Worte waren: „Lebt alle wohl! Herr Jesus Christ!“ Der greise Uhland hat seines treuen Freundes irdische Reste zur Grabesgruft geleitet.

Gustav Schwab ist eine gemütvolle und begabte Dichternatur; er war treuherzig, lauter, einfach, lebensfroh, gesund in seinem Dichten und Denken; unter den schwäbischen Dichtern stand er dem Haupte derselben, Uhland, an Bedeutung und als Freund am nächsten. Ansprechend sind schon seine zahlreichen Natur- und Geschichtsbilder aus der schwäbischen Heimat; höher noch stehen seine Balladen, und auch einige Lieder wie z. B. „Bemoster Bursche zieh' ich aus“ haben weiten Anklang gefunden. Die äußere Form ist meist eine vollendete, die Ausführung oft eine feine und tiefe.

Sonst hat sich Schwab bei der Jugend durch seine vielgelesenen Bucher: „Schönste Sagen des klassischen Altertums“ und „Buch der schönsten Geschichten und Sagen“ ein dankbares Andenken gesichert, der Wissenschaft aber erhebliche Dienste durch Forschungen über die schwäbische Vorzeit, Biographien, Übersetzungen rc. geleistet.

Werke des Dichters.

Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Württemberg, mit geschichtlichen Belegen. Stuttgart, 1819. Cotta 20 Ggr.

Die Legende von den heil. drei Königen (in der Ausgabe von J. v. Hildesheim) Stuttgart 1821.

Übersetzung Uhlandischer Gedichte. (De constituenda republica carmina. Latinitate et metris Horatianis uestita uenusinae Musae amatoribus offert adj. textu uernaculo. Stuttgart 1823.

Die Neckarseite der schwäbischen Alp, mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen u. s. w. Ebd. 1823. 2. A. mit Zusätzen von Dr. E. Paulus und Spezialkarte. Ebd. Bonz u. Co. 5 Mk.

Lamartines poetische Gedanken (méditations poétiques), metrisch übersetzt. Ebd. 1826.

Der Bodensee, nebst dem Rheinthal rc. Handbuch für Reisende. Ebd. 1826. 2 Aufl. 1839. Cotta. 2¼ Thlr.

Gedichte. 2 Bde. (neue Auswahl) 1828—29, 3 Thlr. 8 Ggr.; 2. Aufl. 1838. 1 Bd. 2½ Thlr. 3. Aufl. 1846. 2 Thlr. 20 Sgr.; 4. Aufl. 1851. Stuttg., Cotta. 2⅔ Thlr. — Gesichtete und neuvermehrte Aufl. mit biogr. Einl. von Klee. Gütersloh 1882. Bertelsmann. 3 Mk., geb. 4 Mk. — Reclam. Univ. B. 1882. Lpz. Mk. 1,50.

Griechische und römische Prosaiker in Übersetzungen. (Mit Tafel u. Osiander.) Stuttg. 1827 bis fast zur Gegenwart.

Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. 3 Bde. Chur u. Leipzig 1828—30. 2. Aufl. 1839. 4 Thlr. Billige Ausgabe 1830. 1½ Thlr.

Barthélemys und Mérys Napoleon in Egypten. Gedicht in 8 Gesängen. Metrisch übersetzt. Stuttg. 1829.

Griseldis. Volkssage in 10 Romanzen. (Urania 1830.)

Alphonse de Lamartines Reise in den Orient. (Mit Demmler aus dem Französischen übersetzt.) Stuttgart 1835. 4 Bde.

Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit; eine Mustersammlung. Leipzig. 1835. — 3. A. 1848. — 4. Aufl. 1857. Hirzel, Leipzig. 1½ Thlr. — 5. Aufl. Besorgt von M. Bernays. Ebd. 1871.

Buch der schönsten Geschichten und Sagen, für Jung und Alt wieder erzählt. 2 Bde. 1836—37. Stuttg. 3. Aufl. 1846. Stuttgart, Liesching. — 4. A. 1858. 3½ Thlr. — 7. Aufl. 1872. Bertelsmann (Gütersloh.) N. A. in 4 Tl. à 2.50 Mk. (Die „deutschen Volksbücher“ sind auch einzeln käuflich.) — 13. A. Mit 130 Illstr. 1880. 5. Mk. Dass.: Reklamsche Univ. Bibl. 1424. 1447. 1464. 60 Pf. 188½. Dass.: Univ. Bibl. für die Jugend. 2 Bde. Stuttgart, Kröner. 1882. Mk. 2,40.

Die schönsten Sagen des klassischen Altertums nach seinen Dichtern und Erzählern. 3 Tle. Stuttgart. Liesching. 4⅙ Thlr. 1838—40. — 2. Aufl. 1844. — 3. Aufl. 1854. — 4. Aufl. 1858. — 11. Auflage. Gütersloh, Bertelsmann 1877. — 12. große Ausg. in 3 Bdn. Mit 120 Holzschnitten. Gütersloh 1880. Bertelsmann. 10 Mk. — 13. A. mit 8 Holzschn. 1880. Ebd. 3,60 Mk. — 14. Durchgesehen von G. Ludw. Klee. 1881. 8. Mk., geb. 12. Mk. — 17. A. 1883. Mk. 8. — Dasselbe Univ. Bibl. f. d. Jugend. 2. Bde. Stuttgart, Kröner 1883. 2,40 Mk. — Neue Ausg. Mit 6 Illustr. Lpz. 1882. Gebhardt. 7,50 Mk.

Schillers Leben in drei Büchern. Das. 1840. 1 Thlr. 8 Ggr. 2. Aufl. 1841. 3. Aufl. 1859. 16.° 24 Sgr. — 8° 1859. 1 Thlr. Liesching.

Urkunden über Schiller und seine Familie, mit einem Anhange von 5 neuen Briefen rc. Das. 1840. 8 Ggr.

Der Kultus des Genius (mit C. Ullmann). Hamburg 1840. Perthes. 18 Ggr.

Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage; eine Mustersammlung. Stuttg. 1842. 2. Aufl. in 3 Teilen von K. Klüpfel. Stuttgart, 1860. Liesching, 3 Thlr.

Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen. (mit K. Klüpfel), Leipzig,

G. Mayer 1846. 2. Aufl. 1847. Erster Nachtrag. Leipzig 1853. $^2/_3$ Thlr. — 3. A. 1861. 1 Thlr. — 4. Auflage. 1870. Klinkhardt, Leipz. $2^2/_3$ Thlr.

Wanderungen durch Schwaben. 3. Aufl. Händel. 1851. Leipzig. 1 Thlr. 12 Sgr. — 4. vollst. ungearb. Aufl. von Dr. Karl Klüpfel, Tübingen 1880. Fues. Mk. 7,50.

Schwab und Gerhold Klee, die deutschen Volksbücher. Neue Folge. Gütersloh 1881, Bertelsmann. 3 Mk.

Kleine poetische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel Freiburg 1882. Mohr. 3,50 Mk.

Die deutschen Volksbücher. Bearbeitet von Otto Hoffmann. Stuttgart 1882. Thienemann. Mk. 5.

Blutrache. Nordische Sage. Das Mahl zu Heidelberg. Das Gewitter. Lahr. 1884. Schauenburg. 5 Pf.

Außerdem war G. Schwab Herausgeber der auserlesenen Gedichte und des Lebens Paul Flemings (Stuttg. 1820), der sämtlichen Schriften und des Lebens W. Hauffs (Stuttg. 1830—31. 36 Bdch.), sowie der vermischten Schriften W. Müllers (Leipzig 1837. 5 Bdch.)

Endlich war er in hervorragender Weise beteiligt bei der Herausgabe des Poetischen Almanachs (1811), des Dichterwalds (1813), des deutschen Musenalmanachs (1833—36. 1838. Mit Chamisso vereint) und Redakteur des poetischen Teiles des Morgenblattes von 1827—1837.

Über den Dichter.

Klüpfel, Gustav Schwab. 1858. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr 24 Sgr.

Joh. Gabriel Seidl.

46. Das Glücksglöcklein.

[Bifolien. 3. Aufl. Wien. 1843. S. 3.]

1. Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron.
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, „mein Sohn, den lass' ich dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

2. „Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
Mein Sohn, das ist nicht also, — sei dessen früh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück."

3. Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht!
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd; beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater vom düstern Geiste war.

4. Und auf das Dach des Hauses, grad' über seinem Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise zieht den Strang.

5. Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entfliehn,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.

6. Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht; —
Da zuckt ihm was durchs Innre, — das Seil berührt er nicht.

7. Einst tritt er voll des Glückes erhörter Freundschaft hin:
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' ins Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„Herr, den du Freund geheißen, verriet dich wie ein — Feind!"

8. Einst fliegt er voll des Glückes erhörter Lieb' herein:
„Mein Glück, mein Glück", so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?"

9. Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft!

10. Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus;
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm aufs Knie.

11. „Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!"
„Ha, freche Räuber!" donnert der Fürst in wildem Glühn,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen ziehn.

12. Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach,
Und wenn's auch oft wie Freude sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinauf gehängt.

13. Doch als er nun zu sterben in seinem Stuhle saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz' ohn' Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus."
„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder stehn vorm Haus!"

14. „Herein mit meinen Kindern! Und war man mir denn gut?"
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften deins mit Blut!"" —

Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein,
Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein.

15. „Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „Ja!“
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

1. **Erläuterungen:**

Str. 2. Eimer und Tropfen geben noch nicht einmal das richtige Verhältnis an, welches zwischen Unglück und Glück nach des Königs Meinung besteht. In tausend Eimern des Unglücks sollen sich vielmehr kaum zwei Tropfen des Glückes finden. Vgl. Jes. 40, 15: der Tropfen, so im Eimer bleibet.

Str. 3. „scheidet“ = Euphemismus für sterben. Vgl. Paul Gerhards: Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir.

„rosenfarben“; also in der heitersten Farbe erscheint dem jungen König die gesamte Außenwelt, und von der schönen Maisonne beleuchtet. Auch in Str. 6. kehrt der Ausdruck „rosig“ wieder:

„Und Tag um Tage heben ihr rosig Haupt empor“.

Vgl. Schillers Taucher, Str. 16.

Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht.

Dem „Maienlichte“ begegnen wir noch in Uhlands: des Sängers Fluch, Str. 13, 3: „Weh' euch, ihr duftgen Gärten, im holden Maienlicht.“

Str. 4. Die ganze Strophe zeichnet sich durch die Harmonie aus, welche den hellen, lieblichen Silberglockenklang malt. Die Vokale **i** klingen an einander, die Konsonanten **l** und **kl** (bezw. gl.) ahmen den Klang, das Geläute trefflich nach.

Str. 5. Traun = Versicherungspartikel = auf Treue, gewißlich.

Str. 7. Ausläuten = hinaus (seinen Unterthanen) melden durch Läuten.

„der's minder spricht, als weint“ = mehr durch Weinen, als in Worten bringt er die Unglücksbotschaft an den Tag.

Str. 8. blaß ist der Kanzler nur vorübergehend durch die Nachricht von dem unseligen Ereignis geworden, welches er seinem Fürsten nicht vorenthalten darf. — Kanzler (Vgl. Erl. I³, S. 98.) — Bang und scheu ist sein Sprechen; und die Art der Mitteilung, welche er in Form der Frage macht, zeigt, wie unangenehm ihm die ganze Sache ist und wie sehr er seinen Herrn durch diese Nachricht zu betrüben fürchtet.

Str. 9. „Der König mag's verwinden“ = kann noch diese furchtbare Erfahrung verschmerzen.

Säckel, eig. kleiner Sack, hier = Staatskasse. „Den Fleiß der Menschen“ = das durch den Fleiß Gewirkte (Feldfrüchte); es steht also hier die Ursache statt der Wirkung (Metonymie, vgl. Erl. II³, S. 147.) Vgl. Schillers Spaziergang:

Es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.

Die Strophe 9, V. 3. 4. erinnert an Seidls: Hans Euler:

„Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft!"

Str. 11. Das Eisen steht statt des Schwertes = Synekdoche (**nicht** Metonymie, wie Reuter meint); vgl. Erl. IV[3], S. 99. Das **Ziehen des** Schwertes statt des Ziehens am Glöcklein ist ein sehr wirksamer **Kontrast.**

Str. 14. Es wogt = eine ungemeine große Menschenmenge. — **Die** Liebe des Volkes zum sterbenden König zeigt sich übrigens auch in **dem gedämpften** Schritte.

Str. 15. Der König „thut einen Riß" — es ist ein, mit **letzter** Lebenskraft hervorgebrachter, starker Zug **an** der Glockenschnur gemeint.

2. Form des Gedichtes: Neuere Nibelungenstrophe.

3. Grundgedanke:

Solon hatte sich geweigert, den Krösus vor seinem Tode glücklich zu preisen. Er that recht daran. Eines Königs Thron ist kein sanftes Polster. Da, wo das Glück nach unserer Ansicht nie weichen sollte, tritt dasselbe nur höchst selten von Leid unvermischt ein. So meinte auch der alte König. Nur übertrieb er und entstellte das Verhältnis.*) Auf Dornen ist allerdings ein König gebettet, wenn er sein Volk gerecht und weise regieren, seines Volkes Liebe erwerben will. Doch selbst wenn kein Tag reiner Freude einem Herrscher bleiben sollte, wenn er also verzichten müßte auf ein reines Glück im Erdenleben: es gibt ein Glück, welches er im größten Unglück vermehren kann. Das Glück der Kronenträger sollte nicht gesucht werden in Ruhm und Glanz, Pracht und Reichtum, sondern allein darin, durch eine treue, das Wohl des Volkes suchende, Regierung Liebe zu säen. Die Liebe seines Volkes spüren — das ist das größte Glück, welches ein Fürst finden kann; und wenn die Erkenntnis dieser Liebe ihm erst auf dem Sterbebette käme: der Augenblick, da der Sterbende die Liebe seiner Unterthanen schmecken kann, wiegt ein ganzes sorgenvolles Leben und Regiment reichlich auf.

4. Schriftliche Aufgaben: 1. Erzählung vom Glücksglöcklein. — 2. Disposition des Gedichtes. — 3. Welcher Fürst ist glücklich? (Vgl. Uhlands Überfall im Wildbad, Kerners: Der reichste Fürst.)

[Litterarisches: *Kellner. Übungsstoffe. S. 134. — *Reuter S. 576.]

---

*) Der alte König ist undankbar gegen Gott, mißtrauisch gegen die Menschen; da er sein Glück suchte, hat er es nicht gefunden; der junge dagegen ist noch zu geneigt, in allzurosigem Lichte die Welt anzusehen; die Erfahrung von der Menschen Bosheit muß er reichlich machen, aber seiner Aufgabe bleibt er treu: das ihm anvertraute Volk zu schützen und zu pflegen, zu erheben und zu fördern, und so findet er auch den Lohn seiner Mühe: die Dankbarkeit seines treuen Volkes.

47. Blondels Lied.

[Dichtungen. Wien. 1826—1828.]

1. Spähend nach dem Eisengitter
Bei des Mondes hellem Schein,
Steht ein Minstrel mit der Zither
Vor dem Schlosse Dürrenstein,
Stimmt sein Spiel zu sanfter Weise
Und beginnt sein Lied dazu;
Denn ein Ahnen sagt ihm leise:
Suche treu, so findest du!

2. „König Richard, Held von Osten,
Sankst du wirklich schon hinab?
Muß dein Schwert im Meere rosten,
Oder deckt dich fern ein Grab?
Suchend dich auf allen Wegen,
Wallt dein Minstrel ohne Ruh',
Denn ihm sagt ein leises Regen:
Suche treu, so findest du!

3. Gehst du lebend noch hienieden?
Stellt vielleicht ein Feind dir nach,
Um in Ketten dich zu schmieden,
Der so viele Ketten brach?
Oder liegst du schon gebunden,
Stolzer Löw', in schnöder Ruh'?
Hoffnung ruft zu allen Stunden:
Suche treu, so findest du!

4. Hoffe, Richard, und vertraue!
Treue lenkt und leitet mich;
Und im fernen Heimatgaue
Betet Liebe still für dich.
Blondel folget deinen Bahnen,
Margot winkt dir sehnend zu;
Deinem Minstrel sagt sein Ahnen:
Suche treu, so findest du!"

5. Horch, da tönt es leise, leise
Aus dem Burgverlies empor.
Eine wohlbekannte Weise
Klingt an Blondels lauschend Ohr.
Wie ein Freundesruf, ein trauter,
Schallt sein eigen Lied ihm zu,
Und sein Ahnen sagt ihm lauter:
Suche treu, so findest du!

6. Was er sang, das singt er wieder,
Wieder tönt es ihm zurück,
Süßes Echo klingt hernieder —
Keine Täuschung! — Sichres Glück!
Den er sucht auf seinen Bahnen,
Ach, sein König ruft ihm zu;
Nicht vergebens war sein Ahnen:
Suche treu, so findest du!

7. Heimwärts fliegt er mit der Kunde,
Da war Leid und Freude groß,
Fliegt zurück mit edler Runde,
Kauft den teuren König los.
Rings umstaunt von frohem Kreise,
Stürzt der Held dem Sänger zu;
Gut bewährt hat sich die Weise:
Suche treu, so findest du!

1. Erläuterungen:

Str. 1. V. 3. Minstrel (franz. menestrel) nannte man im Mittelalter die Sänger in England, welche umherzogen und unter Begleitung eines Instrumentes die von ihnen gedichteten Lieder vortrugen. Bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts besaßen die Minstrels eine geordnete Verfassung und eine Reihe wichtiger Privilegien. Sie zerfielen übrigens in freie und in Diensten eines Fürsten stehende Sänger.

Str. 2, 1. „Held von Osten". Seine Heldenthaten hatte Richard im Kreuzzuge ausgeführt, also im Orient (Osten).

Str. 3, 6. Stolzer Löwe (Löwenherz) hieß Richard wegen seines ganzen Wesens (denn er war ebenso tapfer als stolz) und, weil er den Löwen im Wappen führte.

Str. 4, 6. Margot = wohl ein fingierter Name einer Geliebten Richards.

2. **Die historische Grundlage.**
Richard Löwenherz, welcher im Jahre 1190 mit Phil. Aug. von Frankreich und Friedrich Barbarossa einen Kreuzzug unternommen hatte, war schon auf dem Hinzuge mit dem französischen Könige zerfallen, hatte dann den Kampf fortgesetzt und am 7. September 1191 auch einen glänzenden Sieg über Saladin bei Arsuf errungen. Am 9. Oktober 1192 aber hatte er von Ptolemais aus die Rückreise angetreten, war durch einen Sturm nach Aquileja verschlagen und versuchte es, als Pilger verkleidet, durch Österreich zu wandern, obgleich er den Herzog Leopold VI. von Österreich vor Ptolemais tödlich beleidigt hatte.*) Er wurde denn auch erkannt, gefangen genommen und von Leopold nach der Feste Dürrenstein gebracht. Der Kaiser Heinrich VI. von Deutschland bewog den Herzog, den Gefangenen gegen eine Lösesumme von 50,000 Mark auszuliefern und behielt ihn dann in Gewahrsam zu Mainz und Trifels, um ein noch höheres Lösegeld zu erpressen. Später wurde sogar eine förmliche Untersuchung gegen den hohen Gefangenen eingeleitet; doch gelang es diesem, sich glänzend zu rechtfertigen. Endlich erreichten der Papst und des Königs Mutter Eleonore gegen ein Lösegeld von 150,000 Mk. Silber die Befreiung Richards, welcher in Winchester sich zum zweiten Male krönen ließ. Die Erzählung von dem Minstrel Blondel (Blondeau), welcher den König stets und auch nach dem Orient begleitet, dann aber seine Spur verloren und nun den König, Österreich in Verkleidung durchziehend, gesucht habe, gehört unter die Sagen und entbehrt aller historischen Glaubwürdigkeit. Englische Chronisten erzählen, Blondel habe zufällig nahe bei der Burg Löwenstein (!) erfahren, daß man da einen hohen Gefangenen verwahre, und habe nun eins der dem Könige bekannten, weil im Verein mit ihm gedichteten, provençalischen Lieder gespielt und gesungen. Der König habe tief unten im Turme diese Weise vernommen und mit der zweiten Strophe geantwortet. So hätten beide das Lied zu Ende gesungen. Blondel aber sei eiligst nach England heimgekehrt und habe Richards Los gemeldet und seine Befreiung bewirkt. Noch sind von Blondel 34 Lieder erhalten, deren Echtheit freilich nicht durchweg feststeht. —

3. **Form**: Vierfüßige vollständige und unvollständige Trochäen wechseln ab, die achte Zeile ist ein wirkungsvoller Refrain, welcher zugleich den Grundgedanken ausspricht.

---

48. Hans Euler.

[Ges. Schriften. I. S. 117. Wien, Braumüller. 1877.]

1. „Horch, Marthe, draußen pocht es, geh, laß den Mann herein,
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein!" —
„Grüß' Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch;
Das Brod ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!"

---

*) Neuere Dichter halten auch diese „Beleidigung" für Sage.

2. „Es ist nicht Trank, noch Speise, wonach es not mir thut,
Doch, so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht:
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr tot.

3. Und als er rang am Boden, da schwur ich es ihm gleich,
Daß ich ihn rächen wollte, früh oder spät, an euch!" —
„Und hab ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt ihr ihn zu rächen, — wohlan, ich bin bereit!"

4. Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür' und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand! —
Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug;
Und soll ich nimmer kommen: — Tirol ist groß genug!" —

5. Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan;
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

6. Nun stehn sie an der Spitze, da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.

7. Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

8. Das sehn die beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn tot." —

9. Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!"

1. Erläuterungen:

Str. 2. Mond statt Monat (Mehrzahl: Monde und Monden) ist bei Dichtern häufig und wird in besonders gewählter Prosa auch wohl gefunden.

V. 4. Dort und damit deutet er die Richtung an, wo das Schlachtfeld lag. Den Bruder ist noch einmal des Nachdrucks wegen wiederholt; des Fremden einziger Bruder mag es gewesen sein.

Str. 4. V. 2. Es fehlt hier das Bindewort sondern. — Tirol ist groß genug! — d. h. du wirst in jedem Hause ein Obdach, an jedem Tische Speise und Trank finden, wo du nur immer im großen Tirol anklopfest.

Str. 6. Die Thäler werden hier als Mütter aufgefaßt, welche ihr

Kind (Hütten) in ihren Armen und den Säugling (Herden) an der Brust haltend, das reichste Mutterglück genießen und in ihren Augen lesen lassen. (Personifikation.)

2. **Geschichtliches**: Nach einem Briefe Seidls an Kehrein vom 26. September 1856 „beruht die Ballade auf einer angeblich wahren Begebenheit, welche (dem Dichter) Baron Hormayr mündlich mitteilte. Als Lokalität ist der Schlernkofel bei Botzen gedacht; die Handlung fällt ins Jahr 1809.“ Also das unglückliche Jahr, da die Tiroler, von dem mutigen Sandwirt Andreas Hofer geführt, sich für ihren unglücklichen Kaiser und gegen das Joch der französischen Unterdrücker erhoben; dasselbe Jahr, da auch die treuen Hessen unter Dörnberg den Versuch machten, die Franzosen aus dem Lande zu werfen und ihrem angestammten Fürsten Wilhelm I. den Weg zum Thron zu öffnen; das Jahr, da Schill für Preußen das Schwert vergebens zog.

3. **Zur Würdigung**: Zwei Punkte sind es, auf welche wir mit besonderer Befriedigung blicken, die Charakteristik des Tirolers und die Schilderung des Tiroler Landes. Jener, der Hans Euler, zeigt sich als einen ganzen Tiroler: Hinter dem Tische sitzt er, vor demselben sein Weib, Martha, beide bei dem einfachen aber schmackhaften Abendbrote. Da klopfts am Fenster, und sofort heißt er seine Frau die Thüre öffnen, damit er den verirrten Wandrer unter seinem Dache die Gastfreundschaft des Tirolers erfahren lasse. Gleich steht er auch auf hinter seinem Tische und geht hervor, um dem Eintretenden einen herzlichen Willkomm entgegen zu bringen. Der köstliche Gruß der Süddeutschen: Grüß' Gott! gilt übrigens nicht einem Verirrten, einem armen Wandrer, sondern einem Manne, der in voller Kriegerrüstung vor dem Tiroler steht und auf dessen Antlitz ein tiefer Ernst lagert. Der Einladung des Älplers, am Tische Platz zu nehmen und das Mahl mit ihnen zu teilen, folgt der Fremde nicht: Er begehrt von Hans Euler mehr — dessen Blut, dessen Leben zur Rache dafür, weil Hans ihm seinen Bruder erschlagen habe auf einem Berge Tirols. Monate sind hingegangen seit jenem Ereignisse, jetzt kommt er, die verschobene Rache zu nehmen, den Schwur der Rache einzulösen. Er kommt als Feind. — Sofort schwindet das trauliche Du, mit welchem der Tiroler auch jeden Fremden als einen Bruder anredet, und stolz spricht der Tiroler, so ungewohnt es ihm auch sein mag, das Ihr und Euch. Er hat allerdings die That begangen — aber in ehrlichem, offenem Kampfe, und weiß, daß er kein Unrecht mit dieser That gethan; aber ebenso wenig will er dem Fremden gegenüber sich mutlos zeigen, falls derselbe auf Rache bestehen sollte. Er ist bereit zum Kampfe, wie damals, als er ausgezogen war. Aber sein Haus soll nicht befleckt werden von Blut, sein Weib soll nicht des Kampfes Zeuge sein. Hier ist er nur Wirt und Gastfreund — draußen, dort oben, wo des Bruders Blut floß, da will er dem Feinde Genugthuung geben. In kurzen, aber ausreichenden Worten befiehlt er der Martha, den Säbel zu holen, und als sie ge-

horcht, aber wohl, um das Leben ihres Mannes bangend, eine stille Thräne vergießt, ertönt sein: „Tirol ist groß genug“ als herzlicher Trost. Kurz ist der Abschied, sonst wortlos, ein Kuß; — — der Dichter übergeht dies — dann treten beide ihren nächtlichen Gang an.*) Der Tiroler macht den Boten, er geht voran; keiner traut dem anderen einen hinterlistigen Überfall zu, obwohl jeder dazu Gelegenheit sich ersehen konnte. Es sind beides Edelmänner, der fremde Offizier und auch der Älpler aus dem Hüttchen.

Endlich langen sie auf dem Plateau an. Und der Nebel ist gesunken, die Sonne aber, die Morgensonne, neugeschmückt emporgestiegen und bestrahlt das schöne Alpenland, die Berge und Wälder, die Klüfte und Thäler, die traulichen Hütten und die lieblichen Herden. Und dann der köstliche Himmel, der dieses Land bedeckt, die reine, freie Luft, die man hier atmet, und die Ruhe des Morgens und der Gottesfrieden, der über diesem Lande ruht und der auch auf dem Antlitz des biederen Hans Euler lagert! Der Fremde trägt die Waffe in der Hand — und ist doch entwaffnet, er will kämpfen — und kann nicht; noch einmal denkt er des Bruders, der hier verblutete, des Schwures, den er selbst über dem Sterbenden leistete, der langen Reise, welche er nicht umsonst gemacht haben will, seiner Aufregung und seines Hasses, der noch gestern Abend in hellen Flammen loderte, nochmals erhebt er seine Rechte — und dann noch ein Blick auf das trauliche schöne Tirol und in das treue Auge dieses echten Tirolers — und der Haß ist völlig überwunden; der Fremde reicht dem Biedermanne, der im Kampfe für sein, nur für die Freiheit geschaffenes, unvergleichliches Vaterland das Leben eines Gegners vernichtete, die Hand zur Versöhnung, ja er bittet ihn um der lange genährten Rache- und Hassesgedanken willen um Verzeihung, er gebraucht das ihm ungeläufige, trauliche, brüderliche Du, und bietet ihm, dem Feinde, die Bruderhand an. Über dem Grabe des Bruders erbittet und erhält dessen Bruder die Hand des Mannes, der jenen erschlug, als Bruderhand. Auf dem Grabe des gefallenen Bruders ersteht dem Fremden im Gegner ein Bruder; der Gegner war eben ein Tiroler, sein Schwert bezwang des Gegners Hand, sein Blick bezwingt des Gegners Herz.

[Litterarisches: *Kehrein, Lesebuch S. 267. — *Kurz, Komm. S. 454. — *Reuter, S. 575.]

---

*) Vielleicht ist auch einige Zeit in Schweigen verbracht worden, bis das Grauen des Morgens den Antritt der Wanderung gestattete. Die Entfernung des Ortes, wo das Treffen stattfand, mag doch nicht allzugroß gewesen sein.

49. Der Älpler.

[Bifolien. Wien 1836.]

Leb wohl, mein Weib, leb wohl, mein Kind!
Ich muß hinaus, zu jagen!
Die Sonne scheint recht mild, der Wind
Ist lau und lind,
Wie nicht seit langen Tagen.
Benützt will solch ein Wetter sein:
Es ist nicht täglich Sonnenschein,
Vielleicht, daß wir die Strahlen
Mit langer Nacht bezahlen!

2. Der Älpler Rudi spricht's und nimmt
Gewehr und Rock und Tasche,
Geht, ruft von fern noch weichgestimmt,
Enteilt und klimmt,
Ob er kein Wild erhasche;
Allein die Gemslein, sonst so keck,
Ruhn heute, scheints, im Felsversteck
Und lassen lang ihn steigen,
Bis sie sich neckend zeigen.

3. Rösli, sein Weib, indes zu Haus
Hört seinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fensterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umstarrt von Eiskristallen;
Und wie sie nimmer ihn erblickt,
Fühlt sie sich wunderbar bedrückt
Und hält mit innrem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

4. Da rieselt's plötzlich, rauscht und braust,
Wie von der Furka Gipfel;
Sie eilt zum Fenster hin, ihr graust; —
So heult und saust
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
Hilf, Gott! es ist der Lauwe Macht,
Die nimmer rieselt, die schon kracht,
Schon donnert, schon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt.

5. Sie sieht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur ins Knie, vernichtet;
Da brichts herein im Wetterton
Und deckt sie schon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. —
Es ist vorbei, der Aufruhr schweigt,
Und regenbogenfarbig steigt,
Als wäre nichts geschehen,
Der Schneestaub in die Höhen.

6. Schon blickt aus leichtgewölktem Blau
Der erste Stern hernieder;
Da kehrt, umdampft von Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder,
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und steht
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

7. So oft ein Uhu kreischt, ein Aar
Im Flug vorüber hastet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar
Und sträubt sein Haar
Und drückt auf ihn und lastet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beschwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's summen
Und wieder hohl verstummen.

8. Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heiß ersehnte Schwelle;
Er schaut, — ist's eitel Sinnenspiel?
Nein, nein, es fiel
Wohl Schnee, auch täuscht die Helle,
Des Eises greller Widerschein,
Auch kann er noch daheim nicht sein;
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel so nah zu wähnen.

9. Und weiter geht er, steht und schaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Wipfel;
Was dort turmartig aufgebaut,
Herniederschaut,
Ist ja der Furka Gipfel;

Und zwischen diesem Alpenrand
Und jener ries'gen Gipfelwand
Muß ja sein Hüttchen stehen,
Muß er ja doch es sehen.

10. Er sucht — und sieht nicht, — Schnee, nur Schnee,
Und Eis und Schnee nur wieder;
Er sieht's und denkt's und rennt die Höh
Hinan, schreit: Weh!
Und wirft sich heulend nieder.
Dann springt er auf, stürzt fort im Lauf
Und schreit, daß Thal und Felsenknauf
Von seinen Jammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

11. Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein All
Ist eingescharrt, verschüttet,
Zerschmettert vom Lawinenfall,
Vom Eiskristall
Vermauert und verkittet!
Auf, auf, vom Schlaf, Alphüttler, auf!
Zwei Leben, drei stehn hier zu Kauf!
Auf, auf, mit Hand und Spaten
Zu helfen und zu raten!

12. Und mit der Sonne wallt's hinan
In hülfbeflißnem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt am Felsenbuge.
Die Hände ruhn und rasten nicht,
Bis Scholl' um Scholle schmilzt und bricht;
Doch wie die Mass' auch schwindet,
Ihr Schoß bleibt unergründet.

13. Drei Tage wechselnd wallt's hinan
In hülfbefliß'nem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt am Felsenbuge.
Umsonst! umsonst! das Meer hat Grund,
Hier aber schwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Thun und Regen.

14. Da sinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Abstehn sie alle klagend;
Nur er stürzt auf den Wall noch hin
Und gräbt darin
Und wühlt, noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tage, wühlt bei Nacht
Mit ewig neuer Kraft und Macht,
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz allen Schweißestropfen.

15. Der neunte Tag geht auf, die Last
Des Schnees ist abgequollen;
Und wieder gräbt er ohne Rast
Und stößt mit Hast
Auf festern Grund als Schollen,
Stößt wieder ein, stößt wieder an
Und gräbt und schaufelt was er kann, —
Auftaucht's, — ihr Heil'gen Gottes! —
Es ist das Dach des Schlottes!

16. Des Schlottes Dach, des Hauses Mund,
Der führt zu seinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund,
Es rauscht im Grund
Und seufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmal horcht er, nochmal tönt's
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's! —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

17. Das knüpft er fest, dran knüpft er sich,
Steigt ein, läßt rasch sich nieder,
Langt an, blickt um sich — : Rösli! — sprich!
Und — Seppi — dich!
Hab' ich euch wirklich wieder?
Ist's wahr? Und lebt und seid ihr's noch?
Und habt's ertragen, Gottes Joch? —

49. Der Älpler.

[Bifolien. Wien 1836.]

Leb wohl, mein Weib, leb wohl, mein Kind!
Ich muß hinaus, zu jagen!
Die Sonne scheint recht mild, der Wind
Ist lau und lind,
Wie nicht seit langen Tagen.
Benützt will solch ein Wetter sein:
Es ist nicht täglich Sonnenschein,
Vielleicht, daß wir die Strahlen
Mit langer Nacht bezahlen!

2. Der Älpler Rudi spricht's und nimmt
Gewehr und Rock und Tasche,
Geht, ruft von fern noch weichgestimmt,
Enteilt und klimmt,
Ob er kein Wild erhasche;
Allein die Gemslein, sonst so keck,
Ruhn heute, scheints, im Felsversteck
Und lassen lang ihn steigen,
Bis sie sich neckend zeigen.

3. Rösli, sein Weib, indes zu Haus
Hört seinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fensterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umstarrt von Eiskristallen;
Und wie sie nimmer ihn erblickt,
Fühlt sie sich wunderbar bedrückt
Und hält mit innrem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

4. Da rieselt's plötzlich, rauscht und braust,
Wie von der Furka Gipfel;
Sie eilt zum Fenster hin, ihr graust; —
So heult und saust
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
Hilf, Gott! es ist der Lauwe Macht,
Die nimmer rieselt, die schon kracht,
Schon donnert, schon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt.

5. Sie sieht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur ins Knie, vernichtet;
Da brichts herein im Wetterton
Und deckt sie schon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. —
Es ist vorbei, der Aufruhr schweigt,
Und regenbogenfarbig steigt,
Als wäre nichts geschehen,
Der Schneestaub in die Höhen.

6. Schon blickt aus leichtgewölktem Blau
Der erste Stern hernieder;
Da kehrt, umdampft von Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder,
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und steht
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

7. So oft ein Uhu kreischt, ein Aar
Im Flug vorüber hastet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar
Und sträubt sein Haar
Und drückt auf ihn und lastet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beschwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's summen
Und wieder hohl verstummen.

8. Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heiß ersehnte Schwelle;
Er schaut, — ist's eitel Sinnenspiel?
Nein, nein, es fiel
Wohl Schnee, auch täuscht die Helle,
Des Eises greller Widerschein,
Auch kann er noch daheim nicht sein;
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel so nah zu wähnen.

9. Und weiter geht er, steht und schaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Wipfel;
Was dort turmartig aufgebaut,
Herniederschaut,
Ist ja der Furka Gipfel;

Und zwischen diesem Alpenrand
Und jener ries'gen Gipfelwand
Muß ja sein Hüttchen stehen,
Muß er ja doch es sehen.

10. Er sucht — und sieht nicht, — Schnee, nur Schnee,
Und Eis und Schnee nur wieder;
Er sieht's und denkt's und rennt die Höh
Hinan, schreit: Weh!
Und wirft sich heulend nieder.
Dann springt er auf, stürzt fort im Lauf
Und schreit, daß Thal und Felsenknauf
Von seinen Jammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

11. Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein All
Ist eingescharrt, verschüttet,
Zerschmettert vom Lawinenfall,
Vom Eiskristall
Vermauert und verkittet!
Auf, auf, vom Schlaf, Alphüttler, auf!
Zwei Leben, drei stehn hier zu Kauf!
Auf, auf, mit Hand und Spaten
Zu helfen und zu raten!

12. Und mit der Sonne wallt's hinan
In hülfbeflißnem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt am Felsenbuge.
Die Hände ruhn und rasten nicht,
Bis Scholl' um Scholle schmilzt nnd bricht;
Doch wie die Mass' auch schwindet,
Ihr Schoß bleibt unergründet.

13. Drei Tage wechselnd wallt's hinan
In hülfbefliß'nem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind uud Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt am Felsenbuge.
Umsonst! umsonst! das Meer hat Grund,
Hier aber schwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Thun und Regen.

14. Da sinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Abstehn sie alle klagend;
Nur er stürzt auf den Wall noch hin
Und gräbt darin
Und wühlt, noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tage, wühlt bei Nacht
Mit ewig neuer Kraft und Macht,
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz allen Schweißestropfen.

15. Der neunte Tag geht auf, die Last
Des Schnees ist abgequollen;
Und wieder gräbt er ohne Rast
Und stößt mit Hast
Auf festern Grund als Schollen,
Stößt wieder ein, stößt wieder an
Und gräbt und schaufelt was er kann,—
Auftaucht's, — ihr Heil'gen Gottes! —
Es ist das Dach des Schlottes!

16. Des Schlottes Dach, des Hauses Mund,
Der führt zu seinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund,
Es rauscht im Grund
Und seufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmal horcht er, nochmal tönt's
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's! —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

17. Das knüpft er fest, dran knüpft er sich,
Steigt ein, läßt rasch sich nieder,
Langt an, blickt um sich —: Rösli! — sprich!
Und — Seppi — dich!
Hab' ich euch wirklich wieder?
Ist's wahr? Und lebt und seid ihr's noch?
Und habt's ertragen, Gottes Joch? —

Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen, nur ihn küssen.

18. Nur beten, flehn zu Ihm, der sie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh
Und spät und früh
Durch seinen Hauch sie nährte.
Doch, Gott! wie war's, als sie hervor
Ans Licht nun traten, und ihr Ohr
Wettbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzusaugen.

19. Wie schien da alles neu und schön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höhn
Für sie der Föhn,
Die Adler kreischten Wonne,
Die wüste, schneebedeckte Flüh
War mehr als Frühlingsschmelz für sie,
Geliebte Freunde schienen
Die alten Tannen ihnen. —

20. Im nächsten Lenze stand bereits
Ein Mal am Felsenhange
Und jährlich zum geweihten Kreuz
Kam allerseits
Das Volk mit Sang und Klange;
Manch Bräutchen, so vorüber kam,
Sah's an und bat den Bräutigam,
Daß er so treu ihr bleibe,
Wie Rudi seinem Weibe.

1. Erläuterungen:

Str. 2. Rudi ist eine in Tirol und der Schweiz übliche Abkürzung von Rudolf. Rösli ist die Verkleinerungsform von Rosa (Str. 3.), Seppi die Abkürzung von Josef (Str. 17.) Die Tiroler gebrauchen ebenso häufig die Form Sepperl (und nennen auch den Kaiser liebkosend so). —

Str. 4. Fön oder Föhn (lat. favonius) „heißt in der Schweiz ein heftiger, Wärme und Regen bringender Südwind."

Furka oder Furca ist ein Paß über die Alpen, 2436 m. hoch (Vgl. Dufour, Eidgenössischer topographischer Atlas. — Dr. Egli, Taschenbuch schweizerischer Geographie, Statistik, Volkswirtschaft und Kulturgeschichte. Zürich 1875.) Der Paß und Gipfel gehört zum großen St. Gotthardt-Gebirge.

Lauwe = Nebenform von Lawine (vgl. Löwin in Schillers Berglied), bekanntermaßen eine von dem Hochgebirge herabstürzende und noch im Sturze sich vergrößernde Schneemasse.

Str. 5. Im Wetterton = ähnlich wie ein arges Unwetter, Gewitter lautend.

V. 3—8. Ganz ähnlich, wie hier Seidl die Unbefangenheit der Natur schildert, nachdem sie doch ein Unheil angerichtet, sagt Lenau in seinem ergreifenden Gedichte „der Schiffsjunge" vom Ocean, nachdem dieser einen armen Schiffsjungen verschlungen hat:

Die Sonne wiederum zum Himmel steigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbarem Lose.
Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

Str. 7. hasten = eilen (von Hast abgeleitet).

Str. 9. Firnen nennt man den alten Schnee auf den Hochalpen,

welcher auch in der heißesten Jahreszeit nicht schmilzt, namentlich die Schneekuppen und Gletscher.

Str. 12. Felsenbug ist eine bildliche Redeweise. Unter Bug versteht man in der Regel das Gelenk (von biegen), wodurch Arm und Schulter, Schenkel und Hüfte verbunden werden. Hier hat man wohl an die Stelle zu denken, wo der Fels eine Biegung macht, so daß nnter dem schützenden Dache des Felsvorsprunges das Haus des Älplers gesichert schien. Jetzt hatte der Schneesturz auch nur das Häuschen mitbedeckt, aber nicht zerdrückt, der Felsenbug war der Retter gewesen. Das ahnt auch der arme Rudi, und darauf gründet sich seine Hoffnung, die Verschütteten noch lebend zu finden.

Str. 13. „Und ohne Gottes Segen bleibt sich [scheinbar] alles Thun und Regen." Scheinbar habe ich hinzugesetzt, da der Verlauf der Geschichte zeigt, daß die Arbeit des Älplers nicht vergebens, nicht ungesegnet war.

Str. 15. Polysyndese: Viermal wiederholt sich das Wörtchen und.

Schlott (Esse) bedeutet hier den Schornstein des verschütteten Hauses. Derselbe ist oben mit einem kleinen Dache versehen, um besonders dem Winde den unmittelbaren Zutritt zum Schornstein und zur Küche zu verwehren. Auf dieses Dach stößt im senkrechten Graben der Älpler als auf „festern Grund als Schollen."

Str. 16. Der Mund des Hauses: So kann doch wohl nur der Schornstein selbst genannt werden. Dieser Mund führt den Rudi zu seinem Herzen, d. h. zu dem von ihm innigst, wie sein Leben und Herzblut geliebten, Weib und Kind.

Str. 17. Gottes Joch, d. h. die von Gott euch auferlegte Last des Schnees, der Angst und des Hungers.

Str. 18. Wettbuhlen = wetteifern.

Str. 19. Wie Melodie klingt jetzt nach der langen Grabesstille, in welcher die armen Verschütteten bis an den neunten Tag verbracht hatten, alles das, was ihnen sonst Schrecken und Grausen einflößte, der Fön und des Adlers Kreischen.

Die ganze, einfarbige und öde Schneefläche (Flüh) war ihnen lieber und dünkte ihnen schöner, als sonst der Frühling und die von ihm geschaffene buntfarbene, wechselvolle Landschaft.

Str. 20. Am Felsenhange: An der Stelle, wo der Fels überhängt, steht ein Denkstein, welcher von dieser göttlichen Bewahrung Kunde gibt — und ein geweihtes Kreuz, welches die frommen Wallfahrer, die diesen Ort besuchen würden, zum Gebet auffordert.

2. **Der Grundgedanke** dieser überaus schönen, lebendigen Erzählung scheint allerdings durch die beiden Schlußverse angedeutet zu sein: Das Gedicht ist ein Preis der treuen Liebe, welche der Hausvater dem Weibe und Kinde zeigt und Gott so reichlich belohnt.

Aber das Gedicht hat noch eine ganz andere Seite, welche wir nicht unbeachtet lassen dürfen. Denken wir uns den Fall, daß Rudi an jenem Tage nicht zur Gemsjagd ausgezogen wäre: Was wäre aus den drei

Bewohnern des Hauses geworden? Von innen konnten die Verschütteten sich nicht befreien; die Schneelast war zu groß, um von diesen zwei Leuten durchgraben zu werden. Draußen hätte man vielleicht erst spät den Schneesturz bemerkt, da die Alpenhütten oft recht weit von einander entfernt liegen, und dann die Hoffnung gar nicht aufkommen lassen, die Verschütteten noch lebend anzutreffen. Niemand wußte auch so genau die Stelle zu bezeichnen, wo der Versuch zur Rettung der Verschütteten gemacht werden mußte, um Erfolg zu haben, als der Mann selbst, welcher die Firnen und Wipfel so oft gemessen hatte, und niemand hätte ohne die immerwährenden Bitten dieses Mannes so eifrig und anhaltend gearbeitet, als es so, wenigstens bis zum Ende des dritten Tages geschieht.

Gott war es also, welcher den Sonnenschein und die Jagdlust dem Älpler sandte, um das ganze Haus zu retten, welcher die Gemsen weglockt, daß sie erst spät dem Älpler schußgerecht wurden, welcher den Verschütteten Kraft der Hoffnung und das Leben erhielt, und den Rudi nicht in Verzweiflung sinken, nicht eher erlahmen ließ, bis er sein Haus gefunden hatte.

3. Zu den besonderen **Schönheiten** dieses Gedichts gehört aber außer der, wie mirs scheint, sehr glücklichen Form, in welcher sowohl die leichte Lebendigkeit des Tones, als die größte Aufregung der Elemente und Menschenherzen zur Darstellung gebracht werden kann, daß alles, was geschieht, auf das zu Erlebende vorzubereiten, von ihm in anschaulicher Weise geschildert wird. Der Sonnenschein, welcher den Älpler auf die Gemsjagd hinaus- und hinauf zieht, weckt nicht eine fröhliche, sondern eine weiche Stimmung in der Familie und in uns, den Lesern des Gedichtes. Es war etwas in der beiden Eheleute Seele, was sie sonst nicht kannten, als gälte es einen Abschied eigner Art, einen Abschied auf länger, denn ein paar Stunden, so dünkt es beiden, und noch aus der Ferne blickt in zärtlicher Regung der Waidmann rückwärts und ruft einen nochmaligen lauten Abschied dem Weibe zu, welches aus dem Fenster sieht und den kleinen Seppi dem Vater nachschauen läßt, bis dieser um die Felsenecke biegt und verschwindet. — „Ich muß hinaus zu jagen“, so hat er es gesagt, und sie will ihn nicht halten. Aber jetzt kommt die Ahnung der Mutter, dem furchtbaren Geschicke, welches ihrer wartet, voraus; und diese Ahnung, so schwer, so unheimlich sie auch sonst ist, sie hat eine ungemeine Kraft, um die Herzen zum Ertragen von Leiden geschickt zu machen. Auch der Vater kehrt unter sich steigernden Ahnungen heim; doch halten ihn anfangs die irrtümlichen Hoffnungen, daß er noch nicht daheim sei, aufrecht, und dann machen ihn die Ahnungen widerstandsfähiger. Die Ahnungen sind auch von Gott gesandt, und zwar zu einer allmählichen Vorbereitung auf die kommende Trübsal, welche übrigens von dem Vater schon eher verkündet wird, ehe er dieselbe ahnt; doppelsinnig ist das Wort der ersten Strophe:

Vielleicht, daß wir die Strahlen
Mit langer Nacht bezahlen.

Er dachte wohl nur an kurzen Sonnenschein und lange Zeit währenden bedeckten Himmel — aber wie ganz anders und weit wörtlicher, ja buchstäblicher erfüllt sich dieses Wort an ihnen! Es klänge uns wie eine wirkliche Vorausverkündigung, wenn nicht das „Vielleicht" die Bestimmtheit des Ausdrucks wegnähme. So finden wir dieses Wort denn hauptsächlich dazu dienend, den Leser und Hörer des Gedichts in die gewünschte Stimmung zu versetzen, und solche weiche, Schweres ahnende Stimmung hat der Dichter vortrefflich zu wecken und zu nähren verstanden.

4. Schriftliche Aufgaben: 1. Einfache Erzählung des Ereignisses. — 2. Weiherede am Denksteine. (Unter Benutzung des Obigen, besonders des Abschnittes: Grundgedanke.)

Leben des Dichters.

J. G. Seidl ist am 21. Juni 1804 zu Wien geboren. Der Tod seines Vaters, eines Rechtsanwalts, brachte dem kaum dem Knabenalter Entwachsenen eine schwere Zeit. Die äußerste Not überwand der Jüngling durch litterarische Thätigkeit. Die Not hat ihn zum Schriftsteller gemacht. Er studierte anfänglich, dem Wunsche seines Vaters gemäß, die Rechte, gab aber, da ihn die altklassischen Studien weit mehr anzogen, dieses Studium auf und widmete sich fortan der klassischen Philologie. Im Jahre 1829 wurde er Gymnasialprofessor zu Cilli in Untersteiermark. Nachdem er hier, fern von der Vaterstadt, zehn Jahre gewirkt und sich inzwischen als Dichter und prosaischer Schriftsteller einen glänzenden Namen errungen hatte, berief ihn die Regierung nach Wien zurück und übertrug ihm 1840 das Amt eines Kustos (des höchsten Aufsichtsbeamten) an dem k. k. Münz- und Antikenkabinet. Im Jahre 1847 wurde er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, im Jahre 1854 ward ihm die Auszeichnung zu Teil, daß sein zu der herrlichen Komposition Haydns gelieferter Text von der Regierung als „österreichische Volkshymne" anerkannt ward. Das Jahr 1856 brachte ihm die Ernennung zum k. k. Hofschatzmeister und das Jahr 1867 den Titel und Charakter eines Regierungsrates. Er starb am 18. Juli 1875.

Seidl hat in zwiefacher Richtung sich thätig gezeigt, als Gelehrter und als Dichter. Seine gelehrten Studien wandten sich besonders der Erforschung der Geschichte und Archäologie seines Vaterlandes zu. Hierher gehören denn auch seine „Wanderungen durch Tirol und Steiermark". Münzen, Inschriften, Sagen und Mythologie waren die besonderen Gebiete seiner gelehrten Leistungen. Auch um das Schulwesen hat er sich verdient gemacht durch Teilnahme an der Herausgabe der österreichischen Gymnasialzeitung.

Als Dichter ist er noch bekannter geworden. Besonders fruchtbar war er in der Lyrik. Seine Dichtungen erschienen 1826 in 2 Bdn., seine

„Bifolien“ 1836. Im Jahre 1836—38 gab er seine Dichtungen in 4 Teilen heraus. — 1851 erschienen seine „Lieder der Nacht“ und 1853: „Natur und Herz“ (letztere in Stuttgart, alle früheren in Wien). Daneben besitzen wir von ihm Gedichte in niederösterreichischer Mundart, zwei Bühnen-Lokalstücke: „'s letzti Fensterln“ und: „Drei Jahr'n nach'm letzten Fensterln“.

Seine Erzählungen und Novellen, welche in verschiedenen Sammlungen erschienen sind, haben nicht so hohe Anerkennung gefunden, als seine Dichtungen. Doch müssen wir auch hier die Jugendprodukte mit einem weniger strengen Maßstabe messen. Gedichte, welche der Jüngling hinwarf und die Not wieder sammelte, bieten neben vielen schönen, ansprechenden Stellen auch manche unfertige, unreife. Nach dem höchsten Preise hat der Dichter übrigens nie gedürstet. Er sang, wie der Vogel in den Zweigen, weil Singen ihm Bedürfnis und Lust war, er sang für die, welchen solch ein Gesang zusagte, nicht für andere. So sind denn allerdings seine Gedichte nicht großartige Schöpfungen, durch neue bedeutende Ideen hervorragend, sondern aus einem warmen Herzen entquollene, durch Naivetät und Einfachheit ausgezeichnete Dichtergaben. Die Form ist immer vollendeter geworden, sein Geschmack muß ein geläuterter genannt werden. Dem Sturm und Drang hochgehender politischer und kirchlicher Leidenschaften hat er sich nicht anvertraut. Seine gelehrten Studien und geordnete Lebensverhältnisse gaben ihm die Stetigkeit des Geistes, welche dem Dichter zu gute kam, ihn von den Verirrungen der Europamüdigkeit ebenso fern hielt, als von denjenigen unserer „politischen“ Dichter.

Werke des Dichters.

Dichtungen. 2 Bde. 1826. Wien. 2/3 Thlr.

Flinserln, oder: Östreichà'rische G'setz'ln, G'sang'ln und G'schicht'ln. 4 Hefte. Das. 1826. 3. Aufl. 1844. 1 1/3 Thlr.

Bifolien. Daselbst 1836. 3. Aufl. 1844. 5. Aufl. 1855. Pfentsch u. B. 1 Thlr.

Novelletten. Das. 1839. 3/4 Thlr.

Georginen. Ges. Erzählungen für Frauen. Ebd. 1839. 1 1/6 Thlr.

Episoden aus dem Roman des Lebens. Ebd. 1839. 1 Thlr.

Liedertafel. Ebd. 1840. 1 Thlr.

Laub und Nadeln, Erzählungen. 2 Bde. 1842. Ebd. — 2. verm. A. Wien, Braumüller. 1 1/3 Thlr.

Wanderungen durch Tyrol und Steiermark. (VIII. Sektion zum malerischen und romantischen Deutschland. Leipzig 1842.) 6 2/3 Thlr.

Pentameron. Ein Cyklus von 5 Novellen. 1843. Wien. 1 1/4 Thlr.

Almer. Inneröstreichische Volksweisen. 3 Hfte. Wien 1850. 24 Ngr.

Lieder der Nacht. 2. Aufl. 1851. Das. 1 1/3 Thlr.

Über des Titus Calpurnius „Delos.“ Ein philologisch-numismatischer Exkurs. Das. 1851. 13 1/3 Thlr.

Beiträge zu einer Chronik der archäol. Funde in der östreich. Monarchie. I.—IV. Wien. 1851—54. Gerold. 1 Thlr. 25 Sgr. — 1856. 20 Sgr.

Beitr. zu einem Namensverzeichnis der römischen Prokuratoren in Noricum. Ebd. 1855. 16 Sgr.

Über den Dolichenus-Kult. Ebd. 1854. 1 Thlr. 6 Sgr. Nachtrag 16 Sgr.

Natur und Herz. Stuttgart, 1853. E. Hallberger. 2 Thlr. — 3. Auflage. 1859.

Das alt-ital. Schwergeld im Münz- u. Antikenkabinet zu Wien. Wien 1854. Gerold 16 Sgr.

's letzti Fensterln. Alpenscene in österreich. Mundart. 1 Mk. Wien 1876. Wallishausser.

Drei Jarl'n nach'm letzt'n Fensterln. Alpenscene &c. 1 Mk. Ebd.

Ges. Schriften. Mit einer Einl. von Jul. v. d. Traun. Herausgeg. von Hans Max. 1. Bd. Wien 1877 Braumüller. 4 Mk. — 2. Bd. 1877. (Bifolien.) — 3. Bd. 1878. (Flinserln.) — 4. Bd. 1879. (Almer. Natur und Herz). Jeder Bd. 4 Mk. — Bd. 5. (Österr. Volkshymne. Des Gabriel **Faërnus** Fabeln. Aus dem dichterischen Nachlasse. Novellen und Erzählungen) 1880. — Bd. 6. Schluß. (Joh. Gabr. Seidl's Biographie. Novellen und Erzählungen II.) Mit Bildnis. Ebd. 1881. à 4 Mk.

Sagen und Geschichten aus Steiermark. Eingeleitet und hsg. von Dr. A. Schlossar. Mit 9 Illustr. Graz 1881, Cieslar. Mk. 2.

Außerdem bearbeitete er Scribes „Maçon“ unter dem Titel: „Der Maurer und Schlosser“, und Ponsards „Lucrèce“ für die Bühne, und gab mit H. Bonitz und J. Mozart seit 1850 die Zeitschr. f. d. östr. Gymnasien heraus.

Julius Sturm.

50. Die Kondolenten.

[Spiegel der Zeit in Fabeln. 1872. Leipzig, Brockhaus. S. 3.]

Ein alter Jäger starb und seine Witwe stand
In Thränen vor dem Sarg, den sie mit Grün umwand.
Da kamen aus dem Wald die Tiere groß und klein
Und standen um den Sarg in dichtgedrängten Reihn,
Es weinte Has' und Reh, es klagte Fuchs und Bär:
„Ach, daß der liebe Herr doch noch am Leben wär'!
Er war der beste Mann, den's auf der Erde giebt.“ —
„Wie?“ rief die Jägersfrau, „ihr hättet ihn geliebt?
Und doch schoß er nach euch, verfolgend eure Spur!“
Da rief der Fuchs! „Er schoß, doch traf er selten nur;
Sein Auge war halb blind und zitternd seine Hand,
Auch suchte oft sein Fuß vergeblich sichern Stand.
Ach! solchen lieben Mann giebt's auf der Welt nicht mehr.“
Und alle weinten laut und seufzten tief und schwer.

Grundgedanke. Alle Kondolenten, d. h. solche, welche bei einem Todesfall den Hinterbliebenen einen Trostbesuch abstatten, pflegen den Toten zu loben, und dabei ereignet es sich nicht selten, daß man nicht seine wirklichen Verdienste, sondern seine Schwächen lobt, Untüchtigkeit als Tugend, Charakterlosigkeit als Gutmütigkeit preist. Wenn aber gar solche den Toten loben, welche ihn hätten fürchten müssen, dann ist der größte Tadel weniger schlimm, als solch ein zweifelhaftes Lob. Was wird man von einem Förster sagen, den Wilddiebe loben, was von einem Steuerbeamten, von dem die Schmuggler mit Verehrung sprechen, oder von einem Richter, der das Lob der Spitzbuben findet! Und doch ist

der Schmerz solcher Kondolenten aufrichtig, nur gilt er nicht dem ungefährlichen Feinde, den sie verloren, sondern er ist hervorgerufen durch die berechtigte Befürchtung, daß der Nachfolger des Toten ihnen nicht mehr durch die Finger sehen werde.

51. Der Löwe und sein Kammerherr.

[Ebd. S. 6.]

Des Löwen Kammerherr, der Affe, sprach:
„Der Schakal sagt im Volk dir heimlich nach,
Du danktest deinen Feldherrn nur den Sieg."
Der Löwe sprach: „Ich wählte sie!" und schwieg.

Es ist kleinen Geistern eigen, daß sie die Verdienste der Großen nicht anerkennen, und namentlich müssen sich Fürsten solche Verkleinerungen gefallen lassen. Und doch liegt ein unbestreitbares Verdienst an den großen Thaten, welche des Fürsten Diener ausgeführt haben, auch für letzteren vor, und es besteht dasselbe darin, daß sein Scharfblick zur Ausführung schwieriger Thaten die rechten Männer erwählte. Noch mehr. Nicht der König ist wahrhaft groß, welcher alles selbst am besten zu verstehen meint und selbst ausführen will, sondern vielmehr derjenige, welcher in richtiger Selbsterkenntnis und Selbstverleugnung bessere Kräfte für sich handeln läßt und gern den Ruhm mit seinen treuen Dienern teilt.

52. Der bescheidene Esel.

[Ebd. S. 7.]

Der Esel brummte: „'S ist doch miserabel,
Zum dümmsten Tiere stempelt mich die Fabel.
Doch weiß ich schon, daran ist einzig schuld
Mein gut Gemüt, mein' Langmut und Geduld,
Mein stiller Fleiß, mein frommeinfält'ger Sinn,
Und — daß ich leider zu bescheiden bin."

Wenn uns irgend etwas davon überzeugen kann, daß die Fabulisten recht daran thaten, den Esel als das dümmste Tier darzustellen, so muß uns dieses Selbstlob des Esels davon überzeugen können. Seine Selbsterkenntnis ist allerdings erstaunlich. Er bemerkt an sich vorwiegend gute Eigenschaften, nennt Gutmütigkeit, was wir geistige Schwäche nennen, lobt an sich Langmut und Geduld, welche wir in Langsamkeit und Faulheit übersetzen. Sein Fleiß ist so still, daß er nie von sich reden macht. Sein Sinn ist zwar nicht frommeinfältig, wie er meint, aber doch einfältig, und die größte Unbescheidenheit liegt in seiner Bescheidenheit; wie ihn seine Tugenden nicht drücken, so und noch viel weniger drückt ihn der einzige Fehler, den er bei sich gefunden hat, seine Bescheidenheit. Doch gehen wir zur Anwendung dieser Fabel über. Dumm ist der Mensch, der seine Fehler für Tugenden ansieht, dümmer der, welcher vor andern

seine angeblichen Tugenden preist, und der allerdümmste zweifellos derjenige, welcher, nachdem er alles aus sich gemacht hat, was nur irgend möglich war, noch den Mut besitzt, seine Bescheidenheit zu rühmen.

---

58. Der Kommunist.

[Ebd. S. 9.]

Ein Fuchs besaß ein Jagdrevier,
Da rief ein Wolf: „Du teilst mit mir,
Wo nicht, nun, du verstehst mich schon,
Dir könnte leicht ein Unglück drohn.
Mich hungert und du siehst wohl ein,
Das Wild gehört nicht dir allein."
So teilten sie, und gierig fraß
Der Wolf und hielt im Raub kein Maß.
Dann rief er: „Füchslein, wie ich seh',
Hast du noch manches feiste Reh,
Und auch noch Häslein ohne Zahl,
Mir aber macht der Hunger Qual,
Und sieh, drum dächt' ich, teilten wir
Von neuem jetzt das Jagdrevier.
Du zögerst? — Lump, du teiltest schlecht,
Und jetzt verlang' ich streng mein Recht!
„Nun wird's?" Dem Fuchs blieb keine Wahl,
Er seufzt: „Wär's nur das letzte Mal!"
Doch oft noch kam der Wolf im Jahr
Und als nichts mehr zu teilen war,
Da rief er zornig: „Gier'ger Wicht,
Du dachtest deines Bruders nicht
Und fraßest frech den letzten Bissen!"
Und hat den armen Fuchs zerrissen.

Diese Fabel gehört zu denen Sturms, welche den Titel der Sammlung: „Spiegel der Zeit in Fabeln" besonders rechtfertigen. Denn in unserer Zeit ist der Kommunismus einer der kräftigsten Irrtümer. Gleichheit und Teilung aller irdischen Güter wollen Millionen von Menschen heutzutage und sehen darin die Lösung aller socialen Notstände. Allein diejenigen, welche teilen wollen, haben nichts, erwerben wenig und verbrauchen viel. Sie gleichen dem Wolfe, welcher nicht nur in den Besitzstand des Fuchses sich hineindrängt, sondern auch so lange teilt, bis der Fuchs den letzten Rest seines Besitzes hat aufgeben müssen, und schließlich noch den Fuchs selbst verzehrt, unter der Anschuldigung, von diesem betrogen und bestohlen zu sein. Wo die Lehre: „Das Eigentum ist Diebstahl" eingewurzelt ist, kann man nichts anderes erwarten, als ein Verfahren, wie das des Wolfes in der Fabel. Die Kommunisten haben nichts, sie fordern nur; sie erwerben nichts, sie nehmen nur, sie sparen nichts, sie verprassen nur, und wenn sie alles verpraßt haben, während die Mäßigkeit und Sparsamkeit noch etwas erübrigte, so versteht es sich für sie von selbst, daß von neuem geteilt werden müsse. Und nach einiger Zeit abermals. Und so fort. Schließlich schlägt man die tot, welche nichts mehr hergeben können, nachdem sie alles hergegeben haben, und zwar mit der Begründung, daß sie, die Beraubten, um ihrer Gier und Ungerechtigkeit willen nur den Tod verdient hätten. Gott bewahre uns davor, daß diese Wölfe je in unseren Landen zur Herrschaft gelangen!

---

54. Adler und Schlange.

[Ebd S. 13.]

Hoch in den Lüften kreiste stolz ein Adler
Und unter ihm lag weithin ausgebreitet
Ein reich gesegnet blumenschwangres Land.
Da plötzlich sprühten seine Augen Blitze,
Denn tief am Boden sah er unter Blumen
Nach Beute züngelnd eine Natter schleichen,
Und giftigem Gewürme galt sein Haß.
Er packte sie mit seinen starken Fängen
Und traf sie tödlich mit des Schnabels Hieb.
Die Natter aber zischte noch im Sterben:
„Nach Rache schreit zum Himmel deine That."
Doch ruhig flog der Adler sonnenwärts.

Der Fluch der Bösen schadet edlen Seelen nichts. Das Bewußtsein, gegen die Feinde des Menschengeschlechtes gekämpft zu haben, erhebt den edlen Geist hoch über das am Boden schleichende Gewürm; er macht die Otternbrut unschädlich, und was die Bosheit strafbaren Frevel nennt, das nennt sein eigenes Gewissen eine edle That.

---

55. Kritik.

[Ebd. S. 15.]

Die Lerche pries der Sonne goldnes Licht,
Der Maulwurf sprach: „Das Lied versteh' ich nicht." —
„Doch ich verstand es", rief die Fledermaus,
„Der Inhalt war einfältig überaus;
Da lob' ich mir's, wenn Nachts die Eule singt;
Das ist ein Lied, das mir zu Herzen dringt."
Der Maulwurf sprach: „Gevattrin, Ihr habt recht,
Doch klingt gewiß auch Unkenruf nicht schlecht."

Selten nur gesteht der schlechte Kritiker ein, daß ihm das Urteil über irgend einen Gegenstand abgehe; gewöhnlich tadelt er dann am heftigsten, wenn er den Inhalt dessen, was er beurteilen soll, nicht versteht, ja wenn er keine blasse Ahnung davon hat; weiterhin aber erkennt man den Unwert einer abfälligen Kritik auch wohl, wenn man letztere mit einer günstigen Kritik derselben Feder vergleicht; endlich sind Clique und Claque nahe verwandt: die schlechten Rezensenten sind einig im Tadel des Guten, aber ebenso einig im gegenseitigen Lobe ihrer eigenen Machwerke.

---

56. Esel und Rabe.

[Ebd. S. 17.]

Zum Müllereſel sprach ein loser Rabe:
„Freund, ich bewundre deine hohe Gabe:" —

„Und welche?“ rief der Esel voll Behagen.
„Du kannst so gravitätisch Säcke tragen.“

Malitiös ist die Bemerkung des Raben — aber bewundernswert ist immerhin die Gabe vieler einfältigen Menschen, daß sie von der untergeordneten Rolle, welche sie spielen, so eingenommen sind, als bildeten sie die wichtigsten Räder im Mechanismus des öffentlichen Lebens. Der Hochmut so vieler Subalternen, der Fluch ihrer Un- oder Halbbildung, ist hier gegeißelt. Man würde um diese Selbstzufriedenheit, dieses glückliche Gefühl ihrer Würde sie beneiden, wenn nicht ihr gravitätisches, gewichtiges Auftreten ihnen zugleich in den Augen aller Einsichtigen den Stempel der Lächerlichkeit aufdrückte. Und schließlich gilt doch auch der Satz: Wer Säcke gravitätisch trägt, der ist gewiß — ein Esel, d. h. ein Geschöpf, in dem sich Dummheit und Stolz die Wage halten.

---

57. Gastfreundschaft.

[Ebd. S. 18.]

Ein Mäuschen sprach zum andern:
„Gevattrin, wo hinaus?“ —
Ins Dorf dort will ich wandern,
'S giebt heut drin Kirchweihschmaus.

„'S ist freilich kalt, — indessen,
Sie haben kürzlich sich
Bei mir pumpsatt gefressen
Und heut — verstehst du mich? —“

Auch ein vortreffliches Zeitbild. Wahre Gastfreundschaft ist heutzutage selten geworden. Was man heute so nennt, das ist eine Abfütterung der Bekannten, in der Hoffnung, von diesen baldigst auch eingeladen zu werden und dann sich auf Kosten anderer auch einmal rundum satt essen zu können. Und wenn dann das Wetter noch so unangenehm und der Weg noch so unbequem ist, man geht doch hin, man sagt nicht ab, man bleibt nicht aus — weil sonst der Ärger sie verzehren würde, daß man die nicht wieder abgestraft habe, von denen man zuvor abgestraft worden ist. Das alles aber nennt man — Gastfreundschaft. Freilich alle diese innersten Empfindungen und Beweggründe gesteht man sich nicht, noch andern; man fließt über in Worten von Sehnsucht und Freundschaft, von Dank und gern gebrachten Opfern; man ist eben selten so ehrlich, wie das Mäuschen in unserer Fabel.

---

58. Der Esel als Zitherschläger.

[S. 19.]

Als ein Esel einst am Waldesrand
Eines Hirtenbuben Zither fand
Und mit plumpem Huf die Saiten strich,
Rief er: „Das wär' ein Beruf für mich!“

Und seit jener Stunde giebt's Verdruß,
Wenn er Säcke tragen soll und muß.

Man kann nicht grade behaupten, daß der Esel mit seinem Beruf besonders zufrieden wäre. Der Dichter erklärt es uns, seit wann und warum der Esel nicht mehr zufrieden ist: Der Esel hat seinen Beruf verfehlt. Aus ihm, der ein berühmter Zitherschläger sein könnte, hat das Schicksal einen unberühmten, oft geschlagenen Lastträger gemacht.

Die geringen, überaus stümperhaften Anfänge in irgend einem Fache (es sei Wissenschaft oder Kunst) reichen aus, in einem Tropfe die Meinung zu erwecken, daß er auf diesem Gebiete das Höchste würde geleistet haben, wenn ihm nur nicht die Mittel gefehlt, oder das Schicksal sonst ihn gehindert hätte, diesem Berufe sich zu ergeben. Solche unzufriedenen Tröpfe sind zahlreich genug; sie sind zu bemitleiden, denn sie sind unglücklich; sie sind des Spottes wert, denn sie sind Narren.

Noch eins. Der Dichter hat vielleicht auch folgenden Gedanken aussprechen wollen: Der Faule hält den Beruf der Künstler für den angenehmsten, während auf dem Gebiete der Kunst nur der höchste Fleiß Brot und Lob erringt.

---

59. Der Neutrale.

[Ebd. S. 23.]

Ein Adler und ein Geier führten Streit,
Die kleineren Vögel trafen ihre Wahl
Und folgten ihrem König kampfbereit,
Und nur ein Sperber hielt sich noch neutral;
Er dachte schlau, ich warte, bis sich's zeigt,
Wohin im blut'gen Kampf der Sieg sich neigt.
Die Schlacht begann, und beide Kön'ge sahn
Als ihren offnen Feind den Sperber an,
Und zitternd sah man ihn um Gnade bitten,
Als sich der Königsaar den Sieg erstritten.

Mancher glaubt seinen Vorteil aus der Neutralität zu ziehen, und gerade Nachteil erwächst ihm aus seiner vermeintlichen Schlauheit; er hat keinem der Gegner geholfen und dadurch sich beide Gegner verfeindet: und der Sieger wendet sofort nach beendetem Streite seine Macht gegen den verkappten Feind. Nur wer ehrlich Partei nimmt, verdient Achtung, auch wenn er im Kampfe unterliegen sollte.

---

60. Der kriegerische Hase.

[Ebd. S. 29.]

Ein Hase sprach: „'S ist wahrlich eine Schande,
Daß wir uns fürchten vor der Hundebande!
Bedenkt doch, Brüder, wie viel Hasen kommen
Auf einen Hund! Drum ruf' ich unbeklommen:
Laßt uns vereint dem Feind entgegenziehen,
Wenn er das mächt'ge Heer sieht, wird er fliehen;
Und kommt's zum Kampf, dann vorwärts ohne Beben,
Denn was ist ohne Freiheit wert das Leben?"
Und alle riefen Beifall in der Runde,
Da bellten in dem nahen Dorf die Hunde;
Der kühne Redner spitzte flink die Ohren
Und rief voll Angst: „Weh' uns, wir sind verloren;
Flieht, Brüder, flieht, ein Schuft hat uns verraten!
Ein andermal von unsern Heldenthaten."
Und ehe sich die andern noch besonnen,
War längst der Redner ihrem Blick entronnen.

Welche mutigen, kriegerischen Worte, wo keine Gefahr ist, — und welche lächerliche Feigheit in der Stunde der Gefahr! Aber in der Volksversammlung sprach mancher schon in hohen, hohlen Worten, was er alles opfern wolle — und wenn die Stunde kam, wo er für seine Überzeugung eintreten und seine Worte in Thaten umsetzen, wo er handeln und leiden sollte, da — ward er nicht mehr gesehen, da floh er, verleugnete er unter allen zuerst.

Ein solcher kriegerischer Hase war im Jahre 1849 im Badischen Aufruhr der Dichter Herwegh — und in demselben Jahre ein Professor, der erst zum Kampfe Handwerker und Bauern begeistert hatte, und als jene sich zusammenscharten, und mit ihrem tapferen Führer in den Kampf und in den Tod ziehen wollten für die Freiheit, da bedauerte er, nicht mitgehen zu können, weil er sich — in den Finger geschnitten habe!

---

61. Die Mauer und der Epheu.

[Ebd. S. 33.]

Die Mauer sprach zur Epheuranke:
„Verpflichtet bin ich dir zum Danke;
Du schmückst mich hold mit grünem Laube."
Die Epheuranke sprach dagegen:
„Ich danke dir noch reichern Segen,
Denn ohne dich kröch' ich im Staube."

Schön ist der Dank, noch schöner die Bescheidenheit, welche den Dank ablehnt, weil sie zu größerem Danke sich verpflichtet glaubt. Immer

wird, wer Liebe säet, auch Liebe ernten. — Übrigens sind **Mauer** u[nd] Epheu ein treffliches Bild einer glücklichen Ehe, in welcher des **Mann**[es] Leben von der Frau verschönt wird, während die Frau in **der Verbi**ndung mit ihrem Manne Schutz und Halt, Ehre und Glück **findet** u[nd] dankbar anerkennt.

---

62. Gimpelfreude.

[Ebd. S. 49.]

Der Wandrer sprach zum Gimpel:
„Wie ist dein Lied so simpel;“
Der Gimpel freute sich und rief:
„So großes Lob beschämt mich tief.“

Von der schlechten Kritik war oben („Kritik“) die Rede. **Aber di**e gute Kritik erreicht auch nicht immer ihren Zweck; denn der Eingebildete hört und liest aus jedem Worte der Kritik ein Lob heraus, namentlich dann, wenn der Spott ein doppelsinniges Wort wählte oder eine Fassung beliebte, welche über des Beurteilten Fassungsvermögen hinausging.

---

63. Der Mann mit der Laterne.

[Ebd. S. 61.]

Es zog ein Wandrer durch das Land,
Trug ein Laternlein in der Hand,
Ob auch vom hellsten Sonnenschein
Erleuchtet lagen Fels und Hain.
Er sprach: „Ich will die Welt besehn,
Und um sie gründlich zu verstehn,
Betracht' ich sie nach meinem Licht,
Der Sonne droben trau' ich nicht.“

Wer ist der Mann mit der Laterne? Ich denke: ein Forscher, welcher die wichtigsten und höchsten Fragen des Lebens mit dem winzigen Lichte seiner Vernunft betrachten will, während er das höchste und beste Licht, das der Offenbarung, für unzuverlässig hält und ignorieren zu können meint. Aber wie jener den Tag nicht durch die Laterne vertreibt, so kann ein Vernunftgläubiger die göttliche Offenbarung nur sich, nicht andern verdunkeln. — Diese „Fabel“ möchte ich um ihrer Lehre willen eher zu den Parabeln rechnen.*)

*) Sturm sagt im Vorworte selbst: „Der Kritik gegenüber will ich nur erwähnen, daß ich mir recht wohl bewußt bin, daß sich einige meiner Fabeln in das Reich der Parabel verloren haben &c.

64. Die mitleidigen Tiere.

[Ebd. S. 69]

Die Hunde hatten mit grimmigen Bissen
Dem frechen Wolfe das Fell zerissen;
Da kamen die Panther, Bäre und Lüchse,
Die wilden Katzen, Marder, Füchse
Dem blutenden Feinde mit Grüßen und Neigen
Ihr tiefes Mitleid zu bezeigen.
Sie nahmen in Augenschein die Wunde
Und schimpften auf die bissigen Hunde;
Doch heimlich dachten sie, der Fresser,
Der Großhans verdient das Los nicht besser;
Und alle fühlten ein süßes Behagen,
Daß sie die Haut nicht zu Markte getragen.

Wie viel Schadenfreude liegt wohl im Herzen verborgen, wenn auch die Lippen von Teilnahme und Bedauern triefen! Und wenn auch nicht immer dem Betroffenen sein Leid gegönnt wird, so steckt doch hinter der Betrübnis meist die Freude, daß man selbst klüger oder glücklicher gewesen sei. Wahres Mitleid ist sehr selten und spricht sich nicht nur in Worten und Verbeugungen oder in pflichtschuldigen Kondolenzbesuchen aus.

---

65. Der Bauer und sein Kind.

[Gedichte. Vierte Aufl. Brockhaus 1873. S. 44.]

Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh' mir Eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan.“

Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
Mit Blumen reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden;
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht.“

Dies kleine Gedicht steht den Fabeln noch sehr nahe. Der Dichter will keineswegs nur die Ansicht des verständigen Vaters und die Meinung seines unverständigen Kindes in Gegensatz stellen, vielmehr will er zeigen, daß in diesem Falle das Urteil des Kindes richtiger sei und eine größere Wahrheit enthalte, als das des Vaters. Was der Vater für

Unkraut erklärte, das liebt und lobt der Sohn um seiner Schönheit willen; was der Bauer als ein Werk des Teufels ansehen möchte, das preist sein Kind als ein Werk des lieben Gottes. Und in der That, es ist ein verkehrter Standpunkt, den Wert der geschaffenen Dinge nur nach dem Nutzen messen zu wollen, der sich in klingende Münze umsetzen läßt. Auch die Pracht der Blumen, welche nur durch ihre Schönheit erfreuen, stammt von Gott, und die Freude, welche sie hervorrufen, ist ihr Nutzen. Diese Freude aber empfinden nicht nur die Kinder, sondern auch erwachsene Freunde der Natur; oder möchten wir auf einem prächtigen Getreideacker die schönen roten und blauen Blumen entbehren?

Wie hier, so beschämt gar oft Kindesmund das nüchterne Urteil der Erwachsenen.

---

66. An die Ubibenepatrialumpe.

[Ebd. S. 138.]

Ein Schurke, wer von seiner Mutter flieht,
Weil sie verarmt, entehrt, dem Tode nah,
Und in der Fremde singt das Lumpenlied,
Das Ubi bene ibi patria.

Die Mutter, die euch in dem Schoße trug,
Vernahm das Lied, da ward das Herz ihr schwer,
Und sie ergrimmte, sandte ihren Fluch,
Den Mutterfluch euch über Land und Meer.

Buhlt mit der Fremde, zwingt das feile Glied,
Die Zunge, zu verworfnen Schmeichelein,
Singt auf das Vaterland ein höhnend Lied
Und sonnet euch in fremden Ruhmes Schein.

Wie steht ihr in dem Glanz so leichenfahl
Und wie zuckt um die Lippen kalter Hohn
Dem stolzen Fremdling, der der Schande Mal
Sieht eingebrannt Deutschlands verlornem Sohn.

Ihr seht ihn lächeln und ihr lächelt mit,
Glaubt euch geehrt und steht verachtet da.
So singt denn, bis er euch mit Füßen tritt,
Singt: Ubi bene ibi patria!

Ubi bene ibi patria, d. h. wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland. Das ist der Wahlspruch so vieler Menschen, welche allein äußeres Wohlleben suchen, und, wo sie es finden, glücklich sind. Wie aber der, welcher seine eigene Mutter verlassen hat, mit Recht ein Schurke heißt, so auch alle die, welche dem Vaterlande, ihrer zweiten Mutter, den Rücken

kehren, ihre Heimat vergessen und wohl gar verhöhnen; der mütterliche Fluch folgt ihnen nach, und die Strafe, welche diejenigen trifft, die ihr Vaterland verachten und mit feiler Zunge das Lob fremder Länder und Völker singen, ist die Verachtung, der sie selbst im fremden Lande verfallen. Der Fremde nimmt vielleicht die Huldigungen solcher Elenden entgegen, aber nie und nimmer achtet er die entarteten Kinder eines Volkes, und entartet sind sie alle, welche ihr Vaterland, selbst, wenn dasselbe noch so ohnmächtig und entehrt wäre, schmähen und entehren helfen.

67. Die alte Jungfer.

[Ebd. S. 179.]

Komm, tritt mit mir ins enge Stübchen ein!
Die es bewohnt, gieng heute über Feld,
Es lockte sie der warme Sonnenschein
Hinaus in Gottes schöne Frühlingswelt.

Veraltet ist und ärmlich das Gerät,
Doch alles wohlgeordnet; nett und blank
Vom Tischchen an, das dort im Fenster steht,
Bis in die Ecke zu dem Nußbaumschrank.

Hier auf dem Sessel sitzt sie Tag für Tag
Und dreht die Spindel mit geschäft'ger Hand
Und rastet nicht, bevor aus dem Gemach
Der Abendsonne letzter Strahl verschwand.

Dann nimmt sie dort den kleinen Krug, begießt
Den Rosenstock, den grünen Rosmarin,
Und freut sich, daß der eine üppig sprießt,
Und daß am andern bald die Rosen blühn.

Und wenn die Rosen erst in Blüte stehn,
Nimmt sie den Asch und trägt ihn still hinab
Zum Friedhof; denn die Rosen sollen wehn
Als Schmuck auf einem wohlgepflegten Grab.

Und willst du wissen, wen das Grab umfängt,
Wem ihre Liebe, ihre Treue gilt?
Sieh das verblichne Bildchen, das dort hängt,
Komm, tritt heran, 's ist ihres Bräut'gams Bild.

Das ist ihr höchster Schatz, ihr liebstes Gut,
Der enge Rahmen faßt ihr Leben ein,
Und nur, wenn auf dem Bild ihr Auge ruht,
Scheint sie noch unter Lebenden zu sein.

Dann hebt und senkt sich jugendlich die Brust
Und ihre Augen leuchten wunderbar;
So hab' ich sie, ihr selber unbewußt,
Gar oft gesehn. als ich ihr Nachbar war.

Doch währt der Traum nur einen Augenblick,
Dann faltet zitternd sie die welke Hand
Und hält die heiße Thräne nicht zurück,
Das fromme Auge himmelwärts gewandt.

Die Lippen beben, und ein frommer Spruch
Mag tröstend wohl durch ihre Seele gehn,
Von denen einer, wie dort in dem Buch
Der heil'gen Bibel aufgezeichnet stehn.

Und daß sie so durchs arme Leben schleicht,
Mein Freund, sind vierzig lange Jahre her;
Doch laß uns gehn, dir wird das Auge feucht,
Der alten Jungfer spottest du nicht mehr.

1. **Erläuterungen:** Str. 5. V. 2. Asch heißt im Thüringischen der Blumentopf.

2. **Grundgedanke.** Der Dichter stellt uns hier ein Leben dar, welches für den oberflächlichen Blick ein armes und kaum der Beachtung wertes scheint: das Leben einer alten Jungfer. Arm ist allerdings die äußere Lage dieses Mädchens, deren Wohnung uns der Dichter betreten und betrachten läßt. Arm an äußeren Ereignissen ist ihr Leben. Tag für Tag muß sie für ihren Lebensunterhalt arbeiten, und wenige Seelen erkennen die Größe dieser Seele an. Sie spotten wohl gar des alten, vereinsamten Mädchens, und doch verdient sie den höchsten Preis, nicht nur um ihrer Ordnung und ihres Fleißes willen, sondern um ihrer treuen Liebe willen zu dem, mit dem sie einst glücklich durchs Leben zu gehen hoffte, den sie dann nach kurzer Freude des Brautstandes verlor, und welchem sie nun schon 40 Jahre die Treue über das Grab hinaus gehalten hat. Das kleine Bild des Toten ist ihres Hauses und ihres Herzens Kleinod; das Grab des Geliebten zu schmücken, ihre liebste Arbeit; für dieses pflegt sie während der Winterszeit ihre Blumen. Die Erinnerung an ihre Liebe ist die Freude und der Schmerz ihres Lebens, und Gottes Wort ihr Trost in allen Stunden der Trauer und der Einsamkeit. Verachten kann ein solches Wesen nur, wer es nicht kennt; denn wer es kennt, der muß den Wert auch anerkennen, wie denn solche Treue und Ergebung in Gottes Augen sicher hoch geachtet ist.

68. Dr. Luther bei dem Tode seines Lenchen.

[Ebd. S. 207.]

Als Luther's Lenchen krank zum Tode lag,
Da saß er an des Kindes Bett und sprach:
„Ich habe sie sehr lieb, doch ist's dein Wille,
Nimm, Herr, mein Kind, ich will dir halten stille.“
Und eine Thräne trocknet er geschwind
Und spricht zu seinem Töchterlein: „Mein Kind,
Mein liebes Lenchen, in des Himmels Höhn
Wohnt auch ein Vater, willst du zu ihm gehn?
Du bliebst wohl gern bei mir und ziehst auch gern
Zu jenem Vater, unser aller Herrn?“
Und Lenchen drauf: „Ja, Vater, wie Gott will!“
Der Doktor Luther aber weinte still
Und sprach: „Der Geist ist willig, aber ach!
Du liebes, liebes Kind, das Fleisch ist schwach!“
Und schwieg und fuhr dann fort: „Mein Gott, vergieb,
Ich hatte wohl mein Kind zu lieb, zu lieb!“
Und wie er wieder nach dem Lenchen schaut',
Da lag es tot als bleiche Himmelsbraut;
Die Mutter aber stand ein Schwert im Herzen
Und weinte überlaut, da sprach mit Schmerzen
Der Luther: „Liebes Weib, o halte stille
Doch unserm Herrgott, gnädig ist sein Wille!
Bedenke nur, wohin dein Kind gekommen,
Der Heiland hat es in sein Reich genommen:
Es ward erfüllt, was du im Traum geschaut:
Die Engel holten sich die Himmelbraut.“
Und als nun in dem Sarg sein Lenchen lag,
Da sah er's lange traurig an und sprach:
„Du liebes Kind wie wohl ist dir geschehn,
Bald ruft der Herr, dann wirst du auferstehn
Zur ew'gen Seligkeit, zur Himmelswonne,
Und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne.
Im Geiste bin ich fröhlich, doch das Herz
Ist trauervoll, das Scheiden macht ihm Schmerz.
Es ist doch wunderbar, es fest zu wissen,
Daß sie in Frieden ruht, und trauern müssen.“
Und als das Volk kam um, mit ihm zu klagen
Und Lenchen nach der Ruhestatt zu tragen,
Rief er gefaßt: „Laßt euer Trauern sein,
Zum Himmel schickt' ich eine Heil'ge ein.
Ich gab sie ihm, wie er sie mir gegeben;
Wer also stirbt, der hat das ew'ge Leben.“

Und als sein liebes Lenchen lag im Grabe,
Setzt er die Grabschrift ihr als Liebesgabe:

„Hier schlaf' ich, Doctor Luther's Töchterlein,
Ruh' mit allen Heil'gen in meinem Bettelein,
Die ich in Sünden ward geboren,
Hätt' ewig müssen sein verloren;
Aber ich leb' nun und hab's gut,
Herr Christ erlöst mit seinem Blut.

Die Erzählung von dem seligen Heimgange der dreizehnjährigen Magdalene Luther (geb. 1529) ist bekannt. Der Dichter weicht in keinem Punkte von der Überlieferung ab, schließt sich vielmehr in außerordentlich glücklicher Weise völlig an jene an; und doch ist, was er uns bietet, nicht etwa bloße Versifikation, sondern alles ist so völlig nachempfunden und zugleich so herzbeweglich ausgesprochen, daß man im Zweifel ist, ob man das Tröstliche in dem Inhalte der Erzählung höher anschlagen solle, oder die liebliche Form dieser Poesie. Allerdings ist die Erzählung selbst von ergreifender Wirkung, aber in des Dichters Mund wird dieselbe verdoppelt und zwar trotz der Selbstverleugnung, welche der Dichter hier geübt hat. Christentrauer und Christenfreude zugleich kann schwerlich in ergreifenderer Weise gefühlt werden, als von Luther, noch schöner dargestellt werden, als durch Sturm geschehen ist.

---

69. Das goldne Amen.

[Ebd. S. 209.]

Es las ein Bäuerlein im Bibelbuch
Und buchstabiert zusammen sich den Spruch:
„Wer solch ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
Der nimmt mich auf.“ Da pocht es an, da kamen
Von Frost geschüttelt und mit bleichen Wangen
Zwei arme Kindlein still verschämt gegangen
Und flehten: „Ach, erbarmt euch unserer Not
Und gebt uns nur ein kleines Stückchen Brot;
Wir pochten heut' schon an so manche Pforte,
Doch hörten wir nur überall die Worte:
Die Not ist groß, wir kommen selbst nicht aus,
Wir haben kaum für uns noch Brot im Haus.“
Da sprach das Bäuerlein: „Ach, lieber Gott!
Ich habe auch nur noch ein kleines Brot,
Und das muß für die ganze Woche langen.“
Da sah es Thränen auf den bleichen Wangen
Der Kinder, nahm das Brötchen aus dem Schrein
Und teilt es heiter in drei Stücke ein;
Für jedes Kindlein eins, für sich das dritte,

Und segnete das Brot nach frommer Sitte
Und sprach: „Nun liebe Kindlein, esset satt
An dem, was uns der Herr bescheret hat."
Da fiel sein Auge auf das Bibelbuch
Und sieh! es glänzte nach des Herren Spruch:
„Wer solch ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
Der nimmt mich auf", ein großes goldnes Amen.

Der Erläuterung bedarf diese durchaus verständliche poetische Erzählung nicht. Dem Inhalte und Tone nach ist dies Gedicht nahe verwandt dem Gedichte Knapps: Die Einladung. (Vgl. Erl. III³, S. 141.) Nur ist die Spitze der beiden Gedichte verschieden. In der „Einladung" hat ein Bauer den Herrn Jesum zu Tische geladen und dann an Christi Statt als sehnlichst erwarteten Gast einen nicht erwarteten Bettler bewirtet. Der Spruch: „Wer einen der Geringsten aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf" schließt dort die Erzählung, hier beginnt derselbe Spruch das Gedicht; und die That der Barmherzigkeit, von dem armen, frommen Bauersmanne geübt, ist als eine Frucht des Bibellesens anzusehen. Sie ist das thatsächliche Amen auf das gelesene Bibelwort, und ein thatsächliches Amen ist ein goldenes Amen, auch wenn das Auge des Wohlthäters nicht das goldene Amen in seiner Bibel neben dem Spruche sehen sollte, welches dieses Bäuerlein, so schwach im Lesen, so stark im Glauben und in der Liebe, in seiner Seligkeit gesehen hat. Was Sct. Jakobus sagt: „Derselbe wir selig sein in seiner That", das erfährt jeder, welcher ein derartiges Bibelwort nicht blos hört oder liest, sondern auch thut.

---

70. Wie schön leuchtet der Morgenstern.

Des alten Dorfschulmeisters liebstes Lied.

[Ebd. S. 211.]

Wie schön leuchtet der Morgenstern!
Hab doch kein andres Lied so gern!
Mit Thränen füllt sich jedesmal
Mein Auge, spiel' ich den Choral.
's war damals, als der alte Fritz
Noch stritt um Schlesiens Besitz,
Hier in den Schluchten lag sein Heer,
Der Feind dort auf den Höhn umher.
Da sah's im Dorf gar übel aus,
Die Scheuern leer, kein Brot im Haus,
Im Stalle weder Pferd und Kuh
Und vor dem Feind die Furcht dazu.
So hatt' ich eben eine Nacht
Mit Seufzen und Gebet durchwacht
Und stieg beim ersten Morgengraun
Den Turm hinauf, um auszuschaun,
Wie's draußen stünd'; 's war still umher,
Und ich sah keine Feinde mehr.
Da zog ich still mein Käpplein ab,
Dem lieben Gott die Ehre gab.
Horch! plötzlich trabt's ins Dorf hinein,
Der Himmel woll' uns gnädig sein!
Ein alter Schnauzbart jagt im Trab
Nach meinem Haus, dort steigt er ab;
Kaum bin ich unten, schreit er: „Lauf,
Schließ mir geschwind die Kirche auf:"

Ich bat: „Bedenkt, 's Gottes Gut,
Was man vertraut hat meiner Hut,
Und Kirchenraub bestraft sich schwer."
Doch er schrie wild: „Was schwafelt Er?
Flink aufgeschlossen, sonst soll Ihn —!"
Schon wollt' er seinen Säbel ziehn,
Da dacht' ich bang an Weib und Kind
Und öffnete die Kirch' geschwind
Und trat dann zagend mit ihm ein;
Mein Weib schlich weinend hinterdrein.
Er ging vorüber am Altar,
Hinauf dann, wo die Orgel war;
Da stand er still: „Gesangbuch her!
Hier den Choral da spielet Er,
Und daß Sie brav die Bälge tritt!
Marsch! Vorwärts jetzt und zögert nit!"
Ich fieng mit einem Vorspiel an,
Wie ich's mein Lebetag gethan.
Da fiel der Alte grimmig ein:
„Was soll mir das Geklimper sein?
Hab' ich's denn nicht gesagt dem Herrn:
Wie schön leuchtet der Morgenstern!" —
„'s nur das Vorspiel!" — „Dummes Zeug!
Was spielt Er den Choral nicht gleich?"
So spielt' ich denn, weil er's befahl,
Ganz ohne Vorspiel den Choral;
Der alte Schnauzbart sang das Lied,
Ich und mein Weib wir sangen mit.
Das Lied war aus, still saß der Mann,
Ein heißer Strom von Thränen rann
Ihm übers braune Angesicht,
Die funkelten wie Demantlicht.
Dann stand er auf und drückte mir
Die Hand und sprach: Da, nehmt das hier."
Es war ein großes Thalerstück.
Ich wies das Geld beschämt zurück;
Er aber rief: „Was soll das, Mann?
Bei Gott, es klebt kein Blut daran!
Gebt's an die Armen in dem Ort."
Drauf giengen wir zusammen fort,
Und noch im Gehen sprach er weich:
„Kein Lied kommt diesem Lied mir gleich.
Es hat mich in vergangner Nacht
Zum lieben Gott zurückgebracht.
's rief gestern Abend der Major
Vor unsrer Front: „Freiwill'ge vor!
's soll ein verlorner Posten stehn,
Dem Feinde nah', dort auf den Höhn;
Hat keiner Lust, hat keiner Mut?"
Das trieb mir ins Gesicht das Blut:
„Da müßten wir nicht Preußen sein!"
Ich rief's und trat rasch aus den Reihn;
Drei meiner Söhne folgten mir:
„Gehst du, so gehen wir mit dir!"
So zogen wir nach jenen Höhn,
Um dort die ganze Nacht zu stehn.
Es blitzte hier, es krachte da,
Es war der Feind uns oft so nah,
Daß er uns sicherlich entdeckt,
Wenn uns nicht droben Der versteckt.
Ja, Mann, ich hab' so manche Nacht
Im Feld gestanden auf der Wacht,
Doch war mir nie das Herz so schwer, —
's kam nur von meinen Jungens her;
Ihr habt ja Kinder, — nun, das wißt
Ihr selbst, was Vaterliebe ist.
Drum hab' ich auch empor geblickt
Und ein Gebet zu Gott geschickt;
Und wie ich noch so still gefleht,
Da ward erhöht schon mein Gebet,
Denn leuchtend gieng im Osten fern
Auf einmal auf — der Morgenstern,
Und mächtig mir im Herzen klang
Der längst vergessne fromme Sang;
Hätt' gern gesungen gleich das Lied,
Doch schwieg ich, weil's uns sonst verriet.
Zugleich fiel mir auch manches ein,
Was anders hätte sollen sein,
Vor allem, daß ich dieses Jahr
Noch nicht im Gotteshause war.
Das machte mir das Herz so schwer,
Das war's, das trieb mich zu Euch her."
Der Alte sprach's, bestieg sein Pferd
Und machte munter rechtsumkehrt.
Seht! Drum hab' ich das Lied so gern:
„Wie schön leuchtet der Morgenstern."

Und spiel' noch heute jedesmal
Ganz ohne Vorspiel den Choral,
Und wenn ich spiel', sitzt immerdar
Mir dicht zur Seite der Husar,
Ich höre seinen kräft'gen Baß
Und da — wird mir das Auge naß.

Zur Würdigung. Wunderbar sind und unzählig die Wege, auf welchen Gott die verirrten Kinder zu sich führt! Wie manches Gotteswort ist schon in der tiefsten Not ein Anker geworden, an welchen die verzweifelnde Seele sich anklammerte, getröstet und gerettet wurde; auch die glaubensvollen Kernlieder der alten Kirche, die in der Jugend gelernt und dann lange Zeit vergessen waren, sind in der Zeit besonderer Trostbedürftigkeit vielen zum Segen geworden. Eine solche, durch das berühmte Lied Philipp Nicolais hervorgerufene Erweckung aus dem gottlosen Leben zum lebendigen Glauben schildert uns der Dichter im vorstehenden Gedicht. Ein preußischer Soldat hat während des siebenjährigen Krieges einen sogenannten verlorenen Posten in nächster Nähe des Feindes übernommen, und seine drei Söhne, die mit ihm in demselben Regiment dienten, haben ihren Vater nicht allein lassen wollen, sondern an diesen gefährlichen Ort begleitet. Hier in unmittelbarer Nähe des Feindes verbrachten sie die Nacht, in jedem Augenblicke in der größten Gefahr, von dem Feinde entdeckt zu werden. Die Einsamkeit, die Nacht und die höchste Todesgefahr erwecken in dem alten, kriegergrauten Vater allerlei Gedanken, vor allem die Sorge um seine drei Söhne, und er betet zu Gott um ihr Leben, und wie eine göttliche Antwort auf sein Flehen erschien ihm der Morgenstern, welcher eben im Osten auftauchte. Zugleich fiel ihm das Lied ein: Wie schön leuchtet der Morgenstern. Sein ganzes vergangenes Leben, die gläubige Kindheit, seine Gottesferne im Mannesalter, alles das fällt ihm so heiß auf seine Seele, daß er, sobald er sich dienstfrei gemacht, in das nächste Dorf reitet, das lange schon gemiedene Gotteshaus wieder aufsucht und darin den Choral, welcher in der frühen Morgenstunde so tiefen Eindruck in seinem Herzen hervorgebracht hatte, sich spielen läßt. — Eine christliche und recht erbauliche Anekdote, aber immer doch eine Anekdote ist es, welche uns der Dichter poetisch zu gestalten unternommen hat. Aber in welcher Weise ist das geschehen! Wie erstaunlich sind die drei Bilder, welche der alte Dorfschulmeister vor uns entrollt! Das erste Bild zeigt uns die Not der Dorfbewohner in Kriegszeit und mit der Not die Furcht, beides als den Hintergrund für den Schrecken, welchen der auf dem Turme nach dem Heere ausschauende Dorfschulmeister empfängt, als ein Husar ins Dorf hereintrabt, vor dem Küsterhause absteigt und laut verlangt, daß die Kirche ihm geöffnet werde.

Und ein anderes Bild entrollt uns der Dichter. Wir sehen auf der Orgel den alten Kriegsmann stehen und aus dem Gesangbuche den Gesang: „Wie schön leuchtet der Morgenstern!" mit kräftiger und zugleich tiefbewegter Stimme singen, begleitet von den kräftigen Tönen der Orgel und von den Stimmen des Kantors und seiner Frau, welche erst an Mord und Kirchenraub gedacht und nun alle Furcht abgestreift haben.

Die Thränen, welche sie über die Wangen des alten Kriegers fließen sehen, haben sie getrost gemacht. Das war ein kurzer, aber ein herzergreifender Gottesdienst, der allen, welche ihn mitgefeiert haben, unvergeßlich geblieben ist.

Endlich das dritte Bild das zeitlich erste, und zugleich die Deutung für die beiden früheren. Wir sehen das feindliche Lager im Hintergrunde, im Vordergrunde aber vier Reiter, welche unter dem Schutze der Nacht und des Gehölzes, an dessen Saum sie auf der Lauer liegen, schweigend und spähend halten, ihnen gegenüber aber den tröstlichen Morgenstern.

Ich habe diese drei Bilder irgendwo gesehen: 1. den verlorenen Posten, 2. den vor dem Küsterhause absteigenden Husaren und 3. die kleine andächtige Gemeinde auf der Orgel, den Choral: Wie schön leuchtet der Morgenstern singend. Der Künstler ist mir unbekannt, aber ich kann nicht unterlassen zu gestehen, daß diese drei Bilder für mich der trefflichste Kommentar zu dem herrlichen Gedichte waren. Man kann es begreifen, daß dieses Ereignis dem Dorfschulmeisterlein sich unauslöschlich eingeprägt, man kann verstehen, daß er fortan dies Lied am liebsten gehabt und den Choral nunmehr allein und immer ohne Vorspiel gespielt hat.

Der alte Kriegsmann aber konnte in seiner Derbheit, der rauhen Schale, hinter welcher ein so unerwartet edler Kern steckte, nicht schöner gezeichnet werden, als es hier vom Dichter geschehen ist. Und hier zeigt sich hinwiederum der Dichter dem Maler überlegen. Dieser kann doch nur einige Augenblicke fixieren, jener führt uns die ganze Handlung vorüber von dem Augenblicke an, da der Küster oben auf dem Turme Ausschau hält, der Reiter ins Dorf herantrabt, bis zu dem Momente, wo der Reiter abziehend den Augen der tiefbewegten Küsterleute entschwindet. Zugleich fügt er die zeitlich frühere Handlung an der passendsten Stelle ein, indem er die Erzählung derselben dem Husaren in den Mund legt, und so bietet uns die Erzählung des alten wackeren Kriegsmannes die Lösung des rätselhaften Benehmens des Reiters und die Spitze in der lieblichen Dichtung Sturms.

---

71. Deutsche Herzen.

[Lieder und Bilder. II. Leipzig. Brockhaus. 1870. S. 41.]

1. König Konrad, Herr der Franken, liegt darnieder krank und bleich,
Und ihn quälen noch im Sterben Sorgen um das deutsche Reich,
Und zum Bruder spricht er leise: „Komm und reich' mir deine Hand;
Weiß ich doch, mit ganzer Seele liebst auch du dein Vaterland.

2. Dort die Krone wird noch heute, Eberhard, dein Erbe sein,
Doch auch dir wird's nicht gelingen, neuen Glanz ihr zu verleihn;
Nicht an Mut, an Glück nur fehlt es dir und mir im Schlachtenfeld,
Allzu treu an seine Fahnen fesselt es ein junger Held.

3. Herzog Heinrich wird nicht rasten, bis ein neuer Kampf entbrennt,
Der das Herzogtum der Sachsen von dem Reich der Franken trennt;
Deutschland mächtig zu erhalten durch der Einheit festes Band,
Gibt es nur ein einzig Mittel, und dies ruht in deiner Hand."

4. Schweigend kämpft im treuen Herzen Eberhard den schweren Streit,
Plötzlich flammt sein dunkles Auge, und er ruft: „Ich bin bereit!
Stirbst du, soll mit dir erlöschen unsers Hauses matter Schein,
Des verwaisten Thrones Erbe soll der Herzog Heinrich sein.

5. Und ich selber will ihm bringen Krone, Mantel, Lanz' und Schwert,
Daß im jugendlichen Helden Deutschland seinen König ehrt."
Da noch einmal in Verklärung leuchtet Konrads Angesicht,
Selig in dem Arm des Bruders ruht er, bis sein Auge bricht.

1. Geschichtliche Grundlage. Witukind erzählt in seinen „Sächsischen Geschichten": (Buch 1, K. 25. 26.) Der König Konrad zog nach Baiern und stritt mit Arnulf, und als er hier, wie einige erzählen, verwundet worden war, kehrte er in seine Heimat zurück. Und da er sich durch die Krankheit, sowie durch den Untergang seines früheren Glückssternes gebrochen fühlte, rief er seinen Bruder, der ihn zu besuchen gekommen war, und sprach zu ihm also: Ich fühle, Bruder, daß ich dieses Leben nicht länger erhalten kann, da es Gott nach seinem Ratschlusse so gebeut, und die Macht der Krankheit mich bezwingt. Deshalb gehe mit dir zu Rate und sorge, was dich hauptsächlich angeht, für das ganze Frankenreich, indem du auf meinen Rat, den deines Bruders, achtest. Wir können, Bruder, Truppen und Heere aufbieten und anführen, wir haben Burgen und Waffen nebst den königlichen Insignien, und alles, was die königliche Würde erheischt; außer Glück und Befähigung. Das Glück, mein Bruder, samt der herrlichsten Befähigung, steht auf Heinrichs Seite, das Heil des Staates liegt in der Sachsen Hand. Nimm also diese Insignien, die heilige Lanze, die goldenen Spangen nebst dem Mantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache Frieden mit ihm, damit du ihn für immer zum Verbündeten haben mögest. Denn warum soll das Frankenvolk samt dir vor jenem hinsinken? Er wird in Wahrheit ein König sein und Herrscher vieler Völker. Als er so gesprochen, erwiederte sein Bruder unter Thränen, er sei damit einverstanden. Darnach starb der König selbst, ein tapfrer, mächtiger Mann, tüchtig im Krieg wie im Frieden, freigebig und mild, und mit aller Tugend Schmucke geziert, und wurde begraben in seiner Stadt Wilinaburg (Weilburg) unter dem Jammer und den Thränen aller Franken.

Demnach begab sich, wie der König befohlen hatte, Eberhard zu Heinrich, stellte sich mit allen seinen Schätzen ihm zur Verfügung, schloß Frieden und erwarb sich dessen Freundschaft, die er bis an sein Ende getreulich und innig bewahrte."

---

*) Reinhold Schottin: Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Berlin 1852.

Diese Quelle oder eine ganz ähnliche hat ohne Frage **Sturm** benutzt und an derselben nur sehr wenig geändert. Das **Ereignis fand** übrigens im Jahre 918 am 23. Dezember statt.

2. Grundgedanke. Zwei wahrhaft deutsche Männer führt uns der Dichter hier vor, welche um der Einheit des Vaterlandes willen ihres Hauses Glanz opfern. Hochherzig ist des Sterbenden Gesinnung, welcher seinem persönlichen Feinde, dem Sachsenherzog Heinrich, nicht nur vergiebt, sondern sogar ihm die deutsche Krone zu übertragen rät — hochherziger ist des Lebenden That, welcher auf frühere Hoffnungen und allen Ruhm seines Namens und Glanzes verzichtet und dem die Krone überläßt, dessen kräftiger Geist nach seines sterbenden Bruders Einsicht dem Vaterlande die Einheit, die Macht und den Glanz früherer Tage wiederzugeben vermag. Der Verzicht wird beiden schwer, aber die Selbstverleugnung siegt in dem Kampfe mit der Selbstsucht; und dieser Sieg eben offenbart uns den edlen Charakter beider und ihre innige Liebe zum deutschen Vaterlande.

---

72. Die nächtliche Überfahrt der Zwerge.

(Köstritzer Sage.) [Ebd. S. 43.]

1. „Hol über! hol über!“ so ruft's durch die Nacht,
„Wir wollen dich reichlich belohnen,
Uns haben die Bauern verhöhnt und verlacht,
Wir mögen nicht länger hier wohnen;
Sie buken uns giftigen Kümmel ins Brot,
Nun treibt aus dem Land uns die bitterste Not;
Hol' über, Fährmann, hol' über!“

2. Der Schiffer hört es und löset den Kahn
Und steuert flink durch die Wellen,
Da drängen von allen Seiten heran
Gar winzige braune Gesellen;
Er führt sie hinüber mit rudernder Hand,
Doch kaum berühret der Kahn noch den Strand,
Ruft drüben es wieder: „Hol' über!“

3. So rudert er emsig die Hälfte der Nacht,
Er war ja den Zwergen gewogen,
Die mit ihm gar oft an dem Strome gewacht
Und mit ihm die Netze gezogen.
Und als ihm die Augen vor Müdigkeit schwer,
Da ruft es drüben vom Strande nicht mehr:
„Hol' über, Fährmann, hol' über!“

4. Und lächelnd denkt er: „Wo bleibt nun der Dank?
Mich schmerzen vom Rudern die Glieder.“

Da funkelt und blitzt es wie Gold auf der Bank,
Und staunend bückt er sich nieder
Und jauchzet: „Das nenn' ich mir reichlichen Sold,
Die Männlein bezahlen mit funkelndem Gold;
Doch wollt' ich, sie wären geblieben.

Eine sehr lebendige Schilderung des Abzugs der Zwerge. Einst wohnten sie in der Nähe, in den Häusern der Menschen, dienstfertig, ohne Lohn der Menschen zu erwarten. Allein die Menschen haben die fleißigen nützlichen Zwerge verhöhnt und mit schwarzem Undanke belohnt, sie haben die Zwerge beleidigt und beschädigt. Diese aber können nicht bleiben, wo man sie so kränkt, reizt und verfolgt, und so leid es ihnen ist, ihrer Heimat den Rücken kehren zu müssen, so sind sie doch alle fest entschlossen zu gehen; und nicht nur die unmittelbar Beleidigten, sondern alle ziehen ab; denn in einigen ist die Gesamtheit beleidigt. Der Fährmann bringt sie ans andere Ufer, er allein wird noch eines reichen Lohnes gewürdigt. Es ist die Abschiedsgabe. Seitdem hat man von der Thätigkeit der Zwerge nichts mehr vernommen.

So schließt die dichtende Phantasie des Volkes die große Fülle der Märchen und Sagen von dienstbaren Zwergen, Wichten und Heinzelmännchen ab und erklärt uns, warum die Zwerge nicht nur an einzelnen Orten nicht mehr erscheinen und thätig, sondern aus dem ganzen Lande ausgewandert sind: Der Menschen Undank hat die kleinen Schutzgeister der Menschen vertrieben.*)

---

73. Vor und nach der Schlacht.

[Ebd. S. 155.]

1. Was weinest du, Mutter? „O, frage nicht, Kind,
Warum von den Wangen die Thräne mir rinnt;
Dein Vater liegt draußen zur Nacht im Feld,
Die Erde sein Pfühl und der Himmel sein Zelt."

2. Was lauschest du, Mutter? „Mir ist so bang,
Im Ohr dröhnt mir der Trommel Klang.
Sie weckt deinen Vater, er träumet nicht mehr,
Er richtet sich auf und er greift zum Gewehr."

3. Was betest du, Mutter? „Hilf beten, mein Sohn!
Am Himmel erbleichen die Sterne schon,
Im Osten dämmert der Morgen herein;
Allmächtiger Gott, erbarme dich sein!"

4. Was zitterst du, Mutter? „Mein Kind, mein Kind,

*) In mancher Beziehung hat dies Gedicht Ähnlichkeit mit dem Gedichte Wolfgang Müllers von Königswinter: „Nächtliche Überfahrt zu Speier." (Vgl. Erl. III[3], S. 256.)

Wer weiß, wie bald wir verlassen sind!
Es wogen wie Dampf die Nebel im Thal,
Und blutrot ist der Sonne Strahl."

5. Und Tage vergiengen in Angst und Not,
Im Felde mähte geschäftig der Tod;
Ein Abend kam, und es kam eine Nacht
Und mit ihr der Held aus der siegreichen Schlacht.

6. Er klopfte leis an das Kämmerlein
Und stand umdämmert vom Mondenschein;
Weit klafften die Wunden am blutigen Haupt,
Doch war die Stirn mit Lorbeern umlaubt.

7. Aufschrie das Weib und umschlang ihr Kind;
Die Gestalt zerrann, wie Nebel zerrinnt.
Ein Reiter brachte ums Morgenrot
Die Kunde von seinem Heldentod.

In einem Cyklus von Liedern des Dichters: „Aus dem Soldatenleben" findet sich dieses Gedicht, in welchem zunächst neben der Unbefangenheit des Kindes, welches von den dem Vater drohenden Gefahren nichts weiß, die zunehmende Angst der um das Leben ihres fernen, unter den Waffen stehenden Mannes bangenden Mutter trefflich geschildert und zuletzt die Totenerscheinung, von welcher so viele zu erzählen wissen, sehr glücklich eingeflochten ist. Die Mutter sieht ihren Mann heimgekehrt; mit Lorbeeren ist sein Haupt bekränzt, aber der Schädel ist zerspalten; bald zerrinnt die Gestalt; — das arme Weib weiß genug: Ihr Mann ist tot, sie ist eine Witwe, ihr einziges Kind eine Waise geworden. Der Bote, welcher am anderen Tage kommt, sagt ihr nichts Neues mehr, er bestätigt nur, was sie gesehen hat. Der einzige Trost in dem unsagbaren Leide ist die Nachricht, daß der Tod ihres Vielgeliebten ein heldenmütiger und ruhmvoller war.

---

74. Gewitter.

[Immergrün, neue Lieder von Jul. Sturm. Leipzig, Amelang's Verlag. S. 39.]

1. Der Sturm hat mächtig die Flügel erhoben
Und jagt die Wolken vor sich her;
Er predigt gewaltig mit Brausen von oben:
„Gott ist der Herr und keiner mehr!"

2. Jetzt reißt der Blitz mit flammendem Grimme
Sich von der dunkeln Wolke los
Und weckt des Donners rollende Stimme,
Und weithin hallt es: „Der Herr ist groß!"

3. Vom Regen schwollen Bäche und Seen,

Und wieder wird der Himmel klar;
Es predigt die Luft mit erquicklichem Wehen:
„Der Herr ist gütig immerdar."

4. Und Rosen und Thymian duften am Raine,
Es schüttelt der Baum die Tropfen vom Kleid,
Und jubelnd singen die Vöglein im Haine:
„Gott ist die Liebe in Ewigkeit."

Auch die Natur ist Gottes Buch und Offenbarung; auch sie predigt dem, welcher hören kann und will, Gottes Eigenschaften, und besonders reich und eindringlich ist die Predigt des Gewitters. Sturmesbrausen, Blitzesflammen, Donnerrollen und Wasserfluten predigen die Größe, die Majestät, die Allmacht, Allwissenheit und Heiligkeit Gottes und erwecken in dem Menschen mit dem Gefühle der eigenen Schwäche und Ohnmacht auch die Erkenntnis der Sünde und des Zornes Gottes; — das ist die Bußpredigt des Gewitters.

Wenn aber dann der Himmel sich wieder klärt, und wir die erquickliche Luft einatmen, wenn die Blumen neu erquickt noch einmal so lieblich duften, und die Vögel von neuem ihre Jubellieder singen, dann klingt alles wie eitel Evangelium, und die Predigt lautet: Gott ist die Liebe in Ewigkeit.

---

75. Dr. Luther am Schreibtisch.

[Ebd. S. 78.]

1. Der Doktor Luther saß und sann,
Sein Söhnchen stand dabei,
Und Luther schrieb und Hänschen sang,
Als ob's ein Vöglein sei.

2. Studiere, wer studieren mag,
Bei solchem Klang und Sang!
Ein strenger Blick, ein ernstes Wort! —
Dem Kleinen wurde bang.

3. Doch lange währt' es nicht, so klang
Das Liedchen fort aufs neu,
Nur sang das Hänschen leiser jetzt
Und mit geheimer Scheu.

4. Da lächelte der Gottesmann,
Weil ihm ein Gleichnis kam,
Das er von seinem lieben Kind
Für sich und uns entnahm.

5. Er schrieb: „Also will Gott es auch,
Des Güte täglich neu:
Wir sollen vor ihm fröhlich sein
In ehrerbiet'ger Scheu."

Noch ein schöner Zug aus dem Leben unseres großen Reformators. Sein liebes Hänschen, der erstgeborene Sohn, spielt in des Vaters Studierzimmer, springt und singt, während der Vater über ernsten, schweren Dingen sinnt und forscht. Endlich reißt dem Vater die Geduld, und er verweist dem überlauten Kinde sein Jubilieren und Singen. Der Knabe verstummt; aber nach einer kleinen Weile hebt er wieder mit Singen an; nur singt er jetzt leiser und in ehrerbietiger Scheu vor dem strengen und doch gewiß ebenso liebreichen Vater. Luther hört die neue Weise, aber

er stört den Sänger nicht. Er findet darin ein Gleichnis, eine **praktische** Auslegung des Bibelwortes: Freuet euch in dem Herrn allewege. Wir Christen sollen uns freuen, aber unsere Freude soll durch die Gottesfurcht gedämpft und geheiligt werden.

---

76. Gelimer.

[Ebd. S. 21.]

1. Auf hartem Stein saß Gelimer
Inmitten blasser Leichen,
Es machte seine Helden all'
Schwert und Hunger erbleichen.

2. Voll Scharten war des Königs Schwert,
Sein Schild durchfurcht von Hieben,
Der Leib voll Wunden, doch sein Mut
War ungebeugt geblieben.

3. Zwei Knaben saßen dicht bei ihm
Vor halberloschnem Brande,
Der eine war sein Enkelkind,
Der andre aus niederem Stande.

4. Sie blickten beide voller Gier
Starr in die heiße Asche,
Drin buk ein Brod, und jeder sann
Wie er's für sich erhasche.

5. Schon fuhr das hungernde Fürstenkind
Zum Mund mit dem seltenen Bissen,
Als sein Gespiel das dampfende Brod
Ihm mit Gewalt entrissen.

6. Da sah die Sonne zum ersten Mal
Sich Gelimers Blicke umfloren;
Der König gab um ein hungernd' Kind
Reich und Krone verloren.

1. Historische Grundlage. Über Gelesimer oder Gelimer berichtet uns Prokopius (de bello Gothico II, 6) und auf Grund dieser Quelle Bäßler (Sagen aus der Geschichte des deutschen Volkes) Folgendes:

Als Gelimer, der letzte König der Vandalen, von Belisar in der Feldschlacht geschlagen und seines großen blühenden Reiches in Afrika verlustig geworden war (533), warf er sich mit dem Reste seines Heeres in die numidische Bergfeste Pappua. Dorthin schickte Belisar den Heruler Pharas ihm nach, daß er den Berg mit seiner Reiterschar bewachen und umschlossen halten solle, bis der Hunger den Feind zur Übergabe nötigen werde. Lange Zeit hielt Gelimer die Belagerung tapfer aus, bis ihm Pharas in einem Briefe freundlich zusprach: er solle der Großmut des Kaisers vertrauen und nicht durch hartnäckiges Widerstreben gegen das Schicksal sich noch elender machen. Da nun Gelimer das menschliche Herz seines Gegners sah, schrieb er ihm wieder: „Bewillige mir meine Bitte, lieber Pharas, und schicke mir eine Leier, ein Brot und einen Schwamm." Über diese Bitte verwunderte sich Pharas, da er nicht wußte, was sie bedeuten sollte. Der Überbringer des Briefes erklärte sie ihm und sprach: „Gelimer hat ein Brot begehrt, weil er ein solches nicht mehr zu sehen bekommen, seitdem er den Felsen von Pappua erstiegen hat; er bedarf eines Schwammes, weil ihm vom vielen Weinen das eine Auge blind geworden ist; nach einer Leier aber sehnt er sich, um bei ihrem Klange den Kummer seines Herzens in Liedern auszuschütten." Da ergriff den

Pharas Trauer über den Wechsel menschlicher Größe, und er sandte dem unglücklichen Könige, was er begehrt hatte.

Es scheint, als ob der Dichter außer dieser noch eine andere Quelle benutzt habe. Jedenfalls ist die Wendung im Schicksale des Gelimer und die Spitze des Gedichtes eine durchaus andere und eine weit ergreifendere, als die oben angeführte Quelle uns aufzeigt.

2. **Grundgedanke.** Weder Schwert noch Hunger haben den letzten Vandalenkönig bezwungen, wohl aber die Vaterliebe, welche den Hunger eines Enkels nicht länger mehr mitansehen konnte. Der Dichter drückt diesen Grundgedanken sehr schön in den Worten aus:

Der König gab um ein hungernd' Kind
Reich und Krone verloren.

Leben des Dichters.

Am 21. Juli 1816 wurde Julius Sturm zu Köstritz, im Fürstentum Reuß, geboren. Von seinem frommen Vater empfing er eine treffliche Erziehung. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Gera. Von 1837—1841 studierte Sturm in Jena Theologie, war dann 2 Jahre hindurch in Heilbronn in Schwaben Hauslehrer, und lernte in dieser Zeit vor allem Justinus Kerner und Nikolaus Lenau näher kennen; dann verbrachte er in ähnlicher Stellung ein Jahr zu Friesen im Königreich Sachsen, worauf er zum Erzieher des Erbprinzen Heinrich XIV. von Reuß-Schleiz ernannt und mit dem Titel Professor beschenkt wurde. Im Jahre 1850 ward er Pfarrer zu Göschitz bei Schleiz, heiratete die Tochter des Kirchenrats Schottin zu Köstritz, Auguste, verlor aber diese seine erste Gattin im folgenden Jahre an seinem Hochzeitstage wieder. Im Jahre 1857 wurde er zum Pastor seines Geburtsortes ernannt, und dort wirkt er noch von der Huld seines Fürsten durch den Titel Kirchenrat geehrt, nicht nur zum Segen für seine Gemeinde, sondern für die weitesten Kreise. Seine zweite Gattin ist eine Schwester der verstorbenen ersten.

Sturm ist einer der fruchtbarsten Lyriker in der Gegenwart. Seine Gedichte zeichnen sich nicht nur durch alle formalen Schönheiten aus, sondern vor allem durch die Tiefe, Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, durch eine ernste und dabei milde, weitherzige Frömmigkeit, durch feurige Liebe zum Vaterlande, durch Frische und Gesundheit der Lebensanschauungen; auch in der Ballade, Parabel und Legende hat Sturm Tüchtiges hervorgebracht. Seine Fabeln endlich zeigen ihn als einen gründlichen Beobachter der Natur und der Zeit. Der Dichter steht auf diesem Gebiete auf Lessing's Schultern, mit dessen ungereimten Fabeln seine gereimten in der Kürze, in der Schärfe der Pointe und in der Originalität der veranschaulichten Wahrheiten wetteifern. Auch er ist, wie Lessing, in der Um- und Weiterbildung alter Fabeln geschickt und glücklich.

Schriften des Dichters.

Gedichte. Leipzig. 1850. Brockhaus. 1 Thlr. — 2. Aufl. 1854. — 3. A. 1862 — 4. Aufl. 1873. 1 Thlr. — 5. Aufl.

Fromme Lieder. 2. Aufl. 1855. Ebd. 24 Sgr. — 4. Aufl. 1860. — 5. Aufl. 1864. 1 Thlr. — 7. Aufl. 1869. 1 Thlr. — 8. Aufl. 1874. — 10. A. 1884.

Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe. 1851. Ebd. 12 Sgr.

Neue Gedichte. Leipzig. 1856. Ebd. 1 Thlr.

Neue fromme Lieder und Gedichte. Ebd. 1858. 1 Thlr. 10 Sgr. — 2 Aufl. 1870 1 Thlr.

Für das Haus. Liedergabe. Ebd. 1862. 1 Thlr.

Hausandacht in frommen Liedern unserer Tage für stille Morgen- und Abendstunden. Leipzig. 1866. Amelang. 1⅔ Thlr. — 2. Aufl. 1870. 2 Thlr. — 3. Aufl. 1876.

[Stilles Leben. Leipzig. Amelang 1865. 22½ Sgr. 3. Aufl. 1884. Eingeführ von Jul. Sturm.]

Kampf- und Siegesgedichte. Halle. 1870. Barthel. 60 Pf.

Israelitische Lieder. 2. Aufl. Halle. 1867. Barthel. 12 Sgr. 3. A. 1883.

Lieder und Bilder. 2 Tle. Leipzig 1870. Brockhaus à 1 Thlr.

Von der Pilgerfahrt. Dichtungen. Halle 1868. Barthel 1 Thlr.

Jahrbuch relig. Poesien. Hsg. als Beibl. zu Ohlys Mancherlei Gaben x. Wiesbaden, Niedner. 1870. ff. à 16 Sgr.

Kinderlieder für meine Kleinen. Komponiert für Haus und Schule von R. Graner. Gera, Griesbach. 1871. 16 Sgr. Prachtausg. 1 Thlr.

Spiegel der Zeit in Fabeln. Leipzig, Brockhaus. 1871. 16 Sgr. Mit Goldschn. 24 Sgr.

Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. Leipzig. Brockhaus. 2,40 Mk. 1. und 2. A. 1876.

Das Buch für meine Kinder. Märchen und Lieder. Mit Holzschnitten Leipzig. 1877. Dürr. 6 Mk.

Immergrün. Neue Lieder. Illustriert von P. Thumann. 1879. 10 Mk. Leipzig, Amelang.

Aufwärts. Religiöse Gedichte. Leipzig 1881, Brockhaus.

Ich bau auf Gott. Bremen 1883, Heinsius.

Dem Herrn mein Lied. Ebd. 1884.

Neue Fabeln. Leipzig 1881, Dürr. Illustriert von Flinzer.

Richter-Sturms Kinderleben. Basel, Riehm. O. J.

Demnächst erscheinen Balladen und humoristische und satirische Gedichte.

Ludwig Uhland.

77. Die Kapelle. 1805.

[Uhlands Gedichte und Dramen. Volksausg. I, S. 21. Stuttgart 1863.]

1. Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe
Die sich freuten in dem Thal,
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.

1. Die Dichtgattung: Das Gedicht: „Die Kapelle“ ist ein Lied, gehört also der lyrischen Poesie an.

2. Struktur: Das Lied ist in drei vierzeiligen Stophen abgefaßt. Die Reimform ist abab, und es sind somit die Reime gekreuzt.

Von diesen Reimen ist a ein weiblicher oder klingender, b ein männlicher oder stumpfer Reim.

Die erste und dritte Zeile ist ein vierfüßiger, vollständiger trochäischer Vers (versus tetrameter trochaicus acatalectus), die 2. und 4. Zeile ist ein unvollständiger, vierfüßiger trochäischer Vers (Tetrameter trochaicus catalecticus). Das Reimbild der Strophe ist:

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — ◡ — ◡ —
— ◡ — ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — ◡ — ◡ —

3. **Paraphrase**: Auf einem Berge steht eine stille Kapelle, von welcher man ins Thal hinabsehen kann. Dort im Thale läßt ein munterer Hirtenknabe seine fröhlichen Lieder laut erschallen. — Jetzt ertönt die kleine Glocke der Kapelle, und ein trauriger Grabgesang wird hörbar. Dem Knaben unten im Thale ist alle Lust zum fröhlichen Singen vergangen, er hört dem Gesange droben in der Kapelle zu. — Und eine Stimme sagt dem Knaben: Dort oben trägt man zur Ruhe des Grabes, die sich hier unten im Thale gefreut haben, und über kurz oder lang ist auch dein singender Mund geschlossen, und über deinem Grabe öffnen sich die Lippen des Leichenchors zum Grabgesange.

4. **Inhalt und Wert des Gedichtes**: Droben und drunten, laut und still sind die doppelten Gegensätze, welche in den zwei ersten Strophen je zweimal, aber in umgekehrter Ordnung, zum Ausdruck kommen und in der dritten Strophe in doppelter Weise in Verbindung gebracht werden.

Wir sehen eine stille Kapelle, und zwar auf der Höhe, von welcher man ins Thal hinabschaut — und zugleich einen fröhlichen Hirtenknaben unten im Thale, der beim Weiden der Herde auf quellenreicher Wiese seine fröhlichen Lieder erschallen läßt, daß sie am nahen Berge ein helles Echo finden (Str. 1). —

Jetzt ertönt oben das Glöcklein der Grabkapelle und der Grabgesang des Leichenchors, Zeichen, daß man einen Toten zur letzten Ruhe bringt; drunten aber im Thal ists nun ebenso still, als es vorher auf dem Berge in der Kapelle war; der Knabe mag nicht mehr seine lustigen Lieder singen, sondern lauscht, ernst geworden, dem ernsten, traurigen Gesang und Geläute (Str. 2).

Berg und Thal hängen näher zusammen, als es scheint —; denn die Thalbewohner werden einst zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht neben der Grabkapelle auf dem Berge. Über dem Grabe derer, die einst fröhlich drunten waren, ertönt dann das Trauergeläut und der ernste Gesang. Auch des fröhlichen, im Thal geborenen, Hirtenknaben liederreicher Mund wird einst sich schließen, und auf dem Berge wird sich das Grab aufthun, das seinen Leib aufnimmt, und die Lippen eines Leichenchors, die den Grabgesang anstimmen. Das sind die Gedanken, welche in dem Hirtenknaben aufsteigen und ihn, den erst fröhlichen, nun so ernst machen. (Str. 3).

Das ganze Lied ist eine Ausführung des Gedankens: **Memento mori** (Gedenke, daß du sterben wirst).

5. **Erläuterungen:**

Kapelle = eine neben oder in den Totenhöfen oft sich vorfindende Grabkapelle.*) — „Schauet still ins Thal hinab." Diesen Tropus, darin bestehend, daß man leblos-sinnlichen Gegenständen oder abstrakten Begriffen Handlungen, Empfindungen, Eigenschaften 2c. lebendiger Wesen, namentlich vernünftiger Wesen beilegt, nennt man Personifikation oder Prosopopöie. „Stille sind die frohen Lieder." = sie verstummen, ebenfalls eine Personifikation der Lieder statt: der Knabe verstummt.**)

„Singt man dort einmal" = früher oder später, wer weiß, wann? Aber vielleicht bald!

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende,
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
Ach wie geschwinde, wie behende
Kann kommen unsre Todesnot.
Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut,
Machs nur mit meinem Ende gut!

6. **Aufsatzthemata:**

1. Gedankengang des Liedes: „Die Kapelle." — 2. Beschreibung eines Bildes: Die Kapelle. — 3. Vergleichung mit Kerners: Der Wanderer in der Sägemühle. (Vgl. Erl. III[3], S. 86.)

[Litterarisches: *Kriebitzsch, Musterst. S. 134. — *Siebensachen. S. 22. — *Reuter S. 373. — *Armknecht S. 47.]

---

78. Das Schloß am Meere. 4.—5. Nov. 1805.

[Ebd. II. S. 25.]

1. Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

2. Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut. —

3. „Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher." —

4. Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten- und Festgesang?

---

*) Als Ort wird die Wurmlinger Kapelle bei Tübingen bezeichnet, welche außer Schwab und K. Mayer auch Nik. Lenau besungen hat. (Vgl. Erl. III[3], S. 191.)

**) Über die Tropen ist ausführlicher gehandelt in der Erläuterung des Gedichtes: die drei Indianer, von Nik. Lenau. (Vgl. Erl. III[3], S 179 ff.)

5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

6. Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

7. Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar? —

8. „Woh sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

1. **Form**: Nibelungenstrophe. Wenn man 2 Strophen jedesmal vereinigt, so hat man eine der alten Nibelungenstrophe ähnliche Strophe, aus 8 Kurzzeilen bestehend, in welchen je 3 Hebungen vorkommen. Die Zahl der Senkungen ist verschieden (3—5). Alle Kurzzeilen sind jedoch gereimt, während bei der alten Nibelungenstrophe in der Regel nur die graden Kurzzeilen reimen. Außerdem hat die achte Kurzzeile hier nicht 4, sondern nur 3 Hebungen. In diesen Stücken ähnelt also dieser Ballade Form der neueren Nibelungenstrophe, wie sie in König Enzios Tod gebaut (Vgl. Erl. II³, S. 292.) ist. Uhland hat freilich sein Gedicht in acht Strophen zu 4 Versen abgeteilt, also würde jede Strophe eine halbe Nibelungenstrophe ausmachen. Der Reim ist bei den graden Zeilen oder Versen stumpf, bei den ungraden klingend.

Übrigens führt grade diese in acht Kurzzeilen zerlegte alte Nibelungenstrophe, in welcher alle Kurzzeilen gleich lang geworden und sämtliche gereimt sind (die graden stumpf, die ungraden klingend) den Namen: Hildebrandston. Dieses Metrum war im 15. und 16. Jahrhundert sehr gebräuchlich in den epischen Volksliedern und ist wegen der Einfachheit und des Wohlklangs, der dieser Strophe eignet, bei dem Volke und auch in dieser Kunstpoesie beliebt geblieben.

Aus dem 15. Jahrhundert stammt die Strophe:

Ich solt zu Land ausreiteu,
sprach meister Hildeprant,
das mir vor langen zeiten
die weg warn vnbekannt;
fan Pern in landen waren
vil manchen lieben tag,
das ich in dreissig jaren
fraw Gut ich nie enpflag.

(Kaspar von der Rhön.)

In die kirchliche Poesie gieng dieselbe über, vgl. Paul Gerhards: „Befiehl du deine Wege." Die Bänkel-, Markt- und Drehorgelsänger gebrauchen sie noch mit Vorliebe. Nicht minder die Kunstdichter bis in die neueste Zeit.

2. **Inhalt**: Nahe am Meere steht ein Königsschloß in herrlicher Umgebung. Einst trafen zwei Männer zusammen, welche beide jene

Gegend, freilich zu verschiedener Zeit, durchreist hatten. Als der letzte Reisende jener Gegend erwähnt, wird der erstere an einen der schönsten Tage seiner Reisen erinnert, nämlich an den Tag, an welchem er das Königsschloß am Meere gesehen, besucht hat. So fragt er denn — und damit beginnt unser Gedicht — den andern, ob er auch das Schloß gesehen habe, hoch über dem Meeresspiegel emporragend; aus seiner Frage schon erkennt man, welche fröhlichen Erinnerungen jetzt in ihm wachgerufen sind und welche köstliche Stunden er damals durchlebt haben mag, als er vor dem Schlosse stand. Begeisterung strahlt aus seiner Frage, aus seinen Augen heraus, die Begeisterung macht ihn zum Dichter in der Schilderung des Schlosses und seiner Lage.

Ganz anders fühlt der zweite Besucher. Er ist freilich auch zu einer anderen Tageszeit dagewesen. Aber schon die ganze Umgebung hat auf ihn einen wehmütigen Eindruck gemacht. Es war am Abend, als er das Schloß besuchte, die Gegend war durch einen grauen Nebelschleier zugedeckt, und der Mond mit seinem bleichen Lichte beleuchtete das Schloß.

Der erste Besucher ist offenbar etwas enttäuscht über die kühle Beschreibung des Schlosses seitens seines Bekannten; doch ahnt er noch keineswegs den eigentlichen Grund davon, daß ihre Schilderung so grundverschieden ist. Vielleicht bedauert er seinen Freund, daß der Nebel und die Nacht, auch das eigentümlich wirkende Mondlicht denselben teilweise um den Naturgenuß gebracht haben; doch wird er gewiß ebenso hingerissen sein von dem Wallen der Wogen, dem frischen Windhauche, welche das Saitenspiel und den Festgesang in den Hallen des Schlosses so trefflich begleiteten.

Allein der Gefragte weiß von dem frischen Windhauche und von dem Branden der Wogen nichts zu erzählen. Er war vollständige Windstille auf dem Lande und auf dem Meere. Er hat auch, keinen Jubel, Festgesang und kein fröhlich Saitenspiel vernommen, sondern nur ein Klagelied gehört, das ihn so tief ergriffen hat, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte.

Das ist für den Frager eine neue Enttäuschung, ein neues Rätsel. Doch zum dritten Male fragt er, und diesmal nach den Schloßbewohnern, ob der Freund den König und die Königin, in dem Glanze königlichen Schmuckes, und vor allem die schöne Jungfrau, die Königstochter, geschaut habe, deren goldnes Haar heller glänzte, als das Gold der Kronen auf den königlichen Häuptern, und deren Schönheit, wie eine Sonne, die Angesichter der hochbeglückten Eltern erhellt habe.

Der Gefragte hat die Eltern, König und Königin gesehen, aber ohne den Schmuck der Kronen, ohne Festgewänder, ohne Wonne und Freude, schwarz gekleidet, tiefe Wehmut im Antlitz; — die Jungfrau fehlte.

„Die Jungfrau sah ihn nicht.“ Mit diesen Schlußworten ist der große Kontrast zwischen den beiden Schilderungen erklärt, von welchen eine so ergreifend wirkt, als die andere, die große Veränderung aufgedeckt, die im Schlosse vor sich gegangen ist und sich auch der

Umgebung mitgeteilt hat, ja sogar auf das Herz eines Fremden einen unverwischbaren Eindruck gemacht hat: Des Hauses Krone, die traute Königstochter, das einzige Kind ist den Eltern durch den Tod entrissen.*)

3. **Grundgedanke**: Den Kontrast in dem Schlosse, in der Umgebung, in der Schilderung der Besucher darzustellen zwischen der Zeit, wo die Königstochter noch blühte, und der andern, wo sie verwelkt war, das ist die Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt, welche er meisterhaft gelöst hat.

4. Der **Vortrag** dieser schönen Ballade wird auch dadurch wesentlich gewinnen, wenn zwei Schüler gesprächsweise das Gedicht vortragen.

5. **Aufgaben**: 1. Gedankengang der Ballade. (Vgl. oben!) — 2. Vergleichung dieses Gedichtes mit: Zwei Heimgekehrte von Anast. Grün. (Vgl. Erl. II³, S. 283.)

[Litterarisches: *Viehoff, ausgewählte Stücke I, S. 248. — Armknecht, S. 124.]

---

79. Der blinde König. 1804 und 1814.

[Ebd. II, S. 17.]

1. Was steht der nordschen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bitterm Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

2. „Gib, Räuber aus dem Felsverlies
„Die Tochter mir zurück!
„Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß,
„War meines Alters Glück.
„Vom Tanz auf grünem Strande
„Hast du sie weggeraubt,
„Dir ist es ewig Schande:
„Mir beugts das graue Haupt."

3. Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber groß und wild:
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn littens die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

4. Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mirs, daß ich fechte!
„Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

5. „O Sohn, der Feind ist riesenstark,
„Ihm hielt noch keiner Stand.
„Und doch, in dir ist edles Mark,
„Ich fühls am Druck der Hand.
„Nimm hier die alte Klinge!
„Sie ist der Skalden Preis.

---

*) Der berühmte Maler Lessing hat uns ein ausgezeichnetes Bild: „Das trauernde Königspaar", durch dieses Uhlandsche Gedicht veranlaßt, geschenkt.

„Und fällst du, so verschlinge
„Die Flut mich armen Greis!“

6. Und horch! Es schäumet und es rauscht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben,
Und dumpfer Wiederhall.

7. Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert (ich kenns am guten Klang)
Es gab so scharfen Laut.“ —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!“

8. Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht.“ —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.“

9. „Willkommen!“ ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang.“

1. Erläuterungen:

Str. 1. 2. Bord = Ufer; hier ist ein erhöhetes Ufer, ein Felsvorsprung gemeint.

Str. 2. Felsverlies. Verlies wird nicht von verlassen („Verließ“) abzuleiten sein. In Holland heißt Verlies sowohl Verlust als Gefängnis. Somit hängt das Wort mit verlieren (mhd. verliesen) zusammen.

Str. 3. Hüne wird in Niederdeutschland statt Riese gebraucht. Der Zusammenhang des Wortes mit Hunne steht fest.

Str. 5. Skalden (altn. skalld) hießen Dichter oder Sänger der nordischen Völker. Preis = Gepriesenes (von den Skalden). Sonst heißt auch Preis soviel als Wert, vgl.: sie, aller Harfen Preis (Uhlands: Sängers Fluch). Dort ist also der Sinn: Sie steht allen Harfen an Wert gleich.

Str. 8, 8. Gunild, eig. Chunihilt, die Heldin aus vornehmem Geschlechte. (Kehrein).

2. Zur Würdigung: Der Hauptvorzug dieser Dichtung liegt in der Einheit der Scene. Alles, was geschieht, vollzieht sich vor unseren Augen und Ohren. Wir verlassen den armen blinden König keinen Augenblick. Der Räuber steht in der Ferne, und doch kann man sein Höhnen hören und verstehen; zu ihm fährt der Sohn und kämpft mit ihm auf dem Eilande um das Leben, die Freiheit und Unschuld der Schwester, wir hören und sehen ihn kämpfen und siegen, wir hören und sehen ihn mit der teuren Beute zurückkommen. — Prächtig ist auch sonst die Darstellung, die Charakteristik der einzelnen Personen sowohl, als die ganze Klangfarbe der Dichtung.

Der König, einst ein tapferer, sieggewohnter Held und nun durch das hohe Alter und den Verlust des Augenlichtes eine gebrochene Größe, mit Leid und Trauer an sich bedeckt, erfährt jetzt noch das Schwerste, was er je hätte erfahren können: Ein benachbarter Riese hat ihm seine einzige Tochter, die Freude seines Alters, die mit süßem Spiel und Lied den alten Vater und Helden tröstete und unterhielt, geraubt. Die Riesennatur, wie sie in der alten deutschen Mythologie uns entgegentritt, ist hier in vollster Treue gezeichnet; heimlich konnte er einem Vater die Tochter rauben, als diese arglos am Strande spielte; der Rohe achtet weder die Angstrufe noch die Thränen des unglücklichen Mädchens, er denkt nicht an die Schmerzen des Vaters, dem das Weib schon fehlt, dessen Leid schon groß genug ist und unheilbar. Den Klagen des Königs gegenüber ist er taub, unempfindlich, oder mehr noch: er wagt es, den König noch in seinen Schmerzen zu verhöhnen. Und keiner der Fechter, der Ritter und Knappen in des Königs Umgebung, wagt den Kampf mit dem übermächtigen Riesen. Als aber der Schmerz des blinden Königs in das Wort der bitteren, fast verzweiflungsvollen Trostlosigkeit ausbricht: „Bin ich denn ganz allein?“ da tritt der jugendliche Sohn hervor, in dessen Herzen die Bruder- und Kindesliebe, vor allem das Anschauen des gramverstörten, blinden Vaters eine wunderbare Wirkung hervorgebracht haben. Aus dem Jünglinge, welcher noch keinen ernsten Kampf versucht hatte, ist ein Mann, ein Held geworden. Das fühlt auch der Vater, und darum setzt er sein Letztes ein im Kampf für die gerechte Sache. Und dem Gerechten wird der Sieg geschenkt. Freilich nicht sofort. Noch sinds bange Minuten, in welchen der Sohn hinüberfährt. Der König schweigt in trauriger, angsterfüllter Stimmung; er giebt sein Letztes hin. Sollte der Sohn fallen, so will er auch nicht mehr leben. Da der Blinde nur auf das Gehör angewiesen ist, so lauscht er mit doppelter Anstrengung, und zwiefachen Grund hat die Schar der Höflinge zu schweigen. Nun beginnt drüben der Kampf und endet mit einem dumpfen Wiederhalle, hervorgerufen durch das Fallen des Riesenleibes. Da fragt der Greis in einer Aufregung, welche gemischt ist aus Freude, weil er an seines Sohnes Sieg glaubt, und aus Bangigkeit, weil er sich verhört zu haben fürchten muß, nach dem Ausgange des Streites. Jubelnd meldet die Umgebung des Königssohnes Sieg und preist seine Heldenkraft. Der König schweigt in tiefer innerer Erregung und mit ihm die Seinen, bis wieder Ruderschlag nnd Meeresrauschen hörbar wird. Die zweite Frage empfängt die fröhliche Antwort: Deine Kinder kommen beide unversehrt glücklich zurück, die liebliche Gerettete und ihr ruhmbedeckter Retter. Das Willkommen des Greises ist herzlich, ergreifend. Es ist keine ausgelassene Freude, der mild-wehmütige Ton spricht auch aus diesem Worte des blinden Königs, aber der Dank an den Sohn und der Gruß an die Tochter enthalten genug der Freude: „Ich werde ein wonniges Alter und ein ehrenvolles Grab haben. Dafür sorgen meine beiden Kinder.“*)

*) Ein ganz anderer, ein scherzhafter und neckischer ist der Ton in Uhlands Roland.

[Litterarisches: *Kehrein S. 273. — *Armknecht S. 53. — *Hiecke S. 14. — *Kurz III, S. 420.]

---

80. Der schwarze Ritter.

[Ebd. II, S. 44.]

1. Pfingsten war, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Heide.
Hub der König an zu sprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen."

2. Trommeln und Trommeten schallen,
Rote Fahnen festlich wallen.
Sah der König vom Balkone:
In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne.

3. Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„Herr, wie ist eur Nam' und Zeichen?"
„Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen:
Bin ein Fürst von großen Reichen."

4. Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen,
Und das Schloß begann zu beben.
Beim ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse,
Konnte kaum sich wieder heben.

5. Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen,

6. Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

7. Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Mute
Der alte König ruhte,
Sah sie an mit stillem Sinnen.

8. Bleich die Kinder beide schienen;
Bot der Gast den Becher ihnen!
„Goldner Wein macht euch genesen.
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl ist dieser Trunk gewesen."

9. An des Vaters Brust sich schlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig sich entfärben:
Wohin der graue
Erschrockne Vater schaue,
Sieht er eins der Kinder sterben.

10. „Weh! die holden Kinder beide
Nahmst du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudelosen!"
Da sprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis, im Frühling brech' ich Rosen."

Schildträger. Da wird auch ein Knabe zum Helden. Aber hier ist der Knabe des Gedichtes Mittelpunkt, während in dem obigen Gedichte der alte blinde König des Ganzen Mittelpunkt bleibt und dadurch dem Dichter schon Tonfarbe und Stimmung des Bildes vorgezeichnet ist.

1. **Form**:



V. 1. 2. 3. 6. sind vier vollständige *Trochäen*; V. 4 ist ein hyperkatalektischer zweifüßiger und V. 5 ein hyperkatalektischer dreifüßiger *jambischer* Vers. Dieser Wechsel des Rhythmus, für welchen im Anfange des Gedichtes kein besonderer Grund sichtbar ist, gewinnt eine besondere Bedeutung erst in den späteren Strophen, nachdem der *schwarze Ritter* aufgetreten ist. — Doch ist der gewöhnliche Rhythmus, und jedenfalls mit Absicht, unterbrochen in Str. 3, V. 4. 5.

— ◡ ◡ — ◡

◡ — ◡ – ◡ ◡ — ◡

Das ist ein *völliger Durchbruch* des bisherigen Tonfalles; — er kündet den Eintritt des *Schreckenskönigs* an, dem niemand widerstehen kann, dem auch das Gitter geöffnet wird, geöffnet werden muß, obgleich er *weder Namen noch Zeichen* mitgeteilt hat. Was der schwarze Ritter sagt, ist Mark und Bein erschütternd; und diese Wirkung malt der Dichter durch den veränderten Rhythmus. —

2. **Grundgedanke**: „*Greis!* im Frühling brech' ich *Rosen!*" Wie man im Frühling die *Rosen* bricht und im Herbste die *reifen Früchte*, so ruft der Tod oft lebensfrohe und lebensfrische Personen ab, während er der altersschwachen und lebensmüden schont. — Furchtbar aber ist der Anblick für Eltern, welche dem Rufe des Schreckenskönigs zu folgen bereit wären, wenn er an ihnen vorübergeht, dagegen mit unerbittlicher, eisiger Kälte die Hoffnung des Alters, die Freude der Eltern, die einzigen Kinder und diese oft kurz nach einander dahinrafft.

3. **Der Tod als Person**:

Die deutsche Mythologie und Dichtung stellt den Tod, wenn sie ihn personifiziert, wohl als einen *Reiter*, welcher die abgeschiedenen Seelen auf das Pferd ladet, oder als einen *Jäger*, *Fischer*, *Ackermann* und **Gärtner, der die Blumen bricht,** der das Schlachtfeld mit Blut düngt und mit Leichen besät, auch als *Mäder*, *Schnitter* („Es ist ein Schnitter, heißt der Tod") mit Sichel und Sense, (wie die zum Gericht — zur Ernte — ausgesandten Gottesengel der Bibel), als *Förster*, der des Waldes Bäume niederstreckt, doch nur selten als *Ritter* dar. Nur nach blutiger Schlacht führt er eine große Schar an, seine Fahne folgt ein zahlreiches Gesinde, **und alle tragen sein Zeichen** (sein Wappen*). — Daneben **aber** tritt die heidnische Vorstellung der Deutschen von dem *Tode* als einem **Spielmanne**. *Der Tod spielte zum Tanze auf.* Sein

*) Grimm, Mythologie S. 807. Simrock a. a. O. S. 499. 500.

Gesinde führte den Reigen aus. Daraus entwickelte sich seit dem 14. Jahrhundert der **Totentanz**.*)

Viel deutlicher, als die deutsche, hat die griechische Sage den **Tod** als schwarzen Bewaffneten dargestellt, freilich nicht als einen **Ritter**, also nicht im mittelalterlichen, deutschen Sinn. Hesiod vergleicht **Schlaf** und Tod mit einander, teilt mit, daß beider Wohnung ein Palast **nahe** am Eingang der Unterwelt sei, beide seien Genien, ja Brüder:

> Jener geht auf der Erd' und dem weiten Rücken des Meeres
> Ruhig immer umher und freundlich den Menschenkindern.
> Diesem starret von Eisen der Sinn, und das eherne Herz ist
> Mitleidslos in der Brust; und welchen er haßt von den Menschen,
> Hält er fest, ein Entsetzen sogar unsterblichen Göttern.

Auf einem Kunstwerke sind der Tod und der Schlaf als **Knaben** dargestellt, der Schlaf weiß und wirklich schlafend, der Tod **schwarz und** zu schlafen scheinend. — Mit wildem Blicke, schwarzen, herumflatternden Haaren, schwarzem Gewande, in der Hand ein Schwert **schwingend**, schildert ihn Euripides.

Der Dichter scheint durch mehrere der angedeuten Vorstellungen des Todes angeregt zu sein, und so mag sein Bild des schwarzen Ritters, der nicht nur kämpft, sondern auch Tänzer ist (und selbst der Gärtner ist angedeutet in der Schlußzeile!) durch Verbindung griechischer und deutscher mythologischer Vorstellungen und unter dem Einflusse des mittelalterlichen Rittertums, in welchem Uhland lebte und webte, sich entwickelt haben.

4. Der Tod der schwarze Ritter. (Vergleichung.) —

Ein Fürst von großen Reichen ist der Tod; denn das ganze Reich der Toten beherrscht er, und in diesem sind viele Millionen von Einwohnern; aber auch über die Lebenden herrscht er, und kann ihm keiner widerstehen, auch der stärkste und mächtigste König ist ihm unterworfen. Sein Name ist schon furchtbar genug, besonders für die, welche noch gern das Leben genießen möchten oder sich vor dem Gerichte nach dem Sterben fürchten müssen. Sie wollen nicht an den Tod erinnert sein, das Wort nicht einmal sagen. Aber wenn er erscheint, so kommt er unangemeldet, unerwartet, unbegehrt; aber er tritt auch überall ein, wohin er gehen will, und kann ihm niemand die Thür verschließen. Mag man einen Kampf mit ihm versuchen, alle Kunstgriffe und alle Kraft unterliegen diesem in Stahl gekleideten Ritter, der niederstößt, wen er angreift. Den Tummelplatz der Freude sucht er auf, schlägt dort tödliche Wunden, läßt die Glieder eisigkalt durchschauert werden, schlägt aufs Herz, mordet, indem er zu erquicken scheint. In Schwarz gekleidet erscheint er, und in schwarze Farbe kleidet er die Trauernden, denen er einen Raub entrissen hat; ein Kleid von Eisen trägt er, und sein Herz ist auch eisern, mitleidlos

*) Vgl. übrigens die Göthe'sche Ballade: Der Totentanz, welche nicht ein in den Tod Tanzen, sondern ein Tanzen der Toten schildert.

und nicht zu erweichen; und die Wahl, die er trifft, ist oft für die Hinterbliebenen die empfindlichste. Er schont die Alten und pflückt sich Rosen im Lenze des Lebens. Für die Schmerzen und Wehklagen der Zurückbleibenden zeigt er kein Gehör, kein Gefühl; ein großer Freudestörer ist er, wo er erscheint, und oft ist er am nächsten, wo die Freude am größten ist und man an keinen Gast weniger denkt, als an den schwarzen Ritter. —

5. **Die Sprache des Gedichtes**: Der Dichter liebt die Sitten und die Anschauungsweise der Vorzeit so sehr, daß auch Schilderungen, gänzlich eigner Phantasie entsprungen, das Kleid des deutschen Mittelalters tragen (Des Sängers Fluch — Schloß am Meere — der schwarze Ritter). Nicht nur in Sitten, Kleidungen, Einrichtungen des Mittelalters, auch nicht nur in der Scenerie Königsburg, Balkon, Fackeln, sterbende Königskinder), sondern auch in der Sprache zeigt sich diese Vorliebe des Dichters. Uhland ahmt die Sprache der Alten nach (Str. 1, 3. hub statt: er hob; Trommeten Str. 2, 1., Str. 3, 6 bin statt: ich bin; Str. 5 zweimal: thät mit Inf., ebenso in Str. 8, 5: Sie thäten höflich danken und Str. 9, 3 thäten völlig sich entfärben). Außerdem aber ist das Gedicht reich an Allitterationen, Annominationen, poetischer Klangmalerei, und nicht nur durch einzelne Gegenstände wirkt es ergreifend: das ganze Gedicht ist ein Kontrast zwischen der Freude und dem Jammer, wie er größer kaum gedacht werden kann. An dem Freudenfeste Pfingsten und an einem Freudenfeste, welches in freudigster Stimmung der königliche Vater einrichtet, kehrt der Freude störende und zerstörende, ja die Freude auf immer aus dem Herzen des vorher so reichen, jetzt so unsagbar armen Königs reißende Tod ein und legt Königssohn und Königstochter zugleich — auf die Bahre. Kann man sich einen furchtbareren Kontrast denken?

6. **Schriftliche Aufgaben**: 1. Der schwarze Ritter. (Erzählung.) — 2. Gedankengang des Gedichtes: Der schwarze Ritter. — 3. Der Tod ein schwarzer Ritter. — 4. Vergleichung dieses Gedichtes mit: a. „des Sängers Fluch“; b. „das Schloß am Meere.“ — 5. Wie die Alten den Tod gebildet haben. (Vgl. Lessings Schrift gleichen Namens. 1769. — Ein Referat über Lessings ebengenannte Schrift.) —

---

81. Schwäbische Kunde. 6. Dez. 1814.

[Ebd. II, S. 213.]

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heilgen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.

5. Daselbst erhub sich große Not;
Viel Steine gabs und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan;

Den Pferden wars so schwach im Magen:
10. Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand;
Des Rößlein war so krank und schwach:
Er zog es nur am Zaume nach;
15. Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostets ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück:
Da sprengten plötzlich in die Quer
20. Fünfzig türkische Reiter daher:
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Gieng seines Weges Schritt vor Schritt,
27. Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang:
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
30. Er trifft des Türken Pferd so gut:
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht
35. Er schwingt es auf des Reiters Kopf
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken:
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken
40. Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus:
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ists, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten
45. Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hats der Kaiser vernommen.
50. Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
55. Sie sind bekannt im ganzen Reiche:
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

1. Die **Form** ist sehr einfach: altdeutsche Reimpaare, vier Hebungen (Vgl. Erl. II³, S. 317.) mit männlichem Reime. Gewöhnlich ist die Zahl der Senkungen gleichmäßig; wo es (wie in V. 20 und 40) nicht der Fall ist, soll ein lebendigerer Rhythmus in irgend einer Weise malen, z. B. in V. 20 das Getrappel der türkischen Pferde.

2. **Erläuterungen:**

Kunde = Nachricht (von einem vor langer Zeit geschehenen Ereignis).

V. 1. Lobesam = lobeswürdig, Nebenform lobesan (vgl. Uhlands: König Karls Meerfahrt: Da sprach Herr Gottfried lobesan [Str. 13].). Lobesan gebrauchen auch Bürger und Göthe.

Kaiser Rotbart = Friedrich der I. Barbarossa, Kaiser Deutschlands.

V. 2. Gemeint ist der Kreuzzug, welcher im April 1189 von dem alten Kaiser unternommen wurde, auf welchem dieser auch seinen Tod fand. Der Zug durch Kleinasien legte dem Heere der Kreuzfahrer (dem „frommen", für eine heilige Sache in das Feld gezogenen Heere, V. 3.) alle Arten von Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren auf.

V. 6. Die Steine treten bei den christlichen Deutschen in einen sprichwörtlichen Gegensatz zu Brot, da sie die neutestamentlichen Stellen (Matth. 3. Von der Versuchung Christi und Matth. 7, 9, bezw. Luc. 11, 11) kennen.

V. 7. 8. Es ist auf des deutschen Soldaten und besonders des deutschen Reitersmanns bekannte Neigung zum Trinken hier angespielt. Die Konstruktion sich eine Sache abthun kommt neben der andern: „sich einer Sache abthun" vor.

V. 9. ff. Pferd ist der allgemeine Name; Mähre (mhd. march,
[illegible]
erst macht er etwas Ernst, und mit einem Hieb zerspaltet er den Türken vom Kopf bis zum Sattelknopf; — der Türke, regelrecht halbiert, fällt auseinander — entsetzlicher Anblick für seine Genossen, deren jedem es kalt über den Rücken läuft, wie wenn der scharfe, kalte Stahl jetzt — im nächsten Augenblick — auch ihn so kunstgerecht tranchieren wollte. Jeder der Fünfzig fühlt sich schon in Gedanken halbiert — und flieht vor der Wirklichkeit: fünfzig Reiter vor einem Deutschen, der zu Fuße geht! Der

V. 11. Herr (= Adliger) aus Schwabenland. Konrad war selbst als Hohenstaufe ein Schwabe, und so mögen ihm besonders viel Schwaben gefolgt sein.

V. 13. Das so bedeutet hier nicht, wie Kehrein meint, „in hohem Grade", wie sehr, sondern es fordert ein daß, und der folgende Satz: „er zog es nur am Zaume nach" hat logisch die Bedeutung eine Folgesatzes: Daß er es nur am Z. nachziehen konnte. (In der Uhlandschen Volksausgabe ist diese logische Verbindung durch das Kolon (:) angedeutet.)

V. 23. Forcht' sich nit. Das forchte (Nbf. furchte) ist frühere, noch neuhochdeutsche Form (Luther); nit ist absichtlich gewählte schwäbische, bezw. süddeutsche Aussprache von nicht. (Ebenso halt in V. 56.)

V. 25. Spicken = wie man einen Braten mit Speckstreifen versieht, so ward des Ritters Schild mit Pfeilen reichlich besetzt. Uhland gebraucht das thät häufig (vgl. Der schwarze Ritter, Str. 8, 5: Sie thäten höflich danken und öfter daselbst.) Spöttlich ist etwas gelinder als spöttisch, übrigens ein selten gebrauchtes Wort.

V. 28. Obwohl jeder Säbel krumm ist, so ist es doch in besonderem Grade der türkische. Des deutschen Reiters Waffe war ein Schwert; sie hatte also eine schwere, gerade Klinge. (Der Degen ist gerade, lang und schmal.) —

V. 47. Sahen bezieht sich auf die in der „Christenschar" liegende Mehrheit (Konstruktion nach dem Sinne.). Etwas anders: Schiller, Wallensteins Tod: 2, 3: Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo er (der Mensch) dem Weltgeist näher ist als sonst. (In diesem Falle ist Menschenleben zu trennen = im Leben des Menschen).

Bedacht = Überlegung (Bedenken). Was Arbeit (eig. was der Arbeit); Arbeit ist Genetiv, von „was" abhängig. Vgl. altheff. Taufformular: „zu was Gnade (= was der Gnade) und Seligkeit du uns aufgenommen hast."

Schwang (Nbf. von Schwung): Die Glocke oder Windmühle ist im Schwang, wenn sie geschwungen wird, in Thätigkeit, im Gebrauch ist. Eine Sache ist im Schwung = sie kommt häufig vor.

3. **Historische Grundlage**: Vielfach wird diese Heldenthat erzählt; Name des Ritters und des Schauplatzes der Begebenheit wechseln. Doch verlegt sie Nicetas Acuminatus, der sie im Leben des Kaisers Isaak Angelus erzählt, in das Jahr 1190 und vor die Schlacht bei Iconium. Der berühmte Abraham a Santa Clara gibt in dem Taktate: Auff, auff, Ihr Christen! (Wien 1683) der Erzählung folgende Gestalt:

Hinter dem Heereszug zurück:
Da sprengten plötzlich in die Quer
20. Fünfzig türkische Reiter daher:
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,

Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ists, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
45. Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;

eilends die Flucht „genommen". Dergleichen tapffere Courage gebühret einem rechtschaffenen Soldaten."*)

4. **Zur Würdigung des Gedichtes.** Der Dichter kennt die eben mitgeteilte Anekdote wahrscheinlich durch Crusius (Annales Sueuici. Fasc. II. S. 501), wie Dr. Eichhorn (Uhlands schwäbische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt. Berlin 1873. Prog. d. Gymn. z. grauen Kloster) nachweist, und durch Abraham a Santa Clara (der auch ein Schwabe war); aber was versteht er noch aus derselben zu machen! Nun kommt gewissermaßen erst der Meißel des Bildhauers über einen ins Grobe behauenen Marmorblock und fertigt ein Kunstwerk.

Zunächst gibt der Dichter dem Bilde in wenigen, aber kräftigen Worten einen Hintergrund. Wir erfahren die Zeit, den Anführer, den Zweck des Zuges und die allgemeine Not, in welche das gesamte Christenheer kam, und die besondere, welche die Ritter zu überwinden hatten, da sie außer der eigenen Mattigkeit noch die Last der Sorge für nahezu unbrauchbare Pferde zu ertragen hatten. Von diesem Hintergrund hebt sich der eine Ritter aus Schwabenland „von hohem Wuchse und starker Hand" deutlich ab. Sein Roß leidet ganz besonders in der allgemeinen Not. Es kann kaum von der Stelle. Aber hier zeigt sich auch der treue Reiter, der sich nicht bloß, wenn es gesund ist, auf sein Roß, sondern auf welchen auch das Roß sich verlassen kann, wenn es krank und in Gefahr ist. Mit dem Rosse ist er verwachsen; so lange es lebt, hält er bei ihm aus, selbst wenn und wo er sein eignes Leben aufs Spiel setzt. Es kann nicht fort, so bleibt er zurück und führt es langsam am Zaume. Die Gefahr des Alleinseins hat ihn nicht geschreckt und kommt ihm auch nicht zum Bewußtsein, als er plötzlich etwa 50 türkische Reiter

*) J. Ph. Abelin erzählt sie vor Abraham a Santa Clara in seiner historischen Chronika. Auch von Gottfr. v. Bouillon wird eine ganz ähnliche That berichtet. —

auf sich zusprengen sieht. Er wird nicht ängstlich, er beeilt seine Schritte nicht, er setzt sich nicht in Verteidigungszustand, er geht ruhig weiter — und nur ab und an zeigt ein Blick auf die türkische Sippe, wie wenig er sich aus der ganzen Gesellschaft macht. Es ist ihm gar nicht darum zu thun, um ihretwillen seinen Marsch zu unterbrechen. Der Schild fängt eine ganze Menge von Pfeilen auf — den Ritter ficht das nicht an. Da sprengt ein Türke nahe an ihn heran und will mit seinem krummen Säbel auf den Ritter losschlagen. Jetzt erst wallt dem Deutschen sein Blut — sein Schwert richtet er aufs Pferd des Türken, und mit mäßiger Kraftanstrengung schlägt er demselben die beiden Vorderfüße ab; dann erst macht er etwas Ernst, und mit einem Hieb zerspaltet er den Türken vom Kopf bis zum Sattelknopf: — der Türke, regelrecht halbiert, fällt auseinander — entsetzlicher Anblick für seine Genossen, deren jedem es kalt über den Rücken läuft, wie wenn der scharfe, kalte Stahl jetzt — im nächsten Augenblick — auch ihn so kunstgerecht tranchieren wollte. Jeder der Fünfzig fühlt sich schon in Gedanken halbiert — und flieht vor der Wirklichkeit; fünfzig Reiter vor einem Deutschen, der zu Fuße geht! Der Schwabe aber zieht langsam weiter, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Er macht von seiner That keinerlei Aufhebens, erzählt sie gar nicht weiter, gedenkt ihrer kaum. Nachkommende Christen sehen aus der Ferne die Gefahr des Einen, und in der Nähe seine merkwürdige „Arbeit", und aus ihrem Munde erfährt der Kaiser von seinem wackeren Ritter. Er läßt ihn kommen und fragt ihn, wo er solche Streiche gelernt habe. Da gibt der edle Held eine Antwort, ebenso ausgezeichnet durch schlagfertigen Witz, als durch eine rechte Bescheidenheit: Das ist nichts besonderes, was ich gethan; solche Thaten sind bei unserm ganzen Volke Mode. Man nennt sie daher — Schwabenstreiche.

Kann man sich ein herrlicheres Bild eines deutschen Ritters denken, als das hier gezeichnete, in welchem natürliche Kraft, Tapferkeit, treue Liebe zu seinem Schlachtgesellen, Mannesmut, Verachtung der Feinde, treffender Witz, die Abwesenheit jeglicher Renommage und allen Selbstruhmes — die deutsche Gemütsruhe und sein Phlegma nicht zu vergessen — sich in solcher schönen Weise vereint finden?

Wie wohlthuend ist aber weiterhin die ganze Darstellung! Einfach, wie der Reim, gemütlich, wie das Schwabenland, spöttlich und launig, wie unser schwäbischer Ritter, im Ton und in der Sprache der gemütreichen Schwaben — so ist das treffliche Gedicht abgefaßt.

Uhland ist auch ein Schwabe; auch er war still, in sich gekehrt — ohne viel Redens und Rühmens, am wenigsten von seiner Person. — Kleine Neckereien erträgt der Schwabe mit großer Seelenruhe; sein Blut wallt nur langsam auf; aber allzu groben Derbheiten und Unverschämtheiten schlägt er mit einem Witz auf den Mund — daß er schweigt — oder mit einem Schlag auf den Schädel, daß ihm die Späße erst recht vergehen.

Die Schwaben sind vielleicht derjenige deutsche Stamm, welchem

der deutsche Volkscharakter am reinsten auf- und am tiefsten eingeprägt ist. Wie aber der Deutsche von Ausländern sich wegen seiner Gemütsruhe, die ihm als Geistesstumpfheit ausgelegt wird, verspotten lassen muß, so necken die Nichtschwaben wieder an den Schwaben, und sie nennen Schwabenstreiche irgend welche dumme Streiche. Wie wenig wahr das Wort ist, daß der Schwabe nie oder doch nicht vor dem vierzigsten Jahre klug werde,*) beweisen die vielen großen Denker und Dichter, welche das Schwabenland erzeugte.

So gilt es allerdings, den Nichtschwaben, welche so oft die Schwaben geneckt haben, durch diese launige Erzählung: „Schwäbische Kunde" eine kleine Heimzahlung zu geben.

5. **Der Vortrag.** Eine geradezu vortreffliche Bemerkung darüber bietet Hiecke (a. a. O. S. 23.), welche wir hier unverändert aufnehmen wollen:

Das Tempo ist beim Lesen ja nicht schnell zu nehmen. Ein läßliches Wesen, ein gesundes Phlegma muß aus dem ganzen Vortrag hervorleuchten. Ja nichts Erhitztes, kein Rennen und Jagen! Ein tüchtiger Schritt, mäßig schnell sich wiederholend, bringt schon auch zum Ziele. — Mehrfach findet sich Aufforderung zur Malerei in der Stimme. Dem Kunstgedichte liegt diese Malerei ferner, weil sie aus dem Affekt hervorgeht, der auf den Höhen der Kunstpoesie zwar nicht ausgetilgt, aber doch sehr gedämpft und gemäßigt ist. Das Volk erzählt viel leidenschaftlicher; in Gesten, Geberden, Zeitmaß und Modulation der Stimme malt sich bei ihm unwillkürlich der subjektivere Anteil am Erzählten, der aber, insofern er aus der vollen Hingabe an den Gegenstand hervorgeht, doch wieder objektiven Charakter an sich trägt; das Volk dramatisiert das Vergangene, ohne es zu wissen und zu wollen. Also wird bei recht volksmäßigen Gedichten ein ähnliches Verfahren ganz an der Stelle sein, natürlich, ohne daß es zur Karrikatur ausarten darf. So wird also in den Versen: „Und mancher deutsche Reitersmann hat dort den Trunk sich abgethan," eine ironische Beimischung dem Vortrag nicht fehlen dürfen, aber natürlich muß sie ohne alle Bitterkeit sein, denn der Dichter erkennt in diesen trunkliebenden Reitersleuten doch immer seine Landsleute; diese Trunkliebe gilt ihm als eine Schwäche, nicht aber als ein Fehler. Belebter wird der Vortrag bei dem Dahertraben der türkischen Reiter und deren Plänkeln und Neckerei; aber sofort stimmt er sich wieder zur Gemächlichkeit herab bei der Schilderung der Gleichgiltigkeit des Ritters gegen das Gesindel; auch etwas Geringschätziges nimmt der Ton der Stimme an bei den Worten: „und thät nur spöttlich um sich blicken"; dann aber hebt sie sich wieder, wie wenn einem die Geduld ausgeht, ohne daß es doch zum eigentlichen Zorne kommt. Endlich muß sich ein Grausen ausdrücken bei der Schilderung des furchtbaren Hiebes, gleich als ob man selber davon etwas mit abbekommen könnte. Nachher wieder der läßliche Ton, der den Grundcharakter des Ganzen bildet; der Schluß muß zugleich treuherzige Schalkhaftigkeit und behagliches Selbstbewußtsein verraten.

6. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Friedrich Barbarossas Kreuzzug bis zum Tode des Führers. — 2. Charakteristik des schwäbischen Ritters. (5 Bilder des Ritters werden uns in der Dichtung vorgeführt: 1. der mitleidige, 2. der furchtlose, 3. der tapfere, 4. der siegreiche, 5. der schlagfertige Ritter.) — 3. Vergleichung dieses Gedichtes mit Wickher von Wolfg. Müller. (Vgl. Erl. III[3]. S. 251.)

*) Der Schwabe gibt die Wahrheit dieser Behauptung zu, sagt aber, falls er im vierzigsten Jahre nicht klug werde, so bliebe er so dumm, wie alle Nichtschwaben wären.

[Litterarisches: *Gude III, S. 263. — *Kehrein, S. 255. — Dr. J. Sanders, in Körners prakt. Schulmann II. Bd. S. 220. — *Hiecke, ges. Aufsätze S. 22. — Büttner, Sprachunterr. S. 161. — *Götzinger II, S. 242. — *Armknecht S. 89.]

---

82. Graf Eberhard der Rauschebart.

[Ebd. II. S. 164.]

1. Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

2. Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht:
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

3. Brich denn aus deinem Sarge, steig' aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor!
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang:
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerteskiang!

1. **Form**: Neuere Nibelungenstrophe. Der Reim ist gepaart (a a b b) und stumpf.

2. **Dichtgattung**: Dieses Gedicht bildet die Einleitung zu einem Cyklus von 4 größeren Gedichten, welche sämtlich der rhapsodischen Dichtgattung angehören. Unter einer Rhapsodie versteht man eigentlich ein von einem Rhapsoden, d. h. Zusammenfüger von Gesängen, vorgetragenes Gedicht, besonders einen Abschnitt oder Gesang eines alten Epos. So wurden die Gesänge von Homer, Hesiod &c. von einzelnen, von Ort zu Ort ziehenden, Rhapsoden gesangartig vorgetragen.

Jetzt ist die Rhapsodie die epische Darstellung eines historischen Stoffes um seiner selbst willen, ohne alle Nebenrücksicht und Beziehung. Die historischen Thaten der Tapferkeit, der Kühnheit, des Heldenmutes sind die Welt der Rhapsodie. Idealisieren darf der Dichter diese Stoffe nicht, sondern ruhig und klar, umständlich und anschaulich, genau und künstlerisch geordnet hat der Dichter seinen Stoff, welcher am naturgemäßesten der Geschichte seiner Heimat, seines Volkes, seines Vaterlandes entlehnt ist, darzustellen. Poetische Kunstmittel hat der Dichter nicht zu suchen, eher zu vermeiden. Die Thaten selbst müssen reden, erfreuen, wirken.

Außer Uhlands zahlreichen Rhapsodieen sei noch Anastasius Grüns: Rhapsodien-Cyklus: „Der letzte Ritter," ferner das bekannte Gedicht „Prinz Eugenius", hier erwähnt.

3. **Erläuterungen:**

Str. 1, 2. Der Staufen oder Hohenstaufen war die Stammburg der

nicht nur edle Rittersitte, sondern auch Gesang und Dichtkunst hegenden, pflegenden und übenden berühmten Kaiserfamilie der Hohenstaufen.

Str. 2, 1. Man lispelt leise Liedchen. — Str. 2, 2. Liedes Licht = Alliteration.

Sinngedicht = Epigramm, welches seiner Natur nach spitz sein muß, vgl. Erl. II[3], S. 245. „Des alten Liedes Licht" ist Apposition zu Frauen = die Frauen waren im alten Liede die Glanzpunkte; heute verhöhnt man sie.

Str. 2, 3. „auf Beschwörung lauscht": Die Thaten der alten Helden warten längst auf den Schatzgräber, welcher diese Schätze hebt. Das Schatzgraben geschah bekanntlich unter Beschwörungsformeln.*)

Str. 3, 1. „Aus dem düstern Chor" = Graf Eberhard von Württemberg, der Greiner genannt (d. i. Zänker), regierte von 1344—1392 in äußerst unruhiger Zeit, kämpfte bald mit den Städten Schwabens, welche sich die Unabhängigkeit von den Lehnsherren erringen wollten, bald mit dem niederen Adel, der nach größerer Freiheit und Selbständigkeit trachtete; er wurde nach seinem Tode in der Stiftskirche zu Stuttgart im Chor beigesetzt; neben ihm ruht Ulrich, sein Sohn. Der Chor war später durch Aufnahme einer Orgel ganz verdüstert worden, worauf der Dichter hier anspielt. Erst neuerdings ist die Orgel aus dem schönen Chore wieder entfernt, und des Dichters Tadel ist also nicht vergeblich gewesen. — Noch eine Anspielung enthält diese Strophe 3, nämlich eine solche auf die lange Regierungszeit des Grafen, der noch im hohen Alter sein Schwert ziehen mußte und zu schwingen wußte (vgl.: „Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr entlang).

4. **Zweck:** Dieses einleitende Gedicht hat nebenbei einen polemischen (streitenden) Charakter. Der Dichter streitet gegen eine schwäbische Dichterschule, welche ihm ganz und gar ihrer Richtung nach zuwider war; die Hauptvertreter dieser an Wieland sich anschließenden schwäbischen Schule waren Friedrich Haug und Friedrich Weisser. Haug hat sich durch seine Epigramme einen Namen gemacht; bekannt sind seine Hyperbeln auf Herrn Wahls Nase. Er ist gemeint in den Worten: „man spitzt manch' Sinngedicht." Weisser dagegen, der Verfasser vieler leichten Liedchen ohne tiefern Gehalt, sowie eigentlicher Satyren, in denen er besonders gern die Frauen zum Gegenstand seines Spottes, zur Zielscheibe seiner Witze machte, war als Gegner der romantischen Schule besonders gegen die von den Romantikern angeregte Erweckung der alten Sagen und Heldendichtungen eingenommen und verspottete grade diese Richtung, welcher damals Uhland eifrig zugethan war, wo und wie er nur konnte.

5. **Grundgedanke** und **Inhalt:** In dem einst so liedereichen Schwaben giebts so viele schöne Stoffe, dankbare Vorwürfe nicht blos für den Maler, sondern auch für den Dichter der Heimat; — sie wollen nur hervorgeholt und gezeigt werden; leider haben unsere heutigen schwäbischen Dichter zu ganz andern Dingen Lust, aber nicht zu diesem Unternehmen,

*) Vgl. Goethes Schatzgräber. (Erl. II[3], S. 173.)

an welches ich (Uhland) mich heranwage, da die andern entweder schweigen, oder gerade diesen Plan verhöhnen. Besonders des Preises durch Dichtermund würdig sind die beiden Grafen Eberhard und Ulrich (Eberhards Sohn) von Württemberg.

[Litterarisches: *Armknecht S. 177. — *Götzinger II, S. 454. — *Kurz III, S. 418. — *Gude III, S. 277.]

---

83. Der Überfall im Wildbad.

[Ebd. II, S. 258.]

1. In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

2. Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus;
Er trägt nicht Helm noch Panzer: nicht gehts auf blut'gen Strauß:
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

3. Zu Hirsau bei dem Abte da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

4. Zu Wildbad an dem Markte da steht ein stattlich Haus;
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus:
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast;
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

5. Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

6. Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch:
Nun ists dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

7. Da kommt einstmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf, es zieht ein Haufe das obre Thal herab:
Sie tragen schwere Kolben; der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein rot von Golde und einen Eber wild“.

8. „Mein Sohn, das sind die Schlegler: die schlagen kräftig drein:
Gib mir den Leibrock, Junge! Das ist der Eberstein.

Ich kenne wohl den Eber: er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose: sie führt so scharfen Dorn".

9. Da kommt ein armer Hirte in atemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf:
Der Hauptmann führt drei Beile; sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt". —

10. „Das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt:
Gib mir den Mantel, Knabe! Der Glanz ist mir bekannt:
Er bringt mir wenig Wonne; die Beile hauen gut:
Bind mir das Schwert zur Seite! Der Wolf der lechzt nach Blut.

11. Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt;
Das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt:
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilts, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld."

12. Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rat:
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort:
Wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring' euch sicher fort."

13. Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn,
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' ers nie vermerkt;
Viel lieber möcht' er fechten: das Bad hat ihn gestärkt.

14. In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf:
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmts den Hirten des alten hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thus von Herzen gern".

15. Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt:
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht."

16. Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal:
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon;
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

17. Dann schickt er tüchtge Maurer ins Wildbad alsofort,
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

1. Zum Verständisse des Gedichtes:

Wildbad ist ein noch heute berühmtes Bad für Gichtkranke im Schwarzwald, von Stuttgart 12 Stunden entfernt. Den Namen des Bades er-

klärt der Dichter selbst in Str. 6. — Graf Eberhard der Rauschebart (oder Greiner) brach im Sommer 1367 mit seinem Sohne Ulrich, nur von wenigen Edelknaben*) begleitet, aus Stuttgart auf, um in Wildbad seine geschwächte Gesundheit zu kräftigen. Unterwegs machte er in dem Benediktinerkloster Hirsau**) bei der Stadt Kalw kurze Rast, erquickte Leib und Geist daselbst, setzte dann seinen Ritt fort und erreichte die Stadt Wildbad, welche in dem engen Thale der Enz liegt. Die Einwohner der Stadt unterschieden zwischen dem oberen südlichen und unteren nördlichen Enzthale. — Graf Eberhard nahm Quartier in einem Hause, dessen Reste noch erhalten sind und von welchem ein Teil „der Spieß“ heißt. Gedachtes Haus liegt jetzt am Marktplatze (1367 gab es in Wildbad selbstverständlich noch keinen Markt noch Marktplatz). — Der Graf badete eine Zeitlang ungestört und mit gutem Erfolge. Allein seine Feinde erfuhren den Aufenthalt des Grafen, hörten auch, daß er nur wenig streitbare Männer um sich habe und beschlossen, den Grafen zu überfallen und aufzuheben. Die Feinde waren die geringen Adligen Schwabens, welche sich in einem Bund vereinigt hatten, der die Namen Bund der Schlegler oder der Martinsvögel führte. Schlegler hießen die Verbündeten von den silbernen Keulen (Kolben), mit denen sie bewaffnet waren, Martinsvögel von dem Stiftungstage ihres Bundes***). Wolf und Wilhelm von Eberstein und Wolf von Wunnenstein waren ihre Führer; der zuletzt genannte hieß wegen seiner glänzenden Rüstung der gleißende Wolf. Des Ersteren Feindschaft gegen Eberhard war schon eine langjährige; am meisten wurmte ihn, daß der Graf seine Veste Alt-Eberstein im J. 1357 in kaiserlichem Auftrage gebrochen hatte, nachdem Wolf durch Landfriedensbruch und Straßenräuberei seinen Namen zu einem besonders berüchtigten gemacht hatte. — Der Plan der Schlegler war gut ausgedacht; von beiden Seiten zog man auf den Badeort zu und hoffte sicher, den Grafen im Neste zu finden. — Der Graf ward gleichwohl rechtzeitig gewarnt und von einem armen Hirten über das Gebirge glücklich hinübergeführt (der Weg führt unweit selber vom Bade und sogleich sehr steil aufwärtes), ja zeitweise sogar getragen. — Man erreichte Stuttgart, und der Graf ließ zum Andenken an seine Rettung eine Denkmünze schlagen†) und außerdem zum Schutze des von den Schleglern verwüsteten Städtchens Wildbad Maurer abgehen, welche den bis dahin offenen Ort (Flecken) befestigen und gegen weitere Überfälle sichern mußten.

2. **Erläuterungen:**

Str. 3. Es geht — gesprengt. Seltene Verbindung, ähnlich dem

*) Edelknecht = ein im Dienst eines Ritters stehender Knecht von adliger Herkunft.

**) 1692 haben dies Kloster die Franzosen zerstört. (Hirschau ist der gew. Name.)

***) Der Name Schleglerbund entstand erst etwa 30 Jahre später. Die Gesellschaft, welche hier den Überfall ausführte, hieß die Martinsvögel.

†) Diese Erzählung von der Prägung einer Gedenkmünze ist unhistorisch und aus falscher Deutung einer späteren Münze entstanden.

Ich kenne wohl den Eber: er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose: sie führt so scharfen Dorn".

9. Da kommt ein armer Hirte in atemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf:
Der Hauptmann führt drei Beile; sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt". —

10. „Das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt:
Gib mir den Mantel, Knabe! Der Glanz ist mir bekannt:
Er bringt mir wenig Wonne; die Beile hauen gut:
Bind mir das Schwert zur Seite! Der Wolf der lechzt nach Blut.

11. Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt;
Das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt:
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilts, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld."

12. Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rat:
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort:
Wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring' euch sicher fort."

13. Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn,
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' ers nie vermerkt;
Viel lieber möcht' er fechten: das Bad hat ihn gestärkt.

14. In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf:
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmts den Hirten des alten hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thus von Herzen gern".

15. Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt:
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht."

16. Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal:
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon;
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

17. Dann schickt er tüchtge Maurer ins Wildbad alsofort,
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

1. Zum Verständisse des Gedichtes:

Wildbad ist ein noch heute berühmtes Bad für Gichtkranke im Schwarzwald, von Stuttgart 12 Stunden entfernt. Den Namen des Bades er-

klärt der Dichter selbst in Str. 6. — Graf Eberhard der Rauschebart (oder Greiner) brach im Sommer 1367 mit seinem Sohne Ulrich, nur von wenigen Edelknaben*) begleitet, aus Stuttgart auf, um in Wildbad seine geschwächte Gesundheit zu kräftigen. Unterwegs machte er in dem Benediktinerkloster Hirsau**) bei der Stadt Kalw kurze Rast, erquickte Leib und Geist daselbst, setzte dann seinen Ritt fort und erreichte die Stadt Wildbad, welche in dem engen Thale der Enz liegt. Die Einwohner der Stadt unterschieden zwischen dem oberen südlichen und unteren nördlichen Enzthale. — Graf Eberhard nahm Quartier in einem Hause, dessen Reste noch erhalten sind und von welchem ein Teil „der Spieß“ heißt. Gedachtes Haus liegt jetzt am Marktplatze (1367 gab es in Wildbad selbstverständlich noch keinen Markt noch Marktplatz). — Der Graf badete eine Zeitlang ungestört und mit gutem Erfolge. Allein seine Feinde erfuhren den Aufenthalt des Grafen, hörten auch, daß er nur wenig streitbare Männer um sich habe und beschlossen, den Grafen zu überfallen und aufzuheben. Die Feinde waren die geringen Adligen Schwabens, welche sich in einem Bund vereinigt hatten, der die Namen Bund der Schlegler oder der Martinsvögel führte. Schlegler hießen die Verbündeten von den silbernen Keulen (Kolben), mit denen sie bewaffnet waren, Martinsvögel von dem Stiftungstage ihres Bundes***). Wolf und Wilhelm von Eberstein und Wolf von Wunnenstein waren ihre Führer; der zuletzt genannte hieß wegen seiner glänzenden Rüstung der gleißende Wolf. Des Ersteren Feindschaft gegen Eberhard war schon eine langjährige; am meisten wurmte ihn, daß der Graf seine Veste Alt-Eberstein im J. 1357 in kaiserlichem Auftrage gebrochen hatte, nachdem Wolf durch Landfriedensbruch und Straßenräuberei seinen Namen zu einem besonders berüchtigten gemacht hatte. — Der Plan der Schlegler war gut ausgedacht; von beiden Seiten zog man auf den Badeort zu und hoffte sicher, den Grafen im Neste zu finden. — Der Graf ward gleichwohl rechtzeitig gewarnt und von einem armen Hirten über das Gebirge glücklich hinübergeführt (der Weg führt unweit selber vom Bade und sogleich sehr steil aufwärtes), ja zeitweise sogar getragen. — Man erreichte Stuttgart, und der Graf ließ zum Andenken an seine Rettung eine Denkmünze schlagen†) und außerdem zum Schutze des von den Schleglern verwüsteten Städtchens Wildbad Maurer abgehen, welche den bis dahin offenen Ort (Flecken) befestigen und gegen weitere Überfälle sichern mußten.

2. **Erläuterungen:**

Str. 3. Es geht — gesprengt. Seltene Verbindung, ähnlich dem

*) Edelknecht = ein im Dienst eines Ritters stehender Knecht von adliger Herkunft.
**) 1692 haben dies Kloster die Franzosen zerstört. (Hirschau ist der gew. Name.)
***) Der Name Schleglerbund entstand erst etwa 30 Jahre später. Die Gesellschaft, welche hier den Überfall ausführte, hieß die Martinsvögel.
†) Diese Erzählung von der Prägung einer Gedenkmünze ist unhistorisch und aus falscher Deutung einer späteren Münze entstanden.

häufigen: Er kommt gegangen. Es ist eine Vereinigung zweier Zeitwörter der Bewegung, von denen das erste die Bewegung im allgemeinen, das folgende die Art derselben ausdrückt (gesprengt = in scharfem Ritt; gegangen = zu Fuße; gelaufen = im Laufe, laufend).

Str. 5, 4. Uhland liebt es, das Adjektiv dem zugehörigen Substantiv nachzusetzen: Röslein rot, Eber wild ꝛc.

Str. 9, 3. gleißt = glänzt.

Str. 14. Knauf ist eine Nebenform von Knopf; jenes wird seltner gebraucht, ist darum ein gewählterer Ausdruck.

Str. 15. sänftlich = statt sanft, eine Adverbialform, welche nicht ohne Analogie ist, z. B. ehrbarlich, kühnlich, spöttlich, höchlich u. A.

Blut = Mensch, Teil für das Ganze, wird häufig gebraucht, aber nur in der Verbindung mit einem Adjektivum, z. B. treu, gut, edel ꝛc.

Fährde = 1. Gefahr. (So hier.) — 2. List, Argwohn. (Vgl.: Schenk von Limburg: Als drauf ohn' alle Fährde der Graf sich niederließ ꝛc.)

Str. 18, 4. Die Worte: „Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht" haben einen politischen Hintergrund. Das württembergische Volk führte durch seine Landstände seit jener Zeit einen langen Kampf mit der Krone wegen der Verfassung, welche der König selbständig zu erlassen versuchte. Uhland war damals, namentlich in den folgenden Jahren, Vertreter und Führer der Opposition. Eine Reihe von vaterländischen Gedichten Uhlands betonen immer wieder dies alte gute Recht des Volkes.

3. **Aufgaben.***) 1. Der Zug des Grafen nach Wildbad. — 2. Der abenteuerliche Rückzug nach Stuttgart. (Von dem Grafen selbst nach der Rückkehr bei dem Mahle erzählt.) — 3. „Schwabenland trügt Edelstein." (Unter Hinzunahme der Gedichte von Kerner und Zimmermann. Vgl. III[3], S. 84.)

[Litterarisches. S. o.]

---

84. Die drei Könige zu Heimsen.

[Ebd. II. S. 262.]

1. Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht,
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft:
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

2. Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rat,
Bedenken und besprechen gewaltge Waffenthat,
Wie man ... n Greiner mit Kriegsheer überfällt
... Bade ihm jeden Schlich verstellt;

*) ... e und Disposition bieten in Gedichten dieser Art gar keine Schw... auch übergangen werden. Eine Charakteristik des Grafen ... itfolgenden Gedichtserläuterungen vorausgegangen sind.

3. Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ists der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

4. Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh';
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu:
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm:
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! Das Horn verkündet Sturm.

5. In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rosseschnauben und dumpfer Waffenklang.

6. Und als das Frührot leuchtet und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

7. Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß:
Sie werfen von den Türmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!“ ruft der Greiner, „euch wird das Bad geheizt:
Ausdampfen solls und qualmen, daß euchs die Augen beizt.“

8. Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Teer betäuft:
Drein schießt man glühnde Pfeile: wie raschelts da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze: wie flackerts lichterloh!

9. Und noch von allen Enden wird Vorrat zugeführt,
Von all den rüstgen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
Und schon mit lustgem Prasseln der Türme Dach ergreift.

10. Ein Thor ist frei gelassen: so hat's der Graf beliebt;
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein, friedlich ziehts herüber als wie ins Gotteshaus.

11. Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demütiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

12. „Willkomm!“ so ruft der Greiner, „willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein: 's ist schad'.“

13. Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,

häufigen: Er kommt gegangen. Es ist eine Vereinigung zweier Zeitwörter der Bewegung, von denen das erste die Bewegung im allgemeinen, das folgende die Art derselben ausdrückt (gesprengt = in scharfem Ritt; gegangen = zu Fuße; gelaufen = im Laufe, laufend).

Str. 5, 4. Uhland liebt es, das Adjektiv dem zugehörigen Substantive nachzusetzen: Röslein rot, Eber wild 2c.

Str. 9, 3. gleißt = glänzt.

Str. 14. Knauf ist eine Nebenform von Knopf; jenes wird seltner gebraucht, ist darum ein gewählterer Ausdruck.

Str. 15. sänftlich = statt sanft, eine Adverbialform, welche nicht ohne Analogie ist, z. B. ehrbarlich, kühnlich, spöttlich, höchlich u. A.

Blut = Mensch, Teil für das Ganze, wird häufig gebraucht, aber nur in der Verbindung mit einem Adjektivum, z. B. treu, gut, edel 2c.

Fährde = 1. Gefahr. (So hier.) — 2. List, Argwohn. (Vgl.: Schenk von Limburg: Als drauf ohn' alle Fährde der Graf sich niederließ 2c.)

Str. 18, 4. Die Worte: „Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht" haben einen politischen Hintergrund. Das württembergische Volk führte durch seine Landstände seit jener Zeit einen langen Kampf mit der Krone wegen der Verfassung, welche der König selbständig zu erlassen versuchte. Uhland war damals, namentlich in den folgenden Jahren, Vertreter und Führer der Opposition. Eine Reihe von vaterländischen Gedichten Uhlands betonen immer wieder dies alte gute Recht des Volkes.

3. **Aufgaben.***) 1. Der Zug des Grafen nach Wildbad. — 2. Der abenteuerliche Rückzug nach Stuttgart. (Von dem Grafen selbst nach der Rückkehr bei dem Mahle erzählt.) — 3. „Schwabenland trügt Edelstein." (Unter Hinzunahme der Gedichte von Kerner und Zimmermann. Vgl. III[3], S. 84.)

[Litterarisches. S. o.]

---

84. Die drei Könige zu Heimsen.

[Ebd. II. S. 262.]

1. Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht,
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft:
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

2. Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rat,
Bedenken und besprechen gewaltge Waffenthat,
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und besser als im Bade ihm jeden Schlich verstellt;

*) Inhaltsangabe und Disposition bieten in Gedichten dieser Art gar keine Schwierigkeit, konnten deshalb auch übergangen werden. Eine Charakteristik des Grafen ist erst möglich, wenn die nächstfolgenden Gedichtserläuterungen vorausgegangen sind.

3. Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ists der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

4. Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh';
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu:
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm:
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! Das Horn verkündet Sturm.

5. In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rosseschnauben und dumpfer Waffenklang.

6. Und als das Frührot leuchtet und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

7. Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß:
Sie werfen von den Türmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!" ruft der Greiner, „euch wird das Bad geheizt:
Aufdampfen solls und qualmen, daß euchs die Augen beizt."

8. Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Teer betäuft:
Drein schießt man glühnde Pfeile: wie raschelts da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze: wie flackerts lichterloh!

9. Und noch von allen Enden wird Vorrat zugeführt,
Von all den rüstgen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
Und schon mit lustgem Prasseln der Türme Dach ergreift.

10. Ein Thor ist frei gelassen: so hat's der Graf beliebt;
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein, friedlich ziehts herüber als wie ins Gotteshaus.

11. Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demütiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

12. „Willkomm!" so ruft der Greiner, „willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein: 's ist schad'."

13. Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,

Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen“, so schmollt es, „das ist viel:
Erwischt man noch den vierten, so ists ein Kartenspiel“.

1. Zum Verständnisse des Gedichtes. (Historische Grundlage.)

Die meisten württembergischen Geschichtsschreiber verlegen die Einnahme der kleinen, schwäbischen Stadt Heimsen (heute Heimsheim) in das Jahr 1395, also in die Regierungszeit des Eberhard III., und berichten, daß bei Gelegenheit dieser Einnahme der kleinen, befestigten Stadt drei Schlegelkönige, nämlich Wolf von Stein, Reinhard und Friedrich von Enzberg gefangen genommen wurden. Doch berichten ebendieselben Quellen von einer Zerstörung der Burg Berneck durch Eberhard den Greiner oder Rauschebart (den II.), in welcher Burg Eberhard drei Schlegelbundeshäupter (die Herrn von Höfingen, Göttlingen und Straubenhard) gefangen nahm. Eberhard hatte zu diesem Streifzug gegen die Landfriedensbrecher sich die Genehmigung des Kaisers eingeholt, als jene der Vorladung des Landfriedensrichters Grafen Ludwig von Ortlingen nicht gehorsamten. Sind diese Quellen die richtigen, so liegt der Uhland'schen Darstellung eine Verwechslung zweier sehr ähnlichen Ereignisse zu grunde. Übrigens hat der Dichter auch seine Quelle, nämlich die Annalen des Abts Tritheim von Hirsau*), und diese Quelle verlegt die Eroberung von Heimsheim ins Jahr 1367.

Uhland läßt diese That eine Revanche für Wildbad sein, und zeigt den Grafen, dem sein Fang so viel besser gelingt, als den Schleglern ihr Plan gegen Wildbad, in heiterster Laune.

2. Erläuterungen:

Str. 1. Geschichtlich ist es, daß die Oberhäupter des Schlegelbundes sich Könige nannten; die sich erst im Scherze selbst so genannt, sehen, wie sie mit ihrem eignen Scherze verspottet werden.

Str. 2. Schlich = Schleichweg. So sagt auch Goethe (Götz von Berlichingen 3): „Er weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg“.

Verstellen = etwas davorstellen, so daß er nicht weiter kann. — Anspielung an den Überfall in Wildbad.

Str. 3. Die Schlegelkönige und ihre ganze Tafelrunde träumen von einer goldnen Zukunft, und sie bauen sich beim Zechen ihre herrlichen Luftschlösser, deren Verwirklichung sie von einem erfolgreicheren Überfall des Rauschebarts erwarten. Inzwischen rückt der Alte bereits, vom Dunkel der Nacht begünstigt, heran, um sie zu überfallen.

Sie wollen nicht eher ruhen, bis der gefangene Graf ihnen alle früheren Freiheiten zurückgegeben und sie von dem Zwange des Landfriedensgesetzes für Schwaben, von Kaiser Karl IV. gegeben, und des Lehndienstes, durch welchen sie als Vasallen mächtigerer Herren Kriegsdienste zu leisten gezwungen waren, entbunden hätte.

Str. 5. Verhaltne = gedämpfte. Gang und Drang = Binnenreim.

---

*) Diesem setzt Uhland in dem Überfall in Wildbad (Str. 3) ein Denkmal.

Str. 6. Morgenstern ist eine Keule, deren oberes kolbenartiges Ende mit eisernen Spitzen und Stacheln besetzt war; diese Waffe soll als Waffe des Landsturms in den Schweizerkriegen aufgekommen sein. (Vgl. Götzinger.)

Str. 7. Nicht blos die Könige zu Heimsen, auch der alte Greiner erinnert sich noch deutlich der Badaffaire und spielt spöttisch darauf an. Er stellt ihnen aus lauter Erkenntlichkeit ein Dampfbad in Aussicht.

Str. 8. beträuft = getränkt.

Str. 9. Das züngelnd sich Bewegen der Flamme wird häufig lecken genannt.

Str. 10. „So hats der Graf beliebt" = gewünscht oder wenigstens gebilligt.

leise, lose = Alliteration; vgl. Bürgers Lenore Str. 13, 5. 6.

Und horch, und horch, den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling.

zieht's = zieht es. Dies unbestimmte es deutet darauf hin, daß die Ziehenden selbst noch nicht klar erkannt werden.

Str. 11. Die Augen unter sich = beschämt abwärts gerichtet.

Herrn = Adlige; gemachsam, langsam; ein absichtlich, wie es scheint, gewählter altertümlicher Ausdruck.

Str. 12. Willkomm'! = Willkommen! = nach Willen (Wunsch) bist du gekommen. Neue Anspielungen an den Überfall im Wildbad.

Str. 13. Mitgefacht = mitgeschürt. schmollt es = hier in der Bedeutung von schmunzeln, oder doch nicht im Ernste, sondern nur scheinbar unwillig sein. Daß es gerade vier Könige sind, wie im Kartenspiel, verhilft dem Bäuerlein zu einem hübschen Wortspiel und dem Dichter zu einem trefflichen Schlusse. Wie großthuerisch waren doch die drei „Könige" am Anfang des Gedichtes, wie jämmerlich kommen sie uns jetzt vor. So nichtig das Reich der Kartenkönige, so verächtlich ist das Szepter dieser Schlegelkönige.

3. Die äußere Darstellung:

Es ist nicht nur der humoristische Zug, welcher in diesem Gedichte vorwaltet, ungemein ansprechend: auch die Sprache selbst zeigt bei aller Einfachheit eine große Schönheit und Vollendung. Alliterationen haben wir nur teilweise angemerkt, es sind deren weit mehr, als erwähnt wurden, Anaphora, Epizeuxis, Anspielungen, Binnen- und Mittelreim (Str. 7, 1. 2.), poetische Kompositionen, seltene und darum überraschende Wörter, onomatopoetische Wörter (rasseln, flackern ꝛc.) und anderes offenbart uns den Meister in der Darstellung und erhöht den Genuß des Gedichtes.

4. Aufgaben: 1. Darstellung der Eroberung von Heimsheim. — 2. Vergleichung der gelungenen Expedition Eberhards mit der mißlungenen der Schlegler nach Wildbad. —

[Litterarisches: S. o.]

85. Die Schlacht bei Reutlingen.

[Ebd. II, S. 265.]

1. Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt:
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

2. Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht;
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht:
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig rot;
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen tot.

3. Herr Ulrich hats vernommen: er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

4. Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht;
Dabei ein grüner Anger: der scheint bequem zum Streit. —
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
Die langen Spieße starren: wohlauf! wer wagt sich drein?

5. Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei:
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei;
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohl gerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

6. Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächtgen Rotten, sie stürmen an mit Schwall:
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

7. Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor;
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor;
Man hatt' es schier vergessen: nun krachts mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf'.

8. Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wut:
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurrot gefärbt!

9. Heut nimmt man nicht gefangen: heut geht es auf den Tod;
Heut spritzt das Blut wie Regen: der Anger blümt sich rot.
Stets drängender umschlossen und wütender bestürmt,
Ist rings von Brüderleichen die Ritterschar umtürmt.

10. Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark;
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.

Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

11. „Ach Alm" stöhnt' einst ein Ritter: ihn traf des Mörders Stoß;
„Allmächtiger!" wollt' er rufen: man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtot, voll Blut und Qualm:
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm.

12. Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathaus liegen die Toten all gereiht:
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

13. Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich:
Nicht jeder Knapp' erkennet den toten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

14. Auf Bahren und auf Wagen, getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wies Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang;
Dumpf tönet von den Türmen der Totenglocken Klang.

15. Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug:
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war:
Drum mag er würdig führen auch noch die tote Schar.

16. Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern, deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künftgen Glanz?

17. Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn:
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggeberden auf schweres Unheil weist.

18. Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht:
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht;
Davon man sein Geschlechte die Toten hieß zum Scherz.
Hier bringt man ihrer einen: den traf der Tod ins Herz.

19. Das Lied, es folgt nicht weiter: des Jammers ist genug.
Will jemand alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathausfenstern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

20. Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart: er hat nicht sehr geeilt:

Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl:
Ein frostiger Willkommen; kein Wort ertönt im Saal.

21. Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an den Tisch:
Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch.
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

1. Erläuterungen:

Die Schlacht bei Reutlingen fand am 14. Mai 1377 statt.

Str. 1. Achalm ist ein Bergkegel östlich von Reutlingen, auf dessen Spitze im Anfange des 11. Jahrhunderts eine Burg von zwei Brüdern, Egino und Rudolf, wieder erbaut wurde, die ihren Namen der Sage nach (vgl. Str. 11.) daher empfangen hat, weil der sterbende Egino, von seinem Bruder gefragt, wie die Burg heißen solle, stöhnte: Ach Allm — (d. h. Ach Allmächtiger!) und verstarb, ehe er das Wort zu Ende gesagt hatte. Götzinger, welchem wir den genaueren Hinweis auf diese Sage verdanken, unterläßt nicht hinzuzufügen, daß Achalm in Wahrheit so viel heiße als Wasseralp, da Ach (Aha) so viel als Fluß bedeutet.

Aar = Metapher. Die auf dem hohen Felsen wohnenden Ritter werden Adler genannt, weil ja auch die Adler sich hohe Felsennester bauen, und weil von Achalm aus die Ritter Reutlingen umkreisten, so daß ihr wilder Ritt dem Adlerfluge wohl verglichen werden konnte.

Str. 2. Urach ist eine östlich von Reutlingen und Achalm gelegene Stadt und Festung im Ermsthale.

Str. 3, 2. Ulrich droht, daß weder ein Roß (Huf) von dem Kriegsheer der Reutlinger, noch ein Rind (Horn) von den erbeuteten Herden die Stadt glücklich erreichen werde: Er verstellt ihnen den Rückzug.

sich sputen = sich beeilen. — heischen = fordern, durch ihre Knechte sich herbeiführen lassen. — zutal = ins Thal hinab. Der Ausdruck, welcher erst von Uhland wieder in Gebrauch gebracht worden ist, wird jetzt auch von vielen anderen Dichtern (vgl. Kinkel, Wolfg. Müller u. A.) mit Vorliebe angewandt.

Str. 4. drunten = in der Ebene, unweit der Stadt.

Str. 5. Die heimkehrenden Reutlinger sind rechtzeitig gewarnt worden und haben sich zur Schlacht wohl gerüstet; auch ist das Heer so groß, daß es den Rittern, welche ihnen den Weg versperren wollen, schwer werden muß, wider solchen übermächtigen Feind Stand zu halten.

Str. 7. Aber auch die in der Stadt zurückgebliebenen Bürger sehen ihrer Mitbürger Lage und beschließen, den Rittern in den Rücken zu fallen. Sie thun das vom Zwinger aus. Darunter ist nach Götzinger der zwischen der äußeren und inneren Mauer befindliche Raum zu verstehen. Lüben und Armknecht eignen sich im Wesentlichen diese Erklärung an, an welcher ich nur das aussetze, daß dieser Raum ja wie ein Gürtel die ganze Stadt umgibt, daß also „Am Zwinger“ keine nähere Ortsbezeichnung sein kann, wie doch nach den Worten des Dichters geschlossen werden muß. Ich möchte

darum an ein ähnliches Befestigungswerk in Reutlingen denken, welches den Namen Zwinger führte, wie der mächtige Turm in der ehemaligen Stadtmauer Goslars.*)

Str. 8. V. 3. 4. Binnenreim. Der Dichter spielt außerdem an auf die in Reutlingen besonders gepflegte Industrie der Gerber und der Färber. — Daß gerben auch heißt: den Rücken durch Schläge mürbe machen, und daß hier alle Gerber gewissermaßen ihr Meisterstück („meisterlich") machen, wie auch, daß das Färben in Purpurrot auf die Blutarbeit hinweist, sei nur nebenbei erwähnt.

Str. 11. Uhland gibt der Sage eine neue, geschickte Wendung, indem er den einen Ritter durch Mörders Hand fallen und nur noch den Todesseufzer: Ach Ulm! ausrufen läßt.

Str. 16. Im Schildesamt = in den ritterlichen Gebräuchen. Die Namen der Grafen sind uns überliefert: es waren Ulrich von Tübingen, Friedrich von Zollern und Johann von Schwarzenberg.

V. 4. Merkwürdig, daß Armknecht es für möglich hält, daß Uhland im Geiste die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte des preußischen Königs geschaut habe. Ists denn nicht genug, wenn wir an den Glanz einer mächtigen Königskrone denken, welche dem sterbenden Grafen zu schauen vergönnt wird?

Str. 17. „Lilien und Mohn" sind die Wappenzeichen derer von Sachsenheim; das Wappen fand der Dichter im Reutlinger Rathausfenster neben den anderen; er schließt im raschen Weitererzählen noch die Sage von dem Geiste an, welcher seit langer Zeit in dem sachsenheimischen Schlosse vor dem Ableben eines Familiengliedes erscheine und klage. Diese Sage von der weißen Frau (aus Frau Holla oder Bertha entstandene Burgfrau oder Burggespenst) kommt in vielen Adelsfamilien vor und ist an viele Burgen geknüpft.

Str. 18. Über „die Toten von Lustnau" hat Uhland selbst eine sehr lesenswerte Abhandlung geschrieben (vgl. Pfeiffers Germania, 8. Jahrg.: Zur schwäb. Sagenkunde).

Str. 21, 4. „Dieser Gebrauch kommt als Ehrenstrafe für Ritter und Edelleute auch sonst im Mittelalter vor. Einem Ritter, der sich gröblich vergangen, zerschnitt man das Tischtuch und legte ihm das Brot verkehrt. J. Grimms deutsche Rechtsaltertümer S. 713." (Götzinger.)

2. Zum Verständnisse: Während die beiden ersten Rhapsodieen in launigem Tone gehalten sind und gehalten werden konnten, da ja beide kein Blutvergießen zu berichten haben, sondern nur einen mißglückten und einen geglückten Anschlag, so finden wir hier einen ernsten Ton, der ganzen Stimmung angemessen.

Von der Burg Achalm aus bedrängt Graf Ulrich mit zahlreichen kühnen Rittern die Stadt Reutlingen, während der alte Eberhard wider die feste Stadt Ulm streitet. Die Stadt ist in großer Gefahr; lange kann sie sich schon nicht mehr halten; es fehlt an Lebensmitteln. Aber die Not gibt Kraft, und so wagt denn ein Haufe reutlingischer Bürger

*) Einem Reutlinger verdanke ich die Mitteilung, daß der Zwinger jetzt nicht mehr existiert, daß aber ein Teil der Stadtmauer und zwar im SO. der Stadt diesen Namen geführt hat.

Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl:
Ein frostiger Willkommen; kein Wort ertönt im Saal.

21. Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an den Tisch:
Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch.
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

1. Erläuterungen:

Die Schlacht bei Reutlingen fand am 14. Mai 1377 statt.

Str. 1. Achalm ist ein Bergkegel östlich von Reutlingen, auf dessen Spitze im Anfange des 11. Jahrhunderts eine Burg von zwei Brüdern, Egino und Rudolf, wieder erbaut wurde, die ihren Namen der Sage nach (vgl. Str. 11.) daher empfangen hat, weil der sterbende Egino, von seinem Bruder gefragt, wie die Burg heißen solle, stöhnte: Ach Allm — (d. h. Ach Allmächtiger!) und verstarb, ehe er das Wort zu Ende gesagt hatte. Götzinger, welchem wir den genaueren Hinweis auf diese Sage verdanken, unterläßt nicht hinzuzufügen, daß Achalm in Wahrheit so viel heiße als Wasseralp, da Ach (Aha) so viel als Fluß bedeutet.

Aar = Metapher. Die auf dem hohen Felsen wohnenden Ritter werden Adler genannt, weil ja auch die Adler sich hohe Felsennester bauen, und weil von Achalm aus die Ritter Reutlingen umkreisten, so daß ihr wilder Ritt dem Adlerfluge wohl verglichen werden konnte.

Str. 2. Urach ist eine östlich von Reutlingen und Achalm gelegene Stadt und Festung im Ermsthale.

Str. 3, 2. Ulrich droht, daß weder ein Roß (Huf) von dem Kriegsheer der Reutlinger, noch ein Rind (Horn) von den erbeuteten Herden die Stadt glücklich erreichen werde: Er verstellt ihnen den Rückzug.

sich sputen = sich beeilen. — heischen = fordern, durch ihre Knechte sich herbeiführen lassen. — zutal = ins Thal hinab. Der Ausdruck, welcher erst von Uhland wieder in Gebrauch gebracht worden ist, wird jetzt auch von vielen anderen Dichtern (vgl. Kinkel, Wolfg. Müller u. A.) mit Vorliebe angewandt.

Str. 4. drunten = in der Ebene, unweit der Stadt.

Str. 5. Die heimkehrenden Reutlinger sind rechtzeitig gewarnt worden und haben sich zur Schlacht wohl gerüstet; auch ist das Heer so groß, daß es den Rittern, welche ihnen den Weg versperren wollen, schwer werden muß, wider solchen übermächtigen Feind Stand zu halten.

Str. 7. Aber auch die in der Stadt zurückgebliebenen Bürger sehen ihrer Mitbürger Lage und beschließen, den Rittern in den Rücken zu fallen. Sie thun das vom Zwinger aus. Darunter ist nach Götzinger der zwischen der äußeren und inneren Mauer befindliche Raum zu verstehen. Lüben und Armknecht eignen sich im Wesentlichen diese Erklärung an, an welcher ich nur das aussetze, daß dieser Raum ja wie ein Gürtel die ganze Stadt umgibt, daß also „Am Zwinger“ keine nähere Ortsbezeichnung sein kann, wie doch nach den Worten des Dichters geschlossen werden muß. Ich möchte

darum an ein ähnliches Befestigungswerk in Reutlingen denken, welches den Namen Zwinger führte, wie der mächtige Turm in der ehemaligen Stadtmauer Goslars.*)

Str. 8. V. 3. 4. Binnenreim. Der Dichter spielt außerdem an auf die in Reutlingen besonders gepflegte Industrie der Gerber und der Färber. — Daß gerben auch heißt: den Rücken durch Schläge mürbe machen, und daß hier alle Gerber gewissermaßen ihr Meisterstück („meisterlich") machen, wie auch, daß das Färben in Purpurrot auf die Blutarbeit hinweist, sei nur nebenbei erwähnt.

Str. 11. Uhland gibt der Sage eine neue, geschickte Wendung, indem er den einen Ritter durch Mörders Hand fallen und nur noch den Todesseufzer: Ach Ulm! ausrufen läßt.

Str. 16. Im Schildesamt = in den ritterlichen Gebräuchen. Die Namen der Grafen sind uns überliefert: es waren Ulrich von Tübingen, Friedrich von Zollern und Johann von Schwarzenberg.

V. 4. Merkwürdig, daß Armknecht es für möglich hält, daß Uhland im Geiste die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte des preußischen Königs geschaut habe. Ists denn nicht genug, wenn wir an den Glanz einer mächtigen Königskrone denken, welche dem sterbenden Grafen zu schauen vergönnt wird?

Str. 17. „Lilien und Mohn" sind die Wappenzeichen derer von Sachsenheim; das Wappen fand der Dichter im Reutlinger Rathausfenster neben den anderen; er schließt im raschen Weitererzählen noch die Sage von dem Geiste an, welcher seit langer Zeit in dem sachsenheimischen Schlosse vor dem Ableben eines Familiengliedes erscheine und klage. Diese Sage von der weißen Frau (aus Frau Holla oder Bertha entstandene Burgfrau oder Burggespenst) kommt in vielen Adelsfamilien vor und ist an viele Burgen geknüpft.

Str. 18. Über „die Toten von Lustnau" hat Uhland selbst eine sehr lesenswerte Abhandlung geschrieben (vgl. Pfeiffers Germania, 8. Jahrg.: Zur schwäb. Sagenkunde).

Str. 21, 4. „Dieser Gebrauch kommt als Ehrenstrafe für Ritter und Edelleute auch sonst im Mittelalter vor. Einem Ritter, der sich gröblich vergangen, zerschnitt man das Tischtuch und legte ihm das Brot verkehrt. J. Grimms deutsche Rechtsaltertümer S. 713." (Götzinger.)

2. Zum Verständnisse: Während die beiden ersten Rhapsodieen in launigem Tone gehalten sind und gehalten werden konnten, da ja beide kein Blutvergießen zu berichten haben, sondern nur einen mißglückten und einen geglückten Anschlag, so finden wir hier einen ernsten Ton, der ganzen Stimmung angemessen.

Von der Burg Achalm aus bedrängt Graf Ulrich mit zahlreichen kühnen Rittern die Stadt Reutlingen, während der alte Eberhard wider die feste Stadt Ulm streitet. Die Stadt ist in großer Gefahr; lange kann sie sich schon nicht mehr halten; es fehlt an Lebensmitteln. Aber die Not gibt Kraft, und so wagt denn ein Haufe reutlingischer Bürger

*) Einem Reutlinger verdanke ich die Mitteilung, daß der Zwinger jetzt nicht mehr existiert, daß aber ein Teil der Stadtmauer und zwar im SO. der Stadt diesen Namen geführt hat.

in der Nacht einen Ausfall ins Urachthal. Der Zug glückt. Die Ritter auf Achalm erfahren von dem Ausfalle erst, als die Reutlinger mit reicher Beute an Herden heimkehren. Freilich in durchaus edler Weise haben sie nicht gehandelt. Ist der Krieg an sich grausam, so war er's zu jenen Zeiten zwiefach: die erschlagenen Hirten, die Opfer ihrer Treue, die brennenden Dörfer und Mühlen, welche der Übermut entzündet hatte, rufen den Grafen Ulrich zur Rache auf. Aber zu spät und zu übermütig ziehen die Ritter in den Kampf. Nahe der Stadt stellen sie sich auf, die heimziehenden Bürger erwartend. Doch nun wird auch den in der Stadt zurückgebliebenen Bürgern die große Gefahr klar, in welcher ihre Brüder und Söhne draußen schweben. Schon ist der Kampf entbrannt, und die Ritter wanken und weichen nicht. Da hilft den Angreifern die Bruderliebe, welche den Rittern in den Rücken fällt. Mit der Kraft, welche die Verzweiflung darreicht, stürzen sich die Bürger auf die Ritter, und an diesem Tage zeigen die beiden Reutlinger Zünfte der Gerber und Färber, wie meisterhaft sie das Gerben und Färben verstehen. Nur an dieser Stelle drückt der Dichter auch in den Worten und im Binnenreime die Kampfesfreudigkeit der Städter in einer Weise aus, daß wir die Siegesgewißheit sofort empfangen. Die Ritter kommen in schwere Not und Verluste. Der Kampf ist bitterernst. Kein Pardon wird erteilt, das Blut fließt in Strömen, der Tod hält eine reiche Ernte; aber der Sieg ist den Städtern. Ein kleiner Rest abgematteter, verwundeter Ritter vermag es, mit dem schwerverwundeten Grafen Ulrich, sich nach der Burg Achalm durchzuschlagen.

Sehr schön stellt Uhland den Verlust des Reichsheeres dar. Während des Kampfgewühles achtet man des Einzelnen nicht, da hat nur das Interesse, daß das Fähnlein der Ritter in die Hände der Städter gefallen und daß auch der Anführer derselben, Graf Ulrich, schwer verwundet ist. Aber dann am anderen Tage gedenkt man der Toten. Die Knappen kommen unter sicherem Geleite und holen ihre toten und verwundeten Herren ab. Der Toten sind mehr denn sechzig, und diese werden aus dem Rathaussaale herausgetragen und dann auf Bahren und Wagen fortgebracht; auch die Schwerverwundeten fährt, die leichter Verwundeten führt man hinweg. Das dumpfe Trauergeläute der Glocken geleitet den langen Leichenzug der tapferen Feinde. Langsam zieht der Leichenzug an uns vorbei. Man kann jeden Toten ansehen, sich mit seinem Namen und Einzelheiten aus seinem Leben bekannt machen lassen.

Graf Ulrichs Heer war entscheidend geschlagen; er vermochte wider Reutlingen nichts mehr. Als er seine Wunden in Achalm ausgeheilt hatte, kehrte er nach Stuttgart zurück. Geeilt hat er nicht. Seine Niederlage wurmte ihn, vor dem Empfange des alten, bisher unbesiegten Vaters bangte ihm, zumal er sich nicht ohne Schuld weiß. Denn sein Mangel an Wachsamkeit hat den Zug der Reutlinger gelingen lassen, seine Aufstellung vor den Thoren der Stadt hat den Verlust der Schlacht herbeigeführt. Er entgeht auch der Ehrenstrafe nicht. Der Vater schweigt,

als er seinen Sohn wieder sieht, — ein frostiger Willkommen! Der Sohn setzt sich zum Vater an den Tisch, an welchem dieser das Mittagsmahl einnimmt, aber der Vater spricht auch jetzt kein Wort, er jedoch thut, wirkt schlimmer, als alle heftigen Worte des Tadels; schweigend ergreift der Vater das Messer und zerschneidet zwischen sich und dem Sohne das Tafeltuch. Der Mann mit reiner Ehre scheidet sich von dem Manne, dessen Ehre befleckt wurde.

[Litterarisches: *Götzinger II, S. 458. — *Gude III, S. 286. —*Kurz III, S. 418. — *Armknecht, S. 187. — Dietlein, 3. Aufl. S. 158.]

---

86. Die Döffinger Schlacht.

[Ebd. II. S. 270.]

1. Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein:
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein.
Zu Döffingen wars anders: dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

2. Die Städter sind gekommen: der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hälts in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab:
Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

3. Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Not:
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot;
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

4. Da kommt ein reisger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt:
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

5. Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städter Scharen stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn:
Da brennt ihm seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Übermütgen, wovon der Kamm euch schwoll."

6. Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld;
Wills Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf Einem Tuch, du Held;
Doch darf ich mit dir schlagen auf Einem blutgen Feld."

7. Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen: er hat sein Wort verbürgt.

8. Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" er stöhnts, er röchelts dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

8. Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" Er rufts mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

10. Die Städter han vernommen das seltsam listge Wort.
„Wer flieht?" so fragen alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied;
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

11. Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht:
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

12. Im Erntemond geschah es: bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

13. Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge gieng,
Auf rostge Degenklinge, Speereisen, Panzerring;
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

14. Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!"

15. „Hei!" spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht."
Er sprichts und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

16. Zu Döffingen im Dorfe da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einzgen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht:
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

17. Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roß;
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reisgen Troß:
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt;
„Dem Mann ists trüb zu Mute: was der uns bringen wird?"

18. „Ich bring' euch böse Kunde: nächt ist in unsern Trieb

Der gleißend Wolf gefallen: er nahm so viel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch: das ist des Wölfleins Art."

19. Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen: es glänzt im Morgenstrahl;
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er gutes brächt'."

20. „Ich bring' euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen: dem Herrn sei Dank und Preis!"

1. Über die **historische Grundlage** vgl. Schillers: Graf Eberhard der Greiner von Württemberg. Erl. IV³, S. 5.

2. **Erläuterungen:**

Str. 2, 3. Karst = eine zwei- oder dreizinkige Hacke zum Auflockern des Erdreiches (Weinberg, Kartoffelland).

Str. 4. reisig vgl. Erl. I², S. 38. — Herr, vgl. Erl. IV³, S. 392.

V. 2. Banner = Synekdoche; es sind alle die gemeint, welche dem Banner Wunnensteins folgen.

V. 4. Vgl. Uhlands Überfall im Wildbad, Str. 16. (Erl. IV³, S. 391 und 392 Anm. †)

Str. 5, 2. wehn ist ein Infinitiv, von sieht abhängig.

Str. 7. Löwenbund wurde ein Bund zwischen Fürsten und Rittern Schwabens, Frankens und des Elsaß genannt, welcher zu dem Zwecke geschlossen wurde, um den übermütigen Reichs-Städten entgegenzutreten, welche sich, durch das Glück der schweizerischen Städte im Kampfe gegen Österreich ermutigt, verbunden hatten, um mit Gewalt ihre Selbständigkeit zu erlangen. 29 Städte hatten den Krieg gegen Eberhard begonnen, dessen Sohn Ulrich einer der Hauptleute des Löwenbundes war, eine Reihe von Ortschaften zerstört und belagerten jetzt, 4000 Mann stark, den starkbefestigten Döffinger Kirchhof (im jetzigen Neckarkreis), auf welchem die Bauern, des Württemberger Grafen treueste Unterthanen, ihre Habe aufgespeichert hatten und mit der letzten Kraft verteidigten.

Str. 9, 4. Anspielung auf die Hauer des Ebers (Wildschweins) und auf den Namen Eberhard.

Str. 10, 1. han = haben, volkstümliche Zusammenziehung.

Str. 12. Im Erntemonat feiert Schwaben das Sichelfest oder die Sichelhenke. Dieses Sichelfest, an welchem die Ritter mitfeiern, ist freilich ein besonderes, ein blutiges.

Str. 17. Zuffenhausen ist ein Dorf westlich von Ludwigsburg, nördlich von Stuttgart gelegen.

Str. 18. nächt = 1, vergangene Nacht; 2, hier gestern.

Trieb = 1. Trift: 2. hier = Herde. — **Übrigens hat bald darauf** der alte Greiner sich mit dem Wunnensteiner wirklich ausgesöhnt, **und Wolf** ist des Grafen Eberhard treuer Freund geworden und geblieben.

Str. 20. Antonia, eine mailändische Prinzessin, war **Eberhards des** Greiners Schwieger-Enkelin, Ulrichs Schwiegertochter, Eberhard III **Gemahlin**; der von ihr am Tage der Döffinger Schlacht (23. Aug. 1388) **geborene** Sohn ist der spätere Eberhard IV.

3. Schriftliche Aufgaben. Vgl. Erl. IV³, S. 9.

[Litterarisches: *Götzinger II, S. 461. — Gude III, S. 291. — Kurz III, S. 418. — Armknecht S. 192.]

---

87. Der Schenk von Limburg. 1816.

[Ebd. II. S. 275.]

1. Zu Limburg auf der Veste
Da wohnt' ein edler Graf,
Dem keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf:
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang;
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

2. Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder:
Das steht den Jägern gut;
Es hieng ihm an den Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

3. Wohl hatt' er Knecht und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Gieng doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß:
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

4. Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus:
Der zog mit hellen Haufen
Einsmal zu jagen aus;
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

5. Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Geziert war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf:
Da rauscht' es in den Hägen,
Und stand vor ihm der Graf.

6. Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie:
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will;
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still.“

7. Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß ich ich mir pfänden;
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

8. Der Spieß ist mir verfangen,
Des ich so lang begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier ist mein bestes Pferd:
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann." —

9. „Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer,
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen;
Für eures sag' ich Dank:
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."

10. Mit dir ist nicht zu streiten:
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gib mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

11. Der Graf hat sich erhoben;
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar:
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wärs der beste Wein.

12. Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des Deutschen Reiches Schenk."

1. **Zum Verständnisse des Gedichtes:** (Zugleich Lineamente für eine Charakteristik des Grafen.)

Auf der Burg Hohenstaufen am Thal der Rems, der Stammburg des bekannten Herrscherhauses, wohnte vorübergehend einer (welcher, ist nicht gesagt) der Kaiser und traf auf der Jagd beim Verfolgen einer Hirschkuh (Hinde) auf eine kühle Quelle mitten im Walde, an welcher er sich niederließ. An diesen Ort kommt unvermutet für beide der Graf von Limburg, dessen Schloß in der Nähe, bei Schwäbisch-Hall gelegen war. Der Graf, ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße, trug ein ledernes Wamms; sein Haupt deckte ein Hut, den manche Feder wilder, von dem Grafen selbst erlegter, Vögel schmückte; an seiner Seite hieng ein Becher von Buchsbaumholz; seine einzige Waffe war ein starker und langer Jagdspieß. Sein Antlitz und der Bau seiner Glieder verrät die Kraft des Körpers und die zähe, abgehärtete Natur des Mannes; aus seinen Augen leuchtet Kühnheit, aber auch Offenheit und Gradheit.

Verlegenheit kennt er nicht, obgleich er den Kaiser ganz unverhofft trifft und diesen bald unwillig sieht, weil er den Hof des kaiserlichen Nachbars bisher geflissentlich gemieden hatte. Er gesteht offen dem Kaiser seine Vorliebe für ein freies, unabhängiges Leben und für Jagd und Umherschweifen in dem Wald (Gewälde = Waldung, cf. Gethal in Goethes Eckart), sowie seine Abneigung gegen das steife Hofleben. Ehrgeiz ist ihm fremd. Er bittet freimütig, des Kaisers Pläne, ihn am Hofe zu beschäftigen, ablehnen zu dürfen, und lehnt auch des Kaisers Gabe, dessen Lieblingsroß, dankbar ab. Als aber der Kaiser, was er auf

gradem Wege nicht erreicht, auf einem andern, durch eine **kleine List** nochmals zu erreichen versucht, da gibt der Graf nach und bringt dem Dienste des Kaisers und dem Vaterlande seine Freiheit und Neigung zum Opfer. Er, den der Kaiser im Walde zum **Erbschenken***) ernannt hatte, ward und blieb der Erbschenk der deutschen Kaiser, ein deutliches Zeichen, daß der Graf zu Hofe und im Feld seinen Mann stellen konnte. Die Wahl des Kaisers war eine glückliche; ja, des Grafen Familie behielt dies Amt bis zum Jahre 1713, wo die Familie ausstarb und das Erbschenkenamt an die Grafen von Althan übergieng.

2. **Einzelne Erläuterungen:**

Troß, Hägen cf. **Hag, Fährde, Gesell** sind andern Ortes erklärt worden, vgl. das **Register**. — **Mit hellen Haufen**. Götzinger erklärt: mit munteren, lauten Haufen, oder mit Haufen, die hell auf sind; besser jedoch faßt man hell = **weit sichtbar**. — **Zur Haft** nehmen, und **verfangen** sein = verpfänden und verpfändet sein. — **Gesell** hat hier einen familiären, freundschaftlichen Anstrich. — **Bürsten** = bei Schweizern und Schwaben gebräuchlich = **trinken**. (Wie ein **Bürstenbinder trinken** hängt hiermit zusammen.) Grimm leitet diese Bedeutung von der Bürste her, es bedeute also eigentlich die Kehle oder das Glas ausputzen

3. **Zweck des Gedichtes:** Das Gedicht ist eine zur **Rhapsodie** verarbeitete Anekdote, keine Ballade, und so ist es eigentlich vergeblich, mühsam einen Grundgedanken aufzusuchen. Da übrigens diese Erzählung ein Phantasiegebild des Dichters ist, welcher zu dem Gedichte äußerlich durch ein Gemälde in einer Kirche der Grafschaft Limburg**) angeregt worden ist, so scheint des Dichters Absicht **nur** die zu sein, die Einsetzung der Grafen von Limburg oder, wie sie auch heißen, der **Schenken** von Limburg, in ihr Erbschenkenamt auf einen besonderen, unter eigentümlichen Umständen dem Kaiser geleisteten Dienst eines Grafen von Limburg zurückzuführen. — Dadurch würde der bisher oft als „Grundgedanke“ aufgefaßte Vers:

> Nicht schweifen in Gewälde
> Soll mir ein solcher Mann,
> Der mir zu Hof und Felde
> Viel besser dienen kann.

zwar nicht die Bedeutung, daß ein Mann, welchen Gott mit so hohen Eigenschaften begabt hat, diese nicht nur zu seinem Vergnügen gebrauchen, sondern in den Dienst des Vaterlandes stellen, zum Wohle andrer ver-

---

*) Die Familie des Grafen von Limburg war die der kaiserlichen **Erbschenken**; der älteste Graf übte das Amt wirklich aus. Die **Erzämter**, von Erbämter unterschieden, waren nur **Ehrentitel**, wurden nicht wirklich ausgeübt. **Erzschenk** war der Kurfürst von Böhmen. (Vgl. Schillers: Graf von Habsburg.)

**) Nämlich in der Kirche zu Gaildorf. Das Gemälde deutete zuerst die Phantasie J. Kerners so, wie es nun der Dichter Uhland poetisch ausgestaltet hat. Der Wert der Rhapsodie besteht besonders in der plastischen Darstellung der beiden Personen, des Kaisers und des Grafen.

werten solle (ein durchaus richtiger Satz in dem Munde des Kaisers), wohl aber die Bedeutung verlieren, welche Gude den Worten gegeben hat.

4. Aufgaben: 1. Disposition. — 2. Charakteristik des Grafen (und des Kaisers). — 3. Wie der Graf von Limburg ein Schenk von Limburg geworden ist. Ein Phantasiebild L. Uhlands. —

[Litterarisches: *Götzinger II, S. 467. — *Kurz III, S. 418. — *Gude I, S. 229.]

---

88. Des Sängers Fluch. 1814.*)

[Volksausgabe. II. Bd. S. 302.]

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr:
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer:
Und rings von duftgen Gärten ein blütenreicher Kranz:
Drin prangen frische Blumen im Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich:
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich:
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar:
Der Alte mit der Harfe der saß auf schmuckem Roß;
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

5. Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
Der König furchtbar prächtig wie blutger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten: er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll:
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

7. Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit:
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

---

*) Während Napoleon I. in Elba weilte, entstand diese Ballade.

8. Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott;
Des Königs trotzge Krieger sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk verführet: verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

10. Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm:
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß;
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Thore da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis:
An einer Marmorsäule da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Garten gellt:

12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

13. „Weh euch, ihr duftgen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künftgen Tagen versteint, verödet liegt.

14. „Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blutgen Ruhms:
Dein Name sei vergessen, in ewge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!"

15. Der Alte hats gerufen, der Himmel hats gehört;
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeigt von verschwundner Pracht:
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings statt duftger Gärten ein ödes Heideland:
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen. Das ist des Sängers Fluch.

1. **Form:** Neuere Nibelungenstrophe.

2. **Stoff:** Uhland, welcher so manche altdeutsche Sage in poetisches Gewand gekleidet hat, welcher unter seinen Zeitgenossen in der Ballade und Romanze den ersten Preis errang, hat uns hier ein Gedicht geboten, dessen

Stoff gänzlich der freischaffenden Phantasie des Dichters angehört. Zugleich gilt diese Ballade für die vollendetste Uhlands, für sein Meisterwerk.

3. **Erläuterungen:**

Str. 1. hoch und hehr = Alliteration*). Blaues Meer. In der Ferne erscheint das Meer uns blau. Die Lande: die doppelten Pluralformen Lande — Länder, Denkmale und Denkmäler (nur Merkmale). Gastmahle und Gastmähler, Gewande und Gewänder, Thäler und Thale haben gleiche Bedeutung, nur ist die Form ohne Umlaut die edlere und bei Dichtern gebräuchlichere. (Verschieden in Bedeutung sind Bande — Bänder, Holze — Hölzer, Horne — Hörner, Tuche — Tücher, Worte — Wörter.)

frische Brunnen = kühles, erquickendes Wasser spendende.

Str. 2. stolz = ursprünglich hoch einhergehend (vgl. Stelze), dann stattlich, prächtig (von Menschen, Tieren, Sachen); dann: voll Selbstgefühl, selten in gutem, meist in unedlem Sinne.

Str. 3. „was er" — viermalige Wiederholung (Anaphora) und Steigerung. Zugleich ist hier die prägnante Kürze der Sätze außerordentlich wirksam.

Str. 4. „mein Sohn": das ist hier nicht eigentlich zu nehmen, sondern eine „liebevolle, väterlich wohlwollende Anrede an eine jüngere männliche Person." (Kehrein). „tiefsten" = dem innersten Herzen entquollene, darum auch in der Hörer Herzen am tiefsten eindringende Lieder. — „Ton" = wurde im Mittelalter gebraucht, um die Versart (Metrum) mit der Melodie zu bezeichnen, vgl. Hildebrandston. „Lust und Schmerz" — Vgl. Schillers Macht des Gesanges: Str. 2.

Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Str. 5. Gemahl. Diese Form, welche im Althochdeutschen in: der gamahalo und die gamahala sich spaltet, ist auch sonst die für Maskul. und Femin. gebrauchte; vgl. Luthers Erklärung zu dem 6. Gebot: Und „ein jeder sein Gemahl liebe und ehre." Schiller, Braut von Messina I 8: „Der des Fürsten ehliches Gemahl in ein frevelnd Ehebett gerissen."

Str. 6.**) schwoll = „anschwellend drang" (Kehrein).

Str. 7. Lenz und Liebe = Alliteration, der Menschen Lenz (Jugend) ist die Zeit ihrer Liebe (vgl. Rückerts: „Liebesfrühling" als Titel seiner Liebesliedersammlung). — Frühlingslieder, Liebeslieder, Balladen und Romanzen, deren Stoff der ruhmreichen, sagenvollen Vergangenheit entlehnt ist

*) Vgl. Goethes Hochzeitslied.

**) Das Schlagen der Harfe mit einem Stäbchen findet sich auch in Uhlands König Karls Meerfahrt Str. 2; Schillers Graf v. Habsburg Str. 6.

goldne Zeit (vgl. aetas aurea, das goldne Zeitalter der alten Römer und Griechen), Freiheitslieder, Preis der alten deutschen Treue u. dergl. sind die für den Gesang am meisten geeigneten, das Herz am meisten ergreifenden Lieder.

Str. 8. Eine wirksame Schilderung der Macht des Gesanges.*)

Der Gesang rührt alle edlen Herzen, ja auch niedrig gesinnte, wenn nur noch ein Funke des Guten, Wahren und Schönen in ihrer Brust glimmt. Ob auch die Höflingsschar die eintretenden Sänger mit spöttischen Blicken betrachtet und anfänglich ihre Gesänge mit albernen Witzeleien begossen haben mag, nach und nach verstummt der Spott auf ihren Lippen, und aus ihren Augen weicht die Verachtung; freilich zu einer höheren Empfindung können sie sich nicht erheben. Die Krieger, obschon nicht leicht bezwungen, beugen sich doch schließlich der Macht des Gesanges und anerkennen die göttliche Gabe, welche aus den Sängern zu ihrem Herzen spricht. Ihr Trotz, ihre Derbheit, ihre rauhe Schale weicht, da ihr Innerstes doch noch edler Regungen fähig ist.

Str. 10. Die beiden Perfekta ist zerstoben und hat verröchelt deuten den raschen Eintritt der beiden Ereignisse an.

V. 4. bindt = bindet, jene Form die ungebräuchlichere und hier sogar hart klingend; feste = alte Adverbialform.

Str. 11. Der Preis aller Harfen = die vorzüglichste unter allen Harfen. (Vgl. Uhlands: Der blinde König.)

Str. 14. Fluch des Sängertums! Die sämtlichen Sänger, ihre Würde, ihr Stand werden durch dieses Wort zusammengefaßt. Der König ist Gegenstand des Fluches aller Sänger

Str. 16. Heldenbuch; dies ist der Name einer Sammlung von kleineren epischen Dichtungen des Mittelalters.

4. Besondere Schönheiten des Gedichtes:

1. Das Gedicht ist reich an ästhetischen Beiwörtern. Der Wert richtig gewählter Adjektive, welche eine für den Begriff des betreffenden Hauptwortes, zu welchem sie treten, besonders charakteristische Eigenschaft oder Thätigkeit deutlich hervorheben, namentlich eine sinnlich wahrnehmbare Eigenschaft oder Thätigkeit, in der Dichtung ist unbestritten. Je passender sie gewählt werden, desto mehr regen sie die Phantasie an, ein Bild sich zu schaffen, welches sie selbst fesselt; je sparsamer, desto angenehmer wirken sie; jeweniger sie blos verschönernde Beiwörter sind [Epitheta ornantia], je mehr sie den Schein ausschließen, nur des Reimes, des Klanges, eines äußerlichen Grundes halber beigefügt sein, desto mehr wirken sie unseren Genuß; je origineller, unerwarteter grade diese oder jene Eigenschaft eines Gegenstandes uns vor die Augen tritt, ohne uns jedoch unwahr und damit abgeschmackt zu erscheinen, desto mehr vermag ein solches einzelnes Attribut uns zu erfreuen. Solcher ästhetischen Bei-

*) Man vgl. hier Schillers Macht des Gesanges, Graf von Habsburg, Goethes Sänger.

wörter finden sich eben in unserer Ballade eine ganze Menge von besonderer Schönheit, wie Str. 1, 2: Das blaue Meer; 1, 3: duftge Gärten, — blütenreicher Kranz; 1, 4: frische Brunnen; 2, 1: stolzer König; 3, 2: goldne Locken; 3, 3: schmuckes Roß; 3, 4: blühender Genoß; 4, 2: tiefste Lieder, — vollster Ton; 4, 4: steinern Herz; furchtbar prächtig (5, 3); blutger Nordlichtschein (5, 3); dumpfer Geisterchor (6, 4); scheuer Sklavenschritt (12, 3); ꝛc.

2. Diesen zum Teil hochpoetischen Beiwörtern stehen zur Seite die auch in unserm Gedicht mehrfach vorkommenden poetischen Adverbia:

Str. 3, 4: Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.
6, 1: Er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle ꝛc.
9, 2: Der König schreit es wütend ꝛc.
11, 4: — , daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt.

3. Ein weiteres Mittel zur Verschönerung der Sprache sind die von dem Dichter häufig angewandten poetischen Komposita:*)
blütenreich (1, 3). Regenbogenglanz (1, 4). Sängerpaar (3, 1). Säulenpaar (5, 1). Nordlichtschein (5, 3). Geisterchor (6, 4). Höflingsschar (8, 1). Blutstrahl (9, 4). Sängerpreis (11, 1). Sklavenschritt (12. 3). Rachegeist (12, 4). Maienlicht (13, 1).

4. Einige Alliterationen, wie: hoch und hehr (1, 1): Sänger — Säulensaal (5, 1): Seufzen nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt, Lenz und Liebe, Ringen — Ruhms, Name — Nacht, leere — Luft.**)

5. Anaphora und Wiederholung einzelner Wörter, sowohl ein- als zweisilbiger in einem Verse, kehrten auch hier häufig wieder und werden leicht aufgefunden werden können.

6. Die inhaltsreiche Kürze der Sätze (Prägnanz) findet sich zugleich mit einer trefflichen Steigerung in einem Beispiele:

Str. 2, 3: Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut.
Und was er spricht, ist Geisel, und was er schreibt, ist Blut.

7. Weiter aber haben wir auf die überaus schönen und häufigen Kontraste (Antitheta) zu achten, d. h. „die Nebeneinanderstellungen zweier an sich verschiedenen, aber doch ähnlichen Gegenstände“, z. B.:

Str. 3: Der ein' in goldnen Locken, — der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.
Str. 5: Der König, furchtbar prächtig, wie blutger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.
Str. 6: Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.
Str. 9: Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

8. Wirkliche Gegensätze (Antithesen): „die Vereinigung wirklich

*) Fast sämtliche Komposita sind enge Verbindungen von Substantiven im Nominativ mit solchen im Genetiv zu einem Worte.

**) Vgl. das Hochzeitslied von Goethe. (Erl. II³, S. 151.)

entgegengesetzter Vorstellungen in einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte"; kommen auch einzelne vor: „Lust und auch den Schmerz" (4, 3), in „Wehmut und Lust" (8, 3).

9. Es ist nicht der geringste Vorzug eines Gedichtes, wenn in demselben Kongruenz und Harmonie sich finden. Durch beide Figuren wird das Hörbare nachgeahmt, und zwar wird durch die erstgenannte die Ähnlichkeit des artikulirten Tones der Sprache mit dem unartikulirten Tone in der Natur dargestellt; durch letztere die Nachahmung des natürlichen Ganges der bezeichneten Sachen im künstlichen Gange der Rede, wird besonders die Strophe 6 überaus wirksam:

In das Saitenspiel des Alten, welches crescendo ertönt, mischt sich zuerst der Gesang des Jünglings, zuletzt der des Greises. — Auch in Str. 8 wird die Wirkung der Gesänge ganz genau, der Sachlage entsprechend, geschildert, die negative bei der Höflingsschar wird zuerst, dann die positive bei den Kriegern merkbar, am großartigsten zeigt sich die Wirkung bei der Königin.

10. Über die malerische Bedeutung der Vokale und Konsonanten wird an dieser Stelle auch etwas geredet werden müssen. „Die Lautmalerei (Onomatopoesie) sucht vorherrschende Laute mit der Idee und der Grundstimmung eines ganzen Gedichtes oder mit einem Einzelgedanken in möglichste Übereinstimmung zu bringen", so daß schon in den Lauten der Charakter des Inhalts sich abspiegelt. Vorerst sehen wir von den Konsonanten ab, und wenden uns zu den Vokalen. Die Bedeutungen derselben Vokale sind je nach dem Inhalte der Gedichte sehr verschieden, oft ähnlich, oft kontrastierend; im allgemeinen wird man dem

a: den Charakter des Erhabenen, des Wahren, der Kraft, der Klarheit, aber auch des Falschen; dem

e: den Charakter des Hellen, Schnellen, Behenden, Edlen, Leeren, Elenden, Ekelhaften; dem

i: **ie** die Bedeutungen der Milde, des Lieblichen, Spielenden, Witzigen, Sinnigen, Fliehenden &c. zuerkennen können.

o: Voll, hoch, groß, bedrohlich, tot, rosig, golden.

u: Furchtbar, dumpf, dunkel — funkeln, Glut &c.

Es genügt dieser Hinweis. Beispiele giebt uns unsere Ballade hinlänglich als Belege des Gesagten:

Str. 3: Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.
4: Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton.
5: — furchtbar prächtig, wie blutger Nordlichtschein,
süß und milde, als blickte Vollmond drein.
6: Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Bezüglich der Konsonanten, von welchen uns hier besonders L (Lenz und Liebe, leere Luft) und St, Sch, R, N, H entgegentraten, wird später

genauer geredet werden. Der Gleichklang der Konsonanten ist eben die Allitteration, der der Vokale die Assonanz.

11. Sehr schön sind in dieser Ballade die Vergleichungen d. h. Nebeneinanderstellungen eines Bildes und eines Gegenbildes (Comparatio) ohne ausführliches Aufsuchen der Ähnlichkeiten, wie solches im Gleichnis (Simile), geschieht „wie blutger Nordlichtschein“, „als blickte Vollmond drein“, „wie dumpfer Geisterchor“, „wie ein letztes Röcheln“; nicht minder aber auch die Metaphern: Kranz (1, 3), goldne Locken (3, 2), das Schwellen des Klanges (Str. 6, 2), das Vorströmen der Stimme (6, 3).

12. Endlich sei auf die Figur der Verwünschung, des Ausbruchs der höchsten Leidenschaft und Wut, aufmerksam gemacht, welche Str. 12, 13 und 14 uns entgegentritt (Imprecatio), und auf das Asyndeton in Str. 15.

> Der Alte hats gerufen, der Himmel hats gehört:
> Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört ꝛc.

5. **Grundgedanke:**

Götzinger meint, der Dichter habe seinen ganzen Ingrimm über Napoleon in diese Ballade gegossen, weil dieser Freiheit, Männerwürde und alles Schöne mit Füßen getreten habe; doch habe das Gedicht, wie jede echte Dichtung, eine viel allgemeinere Giltigkeit. Minkwitz (Neuhochd. Parnaß) läßt an diesem herrlichen Gedichte eigentlich gar nichts Gutes, kann nicht einmal den ethischen Grundgedanken finden, um welches willen der Dichter die Ballade geschrieben haben möge. — Nicht etwa die Würde und Macht des Gesanges zu schildern, ist das Ziel des Dichters in dieser Ballade, sondern zu zeigen, daß dem Frevler gegen den Sänger und den Gesang als Strafe des Himmels der Fluch der Vergessenheit zu Teil werde. Nicht die Thaten selbst und allein machen den Menschen groß bei der Nachwelt, sondern außer von seinen Thaten hängt sein Nachruhm ab von seinem Verhältnis zum Dichter, zur Kunst; Uhland hebt die Würde des Gesanges deshalb vorher recht hervor, um die Größe des Frevels gegen den Sänger deutlicher hervortreten zu lassen. Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch, — der sich erfüllt, wie eine gotteingegebene Prophezeiung. Diese Worte sind nicht nur das Ende, sondern auch die Spitze des Gedichtes.

6. **Disposition:**

I. Des Königs früherer Glanz und seine Macht: Str. 1. 2.
   1. Sein Reichtum: Str. 1.
   2. Seine Macht: Str. 2, 1.

II. Aber das Herz des Königs ist im höchsten Grade verhärtet und unempfänglich für alles Edle und Schöne: Str. 2, 2—4.

III. Das Sängerpaar naht in der Absicht, den reichen und doch so armen König durch die Kunst zu rühren: Str. 3. 4.

IV. Die Sänger singen im festlich gefüllten Rittersaal vor dem Könige und seiner Gemahlin: Str. 5—7.
1. Äußere Erscheinung des Königspaares: Str. 4.
2. Schilderung des Sängerpaares, ihres Spiels, ihrer Stimme: Str. 6.
3. Der Inhalt der Lieder: Str. 7.

V. Die Wirkung des Gesanges.
1. Die günstigen Wirkungen: Str. 8.
   a. bei den Höflingen: V. 1.
   b. bei den Rittern: V. 2.
   c. bei der Königin: V. 3. 4.
2. Der Versuch, den König zu rühren, mißlingt nicht nur gänzlich, sondern des wütenden Königs Dank ist der tödliche Wurf des Speeres in des Jünglings Brust: Str. 9.

VI. Die Folgen der Frevelthat des Königs: Str. 10—16.
1. Des Ermordeten Geschick: Str. 10.
   a. Die Höflingsschar eilt aus der grausigen Nähe ihres Tyrannen, ohne Teilnahme für die armen Sänger: Str. 10, 1.
   b. Der unglückliche Jüngling verscheidet im Arme seines Meisters: Str. 10, 2.
   c. Der Alte setzt den Toten auf sein Roß und führt ihn aus dem Schlosse: Str. 10, 3—4.
2. Des rächenden Sängers Fluch: Str. 11—14.
   a. die sinnbildliche Zerschmetterung der Harfe: Str. 11.
   b. der Fluch des Sängers: Str. 12—14.
      α. die stolzen Hallen } Schloß und Umgebung Str. 12.
      β. die duftgen Gärten } Schloß und Umgebung Str. 13.
      γ. die Person des Mörders selbst: Str. 14.
   c. die Strafe des Mörders: Str. 15. 16.

7. **Charakteristik der Personen:** Es folgt beispielsweise nur die des Königs. Der König ist reich an Land und Siegen genannt. Er besitzt somit eine große Macht, und von seinem Reichtum gibt das Schloß und dessen Umgebung hinreichend Zeugnis. Seine Regierung ist eine höchst ereignisvolle, und er hat sein Volk in manche Schlachten von Sieg zu Sieg geführt. Klugheit und Tapferkeit müssen also Eigenschaften dieses Fürsten gewesen sein. Seine äußere Erscheinung ist prächtig, majestätisch, er scheint zum Herrschen geboren. Aber wenn wir auch alle äußeren Eigenschaften eines tüchtigen, mächtigen Monarchen bei ihm vereinigt finden, eins mangelt ihm: er hat ein Herz, welches sich arm zeigt an allem, was dem Leben erst Reiz verleiht, wahren Wert und ächten Glanz darbietet.

Rohe Gewalt hat ihm die äußere Macht erworben, mit Blutschulden ist sein Herz beschwert und der Thron gebaut, seine Regierungszeit ist voller Kämpfe, vielleicht mit rechtmäßigen Erben des Thrones, und das

Gewissen, welches über alle früheren Verbrechen zürnt, hat noch nicht aufgehört ihm Qual zu bereiten. Grausam und rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel ist er eigentlich kein König, sondern ein Tyrann seinem Volke geworden; und seine Erscheinung ist, wenn auch prächtig, doch zugleich furchtbar, schaurig schön, wie ein nächtlicher Brand, wie der blutfarbene Schein des Nordlichts. Entmenscht ist er, allem Schönen, Guten, Wahren verschlossen.

Was er sinnt, ist Schrecken, und, was er blickt, ist Wut,
Und, was er spricht, ist Geisel, und, was er schreibt, ist Blut.

Ihn zu rühren, sein „steinernes Herz“ für das Edle wieder empfänglich zu machen, das ist die große Aufgabe des Sängerpaares, vielleicht gestellt von der edlen, in die Gewalt dieses Unholds verkauften, trotz Glanzes und Reichtums unglücklichen Königin.

Der Versuch mißlingt. Der König wohnt zwar den Gesängen bei, aber nicht ein einziger der vielen vermag in seinem Herzen eine edle Flamme anzufachen. Für das Edle ist sein Herz unempfänglich. Aber unempfindlich für dasselbe ist sein Herz nicht, steinern ist es nicht, es ist in einer viel schrecklicheren Verfassung. Das Edle weckt in ihm die Feindschaft. Die Eifersucht, jene schreckliche Leidenschaft, erfaßt ihn bei der Erkenntnis, daß die Sänger aller Beifall, auch den des eignen Weibes, so leicht, so unbezweifelt errungen haben; und es tritt an die Stelle der erwarteten edlen Regung: Neid, welcher andern die Anerkennung nicht gönnt, welche er, der König, nirgends findet, außer im Munde der Schmeichler, Neid, indem er unschuldige, reine Gewissen außer sich, gottbegeisterte Herzen und so viele ergriffene Zuhörer dankbar an den Lippen der Sänger hängen sieht, und damit sich, sein freude-, friede- und trostloses Herz und sein bei allem Glanz so armseliges Dasein vergleicht; blutiger Haß, welcher, weil er selbst unglückbringend und freudestörend wirkt, keinen Glücklichen neben sich sehen kann. Diese Empfindungen der Eifersucht, des Neides, des Hasses verbinden sich bei dem Könige mit einem furchtbaren Jähzorn, und so folgt auf den blutigen Gedanken sogleich die blutge That.

Aber der That folgt auch der Lohn. Nicht Glanz und Waffenthaten machen den Menschen bei der Nachwelt berühmt, wenn nicht seine Erscheinung einen Dichter zum Preise des Helden begeistert. Achilles fand an Homer seinen Sänger und wurde unsterblichen, unvergessenen Namens.

Dieser König hat seiner beiden Sänger Herzen gemordet, des Jünglings Herz durchbohrt mit dem Speere, des Alten Herz durch Gram gebrochen. Untergang seines Namens, seines Hauses, seiner Herrschaft ist die gerechte Strafe Gottes für diese That, an dem verübt, der in Gottes besonderer Hut steht, und diese Strafe ist ihm geworden.

Er ist versunken und vergessen.*)

*) Es wird nunmehr nicht schwer, die Charakteristik der Königin und der beiden Sänger in zwei gesonderten Darstellungen auszuführen. Bei der Königin sei nur noch darauf aufmerksam gemacht, wie die Königin, von den Gefühlen des Herzens überwältigt.

8. **Aufgaben** zu schriftlichen Darstellungen sind soeben in verschiedener Richtung angedeutet.

Litterarisches: *Gößinger II, S. 466. — *Kriebitzsch, Deutsche Dicht. S. 1. — *Viehoff a. St. 1, S. 551. — *Kurz III, S. 316. 419. 424. — *Kehrein, S. 274. — *Reuter, S. 368. — Armknecht, S. 120.

---

89. Bertran de Born.

[Edd. II. S. 144.]

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?“

„Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr, als die Hälfte
Seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!“

„Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.“

„Deine Tochter saß im Saale
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war betaut.“

„Aus des Ölbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorngen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr:
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.“

„Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl,
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.

---

unüberlegter Weise und im Überströmen ihrer Empfindungen die Rose von der Brust den Sängern zuwirft. Das Unüberlegte, den Durchbruch der Gefühle malt der Dichter dadurch, daß er an dieser einzigen Stelle einen Anapäst einfügt:

◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ —
Die Rose von ihrer Brust.

Außerdem aber eignet sich das Gedicht vortrefflich zur Grundlage einer andern Art von Behandlung. Es werden vom Dichter in kurzen und doch vollkommen ausreichenden Zügen vier Bilder gemalt, welche einzeln zu schildern oder nur zu beschreiben, eine schöne, dankbare Aufgabe sein wird: 1. Die Ankunft der beiden Sänger vor dem mittelalterlichen Schlosse; 2. Der Gesang der Sänger im Rittersaale; 3. die Ermordung des Jünglings; 4. der Abzug des Alten mit der Leiche seines jugendlichen Freundes.

Strecken wollt' er dir die Rechte
Über Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal."

„Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;

Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt:
Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die, verzeihend, ihm gebührt!
Weg die Fesseln! deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

1. **Erläuterungen:**

Str. 1. Autafort, d. h. Haute-fort oder Hochfeste, war die Burg des Sängers und Barons Bertran de Born, in Aquitanien gelegen. Bertran de Born war auf der Burg Born im Jahre 1145 geboren und starb um 1210 im Kloster Daron, wohin er sich lebensmüde zurückgezogen hatte (Armknecht sagt irrtümlich, daß Bertran de Born um 1300 gelebt habe). Er war ein außerordentlich begabter Sänger (Troubadour) und ein tapferer Kriegsheld und zugleich ein wilder, unruhiger Geist, welcher die größte Zeit seines Lebens hindurch im Kampfe mit seinem Lehusherrn lebte, zum Kampfe wider diese [Heinrich II. von England (1154—1189) und dessen Sohn Richard (Löwenherz, Herzog von Aquitanien] sogar die beiden Söhne Heinrichs II. und Brüder Richards: Heinrich und Gottfried aufreizte, bis er endlich auf seiner Burg von Heinrich II. belagert und zur Übergabe der Burg genötigt wurde. (1183.)

Str. 3. Perigord ist der Name einer alten Landschaft in Südwestfrankreich (zum größten Teil das heutige Departement Dordogne), benannt von den keltischen Einwohnern des Landes, den Petrocorii, welche erst von den Goten, später von den Franken überwunden wurden. — Ventadorn war ein Teil der ehemaligen Provinz Limousin, zu Aquitanien gehörig, wie auch Perigord.

Str. 5. Montfort ist der Name einer Stadt und eines Schlosses in der Provinz Perigord. — Genauere Geschichtsquellen nennen als den Ort, wo Heinrich (übrigens an einem Fieber) starb, das Schloß Martel.

2. **Zum Verständnisse des Gedichtes.**

Es ist, wie richtig Hiecke in seiner ausführlichen und überaus tiefen Auslegung dieses Gedichtes (Ges. Auff. S. 27—43) nachweist, eine weitere Heranziehung der Quellen dieses Gedichtes nicht nötig, auf deren Herbeischaffung Götzinger (a. a. O. S. 470) eine große Mühe verwandt hat, indem er besonders Millot (historie littéraire des Troubadours. Paris 1774) und Diez (Leben und Werke des Troubadours. Zwickau 1829) benutzte. Denn der Kenntnis der englischen und französischen Spezialgeschichte des Mittelalters bedürfen wir nicht, um zu einem mit Genuß verbundenen Verständnisse dieser vortrefflichen Ballade zu gelangen; im Gegenteil, wir kommen leicht mit Götzinger in die Gefahr, zu tadeln, was

wir loben müßten, für Mißverständnisse, Verwechslungen und Benutzung trüber Quellen zu halten, was wir als das Zeichen echt poetischer Auffassung und Gestaltung zu preisen haben.

Nur das Eine sei noch hinzugefügt, daß der Dichter, wie ihm das unbestritten zusteht, die Geschichte in diesem Falle erklärt, verbessert hat. Nun steht in voller Klarheit das Bild Bertran de Borns vor uns, und nicht minder der Grundgedanke der ganzen Ballade. Die Macht des Gesanges zu schildern, ist ein sehr beliebter Vorwurf für viele Dichter gewesen; auch diese Dichtung stellt uns die Macht des Gesanges dar, aber in einer ganz originellen und tiefen Auffassung. Bertran de Born zeigt uns ein Doppeltes: Die dämonisch wirkende Macht des Gesanges, wenn sie im Dienste selbstsüchtiger, unreiner Leidenschaften steht, und die versöhnend wirkende des Gesanges, wenn der Sänger, selbst geläutert und wahrhaft geadelt, offen neben das Bekenntnis seiner Schuld dasjenige seiner Reue setzt.*)

3. Charakteristik Bertran de Borns.

Der Dichter führt uns einen Gefesselten vor. Bertran de Born, der einst so gefürchtete Gegner Heinrich II. von England, ist im heißen Kampfe gegen dessen Heeresmacht unterlegen; seine Burg Autafort ist gebrochen und verbrannt; er selbst ist gefangen und wird gebunden vor seinen Feind, den König, geführt, welcher mit bitterem Spotte den Besiegten empfängt. Schon die Worte: „Kamst du" sind ein tiefer Spott über den, welcher ja nicht freiwillig kommt, sondern als ein Gefangener herbeigeführt wird. Von diesem Barone hat der König unsäglich viel Unbill erdulden müssen. Bertran de Born war die Seele aller Empörungen, welche des Königs Vasallen je und je in Aquitanien unternommen haben; mit seinen Liedern hat er den Geist der Empörung entzündet, mit seinem Schwert ist er den Aufrührern vorangegangen; es war der kühnste, leidenschaftlichste, geistig bedeutendste unter den Feinden des Königs; es wohnte in ihm ein zwiefacher Geist, gleich mächtig über alle, welche in seinen Bereich kamen, der Geist der Poesie und der Geist der Kampfeslust; singend und streitend riß er die Seinen mit sich fort, durch den Sang entflammte er zum Kampfe, im Kampfe selbst zu todverachtender Kühnheit und Kraft, Ausdauer und Leidenschaft. Ja sein Sanges- und sein Kampfesgeist verwirren selbst des Königs eigene Kinder, die Tochter wie den Sohn, verführen sie zum Abfall von den Kindespflichten, zur ehelichen Untreue und zum Aufruhr.

Und Bertran de Born ist sich seiner Geisteskraft wohl bewußt gewesen. Er kennt seinen Einfluß auf alle, welche seine Lieder hören, welche seine Tapferkeit sehen; ja er konnte in Vermessenheit einst prahlen,

*) Vgl. Hiecke, a. a. O. S. 33: „Wir bewundern in dem großartigen Gedichte eine ergreifende Darstellung der Macht, welche die Poesie in ihrer Getrenntheit von der sittlichen Substanz, und der unendlich höheren Macht, welche sie in ihrer Verbindung und Einheit mit der sittlichen Substanz auf das Menschenherz ausübt.

daß die Hälfte seines Geistes ausreiche, um ihn zu dem gefährlichsten Gegner des Königs zu machen. Er spielte damit an auf seine Sangesgabe und seine Heldenkraft (Vgl. Str. 7, 4. „Saite nicht, noch Schaft“), von welchen eine Gabe allein schon furchtbar genug sei.

Aber jetzt ist er ohnmächtig. Der König ruft ihm spottend zu, daß nun ihn weder der halbe noch der ganze Geist habe retten können noch retten werde.

Der Gefangene antwortet. Aber in welchem Tone! Zwar furchtlos; denn die Strafe, die ihn erwartet, kann ihn nicht mehr schrecken, und Mitleid zu erwecken und um Gnade zu flehen, dazu ist er auch jetzt noch zu stolz. Aber er bekennt alles, was er gethan, daß er durch seine Lieder ganze Provinzen entflammt, daß er durch sein Schwert sich seinem Könige stets furchtbar gemacht und daß er die Kinder seines Königs bewogen habe, sich von ihrem Vater ab- und ihm, dem Barone, zuzuwenden. Die Tochter liebte den Sänger, als sie noch frei war, aber sie hatte, dem Vater gehorchend, einem Herzoge die Hand gereicht und schien damit dem Sänger verloren, unerreichbar. Und, wenn er sie auch nicht zu sich zurückführen konnte, so erreicht er doch durch einen Boten, dem er ein Lied anvertraut hatte, so viel, daß die Braut des Herzogs in tiefe Schwermut fällt, daß in ihrem Herzen die alte, preisgegebene Liebe wieder emporlodert, und so das Herz nur scheinbar dem Herzoge angehört, in Wahrheit dem Troubadour wieder zugewandt worden ist. Die Thränen des bei allem Brautschmuck unglücklichen Weibes zeigen uns die Macht des Geistes Bertrans.*)

Aber noch klarer, stärker, tragischer tritt uns die Macht des Sängerhelden über den Sohn hervor. Es ist der beste Sohn des Königs, welchen ein Bertransches Lied zum Kampfe gegen seinen Vater aufreizte, zu einem Kampfe, welcher dem tapferen Prinzen, einst dem Stolze des Vaters, den Tod bringen sollte.**)

Das alles bekennt der Gefangene furchtlos und offen. Schwerer kann man sich nicht leicht gegen einen König versündigen, schwerer nicht

---

*) Des Herzogs Braut und die Tochter Heinrichs II. kann nur die Herzogin Mathilde sein, die Gemahlin Heinrichs des Löwen von Sachsen und Baiern. Daß die Geschichte hier im einzelnen anders berichtet, als der Dichter, versteht sich von selbst. Die Geschichte weist nach, daß der Troubadour einer anderen Mathilde, die ihn verlassen hatte, einen Spielmann Papiol zusandte, welcher durch ein ihm anvertrautes Lied das Herz der Geliebten zurückerobern mußte, und daß Heinrich des Löwen Gemahlin schon 15 Jahre verheiratet war, ehe der Ritter und Sänger sie kennen lernen und ihr, der hochstehenden Dame, seine Huldigungen im Liede aussprechen konnte. Aber eben der Dichter ändert bewußt für seine Aufgabe diese untergeordneten Punkte. Er läßt Tochter und Sohn des Königs selbst des verführerischen Macht dieses Sängergeistes unterliegen. Das sind nicht unabsichtliche Verwechslungen, wie Götzinger meint, sondern ganz absichtliche Vertauschungen.

**) Der historische Heinrich starb während des Krieges gegen seinen Vater nicht an einer Wunde, sondern an einem Fieber, aber allerdings voll Reue über seinen Aufruhr und der Vergebung seines Vaters versichert. Der Dichters spielt zugleich an den zweimaligen Aufstand Heinrichs an. Zwischen beiden lag ein Friede, freilich von kurzer Dauer, und eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn. Auf diesen Frieden weisen uns die Worte: „Aus des Ölbaums Schlummerschatten.“ Der Ölbaum ist ja Friedenszeichen.

das Herz eines Vaters verwunden, stärker kaum seinen Geist auf andere Personen einwirken lassen, als es hier durch Bertran de Born geschehen ist. Und dieser leugnet, beschönigt, entschuldigt nichts an sich. Es ist eine große Beichte, welche der Gefangene hier ablegt.

Aber diese Beichte ist noch nicht zu Ende mit dem Berichte vom Tode des verwundeten Prinzen. Und grade hier liegt die wirksamste Wendung des Gedichtes. Wir stehen vor dem Augenblicke, wo Heinrich, die Hoffnung Englands, blutend in den Armen Bertrans liegt. Da wird es Bertran klar, wozu er die Macht seines Geistes bisher mißbraucht, daß er nämlich die Kinder ihrem Vater entfremdet habe, daß er den Fluch des Vaters über die Kinder herabgezogen, daß er den Tod des ihm selbst so teuren Heinrich verschuldet habe. Den Sterbenden quält nur eins: Der Fluch des Vaters. Ihn möchte er jetzt um Vergebung anflehen, aber er kann ihn nicht erreichen. Da drückt er zum letzten Male, schon im Abscheiden, die Hand Bertrans, als wäre es die väterliche. In diesem letzten Händedruck liegt also eine Bitte des sterbenden Sohnes an den Vater um Versöhnung, und dieser Geist ist nunmehr von dem Freunde auf den Freund übergegangen. Der alte Bertran war nicht mehr, seine ganze Kraft ist von ihm gewichen. Das Einzige, was er noch dichten konnte, war ein Trauerlied auf seines Freundes Tod. Der kraftlose Bertran aber ist leicht zu besiegen, zu fangen und zu fesseln.

Der neue Geist Bertrans ist ein Geist der Klage, der Reue über seine Frevel, und der Bitte um Versöhnung, die über dem Grabe noch möglich ist und über das Grab hinaus wirkt, nicht für sich, sondern für seinen Freund.

So steht er, der schwach gewordene Simson — und in der Ohnmacht erficht er den höchsten Sieg: er rührt das Herz des Königs, wie er einst die Herzen der Königskinder gerührt hatte. Aber während er jene verführt hatte vom Wege Pflicht, führt er des Königs Herz unabsichtlich auf den Weg der Versöhnung. Der König denkt an seinen Sohn, den Toten; er denkt, daß in dieses Gefangenen Armen jüngst sein sterbender Sohn verschieden ist, daß in der Hand dieses Gefangenen seines Sohnes Hand zum letzten Male ruhte und diese jene zum letzten Male drückte, als ob er damit die Versöhnung seines Vaters erlangen könnte. Bertran ist nicht mehr der Todfeind seines Königs, sondern der Versöhner, der Mittler zwischen Vater und Sohn. Das erkennt der König und Vater und reicht dem Freunde des Toten die Hand zur Versöhnung; zunächst gilt dieser Händedruck dem toten Sohne; aber der Friedensstifter nimmt an dieser Versöhnung teil. Er muß leben und frei werden.

Die höchste Wirkung bringt schließlich das, wenn gleich nicht gesungene, Klagelied Bertrans hervor. Ists auch nur der Hauch des Geistes, den der Sänger einst besessen: jetzt wo der Sänger ohne Selbstvertrauen, aber sittlich gereinigt ist, vermag der Hauch mehr, als die Fülle seines Geistes.

4. Zur Würdigung.

Die Dichtung, eine der jüngsten Balladen Uhlands, ist, wie wir schon oben ausgesprochen haben, eine der vollendetsten aller Uhlandschen, ja man möchte sagen aller deutschen Balladen. Schon die Form des Gedichts ist eine sehr für den Inhalt geeignete, mag man dieselbe mit Götzinger so erklären, daß man vier trochäische Langzeilen annimmt, oder, was ich vorziehen möchte, weil auch Uhland uns nicht vierzeilige, sondern achtzeilige Strophen überliefert hat, Strophen von acht Kurzzeilen trochäischen Charakters annehmen, deren ungrade Verse aus vier vollständigen Trochäen bestehen und reimlos sind, während die vier graden Verse vier Trochäen mit unvollständigem letzten Fuße enthalten und durch einen Reim sich verbunden zeigen: immerhin entsprechen diese trochäischen Verse vortrefflich der ernsten elegischen Stimmung, welche durch das ganze Gedicht sich hindurchzieht, und der Reim, welcher in den ungraden Zeilen vermieden ist, während er die graden durch denselben Gleichklang zusammenfaßt, wirkt durch seine viermalige Wiederholung, ebenso charakteristisch, als durch die Kraft der einsilbigen reimtragenden Wörter, sowie durch die Neuheit der Gleichklänge, durch den Wohlklang der Vokale und den Wert, welchen die Begriffe der reimtragenden Wörter in den einzelnen vom Dichter ausgesprochenen Gedanken haben. So bildet jede achtzeilige Strophe gewissermaßen ein in sich abgeschlossenes und streng zusammengefaßtes Ganzes. Nicht minder geschickt aber ist die Anordnung des Stoffes. Indem der Dichter die früheren, den Gefangenen belastenden Ereignisse in der Form der Anklage dem König in den Mund legt und durch das Bekenntnis der Gefangenen nicht nur bestätigt, sondern zur vollen Klarheit und Übersichtlichkeit gebracht werden läßt, ist der Dichter imstande, in den kleinen Rahmen des Gedichtes eine Fülle von Stoff zusammenzudrängen und, was noch wichtiger ist, den Charakter des vormals so durchaus selbstsüchtigen Zwecken dienenden, seine geistige Überlegenheit mißbrauchenden, nun aber durch die Folgen seiner Thaten zur Selbsterkenntnis und aufrichtigen Reue geführten Bertran de Born uns vorzuführen. Wenn der Hauch des früheren Geistes, allerdings des veredelten, zu sittlicher Reinheit hindurchgedrungenen, genügt, seines grimmsten Feindes Herz umzustimmen, zur Verzeihung und Begnadigung geneigt zu machen, so liegt für die Verführten und insonderheit für die zum Ungehorsam gegen den eigenen Vater verleiteten Königskinder ein noch viel bedeutungsvollerer Grund zur Entschuldigung vor. Besonders ergreifend aber wirkt auf uns der versöhnende Abschluß des Gedichtes ein: in dem Verführer seiner Kinder und Unterthanen, in dem Mörder seines Sohnes muß der König einen treuen Freund des Toten erkennen und liebgewinnen, in der zerstörend wirkenden Gewalt dieses Sängers erkennt der König doch noch die übernatürlich wirkende Macht des Gesanges selbst an, und um so williger beugt er sich vor diesem Geiste, trotzdem er ihn äußerlich ohnmächtig weiß und innerlich gebrochen sieht; des früheren Bertran Geist vermochte Eltern und Kinder sich zu entfremden und zu

Feinden zu machen, des jetzigen Bertran vermag Feinde zu versöhnen; vordem wirkte er Haß, Streit und Tod, jetzt schlingt er das Band des Friedens um Lebende und Tote.

5. Schriftliche Aufgaben.

Vergleichung dieses Gedichtes 1. mit Schillers: Graf von Habsburg und 2. mit Platens Harmosan.

[Litterarisches: *Götzinger II, S. 469. — *Gude III, S. 279. — *Hiecke, S. 27. ff. — *Armknecht S. 262. — L. Noiré, Pädagogisches Skizzenbuch. Leipzig, 1874. S. 93. ff.]

Leben des Dichters.

Johann Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 zu Tübingen als der Sohn eines Universitätssekretärs geboren und besuchte die Schule Tübingens bis zum fünfzehnten Lebensjahre, wo er zur Universität übergehen durfte. Er entschied sich, mehr aus äußerlichen Rücksichten, für das Studium der Jurisprudenz, zugleich aber pflegte er auch die philologischen Studien und namentlich unter des Dichters und älteren Freundes Conz Anleitung das Studium der zum Teil neu entdeckten mittelalterlichen Litteratur. Schon damals schlossen sich an ihn eine Reihe von talentvollen und ernsten Studien zugewandten Jünglingen an, unter denen Justinus Kerner und Karl Maier die bedeutendsten sind. Uhland selbst hat als Student eine Reihe seiner schönsten Dichtungen verfaßt, welche mehr oder minder von der romantischen Dichterschule beeinflußt oder mit ihr verwandt sind. Im Jahre 1808 bestand er das juristische Examen mit dem Zeugnis „vorzüglich gut.“ Im Jahre 1810 erwarb er sich an der Universität seiner Vaterstadt auch den juristischen Doktortitel. Dann unternahm er eine Reise nach Paris, wo er namentlich mit Varnhagen von Ense, Immanuel Bekker und Chamisso verkehrte, zumeist aber ernsten Studien auf der Pariser Bibliothek sich hingab, deren Früchte er in den Abhandlungen „Über das alte französische Epos“ und „Proben aus französischen Gedichten“ im Jahre 1812 niedergelegt hat. Von den Versuchungen der großen Weltstadt blieb der sittenstrenge junge Mann unberührt. Nach Tübingen zurückgekehrt, lernte er Gustav Schwab, August Köstlin und andere Freunde näher kennen und wurde im December des Jahres 1812 in das Justiz-Ministerium zu Stuttgart als provisorischer zweiter Sekretär berufen; allein diese Stelle befriedigte ihn durchaus nicht, zumal er seine Kraft nicht zu wahrheitswidrigen Berichten oder zur Verteidigung offenbar ungerechter Bescheide hergeben wollte. Er schied freiwillig aus einer Stellung, welche ihm vielleicht viel Ehren, aber sicher ein wundes Gewissen eingebracht haben würde, wenn er in derselben länger verblieben wäre. Von Wangenheim bewog seinen Freund, den Buchhändler Cotta, zur Verlegung der Uhlandschen Gedichte, welche im Jahre 1815 zuerst gesammelt erschienen. Inzwischen war des Dichters Vaterland auf der tiefsten Stufe der Erniedrigung angekommen. Der unersättliche französische Despot knechtete die Rheinbundsfürsten und

schleppte hunderttausende von deutschen Jünglingen auf die Schlacht- und Eisfelder Rußlands. Auch zwei der nächsten Freunde Uhlands, August Mayer und Friedrich von Harpprecht, fanden in Rußland ihren Tod. Dann aber gieng die Sonne der Freiheit für Deutschland auf, und der Dichter pries sie in kräftigen, herzbewegenden Liedern. Als aber der Friede gekommen war, brachen trübe Tage im engeren Vaterlande des Dichters an, veranlaßt durch den König selbst, welcher seinem Volke eine Verfassung aufoktroyieren wollte. Das Volk erklärte nur eine Verfassung annehmen zu können, welche zwischen Volk und Fürst vereinbart sei, und Uhland stand energisch auf der Seite der Alt-Württemberger, bekämpfte seinen früheren Freund, den jetzigen Minister Wangenheim, und verhielt sich auch ablehnend gegenüber einer neuen noch liberaleren Verfassung, welche König Wilhelm, Friedrichs Nachfolger, im Jahre 1817 dem Lande geben wollte. Im Jahre 1819 wurde Uhland in den Landtag als Vertreter gewählt, und diesmal wurde ein neuer Verfassungsentwurf durchberaten und angenommen. Nunmehr konnte sich auch Uhland entschließen, eine eigene Heimat zu gründen und ein öffentliches Amt anzunehmen. Er verlobte sich mit Emilie Vischer und heiratete sie am 20. Mai 1829. In jener Zeit war er eines der hervorragendsten Häupter der Ständeversammlung. Neben seiner ernsten, mühsamen politischen Thätigkeit vergaß er die litterarischen Studien nicht. Sein bedeutendstes Werk aus dieser Zeit ist: „Walter von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter.“ Ende 1829 wurde ihm eine außerordentliche Professur der deutschen Litteratur an der Universität Tübingen übertragen, und im Jahre 1830 siedelte er dorthin über. Da aber die Staatsregierung den Dichter, der immer wieder zum Volksvertreter erwählt wurde, an der ihr unliebsamen parlamentarischen Thätigkeit hindern wollte, legte er sein Amt nieder und kämpfte für des Volkes Rechte mutig weiter. Bis zum Jahre 1850 ist seine Thätigkeit zwischen parlamentarischen Arbeiten und litterarischen Studien geteilt. Dann zog er sich aus dem öffentlichen Leben gänzlich zurück. Alle Gunsterweise der heimatlichen Regierung und ausländischer Höfe lehnte er ab. Am 22. Februar 1862 starb Justinus Kerner, und obgleich eine strenge Winterkälte herrschte, so reiste Uhland doch mit Karl Mayer nach Weinsberg. Einige Tage darauf geleitete er seinen Jugendfreund, Professor Baur, zu Grabe. Zwei Tage später entwickelte sich zum ersten Mal in seinem Leben eine ernstliche Krankheit, von der ihm auch der Sommer keine Genesung brachte. Langsam verzehrten sich seine Kräfte; häufig ließ er sich aus der Bibel und aus den Liedern Paul Gerhardts vorlesen. Am 6. November des Jahres 1862 empfieng er das heilige Abendmahl, und am 13. Abends 9 Uhr ist er verschieden.

Uhland war von mittlerer Größe, mehr schlank, als mager gebaut, von kräftiger Gesundheit, ein rüstiger Schwimmer und Fußgänger. Unter den äußeren Charaktereigentümlichkeiten ist besonders seine Schweigsamkeit und sein Ernst bemerkenswert. Am meisten aber ziehen uns seine Tugenden an, sein tiefes Gemüt, seine edle Gesinnung, sein unbeugsamer

goldne Zeit (vgl. aetas aurea, das goldne Zeitalter der alten Römer und Griechen), Freiheitslieder, Preis der alten deutschen Treue u. dergl. sind die für den Gesang am meisten geeigneten, das Herz am meisten ergreifenden Lieder.

Str. 8. Eine wirksame Schilderung der Macht des Gesanges.*)

Der Gesang rührt alle edlen Herzen, ja auch niedrig gesinnte, wenn nur noch ein Funke des Guten, Wahren und Schönen in ihrer Brust glimmt. Ob auch die Höflingsschar die eintretenden Sänger mit spöttischen Blicken betrachtet und anfänglich ihre Gesänge mit albernen Witzeleien begossen haben mag, nach und nach verstummt der Spott auf ihren Lippen, und aus ihren Augen weicht die Verachtung; freilich zu einer höheren Empfindung können sie sich nicht erheben. Die Krieger, obschon nicht leicht bezwungen, beugen sich doch schließlich der Macht des Gesanges und anerkennen die göttliche Gabe, welche aus den Sängern zu ihrem Herzen spricht. Ihr Trotz, ihre Derbheit, ihre rauhe Schale weicht, da ihr Innerstes doch noch edler Regungen fähig ist.

Str. 10. Die beiden Perfekta ist zerstoben und hat verröchelt deuten den raschen Eintritt der beiden Ereignisse an.

V. 4. bindt = bindet, jene Form die ungebräuchlichere und hier sogar hart klingend; feste = alte Adverbialform.

Str. 11. Der Preis aller Harfen = die vorzüglichste unter allen Harfen. (Vgl. Uhlands: Der blinde König.)

Str. 14. Fluch des Sängertums! Die sämtlichen Sänger, ihre Würde, ihr Stand werden durch dieses Wort zusammengefaßt. Der König ist Gegenstand des Fluches aller Sänger

Str. 16. Heldenbuch; dies ist der Name einer Sammlung von kleineren epischen Dichtungen des Mittelalters.

4. Besondere Schönheiten des Gedichtes:

1. Das Gedicht ist reich an ästhetischen Beiwörtern. Der Wert richtig gewählter Adjektive, welche eine für den Begriff des betreffenden Hauptwortes, zu welchem sie treten, besonders charakteristische Eigenschaft oder Thätigkeit deutlich hervorheben, namentlich eine sinnlich wahrnehmbare Eigenschaft oder Thätigkeit, in der Dichtung ist unbestritten. Je passender sie gewählt werden, desto mehr regen sie die Phantasie an, ein Bild sich zu schaffen, welches sie selbst fesselt; je sparsamer, desto angenehmer wirken sie; jeweniger sie blos verschönernde Beiwörter sind [Epitheta ornantia], je mehr sie den Schein ausschließen, nur des Reimes, des Klanges, eines äußerlichen Grundes halber beigefügt sein, desto mehr wirken sie unseren Genuß; je origineller, unerwarteter grade diese oder jene Eigenschaft eines Gegenstandes uns vor die Augen tritt, ohne uns jedoch unwahr und damit abgeschmackt zu erscheinen, desto mehr vermag ein solches einzelnes Attribut uns zu erfreuen. Solcher ästhetischen Bei-

*) Man vgl. hier Schillers Macht des Gesanges, Graf von Habsburg, Goethes Sänger.

wörter finden sich eben in unserer Ballade eine ganze Menge von besonderer Schönheit, wie Str. 1, 2: Das blaue Meer; 1, 3: duftge Gärten, — blütenreicher Kranz; 1, 4: frische Brunnen; 2, 1: stolzer König; 3, 2: goldne Locken; 3, 3: schmuckes Roß; 3, 4: blühender Genoß; 4, 2: tiefste Lieder, — vollster Ton; 4, 4: steinern Herz; furchtbar prächtig (5, 3); blutger Nordlichtschein (5, 3); dumpfer Geisterchor (6, 4); scheuer Sklavenschritt (12, 3); ꝛc.

2. Diesen zum Teil hochpoetischen Beiwörtern stehen zur Seite die auch in unserm Gedicht mehrfach vorkommenden poetischen Adverbia:

Str. 3, 4: Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.
6, 1: Er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle ꝛc.
9, 2: Der König schreit es wütend ꝛc.
11, 4: — , daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt.

3. Ein weiteres Mittel zur Verschönerung der Sprache sind die von dem Dichter häufig angewandten poetischen Komposita:*)
blütenreich (1, 3). Regenbogenglanz (1, 4). Sängerpaar (3, 1). Säulenpaar (5, 1). Nordlichtschein (5, 3). Geisterchor (6, 4). Höflingsschar (8, 1). Blutstrahl (9, 4). Sängerpreis (11, 1). Sklavenschritt (12. 3). Rachegeist (12, 4). Maienlicht (13, 1).

4. Einige Allitterationen, wie: hoch und hehr (1, 1): Sänger — Säulensaal (5, 1): Seufzen nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt, Lenz und Liebe, Ringen — Ruhms, Name — Nacht, leere — Luft.**)

5. Anaphora und Wiederholung einzelner Wörter, sowohl ein- als zweisilbiger in einem Verse, kehrten auch hier häufig wieder und werden leicht aufgefunden werden können.

6. Die inhaltsreiche Kürze der Sätze (Prägnanz) findet sich zugleich mit einer trefflichen Steigerung in einem Beispiele:

Str. 2, 3: Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut.
Und was er spricht, ist Geisel, und was er schreibt, ist Blut.

7. Weiter aber haben wir auf die überaus schönen und häufigen Kontraste (Antitheta) zu achten, d. h. „die Nebeneinanderstellungen zweier an sich verschiedenen, aber doch ähnlichen Gegenstände“, z. B.:

Str. 3: Der ein' in goldnen Locken, — der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.
Str. 5: Der König, furchtbar prächtig, wie blutger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.
Str. 6: Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.
Str. 9: Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

8. Wirkliche Gegensätze (Antithesen): „die Vereinigung wirklich

---

*) Fast sämtliche Komposita sind enge Verbindungen von Substantiven im Nominativ mit solchen im Genetiv zu einem Worte.

**) Vgl. das Hochzeitslied von Goethe. (Erl. II³, S. 151.)

Mut, die unbedingte Wahrhaftigkeit und unerschütterliche Treue, seine reine Vaterlandsliebe und tiefernste Frömmigkeit*)

Er ist das Haupt der schwäbischen Dichterschule. In seinen Dichtungen zeigt er sich, wie schon oben bemerkt, mit der romantischen Schule verwandt; aber er vermeidet die Fehler dieser Schule. Andrerseits berührt er sich vielfach, namentlich in der Klarheit und Einfachheit des Liedes, mit Goethe; aber auch hier vermag er seine Selbständigkeit sich zu bewahren, wie denn die politischen Anschauungen beider gradezu entgegengesetzt waren. Während U. mit den Romantikern in der Liebe für deutsche Vergangenheit wetteiferte und mit Goethe die Schönheit der Form gemein hatte, unterscheidet er sich von beiden Richtungen durch den echt schwäbischen Sinn für Natur und Volkstum. So tief, so geistig, so innig religiös hatte vor ihm niemand die Natur zu betrachten verstanden; seine Sonntags-, Frühlings- und Wanderlieder sind darum besonders bekannt und gefeiert, zumal sie durch köstliche Melodieen zwiefache Wirkung in unserm Herzen hervorbringen. Ebenso bedeutungsvoll, wenn auch nicht so bekannt, sind seine vaterländischen Gesänge und zwar nicht nur die allgemeinen deutschen, sondern auch die speziell württembergischen, vaterländischen Dichtungen. Auch in allegorischen und humoristischen Gedichten ist er, vermöge seines gemütvollen Naturells, durchaus glücklich; am hervorragendsten aber ist er in den episch-lyrischen Dichtgattungen der Rhapsodie und Ballade. Hier vermag er mit solcher Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit zu schildern, hier entfaltet er eine große Feinheit der Charakterzeichnung und so glückliche Gruppierung der Stoffe, hier ist alles von echt deutschem Geiste so durchweht, und die Sprache bei aller Einfachheit so voll Wohllauts und Harmonie, daß der Balladendichter Uhland eine zwar vielfach nachgeahmte, aber bislang unerreichte Erscheinung unserer Litteratur ist. Die von ihm erneuerte Nibelungenstrophe verdient und führt gradezu den Namen Uhlandstrophe. Weniger bedeutend ist Uhland im Drama. Wohl sind seine dramatischen Stücke, besonders „Ernst von Schwaben", auch „Ludwig der Baier" und „Normännischer Brauch" reich an poetischen Schönheiten, allein es fehlt diesen Stücken vor allem die Handlung, die Leidenschaft. Sein episch-lyrisches Talent bricht hier immer wieder hervor. So groß ihr sittlicher Gehalt ist, so werden diese Dramen doch nie beliebte und zugfähige Bühnenstücke werden.

Schriften des Dichters.

De constituenda republica carmina, a. G. Schwab. Stuttg. Cotta. 9 Sgr.

Walter von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter. Ebd. 1822. 16 Sgr.

Gedichte 1815. Cotta. — 2. Aufl. Stuttg., Cotta 1820. 2 Thlr. — 4. A. 1829. — 5. Aufl. 1831. — 6. 7. Aufl. 1833. 8. Aufl. 1834. 9. Aufl. 1835. à 2 1/2 Thlr. — 10.—13. A. 1836—39. — 14. A. 1840. 16. A. 1845. 2 2/3 Thlr. (Ins Engl. übertragen von Alex. Platt. Leipzig: 1848. Volckmar 2 1/4 Thlr.) 19. A. 1851. 2 1/2 Thlr. — Wohlf. Ausg. 2. A. 1853. 1 Thlr. 45. A. 1863. 1 Thlr. Prachtausg. 12

*) Vgl. sonst Geibels: Ludwig Uhland. Erl. I³, S. 310.

Lief. à 24 Sgr. 1865. ff. Ebd. 52. Aufl. 1868. $2^3/_4$ Thlr. — 57. Aufl. $1^1/_6$ Thlr. 1873. 60. Aufl. 1875. 4 Mk.

Ernst, Herzog von Schwaben. Trauerspiel. Heidelberg. Mohr u. W. 1817. 20 Ggr. Neue Aufl. 1839. Ebd. Winter. 20 Ggr. — Schulausg. mit Anm. von Dr. Heinr. Weismann. Stuttg., Cotta. $^1/_3$ Thlr. 1874. — 5. Aufl. 1882. 1 Mk.

Ludwig der Baier, Schauspiel in 5 Akt. Berlin, Reimer 1819. 22 Ggr. — Schulausg. m. Anmerk. von Dr. H. Weismann. 1874. Cotta. $^1/_3$ Thlr.

Sagenforschungen I. Der Mythus von Thôr nach nordischen Quellen. 1836. Stuttgart. Cotta. $1^1/_2$ Thlr.

Dramatische Dichtungen. Heidelberg 1846. Winter. 1 Thlr. 24 Sgr. — 3. Abdr. 1863. 1 Thlr. 16 Sgr.

Gedichte und Dramen. Volksausg. 3 Bde. 1 Thlr. 10 Sgr. 1863. Cotta. Neue Taschenausg. 3 Bde. 4 Mk. 1876.

Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 1. Bd. Ebd. 1865. 3 Thlr. — 2. 3. Bd. 6. 7. Bd. 18 Thlr. 24 Sgr. 1866—68. — 8. Bd. 1873. 5 Thlr. 26 Sgr.

Die Toten von Lustnau. Wien 1863. Gerolds Sohn. 8 Sgr.

Ausgew. Dichtungen. Schulausg. m. Anm. v. Prof. Dr. W. Schäfer. 1876. Cotta. 1 Mk.

Uhlands Gedichte und Dramen. In der deutschen Volksbibl. 5 Bde. à 40 Pf. 1878. Stuttgart, Cotta. — 3 Teile. Stuttgart, Cotta 1883 4 Mk. In 1 Bd. geb. 5 Mk.

Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, m. Abhandlgn. und Anmerkgn. herausgeg., 2. unveränd. Aufl. Bd. I: Liedersammlung in 5 Büchern. Stuttg. 1881, Cotta. Mk. 10.

Graf Eberhard d. Rauschebart. Des Sängers Fluch. (Volksbibl. d. Hink. Boten). Lahr. 1884. Schauenburg. 5 Pf.

Über den Dichter.

Ludwig Uhland. Gedenkblätter auf das Grab des Dichters. Tübingen 1862. Osiander. 15 Sgr. — Prachtausgabe 21 Sgr.

Ein deutscher Sänger. 4. Abdruck. Meppen. 2 Sgr.

Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1862. Als Handschrift gedruckt [von seiner Witwe].

Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigenen Erinnerungen zusammengestellt von seiner Witwe. Stuttgart 1874. Cotta.

Varnhagen von Ense. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Bd. 3. Mannheim 1838. S. 97. ff.

Karl Mayer, Ludwig Uhland. Seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen. 2 Bde. Stuttgart. 1867.

Ludwig Uhland, Vortrag von Otto Jahn. (Mit sehr interessanten Beilagen und einem chronologischen Verzeichnis der Uhlandschen Gedichte.) Gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn im Februar 1863.

Gustav Pfizer, Uhland und Rückert, ein kritischer Versuch. Stuttg. 1837.

Ludwig Uhland. Ein Nachruf von Franz Pfeiffer. Wien 1862.

Uhlands Leben. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk von Johannes Gihr. 1864. Stuttgart, Kröner. 3 Mk.

Barthel, Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 9. A. Gütersloh. 1879. S. 178—206.

Hermann Deberich. Uhland als episch-lyrischer Dichter, besonders im Vergleich mit Schiller. Eine Skizze zur deutschen Litteraturgeschichte und Poetik. Paderborn. Schöningh. 1873.

Adalbert von Keller. Uhland als Dramatiker. Stuttgart. 1877.

Johann Heinrich Voß.

90. Der siebzigste Geburtstag.

[Sämtliche Gedichte. Auswahl der letzten Hand. 2. Bd. Leipzig. Imm. Müller. 1883. S. 145.]

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchť voll schwellender Haare geziert war:
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
5 Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster;
Der fast allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntnis,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon manchen gesungen,
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln,
10 Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
15 Mit Fuchspelze verbrämt, und geschmückt mit goldener Troddel.

Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserſehn für die Kirche, mit Not vollendet die Laufbahn,
20 Durch die lateinische Schul', und die teuere Akademie durch:
Der war jetzt einhellig erwählter Pfarrer in Merlitz,
Und seit kurzem vermählt mit der wirtlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Taback mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
25 Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern.
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
30 Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt, und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen, und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
35 Und wie sich alles nunmehr auflös' in behagliches Alter.

„Gutes gewollt, mit Vertraun und Beharrlichkeit führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du trauteste, solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weinetest: Frau, nur geduldig!

Bet' vertrau! Je größer die Not, je näher die Rettung!
40 Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!“

Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete süße Betäubung.

45 Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirtung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und geuhlt, und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
50 Mit rotblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
55 Auf dem Gesims'; auch hiengen ein paar stettinische Krüge
Blaugeblümt, an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Desem und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und schimmerte; unten befestigt
60 Hieng ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing,
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)
Hatte sie abgestäubt, und mit glänzendem Wachse gebohnet.
65 Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn, und irdene Tassen und Äpfel.

Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in atmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
70 Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kukuk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
75 Rauscht', und der hüpfenden Kräh'n Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte:

„Lieber Gott, wie es stürmt und Schnee in den Gründen sich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
80 Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind auswandert nach Reisholz,
Hungerig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Viehs sich erbarmet!

Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er von Kind auf! Gar zu besonders
85 Wühlt mir das Herz! Und o! wie die Katz auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urteil!“

Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
90 Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!
Dachte sie leis' im Herzen, und lächelte selber der Thorheit.

Neben dem schlummernden Greis', an der anderen Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
95 Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blechene Dos', und darin großklumpigen Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein paar Thonpfeifen mit Posen,
100 Grün und rot, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.

Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Gieng sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür' halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
105 Welche gehaspeltes Garn' von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umschwung.

„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an der Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken;
110 Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in der Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
115 Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Auftaun.“

Rasch der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
120 Nur ein wähliges Paar, wie das unsere, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bot ich den Kälberchen heut' und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen sich krauen.“

Sprachs; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
125 Legte sie Feurung hinein, und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.

Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Über der Glut in der Pfann', und rührte mit hölzernem Löffel:
Knatternd schwitzten die Bohnen, und bräunten sich, während ein dicker
130 Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken, und drehete munter den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd,
135 Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf;
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:

„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus;
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
140 Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht; sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
145 Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn. Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt."

Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel.
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
150 Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg', und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes,
Sprang er behend' auf den Ofen und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
155 Häckerling schnitt, denn ihn fror! und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!"

Thoms antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin:
160 „Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir, früher denn Not ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus; und bald ist der Hälter geöffnet!"

Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände,
165 Steckte sie unter die Schürz', und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe, da kams mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab, und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
170 Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee.

„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie'; und sie lief mit klopfendem Herzen,
Atemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
175 Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling', und das Klatschen der Peitsch', und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die mutigen Ross' in den Hofraum,
Blankgeschirrt; und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
180 Mütterchen rief: „Willkommen!" daher: „Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann, für sich selber
Nur zu sorgen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" rief sie, „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
185 Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft".

Sprachs, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkosete viel, mit Kuß und bedaurendem Streicheln,
190 Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.

„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:

„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
195 Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!"

Sprachs und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
200 Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:

„Tochter und Sohn, willkommen! Ans Herz willkommen noch einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset,
205 Stets einmütiges Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht rot glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich duze dich, weil du es forderst!
210 Aber die Stub' ist warm, und gleich soll Kaffee bereit sein!"

Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschahs in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:

Denn du gebarst und erzogst mir den wackeren Sohn Zacharias,
215 Der an Wuchs und Gemüt, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rotes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit".

220 Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und schlank wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag".

225 Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!"

Sprachs, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Öffnete leise die Thür' und ließ die Kinder hineingehn.
230 Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hieng in der trautesten Kinder Umarmung.

1. Varianten. In der ersten Auflage (Gedichte von J. H. Voß. 1. Bd. Hamburg, Hoffmann. 1785. S. 163.) fand ich folgende Abweichungen von der Ausgabe letzter Hand:

1785. V. 2. Saß der redliche Tamm, seit vierzig Jahren des Dorfes
Organist, im geerbten und künstlichgebildeten Lehnstuhl,
Mit braunnarbichtem Jucht — — — bepolstert.
1785. Nach V. 3 schiebt 1833 V. 4—8 ein.
1785. V. 5. Oft die Hände gefaltet, und oft — —
Nach V. 8 schiebt die letzte Ausgabe ein:
Und bei entglittener Brill — — Troddel. (13—15.)
(1785) V. 9. = V. 16. (1833.)
1785. V. 10. = Und ihm hatte sein Sohn, der gelahrte Pastor in Marlitz,
Jüngst vier Flaschen gesandt voll alten balsamischen Rheinweins,
Und gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend
Zuließ', ihn zu besuchen mit seiner jungen Gemahlin.
Eine der Flaschen hatte der alte Mann bei der Mahlzeit
Fröhlich des Siegels beraubt, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohnes geklingt und seiner jungen Gemahlin, (1833, V. 30.)
Die er so gern noch sähe vor seinem seligen Ende!
Auf der Postille lag sein silberfarbenes Haupthaar,
Seine Brill', und die Mütze von violettenem Sammet (1833. V. 14.)
Mit Fuchspelze verbrämt, und geschmückt mit goldener Troddel.
1833. V. 33—44 fehlen in der ersten Ausgabe gänzlich.
V. 21. (1785) Vgl. V. 45 ff (1833).
Mütterchen hatte das Bett' und die Fenster mit reinen Gardinen
Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande gestreuet,
Über den Tisch die Decke mit roten Blumen gebreitet,
Und die bestäubten Blätter des Feigenbaums an dem Fenster,
V. 15. Auch der Winterlevkoj' und des Rosenbusches gereinigt,

goldne Zeit (vgl. aetas aurea, das goldne Zeit
Griechen), Freiheitslieder, Preis der alten deutsch
für den Gesang am meisten geeigneten, das Herz
Lieder.

Str. 8. Eine wirksame Schilderung der Macht

Der Gesang rührt alle edlen Herzen, ja auch
noch ein Funke des Guten, Wahren und Schönen
Ob auch die Höflingsschar die eintretenden Sänger
betrachtet und anfänglich ihre Gesänge mit albernem
mag, nach und nach verstummt der Spott auf ihren
Augen weicht die Verachtung; freilich zu einer hö
sie sich nicht erheben. Die Krieger, obschon nicht
sich doch schließlich der Macht des Gesanges und
Gabe, welche aus den Sängern zu ihrem Herzen
Derbheit, ihre rauhe Schale weicht, da ihr Innerste
gungen fähig ist.

Str. 10. Die beiden Perfekta ist zerstoben
deuten den raschen Eintritt der beiden Ereignisse

V. 4. bindt = bindet, jene Form die
sogar hart klingend; feste = alte Adverbialform.

Str. 11. Der Preis aller Harfen = die
Harfen. (Vgl. Uhlands: Der blinde König.)

Str. 14. Fluch des Sängertums! Die sämtlich
ihr Stand werden durch dieses Wort zusammengef
Gegenstand des Fluches aller Sänger

Str. 16. Heldenbuch; dies ist der Name
kleineren epischen Dichtungen des Mittelalters.

4. Besondere Schönheiten des Gedichtes:

1. Das Gedicht ist reich an ästhetischen
Wert richtig gewählter Adjektive, welche eine für den
fenden Hauptwortes, zu welchem sie treten, besonders
schaft oder Thätigkeit deutlich hervorheben, namentlich
nehmbare Eigenschaft oder Thätigkeit, in der Dichtung
passender sie gewählt werden, desto mehr regen sie die
Bild sich zu schaffen, welches sie selbst fesselt; je sparsam
mer wirken sie; jeweniger sie blos verschönernde Beiwörter
ornantia], je mehr sie den Schein ausschließen, nur
Klanges, eines äußerlichen Grundes halber beigefügt
wirken sie unseren Genuß; je origineller, unerwarteter
jene Eigenschaft eines Gegenstandes uns vor die Augen
jedoch unwahr und damit abgeschmackt zu erscheinen, desto
solches einzelnes Attribut uns zu erfreuen. Solcher

---

*) Man vgl. hier Schillers Macht des Gesanges,
Goethes Sänger.

e. verschränkte: a b c a b c; a b c b a c.
f. unterbrochene: a x*) a, b x b.

„König Enzios Tod“ ist also in der neueren Nibelungenstrophe mit vier Langzeilen, nicht rein „jambischen“, sondern „jambischen und anapästischen“ Versfüßen, d. h. bezüglich der Zahl der Senkungen mit größerer Freiheit gebauten Versen geschrieben. Die Reime sind gepaart und männlich. Sieht man die Strophe als achtzeilig an, so sind die graden Zeilen gereimt, die ungraden reimlos.

3. **Dichtgattung**: episch-lyrisch, Ballade. (Vgl. Erl. II[3], S. 162.)

4. **Inhalt**: Enzio, der (natürliche) Sohn Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen und der Bianka Lanzia, geb. 1225 zu Palermo, seit 1240 Gemahl der Adelasia, Herrscherin von Sardinien und Korsika, wurde nach einer früheren, vorübergehenden Gefangenschaft am 26. Mai 1249 in Bologna für die Zeit seines Lebens in Haft genommen. Anfänglich war diese Haft eine leichte, durch das Liebesverhältnis mit Lucia Viadogli versüßte, dann aber wurde sie, nachdem des Königs Freunde, darunter sein Busenfreund Piedro de Asinelli, seine Befreiung versucht, aber nicht erreicht, vielmehr ihr Wagnis mit dem Tode gebüßt hatten, eine äußerst strenge und harte. Der Tod seiner sämtlichen Verwandten bis zum letzten Hohenstaufen (Konradin 1268), seines Freundes und seiner Geliebten, endlich die Hinwegnahme seiner Harfe, der letzten Freude, bricht des Königs Herz am 15. März 1272.

5. **Erläuterungen:**

Str. 1. Gefangner, stolzer Aar.

Der König wird hier nicht einem gefangenen Aare verglichen, sondern ein gefangener, stolzer Aar genannt, so angeredet. Es ist dies eine bildliche Redeweise (ein Tropus), und zwar eine Metapher. Während in dem Gleichnis (Parabel) und in der Vergleichung neben einen Gegenstand ein ihm in mehrfacher Beziehung ähnliches Bild gestellt wird, und die Ähnlichkeiten beider dann ausgeführt werden, oder unausgeführt bleiben, weil sich dieselben von selbst verstehen, so ist unter Metapher (oder Übertragung) die unmittelbare Übertragung eines Bildes auf einen Gegenstand zu verstehen. — Das Gleichnis liegt der Metapher zu Grunde; denn ohne Ähnlichkeit des Gegenstandes mit dem Bilde würde eine Metapher unmöglich sein; allein die Vergleichung ist in Gedanken vollzogen: was aber ausgesprochen ist, ist eine Verkürzung des Gleichnisses, zunächst entstanden durch das Auslassen der Vergleichungswörter: wie, gleich, gleichwie. Der Prosaiker hätte sagen können: Du König gleichst in deiner Gefangenschaft, in welcher du dich keineswegs demütigst, einem Adler, dem Könige der gefiederten Tiere, der, wenn er auch gefangen ist, ein stolzer Vogel bleibt.

---

*) Unter x verstehe ich eine ungereimte Versendung.
Folgen auf gereimte Verse ein oder mehrere ungereimte Verse in jeder Strophe, so nennt man diese Waisen. Beispiele sind seiner Zeit gegeben worden.

V. 28. Auf dem Gesims', und es hiengen ein Paar stettinische Krüge
Statt V. 68. 69. (1833).
Jetzo erhob sie sich vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
V. 42. (70) Langsam, trippelte leis' auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Hin, und knüpfte ꝛc.
Daß den Greis nicht weckte das klingende Glas und der Kukuk;
Sah dann hinaus, wie des Schnees dichtstöbernde Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der zuckende Sturm in den Eschen des Hofes
Rauscht', und verwehte die Spuren der hüpfenden Kräh'n an der Scheune.
Und sie schüttelt' ihr Haupt, und flüsterte halb, was sie dachte:
V. 49. (78) aufhäuft st. anhäuft.
V. 50. (79): Arme reisende Leute! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Viehs sich erbarmet!
Aber mein Sohn kommt doch zum Geburtstag! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt, und ihr Pfötchen leckt, und Bart und Nacken sich putzet!
V. 55 (87) Das bedeutet ja Fremde nach ꝛc.
V. 88—94. (1833) fehlen in der ersten Ausgabe.
V. 56. (95) Sprachs, und setzte die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung,
Füllte die Zuckerdos', und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann ꝛc.
Nahm zwo irdene Pfeifen, mit grünen Posen gezieret,
60 Von dem Gesims', und legte Toback auf den zinnernen Teller.
Jetzo ging sie, und rief mit leiser heiserer Stimme
Aus der Gesindestube Marie vom rummelnden Spulrad,
Wo sie gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben:
(In der neuesten Auflage ist bereits V. 107 erreicht.)
64 (108) Scharre mir Kohlen, Marie, aus dem tiefen Ofen, und lege
Kien und Torf hinein, und dürres büchenes Stammholz;
Aber sacht, daß der Vater vom Mittagsschlummer nicht aufwacht!
Sinkt das Feuer zu Glut, dann schiebe den knorrigen Kloß nach.
Denn der alte Vater, das wissen wir, klaget beständig
Über Frost, und sucht die Sonne sogar in der Ernte.
70 Auch die Kinderchen hätten ein warmes Stübchen wohl nötig (1833, V. 117.)
Also sprach sie, da scharrte Marie aus dem Ofen die Kohlen,
Legte Feurung hinein, und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend ꝛc. (V. 126. 1833.)
Aber Mütterchen brannt' am Feuerherd' in der Pfanne
75 Über der Glut den Kaffee, und rührt' ihn mit hölzernem Löffel:
Knatternd — — —; während ein dicker
Duftender ꝛc.
Und sie langte ꝛc.
Schüttete Bohnen darauf, und nahm sie zwischen die Kniee,
80 Hielt mit der Linken den Rumpf, und drehte den Knopf mit der Rechten;
Sammelt' auch oft haushältrisch die hüpfenden Bohnen vom Schoße,
Goß dann auf graues ꝛc. (1833. V. 135.)
Aber nun hielt sie mitten im Lauf die rasselnde Mühl' an,
Wandte sich gegen Marie, die den Ofen schloß, und gebot ihr:
85 Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in den Holzstall,
Daß, wenn der Schlitten kommt, sein Gebell den Vater nicht wecke.
Aber versäumt auch Thoms, vor dunkler Nacht von dem Fischer
Unsere Karpfen zu holen? Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel,
Wenn er auch etwas Holz, die Gans am Spieße zu braten,
90 Splitterte! ꝛc. (1833. V. 145.)
92 Also sprach sie; da eilte die fleißige Magd aus der Küche,
Nahm von der rußichten Wand das Beil und den maschigen Beutel,
Lockte mit schimmlichem Brote den treuen Monarch in den Holzstall,

95 Krampte die Thüre zu, und ließ ihn kratzen und winseln;
Lief durch den Schnee in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror! und bedeutet' ihn; eilte dann weiter,
Stieg auf den Taubenschlag ꝛc. (1833. V. 165.)
100 Jetzo sah sie im Nebel des fliegenden Schnees, wie der Schlitten
Dicht vor dem Dorfe vom Berg' herklingelte, stieg von der Leiter
Eilend herab, und brachte der alten Mutter die Botschaft.
Hastig enteilte die Mutter mit bebenden Knien, ihr Herz schlug
Ängstlich, ihr Othem war kurz, und im Laufen entflog ihr Pantoffel.
Jene ging zu der Pfort' und öffnete. Näher ꝛc. (V. 175.)
107 Und nun schwebte der Schlitten herein durch die Pforte des Hofes,
Hielt an der Thür'; und es schnoben, beschneit und dampfend, die Pferde.
Mütterchen eilte hinzu: Willkommen! rief sie, Willkommen!
110 Küßt' und umarmte den lieben Sohn, der zuerst aus dem Schlitten
Sprang, und half der Tochter aus ihrem zottigen Fußsack,
Löst' ihr die samtne Kapuz', und küßte sie; Thränen der Freude
Rannen von ihrem Gesicht auf die schönen Wangen der Tochter.
Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund ꝛc.
115 Fragte der Sohn; da tuschte mit winkenden Händen die Mutter:
Still, er schläft! Nun laßt die beschneieten Mäntel euch abziehn;
Und dann weck' ihn mit Küssen, du liebe trauteste Tochter!
Armes Kind, das Gesicht ist dir ganz rot von dem Ostwind!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!
120 Also sprach sie, und hängt' an gedrechselte Pflöcke die Mäntel,
Öffnete leise die Klink', und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau mit schönem lächelndem Antlitz
Hüpfte hinzu, und küßte des Greises Wange; erschrocken
Sah er empor, und hing in seiner Kinder Umarmung. (1833. V. 232.)

Man sieht hieraus deutlich, daß die letzte von der ersten Ausgabe sich dadurch unterscheidet, daß jene weniger eine Verbesserung einzelner Worte und Verse, als vielmehr eine Erweiterung der Idylle genannt werden muß.

In einzelnen Fällen hat der Dichter auch wirkliche Verbesserungen versucht und glücklichere Ausdrücke gefunden.

2. Form: Hexameter. (Vgl. A. W. von Schlegels Hexameter. Erl. IV³, S. 301.)

3. Dichtgattung: Idylle. Idylle (eigentlich kleines Gemälde) definiert Jean Paul treffend als die „epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung“ und setzt hinzu: „Diese Beschränkung kann sich bald auf die der Güter, bald der Einsichten, bald des Standes, bald aller zugleich beziehen.“ In ganz einfachen, von der Kultur wenig oder nicht berührten, von den hochgehenden politischen Wogen ebenso unbespülten, als von verbrecherischen oder nur aufregenden Leidenschaften freien, heiteren Verhältnissen eines ungestörten Naturgenusses und Familienglückes bewegt sich die Idylle. Sie kann ausarten in sentimentale und unwahre Schäferpoesie, sie kann auch sonst unwahr werden, wenn sie Verhältnisse schildert so ideal, so unwirklich, daß man in das Paradies oder nach Utopien sich versetzt glaubt, aber nicht in eine Zeit, an Orte, unter Personen, wo die Menschen unter den Folgen des Sündenfalles seufzen. Menschen sind ja eben nie Heilige, geschweige Engel. Aber,

wenn solche Karrikaturen vermieden werden, wenn die Charaktere zwar veredelt, aber nicht eigentlich unmöglich erscheinen, dann haben die Idyllen einen hohen Reiz und einen nicht bloß poetischen, sondern auch ethischen Wert, uns Bilder zu zeigen einer bereits erlangten, wenn auch noch relativen Harmonie der Menschen untereinander und mit der sie umgebenden Natur. Es gibt ja glücklicher Weise auch schon auf Erden glückliche Menschen, über deren Hütten, fern vom Weltgetriebe, der Friede Gottes thront.

4. **Erläuterungen:**

V. 4. Postille = Predigtbuch: die eigentliche Deutung ist postilla verba textus. Nachdem der Text verlesen war, folgten die Erläuterungen desselben = die Postille („nach jenen Worten des Textes"). Vgl. auch den alten Hexameter:

Biblia sunt ante haec, haec sunt post illa legenda.
Lies in der Bibel zuerst, dann magst auch diese*) du lesen.

3. Juchtoder Juchten, auch Juften = rotes russisches Leder, stark riechend, fest, geschmeidig.

4. Freidorf = Dorf, von nicht leibeignen Bauern bewohnt.

8. Hinweg-gesungen = Umschreibung statt begraben. (Euphemismus.)

11. Versus spondaicus.

12. kalmanken = wollenes, wie Damast gewobenes Zeug.

21. einhellig = einstimmig.

31. geklingt = angestoßen mit den Gläsern. (Schwaches Verbum = zum Klingen das Glas bringen, oder: mit den Gläsern kling machen.)

42. Das Evangelium vom 15. Sonntag n. Trin. (Matth. 6, 24—34.)

43. altend = alt werdend. Alter Wein ist vorzüglicher in Geschmack und Wirkung.

47. rechtliche = Gäste von besonderem Werte, die etwas Rechtes waren.

48. Uhlen. Uhlen erklärt Voß selbst so: „Uhlen heißt bei uns, mit der Uhle, dem borstigen Wandbesen, Staub und Spinnewebe abfegen. Klopstock schreibt Eule (Oden II, S. 3.), welches dem Hochdeutschen nicht verständlicher ist und kein Handlungswort zuläßt."

49. Alkov = Schlafgemach neben der Wohnstube.

52. Spanischer Pfeffer = „gemeiner, indianischer Pfeffer, Capsicum annuum." (Voß.)

56. Feuerkieke = „ein blechernes Feuerstübchen für die Füße" (Voß.)

57. Desem. „Der Desem ist eine Art Wage in den Haushaltungen, die durch eine mit Blei ausgegossene Kolbe, auf einem Seile schwebend, die Last gegenüber bestimmt." (Voß.)

64. Gebohnet = geglättet.

65. Züngelnd = die Zunge hervorstreckend.

---

*) Die Postillen.

75. „Die Krähe, die sonst ernsthaft schreitet, wird im Schnee zu hüpfen genötigt: womit man sprichwörtlich einen komischen Gang vergleicht.“ (Voß.)

85. Das Herz wühlt = bewegt sich lebhaft in mir in froher Ahnung.

86. Ein alter allgemein verbreiteter Aberglaube deutet das Schnurren der Katze, ihr Lecken und Putzen auf nahen Besuch.

90. Auch in Idyllen kommen Streitigkeiten vor, aber sie sind nur von untergeordneter Bedeutung und gehen rasch vorüber, ja sie befestigen und erhöhen nur die Liebe.

94. Drillich (vgl. Zwillich) = aus drei Fäden gewebtes, schöne Muster aufzeigendes Leinen (deshalb „fein gemodelt“).

99. Posen = Federkiel. Solche wurden gefärbt und auf das Mundstück der Pfeife gesetzt.

108. Lebendige Kohlen = glühende Kohlen.

111. Kien = Fichten = Kiefernholz, welches schnelle prasselnde Flammen erzeugt.

120. Wähliges Paar. Lüben erklärte früher: „Richtiger wohliges dem es in seinem behaglichen Zustande zu wohl ist.“

Allein das Wort ist von wäle abzuleiten, welches Voß selbst in der Idylle „De Geldhapers“ V. 75, gebraucht und durch Üppigkeit, Mutwillen erklärt. Es ist also ein besonders schmuckes, kräftiges Paar gemeint, welches in seinem Kraftgefühl weder Kälte noch Schnee achtet.

Dammelt hindurch. In derselben Idylle „Die Goldhapers“ gebraucht Voß V. 69 das Wort dammeln und erklärt es durch tändeln. Diese Bedeutung gibt auch das Wörterbuch von Campe, während Grimm zwar auch den Dammler als Liebhaber und Bräutigam erklärt, dammeln selbst aber mit dämeln und dameln zusammenbringt und darunter die unsichere taumelnde Gangart versteht. Voß scheint allerdings das Wort auch hier in der ihm geläufigen Bedeutung, sich liebkosen, gebraucht zu haben.

122. Fach ist der besondere Stand für jede Kuh, welcher durch Bretterwände gebildet wird. Schönmädchen und Blüming waren die Namen der Kühe.

130. Diele = Hausflur, Ehren.

137. Verspünden = verschließen.

141. Von Alters = seit langer Zeit.

142. Kitzelig = reizbar, leicht übelnehmend und dann mürrisch, ungefällig.

143. Hälter = Fischkasten.

149. Monarch = Name des Hofhundes.

150. Nach dem Zusammenhange ist mit Krampe der hölzerne oder eiserne Riegel gemeint, durch welchen die Thür verschlossen wird; das nennt man aber in Norddeutschland Klampe, während Krampe dort das zweimal rechtwinkelig umgebogene, in den Thürpfosten eingeschlagene Eisen bedeutet, durch welches der Riegel oder ein Holz geschoben wird. In Mitteldeutschland heißt dieses Eisen Kolben oder Zange.

164. Pusten = blasen; davon Püster, ein Blasebalg, die breitere Aussprache ist pausten." (Voß.)

193. Tuschte erklärt Voß = zum Schweigen ermahnen, eigentlich durch ein leises „tusch", dann auch durch andere Worte und Geberden.

195. Das Gemahl = doppelgeschlechtig, hier = Gemahlin. (Vgl. Luthers Erklärung zum 6. Gebot: und ein jeglicher sein Gemahl liebe und ehre.)

204. Alten = alt werden; greisen = Greis werden.

207. Herzblatt = „der zartblättrige Wipfel der Gewächse". (Voß.)

213. Da Herz und Zunge vereint war, d. h. nicht zwiespältig war, so daß man redete, wie man es dachte.

5. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Die Vorbereitungen zum Feste. — 2. Der Empfang der Kinder. — 3. Charakteristik a) des alten Tamm; b) der Hausfrau; c) der beiden Kinder.*) — 4. Referat über den siebzigsten Geburtstag. (Kurz gefaßte Inhaltsangabe.)

[Litterarisches: *Gude I, S. 80.]

Leben des Dichters.

Am 20. Februar 1751 wurde Joh. Heinrich Voß geboren zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg. Sein Vater zog noch in demselben Jahre nach Penzlin, wo er ein kleines Gut gepachtet hatte. Ein vorzügliches Gedächtnis eignete dem Knaben, der um dieser Eigenschaft willen von seinem Lehrer viel Lob, um seines träumerischen Wesens willen auch viel Tadel erntete. Eine ungemeine Wißbegierde trieb ihn in den Werkstätten umher, und dort erfragte er, was er konnte, und ahmte nach, so gut er konnte. Nun lernte er Latein und Griechisch mit großem Eifer, kam auch auf die Schule nach Neubrandenburg, war aber dann genötigt, sich kümmerlich durchzuschlagen. Sein Vater verarmte, der Sohn mußte Hauslehrer werden und lebte vielfach in drückenden Umständen. 1772 kam er nach Göttingen, durch Boies Vermittlung, der ihm einige Benefizien zugewandt hatte. Er stiftete dort mit gleichgesinnten Jünglingen den Hainbund, einen Dichterbund, dessen hervorragendste Glieder Hölty, Miller, Cramer, zwei Stolberg, Clauswitz, Leisewitz waren, dessen Freund und außerordentlicher Teilnehmer auch Bürger war.

Voß ward Boies Schwager, verheiratete sich nach Wandsbeck 1775, wo er mit Matthias Claudius eine schöne Zeit verlebte. Dann nahm er aus Not der Umstände zwei armselig besoldete Rektorate zu Otterndorf und Eutin an. In letztgedachtem Orte besserte sich seine Lage, daß er, allerdings auch aus Gesundheitsrücksichten, 1802 sein Amt niederlegte und von da ab in Jena und später als Badenscher Hofrat und Akademiker in Heidelberg lebte, wo er hochbetagt am 26. März 1826 starb. Ein

*) Alle diese Themata sind durchaus leicht, so daß sie nicht einmal einer Andeutung bedürfen. Doch versäume man eine Wiederholung des zur Erläuterung von Schlegels: „Der Hexameter" Gesagten nicht.

eiserner, durchaus ehrenwerter Charakter war Voß, weniger groß als selbständig schaffender Dichter. Seine Idyllen nur, Darstellungen ebenso der eignen Gefühle und Erlebnisse*), als des reinen, einfachen Naturlebens, und zum größeren Teile trefflich, besonders der 70. Geburtstag, und dann seine bedeutenden Übersetzungen griechischer und römischer Dichter, unter welchen die Übersetzung des Homer (Odyssee und Ilias) und des Vergil (besonders der Georgika) musterhaft sind. In der Handhabung des Hexameter war ihm niemand, auch Goethe und Schiller nicht, gleichgekommen. Ja Voß wird als der zweite Erfinder des Hexameters von Schlegel, und seine Bedeutung, daß er das klassische Altertum in die deutsche Sprache eingeführt habe, von W. v. Humboldt gepriesen. Schiller und Goethe feiern ihn durch ein Distichon in ihren Xenien:

Jetzo nehmt euch in Acht vor dem wackern Eutinischen Leuen,
Daß er mit griechischem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.

Schriften des Dichters.

Gedichte 1. Bd. 1785. Hamburg, Hoffmann. — Marburg. Krieger 1794. 1 Thlr. 12 Ggr.

Gedichte. 2 Tle. Hamburg. Nicolovius in Kgsb. 1785—95. 1 Thlr. 16 Ggr.

Lyrische Gedichte. 5 Tle. Königsberg. Nicolovius. 8 Thlr. 8 Ggr.

Sämtliche Gedichte. 7 Tle. Königsberg. Nicolovius 1802. 6 Thlr. (12⁴/₅, 21 Thlr.)

Idyllen. Königsberg. 1802. 1 Thlr. — 1879. Hempel. Berlin. 80 Pf.

Luise, ein ländliches Gedicht in 3 Idyllen mit Karte. 2. Aufl. Königsberg. Nicolovius. 1812. 1¹/₃ Thlr.

Luise, N. A. Ebd. 1823. 16 Ggr. — Ausgabe letzter Hand. 1837. Leipzig. Müller. 16 Ggr. 1840. 1 Thlr. 1838. Illustr. 2 Thlr. — Prachtausg. 1837. 3 Thlr. — 1864. Ebd. 1 Thlr. — 1880 Elberfeld, Loll. 20 Pf.

Luise, ins Lateinische übersetzt von B. G. Fischer mit deutschem Text zum Singen. Stuttgart. Metzler. 1 Thlr.

Luise, 1868. Leipzig. Dyk. 4 Sgr. — Diamantausgabe, Berlin. 1871. Grote. ¹/₃ Thlr. — Berlin, Hempel. 1879. 80 Pf. — Mit 6 Bildern von Arthur Freiherrn von Ramberg und Paul Thumann. Berlin 1882, Grote. 12 Mk.

Sämtliche Gedichte. 5 Bde. 1833. Leipzig. Immanuel Müller. — Supplem. Bd. Von Heinr. Döring. (Leben und Wirken.) Weimar. 1824. (Leipzig, Böhme) 21 Ggr.

Homers Ilias. Hempel. 1879. Berlin. 1,80 Mk. — Odyssee. Übersetzt. 1879. Hempel, Berlin. 1,80 Mk.

Sämtliche poetische Werke. Hsg. v. Abr. Voß. (Nebst Lebensbeschr. und

---

*) Bald nach seiner Verheiratung machte Voß mit seiner jungen Frau eine Reise zu seinen Eltern. Der Anblick der geliebten Schwiegertochter verlieh dem alten Vater eine jugendliche Heiterkeit; er äußerte, daß er Gott für nichts so sehr danke, als daß er ihn die Freude hätte erleben lassen, seine Schwiegertochter zu sehen. „Es war sehr rührend," schreibt Voß in einem Briefe vom 4. September 1777, „wie die Eltern gestern alle ihre Schätze aufboten, um uns einmal recht stattlich zu bewirten. Meine Mutter war durchaus nicht zu bewegen, mit am Tische zu sitzen, sondern richtete draußen in der Küche zu und kam dann nur zuweilen hereingelaufen, mit einem Gesichte, worin die ganze Zärtlichkeit ihres heftigen Mutterherzens ausgedrückt war, und übersah ihre Kinder. Ach; es muß unaussprechliche Wollust sein, Freude an seinen Kindern zu erleben! aber es ist gewiß nicht weniger entzückend, die Freude seiner Eltern zu sein!"

Man sieht deutlich, daß dieser Vorgang aus seinem Leben teilweise das Material für den „70. Geburtstag" abgab.

Charakteristik von Fr. C. Th. Schmid). Leipzig. 1835. Müller. $3^1/_2$ Thlr. — 5 Bde. 1846. Leipzig. 2 Thlr. 20 Sgr. — 1853. 1 Thlr. 14 Sgr.

Der 70. Geburtstag. Lahr 1884, Schauenburg 5 Pf.

Sämtliche Werke. Berlin, Hempel. 1867. 69. 1878—79. 2 Bde. 4 Mk. 1. Bd, die Dichtungen enthaltend. Ebd. 1879. 1 Bd. 1 Mk. 80 Pf.

Von der dreifachen Kraft der Dichtkunst. Dessau. 1783. 4 Ggr.

Hesiods Werke und Orpheus der Argonaut. Heidelberg. Winter. 1806. 1 Thlr.

Des Qu. Fl. Horatius Werke. Übersetzt. 2 Tle. Heidelberg, Mohr u. Z. 1807. 2 Thlr.

Ovids Verwandlungen. Übersetzt. 2 Tle. Vieweg in Brschw. 1798. $2^2/_3$ Thlr.

Theokritos, Bion und Moschos. Übersetzt. Tübingen. Cotta. 1808. 1 Thlr. 4 Ggr.

Tibullus und Lygdamus, Gedichte. Übersetzt. 1810. Cotta. Tübingen. $2^1/_2$ Thlr.

Aristophanes, Vergil und Horaz, übersetzt. 8 Bde. Brschwg. Vieweg. 1821. Velinpapier. 25 Thlr.

Musenalmanach. Hamburgische poet. Blumenlese, von Voß und Göcking. 1777—98. Bohn. Hamburg. 12 Thlr.

Kritische Briefe über Götz und Ramler. Mannheim, Schwan u. G. 1809. 1 Thlr.

Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? Heidelberg, 1819.

Bestätigung der Stolbergschen Umtriebe. Stuttgart. Metzler. 1820. 21 Ggr.

Gegen Fr. Perthes. Stuttgart, Metzler. 1822. 6 Ggr.

Mythologische Briefe. 2 Tle. Königsberg. Nicolovius. 1794. 1 Thlr. 20 Ggr.

Mythologische Briefe. 4. 5. Bd. (Aus dem Nachlasse zusammengestellt von H. G. Brzoska. Leipzig. 1834. Lehnhold. $2^1/_2$. Thlr.

Commentarios Virgilianos ed Reinhardt. Rudolstadt, Hofbuchh. 1822. 4 Ggr.

Commentarii Virgiliani. In Latinum sermonem conuertit Th. Fr. G. Reinhardt. Rudolstadt. 1832. Hofbuchh. Ps. 1. siue Eclogae. I V. 1 Thlr. — nonae eclogae Virgilianae a P. Petersenio et I. Freudenbergio. Crucenaci 1831. Bädeker, Coblenz. 4 Ggr. — Ecloge 1—10. Brockhaus und Avenarius. 1837. Leipzig. $1^1/_3$ Thlr.

Über des Virgilischen Landgedichtes Ton und Auslegung. 1791. Altona. Hammerich. 10 Ggr.

Zeitmessung der deutschen Sprache. Kgsberg, Nicolovius. 1803. $1^1/_3$ Thlr.

Kritische Blätter nebst geograph. Abhandl. 2 Bde. Stuttgart. Metzler. 1828. 5 Thlr. 18 Ggr.

Über Gleims Briefsammlung und letzten Willen. Heidelberg. 1807. Winter. 6 Ggr.

Briefe nebst erläut. Beilagen. 3 Bde. Halberstadt. (Leipzig, Weinedel) 1829—31. 4 Thlr. — Hsg. v. Abr. Voß. 3 Bde. 2. Aufl. Leipzig. 1840. 2 Thlr.

Anmerkungen und Randglossen zu Griechen und Römern. Von Abr. Voß hsg. Leipz. 1838. Müller. 2 Thlr.

Über den Dichter.

Herbst, W., Johann Heinrich Voß, 2 Bde. 22 Mk. 1876. Leipzig. Teubner.

Johann Christian Freiherr von Zedlitz.

91. Die nächtliche Heerschau.

[Gedichte. Stuttgart. Cotta. 1859. I. 21.]

1. Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

2. Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

3. Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton:
Die alten, toten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

4 Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

5. Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

6. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

7. Da kommen auf luftigen Pferden
Die toten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

8. Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

9. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

10. Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

11. Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

12. Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

13. Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtchen leis'.

14. Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah':
„Frankreich ist die Parole,
Die Losung: Sankt Helena!"

15. Dies ist die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält.

1. **Form:** Altdeutsche, vierzeilige Strophe. Nur die graden Zeilen sind stumpf gereimt. Jede Zeile hat drei Hebungen und eine freiere Anzahl von Senkungen.*)

*) Es ist einfach falsch, wenn, wie von gewissen Auslegern geschieht, Accentverse absolut zu jambisch-anapästisch-spondäischen Versen gemacht werden sollen, und wahrhaft lächerlich, wenn das Absichtliche „eingestreuter Anapäste" immer und immer wieder hervorgehoben wird.

2. Disposition:

I. Der Tambour ruft durch Trommelschlag die Infanterie zusammen: Str. 1—5.
II. Der Trompeter ruft durch das Schmettern seiner Trompete die toten Reiter herbei: Str. 6—8.
III. Der Feldherr und der Stab erscheinen, jener in seinem bekannten einfachen Anzug: Str. 9. 19.
IV. Die Parade (nächtliche Heerschau): Str. 11. 12.
V. Die neue Parole und Losung werden ausgegeben: Str. 13. 14.
VI. Abschluß: Str. 15.

3. Erläuterungen: Reveille und Zapfenstreich sind Bezeichnungen für zwei Trommelwirbel, von denen der eine zum Aufstehen, der andere zum Schlafengehen auffordert. Schwerlich würde der Tambour letzteren Wirbel, der nur beispielsweise unter den „manchen guten Wirbeln“ genannt ist, in diesem Falle in Anwendung bringen, eher das Allarmsignal.

„gar einen starken Ton.“ Der folgende Hauptsatz ist (logisch) als Folge dieses Satzes zu denken: „so daß die Toten sogar aus ihrem Todesschlafe aufgeweckt werden.“

„tiefer Norden.“ Anspielung an die tief ins Innere von Rußland 1812 vorgedrungenen und dort ein Opfer der Kälte, des Schwertes und des Hungers gewordenen Soldaten.

„Welschland.“ Vgl. General Bonapartes Feldzüge vom Jahre 1796 an in Italien (Schlacht bei Marengo).

„Nilschlamm“: Vgl. die Expedition nach Egypten im Jahre 1798. Die Flotte ging bei Abukir durch Nelson zu Grunde, das Heer fast gänzlich in Egypten und (Arabien) Syrien, aufgerieben durch Schwert, Hitze, Pest, Wassermangel und Hunger.

„blutigen Schwadronen“, die so manchen Wunden und Tod bringenden Ritt gemacht haben. Vgl.: „Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt.“ (Freiligrath, Trompete von Vionville, Erl. I[3].)

„langsam.“ Es entspricht der Würde des Feldherrn und seines Generalstabs*), zu einer Parade langsam zu reiten, zumal den Gemeinen und niederen Offizieren Zeit verbleiben muß, sich aufzustellen und zu ordnen, und der Feldherr ja auch nichts versäumt, also auch nicht zu spät kommt.

„das elysäische Feld.“ (Champs d'Elysées) = ein Platz in Paris.

„Parole“ = das täglich wechselnde heimliche Erkennungswort für ein ganzes Heer die Losung = das offene Erkennungszeichen aller zu einem Heere verbundenen Krieger, das Feldgeschrei.

An diesen beiden Erkennungszeichen Frankreich und St. Helena erkennt jeder, auch wer bisher kein volles Verständnis von der nächtlichen Heerschau gehabt hätte, daß Napoleon I. gemeint sei, erst der große Kaiser (Cäsar) des weltbeherrschenden Frankreichs, dann der einsame Gefangene auf

*) Hier ist unter Stab das glänzende Gefolge (Suite) des Feldherrn oder Kaisers, aus hohen Offizieren bestehend, zu verstehen.

der kleinen Insel St. Helena. Sic transit gloria mundi (So geht die Herrlichkeit der Welt vorüber.)

4. **Grundgedanke**: Der Dichter führt uns in einer großen Geisterparade die zahllose Menge derer vor, welche einst den Fahnen Napoleons nach den verschiedensten Orten hin gefolgt, dem Ehrgeiz Eines Mannes zum Opfer gefallen sind, und welche der Dichter sich, wenn auch nicht sämtlich durch das Band der Liebe, doch durch das der Bewunderung ihres großen kaiserlichen Führers und durch den eisernen Willen Eines Mannes so fest zusammengehalten denkt, daß dieses Band selbst im Grabe nicht gelöst wird. —

5. **Zur Würdigung**: So einfach die Strophen gebaut sind, so ergreifend ist die Wirkung, welche der Inhalt ausübt. Zum Teil nur wird die Wirkung noch erhöht durch die Wahl ungewöhnlicher, treffender poetischer Beiwörter, wie entfleischte Arme, seltsames Klingen der Trommel, luftige Pferde, blutige Schwadronen, gelbes Licht, sowie durch die Annomination, d. h. die Verbindung von Wörtern eines Stammes (Schlägel — Schlägt), (Trompeter, Trompete Str. 6), die passenden dichterischen Ausdrücke, wie grinsen, Knochenhände, durch die Anwendung des Kontrastes (Str. 4), die epische Wiederholung (Geht wirbelnd auf und ab — und reitet auf und ab: Str. 1 und 6), die Polysyndese („Und" dreimal in Str. 6) u. s. w. Am meisten ergreift schon der Stoff selbst mit seiner ungeschminkten Darstellung, die Zeit, der Ort, die Personen, das Unheimliche und der Halbschleier, welcher auf dem Ganzen liegt, bis ihn die letzten Worte lüften; es ist eine einfache, aber wohlgelungene, echte Ballade.

6. **Zur mündlichen oder schriftlichen Bearbeitung** kann wohl 1. die prosaische Darstellung dieser Geisterparade sich eignen; desgleichen 2. eine Vergleichung mit dem Gesicht des Reisenden von Freiligrath.

Sehr zur Verdeutlichung der Parade, welche um Mitternacht durch die Allarmtrommel und -Signale des Trompeters bewirkt wird, diente mir bei der Besprechung vorstehender Ballade eine Schilderung eines selbsterlebten Ereignisses, die durch Allarmsignale vor Tagesanbruch bewirkte schleunige Versammlung einer Division während des Krieges im Juli 1866. —

[Litterarisches: Ed. Niemeyer, Archiv für Litteraturgeschichte. (Hsg. von Franz Schnorr von Carolsfeld.) S. 507—527.]

Lebens des Dichters.

Johann Christian Freiherr von Zedlitz ist am 28. Febr. 1790 auf dem Schlosse Johannisberg im östereichischen Schlesien geboren, wurde 1809 Lieutenant, nahm an dem Feldzug gegen Napoleon als Ordonanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern Teil und focht bei Regensburg, Aspern und Wagram. Als kaiserlicher Kammerherr und Geheimsekretär des Fürsten Metternich war er thätig bis 1845; dann in Zurückgezogenheit

lebend, † er 1862 am 10 März in Wien.*) Am gefeiertsten ist sein Werk: Totenkränze, ein in Canzonen**) abgefaßter Liedercyklus, durch welchen der Dichter seine Empfindungen, welche er an den Gräbern großer Toten (Wallensteins, Napoleons, Petrarkas, Lauras, Romeos, Tassos ꝛc.) hat, ausspricht. Diese Totenkränze sind in mehrere Sprachen übersetzt worden. Die „nächtliche Heerschau“ aber hat die Runde durch die ganze Welt gemacht. —

Schriften des Dichters.

Gedichte. Stuttgart, Cotta. 1832. 2 Thlr. — 2. verm. A. 1839. Cotta. 2¼ Thlr. — 3. A. 1844. — 4. A. 1847. 2 Thlr, 20 Sgr. — 5. A. 1855.
Der Stern von Sevilla. Trauerspiel. 18 Ggr. Stuttgart, Cotta. 1830.
Totenkränze. Canzonen. 2. verm. Aufl. Wien 1831, Wallisheusser. 1⅓ Thlr. 2. Abdr. 1841. 1⅓ Thlr.
Dramatische Werke. 1.—4. Tl. Stuttgart, Cotta. 1830—36. 6⅓ Thlr.
Almanach fürs Lustspiel. 1839. Hallberger, Stuttgart. 2 Thlr.
Waldfräulein. Ein Märchen in achtzehn Abenteuern. 1. A. 1843. 2. Aufl. 1844. Cotta. Stuttgart. 1 Thlr. 24 Sgr. — 3. A. 1851. 1⅔ Thlr. — 4. A. 1857.
Soldatenbüchlein. 3. A. 1852. Ebd. 15 Sgr.

Wilhelm Zimmermann.

92. König Enzios Tod.

[Gedichte 3. Aufl. S. 167. Stuttgart, Rieger 1854.]

1. „O König, schöner König
Mit deinem goldnen Haar,
Mit deinen blauen Augen,
Gefangner stolzer Aar,

---

*) Die vorstehende Erläuterung ward an seinem Todestage niedergeschrieben.

**) Die Canzone ist eine provençalische Form und besteht aus Strophen von je 13 Versen von verschiedener Länge, gewöhnlich elfsilbige mit siebensilbigen abwechselnd. Jede Strophe zerfällt in drei Teile, zwei Teile zu drei Versen, der dritte Teil (Schweif, coda) umfaßt sieben Verse. Die beiden ersten Teile sind durch Reime verbunden, der Schweif ist mit dem zweiten Teil durch den Reim der 7. Zeile (der coda ersten Verses) geeint. — Sonst sind die Reime im Abgesange selbständig; z. B.:

I.	Bei Sankt Onufrio, wo Citronendüfte	a
	Süß aus dem stillen Klostergarten wehen,	b
	Bei jener Kirche — Kirchlein nur zu nennen,	c
II.	Wenn man Sankt Peters Riesendom gesehen,	b
	Des Haupt, emporgestreckt in die Lüfte,	a
	Wie eine lichte Sonne scheint zu brennen	c
III.	Und das Gewölk zu trennen —	c
	Verweilten wir und öffneten die Pforte.	d
	Bald stand ich still vor einem Leichensteine:	e
	„Hier ruhen Tassos modernde Gebeine!“	e
	Stand drein gegraben statt all andrer Worte	d
	Da zuckt ein Weh durch mich! Es zu versüßen,	f
	Senk' ich mein Knie, das werte Grab zu küssen.	f

Wie Reno's Welle schallet
Dein Lied so lustig und frei,
Im Kerker und in Banden
Bricht nicht dein Herz entzwei?"

2. „Im Kerker und in Banden
Blieb Lust und Hoffen mir treu,
Den Leib sie schlugen in Bande,
Die Seele blieb mir frei.
Noch leuchtet am Himmel die Sonne,
Die Sterne, sie glänzen noch hell,
Noch trägt mein Vater die Krone,
Der rettet, der rettet mich schnell." —

3. „O König, schöner König,
Wirf Lust und Hoffen ins Meer,
Die Sonne leuchtet am Himmel,
Die hohe Sonne nicht mehr!
Laß alle Schleusen sprengen
Des Schmerzes blutigrot,
Dein Vater, der ist gestorben,
Der Kaiser, der Kaiser ist tot." —

4. „Und ist mein Vater gestorben,
Der große Friedrich tot,
So sei sie Gott geklaget,
Des Reichs und meine Not.
Sechs Monde will ich klagen
Ein großes, tiefes Leid,
Sechs Monde will ich tragen
Ein schwarzes Trauerkleid.

5. Die Vögel will ich lehren
Meines Schmerzes Melodien,
Die Wogen sollen klagend
Nach meinen Weisen ziehn.
Doch locket der Frühling wieder
Die Klänge der Lust herfür:
Noch glänzen am Himmel die Sterne,
Noch leben die Brüder mir." —

6. „O König, schöner König,
Wirf Lust und Hoffen ins Meer,
Die Sterne glänzen am Himmel,
Die hellen Sterne nicht mehr.
Die Brüder sind gefallen
In heißer blutiger Schlacht,
Du bist der letzte Trümmer
Von deines Hauses Pracht."

7. „Und sind gestürzt aus den Höhen
Die Sterne so feurig und klar,
So will ich mit Staub mich besäen,
Mit Asche dies goldene Haar.
Wie ein Sohn um seine Mutter,
Um's Kind die Nachtigall,
So will ich weinen und klagen
Um meines Hauses Fall.

8. Doch wird's auf den Auen lustig,
Und schallet der Vögel Gesang,
So hall' im Turm auch wieder
Auf's neue der Freude Klang.
Mein Vater stieg in den Himmel,
Die Brüder sanken in's Grab,
Doch Freund und Harf' und Liebe,
Das ist's, was ich noch hab.

9. Zwei Sonnen, der Liebsten Augen,
Sie schmücken das Kerkerhaus
Mit himmlischhellen Strahlen
Zum Königssaal mir aus.
Des Freundes Mut verschönet
Den Bund beim rosigen Wein,
Und lustiges Harfenspiel tönet
In's blühende Land hinein." —

10. „O König, schöner König,
Wirf Lust und Hoffen in's Meer,
Ich sah sie gestern begraben,
Dein Herzlieb ist nicht mehr.
Im Unglück dein heitrer Geselle,
Der treue Freund ist tot,
Heut Nacht hat er verblutet
Für dich auf dem Schaffot."

11. „Und ist mein Herzlieb gestorben,
Und hat verblutet die Treu,
Das könnt' ein Herz wohl brechen,
Das Herz im Leib entzwei.
Den Vater, die Brüder, die Liebe,
Den Freund verschlang das Grab:
So bist du, Harfe, mein Alles,
Was ich im Leib noch hab.

12. Zur Klage will ich dich stimmen,
Daß bleich die Sonne scheint,
Daß Mond und Stern' erblinden
Und Ros' und Lilie weint.
Und zwischen die Klagen web' ich
Die alten Lieder hinein,
Daß mich die Geister umschweben
Der Herzallerliebsten mein.

13. Die alten lustigen Lieder,
Sie seien die goldene Brück,
Die trage mein weißes Liebchen
An's heiße Herz mir zurück.
Die alten lustigen Lieder,
Die rufen als Festtagsgeläut
Den lieben Freund aus dem Grabe,
Die alte, fröhliche Zeit." —

14. „O König, schöner König,
Wirf Lust und Hoffen in's Meer,
In diesem Mauern schallet
Kein Klang der Saiten mehr.
Die Harfe, die heitere Seele,
Die woll'n sie zerschlagen dir,
Einsam in der Kerkerhöhle
Vertrauern sollst du hinfür." —

15. „Und woll'n sie die Harf mir zerschlagen
Fahr wohl denn, Lust und Schmerz,
So mögen sie mich begraben,
Sie haben zerbrochen mein Herz.
Mein Herz und meine Harfe,
So singt eu'r Schwanenlied,
Ade, du schöne Erde!"
Der letzte Staufe schied.

1. **Form**: Neuere Nibelungenstrophe vgl. Erl. II³, S. 293.

◡ — ◡ — ◡ — ◡ ‖ ◡ — ◡ — ◡ —

Somit deutet den Einschnitt in der Mitte eine überschüssige Senkung an.

Bisher ist wiederholt vom Reime die Rede gewesen. So wollen wir wenigstens zuguterletzt noch vom Reime reden. Was ist der Reim?

Der Reim im eigentlichen Sinne ist derjenige Gleichklang im Versbau, welcher sich auf ganze Tonsilben mit Ausnahme der dem gehobenen Vokal (vgl. Hebung) vorausgehenden Konsonanten, aber mit Einschluß etwaiger in der Senkung stehender Nachsilben derselben Wörter erstreckt.

Schon die Sprache des gemeinen Lebens zeigt die Freude des deutschen Volkes am Reimen: Heute mir, morgen dir; schlecht und recht; Saus und Braus; Eile mit Weile; Gerück und Geschick; Sang und Klang; Rumpf und Stumpf.

Man teilt den Reim ein in Rücksicht:

I. auf die Zahl der umspannenden Silben, in:

a. männlichen oder stumpfen Reim, wenn er nur auf eine, natürlich in der Hebung stehende, Silbe sich erstreckt.

Vgl. unser Gedicht: Str. 1: Haar — Aar; frei — entzwei;
2: treu — frei; hell — schnell;

b. weiblichen Reim, wenn er zwei Silben umfaßt, z. B. Uhlands Schenk von Limburg Str. 1: Feste — Gäste; allerwegen — Regen.

c. gleitenden Reim, wenn er eine hochtonige Silbe mit zwei

nachfolgenden Senkungen umfaßt, z. B. Meidende — Gleitende; zielende — schielende.

Preis dem Geborenen
Bringen wir dar,
Preis der erkorenen
Gläubigen Schar.

Engel mit Lilien
Stehn im Azur,
Fromme Vigilien
Singt die Natur.

Der den kristallenen
Himmel vergaß,
Bringt zu Gefallenen
Ewiges Maß. (Platen.)

[b und c, also weibliche und gleitende Reime, umfaßt wieder der dem stumpfen Reime entgegengesetzte klingende Reim.]

Hierzu anhangsweise:

d. Schwebend heißt der Reim, wenn auf die hochtonige Silbe eine mitteltonige folgt; Zeitung, Leitung; Unterhaltung, Entfaltung; Kanzleivorstand, — der als Wortführer im Chor stand (Selten, meist von komischer Wirkung).

e. Doppelreim: Märzschnee — Herzweh; Jagdspeer — Schlachtheer; Eilepost — Heilekost; Trabebote — Labebrote; urbar — ohne Bebauungsspur war) Einverstand — einer Hand. (Wie d. in Gebrauch und Wirkung.)

f. identischer Reim = die Wiederholung desselben Wortes oder derselben betonten Reimsilbe, in den allermeisten Fällen verwerflich, und zwar sowohl Reime, wie; Speer — Speer; dreifach — vierfach, als auch spät — späht; Maschinen — Schienen; Triebe — triebe, wo verschiedene Schreibweise und Bedeutung sich findet. Das Ohr will den Gleichklang empfinden, nicht soll das Auge ihn sehen; das Ohr aber wird durch volles Einerlei im Klang, sei die Bedeutung oder die Schreibung, sei auch Beides verschieden, unangenehm berührt.*)

g. Reicher Reim — die Verbindung des identischen (unechten) mit dem wirklichem Reime.

aa. Identischer Reim geht dem echten voran: Zeugkraft — Zeugschaft; Redekunst — Rede Brunst.

*) Etwas anderes ist die absichtliche, nicht aus dem Ungeschick, sondern der Geschicklichkeit hervorgegangene Nebeneinanderstellung fast identischer Reime, z. B.:

Die Ernt' ist wie die Saat; drum, was ihr sät, seht!
Ein Thor, wer früh versäumt, und zu spät späht, —
Wie, wer den Braten wegwirft und das Brett brät, —
Wer nie dem Rater folgt, der, was mißrät, rät, —
Und nie, was er gebaut, zerstört, der steht stät
Auf dieser ird'schen Welt, die selbst nicht stät steht. (Rückert.)

bb. Identischer Reim folgt dem echten:

Wenn du sammelst goldene Trauben ein,
Hüllen Reben dich in Lauben ein:
Wenn am Hügel dich umfängt der Schlaf,
Girren dich verliebte Tauben ein;
Wenn du liebst, so stellen Engel sich,
Die der Sorge dich berauben, ein;
Da die Weisheit mühevoll du fand'st,
Büßtest du doch nicht den Glauben ein. (Platen.)

cc. Zwischen zwei unechte Reime tritt der echte:

Wer seine Augen stets am rechten Orte hat,
Zum rechten Sinne stets die rechten Worte hat,
Den rechten Schlüssel zu der rechten Pforte hat rc.
(Bodenstedt.)

II. In Rücksicht auf die Stellung des Reims im Verse unterscheidet man:

a. Anfangsreim: die ersten Wörter verschiedener Verse reimen, z. B.:

Zage nicht, wenn dich der grimme Tod will schrecken;
Er erliegt dem, der ihn antritt ohne Zagen.
Jage nicht das flücht'ge Reh des Weltgenusses,
Denn es wird bald ein Leu und den Jäger jagen.
Schlage nicht dich selbst in Fesseln, Herz, so wirst du
Klagen nicht, daß du in Fesseln seist geschlagen.

b. Endreim, am Schluß der Verse, bei weitem der häufigste.

c. Binnenreim = inmitten der Verse erscheinen Reimklänge:

Es brauset und sauset das Tambourin
Es rasseln und prasseln die Schellen drin. (Brentano.)

d. Mittelreim: Die Mitten zweier aufeinanderfolgender Verse reimen; vgl. oben, wo wir vom Mittelreim sprechen konnten, falls wir nur Langzeilen annahmen.

e. Kettenreim: Versende reimt mit der folgenden Versmitte:

Wenn langsam Welle sich an Welle schließet,
Im breiten Bette fließet still das Leben.
Wird jeder Wunsch verschweben in dem einen:
Nichts soll des Daseins reinen Fluß dir stören rc.
(Fr. Schlegel.)

Von einigen andern Reimformen war gelegentlich die Rede.

III. Die Stellung des Endreims, also des Reim-Gleichklangs am Ende mehrerer Verse, kann wiederum sehr verschieden sein:

a. gepaarte, ungetrennte Reime: a a, b b, c c. (Reimpaare.)
b. Schlagreim: a a a, b b b oder a a a a b rc.
c. gekreuzte Reime: a b a b, c d c d.
d. umarmende: a b b a.

e. verschränkte: a b c a b c; a b c b a c.
f. unterbrochene: a x*) a, b x b.

„König Enzios Tod“ ist also in der neueren Nibelungenstrophe mit **vier** Langzeilen, nicht rein „jambischen“, sondern „jambischen und anapästischen“ Versfüßen, d. h. bezüglich der Zahl der Senkungen mit größerer Freiheit gebauten Versen geschrieben. Die Reime sind gepaart und männlich. Sieht man die Strophe als achtzeilig an, so sind die graden Zeilen gereimt, die ungraden reimlos.

3. **Dichtgattung**: episch-lyrisch, Ballade. (Vgl. Erl. II[3], S. 162.)

4. **Inhalt**: Enzio, der (natürliche) Sohn Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen und der Bianka Lanzia, geb. 1225 zu Palermo, seit 1240 Gemahl der Adelasia, Herrscherin von Sardinien und Korsika, wurde nach einer früheren, vorübergehenden Gefangenschaft am 26. Mai 1249 in Bologna für die Zeit seines Lebens in Haft genommen. Anfänglich war diese Haft eine leichte, durch das Liebesverhältnis mit Lucia Viadogli versüßte, dann aber wurde sie, nachdem des Königs Freunde, darunter sein Busenfreund Piedro de Asinelli, seine Befreiung versucht, aber nicht erreicht, vielmehr ihr Wagnis mit dem Tode gebüßt hatten, eine äußerst strenge und harte. Der Tod seiner sämtlichen Verwandten bis zum letzten Hohenstaufen (Konradin 1268), seines Freundes und seiner Geliebten, endlich die Hinwegnahme seiner Harfe, der letzten Freude, bricht des Königs Herz am 15. März 1272.

5. **Erläuterungen**:

Str. 1. Gefangner, stolzer Aar.

Der König wird hier nicht einem gefangenen Aare verglichen, sondern ein gefangener, stolzer Aar genannt, so angeredet. Es ist dies eine *bildliche Redeweise* (ein Tropus), und zwar eine *Metapher*. Während in dem *Gleichnis* (Parabel) und in der *Vergleichung* neben einen Gegenstand ein ihm in mehrfacher Beziehung *ähnliches Bild* gestellt wird, und die Ähnlichkeiten beider dann ausgeführt werden, oder unausgeführt bleiben, weil sich dieselben von selbst verstehen, so ist unter Metapher (oder Übertragung) die unmittelbare Übertragung eines Bildes auf einen Gegenstand zu verstehen. — Das Gleichnis liegt der Metapher zu Grunde; denn ohne Ähnlichkeit des Gegenstandes mit dem Bilde würde eine Metapher unmöglich sein; allein die Vergleichung ist in Gedanken vollzogen: was aber ausgesprochen ist, ist eine Verkürzung des Gleichnisses, zunächst entstanden durch das Auslassen der Vergleichungswörter: *wie, gleich, gleichwie*. Der Prosaiker hätte sagen können: Du König gleichst in deiner Gefangenschaft, in welcher du dich keineswegs demütigst, einem Adler, dem Könige der gefiederten Tiere, der, wenn er auch gefangen ist, ein stolzer Vogel bleibt.

---

*) Unter x verstehe ich eine ungereimte Versendung.
Folgen auf gereimte Verse ein oder mehrere ungereimte Verse in jeder Strophe, so nennt man diese *Waisen*. Beispiele sind seiner Zeit gegeben worden.

Der Dichter sagt dasselbe, nur viel kürzer, und darum eben unmittelbarer, wirksamer: Gefangner, stolzer Aar. — In diesen drei Worten ist eine ganze Gedankenreihe, sind mehrere Sätze zusammengedrängt und ist zugleich ein Bild des Königs Enzio vollständig ausgeführt. Solche vollständig ausgeführten Bilder nennt man auch Allegorien.

Oft ist nur ein Teil des Satzes, ein Wort einer anderen Sphäre entlehnt, etwa das Prädikat oder das Attribut eines Substantivs. Dieses wäre dann die einfache Metapher im Gegensatz zur zusammengesetzten.*)

„Wie Renos Welle": einfache Vergleichung. Reno = Fluß in Mittelitalien am Südabhange des toskanischen Apennins (Bologna, Ferrara.)

Str 2. Der Reim treu und frei ist nicht musterhaft, weil die Diphthonge eu und ei zwar öfters, aber immer nur fehlerhafter Weise gleich gesprochen werden.. Das Ohr fühlt sich beleidigt, wenn es eu und ei, ö und e, ä und ö, ü und i ꝛc. ꝛc. als gleiche Laute aufnehmen soll. Auch in anderer Weise können unreine Reime entstehen, wenn die Tonlänge der Vokale verschieden ist (Joch und hoch, Kuß und Gruß) oder die entsprechenden Konsonanten verschiedener Aussprache sind (Sprache und Tage, Brüllen — Fühlen u. s. w.)

Die Sonne, welche am Himmel leuchtet, ist der Vater Friedrich II.; die noch hellglänzenden Sterne sind die Brüder, wie aus den folgenden Zeilen sich ergiebt:

Noch trägt mein Vater die Krone,
Der rettet, der rettet mich schnell.

Das Noch-Leuchten in jener doppelten Metapher und das Glänzen deutet an, daß Enzio seine Brüder und seinen Vater noch unter den Lebenden weilend annimmt.

Auch hier ist die Sonne — Krone ein unreiner Reim. Warum?

Str. 3. Meer — mehr ist gar ein identischer Reim (vgl. oben!), welcher noch mehr, als der unreine, verwerflich ist. Leider kehrt dieser selbe „Reim" noch dreimal wieder. Str. 6. 10. 14.

Wirf Lust und Hoffen ins Meer = ins Wasser, oder so völlig weg, daß es nie wieder dein Eigentum werden kann (Metapher). —

Schleusen des Schmerzes = Metapher. Blutigrote Thränen soll Enzio weinen.

Str. 4. Monde = Monate (Nebenform). — Herfür — mir; vgl. Str. 7 höhen — säen; Str. 10 tot — Schaffot; Str. 11 treu — entzwei; Str. 13 = geläut zeit; Str. 14: Die — hinfür. Weitere unreine Reime.

Str. 6: Der letzte Trümmer = seltener Singular.

Str. 13: weißes Liebchen. Weiß ist die Totenfarbe.

Str. 14: In Folge des mißlungenen Befreiungsversuchs (man erkannte

*) Über die verschiedenen Arten der Metapher, welche man zu unterscheiden hat, wenn auf die Gegenstände, welche mit einander vertauscht werden, Rücksicht genommen wird, vgl. das Gedicht Lenaus: die drei Indianer. (Erl. III³, S. 179)

an einer aus dem Spundloche eines Fasses heraushängenden Haarlocke den Inhalt, zog Enzio hervor und verschärfte fortan sein Gefängnis) ward ihm auch die Freude des Saitenspiels versagt.

Die Harfe, die heitere Seele, auch eine Metapher.

Vertrauern = hoffnungslos trauern, bis zum Tode sich grämen.

Str. 15. Hier findet sich ein Ausdruck, durch welchen in die Gegenwart, ja in die Vergangenheit vermöge lebhafter Phantasie gerückt wird, was vorläufig noch der Zukunft angehört. — Man nennt solche Vorwegnahme der in der Zukunft erst verwirklichten Dinge Prolepsis.

> Sie haben gebrochen mein Herz! —
> Mein Herz und meine Harfe,
> So singt eu'r Schwanenlied!
> Ade, du schöne Erde! —
> Der letzte Staufe schied.

Diese letzte Zeile gehört wohl nicht mehr zur Rede Enzios, sondern bildet den erzählenden Abschluß des Gedichtes.

„Mein Herz und meine Harfe." Der sich auf einzelne Konsonanten am Anfange der Hebungssilben nahe bei einander stehender Wörter erstreckende Gleichklang heißt Alliteration oder Stabreim.*)

Der Schwan singt vor dem Tode zuerst und allein ein Lied, wie die Sage geht. Schwanenlied ist = Sterbelied.

6. **Gedankengang**: Zwiegespräch zwischen dem Boten und dem Könige.

A. (Bote): Kannst du in deinem Kerker noch fröhlich sein? Str. 1.
B. (König): Ja, zumal Vater und Brüder noch leben, und dieser Umstand mich meine Befreiung zuversichtlich hoffen läßt. Str. 2.
A. Dein Vater ist tot. Str. 3.
B. Dann will ich sechs Monde um meinen Vater klagen, im Frühling aber will ich wieder fröhlich singen und auf meine Brüder hoffen. Str. 4. 5.
A. Deine Brüder sind tot, du allein unter den Staufen lebst noch. Str. 6.
B. Dann will ich meine Trauer verstärken und die Hoffnung mit meinen Brüdern begraben, aber im Frühjahr wieder mich freuen: denn noch erquicken mich Freude, Frau und Freund. Str. 7.—9.
A. Herzlieb und Busenfreund sind tot. Str. 10.
B. Das könnte ein Herz schier zum Brechen bringen. Keine Hoffnung habe ich, keine Freude mehr; doch ich habe noch den Trost, daß ich die mir Verlorenen beklagen und durch das Harfenspiel die Erinnerung und durch diese die Entschwundenen mir zurückrufen kann. Str. 11—13.
A. Auch des Trostes der Harfe will man dich berauben, du sollst nicht einmal mehr klagen dürfen. Str. 14.

---

*) Vgl. Goethes Hochzeitslied. (Erl. II³. S. 151.)

B. Dann kann und will ich nicht mehr leben; dann fahre wohl, du Welt, die für mich nichts mehr bietet, die mir das Herz gebrochen hat. Str. 15.

7. **Besondere Bemerkungen**:

1. Das Zwiegespräch kann in dieser Weise nicht historisch sein, da die verschiedenen Ereignisse durch Jahre getrennt und gewiß Enzio nach und nach bekannt geworden sind.

2. Konrad IV., † 1254 am Fieber (Bruder des Enzio), Manfred (auch Enzios Bruder) † 1266 in der Schlacht bei Benevent; dessen 3 Söhne waren in strengem Gefängnis Karls v. Anjou. Konradin, Konrads Sohn, der „letzte Hohenstaufe"*) † 1258 durchs Schwert in Neapel. Manfreds älteste Tochter war mit Peter III. von Arragonien verheiratet und lebte noch. Der Ausdruck „letzte Trümmer" ist also nicht völlig genau, ebenso wenig: Deine Brüder (sc. Verwandten) sind gefallen rc.

3. Außer den, keineswegs sämtlich aufgeführten, Metaphern und Allitterationen kommt mehrfach der Parallelismus**), die Anaphora**), der anaphorische Refrain**), die Reduplikation**) vor. (Suche diese Beispiele auf!) Besonders sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß im Munde des Boten die Worte:

O König, schöner König,

verbunden (außer in Str. 1) mit dem stereotypen Zusatz: Wirf Lust und Hoffen ins Meer! der Anfang jeder neuen Rede, eine stereotype Anrede sind. Ich nannte das „anaphorischen Refrain". — So fängt auch der König vom zweiten Male seine Rede stets, an das eben gehörte neue Unglück anknüpfend, an mit: Str 4. Und ist, — Str. 7. Und sind, — Str. 11. Und ist, — Str. 15 Und woll'n.

8. **Aufgaben**:

Welche Verwandtschaft hat diese Ballade: 1. mit Uhlands Schloß am Meere und Göthes Erlkönig (bei diesem werde von Einleitungs- und Schlußstrophe abgesehen), 2. mit Anast. Grüns: Botenart und 3. mit Schillers: Ring des Polykrates?

Leben des Dichters.

Wilhelm Zimmermann ist am 2. Januar 1807 zu Stuttgart geboren und widmete sich, herangewachsen, dem Studium der Theologie zu Tübingen, und nachdem er dasselbe absolviert hatte, der Redaktion verschiedener Stuttgarter Zeitschriften. Erst im Jare 1840 erhielt er ein Diakonat in Dettingen; aber schon im Jahre 1847 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo ihm eine Professur der Geschichte, der deutschen Sprache und Litteratur am Polytechnikum übertragen wurde. In die

*) Unter den bei Deutschen zur Erbfolge berechtigten.

**) Vgl. Erläuterung von Herders Legenden: die wiedergefundenen Söhne. (Erl. III[b], S. 8.)

folgenden Jahre fällt seine parlamentarische Thätigkeit; auch er war, wie Uhland, ein Mitglied des Frankfurter Parlamentes und ein eifriger Vertreter der fortschrittlichen Richtung. Dieser politische Standpunkt war die Veranlassung, daß er im Jahre 1851 die Professur verlor und erst im Jahre 1854 eine Pfarrstelle zu Leonbrunn erhielt, und ein drittes Pfarramt zu Schnaidheim an der Brenz im Jahre 1864 übernahm. Seit 1876 Pfarrer zu Owen starb er während eines Badeaufenthaltes zu Mergentheim am 22. Septbr. 1878. Das bedeutendste seiner geschichtlichen Werke ist die Darstellung des Bauernkrieges. Der Dichter steht in politischer und religiöser Beziehung auf einem freisinnigen Standpunkte. In seinen Liedern, Parabeln und Rätseln zeigt er sich als ein, übrigens selbständiger, Jünger Schillers. In der Ballade und Romanze war Uhland sein Vorbild. Liebenswürdigkeit des Charakters, Tiefe der Empfindung und ein für das Wohl und Wehe des deutschen Vaterlandes bewegtes Herz wird ihm von Nahestehenden nachgerühmt.

Schriften des Dichters.

Gedichte. Stuttgart, 1831. Neff. .1⅓ Thlr. — 2. bereich. u. verb. Aufl. 1839. Rieger 1½ Thlr — 3. Aufl. 1854. 1 Thlr. 6. Sgr. Amors und Satyrs. Novellen. Bde. 1834.

Fürstenliebe. Novelle aus der neueren Geschichte Schwabens und

Cornelia Bororquia, od. die Inquisition. Stuttgart, 1834. Bolz. 1 Thlr. 18 Ggr.

Masaniello, der Mann des Volkes. Trauerspiel. 1833. Stuttgart, Neff. 1 Thlr. 4 Ggr.

Thomas Overbury. Trauerspiel. Berlin, Janke 1864. 20 Sgr.

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. S. Mörike (Erl. III[3]).

Die Befreiungskämpfe der Deutschen gegen Napoleon. 1. u. 2. Aufl. Stuttgart 1835—37. Glogau, Fleming. 2½ Thlr. — 3. A. 1859. 2 Thlr. 18. Sgr.

Prinz Eugen von Savoyen und sein Zeitalter. 5 Hefte. Stuttgart 1837, 38. Liesching und C. 1 Thlr. 18 Gr. Hbgeſ. Preis 21 Ggr.

Allgem. Geschichte des Bauernkrieges. Nach handschrftl. und gedruckten Quellen. 1841—42. 3 Tle. 4 Thlr. Stuttg., F. H. Köhler. — 3 Tl. (Schluß.) 1843. 15 Sgr. Neue Ausg. 1.—4. Lf. 1848. 20 Sgr. — N. Aufl. 1846. 8 Lfg. à 9 Sgr.

Die Geschichte Württembergs, nach seinen Sagen und Thaten dargestellt. Stuttg. 1845—36. Liesching und C. 3 Thlr. 18 Ggr.

Die Hohenstaufen, oder der Kampf der Monarchie gegen Papst und republ. Freiheit. Ein histor. Denkmal. 2 Tle. 1. Aufl. 1838. 39. 2¾ Thlr. — 2. Ausg. Stuttg. 1843. Rieger. 2¼ Thlr. — N. Ausg. 1858. 1 Thlr. — 3. Aufl. 11 Lieff. à ¼ Thlr. 1865.

Der teutsche Kaisersaal. Vaterl. Gemäld. Stuttgart 1841—42. 6¼ Thlr. 2. A. 1.—4. Lieff. 1855. Stuttg., Rieger à 10 Sgr. — 2. A. 5—10 Lieff. Stuttg. 1856. à 10 Sgr.

Geschichte der pros. und poetischen deutschen Nationallitteratur. (Volks- und Jugendbibl. 9. Heft.) 1 Thlr. 1846. Stuttgart. Verlagsbüreau. — 2. Ausg. Ebd. 1856. Hallberger. 27 Sgr.

Geschichte der Poesie aller Völker. Für die Leser aller Stände. 1847. 1 Thlr. Ebd. — 2. A. A. 1856. 21 Sgr.

Der Glasmaler und die Geldmünze. Eine wahre Geschichte zur Warnung und zur Lehre. Ulm 1844. (Heerbrandt und Thämel) 5 Sgr.

Die deutsche Revolution. 2 A. 1851. Karlsruhe, Kunstverlag 2 Thlr.
Die englische Revolution. 1851. Darmstadt, Leske 1 1/6 Thlr.
Stunden der Andacht f. unsere Zeit. 1.—3. Lfg. Stuttg. 1855. Müller à 3 3/4 Sgr.
Weltgeschichte f. geb. Frauen und Jungfrauen, 2 Bde. Stuttg. 1854. Rieger. 2 Thlr. 12 Sgr.
Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi. 4 Bde. Stuttgart 1856—50. Belser. 4 Thlr. 24 Sgr. — 5. A. 2 Thlr. 1859.
Wa're Erzählungen aus der vaterl. Gesch. 1.—4. Bd. Stuttgart 1862. Scheitlin à 10 Sgr.
Illustrierte Kriegsgeschichte des J. 1866. Stuttgart 1866—67. Weise 2 Thlr.
Der Tag von Oberlaudenbach. Mannheim. 1867. Schneider. 10 Sgr.
Illustrierte Geschichte des deutschen Volkes 1870—77. 61 Lieff à 50 Pf. Stuttgart, Weise.
Deutschlands Heldenkampf 1870—71. Ebd. 13 Lieff. à 1/6 Thlr.

Beilagen.

1. Das Epos.*)

Epos bedeutet zunächst Wort, dann Erzählung, und so müßten wir Epos erklären als „dichterische Erzählung einer vergangenen Begebenheit“. Doch will das Wort Begebenheit nicht in dem Sinne einer einzelnen, mit wenigen Worten schon erzählbaren Handlung gefaßt werden; sonst wäre jede Legende, Ballade, Romanze auch schon ein Epos. Erst ein gewisser Umfang der Erzählung und nur eine Reihe wichtiger Begebenheiten, welche zu einem Ganzen vereint sind und in ihrer Vereinigung ein größeres Welt- oder Lebensbild vergangener Zeit vorführen, verdient den Namen Epos.

Der epische Dichter erzählt das Vergangene, genau nach der Ordnung, anschaulich, wie wenn er es selbst als Augenzeuge miterlebt und die Worte seiner Helden selbst gehört hätte; und doch verrät er sich mit keinem Worte, läßt seine Empfindungen völlig zurücktreten, steht ungesehen „hinter seinem Werke, wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude“ (Schiller); er nimmt für keine der auftretenden Personen Partei, ihm gilt es nur um die wahrheitsgetreue Darstellung. Mit „epischer“ Ruhe fließt die Erzählung dahin, in „epischer“ Breite. Homer setzt kein Präsens der Lebhaftigkeit statt des Perfekts, er vermeidet in den letzten Versfüßen des Hexameters jede Interpunktion, gebraucht eine Menge stehender Wendungen, Beiwörter, hält die Erzählung durch ausführliche Gleichnisse auf und zeigt auf alle Weise, daß es ihm mit seiner Erzählung nicht eile. Der Epiker hat Zeit. Lücken und Sprünge kennt er dagegen nicht, es geht alles ohne ein eigentliches Abbrechen des Fadens weiter. Nur eins gestattet der Dichter sich in seiner Erzählung: er hält den Gang der Ereignisse auf durch Einfügung kleinerer Erzählungen (Episoden), welche auf die Entwicklung der Haupthandlung keinen Einfluß haben, oder durch ausführliche Gleichnisse.

Der Boden des Epos ist nicht der einer vollen Kulturentfaltung, wie etwa unseres modernen Lebens, sondern die Periode, wo das Volksleben noch in natürlicher Einfachheit (Naivetät), kindlicher Frömmigkeit erscheint, (wo die Helden noch persönlich thätig sein können, nicht nur moralisch, politisch oder mechanisch, wie Goethe sagt) wo die Personen

---

*) In gedrängter Übersicht das Wesentliche über das Epos und seine Arten zu geben, ist Aufgabe des nachfolgenden, auf mehrfachen Wunsch meinem Buche anhangsweise zugefügten Abschnittes. Auf Erschöpfung oder nur genaueres Eingehen mußte ich von vorneherein verzichten.

der Helden und des Dichters noch nicht ein inneres Empfindungsleben zu leben gelernt haben, sondern sich mit Lust an der Außenwelt weiden und in ihrer Betrachtung ein volles Genüge finden.

Es ist nicht notwendig, daß in einem Epos sich nur ein Hauptheld finde, und die anderen zu Nebenfiguren zusammenschrumpfen. In den größten Epen sind mehrere Personen von gleich hoher Bedeutung neben oder nach einander zu finden, aber alle Ereignisse schließen sich zu der Haupthandlung zusammen, welche dem Epos die Einheit erhält trotz allen Nebenbegebenheiten (Episoden), und alle Helden von gleichem Range stellen durch ihre gleichhohe Bedeutung für die Haupthandlung auch die Einheit des Gedichtes her. Gewöhnlich trägt die Welt des Epos einen Helden, den Träger oder Lenker der Haupthandlung.

Die metrische Form ist verschieden. Die alten Griechen und Römer gebrauchten den Hexameter, und wie sehr dieser zum Epos sich eignet, da er Ruhe und Wechsel, Stetigkeit und Beweglichkeit in sich vereint, von großem Umpfange ist, immer und immer sich selbst gleich und unermüdlich sich zum Kampfe gürtend ꝛc., davon ist bereits Erl. IV³, S. 302 ff. geredet. Klopstock und Goethe haben ihn zu ihren Epen, Voß hat ihn zu Übersetzungen von Epen erfolgreich angewendet.

Die alten deutschen Epen sind gewöhnlich in der Nibelungenstrophe zu vier Versen gedichtet, da die Länge, die sechs Hebungen und die freiere Anzahl der Senkungen diesen Vers dem Hexameter ähnlich erscheinen lassen und ihn gleich brauchbar für epische Stoffe machen.

Die Franzosen gebrauchen den Alexandriner, die Italiener die Stanze für ihre Epen, auch wohl die Terzine.

Wir unterscheiden zwei Arten des Epos: 1) das Volksepos und 2) das Kunstepos.

I. Das Volksepos stellt die ruhmvolle Vergangenheit eines Volkes dar. Das Volksepos entsteht früher, als die Schrift des betr. Volkes. Der Dichter eines Volksepos geht in der Gesamtheit des Volkes unter; sein Name ist der Nachwelt nicht bekannt; die Verbindung zwischen der Menschen- und der Götterwelt ist noch nicht gelöst (die Mythen sind noch des Volkes festes Besitztum); die vorgeschichtlichen Helden des Epos aber strahlen in einer schier übermenschlichen Kraft, der Götterkraft entgegenwachsend (Sage). Das Epos selbst entsteht aus einzelnen Gesängen, welche zu einem größeren Ganzen sich zusammenschließen (Rhapsodie), deren mehrere zuletzt uu einen Mittelpunkt von nationaler Bedeutung sich gruppieren. So entsteht aus mehreren Rhapsodien ein Volksepos.

Die größten Epen des klassischen Altertums sind Ilias und Odyssee (von Homer?), die des Mittelalters Nibelungenlied und Gudrun. Heidnisch-religiöse Volksepen sind die Eddalieder des Nordens und der angelsächsische Beowulf; ein christlich-germanisches Volksepos ist der Heliand.

Eine Abart des Volksepos ist das volksmäßige Tierepos

(Reineke Vos, niederdeutsch 1498 herausgegeben), ein freies Produkt der dichtenden Phantasie, ohne didaktische Tendenzen (wie die Fabel) oder satirische Nebenzwecke (wie die späteren Tierepen: Froschmeuseler, Goethes Bearbeitung: Reineke Fuchs.)

II. Das Kunstepos ist erst dann möglich, wenn das Volk aus seinem schönen epischen Zeitalter heraustritt. Einzelne, uns bekannte Dichter treten dann auf und stellen ihre Stoffe dar, dieselben durch eigne Erfindung umbildend und erweiternd. Die Kunstepen setzen nicht mehr Hörer, sondern Leser voraus. Ihr Kreis ist enger, sowohl der Horizont der Handlung, als der Kreis der Leser.

Wir unterscheiden hier

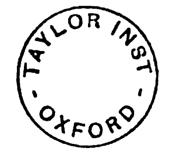
a, das historische Kunstepos; — hierher gehören Vergils Aeneis, des Italieners Torquato Tasso befreites Jerusalem, des Franzosen Voltaire Henriade, des Spaniers Camöens († 1579) Lusiade (Entdeckungsreise Vasco de Gama's nach Ostindien), Goethes Hermann und Dorothea.

b, das romantische oder höfische Epos, welches Christentum an Stelle der Götterkräfte setzt: Wolfram von Eschenbachs Parzival, Hartmann von Aues Erek und Iwein, Arme Heinrich, Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde, Wielands Oberon gehören hierher, und Kinkels: Otto der Schütz.

c, das religiöse Epos: Der Stoff sind biblische oder legendenartige Überlieferungen; die drei Hauptvertreter sind der Italiener Dante Alighieri († 1321) mit seiner göttlichen Komödie, der Engländer Milton († 1321) mit seinem verlorenen Paradies und unser Klopstock (Messias).

d, das komische Epos (ist nur der Vollständigkeit wegen hier aufzuführen, da es eigentlich die Verneinung des Epos ist.) Entweder sucht es durch den Kontrast zu wirken, indem es, wie Blumauer in seiner Aeneis that, den ernsten Stoff in niederer Form und niederem Tone behandelte, oder indem es, wie Rollenhagens Froschmeuseler (Batrachomyomachie niedere Stoffe in ernst erhabener, feierlicher Form behandelt, oder man sucht keinerlei Kontrast mehr, sondern stellt niedere Stoffe in niederer Form dar, wie Kortüm in seiner Jobsiade thut.

[Litteratur: *Kleinpauls Poetik II, S. 105 ff. — Schuster, Poetik S. 13 ff. — *Köpert, Poetik. S. 100 ff. — *Kehrein, Überblick der Dichtungsarten S. 504 ff.]



2. Die Onomatopoeie.

Nachtrag.

Von der Onomatopoeie, d. h. der Nachahmung des Schalles

in Worten oder der sprachlichen Tonmalerei war schon früher die Rede.*)

Jede Sprache ist reich an solchen Wörtern, welche sinnliche genannt werden können, d. h. deren Sinn durch ihren Klang nachgeahmt wird; doch gehen nicht nur in jeder Sprache diese ersten, die erlebten Eindrücke nachahmenden, Wörter vielfach unter, sondern unsere Sinne verlieren auch immer mehr an Schärfe und Feinheit, um diese Nachahmung zu erkennen. Nachahmungen von Tönen sind in unserer deutschen Sprache noch häufig genug: z. B. poltern, donnern, hopsen, kollern, krachen, krächzen, knarren, zischen, zittern, knittern, klappern, sprudeln, brüllen, brausen, flöten, heulen, säuseln, murmeln etc. Sehr treffend sind die Bemerkungen, welche Kleinpaul (Poetik I., S. 157 ff.) macht bezüglich des Charakters einzelner Doppelkonsonanten, welche am Anfange zahlreicher Wörter stehen. So drückt **St** im Anlaut das Starr-Starke aus, vgl.: Stehen, stemmen, stechen, stocken, stützen, Stab, Stock, Stoppel, Stift, Stange, Steg, Stiel, stumpf, steif u. v. a.: **Schl** das Gegenteil: das Nachgebende, Weiche, Schlüpfrige: Schlamm, Schleim, Schlange, Schlinge, Schleife, Schlauch, schlottern, schlendern, schlucken, schlaff, schlüpfrig etc., **Fl** eine noch größere Beweglichkeit: Fliegen, flattern, flammen, fliehen, flimmern, flackern, fließen, Fledermaus etc.; **Kr** etwas Gebogenes: Kreis, Kranz, Kringel, Kralle, Kreisel, Krone, krumm, kriechen, kratzen, krappeln etc.; **Spr** deutet die auseinanderfahrende Bewegung an z. B.: Springen, spritzen, sprühen, spreizen, sprossen, sprießen, Spreu, sprechen. Man könnte das fortsetzen: die verschiedensten Töne werden durch **Kl** und durch **Kn** nachgeahmt: klaffen, kläffen, klagen, klappen, klappern, klatschen, Klempner, klimpern, Klingel, klingen, Klang, klirren, klopfen, — knacken, knallen knappern, knattern, knirschen, knistern, knittern, Knüppel, knurren, etc.

Alle unsere Wörter fügen sich freilich diesem anfänglichen Grundcharakter nicht mehr ein.

Wenn nun der Dichter solcher Wörter sich absichtlich bedient, um zwischen dem Darzustellenden und der Darstellung auch in Bezug auf die Sprache und Töne eine Harmonie, Kongruenz herzustellen, so nennt man diese Schallnachahmung eben Onomatopoeie.

Onomatopoetischer Ausdrücke unterscheidet man aber zwei Arten:

1. Bedeutung und Begriff deutlich aufzeigende Klangwörter; vgl. die oben genannten: poltern, donnern etc.

2. Bedeutungs- und begrifflose Klangwörter; welche ganz äußerlich einen Naturlaut wiedergeben. Beispiele sind: puff, plumps, schwirr, klipp und klapp, ritsch, ratsch, horrido, hussasa, hurre, trab etc.

Letztere sind im Volksmunde häufiger und in der volksmäßigen Poesie nicht zu verwerfen. Zuviel angewandt, haben diese Klangwörter,

*) Vgl. Uhlands: Des Sängers Fluch, Erl. IV³, S. 407 ff. u. Cl. Brentano: Die Gottesmauer, Erl. I³, S. 25.

welche einzelne unserer Dichter noch durch eigene Kompositionen vermehrt haben, etwas Widerliches; die Klangspielerei verdirbt den Genuß eines Gedichtes, während sparsamer Gebrauch von Klangwörtern denselben erhöht.

Beispiele der Schallnachahmung finden sich sehr viele; z. B.:

Und horch, da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh', aus dem Felsen geschwätzig schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell.*)

Andere Beispiele haben wir oft genug zu erwähnen Gelegenheit gehabt. In Cl. Brentanos: Gottesmauer finden wir nicht nur bedeutungslose Schallwörter, wie rumdibum, sondern auch Klangwörter mit deutlich ausgeprägtem Begriffe: Trommeln, Trompeten, prasseln, schmettern.

Rosse wiehern, Wagen rasseln.

Hier findet sich außer der onomapoetischen Wörterwahl eine geschickte doppelte Allitteration.

Inhaltsverzeichnis.

Vierter Band, zweite Abteilung.

August Wilhelm von Schlegel.

Gustav Schwab.

Joh. Gabriel Seidl.

Julius Sturm.

Ludwig Uhland.

Johann Heinrich Voß.

Joh. Christian Freiherr von Zedlitz.

Wilhelm Zimmermann.

Beilagen.

Generalregister
über sämtliche vier Bände der Erläuterungen.

I. Die Dichter und die Dichtungen.

Matthias Claudius.

Georg Christian Dieffenbach.

Franz Dingelstedt.

Lebrecht Dreves.

Karl Egon Ebert.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Johannes Falk.

Johannes Fastenrath.

Joh. Georg Fischer.

Ferdinand Freiligrath.

Abraham Emanuel Fröhlich.

Emanuel Geibel.

Friedrich von Hagedorn.

Heinrich Heine.

Johann Gottfried von Herder.

Georg Herwegh.

Friedrich Hölderlin.

Ludw. Heinr. Christoph Hölty.

Heinr. Aug. Hoffmann von Fallersleben.

G. Kellner.

Justinus Andreas Kerner.

Gottfried Kinkel.

Ewald Christian von Kleist.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

*) Die mit einem * versehenen Gedichtserläuterungen sind in der 3. Aufl. neu hinzugefügt.

Friedrich Leopold Stolberg.

Julius Sturm.

Ludwig Tieck.

Ludwig Uhland.

Heinrich Viehoff.

Volkslieder.

Joh. Heinrich Voß.

Feodor Wehl.

Freiherr von Zedlitz.

Wilhelm Zimmermann.

Beilagen.

II. Register der Personennamen.

C.

H.

M.

Q.

R.

III. Register der Gegenstände der Poetik.

IV. Register der erklärten Wörter.



Buchdruckerei von Arnold Weichelt, Hannover.

